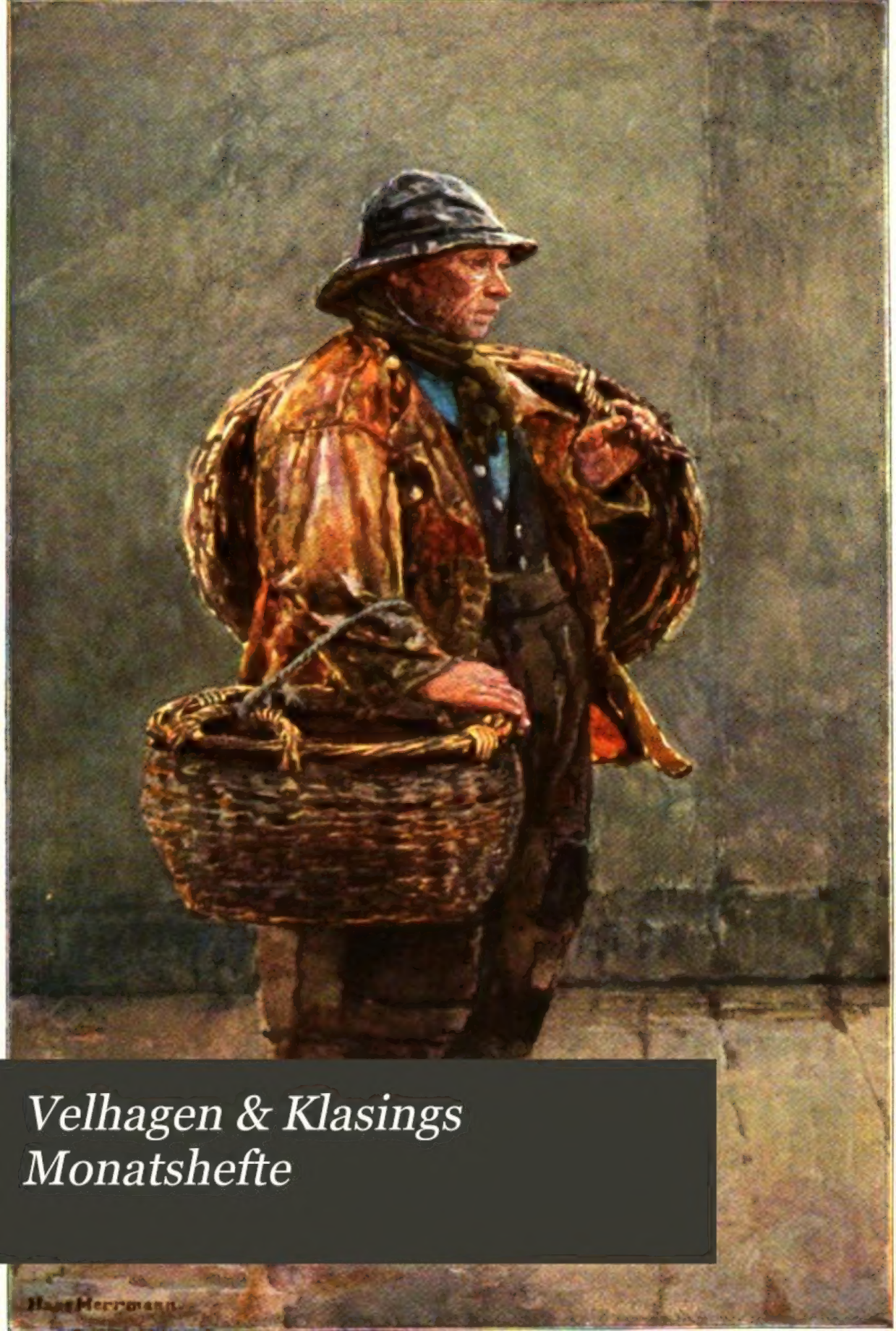


Velhagen & Klasings Monatshefte

Aus der Bücherei
Dittmar

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1907/1908

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
V.22:1

Inhaltsverzeichnis.

XXII. Jahrgang 1907/1908. Erster Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Geißler, Max: Santa Croce. Roman 111, 286, 409
Gottberg, Otto von: Der Abenteurer . 232
Heine, Anselma: Miljenka Crkviče. Eine Erzählung aus dem Süden 543
Hesse, Hermann: Ein Briefwechsel. Novelle 81
Hirschfeld, Georg: Gewißheit. Schauspiel 695
Höcker, Paul Oskar: Die verbotene Frucht. Roman 21, 161, 356, 481
Huldschiner, Richard: Das adlige Schützenfest. Novelle 728, 881
Leitgeb, Otto von: Revanche. Novelle . 677
Linzen, Karl: Bimbo Binelli. Aus den Erinnerungen eines alten Zirkusvaganten 588
Ompteda, Georg Freiherr von: Der Hallelujaflug 557
Rosegger, Peter: Die Brüder Stadlhofer. Eine Geschichte aus Steiermark . . 1
Stratz, Rudolph: Komm mit! Novelle 321
Voß, Richard: Der Schönheitssucher. Roman (Fortsetzung folgt) . . . 625, 785
Walter, Hans: Das Wunderbare. Novelle 849
Zahn, Ernst: Der Unglückssenn. Eine Geschichte 213

Gedichte, Sprüche.

Berstl, Julius: Einkehr 453
Bertram, Ernst A.: Im Dom 720
Erdner, Fritz: Verschneit 580
Falke, Gustav: Der Sieger 146
— — Abendlied 432
Freye, Karl: Heimkehr 880
Fulda, Ludwig: Der Auserwählte . . 458
Gaudy, Alice Freiin von: Die Karfunkel von Wisby (Schwedische Sage) . . 110
— — Nacht 234
Geiger, Albert: Ein Weihnachtslied . . 513
Heide, Josefa: Herbstabend 192
Heine, Anselm: Das Fest ist aus! . . 240
Hesse, Hermann: Gondellied 512
— — Schicksal 726
— — Im Süden 864
Holst, Adolf: Gleichnis 71
Kloerß, Sophie: Die Geigenstimme . . 264
Knodt, Ernst: Wenn nur nicht diese Nächte wären! 231
Le Fort, Gertrud Freiin: Die Harfe . 191
Lewald, Emmy: „Le città morte“ . . 704
Lüttmann, F.: Träumerei 212

Seite

Meltzer, Arthur: An einem Herbsttage 128
— — Im Zwielicht 192
Möller, Marx: Die Müllerstochter. Nach einer alten Chronik 399
Natangen, E. von: Die Mar. Ballade nach einer altpreußischen Volkssage . 53
Otto, Friedrich: Italienische Nacht . . 207
Reck, Grete: Die Kerze 225
Ritter, Erich: Weihnachten 533
Roderich, Albert: Hariri 912
Salus, Hugo: Die Blumenschale . . . 220
Schanz, Frida: Der Spielmann . . . 560
— — Slawisches Liebeslied 816
Schaukal, Richard: Die Träume . . . 94
Scholz, Wilhelm von: Höhenrausch . . 315
Schürmann, Johannes: Rose-de-Mai . 693
— — Confetti 848
Seeliger, Ewald Gerhard: Rübezahl. Schlesische Ballade 574
— — Am Ufer 727
Sergel, Albert: Herbsttage 192
— — Unterwegs 829
Starken, Hans Caspar von: Stille Wege 136
— — Weihnacht 528
Strauß und Torney, Lulu von: Ein frisches Grab 80
Vesper, Wil: Die Sehnsucht 336
Wagner, Christian: Im Garten des Albergo del Sole in Pompeji 541
Wolff, Harriot: In Blütentagen . . . 263
Zahn, Ernst: Die Söldner 926
Zoozmann, R.: Totentanz 542

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Genschen, Otto Franz: Das alte Wallnertheater 529
Goltz, C. Freiherr von der: Jenseits der Berge 446
*Groller, Balduin: Erinnerungen an Hans Makart. Mit zwei Abbildungen 904
*Kalbeck, Max: Erinnerungen an Johann Strauß. Mit zwei Abbildungen 129
Pietsch, Prof. Ludwig: Berlin vor fünfzig Jahren (1856) 767
, Erinnerungen an Kuno Fischer . . 208

Kunst und Literatur.

*Biermann, Dr. Georg: Der Campo Santo der Herren della Scala zu Verona. Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen 915

Digitized by Google

Seite

*Boehn, Max von: Perugino. Kunsthistorischer Essay. Mit vierzehn Abbildungen in Tondruck 193
Busse, Dr. Carl: Neues vom Büchertisch . . . 147, 311, 454, 612, 774, 927
*Gerstenberg, Dr. H.: Neuaufgefundene Gedichte von Hoffmann v. Fallersleben. Mit einer Zeichnung und fünf Faksimiles 280
*Höcker, Paul Oskar: Zwei neue Opern. Mit vier Abbildungen 576
Holzamer, Wilhelm: Tausendundeine Nacht 95
*Kalbeck, Max: Hofburg-Premieren. Mit acht Abbildungen 721
Meyer, Prof. Dr. Richard: Das literarische Jung-Wien 400
*Osborn, Dr. Max: Joshua Reynolds. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck 657
*Ostini, Fritz Freiherr von: Die Scholle. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck 385
*Pietsch, Prof. Ludwig: Hans Herrmann. Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbeilagen und vierzehn Textabbildungen, zum Teil in Buntdruck 7
*Rheden, Klaus von: Schattenspiele. Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen 840
*Rosenhagen, Hans: Madonnen der Frührenaissance. Mit einem Titelbild und fünfzehn Textillustrationen . . . 465
S., H. v.: Illustrierte Rundschau 152, 316, 459, 617, 779, 932
— — Zu unseren Bildern 152, 316, 459, 617, 779, 932
Schmidt, Carl Eugen: Allerlei Kunstfälschungen 890
*Vincenti, Carl Freiherr von: Im Zeichen des „Bienenkorbes“. Alt-Wiener Porzellan. Mit dreizehn zum Teil farbigen Abbildungen 525
*Zabel, Eugen: „Iphigenie“ auf dem Theater. Mit sieben Abbildungen . 221
Zobeltitz, Fedor von: Diebskomödien. Ein theatralischer Umblick 257
*** Berliner Theater in vormärzlicher Zeit. Erinnerungen. Mit sechsundzwanzig Abbildungen 100

Komposition.

Strauß, Josef: Vier Altwiener Walzer. Ausgewählt und gesetzt von Artur Schnabel . . . . . zw. 864 u. 865

Sonstige Aufsätze.

*Arnheim, Dr. Fritz: Struensee. Mit acht Abbildungen 753
Berger, Hans: Le Baron de Grimm († 19. Dez. 1807) 550
*Buß, Georg: Die Puppe in der Kulturgeschichte. Mit dreizehn Abbildungen 561
Ehrenberg, Richard: Bedeutung und Entstehung des deutschen Nationalwohlstandes 835
Goldscheider, Prof. Dr.: Über den Kopfschmerz 671
Gottberg, Otto von: Nordamerikaner und Orientalen 685
*Greger, Albert: Orientalische Teppiche. Mit vierzehn Abbildungen nach Originalen in Faksimiledruck 705
*Grevenstett, Heinz: „Halali —!“ Erinnerungen eines Rotrocks. Mit acht Abbildungen in Buntdruck 137
*Grucker, E.: Wasgauburgen. Eine Wanderfahrt. Mit zwölf farbigen Abbildungen nach Originalen von Prof. Peter Paul Müller 241
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Die Frauen des Rokoko. Mit vier Kunstbeilagen in Buntdruck und vierzehn Textabbildungen . 57
*— — Die Herrenmode im XIX. Jahrhundert. Frack und Zylinder — zwei zahm gewordene Revolutionäre. Mit dreizehn Abbildungen 337
Lenz, Prof. Dr. Max: Die Tragik in Kaiser Friedrichs Leben 72
Meinecke, Prof. Dr. Fr.: Aus der Entstehungsgeschichte des deutschen Nationalstaatsgedankens 235
*Meyer, Dr. M. Wilhelm: Die guten und die bösen Sterne. Mit zwei Abbildungen 534
Obst, Dr. Georg: Der Scheck 226
Pfeil, R. Graf von: Gespräche mit dem Marquis de Galliffet 878
*Schmidt, Karl Eugen: Im Kaffeehaus. Mit sechzehn Abbildungen 265
*Sendling, Dr. Hans: Perkeo. Mit acht Abbildungen 87
*Spielberg, Hanns von: Parfüm. Mit dreiundzwanzig Abbildungen, zum Teil in Buntdruck 865
Stein, Martin: Die Napoleoniden . . 379
*Vincenti, Carl Freiherr von: Im Weinparadis Ungarns. Eine Herbstfahrt. Mit fünfundzwanzig Abbildungen . 433
Wenckstern, Prof. Dr. Adolf von: Das teure Geld 581
Werner, Geh. Regierungsrat Max: Staatsanwalt und Verteidiger . . . 350
*Zabel: Eugen: Die Memoiren der Kaiserin Katharina. Mit sechs Abbildungen nach Gemälden 817

Neues vom Büchertisch.

Asch, Schalom: Bilder aus dem Ghetto 150
Barsch, Paul: Von einem, der auszog . 458
Böhlau, Helene: Das Haus zur Flamm 777
Briefe an Fritz von Stein 778
Fischer, Martha Renate: Das Patenkind 151
Fontane, Theodor: Aus dem Nachlaß . 930
Goethes Briefe an Charlotte von Stein 778
Grad, Max: Unsere liebe Frau . . . 314
Gundelfinger, F.: Romantikerbriefe . . 778
Hegeler, Wilhelm: Das Ärgernis . . 778
Herzog, Rudolf: Der Abenteurer . . . 615

Digitized by Google

Seite

Heyse, Paul: Gegen den Strom . . . 455
v. Hofmannsthal, Hugo: Die Prosaischen Schriften gesammelt 149
Krause, August Friedrich: Sonnensucher 313
Kurz, Isolde: Lebensfluten 454
Lauff, Joseph: Die Tanzmamsell . . . 614
Malberg, Anna: Wunderdinge von dazumal und andere Geschichten . . . 616
Mann, Heinrich: Zwischen den Rassen . 150
Riese, Charlotte: Menschenfrühling . . 314
Pantenius, Theodor Hermann: Aus meinen Jugendjahren 775
Reuter, Gabriele: Der Amerikaner . . 616
Rodenberg, Julius: Aus der Kindheit 147
Rosegger, Peter: Die Abelsberger Chronik 151
— — Die Försterbuben 777
Schaffner, Jakob: Die Laterne und andere Novellen 930
Schaukal, Richard: Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthasser, eines Dandy und Dilettanten . . . 457
Schieber, Anna: Alle guten Geister . . 311
Sohnrey, Heinrich: Robinson in der Lindenhütte 931
Speck, Wilhelm: Der Joggeli 458
Storm, Theodor: Briefe in die Heimat 929
Trojan, Johannes: Auswahl aus seinen Schriften 315
Voigt-Diederichs, Helene: Aus Kinderland 931
Wilbrandt, Adolf: Sommerfäden . . 456
v. Wildenbruch, Ernst: Lukrezia . . . 612
Zahn, Ernst: Lukas Hochstraßers Haus 776

Kunstbeilagen.

Block, Prof. Josef: Siesta. Gemälde Faksimiledruck . . . . . zw. 784 u. 785
Helleu, Paul C.: „Le chapeau violet." Radierung. Faksimiledruck zw. 320 u. 321
Herrmann, Prof. Hans: Holländischer Fischer. Gemälde. Faksimiledruck zw. 8 u. 9
— — Fischermädchen. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 16 u. 17
Hochhaus, Carl: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 808 u. 809
Hoecker, Prof. Paul: Frühlingsabend. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 792 u. 793
Lancret, Nicolas: „Moulinet". Ausschnitt aus dem gleichnamigen Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 64 u. 65
— — Die Tänzerin Camargo. Gruppe aus dem gleichnamigen Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 68 u. 69
Looschen, Hans: Exoten. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 560 u. 561
Marr, Prof Carl: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Messerschmitt, P. F.: Am See. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 160 u. 161
— — Postpferd. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 168 u. 169
— — Morgensonne. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 176 u. 177
— — Spätnachmittag. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 184 u. 185
Müller, Prof. Peter Paul: Neujahrskarte der Redaktion. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 632 u. 633
Pater, J. B.: Das „Blindekuhspiel". Gruppe aus dem gleichnamigen Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 60 u. 61
Perscheid, Nicola: Lupinen. Nach einer farbigen Photographie . . zw. 776 u. 777
Perugino, Pietro: Madonna. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 464 u. 465
Pesne, Antoine: Die Tänzerin Reggiani. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 56 u. 57
Peters-Weber, F.: Holsteinerin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 800 u. 801
Skarbina, Prof. Franz: Im Glockenstuhl. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 624 u. 625
— — An den Berliner Spittelkolonnaden. Ölstudie. Faksimiledruck . zw. 640 u. 641
— — Tauwetter (Motiv aus Paris). Gemälde. Faksimiledruck . zw. 648 u. 649
Wenk, Albert: Im Hafen von Jersey. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 488 u. 489
— — An der Küste von Amalfi. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 496 u. 497
— — Capo d'Orso. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 504 u. 505
— — Fischerflottille von Concarneau. Ölstudie. Faksimiledruck . zw. 512 u. 513
Zügel, Prof. Heinrich: Satt. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 360 u. 361
— — Mittagsrast. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 368 u. 369
— — Gespann. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 376 u. 377
— — Mittagssonne. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 384 u. 385

Einschaltbilder.

Albrecht, Prof. Carl: Stilleben. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 704 u. 705
Alt, Theodor: Im Atelier des Künstlers. Gemälde. Tondruck . . . zw. 736 u. 737
Bantzer, Prof. Carl: Hessische Bauern. Gemälde. Tondruck . . . zw. 688 u. 689
Corinth, Louis: Conrad Anforge. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 32 u. 33
Corot, Camille: Die Kirche von Marissel. Gemälde. Tondruck . . . zw. 928 u. 929
Diez, Wilhelm von †: Anno 1525. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 128 u. 129
Dill, Prof. Ludwig: Schimmel. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 112 u. 113
Engelmann, Richard: Ruhende Frau. Skulptur. Tondruck . . . zw. 416 u. 417
Esser, Theodor: Der Organist. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 288 u. 289
Gebhard, Prof. Ed. von: Hausfrau. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 336 u. 337
Georgi, Walter: Dame in Weiß. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 880 u. 881
Groeber, Hermann: Bayerische Bauern. Gemälde. Tondruck . . . zw. 424 u. 425
Hagen, Prof. Th.: Heuernte. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137

Digitized by Google

Seite

Hellwag, Rudolf: Auf der Themse. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 352 u. 353
Henn, Rudolf: Märchen. Kleinbronze. Tondruck . . . . . zw. 580 u. 581
Hölzel, Adolf: Feierabend. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 264 u. 265
Hübner, Heinrich: Interieur. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 592 u. 593
Junker, Hermann: Am Feind. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 752 u. 753
Kallmorgen, Prof. Fr.: Die Hofmalerin. Gemälde. Tondruck . . . zw. 208 u. 209
Kampf, Prof. Eugen: Holländische Landschaft. Gemälde. Tondruck zw. 656 u. 657
Kaufmann, Prof. Hugo: Phryne. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 832 u. 833
Kaulbach, Prof. Fritz August von: Kinderbildnis. Gemälde. Tondruck zw. 296 u. 297
Klimsch, Fritz: Badende. Marmorskulptur. Tondruck . . . . . zw. 40 u. 41
Lavery, John: Das grüne Sofa. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 816 u. 817
Liebmann, Harry: Zopfflechterin. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 672 u. 673
Linde, Hermann: An der Kirchhoftreppe. Gemälde. Tondruck . . . zw. 448 u. 449
Messerschmitt, P. F.: Durch Stadt und Land. Gemälde. Tondruck zw. 528 u. 529
Meyer, Prof. Claus: Bildnis meiner Tochter. Gemälde. Tondruck zw. 312 u. 313
Münzer, Adolf: Karnevalszug. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 896 u. 897
Nissl, Rudolf: Die Putzmacherin. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 608 u. 609
Perscheid, Nicola: Damenbildnis. Aufnahme. Tondruck . . . zw. 768 u. 769
Piepho, Carl: Siesta. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 432 u. 433
Rauchinger, Heinrich: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 544 u. 545
Reiniger, Prof. Otto: Am Morgen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 232 u. 233
Rossini, Angelo: Segelboote in Chioggia. Gemälde. Tondruck . . . zw. 720 u. 721
Skarbina, Prof. Franz: Nach der Trauung. Gemälde. Tondruck zw. 408 u. 409
Slevogt, Prof. Max: Senator O'Swald. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 80 u. 81
Spiro, Eugen: Dame mit Hund. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 96 u. 97

Seite

Spitzweg, Carl: Landschaft. Gemälde. zw. 848 u. 849
Stuck, Prof. Franz von: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 400 u. 401
— — Zweikampf. Gemälde. Tondruck zw. 888 u. 889
Thoma, Prof. Hans: Schwarzwaldtanne. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 48 u. 49
Vogeler, Heinrich: Liebe. Radierung. Tondruck . . . . . zw. 304 u. 305
Watteau, A.: Gilles mit seiner Familie. Gemälde. Tondruck. . . zw. 864 u. 865
Zimmermann, Ed.: Eva. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 216 u. 217

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

* „Braut von Messina" Die. Aufführungen im römischen Amphitheater zu Brugg 459
* Ebenböck, Mathias: Neue künstlerische Lebkuchen 617
* Epple, Emil: Plastische Werke . . . 779
* Friedhofskunst 459
* Galerie Weber in Hamburg 152
* Gartenbau-Ausstellungen in Dresden und Mannheim 152
* Giani jun., Karl: Möbelstoffe . . . 617
* Honold, G.: Damenzimmer 617
* Joachim, Joseph †. Bildnis 316
* Kleemann, Prof. Georg: Neuer Schmuck 152
* Lange, Prof.: Treppenläufer 617
* Lorenz, Gertrud: Handarbeiten . . . 152
* Mayer-Pforzheim: Sterbemedaille auf Friedrich, Großherzog von Baden . 617
* Messer, Alfred: Neue Eisenschmiede-Arbeiten 459
* Netzer, Prof. Hubert: Der Nornenbrunnen in München 459
* Perscheid, Nicola: Neue Photographien 779
* Riegel, Ernst: Goldschmiede-Arbeiten . 779
* Rothmüller, R.: Schmuck 617
* Sammlung Moreau-Néladon in Paris 932
* Schaper, Hugo: Fächer und Schmuck . 617
* Schnelldampfer „Kronprinzessin Cäcilie". Innenausstattung 316
* Stauffer-Bern, Karl: Meine Mutter. Radierung 779
* Sturm, Prof. Paul: Bronzen und Medaillen 316
* Trübner, Nicolaus: Goldschmiede-Arbeiten 932
* Wille, Rudolf und Fia: Treppenläufer 617

Digitized by Google

Elaine
painted by Edmund Leighton, R.I.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 1. September 1907

Die Brüder Stadlhofer. Von Peter Rosegger.

Eine Geschichte aus Steiermark.

In einer schlaflosen Nacht fiel mir der Johann Stadlhofer ein. Er war unweit meines Ortes daheim, in der Gegend von Wenigzell oder Strallegg — dort oben irgendwo. Kennen lernten wir uns in Graz, wo er an der Universität studierte, dieweilen ich — älter als er — in der Vorbereitungsklasse der Handelsakademie saß. Aber ich war ihm nicht zu schlecht; an Sonntagen gingen wir gern miteinander aufs Land hinaus, am liebsten auf solche Höhen, wo man die fernen grauen Bergrücken unseres gemeinsamen Heimatgaues sehen konnten. Der Johann lachte immer, wenn wir von der Heimat sprachen, er erinnerte sich an die Narreteien, die er dort als Bauernjunge getrieben. Manchmal, wenn unser mehrere beisammen waren, trieben wir's auch wüst mit ihm. Er verband sich die Augen und stemmte in wagrecht gebückter Stellung den Kopf an den Baumstamm. Einer von uns anderen spreitete die Beine, hüpfte auf seinen Rücken: „Esel, wer reitet?“ Und er antwortete: „Der Goldleitner Gelm!“ oder: „Der Waldbauernbub, der Schelm!“ und erriet es allemal. „Der muß auch hinten Augen haben!“ riet einer der Spielgenossen. „Freilich,“ lachte der Johann, „ich hab' sogar an Deinen Ohren meine Finger. Merkst Du's?“

Jener merkte es. Aber nicht grob.

Noch mehr als seine rückwärtigen Augen bewunderte ich an ihm die Galanterie mit schönen Stadtdamen. Da war's wieder so, daß er seinen Mund an ihren Fingern hatte. Er küßte ihnen die Hand. Aber wie? Er nahm so ein schmales weiches Händchen in seine Bauernpratze, faßte die Fingerchen zusammen in seine Faust, so daß nur die rosigen Spitzen hervorstanden. Und diese Spitzen küßte er. Aber so nachdrücklich, daß man meinte, er wolle ihnen das rosige Blut aussaugen. Und die Dame wurde gar nicht einmal so böse. Er war ein hübscher, frischer Junge, und ein solcher braucht sich an keinerlei Kußregeln zu halten.

Aber in diesen lichten Frühlingsmorgen fiel eine schwere Sonnenfinsternis. Und das ist es, was ich erzählen will.

Eines Tages gegen Ende Mai erhielt mein Johann Stadlhofer von seinem Bruder ein Schreiben, expreß, er möge eilends heimkommen, es sei die Mutter schwer erkrankt. Kränklich war sie schon seit lange gewesen. Er machte sich sofort auf den Weg, zu Wagen, so weit es ging, dann zu Fuß ins Gebirge. — Am fünften Tage ist er wieder zurückgekehrt, aber das war ein anderer, als der fortging. Ein herzwarmer Sohn war er immer gewesen, obschon er sich dessen eher zu schämen schien. Der leise

Digitized by Google

Mollton, wenn er manchmal — selten geschah es — der Mutter Erwähnung tat, war mir aufgefallen. Daß ihn aber der Mutter Tod so herrichten sollte, das hätte ich nicht denken können. Er kam zu mir, sagte, daß seine Mutter gestorben sei, und ging ohne weiteres wieder davon. Fast hatte er ein anderes Gesicht bekommen, vergrämt und abgespannt. Man sah ihn nicht auf der Gasse, und wenn man an seine Bude klopfte, war er nicht zu Hause. Ich war schon in Sorge, ihm irgendwie weh getan zu haben, vielleicht durch mein Beileidsbrieflein, worin ich ihn auf ein Wiedersehen mit der Seligen im Jenseits verwies. Er hatte zwar das Priesterseminar durchgemacht, aber seit der siebenten Klasse glaubte er an nichts mehr.

So war's ein paar Wochen, da trafen wir uns eines Abends zufällig auf dem Glacis. Wir gingen miteinander wie früher und gingen in den stillen Wald von Maria-Grün hinaus.

Ein gelbes Dachshündchen hatte er bei sich, das früher nie mit ihm gewesen. Es watschelte jetzt kurzbeinig neben ihm her. Manchmal, wenn uns Leute begegneten, flüchtete sich das Tier an den Johann, hob das rechte Vorderbeinchen auf und winselte ein wenig. „Weil ihm einmal einer hart aufs Pfötel getreten ist," sagte mein Begleiter. Ich hob ein Stückchen Holz auf und wollte dem Hund „Aportel" werfen. Der Johann nahm es mir aus der Hand: „Das wollen wir bleiben lassen." Im Walde, auf einem Holzblock, sind wir lange gesessen, bis in die Nacht hinein, und dort hat er mir's erzählt.

Unser Haus, so begann er, steht ganz oben auf einem Hochland. Weitum sieht man die Almen und Felsenberge, es ist schön dort. Mein Vater ist schon lange gestorben; mein Bruder führt die Wirtschaft, er ist um fünf Jahre älter als ich. Wir haben uns immer gut miteinander vertragen, und er hat gegen den kostspieligen Studenten nie was einzuwenden gehabt. — Wie ich nun hinauf gelangt bin und dem Hause nahe, da kommt mir mein Bruder entgegen, über den Anger her. Lässig reicht er mir die Hand und sagt: „Ja, mein lieber Bruder! Die Mutter werden wir halt nit mehr lang haben." Während wir ins Haus traten, erzählte er mir kurz die Krankengeschichte. Ihr Bett stand in der großen Stube an der Wand. Ihr Gesicht kam mir viel weißer vor als sonst, ihr Haar dunkler. Als sie mich sah, lächelte sie ein wenig und hob sachte die Hand. Vor der erschrak ich fast, sie war so schlank und zart und kühl. Sie hatte doch sonst m e i n e Hand gehabt, die da. Sie sprach leise und nicht gar deutlich, fragte, wie die Reise gewesen sei, und bemerkte, daß meinem Tuchrock linkerseits ein Knopf fehle. Den solle die Küchenmagd nur gleich einheften. Um meine Beklemmung zu verbergen, schäkerte ich ein bißchen mit dem Fineterl, dem kleinen Dachshund, der immer so gern bei ihr war, der jetzt am Fußende des Bettes lag und der trotz der neun Monate unserer Trennung mich nicht aus dem Gedächtnis verloren hatte. „Aber," fuhr die Mutter fort, „ausschaun kunntst mir besser, Hansel. Wieder so viel lernen wirst müssen, gelt?" Diese Frage war mir unangenehm, denn ich lernte gar nichts, schon monatelang. Im ersten Jahr Jus, was gibt's denn da zu lernen! „Nein, Mutter," beruhigte ich sie, „da geb' ich schon acht, daß ich mir mit Lernen die Gesundheit nicht verderbe. Wenn nur erst Ihr wieder auf der Höh wäret!"

Aber sie lenkte das Gespräch über ihren Zustand alsbald ab — tätschelte meine Wange und fand, daß ich ein Bartrüpel wäre. „Morgen mußt Dich balbieren lassen." Als ob ein hoher Feiertag bevorstände. Oder dachte sie daran, daß Geistliche keinen Bart tragen sollen? Am Ende wußte sie noch von nichts. Mir war bange gewesen, was sie sagen würde. Nun sagte sie gar nichts von der Sache. Plötzlich aber: „Für den Ostertag mußt Du Dich gar schön herrichten, Hans."

„Für den Ostertag? Der ist ja schon vorbei, Mutter."

„Hab' ich gesagt Ostertag?" fragte sie verloren. „Wie närrisch lauter, daß mir jetzt der Ostertag in den Kopf kommen ist. Jetzt aber schau, daß Du

was zu essen kriegst." Und ordnete an, daß mir Schöberl gebacken und Kaffee gekocht werde.

Während des Essens in der Nebenkammer war ich völlig beruhigt. Allzu bedenklich kam mir die Mutter nicht vor. „Auch hat sie keine Schmerzen, kein Fieber."

Mein Bruder saß am Tisch, mir gegenüber, und schaute mir zu, wie ich mit dem großen Löffel voll Eierkuchen in den Kaffee fuhr, um so beides gleichzeitig in den Mund zu bekommen. In der Stadt gibt es so was nicht und ist doch das Beste auf der Welt. Ja — zur selbigen Stunde hat's noch geschmeckt.

„Daß sie kein Fieber hat, meinst Du!" sagte der Bruder. „Jetzt ist die Hand kalt; wart eine halbe Stund! Und wenn Du um zwei Stunden früher gekommen wärst, hättst schon auch von der schrecklichen Atemnot ein bissel was wahrnehmen können. Ich sag Dir's, es ist nit zum Aushalten, nit einmal beim Zuschauen. Und die Schwächen! Heben und legen! Du laßt Dir's gut sein in der schönen Stadt und weißt nit, was daheim für ein Kreuz ist."

Jetzt fiel es mir erst ein, daß ich ihn hätte einladen müssen, beim Schmause mitzuhalten, aber das war zu spät. Bei den vielen Stadthöflichkeiten verliert man die Bauernhöflichkeit. Und gerade die sättigt. Am meisten aber dann, wenn man sie nicht hat und Schöberl mit Kaffee allein ißt.

Es war finster geworden, da ging ich noch einmal zur Mutter hinein. Aber sie schlief. Ganz leicht und ruhig. Da schlich ich hinauf in die Bodenkammer, wo mein Bett stand. Nach dem langen Marsch in der kühlen Bergluft und mit einer gewissermaßen gelösten Spannung hoffte ich bald und fest einzuschlummern. Aber das kam anders. Der aufgegangene Mond legte durch die Fenster zwei weiße Tücher auf den Fußboden. Ich konnte in der Kammer alle Gegenstände ausnehmen; den alten geschnitzten Kasten, das Spinnrad und den Garnhaspel, den Vogelkäfig und das Glasbild der heiligen Dreifaltigkeit. Aus allem strömte mir Kindeserinnerung entgegen, und mitten in all den lieblichen Erinnerungen stand die Mutter. Da fing mir an bange zu werden, ganz leise zuerst, allmählich beklemmender, bis die Unruhe so groß ward, daß ich aufstand. Ich kleidete mich an und wollte hinausgehen in die Mondnacht. Gar vorsichtig stieg ich die altbekannte Holztreppe hinab, trat noch leise in die Stube, um meinen Hut vom Wandnagel zu holen — und fällt jetzt hinter mir die Tür stark in den Falz. Als ich außen am Hause entlang gehe, kommt um die Ecke mein Bruder, der noch seinen Wachtgang durch den Hof gemacht hatte.

„Wenn Du das Ausgehen bei der Nacht schon nit grathen kannst," sagte er, „so schlag wenigstens die Stubentür nit so zu. Wer soll denn da schlafen können!"

„Ich habe nicht gedacht daran, daß sie so schwer zufällt," war meine Entschuldigung.

„Du denkst an vieles nit. Weißt Du, daß ich's nit hab mögen übers Herz bringen, der Mutter von Deiner Schand zu erzählen?"

„Von meiner Schand?"

„Wie Du der ganzen Familie Schand bringst, statt Ehr!"

„Gidi!" Das hat sich aufgestrammt in mir, bis hart an's Dreinschlagen. Ich weiß nicht, woher ich im Augenblick die Überlegung hergenommen habe. Es kam zu unversehens. Es war kaum zu verwinden. Aber drinnen — schläft die Mutter. Und sage ruhig zum Bruder: „Du meinst, weil ich nicht geistlich werden mag."

„Und lieber ein Advokat wirst, ein Prozeßspinner, ein Bauernschinder!"

„Darüber," sage ich, „wollen wir ein andersmal reden. Jetzt muß ich Dir dankbar sein, daß Du es der Mutter verschwiegen hast."

Er stand ein paar Augenblicke schweigend vor mir, dann sagte er: „Was hast denn eigentlich zu tun gehabt, jetzt in der Stuben?"

„Das kannst Du Dir wohl eh denken, wenn die kranke Mutter drin liegt. — Natürlich erbschleichen!"

Es war da, das furchtbare Wort. Es war gesagt, ohne gedacht zu sein. Es war nimmer einzufangen. Aber mein Bruder fuhr nicht wild auf, wie

Digitized by Google

etwa bei seiner Natur zu erwarten gewesen. Er tat nichts desgleichen, als ob er das Wort so verstanden hätte, daß das Erbschleichen um diesen Hof herum in der Luft läge. Er ging langsam gegen das Haustor. Ich ihm nach und sagte: „Ich habe in der Stube meinen Hut geholt und nichts anderes.“ Dann habe ich mich gewandt und bin am Feldrain dahingegangen.

Die Luft war kühl, das Gras feucht, die Fichtenbäume des Raines mit ihren kurzgeschneidelten Ästen legten schwarze schmale Schattenstreifen über die Matte hin. Aber von einer friedsam-stillen Nacht habe ich nichts gewahrt. In mir tobte ein grauses Ungewitter, wie mein Lebtag noch nie. Wirre Empfindungen durchwirbelten mich, wie Blitze in der Sturmnacht durchzuckten Gedanken meinen Kopf — keiner ließ sich festhalten. — Also das ist geschehen. Das hat müssen geschehen. An diesem Tag, da ich heimkomme nach langer Zeit. Da hat's geheißen: Talent! Studieren. Auf was, danach wird der Junge gar nicht gefragt. Natürlich auf Geistlich. Und jetzt — ein Todfeind! Und es ist der Bruder. — Ich ging am Raine dahin bis zum Wald. Als ob dort was wäre, das mich zur Ruhe kommen lassen müßte. Aber die Unholde wüteten fort, im Wald wie am Raine und von jeder Empfindungswelle das Letzte: Jetzt ist alles aus. — Zorn war's nicht mehr. Aber Entrüstung über mich selbst. Und Reue über den wilden Schimpf, den ich ihm angetan. Und ist doch nicht so gemeint gewesen. Der Vorteile wegen, die nun verspielt waren — ich pfeife darauf. Aber mit der Mutter den Bruder verlieren, den einzigen Verwandten, kann ich sagen, und mit ihm die Heimat. Und mit der den Kindheithimmel — alles auf einmal.

Endlich kehrte ich wieder um gegen das Haus. Ich wollte zu Gidi gehen und ihm's abbitten. Ich habe viel gebraucht von unserem Elterngut, wollt' ich sagen. Ich bedarf nichts weiter. Nur das dumme Wort verzeihe mir! — Dieser Vorsatz war das einzige Mittel, mir die Gemütsqual zu erleichtern, daß ich nicht wahnsinnig wurde unter ihr. Jetzt war mir aber auch auf einmal wieder so leicht, daß ich merkte, wie naß meine Stiefel geworden. Morgen früh wird mich die Mutter auszanken, weil sich der junge Leichtsinn den Schnupfen holt.

Daß ich stundenlang fortgewesen, deucht mir wohl möglich, es konnten auch Tage gewesen sein. Die Schlafkammer meines Bruders war offen und — leer. In der großen Stube war Licht. Natürlich! Er ist noch in der Nacht zur Schwerkranken gelaufen, um sich zu rächen. Um sie zu fragen, ob der Ausreißer und Bauernschinder von der Erbschaft auch so viel abbekommen soll, als der — andere, der den Hof aufrecht hält und den Eltern die einzige und letzte Stütze gewesen ist! — Da wollen doch auch wir dabei sein. Es scheint, ich brauche ihm nichts abzubitten, und der ehrliche Zorn hat doch das richtige Wort gefunden. Es war doch das richtige! — Und so kam es neuerdings über mich.

In die große Stube tretend sah ich einen weißgedeckten Tisch und darauf zwischen brennenden Kerzen das alte Kruzifix, das sonst im Wandwinkel steht. Die Leute des Hauses waren versammelt, knieten mitten auf dem Platz und an den Wänden und beteten laut den Rosenkranz. „Der für uns mit Dornen gekrönt ist worden.“ — Am Bette stand ein Priester in Chorrock und Stola. Er hob eben die kleine weiße Hostie zu den blassen Lippen der Bewegungslosen. Ich drängte mich durch und wollte zu Häupten des Bettes. So viel sah ich gleich, es war keine Kranke, es war eine Sterbende. Ich will zu ihr, ihre Hand fassen, ihr ins Gesicht schauen, zu ihr sprechen ... Meine Mutter! — Sie drängten mich vom Bette weg. —

Johann Stadlhofer hatte von einem Fichtenbaum ein Ästlein abgebrochen, das zerriß er jetzt heftig mit beiden Händen und drehte die Zweige ineinander wie zu einem Strick. Dann ließ er das Reisig zu Boden gleiten. Das Hündlein lag zu seinen Füßen zusammengerundet. Man hörte sein Atmen. Einmal knurrte es ein wenig. „Er spricht im Traum,“ sagte der Johann. Da erzählte er weiter.

Am Fußende des Bettes ist mein Bruder gestanden. Nur die graue Hose an, sonst im Nachtkleide, verwüstet, versteinert die Züge. Es war, als ob er dem kleinen Fineterl zuschaute, der über die Bettdecke hin gegen ihr Haupt kroch. Dabei hat das Tier matt gewinselt. Er nimmt es mit einer Hand und wirft es auf den Fußboden hin. Da hat es nicht gewinselt, das ist nicht das Ärgste. Auf den kurzen Beinchen watschelte es unter das Bett hinein. Die Leute beteten mit eintönigem Gesumme den Rosenkranz. „Der für uns das schwere Kreuz getragen hat." — Ich drängte mich neuerdings zur Mutter vor, da stand der Priester ein wenig seitlings. Ich werde sie laut gerufen haben, sie lag bewegungslos mit halbgeschlossenen Augen. Manchmal hob sich ihre eingefallene Brust. Da schob der Priester mich sachte weg, er hatte ihr ja die letzte Ölung zu geben. Aber mir war gewesen, als ob ich von ihren Lippen das Wort Hans hätte flüstern gehört. Dann ist ein grelles Aufwimmern unter dem Bett — fast wie ein Mensch wimmert. Den Hund hatte jemand mit dem Stiefel auf die Pfote getreten. Der Priester stand nun zu ihren Füßen mit seinem heiligen Öl. Wie ich mich an ihm vorüber wieder hindrücke, um ihr nahe zu sein, sagte plötzlich mein Bruder ganz laut: „So geh doch hinteri, Du bist ja dem Geistler im Weg!" Mich auf ihn stürzen, einen Faustschlag ins Gesicht? Aber die Arme bewegten sich nicht, sie waren lahm. — Ist es nicht auch so, wenn man träumt? Dieweilen fortwährend das Murmeln des Rosenkranzes bis zur Stelle: „Der für uns gekreuzigt ist worden." Und während eine alte Magd ihr eigenes Beten unterbrach, um auf mich deutend zu sagen: „Nit amal mitbeten tuat er!" gab der Priester ein Zeichen, sie sollten aufhören. Da brachen sie mit dem Gebet ab, und er sagte feierlich: „Der Herr geb ihr die ewige Ruh." —

In unserem Walde bei Maria-Grün war es dunkel geworden, zwischen den schwarzen Baumwipfeln flimmerten Sterne herab.

Und so, sagte der Johann Stadlhofer, ist meine Mutter gestorben. — Ich habe nicht mehr hingeschaut und bin auf meine Bodenkammer gegangen. Dort im Wandwinkel bin ich gesessen in der stillen Morgenröte mutterseelen allein. Nein, so nicht. Oder doch. Mir war fast leicht, fast, als ob die abgeschiedene Mutterseele bei mir wäre in der Kammer. Dann habe ich vor der Tür das Hündlein wimmern hören, das habe ich hereingelassen, und das ist mein lieber Kamerad gewesen. Wir zwei Waisen. Das treue Tier, das in letzter Zeit immer bei ihr gewesen, hat mir alles ausgerichtet, was sie mir selber nicht hat sagen können.

In diesen Tagen, wenn der Bruder und ich aneinander vorübergingen — ich weiß nicht, ob wir uns gegrüßt haben — gesprochen haben wir nicht ein Wort miteinander. Nach dem Begräbnis, als ich ohne alles weitere fortgehen wollte, winkte er mich unter die Lindenbank, er habe mir Mitteilungen zu machen. Alles auf einmal ab, das ist das Beste, dachte ich, setzte mich aber nicht nieder, sondern stand vor ihm. Und zeigte durch Gebärden, daß es nicht etwa aus Hochachtung geschähe, vielmehr aus Stolz eines Mannes, der nicht neben jedermann sitzen mag.

„Die Mutter hat mir aufgetragen, daß ich Dich von ihr noch einmal grüßen soll," so begann er leichthin.

„Schön Dank," sagte ich, „sie hat mir den Gruß schon durch wen andern übermittelt, der —" mein Vertrauen hat, wollte ich beisetzen.

„Wie Du in der Nacht auf den Rain gegangen bist, oder weiß Gott, wohin es so nötig war, bin ich bald darauf gerufen worden. Da sehe ich's gleich, 's ist zum Sterben bei ihr. Nach Dir hat sie verlangt, und weil wir Dich nit haben erwarten können, hat sie mir's für Dich aufgetragen. Du kriegst vom Elterngut das, was ich krieg'. Wirst über Deine Studienkosten hinaus noch an fünfzehnhundert Gulden beim Hof gut haben. — Die Mutter läßt Dir Glück wünschen zu dem Stand, den Du Dir selbst gewählt hast."

„So hast Du ihr's doch gesagt?!"

„Ich? Mich geht das weiter nix an.

Google

Seit einem halben Jahr redet die ganze Gegend davon. Anfangs hat's die Mutter hart genug genommen — was weißt Du! Du weißt gar nix."

„Aber sie hat doch kein Wort zu mir gesagt!" rief ich aus.

„Du hast Dich gar schon auf ihren Kummer und die Vorwürfe gefreut, nit?"

Nun habe ich keine Bosheit mehr geachtet, hab' ihm beide Hände vorgehalten: „Bruder, jetzt ist mir leicht. Seit ich weiß, sie hat's mir verziehen und sie gibt mir den Segen. Auch mit Dir will ich auf gleich sein, Gidi."

„In kurzer Zeit hast Dein Geld, nachher sind wir zwei auf gleich."

„Ich verlang's nicht, Bruder, ich brauch's jetzt nicht. Nein, ich werde Dich nie drängen, ich verspreche Dir's."

Er stand von der Bank auf. „Die Magd wird Dir das Essen richten, eh Du gehst. Ich muß jetzt zum Pfarrer." Einen kaum merklichen Deuter mit der linken Hand — so ging er davon — mein Bruder, mein einziger Blutsfreund.

Solches hat der Johann Stadlhofer mir erzählt im nächtigen Wald bei Maria-Grün. Dann ist er aufgestanden, und wir sind stumm nebeneinander hergegangen über den Rosenberg in die Stadt. Ich konnte mit der Sache nicht fertig werden. Mir war die Ursache nicht klar. Mir schien, als sei hier aus nichts etwas geworden, das nun nicht mehr aus der Welt zu bringen ist.

„Ich hab' zuerst gemeint," sprach plötzlich mein Weggenosse, „es wäre jenes häßliche Wort, das ihn so sehr getroffen. O nein. Da lassen sie sich zehn Erbschleicher eher gefallen, als einen für den geistlichen Stand bestimmten Menschen, der Advokat wird."

„Und das," antwortete ich, „soll Dir genug sein. Und ist's ein braves Stück von Deinem Bruder, daß er Dir's gleichwohl hat ausgerichtet."

Und gingen wieder still nebeneinander hin. Bis in die Stadt. Das Händlein watschelte vor uns her im Straßenstaub. Wir kamen zur Stelle, wo unsere Wege auseinander gingen. Da reichten wir uns schweigend die Hand. Und darauf sagte er es ganz leise und betrübt, als das letzte Wort: „Mir tut's halt leid." —

Wenn ich nicht damit schließe, sondern noch etwas erzähle, was nach zehn oder zwölf Jahren erst eingetreten ist, so mag man mich füglich einer gewissen Effekthascherei zeihen. Aber ich kann nichts dafür, daß es so geschehen ist. Vielleicht will es ein gütiger Engel bekannt machen, daß für Menschenbrüder, die von einem unseligen Dämon auseinandergehalten werden und die doch wieder gerne beisammen wären, Rat zu finden ist.

Der Gidi Stadlhofer hatte längst schon Weib und Kind und sein Anwesen stand in Ansehen, als er eines Tages seinen Nachbar totschlug. Im Wirtshaus am Wasser war's. Die Leute hatten sehr viel getrunken. Der Elmischbauer, ein berüchtigter und vielbestrafter Raufbold, war da und wiegelte alles auf, um dann mit dem Messer dreinzustechen. Da erfaßte der Gili in der Küche einen eisernen Kochtopf und mit einem einzigen Hieb streckte er den Unfriedstifter zu Boden. Aus war's. Der Gidi gönnte sich nicht ein einziges Wort der Rechtfertigung. Das Weinen hörte man weitum, als er von seiner Familie Abschied nahm für mindestens acht Jahre. Aber nachher in der Kreisstadt die Herren meinten, so schlimm würde es nicht sein; wenn er Glück habe, so komme er mit zwei Jahren davon. Da kam auch der Advokat Doktor Johann Stadlhofer und sagte: „Wenn ich Glück habe, so kriegt er auch die nicht!" und erbot sich zum Verteidiger. Seine Rede bei der Verhandlung wußte so überzeugend den braven Charakter des Angeklagten darzustellen, und zu beweisen, daß gerade sein Gerechtigkeitssinn und sein Abscheu vor jeder verbrecherischen Gewalttat die Ursache seines Werkes gewesen sei, ein Werk, das in der Gegend nur als Befreiungstat, nicht als Verbrechen empfunden werde. Und die ganze Glut der Bruderliebe kam bei seiner Verteidigungsrede zum Ausdruck. Die Geschworenen haben den Gidi Stadlhofer freigesprochen.

Und nun war es allerdings an der Zeit, daß dieser zum Bruder ging mit dem Bekenntnisse, daß unter Umständen doch auch ein Advokat nicht zu verachten sei.

Digitized by Google

Fig. 1. Lawrence. The Girl Carrying Mandragora.

In the Netherlands in the seventeenth century, the Dutch Golden Age painting was developing. Most painters in Holland were specialized. Jan Steen was specialized in painting genre paintings. He painted pictures of ordinary life, often with a moral theme. He was famous for his humorous scenes of drinking and eating people. Jan Steen's pictures tell stories, usually showing scenes of family life. Jan Steen was born in Leiden around 1626. His father was a brewer and Jan Steen had a brewery in The Hague. Jan Steen was also a tavern keeper. He died in 1679.

Jan Steen, The Dancing Couple, 1663, oil on canvas, 102 x 81 cm, Rijksmuseum, Amsterdam

Gardener, 1882 — Study for Head of the Gardener

Digitized by Google

Mrs. Ellen Gates Starr

Miss Starr is a graduate of Rockford College, Illinois, and has studied art in Chicago and abroad. She has been a teacher of art in Rockford College, Kirkland School, Chicago, and Miss Kirkland's School, Chicago. She has also been a lecturer on art in the Chicago Art Institute, and in the Chicago Extension Course. She has published a number of articles on art and social subjects in the Dial, Chicago Record-Herald, Public, Commons, Survey, Craftsman, Interior, Chicago Tribune, Chicago Evening Post, Chicago Daily News, Chicago Inter-Ocean, Chicago Examiner, Chicago Journal, Chicago Socialist, Chicago Daily Socialist, Chicago Evening American, Chicago Herald, Chicago Evening Herald, Chicago Evening Post, Chicago Evening Tribune, Chicago Evening Record-Herald, Chicago Evening Inter-Ocean, Chicago Evening Examiner, Chicago Evening Journal, Chicago Evening Socialist, Chicago Evening Daily Socialist, Chicago Evening American

Ⅱ. Ⅱ. Ⅱ.

Mr. Hall, Mr. Young, Mr. Lamb, Mr. Lewis, Mr. Hall, Mr. Lewis, Mr. Lamb, Mr. Young

A Rembrandtesque scene in which a young woman is seated at a table in a dimly lit room, with a single candle providing the only light source. She is wearing a white headdress and a dark dress with a white collar. Her hands are clasped in front of her, and she is looking down at a book or document on the table. The background is dark, with a hint of a window or doorway on the left side. The overall mood is one of quiet contemplation and solitude.

Rembrandt van Rijn, *Old Woman Reading*, 1631. Oil on panel, 61 × 48 cm. Rijksmuseum, Amsterdam.

The Mexican Revolution, which began in 1910, was a long and bloody struggle that ended the dictatorship of Porfirio Díaz and led to the creation of a new constitution in 1917. Many of the revolutionaries were peasants who wanted land reform. Their leaders included Francisco Madero, Pancho Villa, and Emiliano Zapata. Zapata's slogan was "Land and Liberty."

Zapata's army was called the Liberation Army of the South. Zapata was killed in 1919 by government troops.

Pancho Villa's army was called the División del Norte. Villa was killed in 1923 by political enemies.

Francisco Madero was killed in 1913 by General Victoriano Huerta, who became president.

Fig. 1. Overview of the Mississippi River Delta, showing the Gulf of Mexico and the Atchafalaya Bay. Image courtesy of NASA.

The Mississippi River Delta is the land where the Mississippi River empties into the Gulf of Mexico. The Mississippi River is the largest river system in North America. It flows all or part of 31 states and 2 Canadian provinces between the Rocky and Appalachian mountains. The river enters the Gulf of Mexico through several routes, called passes, in Louisiana. The Atchafalaya Bay is the largest estuary in the Mississippi River Delta. It is a shallow, brackish water body that is home to many species of fish, birds, and other wildlife.

Rembrandt - Woman in Bed, after Childbirth

Digitized by Google

Ramayana, Mahabharata, Bhagavata Purana, Vishnu Purana, Harivamsa, Padma Purana, Agni Purana, Matsya Purana, Kurma Purana, Varaha Purana, Markandeya Purana, Brahmanda Purana, Brahmavaivarta Purana, Linga Purana, Vamana Purana, Skanda Purana, Garuda Purana, Brahma Purana, Bhavishya Purana, Naradiya Purana, Vayu Purana, Shiva Purana, Devi Bhagavata Purana, Kalika Purana, Saura Purana, Nrisimha Purana, Ganesha Purana, Kapila Purana, Dharma Purana, Sanatkumara Purana, Sambha Purana, Durvasa Purana, Varuna Purana, Kalki Purana, Nandi Purana, Surya Purana, Usanas Purana, Manava Purana, Vasishtha Purana, Maheshvara Purana, Lakulisha Purana, Parashara Purana, Aditya Purana, Mudgala Purana, Kumara Purana, Hamsa Purana, Vishnudharmottara Purana, Bhrigu Purana, Aruna Purana, Ganga Purana, Surya Purana, Vishnu Purana, Shiva Purana, Devi

des Meisters vor, die in treuesten Faksimile-Reproduktionen hier eingeschaltet sind.

Jede dieser Studien beweist das schnelle, sichere Erfassen der wirklichen Erscheinung der Dinge mit den für sie immer weit erschlossenen, scharf beobachtenden Künstleraugen, zeigt die sichere Hand, die ohne zu zögern und zu stocken das Geschaute und seinen charakteristischen Totaleindruck auf das Papier oder die Leinwand warf. Da ist die Figur des Mädchens oder Weibes aus dem venezianischen Volke; der Profilkopf ist nur in Bleistift gezeichnet, Umschlagetuch, Kleid, Schürze, Strümpfe und Schuhe sind mit der flüssigen Aquarellfarbe leicht hingemalt. Da das ebenso in Aquarell

Italienisches Mädchen. Bleistiftstudie.

skizzierte lebensvolle Kniefigürchen des kornblonden Dorfmädchens in gelbbraunem Kleide mit dunkelgrauer Schürze, das die zartgrüne irdene Schüssel unter dem Arme trägt. Mit Meisterschaft in Zeichnung und Farbe (in Aquarell) durchgeführt ist die Studie nach einer schönen jungen Italienerin von Torbole, deren große braune Augen mit dem Ausdruck verzweiflungsvoller Angst und Trauer vor sich hinstarren. Eine sehr delikat gezeichnete, höchst charakteristische Bleistiftstudie ist die nach dem italienischen Mädchen, das einen Henkelkorb tragend, daherschreitet. Auch koloristisch als ein kleines Meisterwerk muß das in Aquarell gemalte Brustbild des blauäugigen Vlissinger Fischermädchens bezeichnet werden, dessen rundes, gebräuntes, munteres Gesichtchen die weiße holländische Haube und der darüber gesetzte Kiepenhut umrahmen. Ihr fast zwillingsähnlich erscheint das weißmützige Fischermädchen in ganzer Gestalt, das in seinen Holzschuhen und schwarzen Strümpfen auf dem Ziegelboden der kahlen Küche dasteht, das schlaublickende Köpfchen verlegen gesenkt, die Linke auf die von den dicken Wollenröcken zu mächtigem Umfang aufgetriebene Hüfte gestützt — ein lebensvolles Menschenbild und eine koloristische Leistung ersten Ranges. Beides gilt in gleichem Maße von der Aquarellstudie des holländischen Fischers in der gelben Öljacke über der blauen Weste, der einen großen flachen Korb über der linken Schulter trägt, einen zweiten am Strickhenkel über dem rechten Unterarm, und dessen gefurchtes, wettergebräuntes Gesicht mit den kleinen Augen so stumpftrübe vor sich hinblickt.

Faksimiletreu bietet unser Artikel auch die farbigen und farblosen Reproduktionen einiger köstlichen Herrmannschen Aquarell- und Ölgemälde:

Digitized by Google

Figure 1. Cultivated Lowland Maya agricultural landscape. Photo by Nicholas P. Dunning.

Figure 2. Ancient Maya agricultural terraces in the Puuc region of Yucatán, Mexico. Photo by Nicholas P. Dunning.

Figure 3. Ancient Maya agricultural terraces in the Puuc region of Yucatán, Mexico. Photo by Nicholas P. Dunning.

Figure 3.1: Sasol's Secunda complex, the largest coal-to-liquids facility in the world, is a major source of air pollution in the Highveld region. Photo: Greenpeace

Figure 3.2: Sasol's Secunda complex, the largest coal-to-liquids facility in the world, is a major source of air pollution in the Highveld region. Photo: Greenpeace

Die verbotene Frucht.

Roman von Paul Oskar Höcker.

Sie saßen vor dem berühmten Fischrestaurant von Basso-Brégaillon am Kai von Marseille in dem rot und weiß gestreiften Zelt, an dem das tolle, bunte, aufgeregte Treiben der Hauptgeschäftsstunden eines sonnigen Februartages vorüberwirbelte: schreiende Händler und Zeitungsjungen, lebhaft verhandelnde Börsenleute, hochbeladen zu den Stapelplätzen schwankende Lastwagen, pfauchende Autos, Trupps von Hafenarbeitern, Radfahrer, Neger, Matrosen, Touristen, Stiefelputzer, Bettler, Straßensänger, spielende Kinder, bellende Hunde.

Ein frischer, kräftiger Seegeruch lag in der Luft. Auf schmalen Schaubänken zwischen dem mit Töpfen von Alpenveilchen besetzten Geländer des Restaurationszeltes und dem Bürgersteig waren die appetitreizenden Schaltiere ausgebreitet, Austern in tangbeschwerten, triefenden Körben, Muscheln aller Art, Riesenhummern und Langusten. Die weißbeschürzten Aufwärter brachten den Gästen die „Früchte des Meeres“ gleich von der Straße, verlockend angerichtet mit Grünzeug und Zitrone. Alle Tische waren besetzt. Zumeist von laut redenden und schmatzend essenden Herren der wohlhabenderen Geschäftswelt von Marseille. Die wenigen Damen, die das Frühstück hier nahmen, schienen Touristen fremder Nationalität.

Wenigstens vermutete das Jutta. Sie hatte Augen für alles, und in ihrer impulsiven Weise machte sie ihren Gatten immer wieder auf dies und das aufmerksam. Das war für sie hier ein einziges Theater mit fortwährend wechselnder Szene: in den dichtgefüllten Speisesalons zu ihrer Rechten das großstädtisch elegante Leben, das dabei doch das lässige Südfranzosentum nicht verleugnete, und die verwirrenden Straßenbilder zu ihrer Linken auf dem weiten Hafenplatz, dessen Hintergrund der Mastenwald der sich wiegenden mächtigen Segelboote bildete.

Herr von Succo nickte und lächelte. Manchmal ein bißchen überlegen. Er war weniger leicht begeistert als seine Frau. Allem Ausländischen gegenüber war er sogar eher abweisend. Mit einem gewissen Stolz betonte er sein Preußentum, auch vor seiner Frau, die aus Koblenz stammte und in deren Familie in der Zeit der großen Revolution „ein Tropfen französischen Bluts“ geraten war. Der Gegensatz hatte sich in ihrer jungen Ehe schon öfters bemerkbar gemacht. Er trat jetzt auf ihrer ersten größeren Reise noch deutlicher hervor. Übrigens kam es bei Juttas humorvoller Veranlagung und dem feinen, zurückhaltenden Wesen ihres Mannes auch bei starker Meinungsverschiedenheit nie zu unerquicklichen Debatten.

Die umsitzenden Marseiller, die mit Austernschlürfen oder dem umständlichen Verzehren der safrangelben Bouillabaisse beschäftigt waren, schenkten dem deutschen Paar weiter keine Aufmerksamkeit. Vielleicht deshalb, weil Juttas Erscheinung in einem romanischen Lande nichts Auffälliges darstellte. Sie hatte dunkelbraunes Haar und dunkelblaue, vielmehr seltsam ins Blaugrüne schillernde Augen mit großen Pupillen. Ihre feine, schlanke, keck hervorspringende Nase besaß etwas Pariserisches.

Aber ein stattlicher Herr in mittleren Jahren, der im Innern des Restaurants saß — vom Wirbel bis zur Zeh' ein preußischer Landjunker oder Offizier a. D. — hatte die beiden schon eine gute Weile beobachtet. Er war sich darüber klar, daß er den jugendlich schlanken Deutschen mit dem blonden Habyschnurrbart und dem leicht angegrauten Haar kannte. Ein Assessor oder Regierungsrat oder so etwas. Irgendwo in einem Kasinogarten oder Manöverquartier Ostpreußens war er ihm begegnet, als er selbst noch aktiv war. Ein leiser Zweifel bestand bei ihm nur: ob das rassige, schlanke, nervige und pikante Weibchen auch wirklich seine

Published September 1. 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

Frau war. Das fußfreie englische Reisekleid war nämlich erheblich forscher, als man's bei den weiblichen Touristen aus dem Reich sonst sah; und der kokett aufgeschlagene Hut wies einwandlos auf Nizza als Ursprungsort hin. Schmunzelnd sagte er sich: ‚So ganz verheiratet, rite, mit Standesamt und so, sieht das süße Balg entschieden nicht aus . . .'

Inzwischen hatte der Landsmann ihn jedoch schon selbst entdeckt und grüßte verbindlich und ohne jede Verlegenheit zu ihm her, seinem Gegenüber ein paar erklärende Worte zuflüsternd.

Ein Minute später fand die Vorstellung statt, die jeden Zweifel zerstreute.

„Du gestattest, Jutta: Herr Rittmeister von Stangenberg. — Meine Frau."

„Meine Gnädigste!" Er küßte ihr mit abgezogenem Hut die Hand. „Das trifft sich ja allerliebst. Die ersten Landsleute seit fünf Tagen."

„Wir sind nur auf der Durchreise hier in Marseille," sagte Herr von Succo. „Wollen morgen mit der ‚Holstein' nach Alexandrien."

„Ich dito."

Freudige Überraschung. Man war nun sofort vertrauter miteinander. Herr von Stangenberg mußte mit am Tische Platz nehmen. Gleich im ersten Gespräch ergab sich: er war seit zwei Jahren nicht mehr aktiv — hatte einer Gutserbschaft halber kurz vor der Majorsecke seinen Abschied genommen.

„Ich setze voraus, meine Gnädigste: Hochzeitsreise?" fragte er dann lächelnd.

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich ihrem Gatten zu. „Gustl, ist es nicht schrecklich?"

Der bemerkte leicht belustigt: „Von diesem Verdacht können wir uns nämlich schon seit drei Jahren nicht reinigen."

„Ich bin zerschmettert und nehme alles zurück. — Und so lange wär's also schon her, daß wir uns nicht getroffen haben, Herr von Succo?"

„Es war beim Kaisermanöver in Ostpreußen. Also vor 'nem Lustrum."

„Richtig. Haben Sie da nicht bei den Königsgrenadieren geübt?"

„Lüneburg — der Kommandeur — ist ein entfernter Vetter von mir."

„Ei, jawohl, der lange Lüneburg. Sie lagen in Lasditen, dicht bei meiner Klitsche, ein halb Dutzend Stäbe, und an ein paar wonnigen Abenden mit Froschkonzert und ostpreußischem Maitrank gab's die landesüblichen Dauerskate." Er lachte. „Wobei der lange Lüneburg sowohl Ihnen als mir eine Unmenge Zechinen abknöpfte."

„Stimmt."

„So, nun bin ich im Bilde. — Ja, gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl mußte die Sache nämlich immer erstens vom juristischen, zweitens vom moralischen und drittens vom vetterlichen Standpunkt aus beleuchten. Wir haben uns über seine Stegreifreden köstlich amüsiert."

„Gustl, nein, sieh mal an, beim Militär hast Du im Verdacht eines Humoristen gestanden?" neckte Frau Jutta.

„Im Zivilleben nicht, meine Gnädigste?"

„O! Die Würde des Amtes!" Sie nahm eine drollig kummervolle Miene an. „Und gar — seitdem mein Schatz Oberstaatsanwalt geworden ist!"

„Ober —?! Hm. Ja, was verlangen Sie auch?" Er ging auf die muntere Tonart der jungen Frau mit Laune ein, wandte sich dann aber mit wohlwollendem Staunen an den Juristen: „Übrigens scheint mir das eine Beförderung im Sturmschritt. Nicht?"

„Allerdings ist's etwas rascher gegangen, als ich erwarten durfte. Hab' mich natürlich riesig gefreut. Es galt aber Arbeit, heillos viel Arbeit zuvor."

„Womit die jungen Ehefrauen nicht immer so völlig einverstanden sind, wie?" Der Rittmeister kniff ein Auge zusammen.

Jutta lachte. „Gottlob sind wir jetzt nach Berlin versetzt. Denn die letzten Jahre in Schneidemühl — furchtbar. Nicht, Gustl?"

„Wir sind dafür auch mit einem fürstlichen Urlaub belohnt: zehn Wochen."

„Das läßt sich hören. — Familie lassen Sie zu Hause nicht zurück, gnädige Frau?"

„Nein." Sie sagte es hastig. Es entstand darauf eine kleine Pause. Jutta hatte peinlich berührt den Blick zur Seite nach dem Mastenwald gewandt.

Stangenberg tat seine anscheinend ungeschickte Frage leid. Er suchte den Eindruck rasch zu verwischen. „Gedenken

Google

Sie auch die übliche Nilfahrt bis Luxor und Assuan zu machen?"

Jutta war nicht bei der Sache. Irgendeine Gruppe zerlumpten Volks draußen fesselte ihre Gedanken: es waren schon mehrmals Bettler vorbeigestrichen, darunter auch ein junges Ding, kaum sechzehn Jahre alt, mit einem nur notdürftig bekleideten Baby. Juttas Blick wanderte mit dem kleinen Wesen mit; es trat dann eine wachsende Spannung in ihren Ausdruck. Sie vernahm die weitergehende Unterhaltung der beiden Herren schließlich nur noch wie aus weiter Ferne.

„Mein Reiseplan hält vorläufig bloß Kairo fest. Und natürlich das Fajum."

„Fajum ist auch mein Fall. Wie legen Sie die Tour, Herr von Succo? Im März soll's schon bombenheiß dort sein."

„Anfang März will erst noch mein Schwiegervater zu uns stoßen. Kapitän Plaschke vom Lloyd — er hat eine Auslandsinspektion und ist viel auf Reisen. Wir haben jetzt die Riviera hinter uns: Mentone, Monaco, Nizza, Cannes."

Succo hatte den Ton etwas erhoben, sprach auch rascher und schärfer, um seine Frau zur Sache zurückzubringen.

Aber sie hörte nicht. Ihr Blick hatte sich an die junge Mutter geklammert, die mit gesenktem Kopf draußen wieder über den Platz schlich. Es war, als ob den großen Augen Juttas eine magnetische Kraft innewohnte, denn das Mädchen blieb jetzt plötzlich stehen und sah die fremde Dame scheu an.

„Gib ihr 'was, Gustl," sagte Jutta leise.

Dicht beim Zelt stand ein Polizist. Wohl lediglich diesem streng dreinblickenden Posten war es zuzuschreiben, daß die Gäste an der Straße bis jetzt unbehelligt geblieben waren. Der Beamte musterte die Stilldastehende ziemlich drohend.

„Hier darf anscheinend nicht gebettelt werden," sagte Herr von Succo, dem jedes Aufsehen peinlich war. Er wollte seiner Frau einen Wink geben, aber sie starrte noch immer wie in einem Bann die Fremde und das Kind an.

„Gib ihr doch 'was, Gustl," bat sie noch einmal, dringlich flüsternd, „sie bettelt ja gar nicht."

„Bloß mit den Augen," meinte der Rittmeister a. D. und griff lächelnd in die Tasche.

„Jutta!" Succo suchte seine Frau zu beschwichtigen, da sie sich jetzt plötzlich erhob: offenbar wollte sie das Mädchen heranrufen. „Da draußen steht der grimme Cerberus. Paß auf, es setzt Unannehmlichkeiten, und dann bist bloß Du schuld."

„Die Augen von den beiden. Sieh doch nur. Was da drinsteht. Der Jammer. Der Hunger. Und wir sitzen hier, es geht einem gut, und man soll das Elend still und stumm mit ansehen."

„Jutta, ich bitte Dich. Nur nicht immer gleich so aufgeregt. Alle sehen schon her. Setz' Dich doch. Wir schicken ihr ein Fünfsousstück hinaus und damit holla."

„Sie ist selbst noch ein Kind, die Mutter. Ach, Gustl, sieh nur, und die Kleine, wie die mich anguckt. Das arme Puttchen. Ach nein, Gustl, nicht bloß fünf Sous. Bitte, bitte."

Von allen Nachbartischen aus beobachtete man die Szene. Jutta hatte sich über das Blumengeländer gebeugt und suchte sich mit dem Mädchen zu verständigen. Sie wollte erfahren, wieviel Wochen das Baby zählte. Die Antwort war aber nicht zu verstehen. Der Rittmeister von Stangenberg meinte, es wäre gar keine Französin, sondern eine Andalusierin. Jutta hielt im Unterhandeln ihre rechte Hand hinter sich ihrem Gatten zu. Fast gleichzeitig legte jeder der beiden Herren eine größere Silbermünze hinein. Jutta reichte der Fremden das Geld. Die nahm es mit hastiger Gebärde — und im nächsten Augenblick schoß sie davon, wie auf der Flucht vor dem Polizisten, der sich indessen schon wieder gleichgültig abgewandt hatte.

Nun setzte sich die junge Frau und lächelte still vor sich hin. „Es war noch nicht acht Wochen, sicher nicht. Aber wie's mich angeguckt hat . . ."

Herr von Succo nahm das Reisethema wieder auf, vielleicht etwas zu hastig, so daß man merkte, er wollte die ihm peinliche Unterbrechung schleunigst vergessen machen. Er hatte ja immer zu zügeln, zu beschwichtigen und zu mäßigen bei seiner Frau. Sie war ganz Nerv, ganz

Temperament. Fortgesetzt arbeitete ihre Phantasie. Sie rieb sich damit vorzeitig auf, meinte er. Der Arzt hatte ihn auch schon gewarnt. Sie war achtzehn Jahre gewesen, als er sie geheiratet hatte. Ein Kind war zur Welt gekommen, aber nach wenigen Wochen gestorben. Er hatte damals viel mit ihr durchgemacht. Alles in ihr strebte nach Betätigung. Und ganz von ihren Stimmungen abhängig setzte sie sich dabei auch manchmal über die Schranken hinweg, die ein ungeschriebenes Gesetz den Frauen der höheren Beamten in Preußen zog.

„Nanu, Jutta, wo ist denn Dein Armband?" fragte er plötzlich.

Die junge Frau hob die Linke — suchte dann erschrocken auf ihrem Schoß, rückte den Stuhl zurück und stand auf — und auch die beiden Herren erhoben sich und begannen zu suchen. Sofort war ein Aufwärter zur Stelle. In der ersten Erregung — denn das Armband hatte großen Wert — fand sich Succo nicht in die französische Ausdrucksweise hinein. Jutta half ihm.

„Ich hab's noch vorhin selbst gesehn, gnädige Frau," bestätigte Stangenberg. „Ein goldenes Kettenarmband mit einem à jour gefaßten Brillanten, nicht wahr?"

„Das Mädel hat's!" stieß Succo aus. Nur eine Sekunde überlegte er. „Pardon!" sagte er dann so kaltblütig, als es ihm irgend möglich war, knöpfte seinen Rock zu und trat auf die Straße.

Er schien die Gestalt noch im Gewühl zu erkennen, denn mit einem Male gab er sich einen Ruck und eilte davon.

Auf Stangenbergs Anordnung wurde der Direktor des Restaurants herbeigerufen. Wiederum gab's eine Absuchung des Platzes — wiederum erfolglos.

Jutta saß mit einem wahren Armsündergesicht da. Ihr Nachbar bemühte sich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. „Sie haben wohl Angst vor Schelte?" neckte er.

„Wenn er die Ärmste bloß nicht findet!" sagte Jutta zitternd.

Dieser Gedankengang wirkte auf ihn so verblüffend, daß er zunächst sprachlos war: — sie sorgte sich also nicht um das Armband, sondern lediglich darum, daß die Diebin ertappt werden könnte. Das war mindestens originell.

Der Direktor hatte inzwischen den Polizisten unterrichtet. Der kam ins Zelt herein, und ein Herr aus der Nachbarschaft nahm an der Darstellung der Sachlage hilfreichen Anteil, weil die beiden Ausländer das Französisch der Zwischenfragen des stark nach Knoblauch duftenden Beamten nicht verstanden.

Da — mitten im Gewühl des Platzes und im allgemeinen Geschrei — ein plötzliches Anschwellen des Lärms in einer der Gruppen. Ein zweiter Polizist schob im Geschwindschritt rechts die junge Bettlerin mit dem Kind, links einen halbwüchsigen Stiefelputzer vor sich her. Der Junge schluchzte — das Mädchen sah mit leerem, scheuen Blick vor sich hin.

„Da sind sie!" stieß Jutta aus.

In demselben Augenblick kam Herr von Succo eilig ans Zelt. „Verzeihung für die Störung, Herr von Stangenberg. Darf ich Sie bitten, meiner Frau noch ein Viertelstündchen Gesellschaft zu leisten?"

„Mit Vergnügen, selbstverständlich. Nun, wie liegt der Fall?"

„Sie arbeitet wohl gemeinsam mit dem Bengel, die Kleine. Das soll ihr Bruder sein. Schon 'mal bestraft. Der Polizist kannte ihn. Als ich kam, teilten sie gerade das Geld. Aber das Armband war schon heidi. Haben sie sicher geschwind 'nem Dritten zugesteckt."

„Dann laß doch, Gustl."

„Wieso, laß doch? Das wäre ja noch schöner, Schatz!"

„Sonst willst Du immer nicht, daß Aufsehn gemacht wird. Und jetzt bitte ich Dich. Wirklich, Gustl."

Ihr Gatte hatte schon wieder seine volle Überlegenheit zurückerlangt. „Nein, meine liebe Jutta, das ist für mich nun geradezu Berufssache."

Stangenberg zwang sich zu einem Lächeln. „Ich denke, Sie haben Ferien?"

„J, man muß doch 'mal feststellen, wie die wackern Marseiller so 'ne Sache managen. Ist doch riesig bildend für unsereinen."

„Laß sie laufen, Gustl, bitte, bitte, mir zuliebe, laß sie laufen!"

Es lag geradezu Angst in ihrem Ton.

„Fällt mir nicht ein, Schatz. — Aber

Google

ich bin gleich wieder da. — Nochmals: mille fois pardon!“

Und weg war er.

„Ist es ein Andenken, gnädige Frau?“ fragte der Rittmeister. Und da sie kurz bejahte: „Ausgeschlossen ist's ja nicht, daß Sie's wieder kriegen.“

„Ich will es nicht. Ich werd's auch nie wieder tragen.“

„Aber meine Gnädigste!“

„Ich kann den schrecklichen Blick nicht vergessen. So leidensvoll. Und das Würmchen — noch nicht acht Wochen!“

„Hm.“

Nach einer Weile begann sie's zu frösteln. Ob er so gütig sein wollte, sie nach dem Hotel zu bringen, fragte sie. Die Rechnung war schon erledigt, Stangenberg gab dem Aufwärter noch die erforderliche Weisung und ein Trinkgeld, dann machten sie sich gemeinsam auf den Weg.

* * *

Das Hotel, in dem das Ehepaar wohnte, lag an der Cannebière, dem Glanzpunkt und Stolz von Marseille, dem großartigen Boulevard, der vom alten Hafen nordwärts zur Stadt ansteigt. An einem sonnigen, windstillen Tag wie dem heutigen bot sich hier trotz der frühen Jahreszeit ein ganz sommerliches Bild. Vor den Cafés saß man an den kleinen Marmortischen bis weit in die Straße hinein, die eleganten Marseillerinnen trugen ihre reichen Promenadenmäntel von Pelzwerk, Seide und Spitze, ihre Kunstwerke von Hüten und ihre Silberfuchs- und Hermelinstolas zur Schau. Herren im Zylinder, eine Blume im Knopfloch, flanierten auf dem breiten Asphalt. Bei aller Geschäftigkeit, bei allem Lärm vor der Börse, vor den Kaufhäusern, vor der Großen Oper, sah man doch an tausend Einzelheiten die Genußfreude dieses Volkes.

Aber Jutta fand sich in die Touristenlaune, dies alles in sich aufzunehmen, nicht mehr hinein.

Stangenberg war ein weltgewandter Mann. Er erzählte unterwegs von seiner Herreise und verlangte gar nicht, daß die junge Frau mitsprach. Aber er beobachtete sie, denn sie fesselte ihn lebhaft. Ihre Gestalt besaß für ihre einundzwanzig Jahre noch wenig Entwicklung. Sie war mädchenhaft schlank. Nur das Oval des Gesichtes verlieh ihrer noch herben Erscheinung einen weicheren, frauenhafteren Zug. Und — „in den Augen hatte sie's“. Eine Durchschnittsfrau war sie jedenfalls nicht, das stand für ihn fest. Succo mochte sich vielleicht gesagt haben, daß es für einen Mann Ende der Dreißiger im ganzen bequemer wäre, so ein blutjunges Ding zu heiraten. Man konnte sich sein Frauchen dann erziehen. Aber Stangenberg, in der Hinsicht erfahren, meinte bei sich: die würde ihm wohl noch manche Nuß zu knacken geben, die seltsam nervige, wenn nicht leidenschaftliche junge Frau. Er persönlich hatte ja auch schon seinen Roman durchgemacht: hatte sich nach nur zweijähriger Ehe scheiden lassen müssen.

In der Hotelhalle angelangt versprach er, ihren Gatten zu erwarten. Sie fuhr also im Aufzug zu ihrem Zimmer empor, und er setzte sich mit dem Figaro und einer Zigarette in einen Schaukelstuhl.

Als Succo ein Halbstündchen später ankam — der Aufwärter des Fischrestaurants hatte ihm die Meldung richtig ausgerichtet — war er noch ganz erfüllt von dem Erlebnis auf der Polizeistation.

„Zustände sind das hier,“ sagte er lachend, „einfach vorsintflutlich. Von Protokoll und so 'was keine Idee. Und das Spitzbubenvolk wird mit einer Höflichkeit behandelt — die reine Lustspielszene, sag' ich Ihnen.“

„Hat das Mädel gestanden?“

„I bewahre. Ganz verstockt. Steht da und glotzt mich an, ordentlich groß und von oben her, dann weint sie wieder ein bißchen — na ja! Und der Junge weint mit. Schließlich auch noch ihr Göhr. Richtige Verhandlung wie bei uns, mit Personalien und so, scheinen sie gar nicht zu kennen. Das ist wieder ganz der feminine Zug in diesem Volk: weil sich's um so'n Mädel handelt, bißchen hübsch ist sie ja auch noch, da schlagen sie ganz andere Saiten an als bei uns in solchem Falle. Nein, diese Franzosen — eine zu ulkige Gesellschaft!“

„Hat man das Völkchen denn schließlich an die frische Luft gesetzt?“

„Na, das trauten sie sich denn doch

nicht. Sie können die Prussiens zwar nicht ausstehen, aber einen höllischen Bammel haben sie vor uns, das merkt' ich wohl 'raus. Vorläufig bleibt das edle Paar 'mal eingesponnen."

Auf Succos Einladung hin erklärte sich der Rittmeister gern bereit, den Rest des Tages in der Gesellschaft seiner Landsleute zu verbringen. Die Herren einigten sich, zunächst einen Landauer zu mieten, eine Spazierfahrt auf der Corniche, der Kunststraße am Golfufer zu machen, und später am Korso auf dem Prado teilzunehmen. Es blieb dann noch Zeit, sich zum Diner im Hotel in Dreß zu werfen. Für den Abend bestellte man am besten Plätze in der Großen Oper. Es wurde dort „Carmen" gegeben.

Während der Spazierfahrt wurde das leidige Abenteuer nicht mehr besprochen. Von seinem schneidigen Eingreifen auf der Polizeistation hatte Herr von Succo oben im Hotelzimmer seiner Frau schon eine kurze, lebhafte Schilderung gegeben. Sie hatte darauf geschwiegen.

Unterwegs schien sich Jutta wieder ganz dem Zauber dieses gesegneten Fleckleins Erde hinzugeben. Man fuhr am Meere entlang und hatte immer den Blick auf die seltsam gezackten Felseninseln, die dem Golf vorgelagert waren. Die Herren vertieften sich mehr und mehr in jenen Gedanken- und Personenkreis, den sie in Deutschland, in Preußen zurückgelassen hatten: ein Stück Rang- und Quartierliste ward durchgenommen, hundert persönliche Wechselbeziehungen dahin und dorthin wurden festgestellt. Auch Jutta mußte an den verschiedenen Überraschungen, die sich dabei ergaben, teilnehmen. „Denk nur, Jutta, Exzellenz Quinke ist der zweite Mann von Frau von Schauffert, der Nichte von Herrn von Stangenberg. Schauffert — Landrats — Du erinnerst dich doch!" Gewiß erinnerte sie sich. Wenigstens versicherte sie's schon aus Artigkeit für den Gast. Sie verfiel dabei wieder in ihren lebhaften Ton. Aber etwas Sprunghaftes haftete ihr an, das entging Stangenberg nicht. Alles in allem verlief die Fahrt sehr angeregt. Auf dem Prado, wo von den Korsoteilnehmerinnen die unmöglichsten Hutformen zur Schau getragen wurden, gab es auch allerhand Lustiges zu beobachten, was ihre Stimmung immer fröhlicher machte. Stangenberg war jedenfalls der Meinung, daß der kriminelle Zwischenfall nun endgültig vergessen wäre.

Das Ehepaar sprach von der Angelegenheit erst im Hotel wieder, als Jutta ihre Toilette für den Opernbesuch beendigt hatte. Es war eine duftige Crêpe de Chine-Robe mit mehreren breiten Volants, das Staatsstück ihrer Reiseausstattung. Trotz der langen Handschuhe fehlte ihr etwas am linken Handgelenk. Sie griff, vor dem feierlichen großen Spiegel stehend, unwillkürlich mit der Rechten dahin. Er sah die Bewegung und nickte.

„Nun sag' mal, Schatz," hub er in versöhnlichem, fast etwas väterlichen Ton an, „warum hast Du mir da bei Basso-Brégaillon heut mittag eigentlich so 'ne Geschichte gemacht, hm?"

Sie hob die Schultern und ließ sie wieder sinken. Alles Festliche war sofort aus ihrem Ausdruck gewichen. Eine tiefe Traurigkeit teilte sich ihren Zügen mit.

„Kann man für Erinnerungen?"

„Erinnerungen — wieso? Überhaupt, man darf sich doch nicht gleich so hinreißen lassen."

„Ich wollte der Ärmsten bloß 'was geben, weil — nun ja, weil sie das Baby da hatte."

„Es war eine ganz scheußliche Person, will ich dir sagen. Hafengesindel unterster Sorte. Damit sollst und darfst Du Dich nicht einlassen. Du bist mir zu gut dazu. Deinen Denkzettel hast Du ja weg. 's war nicht nur eine — eine . . . na, eben aus der Hefe . . . sondern auch noch glatt Diebin. Der Bruder mehrfach bestraft. Na, und an so 'was verschwendest Du Dein Mitleid. — Und das Armband," setzte er lächelnd hinzu.

Sie hatte sich auf das Ende des mit Seide überzogenen Ruhebetts gesetzt. Es fror sie wieder. Sie kreuzte die Arme über der Brust und suchte die Oberarme mit den Händen zu wärmen. Für ein paar Augenblicke wirkte sie in dieser Haltung wie ein Schulmädchen, das ausgezankt wird. Aber in ihrer Stimme zitterte ein Unterton.

„Ich hatte Mitleid mit ihrem Kind,

Guſtl," ſagte ſie gequält. „Iſt ſo ein armes, verkümmertes Weſen verantwortlich für ſeine Mutter? — Und auch gar noch für den Onkel? — Du biſt ſo ſchrecklich hart dieſen Leuten gegenüber."

Er war zu ihr getreten und pätſchelte ſie auf den Nackenausſchnitt. „Macht das Metier. Ein Juriſt blickt ſchärfer."

„Aber das Weſentliche haſt Du doch nicht geſehn, Guſtl, wie?" Sie ließ die Arme ſinken und ſtarrte vor ſich ins Leere. „Es hatte ganz die Augen von Hansheinrich, das Kleine."

„Jutta! Aber nein — ſo ein Vergleich!"

„Ja, ganz ſeine dunkeln Augen, groß und fragend, und mit dem ſeltſam goldigen Schein. Und dabei ſo 'was im Blick, daß man fühlt, es lebt nicht lange."

„Nein, nein, nein, nein. Ich verſtehe Dich nicht, Schatz. Nun rührſt Du all das wieder auf."

„Glaubſt Du, daß ich's je vergeſſen werde?" Langſam löſte ſich erſt links und dann rechts eine Träne aus ihren Augen. Sie ließ ſie hinunterrollen, ohne die Hand zu heben. „Und wenn ich mir nun vorſtelle, ſie haben meinetwegen die Mutter mitſamt dem Kind auf der Wache behalten, eingeſperrt, über Nacht . . ."

Er ſah ihr ins Geſicht und erſchrak über ihren Ausdruck, zwang ſich aber dazu, ſie herzhaft auszulachen. „Nein, Kind, was biſt Du 'mal wieder ſentimental. Das iſt meine luſtige, flotte, burſchikoſe, verwöhnte Jutta? Mit dem neuen Hut aus Nizza? Mit dem Spielteufelchen im Leib, he, von Monte Carlo? Na warte, Du!"

Sie ſchluckte ihre Tränen hinunter und ſtand auf. „Ja, ich hab' eigentlich gar kein Recht. Bin ja ſelbſt ſo ein leichtſinniges Geſchöpf." Sie ſagte das ſchon wieder in hellerem Ton — von den paar Erinnerungen ſofort gefeſſelt. „Aber ſiehſt Du: lieb wär's eben von Dir geweſen, wenn Du mir die Bitte erfüllt hätteſt."

„Hm. Sie laufen zu laſſen?"

Sie nickte heftig.

„Gut. Alſo das nächſte Mal. Wenn Du das neue Armband verlierſt." Er war neben ſie getreten und hatte ſie untergefaßt. Gutmütig ſetzte er hinzu: „In Kairo kauf' ich Dir's." Er küßte ſie, ihren Kopf zurückbeugend, auf den Mund. Sie preßte aber die Lippen feſt zuſammen. „Du, willſt Du wohl! Ich ſammle feurige Kohlen auf Dein Haupt, und Du biſt ſo renitent?"

Sie entwand ſich ihm und nahm haſtig den Abendmantel um. „Es iſt ſchon Zeit. Herr von Stangenberg wartet."

„Eigentlich ſchade. Hier wär's nun doch rieſig gemütlich geweſen. Weißt Du, wie an dem Abend in Wiesbaden vor drei Jahren: da ließen wir auch das Kurkonzert und . . . Weißt Du noch?"

Auf dieſe Erinnerung an die Hochzeitsreiſe ging ſie nicht ein. Und nun wußte er: ſie ſchmollte.

„Kratzbürſte!" ſagte er, ſeine Schnurrbartſpitzen aufſtreichend, während ſie das Hotelzimmer verließen.

Beim Diner und in der Oper wirkte ſie wieder ſehr verführeriſch auf ihn. Sie ſah heute abend vorzüglich aus. Übrigens lenkten ſich viele Operngläſer auf ſie. Auch Stangenberg fand, daß ſie den Vergleich mit all den herausgeputzten, juwelenbeladenen Logenſchönheiten der Marſeiller Börſenwelt nicht zu ſcheuen brauchte. Es lag ein beſonderer Stil in der feinen und raſſigen jungen Perſon.

Der Oper „Carmen", die von einer mittelguten Geſellſchaft gegeben wurde, folgte ein hervorragend ſchönes Ballett. Die Vorſtellung war erſt kurz vor ein Uhr aus. Es galt danach raſch zu Bett zu kommen, denn um acht Uhr ſpäteſtens mußte man ſich erheben.

Jutta hatte in ihrer lebhaften, ſprühenden Art an allem teilgenommen. Ihr Gatte hielt die Verſtimmung von zuvor alſo für überwunden.

Als ſie in ihrem Hotelzimmer angelangt waren und das elektriſche Licht aufgedreht hatten, nahm er ſie wie in einem Überfall plötzlich in ſeine Arme, trällerte ein Motiv aus „Carmen" und verſuchte mit ihr ein paar Schritte zu walzen. Solche Anwandlungen hatte er ſelten — Jutta war aber immer mit Humor darauf eingegangen und hatte die Stimmung durch ihr dunkles, zärtliches Organ und ihr warmes, melodiſches Lachen raſch geſteigert.

„Guſtl!" entfuhr ihr's jetzt in jähem Schreck. Sie deutete mit weit ausgeſtreckter

Hand auf den Stuhl an der rechten Seite des großen Doppelbettes. Über der Lehne hingen dort die Unterkleider, die sie vor dem Diner abgelegt hatte. Und von einer schwarzen Spitzenzacke des untersten Volants an ihrem Unterrock hing ein goldenes Kettchen herab. Mit zwei Sätzen war sie dort, kniete nieder und hob den blitzenden Gegenstand auf. Es war ihr Armband. Es hatte sich fest in die Spitze verwickelt. Sie brachte es nicht los, ohne ein paar Fäden zu zerreißen.

Verdutzt war er ihr gefolgt. „Na, da hört ja alles auf. Wie kommt das dahin?"

Sie hatte sich ihm zugewandt. In der ersten Erregung vermochte sie kaum zu sprechen. „Da ist es — sie hat es also doch nicht . . . Ach Gott, ach Gott!"

„Nun bloß nicht gleich wieder nervös, liebe Jutta, das bitte ich mir aus," sagte er ziemlich gereizt, „die Sache hat mich jetzt schon genug geärgert."

Sie schluckte. „Nein, nein, keine Vorwürfe, es ist eben bloß ein schrecklicher Irrtum gewesen." Hastig steckte sie die Kette in die Futtertasche ihres englischen Reisemantels. „Wir wollen nur gleich hingehen, komm, Gustl, am besten gar nicht erst ablegen."

„Wohin gehen?"

„Nun, auf die Wache natürlich."

Er lachte kurz auf. „Wie denkst Du Dir das? Ein Viertel nach ein Uhr?"

„Wir müssen sie bitten — — wie kann man's nur wett machen . . . ach, es ist ja so schrecklich!"

„Erlaube 'mal, Kind, Du stellst Dir in allem Ernst vor, daß man sie jetzt, mitten in der Nacht, herausholen wird?"

„Ja, hättest Du denn Ruhe — auch nur eine Sekunde lang?"

„Aber gewiß. Vorläufig schläft die Gesellschaft. Hat wenigstens 'ne Pritsche unter sich, ein Dach über sich und ist so vielleicht besser aufgehoben als sonst. Morgen beizeiten geh' ich hin, melde die Geschichte, man schenkt ihnen 'was und damit holla."

„Das — ist eine seltsame Auffassung."

„Die logische und praktische. Allerdings."

„Sie ist aber falsch."

„Liebes Kind: der Jurist bin doch schließlich ich. Nicht wahr? In solchen Dingen mußt Du schon mit meinen Entscheidungen zufrieden sein."

„Ich muß?" Die Tränen traten ihr in die Augen. „Ja, freilich, Du hast recht. Als Frau ist man wehrlos."

„Na, höre 'mal, Schatz, wir werden doch nicht um ein Uhr in der Früh die Frauenfrage aufrollen und solchen Unfug — Richtig, nun schmollst Du wieder."

„Ich schmolle nicht, Gustav. Es ist mir nur schmerzlich, daß wir jedesmal uneinig sind, wenn sich's um mehr als eine Programmnummer in unserm Amüsement handelt."

„Kommt daher, daß ich Dir galanterweise in allem die Vorhand und die Entscheidung lasse. Bloß in dem nicht, wofür ich als Mann verantwortlich bin."

Im Mantel setzte sie sich auf den Stuhl am Bett. Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Er legte nun ab und zog seine Uhr auf. „Jutta, sei verständig. Es ist ein Uhr zweiundzwanzig." Er gähnte leicht. „Offen gestanden bin ich auch ehrlich müde."

„Ja so."

Nun kam er lachend rasch auf sie zu und umfaßte von rückwärts mit der Linken ihr Kinn. „Du bist ja so reizend in Deiner Entrüstung. Wahrhaftig, man müßte Dich immer ein bißchen ärgern. Was?" Er küßte sie, er suchte unter Lachen zu ersticken, was sie erwiderte. Aber als er ihr ins Auge sah, verflog seine Stimmung sofort. „Du willst nicht — eh bien."

Sie gingen zur Ruhe, ohne einander gute Nacht zu sagen.

Er schlief dann sofort ein. Aber sie wachte noch lange und sah mit nassen Augen in die Dunkelheit. Das ganze Mitleid ihres Herzens weilte bei der unglücklichen jungen Mutter und ihrem Kind in der Arrestantenzelle. Und im Fortschreiten der Nacht ward das Bild des armen kleinen Wesens dem ihres verstorbenen Kindes immer ähnlicher.

Noch nie hatte sie sich ihrem Manne so fremd gefühlt wie in diesen Stunden.

* * *

Der prächtige deutsche Luxusdampfer, der den Verkehr zwischen Marseille und

Google

Ägypten vermittelte, lag an dem Riesenpier des Hafens von Joliette. Er ragte mit seinen beiden gewaltigen Schornsteinen hoch empor über die ganze Flotte, die den großen Hafen füllte. Die Marseiller betrachteten den Eindringling voll Staunen, fast Ehrfurcht, aber auch mit Neid, denn keines der Schiffe der französischen Gesellschaften konnte die Konkurrenz damit aufnehmen.

Die kolossalen Maße des Dampfers hatten für die am Morgen der Abfahrt am Hafen eintreffenden Passagiere etwas ungemein Beruhigendes. Der Himmel war bedeckt, ein kalter Wind fegte durch die Straßen, und die Hotelportiers weissagten den Mistral: die Aussichten auf eine glatte Überfahrt waren im Schwinden begriffen.

Auch Succo und der Rittmeister betrachteten das Schiff, als ihre Wagen in die lange Zollhalle einfuhren, mit einer gewissen Genugtuung.

„Erstens aus Patriotismus und zweitens aus Selbstsucht," sagte Stangenberg. „Ich habe mir nämlich vorgestern einen Touristendampfer der „Messageries maritimes" angesehen, und ich versichere Ihnen, das sind Appelkähne gegen unsere Lloyddampfer; sie fordern die Seekrankheit in tückischer Weise heraus."

Das Thema der Seekrankheit herrschte in den meisten Gruppen der Ankömmlinge vor. Jutta stellte das fest, während sie mit auf die Einschiffung des Gepäckes wartete.

„Sie sagen das so siegessicher, gnädige Frau. Sind Sie selbst seefest?"

„Ich war's wenigstens als junges Mädchen. Papa hat mich oft mitgenommen. Kattegat, Skagerak und Kanal, bei bewegter See wären das die Kraftproben, meinte er."

„Ich danke. Ich werde seekrank, wenn ich bloß die Namen höre. — Wie gedenken S i e sich auf dem Transport nach Afrika zu verhalten, Herr von Succo?"

„So tapfer als irgend möglich. Da meine Frau so eine halbe Seeratte ist, bin ich ja sozusagen moralisch dazu verpflichtet."

Jutta lachte. Sie war schon wieder in guter Stimmung. Hier fühlte sie sich ganz in ihrem Element. „Dabei sündigst Du fortgesetzt gegen Papas allererstes Seemannsgebot, Gustl."

„Was ist das für eines, gnädige Frau?"

„Von der Seekrankheit nicht sprechen — nicht einmal daran denken."

„Na ja, Papa als Über-Teerjacke hat gut Ratschläge erteilen! — Meinen Schwiegervater müssen Sie nämlich kennen lernen, Herr Rittmeister. Famoser alter Herr. Die Menschheit zerfällt für ihn in Seefeste und Nichtseefeste; damit Schluß."

Das Gedränge in der großen Halle war immer stärker geworden. Jutta schlug also vor, lieber dem jungen Schiffsoffizier, der das Verstauen des Gepäcks überwachte, die Verantwortung für die Einschiffung ihrer Koffer zu überlassen. Es hatte sich ein ganzer Berg in der Halle angesammelt, und der Gepäckkran war in fortwährender Tätigkeit. So wanderten sie denn über die steil zum Deck emporführende Brücke an Bord. Hier nahm sie der Obersteward in Empfang und gab ihnen Führer zu ihren Kabinen. Die des Ehepaars hatte die beste Lage: am oberen Promenadendeck.

„Sie haben wohl die Staatskabine bekommen?" fragte der Rittmeister, große Augen machend. „Ja — wer den Papst zum Vetter hat."

Jutta schüttelte lachend den Kopf. „Nein, denken Sie, Papa wollte uns selbst die Billetts besorgen und uns bei der Direktion eine Ermäßigung erwirken, aber hier dieser Mann der strengen Prinzipien war nicht zu bewegen, sie anzunehmen."

„Na, Prozente nehm' ich nu ziemlich skrupellos," sagte Stangenberg jovial. „Und vorhin im Hotel bei der Rechnung hab' ich sie sogar gefordert. Schlankweg. Als Offiziersvereinsmitglied."

„Siehst Du, siehst Du, Gustl!"

Succo strich sich den Schnurrbart, ohne zu erwidern.

„Na, armes Luder von Agrarier wie unsereins," fuhr Stangenberg humoristisch fort, „muß sich eben durchs Kommißbrot durchbeißen, so gut es geht. — Hier an Bord hab' ich nämlich bloß einen Platz im Hauptdeck belegt. Das ist um ein paar Stockwerke tiefer — aber auch um mindestens zweihundertundfünfzig Meter billiger."

Sie lachten und verabredeten ein Wiedersehen vor dem Gabelfrühstück, um sich Tischplätze nebeneinander anweisen zu lassen. Dann begaben sie sich zum Auspacken des kleinen Gepäcks in ihre Kabine.

„Darin verstehe ich den Rittmeister nicht," sagte Succo, in dem eleganten und geräumigen Salon sich umblickend, der mit großem Kleiderschrank, bequemer Waschtoilette, Tisch und zwei Betten zu ebener Erde versehen war. „Hauptdeck ist nicht viel besser als zweite Klasse."

„Dort wohnen ja auch Menschen, Gustl."

„Hm. Eben. Die sich zweiter Klasse einschätzen."

„Nein, Gustl, wenn man Dich so hochmütig reden hört. Du sagst das alles bloß, um mich zu ärgern."

„Erlaube, Schatz. Gewisse Schranken müssen nun doch 'mal existieren. Stangenberg wird das auch noch am eigenen Leibe erfahren."

„Wieso?"

„I, natürlich schläft er nicht allein in seiner Kabine, sondern er teilt sie mit einem andern Herrn, der ebenso billig reist. Wen bekommt er da also als Reisegenossen? Vielleicht den Kammerdiener eines amerikanischen Schweinespeckkönigs."

„Der dann wahrscheinlich unser Nachbar ist. — Wer hat's besser?"

„Du hast doch einen zu demokratischen Zug, Jutta!"

„Übrigens: vielleicht muß sich Stangenberg wirklich einschränken?"

„Keine Ahnung. Sitzt in 'ner tadellosen Assiette, es ist purer Geiz."

„Meinst Du? Hm. Dann verständ' ich's freilich nicht." Jutta besaß selbst eine offene Hand und sie hatte an diesem Morgen auch ihren Gatten wieder einmal als sehr freigebig kennen gelernt, was sie mit vielem aussöhnte. Als „Schmerzensgeld" nämlich für die unnötigerweise unter falschem Verdacht auf der Polizeistation verbrachte Nacht hatte dem Polizeimeister ein blankes Zwanzigfrankstück als durchaus ausreichend für die beiden unglücklichen Arrestanten erscheinen wollen. Succo war aber anderer Meinung; er hatte seiner Brieftasche schon zwei Hundertfrankscheine entnommen, die er dem Geschwisterpaar ohne Wimpernzucken einhändigte. Diese reiche Gabe wandelte die Szene sofort von Grund aus: der Verdacht, die ungemütliche Nacht, die Angst der beiden waren vergessen, und Succo konnte als der große Wohltäter vom Platze scheiden, mit südländisch lebhaften Dankesbezeugungen überschüttet. Seine Schilderung dem Rittmeister gegenüber war in ihrer Selbstironie so drastisch, daß auch der letzte Rest von Sentimentalität in Juttas Teilnahme schließlich schwinden mußte. ‚Au fond ist er eben doch ein guter Kerl,' sagte sie zu sich. Bei aller Korrektheit, die von einer gewissen Engherzigkeit nicht frei war, bewies ihr Gatte oftmals einen durchaus ritterlichen Zug. Geizig war er jedenfalls nicht. Häufig mahnte sie selbst, obwohl sie sich auch daheim nicht hatte einzuschränken brauchen, zu größerer Sparsamkeit. So hatte sie's ihrem Manne als übertriebenes Selbstbewußtsein ausgelegt, daß er als Staatsbeamter von einer Privatgesellschaft keine Vergünstigung entgegennehmen wollte. Er nannte das aber bloß: sein stark ausgeprägtes berufliches Taktgefühl. In derlei Doktorfragen fochten sie öfters einen kleinen Strauß aus.

Nachdem sie sich in der schwimmenden Wohnung, die sie nun für fünf Tage beherbergen sollte, alles zurechtgelegt hatten, begaben sie sich auf einen Spaziergang durchs Schiff.

Es war sehr bequem eingerichtet, der Gesamteindruck der ersten Klasse war geradezu glänzend. Der Speisesaal, das Damenzimmer, der Musiksalon hatten mächtige Ausdehnung, eine in altdeutschem Stil eingerichtete Schenke bildete jetzt schon den Sammelpunkt einer stattlichen Herrenrunde, die internationale Gesellschaft war höchst elegant, es war ein Damenfriseur an Bord, eine kleine Druckerei, ein Rasiersalon, und nun baute sich auf dem Promenadendeck auch schon die von zwanzig Stewards in blauem Matrosendreß gebildete Musikkapelle auf.

Rasselnd lief die Kette des großen Krans auf dem Achterdeck noch immer über die eiserne Rolle, der mächtige Haken pickte die größten Koffer auf und ließ sie im Gepäckraum verschwinden. In das

Google

Poltern und Klirren mischte sich das Rufen aufgeregter Reisender, die Dampfpfeife gab in tiefem Dreiklang ein unheimlich dröhnendes Zeichen, das man ein paar Kilometer weit hören mußte.

Schlag zwölf Uhr wurde der Anker aufgewunden, und eine kleine Dampfbarkasse, die neben dem Riesendampfer wie ein Liliput wirkte, spannte sich vor, um die „Holstein“ aus dem Hafen von Joliette in den grau und farblos daliegenden, von einem leisen Blasius gekräuselten Golf hinauszuschleppen. Die Musik spielte die Marseillaise, darauf die deutsche Kaiserhymne und zum Schluß: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!“

Jutta hatte auf eigene Faust den Bummel durchs Schiff weiter ausgedehnt, während ihr Gatte beim Zahlmeister geschäftlich in Anspruch genommen war.

Er suchte sie hernach lange. Auch Herr von Stangenberg beteiligte sich daran.

Sie stellte sich erst auf den Trompetenruf, der die Gesellschaft zum Gabelfrühstück sammelte, im Speisesaal ein.

„O, Gustl, an Bord weiß ich Bescheid, da kann mir nichts geschehn. Ich bin auch drüben in der dritten Klasse gewesen. Denk' nur, da ist ein französischer Koch, der reist nach Assuan, ein Witwer, und er hat seine drei kleinen Mädelchen mit, eine ist vier, die andern sind sechs und sieben Jahre. Und eine italienische Truppe; die will in Kairo Variété-Vorstellungen geben. Wie lustig das dort zugeht. Aber auch eine schwächliche junge Frau. Ihr Mann hat in Alexandrien eine Stellung als Kutscher. Sie reist ihm nach, fürchtet sich aber so schrecklich vor der Seereise. Na, ich hab' ihr Mut gemacht, und da ist sie ordentlich aufgetaut.“

Der Landsmann wunderte sich über ihren Tatendrang und ihre vielseitigen Interessen. Succo seufzte. „Natürlich — die dritte Klasse ist wieder das nächste, worüber Du Dich unterrichten mußt.“

„Sie ist unterhaltender als die erste, lieber Gustav.“

„Eine Variété-Truppe reist im Salon allerdings nicht mit.“

„Brummbär!“ sagte sie lachend.

Die Herren hatten wegen der Tischplätze schon mit dem Oberstewards verhandelt. Sie suchten nun an der Tafel neben der Freitreppe nach ihren Namen.

„Hier — Mr. Succo!“ sagte der Rittmeister, auf eines der Kärtchen zeigend, die in der Reihenfolge der Tischplätze in die Tafel eingesteckt waren. „Aber da hat der wackere Beamte nun doch Verwirrung angerichtet, wie mir scheint. Sie sitzen dieser Schlachtordnung zufolge mitten in einer stockenglischen Gesellschaft.“

„Das fehlte noch. Unter Larven die einzige fühlende Brust!“

„Oberstewards!“

Der Allmächtige kam sofort näher. „Ich habe Ihnen drei Plätze in der ersten Seitenkoje rechts gegeben. Das ist nahe bei den Fenstern. Sehr beliebter Platz.“

„Auch nicht zu weit von der Tür — wegen etwaigen Verschwindens in Fällen erzwungener Opfer?“ warf Stangenberg ein.

„Aber mein Name steht doch hier. Wie kommt das? — Earl of Westmoreland, Mr. Smith, Mr. Succo, Mr. Brown, Lady Salmour.“

„O — das ist Mr. Succo aus Kairo. Übrigens von Geburt auch ein Deutscher. Ebenfalls ‚von Succo‘.“

„Ein Herr von Succo? Der in Kairo dauernd lebt?“

„Jawohl. Er ist dort Direktor einer Zuckerfabrik.“

„Kann das ein Verwandter von Ihnen sein?“ fragte Stangenberg den Oberstaatsanwalt.

„Nicht — daß ich wüßte . . .“

Succo blickte etwas verstört drein. Es war Jutta, als hätte ihr Mann plötzlich die Farbe gewechselt.

Der Oberstewards hatte sich suchend umgeblickt. „Da drüben steht er. Der junge Herr, der mit Lady Salmour spricht — Lady Salmour ist die blonde schlanke Dame, neben dem Kapitän.“

„O —!“ Succo zuckte leicht zusammen. „Das ist ja . . . hmhm, das ist ja sehr seltsam.“

Der geschäftige Oberstewards ward von einer andern Gruppe angerufen und wandte sich ab.

„Was hast Du, Gustl?“ fragte Jutta verwundert.

„Dieser Herr von Succo — Fritz von Succo — ist nämlich allerdings verwandt mit mir, aber . . .“

Digitized by Google

Der Rittmeister horchte auf. „Sagen Sie 'mal: Fritz von Succo — früherer Regierungsreferendar? Etwa der?"

„Jawohl."

„So sag' doch, Gustl."

„Ich kann das nicht so in der Eile . . ."

Jutta blickte forschend hinüber. „Ich sah den Herrn schon vorhin oben an Deck, aber da hört' ich ihn mit der englischen Gesellschaft sprechen und hielt ihn selbst für einen Engländer."

„Er hat eher 'was von 'nem Amerikaner," sagte Stangenberg. „So ganz bartlos, glatt rasiert. Und überhaupt die ganze Haltung."

„Ja, ja, stimmt. Besonders das energische Gesicht. — Nicht, Gustl?"

„Bitte, sieh nicht so auffällig hin, Jutta," sagte Succo rasch. „Denn — offiziell kennen wir einander nicht."

Stangenberg hatte einen Blick des Einverständnisses mit Succo gewechselt. „Das Frühstück läßt bitten, meine Herrschaften!" fiel er lebhaft ein.

Soeben hatten die Stewards in langem Zuge den Speisesaal betreten. Sie brachten das erste Vorgericht. Die Passagiere nahmen ihre Plätze ein. Der größte Teil des mächtigen Saales war nun bald besetzt. Die Mitteltafel, an der der Kapitän saß, wies keine einzige Lücke auf. An der kleineren Tafel, an der die drei Deutschen ihre Plätze angewiesen bekommen hatten, fand sich nach einiger Zeit noch ein halbes Dutzend Landsleute ein. Deutscher Sitte folgend stellten sich die Ankömmlinge durch kurze Namensnennung vor. Succo blieb aber während der Mahlzeit sehr zurückhaltend. Jutta war dies gewohnt. Ihr Mann pflegte erst dann aufzutauen, wenn er über neue Bekanntschaften gründlich unterrichtet war. Es gab zunächst immer ein vorsichtig abwägendes Tasten. Erst gegen den Nachtisch hin ward auch er etwas wärmer: er hatte in seinem Gegenüber, einem rundlichen alten Herrn mit artig zurückgekämmtem weißen Haar, einen berühmten Staatsrechtslehrer entdeckt, den Universitätsprofessor Dr. jur. Gneisel aus Heidelberg. Jutta war nicht so wählerisch. Sie kümmerte sich um Rang, Stand und Namen neuer Erscheinungen zunächst gar nicht. Eine humoristische Gesprächswendung, ein sinniges Wort, ein gutes Urteil führten einen Fremden bei ihr viel besser ein.

Als sie hernach auf dem Promenadendeck den Kaffee nahmen, berichtete sie über ihren Tischnachbar, den sie in ein lebhaftes Gespräch hatte verwickeln wollen, nicht ohne etwas Bosheit.

„Er ist mehrfacher Hausbesitzer in Dresden, heißt Marcks, hat zweimal die Reise um die Erde gemacht, mit einer Stangenschen Reisegesellschaft, ist magenleidend, Antialkoholiker, kennt nichts von der neueren Literatur, schimpft noch auf Richard Wagner, ist von Haus aus Apotheker und reist jetzt nach Heluan am Nil, weil in Deutschland ‚ja auch nichts los' ist."

Stangenberg lachte hell auf. „Gnädige Frau, vor Ihnen muß man sich in acht nehmen!"

„Eine anregende Tischgesellschaft — nicht?"

„Ich wunderte mich, Jutta, daß Du Dich gleich so eingehend mit dem Manne beschäftigt hast."

„Um festzustellen: welch Geistes Kind er ist."

„Und bist nun fünf Tage lang quasi verpflichtet, mit ihm Konversation zu machen."

„Ich denk' nicht dran, Gustl."

„Dann hat er ein Recht, sich gekränkt zu fühlen."

„I wo. Wenn ich ihn recht beurteile, wird er noch vor dem Diner seekrank — und wir sehen ihn erst bei der Landung in Ägypten wieder."

„Sie haben eine grausame Phantasie, meine Gnädigste. — Übrigens finde ich, der Kasten wackelt schon jetzt nicht unbedenklich."

Die französische Küste war als graubrauner Streifen an der nördlichen Horizontlinie zurückgeblieben. Graue Wogen wälzten sich mit weißschäumenden Kämmen gegen die Backbordseite des Dampfers. Es war noch nicht abzusehen, ob es zum Rollen oder zum Stampfen kommen würde. Vorläufig gab es nur kleine Schwankungen, die aber doch die ängstlicheren Gemüter veranlaßten, sich in den großen Liegestühlen, die an Deck standen, der Ruhe hinzugeben. Bald lagen an die hundert Passagiere — Männlein und Weiblein — in langer Reihe nebenein-

Google

Laura Ingalls Wilder at the Rocky Ridge gate, circa 1915

ander, in Pelze gepackt, in Plaids bis zum Kinn eingewickelt.

Es war sehr kalt und sehr windig geworden. Jutta hatte ihre weiße, gestrickte Wollmütze mit mehreren Nadeln festgesteckt und ihren Pelzbolero zugeknöpft. In dem fußfreien Rock wirkte ihre schlanke Erscheinung wieder so frisch und mädchenhaft, daß dem in Ehedingen schwarzseherischen Stangenberg der starke Gegensatz der beiden Gatten und ihrer Temperamente fast bedenklich erschien: Succo gemessen, korrekt, ohne Frage ein tadelloser Gentleman, aber doch erschreckend engherzig, vom Wirbel bis zur Zeh' ein Akten- und Formenmensch — sie ein impulsives Wesen, durchaus frei von Pedanterie, klug, aufgeweckt, oft von nervöser Empfindsamkeit, dabei mit Sinn für Humor und einem ganz kleinen Schuß Koketterie.

„Ich schlage ein Schiffsspiel zur Erwärmung vor," sagte Jutta, nachdem sie den Kaffee genommen hatten.

Die Herren waren einverstanden. Stangenberg schon deshalb, weil sie so außer Hörweite der andern Gesellschaft kamen. Es drängte ihn, mit Herrn von Succo über dessen Namensvetter zu sprechen.

Auch Juttas erste Frage, als sie das Promenadendeck verlassen und auf dem doppelt überbrückten Durchgang zum Hinterdeck einen windgeschützten Platz gefunden hatten, war die nach dem ihr unbekannten Verwandten.

Succos Antlitz hatte sich seit der Begegnung noch nicht wieder aufgeheitert. „Es verdirbt mir wahrhaftig ein Teil der Reisefreude," sagte er verstimmt.

„Gustl?! — Das wäre!"

„Aber bester Herr von Succo — wie kann Sie das weiter anfechten?"

„Er trägt nun doch 'mal unsern guten Namen in der Welt spazieren."

Stangenberg zuckte leicht die Achsel. „Derlei kommt in fast allen Familien vor. Auch den besten. Irgendein Glied will meistens nicht taugen."

„Man stößt es ab," sagte Succo, „aber damit ist im Grunde gar nichts erreicht."

„O doch. Es hat dann kein Mensch mehr ein Recht, einen verantwortlich zu machen."

„Sie haben sich des Falls sofort erinnert?"

„Natürlich. Aber das liegt nun doch schon gut acht, neun Jahre zurück, nicht? Ein Bruder von mir — der älteste — war damals Etatsmäßiger bei den Königsgrenadieren."

„Richtig. Wir sprachen ja damals noch im Kaisermanöver — vor vier Jahren — die ganze Sache durch."

„Stimmt, stimmt."

„Na, Gustl, Du verstehst's aber wirklich, Spannung zu machen. — Sie verstehen's gleichfalls, Herr Rittmeister," setzte sie lachend hinzu. „Ich denke immer: nun bekommt man einen hochinteressanten Roman zu hören, es fallen die dunkelsten Anspielungen, die Phantasie hat Gelegenheit zu den ausschweifendsten Vermutungen . . ."

„Ach, Jutta, es ist wirklich nichts Lustiges."

Sie behielt ihren übermütigen Ton trotzdem bei. Die Hände im Rücken verschränkend wippte sie sich auf den Fußspitzen auf und nieder und sah ihren Mann mit angenommener Strenge an. „Warum hast Du mir diese Vetternschaft unterschlagen? Gestehe, Angeklagter."

„Jutta — ich begreife Dich nicht."

„Herr von Stangenberg, helfen Sie mir. Ist eine solche Verheimlichung eigentlich ein Scheidungsgrund?"

„Na, meine Gnädigste, Totschweigen wär' allerdings das beste, denn er ist tatsächlich ein sauberes Früchtchen gewesen . . ."

„Wer? Mein Mann?

„Um Himmels willen — Gnädigste!"

„Jutta, nun laß doch diese — diese ganze Art. Du siehst doch, wie unangenehm mir die Geschichte ist."

„I, bester Herr von Succo, aber es trifft Ihre Familie doch nicht der leiseste Tadel dabei."

„Gegen welches der zehn Gebote hat dieser geheimnisvolle Herr Vetter also gesündigt? Darauf kann ich jetzt endlich eine erschöpfende Antwort beanspruchen."

Es war Juttas Ton noch immer nicht zu entnehmen, ob sie die Angelegenheit wirklich ernst auffaßte. Succo runzelte die Stirn.

„Ich habe Dir von Fritz von Succo

zed by Google

bisher bloß deswegen nichts gesagt, weil wir Anno 1898 auf einem Familientag in Hannover, der extra deswegen einberufen war, uns geeinigt haben — d. h. so ziemlich sämtliche Vertreter des Namens von Succo — mit Vetter Fritz jegliche Verbindung abzubrechen. Sein Name wurde von da an zwischen uns auch nicht mehr genannt. Er selbst war seitdem so gut wie tot für uns."

„Ja — und — die Ursache?"

„Ganz kurz. — Nein, bitte dringend, lieber Herr von Stangenberg, bleiben Sie! — Also er war Regierungs-Referendar, machte eine Übung als Reserve-Offiziersaspirant, und dabei passierte eine scheußliche Geschichte. Er ging tätlich gegen seinen Vorgesetzten vor — Krakehler war er schon immer gewesen — und erhielt vom Kriegsgericht zehn Monate Gefängnis, zusätzlich Degradation."

„O —!"

„Ja, meine Gnädigste, ganz garstige Sache. Wirklich ein mauvais sujet. Da läßt sich nichts beschönigen."

Eine Weile herrschte darauf Schweigen. Auch Jutta war ganz ernst geworden.

„Hat er — sonst noch Verwandte in Deutschland — ich meine, Blutsverwandte?" fragte sie endlich.

„Ja, seine Mutter ist noch am Leben."

Überrascht blickte sie auf; auch der Rittmeister.

„Sie werden kaum von ihr gehört haben, Herr von Stangenberg. Sie lebt ganz zurückgezogen. Onkel Bodo hatte sich damals ihrer angenommen."

„Ach — etwa Tante Eveline?" rief Jutta überrascht.

„Ja. Du hast sie ja flüchtig kennen gelernt, Jutta. Auf dem Polterabend von Herta — im Kaiserhof in Berlin vor zwei Jahren — da war sie auch."

„Gottchen — Tante Eveline — die!"

Succo war jedes Wort dieser Erörterung eine Qual. Er fügte aber, zu Stangenberg gewandt, nun doch noch hinzu: „Übrigens war ja vor der Welt das Dekorum in denkbar bester Form schon dadurch gewahrt, daß auch seine eigene Mutter sich damals glatt von ihm losgesagt hat."

„Hm, ja. Ein verteufelter Bursche. — Seither hatten Sie nie 'was von ihm gehört?"

„Einmal hieß es, er wäre im Haag Versicherungsagent."

„Hat er sich auch nie um Geld an jemand gewandt?"

„An seine Mutter. Ja, anfangs. Wenigstens ließ Onkel Bodo — das ist der Regierungspräsident, Sie wissen — ja, der ließ 'mal nach der Richtung etwas verlauten. Aber in den letzten Jahren war er wie spurlos von der Bildfläche verschwunden. Ich hätte ja nie im Leben eine Reise nach Kairo gemacht, wenn ich geahnt hätte: man hat da mit diesem — diesem Herrn ein Wiedersehn zu gewärtigen."

„Hat er Sie vorhin eigentlich erkannt?"

„Ich glaube nicht. Aber bei passender Gelegenheit muß ich's ihn natürlich merken lassen, daß er für uns Luft ist."

„Sein Auftreten ist sonst nicht übel. Schlecht zu gehen scheint's ihm auch nicht."

„Er ist ein sehr fähiger Mensch gewesen. Auch im Amt gut zu verwenden. Nur eben — gänzlich direktionslos."

„Er war noch sehr jung, als das passierte, nicht?"

„Dreiundzwanzig. Gerade hatte er sein erstes Verwaltungsexamen gemacht. Unverantwortlich. So ein Schlag — gewissermaßen uns allen ins Gesicht."

„Ja. Es passieren doch tolle Dinge. — Wie wär's nun mit einem Kognak oder Kirsch, Herr von Succo?"

„Nimmst Du auch einen Likör, Jutta?"

„Zur Seelenwärmung, gnädige Frau."

Sie raffte sich gewaltsam aus ihrer Nachdenklichkeit auf. „Danke, danke. Wir wollen zu dem Zweck lieber ein kindliches Spiel im Freien vornehmen, denk' ich. Das ist auch wesentlich gesünder, meine Herren."

Succo hatte bereits einen der Stewards herbeigewinkt und bei ihm seine Bestellung gemacht. „Es ist mir ganz öde im Magen geworden von der Aufregung. — Da, fühle 'mal, Jutta, eiskalte Hände hab' ich."

Sie nahm seine Hand nicht — in einem unwillkürlichen Zurückzucken, als ob sie sich vor seiner Kälte fürchtete. Flott fing sie dann mit den Vorberei-

Digitized by Google

tungen zu der Spielpartie an. Sie ließ von einem Schiffsjungen das Spielbrett nebst den Sandsäckchen herbeischaffen, stellte es mit seiner Hilfe auf und unterwies die Herren in den Spielregeln. Man warf die kleinen Sandsäckchen nach den mit Zahlen versehenen Feldern des schräg gestellten Brettes. Die Felder mußten in einer bestimmten Reihenfolge gewonnen werden. Jutta begann sogleich das Spiel mit den ersten drei Würfen. Jeder Wurf saß.

„Kinderspiel!“ rief der Rittmeister, nahm die drei Säckchen, zielte und — warf sie alle daneben.

„Sie müssen ruhiger werfen,“ meinte Succo, „und die Schwankung des Bodens dabei mit berechnen. Ungefähr so. — Plumps, das war vorbei. Ich habe mich zu weit zurückgestellt. So — klein bißchen näher.“

„Nee, Gustl, mogeln ist nicht!“

„Aber Jutta —!“

„Bitte, hier ist der Strich.“ Sie war ganz Eifer.

„Gut. Also noch einmal von vorn.“

„Nein, Du hast jetzt bloß noch zwei Würfe.“

Succo warf — und verfehlte das Ziel abermals. Er schleuderte darum das dritte Säckchen hitzig hinterdrein. „Das ist ja stumpfsinnig.“

Sie lachte und neckte ihn. „Ja, Gustl, Erkenntnisse ausarbeiten oder Anklagen schmieden, das ist 'ne brotlose Kunst, die hilft nicht viel im praktischen Leben!“ Und voll Übermut fuhr sie im Spiel fort. Selten, daß ihr ein Wurf mißlang. Sie hatte eine kindliche Freude, und man hörte ihr Lachen auf dem ganzen Promenadendeck. In ihrem Eifer sprang sie immer wieder zum Brett und hob die Säckchen auf, sie den Herren bringend, die sich an die Schwankungen des Bodens noch nicht so wie sie gewöhnt hatten. Sie wirkte in ihrer drolligen Dienstbeflissenheit wie ein kecker Backfisch. Aber Succo war doch unangenehm berührt von ihrem burschikosen Ton, denn es stellten sich oben am Geländer des Promenadendecks immer mehr Zuschauer ein. Er konnte nichts Degagiertes leiden; wenigstens bei seiner Frau.

Stangenberg fand sie dagegen entzückend. Ihr Spieleifer steckte ihn selbst an. Er war auch erfreut darüber, daß sein militärisch geschulter, von Jugend auf an Strapazen gewöhnter Körper sich beim Spiel noch so gewandt anstellte: nach kurzer Übung gelangen ihm schon die Würfe ganz leidlich, und es fand dann zwischen ihm und der jungen Frau ein ehrgeiziger Wettkampf statt. Succo verdarb sich alles durch die zornige Hast, mit der er das Spiel betrieb.

Schließlich waren sie alle drei heiß geworden, und Jutta schloß die Partie.

„Ach, ich schwärme für die Seefahrt,“ sagte sie, die Arme erhebend und die Hände im Nacken verschlingend, indem sie mit ihren großen Augen übers rollende Wasser hinblickte. Vom Land war nichts mehr zu sehen. Meer ringsum. „Und besonders den grauen Himmel liebe ich. Das ist der echte Marineton.“

Sie kletterten die steile Treppe zum Promenadendeck hinauf und wanderten droben plaudernd auf und ab.

„Ihr Herr Vater ist lange als Kapitän gefahren, gnädige Frau?“ fragte Stangenberg.

„Bis vor zwei Jahren, wo er die Inspektion bekam.“

„Er steht auch in der Reserve der Kaiserlichen Marine,“ setzte Succo hinzu. „Jetzt vielmehr Seewehr. Als Offizier hat er da das Recht, das Eiserne Kreuz in der Schiffsflagge zu führen.“

„Ich freue mich sehr, sehr, sehr, ihn wiederzusehen,“ sagte Jutta. „So weit ich zurückdenken kann, hab' ich ihn immer nur besuchsweise für ein paar Tage gehabt. In Koblenz — in der Pension — da war's immer ein Fest für die ganze Klasse. Die Mädels schwärmten ihn alle an.“

„Ihre Frau Mutter ist früh verstorben, sagte mir Ihr Herr Gemahl?“

„Ja. Ich war noch ein Kind.“ Für ein paar Sekunden blickte sie wieder gedankenvoll übers Wasser. Etwas überlegen lächelnd fuhr sie dann fort: „Das ist die Erklärung für meine erschreckende Unerzogenheit. — Was, Gustl, in dem Sinne hast Du's doch zweifellos gesagt?“

„Aber kein Wort, Jutta! Wie kommst Du darauf?“

„Sie lachen, Herr von Succo, weil ich das gleich erraten hab'?"

„Man muß vor Ihnen ewig auf der Hut sein, gnädige Frau. Sie gehen scharf ins Zeug."

Es war auch wirklich ein fortgesetztes amüsantes Plänkeln. Dabei war selten festzustellen, ob sie nicht die kleinen Spitzen, die so drollig wirkten, mit vollem Bedacht vorbrachte. Stangenberg war noch immer nicht so recht klug aus ihr geworden. Forderte sie's eigentlich heraus, daß man ihr den Hof machte? Sie fesselte ihn jedenfalls.

Als man späterhin mit einigen Landsleuten an einer windgeschützten Stelle des Promenadendecks eine Plaudergruppe bildete, belustigte es ihn zu beobachten, wie sie scheinbar auf all die Gemeinplätze der neuen Bekannten einging, aber durch eine feine, den andern unverständliche Ironie immer über der Sache schwebte. Mit einer Freifrau von Druhsen, einer mittelalterlichen, sehr gönnerhaften, sehr redseligen Dame, die mit einem Gesellschaftsfräulein reiste, hatte der Oberstaatsanwalt verschiedene Anknüpfungspunkte gefunden: vor allem gemeinsame Freunde und sogar entfernte Verwandte in der Armee und im preußischen Staatsdienst. Eine Unmenge adliger Namen wurde genannt, die verwandtschaftlichen Beziehungen eingehend festgestellt. Auch Stangenberg war schon im Begriff, mit beiden Füßen wieder in das so ergiebige Thema der Rang- und Quartierliste hineinzuspringen — doch da streifte sein Blick zufällig die Miene von Frau Jutta. Es lag eine so drollig scheinheilige Bewunderung in dem Ausdruck, womit sie der Aufzählung lauschte, daß er, über sich selbst verlegen, rasch wieder abbaute.

„Ich staune über Ihr fabelhaftes Gedächtnis, gnädige Frau," sagte er nun lächelnd. Und bemerkte dabei ein lustiges Aufzucken in Frau Juttas Antlitz.

„Von den uns nahestehenden Familien kenne ich alle Seitenlinien auswendig, aber auch alle. Die Succos und die Druhsens hatten erst neuerdings mehrere neue Verbindungen durch Heirat. — Und denken Sie doch, Herr von Succo, da hab' ich nun in der Schiffsliste vorhin auch wieder den Namen Succo gefunden. Ein Mr. Succo aus Kairo. Und eigentlich gleichfalls: von Succo. So sagte wenigstens der Zahlmeister. Ich fragte ihn natürlich gleich. Was kann das wohl für ein Zweig sein?"

Ein paar Sekunden lang erwartungsvolle Stille — denn Succos wachsende Unruhe hatte die Sache auffällig gemacht. Er warf nun aber plötzlich den Kopf etwas zurück und sagte ziemlich scharf, wenn nicht hochmütig, in einem gewissen offiziersmäßig schneidigen Ton: „Mit diesem Herrn von Succo aus Kairo lehnen wir eine Verwandtschaft durchaus ab. Jede Beziehung, gnädige Frau."

„Ah —!" Den Mund ein wenig offen lassend, mit wichtiger Miene, sah sie erst den Rittmeister, darauf die etwas entfernter sitzende junge Frau des Sprechers an. Beide schwiegen. „Pardon!" sagte sie dann, ihre Diskretion fast ein bißchen indiskret betonend.

Juttas Blicke waren denen ihres Gatten gefolgt. Es stand für sie fest, daß seiner bestimmten Erklärung eine bestimmte Absicht zugrunde gelegen hatte.

Und sie täuschte sich nicht.

In demselben Augenblick nämlich waren zwei Herren dicht an ihnen vorübergekommen — und der eine davon war der Vetter ihres Mannes.

Ein ganz klein wenig hatte der Fremde gestutzt, kaum merklich das Tempo verkürzend. Aus seinen hellgrauen, großen Augen schweifte ein fragender Blick über die Gruppe — und in kurzem, bestürztem Erkennen begegnete er dem des Juristen.

„Der ist es?" fragte die Baronin in scharfem Flüsterton. — „Er hat es unbedingt gehört!"

Wieder herrschte darauf ein peinliches Schweigen.

Die beiden fremden Herren waren weiter geschritten und, gegen den Wind ankämpfend, um den Rauchsalon herum auf die andere Deckseite gegangen.

Jutta erhob sich.

„Ist Dir kalt?" fragte ihr Gatte, gleichfalls aufstehend.

Da sie nicht antwortete, sondern die Gruppe verließ, kam er rasch an ihre Seite und begleitete sie, indem er bei ihr einhängte.

„Ich hatte natürlich meine Gründe,

Jutta, Frau von Druhſen ſofort reinen Wein einzuſchenken. Herausgebracht hätte ſie's doch. Und es traf ſich nun 'mal ſo, da der — der Betreffende — gerade vorbeikam. Damit iſt nun von vornherein feſtgeſtellt: ſo ſtehen wir. Übrigens entſchuldige. Es war mir ſelbſtredend gleichfalls peinlich."

Sie nickte kaum.

Nach einer Pauſe hob er wieder an: „Hm. Irgend etwas ſtimmt nicht, Jutta. Du haſt mir da ſicher 'was übel genommen, wie? Na, ſag' doch. Biſt Du deshalb aufgeſtanden?"

Sie hatte ſich von ihm freigemacht. „Bewahre. Bloß um den Herrſchaften Gelegenheit zu geben, den Fall unter ſich zu erledigen. Das war doch jetzt der gegebene Moment."

„Das iſt nun wieder 'mal ganz Jutta," ſagte er. Und verſuchte zu lächeln.

* * *

Ihre Menſchenkenntnis trog übrigens nicht. Als ſie auf ihrer Wanderung wieder in die Nähe der Gruppe kamen, hörten ſie Frau von Druhſen eifrig auf Herrn von Stangenberg einreden. Der Name Succo kam in jedem Satze vor.

„. . . Alſo es waren drei Brüder. Kuno von Succo, der als Oberlandesgerichtspräſident ſtarb. Das war der Vater von dem jetzigen Oberſtaatsanwalt. Der zweite Bruder war Philipp von Succo. Der ſtarb ſehr früh. Er war Major bei den Ulanen und hatte eine geborene von Zabell zur Frau."

„Von Zabell mit zwei l," warf das Geſellſchaftsfräulein ein.

„Die Witwe lebt noch. Und deren Sohn muß es ſein. Stimmt's?"

Der Rittmeiſter war ihr hilflos ausgeliefert.

„Der dritte Bruder iſt als einziger noch am Leben: Bodo von Succo, der Regierungspräſident. Ja — und denken Sie — in einer ſolchen Familie . . . ach, Herr von Stangenberg, Sie wiſſen ſicher noch näheres . . ."

„Gnädigſte, Sie ſind doch ſchon ſo eingehend unterrichtet!"

Aber ſie ruhte nicht. Hier war ſie ganz in ihrem Fahrwaſſer. Mehrmals ſah ſie ihr Geſellſchaftsfräulein geradezu beglückt an.

Was Stangenberg verſchwieg, kombinierte ſie. Und als er ziemlich ausgepumpt endlich die erſtbeſte Gelegenheit wahrnahm, um in den Rauchſalon zu verſchwinden, fühlte ſie ſich imſtande, der aufhorchenden Runde einen lückenloſen Tatbericht zu geben.

Alſo. Es hatte als ganz gewöhnliche dumme Kaſinogeſchichte angefangen. Der Referendar von Succo war Gaſt geweſen, Reſerveoffizieraſpirant, und war mit ſeinem Kompagnieleutnant in einen heftigen Wortwechſel geraten. Der junge Offizier, ſchließlich bis aufs Blut gereizt, hatte ihn dienſtlich hinausgeſchickt, Succo verweigerte den Gehorſam, ein regelrechter Skandal entſtand — es gab ein Handgemenge — in plötzlicher Wut holte Succo aus und ſchlug ſeinem Vorgeſetzten vor den verſammelten Kameraden ins Geſicht. Die überwältigten ihn natürlich und ſchafften ihn fort, noch bevor ſich der Offizier in den Beſitz ſeiner Waffe geſetzt hatte.

Nun entſann ſich ſowohl der Dresdner Apotheker und Weltumfahrer als auch ſein Nachbar: ſie hatten darüber ſeinerzeit in den Tagesblättern geleſen. Die ſchufen aber Verwirrung, denn ſie brachten ein paar andere ähnliche Fälle durcheinander. Die Sache lag ja ſchon ſo lange zurück.

Der Nachbar des Apothekers, ein junger reicher Schleſier namens Schneider, dem man ſofort den Namen ‚der Kohlenbaron' gegeben hatte, bemühte ſich — vergeblich — ein Einglas ins Auge zu klemmen. „Es war ein Herr von Münchhoff," ſagte er.

„Nicht von," belehrte die Baronin, „bloß Münchhoff."

„Dann iſt es zu einem Duell gekommen?" fragte der Apotheker.

„Nein, der Ehrenrat hat es nicht geduldet, weil der junge Mann doch gleich in Unterſuchungshaft gekommen und abgeurteilt worden iſt."

Der Schleſier hatte ein Bonvivantlächeln aufgeſetzt. „Zweifellos war's doch 'ne Mädelsgeſchichte. Nicht?"

Frau von Druhſen hob die Augenbrauen und räuſperte ſich. „Details wollen wir lieber nicht erörtern."

Nun räuſperten ſich auch die anderen.

„Jedenfalls ſchloſſen Gefängnis und

Degradation jede Satisfaktion aus," meinte der Kohlenbaron.

„Höchst peinlich für die Familie," sagte das Gesellschaftsfräulein.

Der junge Schlesier machte wiederum einen Versuch, sein Monocle unterzubringen. „Ich erinnere mich, Münchhoff sollte von seinem Regiment gehalten werden, nahm dann aber doch seinen Abschied."

Frau von Druhsen lehnte sich in ihrem Liegestuhl behaglich zurück. „Ich hatte mir's doch gleich gedacht, daß mit diesem Mister Succo aus Kairo irgend 'was nicht stimmte."

Und die Unterhaltung plätscherte in der angeschlagenen Tonart weiter.

An der Tür zum Rauchsalon stieß Herr von Stangenberg mit dem Ehepaar Succo wieder zusammen. Jutta merkte ihm eine kleine Verlegenheit an: weil er, wenn auch ohne sein Verschulden, von der fremden Dame in den Klatsch mit hineingezogen worden war. Sie hatte ein besonderes Lächeln. Das Thema selbst ward zwischen ihnen aber nicht mehr angeschnitten.

„Mußt Du nicht bald in die Kabine, um Toilette zu machen?" fragte Succo seine Frau.

Der Vorwand kam ihr ganz gelegen. Sie sagte sich auch, daß ihr Gatte sich nun doch von Stangenberg ausführlich Bericht über die Auffassung der andern erstatten lassen wollte. Denn das Urteil der Welt war ihm ja Richtschnur in allem. „Ja, es wird bald Zeit. Aber laß Dich nicht stören, Gustl. Ich spaziere bloß noch ein bißchen über Deck."

So trennten sie sich denn.

Jutta war es ein rechtes Bedürfnis, noch ganz für sich etwas ‚See kneipen' zu können.

Glanzlos war die Sonne untergegangen. Der Anblick der dunklen Flut hatte etwas Unheimliches. Das Wasser wies nur in der aus den Kajütenfenstern vom Licht getroffenen Bahn weiße Schaumkämme auf, sonst wirkte es wie eine schwarze, zähe Masse, die sich hob und senkte mit dumpfem Donnern und dröhnendem Anprall an die Bordwand.

Als Jutta später, um zur Kabine zu gelangen, das obere Promenadendeck hinter der Kommandobrücke betrat, begegnete ihr der Kapitän. Ihr Gatte hatte sich mit ihm bereits bei der Ankunft im Zahlmeisterbureau bekannt gemacht. Inzwischen hatte der Kapitän durch den Zahlmeister erfahren, daß die Inhaberin der Kabine Nr. 1 die Tochter des sehr einflußreichen Inspektors Plaschke war, der rechten Hand des Generaldirektors. Er sprach sie also daraufhin an und lud sie und ihren Mann ein, jederzeit und nach Gefallen die dem Publikum sonst gesperrte Kommandobrücke zu benutzen.

Sie folgte der Einladung sofort. Als Gäste des ersten Offiziers befanden sich noch ein paar Herren dort. Es war auf deutsch eine lebhafte nautische Unterhaltung zwischen ihnen im Gange.

Auf der Brücke selber war es dunkel. Aber man übersah von hier aus die verschiedenen hell erleuchteten Decks. Jutta verblüffte die enorme Höhe über dem Bug, der sich in gleichmäßigem Takt tief da unten in die Wogen senkte.

„Die Wolkenkratzer des Meeres," sagte soeben einer der Herren drüben.

Der Kapitän leistete ihr noch ein Weilchen Gesellschaft und gesellte sich dann der Gruppe auf der andern Seite bei. Jutta versenkte ihre Hände über Kreuz in die Ärmel ihres Pelzbolero, lehnte sich gegen die Brüstung und ließ ihren Blick mit dem Bug wandern. Allerlei Erinnerungen an schöne, eindrucksreiche Stunden, die sie bei ihrem Vater auf der Kommandobrücke verlebt hatte, tauchten in ihr auf.

Die Herren drüben rauchten. Alle vier hatten die Arme auf das ziemlich hohe Geländer aufgestützt. Gegen den Nordwind schützte sie der Aufbau des Kompaßhauses mit den anstoßenden Staatskabinen.

Mit dem ihr vertrauten Rhythmus der Schiffsschraube, dem Gurgeln und Poltern der See und dem Rauschen in ihrem Ohr, das so klang, als spräche jemand in eine Muschel, vermischten sich die Stimmen der Herren drüben. Die der beiden Seeleute hatten den ihr vertrauten, leicht ans bremische Platt erinnernden Beiklang. Die der beiden Gäste waren grundverschieden: die eine,

Google

etwas nasale, mit einem Anflug von englischer Trübung der Vokale, die andere sehr klangvoll und frisch, dabei warm und herzlich. Sie stellte sich unwillkürlich vor, daß ihr Besitzer — von dem sie in der Dunkelheit nur die Umrisse sah — ein behagliches Bajuwaren- oder Rheinländergesicht mit blondem Vollbart und freundlichen, ‚knitzen' Augen haben mußte. Unbedingt besaß er Humor.

So gab er gerade eine höchst drollige Schilderung des Arabervolks. Sie widersprach durchaus den Darstellungen, die Jutta bisher von den Vergnügungsreisenden gehört hatte.

„Man muß sich eben nur vorstellen: es sind Kinder geblieben," sagte er lebhaft. „Sie haben alle Untugenden unerzogener Kinder — aber auch alle Vorzüge. Ein primitives Völkchen. Ich möchte meine arabischen Arbeiter um keinen Preis mit europäischen vertauschen. Trotz ihrer fast märchenhaften Faulheit. Diese Naivität, diese Liebenswürdigkeit, Geschäftigkeit — und ihre putzige Art, Ehrgeiz zu betätigen. Nein, ich komme mit meinen Schwarzen vorzüglich aus."

„Die Touristen versündigen sich viel an ihnen," sagte der Kapitän in seiner etwas bedächtigen Art, „wenigstens in den größeren Städten, in den Häfen. Die Korruption kommt von Europa."

„Nicht die Korruption. Aber bedenken Sie, die Bibel, der Schnaps und der Assessor — für ein Naturvolk ist das zu viel der Kultur auf einmal."

Die Herren lachten, und das Gespräch ging weiter. Jutta verstand nicht alles, hatte auch nicht die Absicht zuzuhören, obwohl sie's interessierte. Noch mehrmals gab's ein gemütliches Lachen von allen vier Herren.

„Verleben Sie den Sommer denn auch dort?" fragte jetzt der Kapitän drüben.

„Juli und August am Libanon, sonst das ganze Jahr in Bedrachein bei Kairo. Unweit vom alten Memphis."

Der Libanon — Memphis. Was das für Klänge waren! Sie hatte sich nun gleichfalls mit beiden Ellbogen auf das Geländer aufgestützt und atmete tief die Luft ein. Dabei beugte sie sich unauffällig ein wenig vor, um ihn zu sehen.

‚Wenn er doch nur weiter erzählen wollte!' sagte sie zu sich.

Auch drüben schien der Wunsch zu bestehen. Sie hörte den Kapitän in gemütlichem Ton etwas sagen, worauf die anderen Herren wieder lachten. Und der ‚Ägypter' fuhr zu plaudern fort.

„Gut, also zum Kapitel Humanitätsduselei, meine Herren. Ich sagte Ihnen schon, ich hab' da einen arabischen Diener, den kleinen Achmed. Ein kluger Bursche. Treu wie ein Hund — gegen mich demütig, dabei ohne zu kriechen, und im Grunde doch von einem brennenden Ehrgeiz und Stolz. Und wollen Sie mir's glauben: mit seinen feinen Bemerkungen — er radebrecht ein bißchen deutsch und englisch — beschämt der kleine ‚Wilde' oft manchen Kultureuropäer."

„Die Geschichte aus Bremen, erinnern Sie sich noch?" warf der erste Offizier ein. „Die müssen Sie sich auch 'mal erzählen lassen, Herr Kapitän."

„Eine Moritat von Achmed?"

„So was ähnliches. Wir hatten ihn an Land mitgenommen, und im Hotel — es war da eine größere Herrengesellschaft in ziemlich vorgerücktem Stadium — umzingelt ihn plötzlich eine Kette von befrackten Gentlemen, die einen Niggertanz rund um ihn herum ausführen, ihm die Zunge zeigen und in eine Art Kriegsgeschrei ausbrechen. Das sollte ein Scherz sein. Aber mein Achmed blieb erst ganz ernst. Und als ich dazu kam und ihn befreite, fragte er mich ganz traurig: ‚O, Sir, warum glauben diese Gentlemen, daß ich schlecht bin? Weil ich dunkel bin? Achmed dunkle Haut, aber weißes Herz.'"

„Famos!"

„Und bei den verehrten Landsleuten," sagte der Kapitän lachend, „war's eben umgekehrt."

Jutta empfand sofort Sympathie mit Achmed — und auch mit seinem Herrn.

Der rauchte ein paar Züge, dann fuhr er in munterem Ton fort: „Als wir unsere Gastfreunde in London verließen — es waren da zwei ganz allerliebste Mädels von sieben und neun Jahren im Haus — da bat er mich um Vorschuß, der Boy. Anderthalb Pfund. ‚Hallo,

by Google

Achmed, was soll's damit?' frag' ich. Denn das ist doch ein Vermögen für den Burschen — ich geb' ihm monatlich achtzehn Schilling. Er druckst und schämt sich. Aber endlich kommt's 'raus. In der Regentstreet hat er zwei Puppen gesehn, wunderschöne blonde Puppen, die zusammen anderthalb Pfund kosten, und die will er zum Abschied den beiden kleinen Misses schenken. Das imponierte mir. ‚Zahl' Du ein halbes Pfund — hier, den Rest will ich beisteuern,' sag' ich. ‚O no, Sir,' wehrt er sich ängstlich. ‚Was, Boy, Du willst nicht annehmen?' — ‚O, Sir, es muß mir machen Arbeit, selbst zu verdienen, — sonst es nicht Freude für mich, den Misses zu schenken,' sagt mein Achmed, der kleine Wilde."

Am liebsten wäre Jutta jetzt hinübergegangen, um dem Fremden zu sagen, daß sie die ganze Geschichte von Achmed allerliebst fände.

„Warum haben Sie den Boy diesmal nicht mit an Bord gebracht?" fragte der Kapitän.

„Der Klimawechsel bekommt ihm nicht. Er hütet nun meine Wirtschaft in Bedracheïn. Da ist er Koch und Mädchen für alles, Sekretär, Groom und Reitknecht. Jedenfalls: verlassen kann ich mich bombenfest auf den schwarzköpfigen, kleinen Boy."

Bedracheïn — den Namen kannte sie aus dem Baedeker. Das war die Bahnstation am Nil für die Pyramiden von Sakkarah.

„Sie leiten dort die vizekönigliche Zuckerfabrik?" fragte der Kapitän.

„Stimmt. Das Dorf selbst ist aber nicht weiter sehenswert. — Lediglich Achmed."

In diesem Augenblick zündete sein Nachbar mit einem Sturmstreichholz seine kurze englische Holzpfeife an. Beim Aufflackern der prasselnden kleinen Flamme glitt der helle Schein über die Gesichter der Versammlung.

Und Jutta durchfuhr ein jäher Schreck.

Der ‚Ägypter', den sie sich als blonden, jovialen Landsmann vorgestellt hatte, war brünett, er hatte ein glattrasiertes Gesicht mit sehr energischem Schnitt und großen, klugen, hellgrauen Augen.

Es war Fritz von Succo — der von ihrem Gatten verleugnete Vetter.

Es bedurfte nun für sie einer inneren Umformung. Was ihr Gatte ihr von seiner brutalen Tat gesagt hatte, das wollte mit dem persönlichen Eindruck, den sie von ihm gewonnen hatte, nicht recht zusammenstimmen.

Dennoch war von ihrem Gatten schon so viel Korpsgeist auf sie übergegangen, daß sie merkte: ihre Sympathie für Achmeds Herrn und Gebieter geriet rasch ins Sinken, ins Schwinden.

Und ihr nächster Gedanke war der: sie wollte möglichst unbemerkt die Kommandobrücke verlassen.

Die Herren sprachen so angeregt, daß keiner nach ihr hinsah, als sie sich der Treppe zuwandte.

Aber noch auf der untersten Stufe zögerte sie und lauschte zurück. Es lag nahe, daß der Kapitän nun ein Wort über sie sagte. Und dann mußte die doppelte Vertretung des Namens an Bord zwischen ihnen doch zur Sprache kommen. Man würde ihn nach Verwandtschaft oder sonstigen Beziehungen fragen — so wie vorhin ihren Mann. Was er dann wohl erwiderte?

„Jutta?" klang's fragend aus dem Halbdunkel vor ihr. Ihr Mann stand an der Tür zum Kabinengang; er hielt die Klinke schon in der Hand. „Das erste Trompetensignal. Man muß sich schleunigst umziehn. Wo hast Du denn gesteckt?"

„Ich? — O, bloß da oben, auf der Kommandobrücke."

Sie wußte selbst nicht, weshalb sie ihm nicht sofort etwas über die Begegnung mit seinem Vetter sagte. Schwieg sie aus Schonung für ihren Mann? Um das leidige Thema, das ihm nun fast den ganzen Tag schon verdorben hatte, nicht noch einmal aufzurollen? Oder tat sie's, um den guten Eindruck nicht preiszugeben, der in ihr noch mit ihrem Vorurteil kämpfte?

Während sie in die Kabine eintraten, sprach sie, sich ein wenig überstürzend, bloß über die Einladung des Kapitäns und seine Liebenswürdigkeit.

Aber insgeheim ärgerte sie sich über sich selbst und ihre seltsame innere Unfreiheit.

* * *

Rodin. Mercurio en los Cielos.
Museo Rodin, París.

Der Speisesaal wies große Lücken auf. Auch der Platz neben Jutta war leer: sie hatte also richtig prophezeit. Der schlesische ‚Kohlenbaron' war ziemlich schweigsam und bewies eine starke Abneigung gegen Fisch- und Fleischgerichte; auch der Oberstaatsanwalt und der Heidelberger Professor. Herr von Stangenberg trug nebst der jungen Frau die Kosten der Tafelunterhaltung allein.

Schon während des zweiten Ganges des fürstlichen Diners, das unter rauschender Musikbegleitung genommen wurde, hatten die Gläser, die auf den Tafeln standen, kleine Wanderungen ausgeführt: wie von unsichtbaren Händen geschoben erst nach links, dann nach rechts. Da und dort erhob sich ein gezwungenes Lachen im Saale, oder es gab einen kleinen Aufschrei. Die Stewards holten eilends die Sturmhölzer, die sie an sämtlichen Plätzen festschraubten. Das Schiff rollte infam. Man sah die ersten Opfer in beschleunigtem Tempo den Saal verlassen. Plötzlich holte das Schiff über — für ein paar Sekunden drehte sich die Schraube frei in der Luft — und dabei gab's einen klirrenden Krach. Alle Flaschen und Gläser, die noch nicht in den Sturmhölzern standen, fielen um.

„Das soll nun eine Frühlingsfahrt nach dem ewig sonnigen Süden sein!" bemerkte Succo mit einem krampfhaften Lächeln.

„Wenn ich wüßte, daß ich das Deck ohne Unfall erreiche, ginge ich doch lieber hinauf", sagte Frau von Druhsen.

Jutta staunte über ihren Mann. Ein leichter Schweiß stand auf seiner Stirn; aber er nahm alle Willenskraft zusammen, um Herr seiner Nerven zu bleiben. So oft die rechte Schiffsseite, auf der ihre Tafel stand, sich senkte, schloß er die Augen und preßte die Zähne fest aufeinander.

Es schien für die Salonpassagiere nur noch nautische Themen zu geben. Mehrfach sprach man über die beruhigende Aussicht, daß man im Laufe der Nacht in den Schutz der Küste von Korsika käme: dann würde die stürmische Bewegung ohne Zweifel abflauen.

„Wer sich so lang tapfer hält, ist also gerettet," sagte der Rittmeister, Juttas Gatten verstohlen von der Seite betrachtend.

Wieder gab's ein Klirren. Diesmal kam's aus dem Anrichteraum. „Für hundert Mark Porzellanbruch!" meinte ein Eingeweihter. Die Musikkapelle ließ sich aber nicht stören. Ihre Weisen klangen nach wie vor lustig durch den bald nach rechts, bald nach links sich neigenden, schon stark gelichteten Saal.

Ein paarmal hintereinander rollte nun das Schiff so stark, das die Baronin sich mit der Rechten verzweifelt an ihren Nachbar, den Heidelberger Professor, anklammerte.

„O Gott, ist mir übel!" rief irgendwer.

Und das ward das Signal zu einer allgemeinen Flucht. Wenige Augenblicke später saß Jutta mutterseelenallein mit Herrn von Stangenberg am Tisch. Auch ihr Gatte war verschwunden. Sie wußten beide nicht, wie dies so blitzschnell hatte vor sich gehen können. Komisch wirkte es auf alle Fälle.

„Es ist ja herzlos," sagte der Rittmeister, „ich gebe zu, es kann einem als teuflische Schadenfreude ausgelegt werden. Aber man kann dagegen nicht an: es wirkt aufs Zwerchfell."

Jutta mußte in sein Lachen mit einstimmen. „Es kam so plötzlich!" rief sie. Aber dann wandte sie doch unsicher den Blick der breiten Freitreppe zu. „Ich müßte wohl nach meinem Mann sehen."

„Nein, nein, nein, ja nicht! Folgen Sie dem Rat eines Veteranen, gnädige Frau, es ist praktischer und edler, Ehegatten bekümmern sich im Zustand der Seekrankheit überhaupt nicht umeinander."

„Sie sind wirklich herzlos."

„Bitte sehr. Erstens hilft alles Zusprechen nicht. Und dann — raubt es Illusionen."

Sie drohte ihm leicht mit den Augen, mußte aber doch wieder lächeln. Er freute sich sichtlich, daß er den Platz behauptet hatte, und schenkte zwei Gläser Sekt ein: eines aus Succos, das andere aus der eigenen halben Flasche. „Man kann sich seine holden Täuschungen nicht lange genug konservieren, gnädige Frau, denn sie erhalten jung."

Google

„Ich bin aber nicht mehr jung genug, um mich der Täuschung hinzugeben, daß Sie jetzt die Situation nicht böswillig ausnutzen wollen."

„Sehr gut." Er lachte. „Schließen wir Frieden, gnädige Frau. Wie Sie sehen, sind wir beide an diesem Tisch die einzigen Seefesten, sind also während der Sturmzeiten auf uns angewiesen."

„Haben Sie vor, sich dann immer über meinen Mann lustig zu machen?"

„Meine Gnädigste!"

Es kam zwischen ihnen durch diese äußeren Umstände sehr rasch eine gewisse Vertraulichkeit auf. Natürlich schnitt er ihr die Cour, und sie ließ es geschehen. Einmal war Stangenberg ja wirklich ganz scharmant — und zweitens ungefährlich. Sie nahm sich vor, ihm das zu sagen. Aber dann ließ sie's doch: wenn er ihr fast fünf Tage lang ein amüsanter Tischherr sein sollte, dann mußte er sich schon ein bißchen in sie verlieben.

Auf ihren Mann war nicht zu rechnen.

Er hatte sich von zwei Stewards in die Kabine hinaufführen, auskleiden und zu Bett bringen lassen.

Als sie sich dort einstellte, war auch noch die Stewardesse zugegen, mit der Herrichtung des zweiten Bettes beschäftigt. Die war sichtlich verwundert, wenn nicht enttäuscht darüber (des Trinkgelds wegen), daß die junge Gnädige von der Seekrankheit verschont blieb.

„Um Gottes willen, laß mich, Jutta!" stöhnte ihr Mann, als sie an sein Lager kam. „Ich will nicht bedauert werden — und ich will nicht, daß Du überhaupt — überhaupt zusiehst . . . o Gott!"

Sie wandte sich schleunigst ab. „Aber ich kann Dir vielleicht irgend etwas bringen, Gustl?"

„Nein, nein. Bloß nicht fragen. Und dafür sind doch Leute da. Es ist ja so — so unästhetisch."

Sie ging also. Ziemlich erlöst. Er war wirklich viel netter, als sie's erwartet hatte. Auch bei den späteren Besuchen hatte sie nur die eine Wahrnehmung: er fühlte es selbst, daß ein Gesunder die Seekrankheit nicht als heldenhaftes Martyrium auffassen konnte, und er war zu ästhetisch veranlagt, als daß er von seiner jungen Frau in diesem Zustand gesehen werden wollte. Vielleicht war es nur Eitelkeit und Scham — sie legte es ihm aber als Feinfühligkeit aus. Auch dem Rittmeister gegenüber.

Es war die ganze Nacht durch stürmisch. Da Succo darauf bestanden hatte, daß die Ventilation aufblieb, war es in der Kabine sehr kalt. Jutta hatte ihre Pelzjacke übergezogen, fühlte sich sehr mollig und schlief prächtig. Succo fror mörderlich. Am folgenden Tage blieb er liegen, er zeigte sich an Deck selbst während der beiden Stunden nicht, da die ‚Holstein', um neue Fahrgäste aufzunehmen, im Hafen von Neapel stille lag.

Juttas ständige Begleitung bildete Herr von Stangenberg. Die übrigen Passagiere konnten sie für Vater und Tochter halten — vielleicht auch für ein ungleiches Ehepaar.

Mehrmals waren sie auf ihren Promenaden an Deck dem Vetter begegnet. Er mochte keine Ahnung haben, daß sie ihn kannte, wußte wohl nicht einmal, daß sie Deutsche waren, denn er kümmerte sich um niemand von der Schiffsgesellschaft. Jutta sah ihn nur mit seinen nächsten Tischnachbarn und den Schiffsoffizieren reden. Die englische und französische Sprache herrschte an Bord vor. Auf der kleinen, ganz schief liegenden, von den Wellen hin und her geschleuderten Dampfbarkasse kamen nun mit den neuen Passagieren auch noch Italiener von Neapel herüber.

Jutta stand mit auf der Steuerbordseite und beobachtete gleich allen seefest Gebliebenen die Überholung der Ankömmlinge. Selbst hier im Hafen war der Wogengang so stark, daß die Barkasse oft an die zwei Meter hoch über die unterste Stufe der Fallreepstreppe emporgehoben wurde. Die einzelnen Passagiere konnten nur durch einen Sprung — unterstützt von vier Matrosenarmen — auf die Schiffstreppe gelangen.

Über die lange Steinmole des Hafens jagten mächtige Schaumkämme. Von Neapel, vom Golf überhaupt, vom Vesuv war nichts zu sehen.

„Es könnte ebensogut die Nordsee im Februar sein," meinte Stangenberg.

Zwischen den Köpfen ihrer Nachbarn

entdeckte Jutta das Gesicht des ‚Ägypters'. Er sprach italienisch mit einem Agenten, der unten an Bord der Barkasse geblieben war. Sie verstand nur so viel Italienisch, als ihr das Studium des ‚Kleinen Meyer' vermittelt hatte; immerhin ward ihr aus der Unterhaltung klar, daß sich's um landwirtschaftliche Maschinen handelte. Der schwarzäugige Neapolitaner, der in Gummimantel und Gummikapuze steckte und vom Regen triefte, gestikulierte, gebrauchte Beteuerungen aller Art. Er besaß ein wahres Galgenvogelgesicht. Fritz von Succo trug eine behagliche Überlegenheit zur Schau. Er hatte dabei einen so humorvollen Ton, daß in der Umgebung mehrmals herzhaft gelacht wurde. Offenbar war dem Neapolitaner eine schlechte Lieferung nicht abgenommen worden, und er versuchte nun die Durchfahrt des vizeköniglichen Direktors zu einer persönlichen Aussprache zu benutzen. Der Regennasse da unten auf dem auf und nieder tanzenden Boot blinzelte, kniff mehrmals die Augen zusammen, ließ seinen verzweifelten Blick dann über die andern gleiten und machte — nur halb verstohlen — die Geste des Geldzählens.

Nun lachte der ‚Ägypter' hell auf und sagte zu seinem Nachbar auf englisch: „O — er muß mich wohl schon für einen waschechten Untertan des Khedive halten. Da er meint, daß ich Bakschisch nehme."

Auch der Nachbar lachte.

„Niente, niente, basta!" rief der ‚Ägypter' fröhlich über die Brüstung hinunter. Und darauf wandte er sich flott ab, seinen Deckspaziergang fortsetzend.

Jutta mußte ihn immer und immer wieder betrachten.

„Sehen Sie nicht fortwährend hin, Gnädigste," warnte Stangenberg, „sonst bildet sich der Kerl am Ende noch ein, Sie interessieren sich für ihn."

„Das tue ich auch!" entfuhr ihr's.

Er sah sie verdutzt an. „Na — lassen Sie das Ihren Mann hören."

Sie war wirklich drauf und dran gewesen, ihm von der Begegnung am Abend zuvor zu erzählen. Wenigstens die kleinen Geschichtchen des ‚Ägypters' von Achmed, seinem Boy, hätte sie gern zum besten gegeben. Aber der offenbare Schreck des Rittmeisters — auch die verächtliche Art, in der er über ihn sprach — nahm ihr wieder allen Mut.

Als der Dampfer den ungastlichen Hafen von Neapel verließ, sah sie Fritz von Succo in der Gesellschaft des Schiffsarztes drüben in der dritten Klasse verschwinden. Es war in Juttas Nähe davon gesprochen worden, daß der Koch, der mit seinen drei kleinen Töchtern nach Assuan wollte, beim Rollen des Schiffs die Zwischendeckstreppe hinuntergefallen war.

Und plötzlich trieb sie's — das kam so über sie, ohne daß sie die Gedankenbrücke recht kontrollierte — sich ebenfalls nach der dritten Klasse zu begeben. Vielleicht konnte sie dem Ärmsten helfen. Und zugleich feststellen, ob etwa auch der ‚Ägypter' mit dem armen Teufel Mitleid hatte. Rein psychologisch interessierte sie das.

Aber sie nahm für ihren kleinen Ausflug doch lieber einen Moment wahr, wo sie Herrn von Stangenberg nicht Rede zu stehen brauchte. Er war in die ‚Schenke' eingetreten, um sich mit Zigarren zu versehen. So harmlos ihr Vorhaben war: sie empfand doch ein gewisses Schuldbewußtsein und dabei ein gewisses Prickeln.

In dem als Versammlungsraum dienenden Speisesaal des Hauptdecks saß nur eine kleine Gesellschaft beisammen. Die meisten schliefen auf den rundum laufenden Bänken. Alles war tadellos sauber; bloß die Luft ließ zu wünschen übrig. Es kostete Jutta also zunächst einige Überwindung einzutreten.

Das älteste Töchterchen des französischen Kochs erkannte die fremde Dame sofort wieder und kam ihr lebhaft entgegen. Der Marseiller, ein großer, rassiger Mensch mit mächtigem Schädel und gutmütigen, feuchten Augen, saß in der Ecke und schwatzte mit der zweiten; er trug den Arm in der Binde. So gut sie sich auf französisch ausdrücken konnte, erkundigte sich Jutta nach dem Unfall. Der Schiffsarzt hatte ihn getröstet: bis zum Antritt seiner Stellung in Assuan würde er schon wieder arbeitsfähig sein, denn es wäre nur eine leichte Quetschung des vierten und fünften Fingers. Aber traurig war's, daß er nun hier unten sitzen mußte: bei den starken Bewegungen des Schiffs

durfte er's nicht wagen, die Treppe zu steigen, weil er sich dabei doch hätte anhalten müssen. Und seine „petites demoiselles" hatten darum mit ihm zusammen Arrest. Fast die ganze dritte Schiffsklasse war seekrank geworden. Seine Jüngste auch — die war sofort ins Bett gepackt worden. Aber die beiden ältesten nicht. Und sie bei diesem Seegang allein an Deck zu schicken, war nicht erlaubt.

„C'est moi qui vais faire vous promener, mes enfants!" sagte Jutta mit raschem Entschluß zu den beiden schwarzäugigen Kleinen.

„Très aimable à vous, madame! — Eh bien, Augustine, Isabelle, que dites-vous?" rief der Marseiller seinen Töchtern zu. Und die kleinen Damen zeigten sich sofort marschbereit. „Mais non, d'abord — pour aller au grand monde — il faut faire la coiffure!"

Er hatte offenbar Lebensart, der Koch. Neben ihm lag ein Handköfferchen aus Pappe, mit Segeltuch bezogen. Darin befanden sich Toilettengegenstände, eine Milchflasche und Bilderbücher in buntem Verein. Er holte daraus Kamm und Bürste. Das Schwesternpaar besaß dichtes, wundervoll gepflegtes Haar. Jutta hatte es schon gestern bewundert. Der Herr Papa versuchte ihre beim Spielen in Unordnung geratenen Mozartzöpfe und breiten Schleifen mit seiner gebrauchsfähigen Hand für den ‚Ausflug in die große Welt' standesgemäß herzurichten. Er tat das mit einem Anflug von Selbstironie und drolliger Wichtigkeit. Jutta lachte und nahm ihm Kamm und Bürste ab. Es erschien ihr praktischer, den ganzen üppigen Lockenreichtum in den gestrickten Mützen unterzubringen.

„Vous voilà en bon état," lobte der Franzose, „comme les vraies Parisiennes! Au revoir, mes dames! Allons, allez!"

In diesem Augenblick trat der Schiffsarzt in die Tür: in seiner Begleitung Fritz von Succo.

Alle drei — der Papa wie seine beiden Töchter — empfingen den Schiffsarzt mit hellem Geschrei: „Monsieur le docteur! Imaginez-vous, monsieur, voici Madame, qui nous fait nous promener!"

Der Schiffsarzt, ein Deutscher, sprach ein so grausames Französisch, daß selbst Jutta Mühe hatte, ihn zu verstehen. Er sagte ungefähr: Gerade hätte er ein Viertelstündchen Zeit und hätte sich nach den Kleinen umsehen wollen, und der Herr hier, sein Bekannter, stellte sich gleichfalls zur Verfügung.

„Bien des chances, mes petites demoiselles!" sagte der Koch lachend.

Inzwischen hatten die beiden Herren aus allen Taschen Mandarinen hervorgeholt. Wie sie die Früchte auf dem Tisch aufhäuften, ließen die beiden Mädchen Juttas Arm sofort los und tanzten jubelnd und in die Hände klatschend um die neuen Gönner herum. „Oh, oh, oh, voyez donc! Oh, que vous êtes gentils! Oh, quelle charme! Six, sept, huit, — onze, douze, quatorze!"

Die Mehrzahl der Früchte kollerte zu Boden: hier im Vorderteil des Schiffes waren die Schlingerbewegungen besonders stark. Am Auflesen beteiligten sich alle, auch Jutta, und Mademoiselle Isabelle, der stupsnäsige Fratz von sechs Jahren, machte sofort ein lustiges Spiel daraus: sie sammelte in ihr rasch aufgeschürztes Röckchen, ließ aber alles wieder seitwärts zu Boden gleiten, so wie sie's wohl im Zirkus von den Clowns einmal gesehen haben mochte.

Es war eine sehr amüsante Szene, alles lachte über den drolligen Knirps.

Und so kam es denn auch ganz ungezwungen zu einer kurzen Konversation — auf französisch — zwischen Jutta und dem ‚Ägypter'. Man sprach über den Unfall des Marseillers, das Glück dabei, daß es noch so gut abgelaufen war, und lobte die bei dem starken Seegang so tapfern kleinen Mädchen. Beide Kinder bewaffneten sich mit je vier, fünf Mandarinen, Augustine hängte bei Jutta ein, Isabelle links beim Schiffsarzt, rechts bei dem neuen Bekannten, und so zog der Trupp fröhlich aus der Unterwelt zum Deck der dritten Klasse empor.

Grau in grau waren Himmel und See. Über den Bug und den im Gummimantel steckenden Posten am Bugspriet spritzte der Gischt. An der vordersten Spitze des Schiffs hielt sich sonst kein Mensch auf. Hinter den mit Segeltuch bespannten Güterstapeln war aber ein trockenes Plätzchen verfügbar, um mit

den Kindern irgendein Spiel vorzunehmen. Ein paar Mitglieder der italienischen Variété-Truppe hatten sich wohl vermummt im Schutz der Güterstapel auf Liegestühlen von Segeltuch niedergelassen. Als Isabelle ohne weiteres die Mandarinen zu einem Fangballspiel mit den drei Erwachsenen benutzte — an dem sich das ältere Schwesterchen natürlich auch sofort beteiligte — streckte zuerst der Kapellmeister, dann ein anderes Mitglied der Truppe die Nase aus der Vermummung. Eine der Früchte flog daneben. Sofort schossen die beiden Artisten empor, schleuderten die Decken von sich und machten Jagd auf die Mandarine. Es war so komisch, die beiden Leutchen auf dem schwankenden Schiff sich haschen zu sehen — einer suchte dem andern die Beute abzujagen, wobei sie mehrmals das Gleichgewicht verloren — daß sie alle fünf gespannt den Ausgang des improvisierten Kampfes abwarteten. Die kleinen Marseillerinnen feuerten sie zuerst durch ihre Rufe an, dann riß das Temperament sie aber doch dazu hin, sich an der Jagd des Artistenpaares zu beteiligen.

Und daran anschließend entwickelte sich trotz des Rollens und Stampfens der ‚Holstein' — trotz Kälte, Wind und überholender See — ein so lustiges Spiel zwischen diesen Stockfremden, die den verschiedensten Nationen, den verschiedensten Klassen angehörten, daß Jutta sich und den Gatten und seine gesellschaftlichen Anschauungen ganz und gar vergaß.

Sie tat nichts halb, sie widmete sich jeder Sache, die sie fesselte, gleich mit Leib und Seele. In der Pension zu Koblenz war sie die beste Tennisschlägerin gewesen, im Golfspiel hatte sie einmal — das war kurz vor ihrer Verlobung — bei einem Match den Rekord über eine berühmte englische Schlägerin davongetragen.

Die Mandarinen flogen in dem unregelmäßigen Siebeneck auf die kurzen hellen Anrufe von Hand zu Hand. Blitzgeschwind und ohne Verabredung hatte sich etwas wie eine Spielregel zwischen ihnen entwickelt. Es warfen immer zwei über Kreuz, das ging so reihum, und der siebente hatte indes einen Fangball zu tun. Wenn einer einen Wurf verfehlte, so rannten die andern, bis er wieder in dem Besitz seines Geschosses war, im Geschwindtempo von Platz zu Platz, was bei den schwankenden Schiffsbewegungen ein Kunststück war. Man hörte Rufe in allen Sprachen, helles Lachen — das Jauchzen der Kinder.

Die Ausgelassenheit lockte bald Publikum an. Oben auf dem Promenadendeck waren schon mehrere der unermüdlichen Spaziergänger stehen geblieben und musterten die ungleiche Gruppe.

Jutta bereitete es Vergnügen, ihren jeweiligen Partner zu necken: wenn der Kapellmeister, der sich rasch die Direktion des Spiels angeeignet hatte, sein ‚ecco!' oder ‚eccolo!' hinausschmetterte, dann zögerte sie noch mit ihrem Wurf, so daß er vergeblich zufaßte und komisch verdutzt den Mund aufriß, oder sie warf ihren Ball so hoch sie konnte, so daß alles durcheinander lief, um ihn zu fangen. Zwei Mandarinen waren schon — unter einem allgemeinen Schreckensruf — über Bord gegangen. Der Schiffsarzt, der ungeschickteste der Spieler, war der Übeltäter, Augustine, deren Wangen vor freudiger Aufregung glühten, holte eilends neuen Vorrat aus der Kajüte. Am geschicktesten fing Juttas kühne Würfe immer der ‚Ägypter' auf. Er war ein ebenso guter Ballspieler wie sie. Ein paarmal tauchte Juttas Blick mitten im Eifer des Spiels mit einer Art verwunderter Neugier in den seinen. Und dabei hatte sie die Empfindung: was er doch für ein hübsches, offenes Gesicht besaß — und was für helle, lustige, liebe Augen!

In jähem Schreck brach sie indessen plötzlich das Spiel ab.

Unter den Zuschauern oben hatte sie Herrn von Stangenberg bemerkt.

„Au revoir, mes petites, au revoir!" rief sie den beiden Kindern noch lebhaft zu. In der nächsten Sekunde hatte sie dann schon die eiserne, leiterähnliche Treppe, die zum Promenadendeck emporführte, erklommen. Sie eilte auf Stangenberg zu, hängte burschikos bei ihm ein und zog ihn mit sich fort, atemlos, immer noch lachend.

Google

Aber das Lachen klang jetzt ein bißchen erkünstelt.

„Ich traute erst meinen Augen nicht ... was war denn das, Sie verwegene kleine Frau?!“

Sie schmiegte sich an ihn an wie ein Backfisch an die Gouvernante: als ob es gälte, den Erlaß einer Strafe abzuschmeicheln.

„Nicht ausplaudern, bitte, bitte.“

Allerliebst war sie in ihrer Kopflosigkeit, ihrer Bestürzung. Und es lag trotz aller Angst auch jetzt ein schalkhafter Zug in ihrem Wesen.

„Nu sagen Sie bloß: da war doch Succo bei, der Referendar?!“

„Bscht —“ Sie hielt ihm die Linke vor den Mund und klammerte sich mit der Rechten noch fester an ihn. „Wir machten bloß mit den Kindern ein bißchen Unsinn. Das sind die kleinen Marseillerinnen — und überhaupt: er weiß doch gar nicht, wer ich bin!“

„Meine Gnädigste, na, hören Sie ...“

Sie entzog ihm hastig den Arm und blieb stehen. „Wenn ich durchaus eine Strafpredigt haben soll, dann hol' ich sie mir lieber von meinem Mann!“

Man konnte nicht wissen, ob sie das noch im Scherz oder ob sie's im Ernst sagte. „Die würde dann jedenfalls energischer ausfallen, meine Gnädigste, als mir's zusteht.“

„Ist es Ihnen recht, wenn wir jetzt unsern Tee nehmen? — Gut. Also im Damensalon.“ Sie lachte. „Nein, im Rauchzimmer, wo Sie behaglich schmauchen dürfen. Um Sie einzuwickeln. Bin ich nicht nett?“

Sie traten in den mollig erwärmten Raum ein. Hauptsächlich Herren waren zugegen. Geraucht wurde aber nur wenig. Die Luft war gut. Jutta machte flott die Bestellung und suchte vom Teegebäck eine stattliche Portion aus, die sie vom Barkeeper einwickeln ließ. Ein Steward mußte das Päckchen sofort den kleinen Marseillerinnen nach der dritten Klasse hinüberbringen. An dem einzigen noch freien Tisch nahm sie Platz; Stangenberg ließ sich ihr gegenüber nieder. Sie hatte noch ganz heiße Wangen vom Spiel, vom Wind.

„Sie haben mir noch immer nicht meine Frage beantwortet, verehrter Freund,“ begann sie nun übermütig.

„Fishing of compliments! — Nein, was sind Sie für eine gefährliche kleine Frau! — Stürzen sich da in die tollsten Abenteuer ... Ja, lachen Sie nur! ... Und hinterdrein reizen Sie einen — das heißt, nein, Sie sind so reizend — daß man Ihnen auf Tod und Leben die Cour schneiden möchte ...“

„Was Sie doch hoffentlich nicht tun werden?“ fragte sie mit einem drolligen Augenaufschlag.

„Jawohl, gerade. Und Sie wissen's, sehen einen mit Grazie in der Gefahr versinken ...“

„Gefahr? Für mich nicht, ich schwör's Ihnen.“

„Aber für mich.“

„Wieso?“

„Man ist dann Mitschuldiger. Und — das wollen Sie eben.“

Der Tee kam, und sie bediente ihn. „Ich merke mir alles, was Sie sagen. Und wenn mein Mann nicht mehr seekrank ist, rapportiere ich ihm.“

„Sie wären wahrhaftig imstande. — Hm. — Wollen wir nicht lieber einen Vergleich schließen?“

„Nun wollen Sie mich mitschuldig machen.“ Sie lachte wieder. „Ein bißchen Milch gefällig?“

„Ja. Nein. Ja. Danke. — Ein Paar Augen haben Sie, ein Paar Augen —“

„Für einen ehemaligen Schwadronslenker sind Sie seltsam leicht in die Irre zu führen.“

„In die Irre. Ja, das ist das rechte Wort. Mit Ihren kleinen Händen reichen Sie einem Tee. Tee mit Milch. Und mit den Augen: Champagner.“

„Wie gesagt, ich merke mir alles.

„Bitte.“

„Das sagten Sie so, wie die Lustspielleutnants auf der Bühne etwa: Racker!“

„Es sollte aber ‚Sphinx‘ heißen.“

„Ich finde, wir unterhalten uns furchtbar geistreich. Das halten wir bis Alexandrien gar nicht aus. Wenn Sie Ihren Tee getrunken haben, dürfen Sie mich noch auf die Kommandobrücke begleiten. Dann Handkuß und Erholungspause bis zum Trompetensignal. Ich muß auch 'mal nach meinem Mann sehen.“

Digitized by Google

„Aha, das Gewissen schlägt."

„Vielleicht."

Jutta traf den „Ägypter" nach dem Diner noch mehrmals auf dem Promenadendeck. Er grüßte nicht, sah sie auch kaum an. Sie sagte sich: ein richtiger Landsmann würde bei der Begegnung bei den Kindern drüben doch sicher die Gelegenheit wahrgenommen haben, sich vorzustellen. Ihm schien es gar nicht einzufallen, sich ihr zu nähern. War es nur die kühlere, zurückhaltendere Reiseroutine, — oder hatte er inzwischen vielleicht in Erfahrung gebracht, wer sie war?

Noch nie hatte sie vor ihrem Gatten ein Geheimnis gehabt. Sie war ihm gegenüber selbst in den kleinsten Kleinigkeiten und Harmlosigkeiten offen. Hätte sie so wie sonst mit ihm verkehren können, so wäre ihr's ganz unmöglich gewesen, ihm ihre Begegnung mit dem Vetter auch nur ein paar Stunden lang zu verschweigen. Aber Gustav lag apathisch da. Sein Magen hatte restlos alles Verfügbare hergegeben. Sprechen konnte er nicht, hören wollte er nicht, ansehen sollte sie ihn nicht. Er hatte nun seit rund dreißig Stunden nichts als Eiswasser in kleinen Schlucken zu sich genommen.

Natürlich stand es bei ihr felsenfest, daß sie ihm die Sache noch an Bord mitteilen würde. Zugleich sagte sie sich aber — und sie empfand die Wendung selbst als etwas ihr Fremdes —, daß sie bis dahin wohl noch mehr zu beichten haben würde.

Ein ganz bestimmter Trotz hatte sich in ihr eingenistet. Kein Trotz gegen ihren Gatten persönlich. Nein, es war ein demokratischer Groll gegen jene ganze „Clique", die sich vermaß, einen Menschen wegen einer einzigen Jugendverfehlung einfach aus der Liste der Lebenden zu streichen. Der in ihren Augen noch Lebenden.

Fritz von Succo *konnte* sie sich nun einmal nicht als „Verbrecher" vorstellen. Was sie für ihn sofort eingenommen hatte, das war sein Humor. Sie war allen Menschen gut, die ein bißchen Humor besaßen. Oder auch nur Humor verstanden. Selten genug waren sie ja. Und noch ein paar Züge, die sie an ihm kennen gelernt hatte, so unwesentlich sie für einen andern sein mochten, gaben ihrem Urteil über ihn eine freundlichere Richtung. Sie dachte an die Geschichtchen von Achmed, an sein famoses Auftreten dem Neapolitaner gegenüber, an die nette Gesinnung, die sich in seinem Besuch bei den armen kleinen Marseillerinnen verraten hatte. Es war doch wohl etwas Feineres in ihm, als das, was ihr Gatte immer mit dem Spottwort ‚Humanitätsduselei' abtat.

Er interessierte sie. Sein „Fall" interessierte sie weniger. Daß Gustavs Darstellung der heiklen Angelegenheit historisch, wenigstens streng aktenmäßig gerecht ward, daran trug sie nicht den geringsten Zweifel. Aber anderes verstand sie nicht; z. B. daß seine leibliche Mutter sich bloß dieses leidigen Skandals halber von ihm losgesagt haben sollte. Und sie fragte sich: wie war es möglich, daß *er* das überwinden konnte? Er — der als einziger von sämtlichen seefest gebliebenen Fahrgästen der armen kleinen Gefangenen aus der dritten Klasse gedacht hatte, der also doch Herz damit verriet?

Rätsel, Rätsel, wohin sie sah.

Und eine brennende Ungeduld erfüllte sie, diese Rätsel zu lösen.

Ihr Trotz wuchs insgeheim mit der Ungeduld. Er richtete sich auch gegen Stangenberg, der ebenso hoheitsvoll über Fritz von Succo abgeurteilt hatte und sein bißchen Mitwisserschaft nun ausnutzen wollte, um eine gewisse Macht über sie auszuüben.

So kam's, daß sie das unbewußt begonnene Versteckspiel bewußt fortsetzte — und daß es anfing, sie zu reizen, sie mehr und mehr auszufüllen.

* * *

Die Nacht war böse. Auch Jutta schlief schlecht. Der Lärm der Sturzseen übertönte noch das Rattern der Maschine. Immer wieder arbeitete die Schraube, wenn das Schiff über eine Woge turnte, frei in der Luft. Die Bewegung des Schiffes war selbst hier im Mittelpunkt noch so stark, daß Jutta in ihrem eigenen Bett bei jedem Rollen mitrollte: vom rechten Arm auf den linken und umgekehrt. Schließlich schlief sie aus Erschöpfung ein.

Als sie erwachte — es war noch ganz finster — rauschte und polterte es nicht mehr so stark. Auch das Rollen war schwächer geworden. Nun entsann sie sich einer Bemerkung des Kapitäns: in der Straße von Messina würde die Fahrt sicher ruhiger werden. Ungefähr um sechs Uhr sollte man sie passieren. Das mußte sie mit ansehn. Ohne das elektrische Licht aufzudrehen zog sie sich an. Umständlicher wollte sie erst später nach dem Bade Toilette machen. Ihr Mann schlief. Sie hantierte so leise sie konnte, um ihn nicht zu stören. Als sie den Schrank öffnete, um ihren weißen Lodenmantel herauszuholen, rührte sich Succo und stöhnte leicht.

Unter dem Mantel — zu dem sie ihr weißes Wollmützchen aufsetzte — trug sie eine weiße, gestrickte Jacke. Sie knöpfte den Mantel bis unten zu und schlug den Kragen hoch. Es war auch sehr nötig, sich derart zu verwahren, denn draußen herrschte noch eine bittere Kälte. Zwischen den Rettungsbooten nahm sie in der Finsternis den Weg zur Treppe und stieg zur Kommandobrücke hinauf. Gerade hatte es sechs geschlagen. Der Offizier, der seit zwei Uhr früh Wache gehabt hatte, wurde soeben abgelöst. Sie ging am Kompaßhäuschen vorbei und stieg noch eine Treppe höher. Auf dem Dach der Kapitänswohnung befand sich das Sonnendeck. In dessen Mitte stand, einem eisernen Ofen ähnlich, der Apparat, der den Sextanten enthielt. Ein junger Mann in Schiffsuniform bereitete dort eine Messung vor. Sie trat voll Interesse näher — blieb aber plötzlich wie geblendet stehen.

Halb rechts in der Ferne — hoch da droben über dunklem Land oder graublauem Gewölk — ragte ein feuerroter, feuerglühender Kegel von ungeheurer Dimension in die Nacht.

„Mein Gott — was ist denn das?“ fragte sie ganz scheu.

Der Blaue lächelte. „Der Ätna, Fräulein!“

„So ist das da drüben Sizilien?“

„Jawohl. Hier rechts Messina — da links liegt Reggia.“

„O — wirklich — all die Lichter!“

„Noch kein Viertelstündchen, Fräulein, dann geht die Sonne auf.“

Sie blickte über sich. Es blitzte und leuchtete am Himmel: Stern an Stern, und wunderbar klar die Milchstraße. Kein Wölkchen war zu sehen. „Ei — wir haben ja schön' Wetter gekriegt!“ rief sie überrascht.

„Das ist hier allemal so, Fräulein: war's vorher schlecht, ist's hier passabel, war's vorher gut, wird's hier miserabel.“

Sie lachte. „Behalten wir nun das Wetter bis Ägypten?“

„Das haben wir nicht kontraktlich, Fräulein. Kap Spartivento ist ein neuer kritischer Punkt.“

„Wo liegt der?“

„Das ist die Südspitze von Italien.“

„Spartivento. Hm. Das heißt Wendewind, nicht?“

Inzwischen war noch ein Herr auf Sonnendeck heraufgekommen, einer der Engländer, die bei Tisch an der Kapitänstafel saßen. Ihm folgte jetzt in ziemlicher Hast eine Dame, vielmehr ein Pelz- und Plaidbündel.

„Very beautiful, indeed!“ rief der Herr der Dame zu, während sie die letzten Stufen nahm. „We are keeping the good moment!“

„I was afraid to come too late. — Did the sun already rise?“

Gleich darauf lachte sie selbst herzlich über ihre Frage.

Auch Jutta mußte den Mund zu einem Lächeln verziehen: wenn die Sonne schon aufgegangen wäre, hätte man's doch wohl gemerkt. Der junge Blaue zog grinsend ab.

Sie standen darauf zu dritt eine Weile schweigend an der Brüstung und schauten den Ätna an.

Immer stärker ward das Leuchten. Es war dabei, als ob die feurige Glut von der Spitze des majestätischen Schneekegels langsam herabflösse.

„Mr. Succo is not coming?“ fragte die junge Lady plötzlich, sich nach der Treppe umwendend.

„I called him — he was in the bath.“

In diesem Augenblick wurden schon wieder Schritte auf der Kommandobrücke laut. Rasche, flotte Schritte. Dann kam jemand mit ein paar Sätzen die Treppe herauf.

Jutta blieb für eine Sekunde das Herz

Google

Tom Lehrer
Lobachevsky
Lobachevsky, 1953

still stehen vor Schreck. Sie wußte: das war nun zweifellos wieder ihr „Ägypter".

Fritz von Succo steckte, wie tagsüber immer, in einem praktischen Sportanzug mit Kniehosen und ledernen Gamaschen. Dazu trug er jetzt einen langen, fast bis an die Knöchel reichenden englischen Reisemantel. „Good morning," sagte er munter, ohne die Mütze abzunehmen. Von der Kälte leicht zusammenschauernd knöpfte er den noch offenen Mantel zu.

Steife Förmlichkeiten und Phrasen schien es zwischen diesen Leuten nicht zu geben. Jutta entsann sich von der Begegnung beim ersten Lunch her, daß die Dame auf der Orientierungstafel als Lady Salmour aufgeführt war. Die drei sprachen nur das Notwendigste, um sich über die Gegend, die in blauen Schatten an ihnen vorüberzog, zu orientieren.

„What is this?" fragte die Lady ihren älteren Begleiter, auf die Umrisse der links erscheinenden Hafenstadt zeigend.

„I don't know it. Mr. Succo — you?"

„Reggia!" fiel Jutta unwillkürlich ein, da der Gefragte die Stelle noch suchte.

Daraufhin gab's zwischen ihnen auf englisch ein paar kurze Fragen und Antworten. Bei einem Wort, das sie unrichtig aussprach, blickte der „Ägypter" sie genauer an und fuhr auf französisch fort. Offenbar entsann er sich der Begegnung mit ihr bei den Kindern des Kochs aus Marseille.

„Ich bin Deutsche," sagte sie lächelnd.

Er lächelte nun auch. „Dann hätt' ich's gestern ja leichter haben können!"

Und sich wieder an seine Bekannten wendend, erzählte er ihnen auf englisch, daß er die junge Lady tags zuvor für eine Französin gehalten und sich gequält hätte, die korrekten Ausdrücke zu finden.

Die Lady meinte, er wäre ein Mezzosopran, sie bewunderte seine Sprachkenntnisse. In nur wenig gebrochenem Deutsch sagte sie darauf zu Jutta: wer dauernd am Nil lebte, käme sogar noch in die Zwangslage, arabisch lernen zu müssen, schon der Diener wegen.

Jutta zeigte dafür lebhaftes Interesse. Es trieb sie, nun endlich in ein eingehenderes Gespräch mit dem „Ägypter" zu kommen, trotzdem sie insgeheim etwas davor warnen wollte. „Ich hörte Sie vorgestern zufällig von Ihrem arabischen Boy erzählen, dem Achmed. Das gab mir ein ganz neues Bild von der Rasse da unten."

Er war überrascht, behielt seine sorglos fröhliche Art aber bei. Sie sprachen über Ägypten, und die beiden andern warfen ab und zu ein Wort ein.

Schon seit einiger Zeit hatte sich im Osten ein fahlgelber Schein bemerkbar gemacht. Die Helligkeit nahm zu — gleichzeitig verblaßten die Lichter an den beiden Ufern. Nun erloschen auch mit einem Schlage die elektrischen Laternen an Bord. Ein spitzer, greller Schein zuckte übers Wasser, scharf wie eine Nadelspitze, im Nu wachsend, dann alle blendend: — die Sonne ging auf.

Das wunderbare Farbenspiel auf dem bis tief hinunter schneebedeckten Ätna dauerte nur noch ein paar Sekunden. Dann war's taghell.

Ein prächtiger, strahlender Tag schien anzubrechen.

„Das wissen nun gar nicht alle an Bord," sagte die Engländerin, „was für ein Feiertagsmorgen das ist!"

Man überblickte vom Sonnendeck aus fast den ganzen Dampfer. Nirgends zeigte sich Leben, eine verträumte Stille lag über dem nur noch sanft sich wiegenden Schiffe.

„Ist es für einen Deutschen nicht sehr schwer, sich in Ägypten einzuleben?" fragte Jutta nach einer Weile stimmungsvollen Schweigens.

„Nicht schwerer als sonstwo. Wenn man erst das Nationalübel überwunden hat."

„Das ist?"

Er lächelte. „Das Heimweh, gnädiges Fräulein."

„O —!"

Lady Salmour wollte die englische Übersetzung dieses Wortes haben. Die beiden Deutschen suchten, fanden aber keinen ganz prägnanten Ausdruck dafür.

„Sehen Sie," sagte der ‚Ägypter', „eine praktische Nation wie die der Engländer führt den Begriff in ihrer Sprache überhaupt nicht."

„Und der Deutsche, der in der Welt draußen vorwärts kommen will, so wie der Engländer, muß sich's wohl abge-

wöhnen," meinte Jutta mit leicht fragender Betonung.

„Ja, das muß er."

„Also mit allem hinter sich abschließen?"

Wieder bejahte er, ganz ruhig, ganz ungerührt.

Sie ward immer verwegener. Es trieb sie eine fremde Macht, der sie folgen mußte.

„Sie — haben gewiß auch niemand in Deutschland zurückgelassen?" fragte sie, ohne ihn anzusehen, immer noch in die wachsende Sonne starrend.

Ein paar Sekunden zögerte er. „Niemand!" kam es dann frostig von seinen Lippen — gesucht frostig, so wollte ihr's scheinen.

Lady Salmour hatte ihren Arm auf die Schulter des ältern Herrn gestützt und sprach mit ihm in leiserem Ton. Sie schien eine Frage nach der jungen Deutschen an ihn zu richten. Ihr Nachbar hob gleichgültig die Achsel. Jutta entging nichts. Wie unbeabsichtigt streifte ihr Blick jetzt das Gesicht der fremden Dame. Sie hatte eine wunderbar zarte, rosige Haut und prächtige blaue Augen mit langen, dunklen Wimpern. Ein klares, stolzes und doch gewinnendes ‚englisches" Gesicht. Jutta schätzte sie auf etwa dreißig Jahre — sie konnte aber ebensogut älter sein. Die Frische ihres Wesens und ihres Teints täuschte wohl.

Tief unter ihnen — drei Stockwerk tiefer auf dem Verdeck des Vorderschiffes — erschienen soeben ein paar ‚Drittkläßner': der Kapellmeister, der in schwarzen Samtpantoffeln steckte und einen roten Fes aufgesetzt hatte. Er führte links und rechts die kleinen Marseillerinnen.

„There are your friends!" sagte die Lady lächelnd zu Succo.

Es lag ein klein bißchen Spott in ihrem Ton. Er erwiderte gutmütig: „O — da muß ich den kleinen Herrschaften wohl bald meine Morgenvisite abstatten." Zu der jungen Deutschen gewandt fuhr er fort: „Ist es nicht eine allerliebste Familiarität da unten? — Isabelle ist mein ganzer Schwarm." Er lächelte. „Schwarm — so sagt man doch noch?"

„Ja, gewiß. In der Pension und auf den Jungensschulen noch immer."

„Sie hat ein Gesichtchen . . . So etwas Liebes und Sinniges steckt drin . . ."

„Mr. Succo gilt am Nil für einen Weiberfeind," sagte der Engländer trocken, „aber ich habe hier an Bord noch nichts davon bemerkt."

Die Lady streifte den ‚Ägypter' mit einem langen Blick. Es lag etwas Liebkosendes darin, das entging Jutta nicht.

„Sie haben Kinder gern?" fragte sie ihn.

„Ich hatte ein Schwesterchen, das ihr ähnlich sah, der kleinen Isabelle."

Nun rückte Jutta durch einen raschen Gedankensprung die Marseiller Begegnung mit der Schwarzäugigen und ihrem Baby wieder nahe. Auch sie hatte sich durch eine Ähnlichkeit in eine ihrer Umgebung ganz unbegreifliche Stimmung und Rührung fortreißen lassen. Er hatte durch diese paar Worte sogleich etwas Vertrauteres für sie.

„O — das verstehe ich," sagte sie leiser. Und indem sie ihn forschend ansah, setzte sie hinzu, an ihre frühere Frage anknüpfend: „Also ist doch noch eine leise Verbindung mit der Heimat da?"

„Eine Erinnerung. Ja — die indes gestorben ist."

Lady Salmour wickelte sich wieder fest in ihren mächtigen Plaid von schottischer Wolle. „We shall catch cold!" sagte sie, leicht sich schüttelnd.

Und damit trat sie flott den Rückmarsch an.

Es war Jutta, als läge in Ton und Haltung der Fremden etwas wie Eifersucht. Sie war unter ihrem stolz prüfenden Blick ein wenig rot geworden — und ärgerte sich darüber.

Ohne einen Gruß zu wechseln gingen sie auseinander: die Lady verließ mit ihrem ältern Begleiter das Sonnendeck.

In Jutta zitterte jeder Nerv. Sie war sich der Gefahr, in die sie sich begeben hatte, wohl bewußt. Von fünf, sechs Stellen des Schiffes aus konnte man sie schon gesehen haben. Sie fürchtete die Folgen — und doch wäre sie unglücklich gewesen, hätte er den stillen Platz hier oben verlassen.

Digitized by Google

Die Sonne schien ihm wohlzutun, der träumerische Friede dieser unverhofft schönen Morgenstunde — er blieb.

Und in ihrer temperamentvollen Art nahm sie, sobald die Schritte der beiden andern verklungen waren, die Konversation mit ihm wieder auf.

Sie hatte begonnen ihn zu interessieren. Ihre schlanke Gestalt bot in dem weißen Mantel ein hübsches Bild. Sie lehnte an der Brüstung. Ihre Umrisse zeichneten sich klar gegen den blauen Marinehimmel ab. Das Haar, dessen Stirnlöckchen im Winde flatterten, erschien unter der weißen Mütze dunkler — ihre Augen blickten trotzig über die tiefblaue Flut hin — aus ihrer Haltung und Miene sprach eine Persönlichkeit zu ihm.

Im Gespräch wies er nun plötzlich mit einer Kopfbewegung nach einer Gruppe von Herren, die auf dem vordern Promenadendeck aufgetaucht waren. Sie erkannte die Gesellschaft ihres Tisches. Und — auch Stangenberg befand sich darunter. Die Köpfe waren ihr sämtlich zugewandt. Sie konnte auf die ziemlich große Entfernung die Gesichter nicht recht erkennen. Es war ihr indessen, als grüßte man zu ihr herauf.

„Landsleute von Ihnen?" fragte Succo.

Sie bejahte.

Er blickte nun etwas schärfer aus. „Es ist auch ein Herr an Bord, den ich von früher her kenne. Aus Deutschland. Unter diesen ist er nicht. Es wäre mir interessant ..." Doch kopfschüttelnd brach er wieder ab.

„Warum schweigen Sie plötzlich?" fragte sie anscheinend leichthin, aber doch unter starkem Herzklopfen.

„Es ist unwesentlich, gnädiges Fräulein."

„Sie haben also — alle Brücken hinter sich abgebrochen?"

Ihr Ton überraschte ihn. Er beantwortete ihre Frage nicht. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Ich hörte neulich — hier an Bord — zufällig über mich sprechen."

„Ich weiß."

„O. Sie waren selbst dabei?"

„Ja, Herr von Succo."

„So, so." Er nickte und schob seine beiden Hände in die Taschen seines Mantels. Etwas wie Spott blitzte aus seinen Augen. „Also daher das Interesse." Sie wollte etwas einwerfen, doch er setzte überlegen, ohne alle Schärfe, fast ein bißchen väterlich hinzu: „Und Sie haben gewiß einen Auftrag, gnädiges Fräulein?"

„Sie täuschen sich, Herr von Succo, ich habe keinerlei Auftrag. Mein Interesse war rein persönlich — eigenmächtig. Ich habe von Ihrem Schicksal gehört. Und es war etwas darin, das mich ergriffen, das mich gepackt hat. Weil ich meinte: es wäre Ihnen ein bitteres Unrecht geschehen."

„Es ist mir kein Unrecht geschehen, gnädiges Fräulein. Sie verschwenden Ihr Mitleid. Ich habe nur die Strafe erhalten und verbüßt, die bei den allgemein in Deutschland herrschenden Anschauungen als ganz gerecht gelten muß."

„Teilen Sie diese Anschauungen auch heute noch?"

„Nein. Ich bin in Ägypten verwildert."

„Sie müssen nicht spotten. Es hat mich einen schweren inneren Kampf gekostet, mit Ihnen zu sprechen. Ich weiß auch, daß ich eine große Sünde dadurch begehe."

„Eine Sünde?"

„Ja. An meinem Mann."

„Sie sind verheiratet?"

„Und mein Mann hat mir gesagt: zwischen ihm und Ihnen gäb's keine Verbindung mehr. Aber ich war ungehorsam. Wie noch selten. Es zwang mich, weil ... Weil ich Ihre Mutter kenne, Herr von Succo, darum zwang mich's."

Aus seinem Antlitz war bei den letzten Worten der trotzige Spott gewichen. Er preßte für ein paar Augenblicke fest die Zähne aufeinander und schluckte. „So — Sie kennen — meine Mutter!" kam es dann leise von seinen Lippen.

Sie sah, daß er seine Erschütterung vor ihr zu verbergen suchte. „Als ich sie kennen lernte, wußte ich nicht, daß sie einen Sohn draußen in der Welt besitzt. Mein Mann hat mir's erst hier an Bord gesagt, als er Sie wiedersah."

„Ihr Mann? Das ist ..."

„Es ist Ihr Vetter." Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „So.

zed by Google

Nun wissen Sie's. Ja. Ich bin Frau von Succo."

Er starrte sie an, voll widerstreitender Empfindungen. Zuerst wollte offenbar der Groll in ihm durchbrechen — der alte Groll, den er sofort auch auf die Fremde übertragen zu müssen glaubte, da sie ihm als Vertreterin der feindlichen Partei gegenüberstand. Doch die Erinnerung an seine Mutter hatte zugleich eine Weichheit in ihm ausgelöst, gegen die er nicht so rasch ankämpfen konnte.

„Ich hab' über Ihren Streit nur ein paar dürftige Worte gehört. Es ist nicht Neugierde, was mich getrieben hat, mit Ihnen zu reden. Ich sagte mir nur: du mußt einmal feststellen, ob er das wirklich ist, als was sie ihn schildern."

Nun trat ein Lächeln auf seine Lippen. „Der Tunichtgut, der Taugenichts? So, so. Und wie wollen Sie das ergründen, meine Gnädigste?"

„Ich wollte nur eines wissen. — Ist es wahr, daß Tante Eveline . . . ist es wahr, daß auch zwischen Ihnen und Ihrer Frau Mutter jede Verbindung abgebrochen ist?"

Für ein paar Sekunden preßte er wieder die Lippen fest aufeinander. Dann sagte er kühl: „Glauben Sie alles, meine gnädige Frau, was man sich in Ihren Kreisen über mich erzählt. Wenn man Ihnen gesagt hat, ich sei ein schlechter Sohn, so ist es wahr. Man hat behauptet, meine Mutter wäre so grausam gegen mich gewesen wie . . ." Fast zornig unterbrach er sich. „Nein, ich will nicht urteilen. Ich habe alles verwunden, es ist alles vergessen. — Mit welchem Recht stöbern Sie das wieder auf?"

„Es verpflichtet Sie nichts mir zu antworten. Es ist nur eine leidige Gewohnheit von mir, den Dingen immer gleich auf den Grund gehen zu wollen. Ich sah da eben einen Widerspruch — und der reizte mich. Kränken wollte ich Sie nicht."

Sie war in dieses Abenteuer hineingeraten — sie wußte selbst nicht wie. Indem sie sich jetzt plötzlich vorstellte, daß sie all das, was sie dem ‚Ausgestoßenen' hier oben gesagt hatte, unten vor ihrem Mann würde vertreten müssen, erfaßte sie ein gelindes Gruseln.

Succo schien etwas von ihrer Angst zu ahnen.

„Sie sind gewiß noch nicht lange Gustavs Frau," sagte er lächelnd. „Wohl überhaupt noch — recht jung, wie? Bitte, ich will Sie damit ebensowenig kränken wie Sie mich. Aber Sie mußten sich doch eigentlich sagen, daß ich der jungen Frau meines Herrn Vetters, für den ich aufgehört habe zu existieren, nicht gut Konfidenzen machen kann."

Sie war ganz ratlos. „Ich glaube, Sie haben mich doch nicht so ganz richtig verstanden."

Nun tat ihm ihre Hilflosigkeit leid. „Von Ihrer guten Absicht bin ich jedenfalls überzeugt. — Und ich bin Ihnen auch dankbar dafür." Etwas überlegen setzte er hinzu: „Aber da ich den Dank doch so gar nicht betätigen kann, ist's besser: es bleibt bei guter Absicht und guter Meinung."

Tränen saßen ihr in der Kehle. Sie schluckte einmal. Erwidern konnte sie ihm nicht. Nun fühlte sie, daß in ihre Wangen, die von der inneren Erregung ganz blaß geworden sein mußten, das Blut schoß. Sie fühlte sich gedemütigt, mißverstanden — ausgelacht. So linkisch wie noch nie in ihrem Leben, wie kaum in ihrer schlimmsten Backfischzeit, kam sie sich vor.

Plötzlich raffte sie sich zusammen, so energisch sie konnte, nickte kurz und schoß auf die Treppe zu. An dem Offizier, der unten auf der Kapitänsbrücke die Wache hatte, ging sie vorüber, ohne den höflichen Gruß zu sehen und zu erwidern.

Ein paar Augenblicke später war sie in der Kabine.

Ihr Mann schlief fest.

Sie blieb an der Tür stehen und starrte vor sich hin. Mechanisch zog sie den Mantel aus, mechanisch fuhr sie dann im Entkleiden fort. Als sie endlich wieder auf dem Bett saß, überfiel sie eine plötzliche Reue. Oder war's Scham? — Sie warf sich hin und weinte still in sich hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mar. Von E. von Natangen.

(Nach einer altpreußischen Volkssage.)

Der frühlingverheißende, wärmende Wind
Durchflutet die Gaue. Geschwinde, geschwind'!
Der Winter muß weichen, der Frühling wird wach,
Nun wälzt euch, ihr Wasser, von Graben zu Bach;
Du tauender, schäumender, sprudelnder Schnee,
Ergieße dich schnell in die grauende See. —
Der Wind rast vorüber an Rohr und an Ried
Und singt durch die Bäume sein ewiges Lied
Vom Kommen und Gehen, von Liebe und Leid,
Von altem Vergess'nen, von werdender Zeit,
Und pfeift durch die Äste: „Der Frühling kommt bald!
Erwache, du Leben im nordischen Wald!" —
Dann fährt er ums Haus, übers hölzerne Dach
Und zieht durch die Fenster: die Menschen sind wach;
Sie hocken zusammen am warmen Kamin
Und sehn, wie die Flammen sich züngelnd verziehn.
Es drehn sich die Spindeln herum und herum,
Es drehn sich die Fäden. Doch alles ist stumm;
Die Mädchen, tief über die Arbeit gesenkt,
Erspinnen ein Glück, das das Herz sich erdenkt,
Ein Glück, das im blühenden Frühling erwacht;
Heut fährt schon der tauende Wind durch die Nacht. —
Nur Großmutter Urte scheint traurig zu sein,
Sieht nicht in des Feuers erhellenden Schein,
Schaut prüfend und still in des Enkels Gesicht,
Warum er heut abend nicht lacht und nicht spricht?
Schon rückt sie ihm näher: „Globute, was ist?
Ich hab' deinen Frohsinn schon gestern vermißt,
Jetzt schau'n deine Augen noch trüber darein,
Du Sohn meines Sohnes, was kann Dir denn sein?"
„Mich trübt eine Sorge," der Enkel nun spricht,
„Doch laßt mich! Ihr Weiber versteht das ja nicht!"
„Ich nicht?" fragt die Greisin, „ich uralte Frau?
Hier wirkt' ich, hier wurden die Haare mir grau,
Hier segnete froh ich die Arbeit im Haus,
Hier teilt' ich die Sorgen jahrein und jahraus;
Ich habe so manchen hier weinen gesehn
Und werd' auch den heutigen Kummer verstehn." —
„Ja — Großmutter — kommt! Doch ich sag's euch allein."
Still zieht er sie fort, in die Nische hinein
Ans Fenster, und lehnt sich aufs Webegestell.
Es rüttelt der Wind an den Laden. Und schnell
Erzählt nun der Enkel, die Züge bewegt,

Was lang' schon das bangende Herz ihm erregt:
„Der herrliche Schimmel, so weiß wie der Schnee,
Der Schimmel, er macht mir so bitteres Weh;
Denn wenn ich des Abends zum Stall ihn gebracht,
Das Futter geschüttet, die Spreu für die Nacht,
Dann will auf sein Lager er niemals sich legen,
Dann hör' ich noch lang' seine Hufe sich regen.
Um elf wird er still. — Doch beim frühesten Schein,
Tret' morgens zum Füttern im Stalle ich ein, —
Mein herrlicher Schimmel! Dann kenn' ich ihn kaum,
Das Fell ihm bedeckt voller Nässe und Schaum,
Voll Erde und Moos; und die Mähne zerzaust,
Als ob drin die Stürme getobt und gehaust." —
„Das ist ja die Mar!" ruft die Alte entsetzt,
„Die Mar, die die Felder und Wälder durchhetzt,
Sie nimmt sich das Pferd, das zumeist ihr gefällt,
Und müde ist's, wenn man es wieder erhält.
Die Mar hat den Schimmel geholt in der Nacht,
Geritten, und morgens erst wiedergebracht.
Das teuflische Weib mit verworrenem Haar!
Kind, glaube, es reitet den Schimmel die Mar!" —

Laut rüttelt der Wind an dem hölzernen Haus;
Es ruhen die Spindeln, das Feuer geht aus.
Ein Spruch wird gebetet, dann Ordnung gemacht,
Und jeder sucht schweigend sein Lager zur Nacht.
Nur einer — Globute — kann heut noch nicht ruhn,
Sagt mürrisch, er habe im Stalle zu tun,
Und schleicht sich hinaus und zur Stalltür hinein.
Es ruhen die Tiere. Der Schimmel allein
Steht aufrecht und bläht seine Nüstern und lauscht
Und rührt in der Streu, daß es knistert und rauscht,
Und wiehert und macht seine Ohren bewegen
Und späht voll Erwartung der Stalltür entgegen.
Globute bemerkt es — doch läßt er ihn sein,
Legt tief sich ins Stroh, in das dichte, hinein
Und wartet — und wartet. Doch rührt sich noch nichts;
Der Stall ist durchleuchtet voll schimmernden Lichts,
Die Pferde, das Heu, das die Krippen noch füllt,
Ist alles in glänzendes Mondlicht gehüllt;
Und heller noch strahlt es durchs Fenster hinein.
Die Stunden vergehen — bald elf muß es sein!
Da knackt's an der Tür. Ist's der Sturm, der so rauscht?
Ach — wenn sie jetzt käm'! — Und der Wartende lauscht —
Erschiene der Spuk, dieses teuflische Wesen,
Die uralte Hexe mit strauchigem Besen, —
Den würd' er ihr reißen geschwind aus der Hand

Digitized by Google

Und würde sie pressen dort hart an die Wand,
Und würde sie peitschen und striemen und schlagen,
Daß sie vergäß', auf dem Schimmel zu jagen! —
  Laut wiehert das Pferd, und die Türe klinkt auf.
Es eilt in gewandtem, beweglichen Lauf
Und leuchtenden Auges ein Wesen herein:
Das soll das verrufene Hexenweib sein?
So jung und so herrisch, so schön und so schlank,
So biegsam die Glieder, so fliegend der Gang?
Wie goldene Seide das wallende Haar; —
Und das ist die Drude, die reitende Mar? —
Schon steht sie am Schimmel und streicht ihm die Mähnen.
Als flössen zusammen die silbernen Strähnen
Mit ihrem Gelocke, hellgolden und wild,
So scheint es, das märchenhaft schimmernde Bild.
Ach — blieb' er noch lange, der herrliche Traum! —
Da klingelt die Kette, da klappert der Zaum;
Da reckt sie die Arme und zieht sich nach oben,
So zierlich, als würd' auf das Pferd sie gehoben.
Noch klopfen die Händchen dem Schimmel das Fell;
Dann lenkt sie die Zügel, dann reitet sie schnell
Hinaus in die Nacht, in den Nebel hinein.
Globute erhebt sich; er ist so allein —
Das Traumbild ist hin, und es wird ihm so eigen.
Ist's Wahrheit? Es schreckt ihn dies nächtliche Schweigen.
Der Schimmel ist fort! Und ein heimliches Bangen
Bewegt ihn, das Pferd sich da draußen zu fangen,
Die herrliche Hexe zu suchen, zu greifen. —
Und ob auch die Winde so jagen, so pfeifen,
Rasch will er hinaus, um zu rasen, zu reiten
Durch Wasser und Wälder und Wege und Weiten! —
Schon zäumt er den Rappen und rüttelt ihn auf;
Und fort geht's in hurtigem, hastigem Lauf.
Es sprudelt das Wasser an Stubben und Steinen,
Im Tauen und Stauen, im Trennen, Vereinen.
Es stürzen die Gräben, bald schlingend, bald teilend,
Die flutenden Flüsse, sich wälzend und eilend;
Es leuchten die Tropfen und springen und spritzen,
Wie hell drin die Mondlichter glänzen und glitzen! —
Es klatschen die Hufe auf tauender Erde,
Und schwarz drüber hin huscht der Schatten der Pferde;
Laut klappen die Eisen an Kies und Gestein.
Doch weiter, er holt sonst den Schimmel nicht ein! —
Es knacken die Äste im Sturmesgebraus,
Es jaget der Rappe, und weit greift er aus;
Da fliegen die Steine, das Gras und die Erde,
Im Laufe gelöst von den Hufen der Pferde.

Digitized by Google

Wie leuchtet der fliehende Schimmel so hell!
Es folgt ihm der Rappe. Nun jagen sie schnell,
Schon dicht aneinander, durch Schatten und Schein
Und tiefer ins waldige Dunkel hinein.
Weit wallen die Mähnen im Wogen des Windes,
Wild fliegen die Haare des teuflischen Kindes,
Das goldne Gelocke, verworren und dicht;
Er möchte es halten, doch fängt er es nicht.
Kaum naht ihm der Reiter, kaum streckt er die Hand,
Wird kräftig der Schimmel zur Seite gewandt, —
Und dann flieht die Hexe, so schnell sie nur kann,
Und biegt sich zurück, sieht den Folgenden an
Und fängt seine Blicke und lockt ihn noch weiter
Ins Dunkel hinein — den verblendeten Reiter! —
Und Stunden vergehen. Geschwinde, geschwinde!
Es wehen und drehen die Stürme und Winde
Und wüten im Wald immer wüster und wilder.
Am Himmel ziehn Wolken wie höllische Bilder
Und jagen und fliehen, zerreißen, zersetzen,
Um nachtdurch dem Sturmwind entgegen zu hetzen.
Es tropfen die Nebel von Sträuchern und Bäumen,
Es keuchen die Pferde und dampfen und schäumen;
Es wird im Geäste noch dunkler und dichter,
Es glühen den Reitenden heiß die Gesichter,
Hell funkelt ihr goldenes, fliegendes Haar:
So reitet durch nordische Wälder die Mar. —

Und Frühling soll's werden. Der Wald will erblühn.
Und Morgen soll's werden. Die Sonne will glühn;
Sie wirft ihren alles erweckenden Schein
Bis tief in die frierenden Schatten hinein.
Und alles will leben, sich recken und regen,
Zur Sonne empor und dem Frühling entgegen.
Im Wald ein Erwachen und Streben und Strecken;
Die Sonne möcht' alles erwärmen, erwecken,
Möcht' alles beleben mit goldenem Licht.
Doch manches vermag selbst die Sonnenkraft nicht.
Ein Mensch liegt im Walde und schlummert so still;
Und wenn ihn die Sonne auch aufwecken will,
Sie kann's nicht, trotz all' ihrer treibenden Macht.
Der Mensch ist ein Toter, ein Opfer der Nacht! —
Da liegt er so schwer auf dem naßkalten Sand,
Die Arme gestreckt. — Doch was glänzt in der Hand,
Der starren, und regt sich im Spielen des Wind's? —
Rotschimmernde, kräuselnde Goldlocken sind's.
In eisigen Fingern noch flattert das Haar
Der nordischen Hexe, der reitenden Mar!

Digitized by Google

Dr. Thomas Bagot
Oil on canvas, 1740

Die Frauen des Rokoko. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Die Mitte des XVIII. Jahrhunderts gehört den Frauen. Sie sind das in allen Formen herrschende Geschlecht. Sie sind auch die politischen Herrinnen Europas, ebenfalls in den verschiedensten Formen. Als ein einziger steht zwischen ihnen der große einsame König von Sanssouci. Daher hassen ihn die Frauen auch instinktiv und verbünden sich gegen ihn wie gegen eine Anomalie. Von der Zarin Elisabeth bis zu der Pompadour. Nur zuweilen kommt der fridericianischen Politik die Macht der Frauen über dieses Jahrhundert auch wieder zugute, besonders in der späteren Zeit, da die Bewunderung des „Einzigen" Gemeingut geworden ist. Eine reizende junge Frau ist es gewesen, die dem König das politische Meisterstück vermittelt hat, in den gegen Wien gerichteten, wesentlich protestantischen „Fürstenbund" den geistlichen Kurfürsten von Mainz und Reichserzkanzler des heiligen römischen Reiches hineinzuziehen.

Ein vom Standpunkt seiner Zeitgenossen beneidenswerter Herr, dieser Erzbischof und Kurfürst von Mainz Friedrich Karl Josef von Erthal! Einer der puppigsten, beinahe liebenswürdigsten Vertreter des Rokokojahrhunderts der Männchen, nicht Männer, und des zahlreichen Standes dieser mittleren Fürsten, die noch nicht das Vorbild des königlichen Hohenzollern umgebildet hat, sondern die noch verantwortungslos ihr Leben dahintänzeln, so wie es seit dem XVII. Jahrhundert die Sonne von Versailles die europäischen Fürsten als beeiferte Trabanten gelehrt hat. Dieser Erzbischof ist einer der luxuriösesten und raffiniertesten Lebemänner, wie nur irgendein nachbarlicher Karl Theodor von der Pfalz oder sonst ein sultanischer weltlicher Herr. Nur daß bei ihm die Schuldenlast und Untertanennot wegfällt, die die verschwenderische Üppigkeit der Laienhöfe so fratzenhaft macht. Davor bewahrt ihn ja der gewaltige Säckel der altgeschichtlich herangewachsenen geistlichen Einkünfte; die Reichlichkeit der Mittel erhält der Hofatmosphäre unseres Friedrich Karl Josef im „goldenen Mainz" die unverkümmerte Ruhe des Gewissens und die nicht von gelegentlichem Erschrecken gestörte epikureische Behaglichkeit.

Ganz im Stil des aristokratischen Jahrhunderts ist er auch ein Feinschmecker der geistigen Gourmandise, unser Lebefürst vom Mainz am Ausgang des alten römischen Reiches, und er liebt, wie zu allen Zeiten die urteilsfähigste Bildung getan hat, vor allem die griechische Antike. Deshalb hat er durch die drei Namen Aspasia, Laïs und Danae das nähere Verhältnis seiner drei hauptsächlichsten Freundinnen zu ihm mit zarter Unterscheidung bezeichnet oder, wenn man so will, getauft. Danae am Hofe dieses zahmen und goldreichen Olympiers ist die Gattin des Geheimen Staatsrats von Strauß, und Laïs ist die eigene Base des geistlichen Cölibatärs, eine Frau von Ferret. Aspasia endlich ist die junge Frau des Generals von Coudenhoven, die die weiblichen Honneurs am fürstlichen Junggesellenhofe macht, eben dieselbe Frau, deren feine Fingerchen den lenksamen Kurfürsten in den preußischen Fürstenbund hineinwickeln. Nebenbei gesagt, existiert am Hofe noch eine kleine Anzahl mythologischer Halbgöttinnen, die nicht so genau mehr durch persönliche Pseudonyme unterschieden werden. Vorleser aber und Bibliothekarius des geistlichen Herrn ist niemand anders als Wilhelm Heinse, der Verfasser des Buches „Ardinghello und die glückseligen Inseln". Eben der Ardinghello, der unverhüllte Roman des sinnlichen Schönheitsdurstes, hatte den unmittelbaren Anlaß zu der Berufung des Verfassers an den kurfürstlichen Hof gegeben.

Ja, die „glückseligen Inseln!" In dem Worte Insel, das mit Watteaus Abfahrt nach der Liebesinsel Cythere am Anfang dieses gesellschaftlichen Zeitalters und das mit Wilhelm Heinse an seinem Schlusse steht, drückt sich unendlich viel Charakteristik aus. In diesen Inselträumen beruhigt sich so phantasieleicht die Flucht aus aller harten Wirklichkeit und Pflicht, aus Reibung, Gegensätzlichkeit

Google

Tomb of Ramesses III

Mr. Asquith's Statement in the House of Commons.

Mr. Asquith's statement in the House of Commons on the Military Service Bill was awaited with great interest. He began by saying that the Government had come to the conclusion that the time had arrived when they must ask Parliament to take the responsibility of imposing compulsory service on the unmarried men of the country. He then explained the reasons which had led to this decision. The Government had hoped that the voluntary system would have been sufficient to meet the needs of the country, but the number of recruits had fallen off. The Government had also

Sir Thomas Lawrence, P.R.A. (1769–1830)

Pl. 1 Rinaldo e Armida

The Duke of Buckingham, standing, holding the hand of Charles I., when Prince of Wales, seated. Engraved by Vorsterman, after Rubens. Size of the plate, 15 inches by 11 inches. Size of the picture, 14 inches by 10 inches. Rubens painted this picture in 1625, when Charles was Prince of Wales, and Buckingham was in the zenith of his power. The picture was in the collection of Charles I., and was sold by the Commonwealth Commissioners to Jabach, a merchant of Cologne, for 1,200 pounds. It was afterwards purchased by Louis XIV., and is now in the Louvre. The engraving is very rare.

Fig. 1. Portrait of Ibn Sīnā (Avicenna) from the Iranian 1000 Rial banknote.

The Anatomy Lesson of Dr. Nicolaes Tulp (1632) is a painting by Rembrandt van Rijn. It is a group portrait of seven men, each named, and a corpse. Dr. Nicolaes Tulp, a prominent citizen of Amsterdam, is demonstrating the musculature of the left arm to his colleagues. The painting is in the collection of the Mauritshuis in The Hague, Netherlands. It is one of Rembrandt's earliest surviving group portraits and is considered a masterpiece of the Dutch Golden Age.

Fig. 1 Angelo Trevisani, *Allegory of Painting*, 1720s, oil on canvas, 100 × 75 cm, Private collection

Bonaventure, and Thomas Aquinas, who were all three Franciscans, and Dominicans, and Augustinians, and Carmelites, and Jesuits, and Benedictines, and Cistercians, and Premonstratensians, and Carthusians, and Celestines, and Minims, and Oratorians, and Trinitarians, and Servites, and Barnabites, and Theatines, and Somaschi, and Camaldolites, and Vallombrosians, and Olivetans, and Cassinese, and Cluniacs, and Hieronymites, and Basilians, and Maronites, and Armenians, and Copts, and Abyssinians, and Nestorians, and Jacobites, and Melchites, and Greeks, and Russians, and Bohemians, and Moravians, and Waldenses, and Albigenses, and Lollards, and Hussites, and Wycliffites, and Anabaptists, and Lutherans, and Zwinglians, and Calvinists, and Presbyterians, and Puritans, and Independents, and Methodists, and Quakers, and Shakers, and Moravians, and Swedenborgians, and Universalists, and Unitarians, and Mormons, and Jumpers, and Irvingites, and Mormons, and Jumpers, and Irvingites, and Mormons, and Jumpers, and Irvingites

Rubens, Peter Paul, b. at Siegen, Westphalia, June 29, 1577, d. at Antwerp, May 30, 1640. He was the son of a lawyer, who had been obliged to flee from Antwerp to escape persecution for his religious opinions. Peter Paul was taken to Cologne when he was ten years old, and there received a liberal education. He showed a strong inclination for art, and was placed with Tobias Verhaecht, a landscape painter, and afterwards with Adam van Noort, a portrait painter. He then entered the studio of Otto van Veen, who had been court painter to the Archduke Albert and Isabella, and who had lived in Italy. Rubens remained with him four years, and then, in 1600, went to Italy, where he remained eight years. He was received into the service of Vincenzo Gonzaga, Duke of Mantua, and was sent by him to Spain with presents to Philip III. He was also employed by the Duke of Mantua to copy pictures in Italy, and he executed many portraits of the ladies of the court. He was also employed on more important works, and painted the altar-piece for the church of the Jesuits at Mantua, and the ceiling of the church of Santa Maria in Vallicella at Rome. He left Italy in 1608, on receiving news of the illness of his mother, and returned to Antwerp, where he was appointed painter to the Archduke Albert and Isabella. He married Isabella Brandt, the daughter of a lawyer, and established himself in a house which he had built for himself. He was employed by the Archduke and Archduchess on many important works, and was also employed by the Jesuits to paint the altar-pieces for their church at Antwerp. He was also employed by the Duke of Neuburg to paint the altar-piece for the church of the Jesuits at Neuburg. He was also employed by the Duke of Buckingham to paint the altar-piece for the church of the Jesuits at Antwerp. He was also employed by the Duke of Buckingham to paint the altar-piece for the church of the Jesuits at Antwerp. He was also employed by the Duke of Buckingham to paint the altar-piece for the church of the Jesuits at Antwerp.

Fig. 1. Ecological pyramids: (a) pyramid of numbers, (b) pyramid of biomass, (c) pyramid of energy

Fig. 2. Energy flow in a food chain

Fig. 3. Energy flow in a food web

Fig. 4. Energy flow in a grazing food chain

Fig. 5. Energy flow in a detritus food chain

der Bühnenbildner Ludwig Sievert. Er hatte sich bereits in Hamburg einen Namen gemacht und war 1907 an das Deutsche Theater in Berlin gegangen, wo er mit Reinhardt zusammenarbeitete. Sievert hatte sich in Hamburg vor allem durch seine Arbeiten für Shakespeare-Aufführungen hervorgetan. Er hatte sich dabei von der Tradition der Shakespeare-Bühne gelöst und versucht, die Atmosphäre der Elisabethanischen Zeit durch Andeutungen zu vermitteln. Diese Tendenz setzte er auch in Berlin fort. Sein Bühnenbild für Shakespeares „Sommernachtstraum" in der Inszenierung Reinhardts 1909 im Neuen Theater am Kurfürstendamm ist ein Beispiel dafür.

Ludwig Sievert: Bühnenbild für Shakespeares „Sommernachtstraum" in der Inszenierung Reinhardts 1909 im Neuen Theater am Kurfürstendamm

Mr. Robert Strange
Aged 79, October 14 1792. Sculpt.

"Cave Canem"

Mosaic from the House of the Tragic Poet, Pompeii

Mosaic from the House of the Faun, Pompeii

Paul Gustav Fischer: Abendstimmung am Strand von Skagen

Fischer hat sich in seinen Bildern nicht nur mit dem Meer, sondern auch mit dem Menschen beschäftigt, der es befährt. Er hat ihn in seiner Arbeit gesehen, in seinem Kampf mit den Elementen, in seinem Leben und Sterben. Er hat ihn gemalt, wie er sich abmüht, das Netz einzuholen, wie er es flickt, wie er es trocknet, wie er es wieder auswirft. Er hat ihn gemalt, wie er sich ausruht, wie er sich vergnügt, wie er sich verabschiedet, wie er heimkehrt. Er hat ihn gemalt, wie er sich mit seinem Boot abquält, wie er es ins Wasser schiebt, wie er es wieder herauszieht. Er hat ihn gemalt, wie er sich mit seinem Boot abquält, wie er es ins Wasser schiebt, wie er es wieder herauszieht. Er hat ihn gemalt, wie er sich mit seinem Boot abquält, wie er es ins Wasser schiebt, wie er es wieder herauszieht. Er hat ihn gemalt, wie er sich mit seinem Boot abquält, wie er es ins Wasser schiebt, wie er es wieder herauszieht.

nicht anderes als der für die Fuchsjagden hergerichtete französische Überrock ist. Die Gesundheit wird plötzlich Mode, die Moral, die Bürgerfreundlichkeit, ja die Bürgerlichkeit selber. Die Zeit des braven, schwachen Louis XVI. und der im Grunde anständigen, aber nichts weniger als ernsthaften und ausdauernden Marie Antoinette bringt diese Wendung zum absichtlich Bürgerlichen hin zur Durchführung. Am sinnbildlichsten durch jene Episode der weiblichen Tracht, die das Dienstmädchenkostüm mit Schürze, Caraco und Haube ins Höfische umstilisiert. Man wird anstatt lasziv empfindsam und moralisch, der König sendet die überlebende Dubarry in die Bastille, man dekoriert mit sentimentalen Kränzen und Urnen, man pflegt in der Architektur den Stil der bescheidenen Ländlichkeit und Kleinbürgerei, mit den kleinen weißgestrichenen Sprossenfenstern und ähnlichen Dingen, die wir heute wieder einmal blindlings kopieren. Die einen, gerade die alten Kreise suchen das Heil bei den konstitutionellen Engländern, die anderen aber, um stolzer, französischer zu sein, suchen es bereits bei einem von Paris aus zu erneuernden freibürgerlichen, republikanischen Hellenentum. Die Revolution stellt eine Art äußerlichen Kompromiß von beiden Strömungen dar: verwildertes Engländertum in der Tracht der Incroyables, verwildertes angebliches Hellenentum im Frauenkostüm des Directoire. Aber auch der Revolution reicht es nicht mehr zu wirklich schöpferischer Erneuerung Frankreichs. Ihr weltgeschichtlicher Wert liegt in der Vernichtung des bis in den Kern überlebten und kraftlos gewordenen ancien régime nebst seinen zugehörigen Lebensformen und Lebensanschauungen, und liegt in der Freimachung der Bahn für das Germanentum. So kam die unbestrittene Führung und Herrschaft an England, in politischer Macht, in politischen Formen und Anschauungen, und in vielen allgemeinen und einzelnen Kulturanschauungen Englands obendrein, die im XIX. Jahrhundert allmählich Allgemeingut werden. Aber nun setzte auch das Sichaufringen der übrigen großen germanischen Völker neben England ein, des jungen Nordamerika und des aus der französischen Schleppenträgerei unter den Kolbenstößen des Bonapartismus endlich erwachenden Deutschland.

Gleichnis.

Und meine Seele ist im Wald ein See
Voll grüner Nacht.
Fällt lose mal ein Blättchen ein,
Zieht's Ringelkreise, leise, zaghaft süß,
Die dehnen sich und drängen sacht
Und klopfen an die dunklen Uferwände,
Wie an verschloss'nes Paradies
Das feine Bitten blasser Kinderhände. —

Es sind der Blumen tausend, die am Hügel sprießen;
Die machen große Augen, neugierhelle, beim Heruntergrüßen
Und wundern sich.
Verlorne Himmelswolken hängen ihren Schnee hernieder
Und halten still und spiegeln ernst und klar
Das tiefe Leuchten ihrer Kleider wider
Und wandeln groß und wunderbar
Und feierlich.

Adolf Holst.

Digitized by Google

Die Tragik in Kaiser Friedrichs Leben.

Von Prof. Dr. Max Lenz-Berlin.

Unter den Paladinen Kaiser Wilhelms, die mit ihm das neue Reich gebaut haben, bleibt doch die lichteste Gestalt des alten Helden Sohn, Kronprinz Friedrich Wilhelm, „unser Fritz", wie wir ihn in den Tagen von Weißenburg und Wörth nannten, Kaiser Friedrich, wie ihn die Nachwelt seit den hundert Tagen nennt, die ihm die ererbte und ersehnte, die glänzendste Krone der Welt zur Leidenskrone wandelten. Wenn uns der alte Kaiser an die ehrwürdigsten Herrscher des deutschen Mittelalters erinnern wollte, an den Großen Karl oder an Friedrich Barbarossa, so erschienen in Friedrich Wilhelm die Eigenschaften verkörpert, welche die deutsche Sage ihren Lieblingen unter Göttern und Menschen verliehen hat: wie Held Siegfried, so sahen wir ihn prangen in Jugendschönheit und Manneskraft, arglos und treu, stark und unerschrocken, keiner Verstellung fähig, voll Mitleid mit den Armen, den Wunden und den Kranken und allem Hohen und Edlen zugewandt. Wilhelm und die starken Recken, die ihm Bahn schufen, Bismarck und Roon, mußten durch eine Welt voll Haß und Abgunst hindurchschreiten, bevor ihnen ihr Volk Heil zurief: sie mußten sich dessen Liebe erobern; erst der Sieg und die Macht gewannen ihnen die Herzen. Friedrich Wilhelm dagegen begleitete die Volksgunst vom ersten Tage seines Lebens ab, um ihm bis zum Tode treu zu bleiben.

Seine Geburt fiel in die Tage, da die Nation ihre Blicke auf Preußen zu richten begann, als vom Süden her, aus Schillers Heimat, ein deutscher Dichter den „Adler Friedrichs des Großen" anrief, daß er die Verlassenen, Heimatlosen mit der goldnen Schwinge decke. Schon als Knabe war der Prinz, als der sichere Erbe der Krone Friedrichs, der Träger der nationalen Hoffnungen und in Wahrheit der deutsche Kronprinz. Als dann Preußen unter dem Stoß der Revolution zusammenzubrechen drohte, der König sich haltlos treiben ließ und sein Bruder, vor dem Haß des Volkes zurückweichend, in die Verbannung gegangen war, da schien es einen Moment, als sollte der Tag des Jünglings bereits anbrechen: unter den Liberalen Preußens erwachte der Gedanke, ihm, unter der Regentschaft seiner Mutter, die Krone Preußens zuzuwenden; und wenn Bismarck, der es noch in seinen Erinnerungen erzählt, richtig gesehen hat, so hat die Prinzessin von Preußen wirklich solchen Vorstellungen einen Augenblick Raum gegeben.*) „Mein Sohn gehört der Gegenwart und Zukunft," so schreibt sie in diesem Sturmjahr einmal an den Major von Roon, der zum Erzieher des Prinzen ausersehen war, „er muß daher die neuen Ideen in sich aufnehmen und daselbst verarbeiten, damit er das klare und lebendige Bewußtsein seiner Zeit gewinne und nicht außerhalb derselben, sondern in und mit ihr lebe. Es gilt, sich von den Antezedentien der älteren Generation abzuwenden, um dem jetzigen Erziehungswesen ein zeitgemäßes Resultat zu sichern."

Es war die deutsche Mission Preußens an die die Enkelin Karl Augusts dachte, für die ihr der Gemahl und der König verdorben und nur die unverbrauchte Kraft des Jünglings verwendbar zu sein schien. Friedrich Wilhelm wäre damit in eine Stellung gekommen, wie sie durch die Thronentsagungen in München und Wien Maximilian II. für Bayern und Franz Joseph für Österreich erlangten. Auch sie unter dem Druck der Revolution: nur daß sie für ihre angestammten Kronen und die Traditionen ihrer Dynastien einzutreten hatten, während der preußische Prinz die Hohenzollernkrone mit der nationalen Kaiserkrone hätte belasten und vielleicht vertauschen müssen. Schwerlich hat der junge Prinz etwas von dem Lose geahnt, das ihm damals zugedacht war, und das, wäre es verwirklicht worden, Preußen in eine Lage gebracht haben würde, für die weder seine Kraft, noch die der Mutter oder der Parteiführer, die hinter ihr standen, ausgereicht hätten.

Wie er selbst, der Achtzehnjährige, damals zu den großen Problemen der Zeit stand, können wir uns kaum vorstellen. Bismarck gewann den Eindruck, als neige der Prinz mehr den konservativen Anschauungen

*) Gedanken und Erinnerungen I. 22. Vergl. Ludwig von Gerlachs Tagebuch zum 11. Oktober 1848 (2—10): „Nachher Bismarck, mit dem ich heute unter christlichen Gesprächen von Genthin nach Potsdam gefahren war. Er erzählte: Vincke habe, zugleich namens seiner politischen Freunde, im April auf dem Landtag ihm (Bismarck) den Antrag gemacht, eine Adresse an den König zustande zu bringen: er und der Prinz möchten abdanken und eine Regentschaft der Prinzessin eingesetzt werden." Von einer Verbindung Georg Vinckes mit der Prinzessin selbst scheint also Bismarck zu Gerlach nicht gesprochen zu haben. Vergl. übrigens noch ebd. S. 33 zum 8. Dezember.

seines Vaters zu*); und noch aus später Zeit haben wir eine Äußerung des Kronprinzen selbst, die in die gleiche Richtung führt: „Wie oft," so schreibt er im Dezember 1866 seinem alten Lehrer Ernst Curtius, „haben wir in gemeinschaftlichen Gesprächen der Zukunft Deutschlands gedacht, ja wie oft redeten Sie zu mir von diesem Kapitel zu einer Zeit, als ich in der lebendigen Regung der deutschen Gemüter nichts weiter als Aufstandsnahrung finden wollte." Mit Widerwillen folgte er noch im Dezember 1856 dem Befehl des Königs, auf der Heimkehr aus England dem Tuilerienhofe einen Besuch zu machen, und mit einem Gefühl des Grauens erfüllten ihn in der französischen Hauptstadt die historischen Erinnerungen an die „revolutionären Besudelungen, durch welche das Volk von Frankreich sich ein furchtbares, unmenschliches Denkmal seiner Beschaffenheit gesetzt habe". Dem entspricht die Zärtlichkeit und der heilige Respekt, den er vor den russischen Verwandten, Zar Nikolaus und der Tante Charlotte, hatte. Tief erschütterte ihn der Tod des Oheims; „denn ihn," so schreibt er der verwitweten Kaiserin, „sah man ja immer wie den Unsrigen an". Aber so wenig solche Empfindungen, die Friedrich Wilhelm mit dem Vater teilte, den Anschauungen der Liberalen entsprachen, hat er sich doch von den eigentlich reaktionären Kreisen, auch darin übrigens dem Vater folgend, schon seit der Revolution fern gehalten. Als Wilhelm ihn 1853 in den Freimaurerorden einführte, äußerte der Prinz, daß er diesen Wunsch schon vier Jahre vorher gehabt habe. Auch den konstitutionellen Ideen war er schon in der Revolution nicht mehr feindlich. Das erfuhr Leopold von Gerlach, als er um die Zeit, da es mit dem Frankfurter Parlament zu Ende ging, sich dem Prinzen gegenüber eine abschätzige Bemerkung über den Konstitutionalismus erlaubte: er beneide den Prinzen wegen seiner Jugend, da er wohl noch das Ende des absurden Konstitutionalismus erleben würde. Worauf Friedrich Wilhelm: es müsse doch eine Volksvertretung sein. „Ich versuchte es," schreibt der General, „ihm klar zu machen, daß aus der Abwesenheit des Absolutismus noch nicht der Konstitutionalismus folge."

Im allgemeinen werden wir sagen dürfen, daß die politischen Vorstellungen des Prinzen in diesen Jahren noch recht ungeklärt waren und daß er sich, wie am Ende auch der Vater und die Mutter und im Grunde jedermann, von den Ereignissen hat leiten lassen und mit ihnen sich gewandelt hat. Die Entwicklung der Dinge führte aber die Eltern zusammen; niemals sind sie einmütiger gewesen als in den Jahren, da die Reaktion den König selbst von seinen deutschen Idealen, die er noch während der Revolution hatte realisieren wollen, hinwegführte und die Stellung Preußens zu der nationalen Bewegung immer isolierter und verachteter wurde. Der Prinz von Preußen wurde, wie man weiß, in diese Richtung vor allem durch die Politik von Olmütz gebracht. Sein preußischer Ehrgeiz war durch diese Demütigung tief verletzt, und das war es, was ihn den liberalen Tendenzen, die nun einmal mit den nationalen verschwistert waren, näher brachte. In dieser Gesinnung aber lebte auch sein Sohn. Mit Hochgefühl nahm er den einmütigen Aufschwung des preußischen Volkes wahr, als der König es im November 1850 zu den Waffen rief. Unvergeßlich tief, so sagt er selbst, prägten sich diese Tage seinem Herzen ein; und mit tiefem Schmerz erfüllte es ihn, als das preußische Schwert so unrühmlich wieder in die Scheide gestoßen wurde.

Solche Eindrücke und Anschauungen mußten sich in ihm nur befestigen, als er auf der Universität in Bonn von Männern wie Ernst Moritz Arndt, Dahlmann und Löbell in die staatsrechtlichen und historischen Studien eingeführt wurde. „Hier war es," so hat er noch nach 18 Jahren beim Jubiläum der Universität bekannt, „wo mein Blick auf höheres hingelenkt, wo mir der Sinn für die geschichtlichen Aufgaben unserer Zeit und unseres Vaterlandes erschlossen wurde." Auch die Freunde, die er fand, der Schwabe Otto Abel, der Hamburger Heinrich Geffcken, der Badenser Freiherr Franz von Roggenbach, Georg Bunsen, Karl Josias' Sohn, den er besonders gern hatte, der jüngere Brandis, dazu die Fürstensöhne Friedrich und Christian von Schleswig-Holstein, die mit ihm studierten, teilten diese Gesinnungen. Fast alles Nichtpreußen, waren sie nach Herkunft und Lebensziel dem preußisch-deutschen Programme zugewandt, sahen sie in Friedrich Wilhelm den vom Schicksal bestimmten Führer der Nation.*) So auch die eigenen Eltern: nur in dem Sohn erblickte der Prinz von Preußen den Anwärter zur Krone. Daß ihm selbst die Zukunft gehörte, daran dachte der Bescheidene nicht; das monarchische Empfinden und die Pietät gegen den Bruder und König ließen diesen Gedanken nicht in ihm aufkommen.

Die äußere Erscheinung Friedrich Wilhelms bot in der Bonner Zeit noch nicht die Züge hoheitsvoller Schönheit, in denen sein Bild in unserer Erinnerung fortlebt. „Blaß und schmalgebaut, hochaufgeschossen, mit mehr bleichem als imponierendem Antlitz," so hat ihn ein Kommilitone, Friedrich Spielhagen, später geschildert.**) Aber die ungeheuchelte Freundlichkeit, die offene und ehrliche Art seines Auftretens, der Eifer, mit dem er den Studien oblag und alle Eindrücke in sich aufnahm, und die Begeisterungsfähigkeit für alles Große und

*) S. Ged. u. Erinn. I. 40; und mehr noch Bism. an seine Frau, 12. 9. 1849, S. 154.

*) Vgl. Philippson, Das Leben Kaiser Friedrichs III., S. 24. ff.

**) Philippson 24 ff.; auch für die folgenden Zitate.

Schöne gewannen ihm jedes Herz. „Er ist ein wahrhaft liebenswürdiger Mensch," so schreibt der Oberst Moltke seiner Gemahlin von einer Übungsreise des Generalstabes im August 1854, auf der ihn der Prinz, der seit dem Herbst 1852 als Kompagniechef Dienste tat, begleitete; „die Stadt ist in einer großen Bewunderung für den Prinzen", so derselbe ein paar Jahre später aus Breslau, wo er ihm als militärischer Mentor zur Seite stand; „er gefällt hier allgemein", so bemerkt gleichzeitig Bernhardi in seinem Tagebuch. Die gleichen Stimmen hören wir aus England, als der Prinz im Herbst 1855 dorthin zur Brautschau kam. „Er gefällt mir sehr," äußerte sich der Prinzgemahl: „Seine besonders hervorragenden Eigenschaften sind große Geradheit, Offenheit und Ehrenhaftigkeit. Er scheint frei von Vorurteilen und mit ausnehmend trefflichen Absichten;" und nach der Verlobung: „Die Reinheit, Unschuld und Selbstlosigkeit des jungen Mannes sind rührend." So reserviert und hochmütig die englische Presse, voran, wie immer, die Times, sich über die preußische Heirat, die Verbindung mit der „russischen Vasallenmacht" äußern mochte, für die Persönlichkeit des Prinzen fand sie doch nur Worte des Lobes und selbst der Bewunderung. Die Politik hatte das Band zwischen den Fürstenkindern geschürzt, aber eine von beiden Seiten sogleich empfundene und wachsende Sympathie knüpfte es mit jedem Tage fester; kein Bürger hat das Glück des Hauses tiefer empfunden und inniger gepflegt als dieser Fürstensohn.

Zwei Jahre darauf holte er die Erwählte heim, in dem Moment, als die Reaktion in Preußen unrühmlich zusammenbrach und die neue Ära die Erfüllung jener Hoffnungen, deren Träger er gewesen war, unmittelbar in Aussicht stellte; von Verehrung und Teilnahme umgeben, im innigen Einvernehmen mit seinen englischen Verwandten und seiner anmutigen und klugen jungen Frau, trat er dem Vater zur Seite, der nun die Aufgabe, für die er den Sohn erzogen, zunächst auf die eigenen Schultern nehmen mußte.

Nicht lange aber, so erwachte der Hader der Parteien von neuem und heftiger als je. Und nun trennte die Politik Vater und Sohn. Während Wilhelm dem andrängenden Ehrgeiz der Kammer gegenüber auf die altpreußischen Grundlagen seiner Staats- und Lebensauffassung, die er nie ganz verlassen hatte, zurücktrat, befestigten sich in dem Thronerben die Anschauungen, zu denen ihn die Entwicklung der letzten Jahre, nicht zum wenigsten unter dem Einfluß seiner englischen Gemahlin, geführt hatte. Aber eben dadurch gewann Friedrich Wilhelm die öffentliche Meinung für sich, welche stärker als je von der Notwendigkeit einer nationalen Politik und dem Wunsch nach liberaler Gestaltung des Staatslebens bewegt war. Jubelnder Zuruf, demonstrativer Beifall begrüßten ihn, wo der König eisigem Schweigen begegnete. Es kam das Jahr, das das deutsche Programm Preußens erfüllte, anders freilich, als die Führer des Liberalismus und mit ihnen der Kronprinz es sich gedacht hatten: nicht auf dem Wege friedlicher Überwindung und moralischen Zwanges, sondern mit Blut und Eisen, und durchgeführt von eben dem Mann, in dem der Kronprinz den bösen Genius Preußens und der ganzen Nation erblickte, dem er sich entgegengestellt, und der ihn von der Seite des Vaters und jedem Anteil an der Politik vollends hinweggedrängt hatte. Aber Friedrich Wilhelm trat darum vor seinem Volke nicht zurück; mehr als je leuchtete er ihm voran als der Vorkämpfer der siegreichen Ideen und einer der Führer in der Feldschlacht. Wo seine Fahnen wehten, war der Sieg, und mit zerschmetternden Schlägen bahnte er den Weg durch die schlesischen Pässe in das böhmische Land: bei Chlum kommt er den schwer ringenden Brüdern zu Hilfe und wandelt die schon fast gefürchtete Niederlage des Vaters in den größten Sieg des Jahrhunderts seit Waterloo: einer Abteilung seiner Armee glückt der letzte Schlag dieses wunderbaren Feldzuges in dem glänzenden Gefecht von Preßburg. So auch in dem neuen Kriege, der uns das Reich und seine Krone brachte. Aus seinem Lager erscholl die Kunde von dem ersten Siege; und bis zu jener letzten Schlacht unter den Mauern der französischen Kapitale reihte sich wiederum in seinem Ruhmeskranze Lorbeer an Lorbeer. Und dabei bewahrte der Held alle jene Eigenschaften, die ihm die Herzen zugeführt hatten: den Liberalismus seiner politischen Gesinnung und die schlichte Herzlichkeit seines Empfindens. Unerschrocken in der Gefahr, ist er milde und gütig gegen seine Truppen wie gegen die Feinde selbst; dankbar und neidlos gegen seine militärischen Ratgeber und voll Verständnis für ihre Pläne. Tiefes Erbarmen ergreift ihn beim Anblick des Schlachtfeldes, und mit Sehnsucht denkt er an die Heimat und das friedliche Glück des Hauses. Niemals verläßt ihn der Gedanke an die Aufgaben, die dem freien und einigen Deutschland gestellt sein werden, noch der Schmerz über den Verlust des Kindes, das ihm entrissen wird, als er zum Kampfe aufbrechen muß. „O, wie schön ist er, wie gut und tapfer sieht er aus," so hört man aus der Menge rufen, als er von Versailles aus im Februar 1871 nach Dreux kommt, um dort die Kathedrale mit dem Erbbegräbnis der Orleans zu sehen: „Hätten wir doch einen solchen Prinzen, dann wären wir glücklich".*)

Angesichts von so viel Sonnenglanz, der auch dann nicht verblich, als die Gestirne Kaiser Wilhelms und Bismarcks hoch und höher stiegen, mag man fragen, wo denn die Schatten auf diesem Leben liegen, und ob man von einer anderen Tragik sprechen

*) Philippson 281.

brach und alle Hoffnungen zerstörte. Dennoch kann es dem schärferen Blick nicht entgehen, daß Kaiser Friedrich nicht bloß den einen letzten vollen Trunk aus dem Becher des Unglücks geschöpft hat, sondern daß er schon vorher, lange Jahre hindurch, Zug um Zug Bitternis genug gekostet hat; und daß die Tragik seines Lebens darum nicht geringer war, weil sie sich vor der Menge hinter äußerem Glück und reichen Ehren verbarg. Sie erscheint anfangs als ein leichtes Gewölk und auf der Höhe des Lebens: das sich dann aber dicht und dichter dem Liebling des Volkes um Haupt und Schultern legt, nicht eine Wetterwolke, aus der es blitzt und donnert, sondern ein dicker, trüber Nebel, bis es ihn schließlich ganz in Nacht und Gram hinunterzieht.

Was war wohl die glücklichste Zeit in Kaiser Friedrichs Leben? Waren es die Jugendjahre, die er so frohgemut mit lieben Freunden, unter der sorglichen Leitung der Eltern und des edlen bedeutenden Lehrers, fern von den politischen Geschäften verbrachte? Oder die Jahre, in denen er mit den Unruhen und schweren Sorgen des „tollen" Jahres auch der Aufgaben, die ihn erwarteten, inne wurde, der großen Zukunft, die ihm aus dem Kampf der Gegenwart selbst entgegenleuchtete? Die glückbekränzten Semester am Rhein oder die sonnigen Reisezeiten in den Alpen und in Italien? Oder der blütenreiche Liebesfrühling in den Bergen des schottischen Hochlandes? Dies alles, so reich es war, und so froh und dankbar Friedrich Wilhelm hinnahm, was Geburt und Stand ihm mühelos gewährten, blieb dennoch weit zurück hinter dem Glücksempfinden, das ihn beseelte, als er nun wirklich an der Schwelle des Amtes stand, zu dem er erzogen war, und zuerst mit dem Gefühl der Sorge auch das des Mithandelns und der Verantwortlichkeit an des Vaters Seite teilen durfte. So hat er es in dem Brief bekannt, mit dem er im Januar 1859 die Glückwünsche seines Lehrers zum Jahreswechsel erwiderte. Eins der wichtigsten und glücklichsten Jahre seines Lebens nennt er das letztvergangene: nicht bloß um des Glückes willen, das er im Besitz der Häuslichkeit gefunden habe, sondern mehr noch wegen des großen Vertrauens, mit welchem ihn sein Vater schon vor der Regentschaft und dann nachher unausgesetzt in alle Verhältnisse eingeweiht habe. Ein Wort, das auch für den Prinzregenten bezeichnend ist, für die Auffassung, in der er sein Amt führte: noch immer dachte er dabei weniger an sich, als an den Sohn und den kranken Bruder. Friedrich Wilhelm vergalt ihm diese Treue mit wahrer Pietät nnd rückhaltloser Hingebung. Bewundernd schreibt er dem Freunde von der Ansprache seines Vaters an die Minister, welche mehr sage, als hundert Zeitungsartikel zu definieren vermöchten. Niemand habe sie vorher gekannt und der Vater sie nicht vierundzwanzig Stunden vor jener Sitzung niedergeschrieben. „Ich hatte," sagt er, „schon früher an der Seite meines Vaters manchen wichtigen Augenblick erlebt, aber den, als er den Thron vor versammeltem Landtage zum erstenmal bestieg, wie auch den jener Anrede vergesse ich in meiner Sterbestunde nicht." Wie Wilhelm, so ist auch er überrascht und befremdet von der hitzigen und vorlauten Art, mit der die Bevölkerung die Botschaft aufgenommen und die neuen Wahlen vollzogen habe; er spricht von unsinnig ultraliberalistischen Bewegungen, die niemand so erwartet habe, und hofft auf größere Besonnenheit bei den Beratungen des bevorstehenden Landtages. Auch in der italienischen Frage teilt er ganz die Politik des Vaters, und ebenso bleibt er ein überzeugter Anhänger der Armeereform als des eigensten Werkes Wilhelms.

Erst in dem Winterhalbjahr von 1860 auf 61 bemerken wir in der Stellung Friedrich Wilhelms zu seinem Vater den Beginn einer Abwandlung. Es geschah im Zusammenhang mit der Zersetzung in der herrschenden Partei der neuen Ära. Schon war die Einigkeit im Ministerium gestört. Die konservativen Richtungen, welche anfangs weit zurückgedrängt waren, hatten in dem Kriegsminister General von Roon einen Verbündeten gefunden, der alles daransetzte, um den nie ganz verklebten Riß zwischen der Krone und den Ansprüchen des Liberalismus zu erweitern.

Ohne Frage ist auch der Tod des Königs (2. Januar 1861) nicht ohne Einfluß auf die Trennung zwischen Vater und Sohn gewesen. Indem Wilhelm selbst den Thron bestieg, nahm die Auffassung seiner Rechte wie seiner Pflichten unwillkürlich in ihm eine andere Färbung an. Das preußisch-monarchische Empfinden, welches zurückgetreten war, solange er sich als den Hüter für des Sohnes Zukunft betrachtet hatte, kam in ihm wieder mehr hervor, seitdem er für sich selbst, nicht für den Bruder und den Sohn, die Verantwortung trug; und um so mehr, je unklarer, eigensüchtiger und unpreußischer ihm die Forderungen der Liberalen auf dem Felde der inneren und der äußeren Politik erschienen. Umgekehrt fühlte Friedrich Wilhelm, als der jetzt Nächste am Thron, mehr als je das Gewicht der Aufgaben, der „heiligen Verpflichtungen", wie er an Curtius schrieb, welche ihm die neue Stellung gebracht hatte: „Es ist die Wirklichkeit ein ganz anderer Gewissenswecker, als die bloße Aussicht auf das Dereinst." Noch suchte er Anlehnung an den Vater, dessen deutsche Politik auch die seine blieb und dessen Arbeit für die Umbildung des Heeres er nach wie vor verteidigte. Aber seine Stellung war genommen. „Mir kommt's vor," so schreibt er seinem Lehrer und Freunde, „als sei ich im letzten Vierteljahr gereifter, klarer, auch

kann als der des letzten Jahres, da die gräßliche Krankheit die Kraft des Herrlichen zervorurteilsfreier geworden. Möge es also fortschreitend bleiben."

Während der Krisis im Sommer 1861, als der König, von Roon und seinen Freunden getrieben, durchaus auf der Huldigung in der alten ständischen Form bestehen wollte (eine völlig unmögliche Anomalie in dem konstitutionell gewordenen Staate), trat der Kronprinz offen und nachdrücklich für die Zeremonie der Krönung ein. Noch einmal gab der König, dem Sohn und mehr noch der Gemahlin folgend, nach und täuschte so die Hoffnungen Roons, der darin schon den Keil gefunden zu haben glaubte, um das Ministerium auseinander zu sprengen. Im März 1862 aber war der Konflikt unabwendbar geworden: Das liberale Ministerium ward entlassen, die neue Ära war zu Ende. Bis dahin hatte der Kronprinz, der seit dem Frühling 1861 die einzige Stütze des liberalen Ministeriums in dem Königshause gewesen war, im Kampfe ausgehalten. Fortan hielt er es für seine Pflicht zu schweigen. Ein Wort des Vaters hatte genügt, um ihn dahin zu bringen: „Nimm Dich in acht," hatte Wilhelm gesagt, „Du bist liberaler als ich." Friedrich Wilhelm handelte dabei aus dem Gefühl der preußischen Disziplin und Staatsraison heraus, worin er erzogen war. Der Kampf zwischen dem König und seinem Volke aber ging fort, bis er im September zu jener Krisis führte, für welche die Formen des geltenden Rechts keine Lösung mehr boten.

Und dies ward nun der Moment, in dem sich das Schicksal des Prinzen entscheiden sollte.

Unter dem Druck der parlamentarischen Majorität, vor dem er nicht weichen wollte und den er doch nicht überwinden konnte, faßte Wilhelm den Entschluß, dem Thron zu entsagen. Am 18. September, nachdem ein letzter Versuch, einen Ausgleich herbeizuführen, gescheitert war, rief er den Kronprinzen aus Reinhardtsbrunn, wo dieser mit den Seinen in der Gesellschaft der englischen Königin weilte, telegraphisch herbei und forderte ihn auf, die Krone fortan zu tragen, die ihm selbst durch die Ansprüche der „Demokratie" (wie er die Opposition der Vincke und Simson nannte) entehrt schien.

Daß Friedrich Wilhelm die Krisis für den Moment beseitigt, den Frieden zwischen Krone und Parlament hergestellt haben würde, unterliegt keinem Zweifel. Hatte das Abgeordnetenhaus schon dem König die Kompensationen mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Bereitwilligkeit entgegengetragen, wieviel willfähriger würde es sich dem Sohne gezeigt haben, in dem der Liberalismus bereits seinen Führer erblickte; zumal da die Majorität der Abgeordneten die Stärke der Krone sehr wohl empfand und der eigenen Macht keineswegs so sehr vertraute. Jedenfalls hätte die Regierung unter dem neuen König keine schlechteren Bedingungen erhalten, als diejenigen, die ihr am 17. September angeboten waren und denen sogar Roon anfangs sich hatte unterwerfen wollen. Aber es wäre ein Friede geworden, der dennoch einer Niederlage der Krone nur allzu ähnlich gewesen wäre. Und wenn König Wilhelm auch gewiß Disziplin genug besessen hätte, um fortan in dem Schatten, den er freiwillig aufgesucht, zu bleiben, so würde sich die Partei, die ihn in den Konflikt gedrängt hatte, die in dem Besitz aller hohen Stellen in der Diplomatie, der Verwaltung und vor allem der Armee war, kaum so leicht beruhigt haben. Wer mag die Gefühle ermessen, welche damals den Prinzen durchstürmt haben? Und wer die Motive ergründen, die bei ihm den Ausschlag gaben, als er am Morgen des 19. September in Babelsberg vor den König trat und sich weigerte, die Abdankungsurkunde, die vor ihnen lag und an der nichts als die Unterschrift fehlte, auch nur einzusehen? Wenn er bei seinem Widerstand gegen den Vater, wie er gegen ihn selbst betont hat, die Zukunft seines Hauses im Auge hatte, so konnte der König von sich sagen, daß er die Traditionen der Dynastie wahre, und daß der Weg, auf den die Liberalen den Kronprinzen führen wollten, eben diese erschüttern würden. Friedrich Wilhelm selbst blieb diesen Traditionen treu, als er jenen Entschluß faßte. Denn noch niemals war es in der Geschichte dieses Geschlechtes vorgekommen (wie in anderen Monarchien so oft), daß der Thronerbe oder überhaupt ein Prinz des Hauses sich dem Träger der Krone offen entgegenstellte. Nur durch die Flucht als Deserteur hatte sich einmal ein Kronprinz dem Willen seines Vaters zu entziehen versucht; und gerade dies war das klassische Beispiel dafür geworden, daß der Gehorsam, der Offiziers-Gehorsam, als die erste Tugend in dieser Monarchie galt, und daß der Erbe des Thrones in der Unterwerfung unter den Willen des Herrschers jedermann voranzugehen habe. Genug, Friedrich Wilhelm gab die Gelegenheit, über die er einen Moment Herr gewesen, aus der Hand und knüpfte damit selbst den Knoten seines Schicksals.

⁂ ⁂ ⁂

Als er am Abend des 20. September nach Thüringen zurückreiste, hatte er weder die Hoffnung noch den Willen, die Rolle des Vermittlers fernerhin auf sich zu nehmen. „Er verfluche alles, was er getan habe, um den Zwiespalt zwischen dem König und seinen Ministern zu verkleistern," so erklärte er, als er in Reinhardtsbrunn wieder anlangte. Sein vertrauter Rat Max Duncker wünschte auch jetzt noch, daß er dem Kampfplatz nahe bleibe und die Waffen nicht niederlege — denn er fürchtete, daß der Boden, auf dem der Kronprinz mit seinem Hause stehe, durch die fortschreitende Reaktion ganz unterwühlt werde, und daß die Umgehung oder der

Bruch der Verfassung durch keine Konzessionen je wieder gutgemacht werden könne. Friedrich Wilhelm aber folgte dem Rate seiner Umgebung in Reinhardtsbrunn, die ihn allen Krisen und Kämpfen fernzuhalten wünschte, um seine Kraft nicht vor der Zeit zu vernutzen. Er richtete, wie er dem Vater später schrieb, sein ganzes Benehmen so zurückhaltend ein wie möglich, damit nicht eine Art „Oppositions-Koterie" sich seines Namens bediene und ein in anderen Ländern häufig vorgekommenes Zerwürfnis zwischen dem Souverän und seinem Nachfolger herbeiführe. So sprach er sich noch am 27. Mai 1863 gegen Max Duncker aus, nach jener Explosion in dem Abgeordnetenhaus, welche Bismarck dahin brachte, den Landtag in die Ferien zu schicken, und durch die Preß-Ordonnanz vom 1. Juni die öffentliche Meinung zu knebeln. Dann aber, in plötzlichem Entschluß, der eben durch jene Maßregel hervorgerufen wurde, ließ sich der Prinz dennoch dazu bestimmen, den Kampf vor dem ganzen Lande aufzunehmen. In Danzig erklärte er sich als den Gegner des Ministeriums: er habe von den Verordnungen nichts gewußt, er sei abwesend gewesen, habe keinen Teil an den Ratschlägen gehabt, die dazu geführt. Man weiß, wie der König diesen Schritt seines Sohnes aufgenommen hat: bei seinem väterlichen Zorn gebot er ihm Schweigen, drohte er ihm die Entlassung aus seinen Ämtern an; es war nicht bloß der König, es war der Kriegsherr, der sich in ihm beleidigt fühlte. In diesem Moment ist nicht nur die Königin, sondern auch Bismarck für den Kronprinzen eingetreten. Aber wenn der Minister forderte, daß der Kronprinz nicht bloß vor der Öffentlichkeit zu schweigen, sondern auch an den Beratungen des Königs und seiner Minister teilzunehmen habe, was dann auch Wilhelm selbst verlangte, so ließ sich Friedrich Wilhelm dazu nicht bringen. Er werde, so schrieb er dem Vater, Stillschweigen beobachten, mehr aber könne er nicht tun; zurücknehmen könne er nichts. Lieber lege er seine Stellung in der Armee und seinen Sitz im Staatsrat dem König zu Füßen. Er möge ihm dann einen Aufenthaltsort bestimmen oder ihm erlauben, sich selbst einen zu wählen, sei es in Preußen oder im Ausland: „Wenn es mir nicht gestattet ist, meine Meinung auszusprechen, so muß ich natürlich wünschen, mich von der Sphäre der Politik gänzlich zu trennen."

Er ging nach England, wie einst der Vater, in eine Art freiwilliger Verbannung. „Ich suche mich zu verkriechen, wie ich kann," schreibt er von dort an seinen alten Lehrer.

Das schlimme Jahr war noch nicht zu Ende gegangen, als er bereits selbst diese Stellung aufgab und nach Deutschland zurückkehrte. Denn ein Ereignis war eingetreten, das ihn mit dem Vater von selbst zusammenführte und diesen wie Preußens Politik mit der öffentlichen Meinung und den nationalen Hoffnungen versöhnen zu müssen schien: der Tod König Friedrichs VIII. von Dänemark, der die schleswig-holsteinische Frage in Fluß brachte und in Wilhelm selbst in dem ersten Moment keinen andern Gedanken aufkommen ließ, als den, daß nun Friedrich von Augustenburg, der Freund seines Sohnes, die Herzogtümer bekommen, Preußen aber mit ganz Deutschland vereint die ihm angestammten Fürstentümer zurückgewinnen müsse.

Nur der Eine, dem König Wilhelm sich vor Jahresfrist ergeben, und der, wie er ihn gegen seine inneren Feinde aufrecht erhalten, so ihn nach außen von seinen früheren Wegen schon hinweggeführt hatte, setzte alles daran, um den Strom der öffentlichen Meinung, der schon die Armee und sogar Männer wie Roon ergriffen hatte, von dem entscheidenden Orte abzudämmen. „Alles war gegen ihn," so schrieb damals Moritz von Blankenburg, der fast jeden Abend bis tief in die Nacht bei Bismarck war und, wie er wenigstens meinte, bis ins kleinste Detail von ihm unterrichtet wurde, an Ludwig von Gerlach: „Die Armee-Aufregung wirkte auf den König sehr zurück. Er wollte Aktion und alle Hunde waren los; aber der Lange blieb fest wie ein Koloß, nur des Abends klagte er mir sein Leid."*)

Und so zerrann dem Kronprinzen auch diese Chance, seinen Einfluß herzustellen, unter den Händen. Wohl benutzte ihn Bismarck gelegentlich, wie im Mai 1864, als er den Gedanken faßte oder die Miene annahm, dem Prätendenten zu dem Seinen zu verhelfen und ihn zum Dienste Preußens zu verpflichten; jedoch nur, um später beide desto mehr bloßzustellen. Friedrich Wilhelm aber blieb dem Freunde und der einmal ergriffenen Sache treu, auch dann noch, als ein Teil der Liberalen zu Bismarck herumschwenkte und sein alter, ihm so treu ergebener Max Duncker selbst von ihm abfiel. Um so mehr isolierte er sich, und um so weniger fand Bismarck Veranlassung, sich um ihn zu kümmern. Doch war es, wie der Prinz gegen Duncker im Jahre 1865 erklärte, keineswegs bloße Freundschaft für den Herzog Friedrich, die ihn zu dieser Haltung bestimmte, sondern vor allen Dingen seine Liebe zu dem gemeinsamen Vaterland und die Überzeugung, daß Preußens Geschicke auf den gegenwärtig betretenen Bahnen nicht heilsam und förderlich geleitet würden.

Und so blieb er auch ganz abseits von den verschlungenen Wegen, auf denen Bismarck Preußen in den Krieg gegen Österreich hineinführte. Für ihn war der Krieg um die deutsche Krone, der nun begann, ein Bruderkrieg. Er sah, daß der König den Kampf so wenig wollte wie er selbst, und daß niemand als eben der Minister dahin trieb. Eine unerklärliche Tollkühnheit blieb es ihm, einen deutschen Krieg in deutschen Landen gegen die Sympathien des engeren

*) Ludwig von Gerlachs Aufzeichnungen II, 258.

wie des weiteren Vaterlandes zu unternehmen, bei der sicheren Aussicht, daß ein Napoleon in Deutschland alsdann den Friedensstifter spielen werde. „Mit gebundenen Händen," so schreibt er dem Oheim in Koburg am 26. März, „überantworten wir uns einem blinden Schicksal! Ich werde meinerseits nichts unversucht lassen, um dem Unheil zu begegnen, abzumahnen, zu warnen, zu verhindern. Du weißt aber, wie wenig ich vermag."

Bismarck seinerseits verschmähte, wo er sie gebrauchen konnte, auch fernerhin nicht die Dienste des Kronprinzen. Unmittelbar nach Königgrätz, fast noch auf dem Schlachtfeld, in Horsitz am 5. Juli, entwickelte er ihm sein deutsches Zukunftsprogramm, um durch ihn auf den König zu wirken; und man weiß, wie in den Tagen von Nikolsburg der Kronprinz dem Minister geholfen hat, als dieser den Widerstand des Königs und seiner Generalität gegen den Frieden, den er im Sinne hatte, brechen mußte. Bismarck hat den Beistand, den ihm der Kronprinz damals leistete, immer anerkannt; und es bleibt eins der schönsten Blätter in Friedrich Wilhelms Ruhmeskranz, daß er den Groll gegen den Mann, der ihm so viel Leides zugefügt, der großen Sache zum Opfer brachte, der er mit ganzer Seele anhing. Aber zu einem wirklichen Einfluß gelangte der Prinz damit doch nicht auf den Minister, der in jedem Moment seines gewaltigen Lebens die eigene Bahn ging und jedermann nur als Werkzeug seines Willens verwandte.

Das war ja nun auch das Schicksal der anderen, die mit Bismarck in Kampf geraten waren: ob Konservative oder Liberale, sie mußten ihm alle folgen; sie waren alle in Wahrheit Besiegte. Aber das Los Friedrich Wilhelms blieb doch das schwerste. Denn die Parteien brachten immerhin, jede an ihrer Stelle, etwas von dem, wofür sie gekämpft hatten, in die neue Epoche hinüber. Die Konservativen, die Bismarck vielleicht am schwersten enttäuscht hatte, sahen in ihm doch noch immer die Schutzwehr gegen die liberale Strömung, und durften sich sagen, daß er sie um so mehr berücksichtigen und an sich ziehen werde, je rückhaltloser sie sich ihm anschlossen. Die Liberalen aber konnten mit Recht behaupten, daß der Minister gutenteils ihr Programm realisiert habe und daß er ohne sie in Deutschland überhaupt nicht vorwärtsgekommen wäre. Sie alle hatten zwar nicht die Herrschaft, aber doch ein Stück von Macht in den Händen. Und darum fanden sie Gnade vor Bismarcks Augen. Denn Macht war das, was er respektierte, und womit er Kompromisse schloß. Sie hatten ihre Presse und ihren Anhang in den sozialen Schichten, die sie vertraten; und sie erhielten zum Teil in den Institutionen, die Bismarck selbst geschaffen hatte, Machtmittel, welche oft sehr viel anders wirkten, als er es sich vorgestellt hatte, und, nachdem sie einmal ins Dasein getreten, ein Eigengewicht entwickelten, welches noch stärker war als sein Wille. In solchen Kämpfen wurde das Reich gegründet und ausgebaut. Keine Partei setzte ihren Willen ganz durch, aber jede gewann oder behauptete einen Teil von dem, was sie erstrebte.

Auch der Kaiser mußte seine Anschauungen nach dem Willen seines großen Ministers abwandeln. Aber wenn einer, so hatte Wilhelm, wie das Recht, so die Macht, seinen eigenen Willen zur Geltung zu bringen. Die Kämpfe mit ihm waren die schwersten, die Bismarck zu führen hatte; auch deshalb, weil er sie dem Träger der Krone abgewinnen mußte, deren Eigenmacht er gegen den Andrang der popularen Bewegungen gerade behaupten wollte, und an die er sich anlehnen mußte, wenn er das Heer seiner Feinde besiegen wollte: in des Königs und Kaisers Namen führte er alle seine Kämpfe; seinen Willen mußte er hinter sich haben; er durfte ihn nicht ignorieren, er mußte seinen königlichen Herrn überzeugen von dem Recht und der Richtigkeit der Wege, die er ihn führte.

Der Kronprinz allein hatte sich zu unterwerfen, ohne seinen Willen, seine Überzeugung zur Geltung bringen zu können. Hatte er das schon in der Zeit nicht vermocht, als er noch im Einklang mit der überwältigenden Majorität der Nation gewesen war, so konnte er um so weniger daran denken in den Jahren, wo Bismarck die öffentliche Stimme in Deutschland für sich hatte und als der Hort und Held der Nation, selbst von alten Parteigenossen des Prinzen, und gerade von diesen am meisten, gefeiert wurde. Indem der Kanzler die Institutionen schuf, an welche die Zukunft Friedrich Wilhelms gebunden blieb, die Krone schmiedete, die einst auf seinem Haupte glänzen sollte, hielt er ihn dennoch von der Mitarbeit fern und gab dem neuen Reiche Formen, welche sein Erbe als falsch erdacht und als Quelle zukünftiger Zerrüttung bezeichnete.

Auch jetzt erinnerte sich Bismarck stets des Prinzen, wenn er seine Dienste gebrauchen konnte, so bei den Verhandlungen um die Kaiserkrone, als es den Widerstand des Königs und seiner militärischen, altpreußischen Umgebung zu brechen galt. Aber das, was Friedrich Wilhelm sich darunter vorstellte, ein auf der Nation unmittelbar ruhendes, mit freiheitlichen Institutionen unterbautes Kaisertum, unter dem Preußens Krone selbst nahezu mediatisiert wäre, war es nicht, was Bismarck schuf, sondern am Ende nur ein anderer Name für das alte Verhältnis: der Kaisertitel für das Präsidium des Bundes, den Bismarck 1866 gegründet hatte und der im neuen Reich nur eben erweitert wurde. Auch weihte Bismarck den Prinzen in den Kern seiner Verhandlungen nicht einmal ein; er ließ ihn lieber in dem Glauben, daß er selbst jener Idee noch fern

stehe, als daß er ihm seine Gedanken verraten hätte.

So bleibt es denn auch im neuen Reich. Selbst in dessen erster, liberaler Epoche hatte der Kronprinz weder auf die innere noch auf die äußere Politik einen Einfluß. Auch war er mit der Art, wie Bismarck sich der liberalen Ideen annahm, keineswegs zufrieden. So protestantisch er dachte, gefielen ihm doch nicht die Gewaltsamkeiten, mit denen der Kanzler den Kampf gegen den Klerikalismus führte; das Mißtrauen, welches die Liberalen vom linken Flügel Bismarck dabei entgegentrugen, teilte er durchaus. Und Bismarck selbst hütete sich wohl, den Kronprinzen hierfür heranzuziehen. Hatte er doch den Konflikt anfangs überhaupt vermeiden und danach ihn zunächst mit Hilfe der Konservativen durchführen wollen. Nur weil diese ihn im Stich ließen, wandte er sich den Liberalen zu, deren Allianz ihm immer lästig war und die er von sich abschüttelte, sobald die alten Sterne wieder günstiger standen.

Nicht einmal die Stellvertretung des Kaisers, welche das fluchwürdige Attentat im Juni 1878 dem Kronprinzen brachte, gewährte ihm den Einfluß und die Selbständigkeit, nach der er schmachtete. Die Regentschaft, die er sich wünschte, erhielt er nicht. Nur im Namen des Vaters und in dessen, d. h. Bismarcks Sinn, führte er für ein paar Monate die Regierung. Die Entschließungen, die er mit seinem Namen deckte, hatte er zum Teil bekämpft, — so die Verhängung der Todesstrafe über den einen der Verbrecher und die Auflösung des Reichstages. Dem Kongreß, auf dem in diesem Sommer unter Bismarcks Vorsitz der Friede im Orient hergestellt wurde, blieb er fern, und der totale Umschwung, den Bismarck gerade jetzt in seiner inneren Politik vorbereitete, vollzog sich vollends ohne sein Zutun. Als der Kaiser mit erfrischter Kraft auf den Thron zurückkehrte, trat Friedrich Wilhelm in den gewohnten Schatten zurück und blieb auch in dem dritten Jahrzehnt, was er seit dem Tode des Oheims gewesen war: der Kronprinz.

Der Kaiser gelangte nun in die Jahre, wo auch seine Kraft, so bewunderungswürdig sie war, erlahmte. Aber dem Sohn kam die wachsende Schwäche des Greises nicht zugute: niemals schaltete Bismarcks Wille unbedingter als in den letzten sieben Jahren der Regierung Kaiser Wilhelms.

Wohl waren die Differenzen zwischen Kanzler und Kronprinz im allgemeinen geringer geworden. Die Genialität der auswärtigen Politik Bismarcks erkannte Friedrich Wilhelm jetzt willig an. Und so hatte er sich auch mit der föderativen Gestaltung des Reiches, die er einst als ein „kunstvoll gefertigtes Chaos" bezeichnet hatte, ausgesöhnt; so wie ja auch seine liberalen Freunde ihre unitarischen Programme mehr oder minder vergessen hatten. Aber zu einer aufrichtigen Annäherung kam es zwischen den beiden doch nicht. Mit tiefer Abneigung stand Friedrich Wilhelm den immer wiederholten Versuchen Bismarcks gegenüber, die linken Gruppen des Liberalismus abzusprengen und sich von rechts und links her einen Anhang zu sammeln, der auf seinen Namen eingeschworen war. Seine Freunde suchte er auch jetzt unter denen, die Bismarcks Haß verfolgte — wenn man nicht gar sagen will, daß schon die Freundschaft mit dem Kronprinzen dem Mißtrauischen genügte, um seinen Groll an ihnen und ihrem hohen Protektor auszulassen. Friedrich Wilhelm mußte seine Anhänger gleichsam durch die Hintertür zu sich hineinlassen; ja ein Mann wie Forkenbeck hat in der Tat, als er mit dem Kanzler gebrochen hatte, einen Nebeneingang des kronprinzlichen Palais benutzen müssen, um zu dem Herrn zu gelangen. Konnte der Prinz doch nicht einmal seine Freunde beschützen; er mußte es zulassen, daß Ernst von Normann, sein Vertrautester in diesen Jahren, von ihm getrennt und nach Oldenburg als Gesandter versetzt wurde, und nur die ganz Harmlosen, Künstler und Gelehrte, wie Anton von Werner und Ernst Curtius, blieben unbehelligt. Er war nun einmal der Führer des „Lagers der Besiegten", und seine Devise blieb das Warten. Friedrich Wilhelm hatte immer an der Entfaltung königlichen Glanzes ein Gefallen gehabt, und wer war mehr dazu berufen, die Herrlichkeit und Macht des Reiches zur Anschauung zu bringen, als dessen Erbe in seiner männlichen Schönheit und der bezaubernden Liebenswürdigkeit seines Wesens? Solche Gelegenheiten wurden ihm im neuen Reich in Fülle geboten, und um so öfter, je mehr der Vater durch die Last der Jahre daran verhindert wurde, und je weniger Bismarck Wert darauf legte, bei solchen Schaustellungen zu erscheinen. So kam es zu den Reisen nach Italien, England und Rußland, welche den Reportern so reichen Stoff gaben und die Bevölkerungen dieser Länder so oft zur Bewunderung des deutschen Kaisersohnes fortrissen. Ihm selbst aber, wie hätte es anders sein können, gereichte am Ende dies unablässige Repräsentieren nur zur Last und eher zur Demütigung als zur Erhebung: denn nichts war mehr geeignet, ihm sein Schicksal vor die Augen zu stellen, das ihm allen Schein der Macht verliehen hatte, aber nichts von ihrem Wesen. Was Wunder, daß der helle Glanz, der jahrelang über seiner Seele gelegen hatte, schließlich nur zu oft von trüben Stimmungen überdeckt war, also daß er wohl über sein verfehltes Leben in bittere Klagen ausbrach und kaum an die eigene Zukunft denken mochte, ja zuweilen davon sprach, im Falle der Thronerledigung auf die Krone selbst zu verzichten, da er dann schon verbraucht sein würde.

Wer war pietätvoller als er? Wie hatte

er vor Jahren gezittert, wenn sein Vater einmal kränkelte! Aber hätte er in solcher Lage, nun da er die Höhe seines Lebens schon überschritten hatte, Gedanken ausweichen können, die sein kindliches Zartgefühl und sein sittlich reines Empfinden in sein Innerstes zurückdrängten?

Nehmen wir einmal an, daß Friedrich Wilhelm gesund geblieben wäre — würde der Konflikt mit Bismarck, der drei Jahrzehnte lebendig geblieben war, nach seiner Thronbesteigung ausgeblieben und erloschen sein? Daß er ihn hat vermeiden, sich von dem Minister seines Vaters nicht hat trennen wollen, hat er oft genug ausgesprochen, und die ersten, lange vorbereiteten Erlasse, die er als Kaiser gegeben, der Dank an den Kanzler und das Programm seiner Regierung beweisen es, daß es ihm Ernst war mit diesem Vorhaben. Auch hat er in den kurzen Wochen, die ihm auf dem Thron vergönnt waren, sich mehr als einmal den wohl erwogenen Ratschlägen des Kanzlers, zumal in der Frage der bulgarischen Heirat, gefügt, und im Widerspruch mit seiner Gemahlin und dem eigenen Kinde die Empfindungen des Vaters den Pflichten des Regenten zum Opfer gebracht.

Dennoch läßt sich nicht annehmen, daß der tief innerliche Zwiespalt auf die Länge verdeckt geblieben wäre, daß Friedrich Wilhelm sich im Besitz der Krone von den Anschauungen, in denen er seit Jahren gefestigt war, frei gemacht, oder daß Bismarck seinen Willen gegen den seines kaiserlichen Herrn aufgegeben hätte. Zu tief auch waren die Gegensätze in der politischen Welt und zu stark drängten sie schon wieder zu einer neuen Verknotung hin, die der Kanzler nur auf seine Art, den Zielen seines nie rastenden Wollens, gemäß zu lösen oder zu durchhauen versucht sein mußte. Dann wäre also Friedrich Wilhelm endlich in die Lage gebracht worden, den eigenen Willen zur Geltung zu bringen, das Zepter, von dem er schon als Knabe geträumt hatte, endlich zu führen. Die Macht dazu hätte er besessen, die Macht, welche Bismarck im Dienste seines Vaters geschaffen hatte und die ihrem Träger, wenn er nur wollte, solche Stärke verlieh, daß auch der Wille des eisernen Kanzlers davor zurückweichen mußte. Wonach Friedrich Wilhelm sich immer gesehnt, die Gelegenheit, nach eigenem Ermessen zu handeln, wäre ihm endlich geworden.

Statt dessen wollte es das Geschick, daß er das Zepter ergriff, als er bereits vom Tode gezeichnet war, und daß auch mit der Krone mehr der Schein der Macht als die Macht selbst in seine Hand gelegt wurde. Das Herz seines Volkes schlug ihm heißer als je entgegen, und tief empfand er diese Treue, die ihm nicht mehr den lauten Jubel bot, der den Sieger von Chlum und Sedan umhallt hat, aber die Tränen des überwallenden Mitleids, die er in tausend Augen glänzen sah. Aber zugleich mußte er es erleben, daß der Hader der Parteien sich an sein Krankenlager selbst herandrängte und wüster Zank seine Leiden begleitete — ein Schauspiel, an dessen niederziehende Eindrücke man heute nur mit einem Gemisch von Scham und Gram zurückzudenken vermag. Wenn er in den Anfängen der Krankheit noch gehofft hatte, daß ihm eine Zukunft beschieden sein könne, so ging er, als ihn die Nachricht von dem Tode des Vaters in die Heimat zurückrief, klaren Auges dem Unabwendbaren entgegen. Der immer genährte und nie gestillte Wunsch, mit eigener Kraft und Verantwortung das Regiment zu führen, die hohen Pläne, mit denen er sich auf allen Gebieten des Staates, der Wissenschaften und der Künste trug, — das alles war nun, er wußte es, für ihn aus und vorbei. Nichts war ihm geblieben als die stumme Heldengröße des Duldens und der Ergebung.

Ein frisches Grab.

Mir ist, als ging die Freude aus der Welt,
Seit Du die lieben Augen zugeschlossen, —
Wohl liegt wie sonst das erntegelbe Feld
Von lauter Sonne leuchtend übergossen.

Wohl winkt der Äpfel reifes Sonnenrot
Am grünen Straßenrand von jedem Stamme,
Und hinter Gartenhecken lockt und loht
Der Gladiolen kecke Blumenflamme,

Wohl füllt wie immer jede leere Hand
Der reiche Herbst, der frohe, gnadenvolle, —
Ich aber sehe überall im Land
Nichts als die frische dunkle Erdenscholle!

Lulu von Strauß und Torney.

Digitized by Google

Jessie Tarbox Beals in the 1904 era.

Ein Briefwechsel. Von Hermann Hesse.

Theodor an Hans.

Lieber Hansel! Ja das sind jetzt wahrhaftig bald vier Wochen, daß ich Dir antworten will und nie dazu komme. Aber heute soll es endlich geschehen, wenn auch meine Zeit wie immer recht knapp ist. Dein letzter Brief war so nett und hat mich sehr gefreut. Wenn ich ebenso ausführlich von meinem hiesigen Leben erzählen wollte, gäbe es ein ganzes Buch. München gefällt mir, und ich mache fast jeden Tag neue Bekanntschaften, zum Teil reizende Leute, meistens Künstler. Mit einigen habe ich mich gut angefreundet, auch interessante Damen sind dabei. Vorgestern saßen wir bis morgens vier Uhr im Ratskeller. Unsre einstigen Kneipereien in Tübingen waren bescheidener, aber dafür braucht man hier auch unheimlich viel Geld.

Und Du hockst immerfort in Deinem stillen Nest daheim! Manchmal könnte ich Dich ungelogen drum beneiden. Man kommt hier zu keiner Ruhe. Um Dein sonstiges Dasein allerdings beneide ich Dich weniger. Hauslehrer sein denke ich mir grauenhaft, vollends für einen, der wie Du frisch vom Studentenleben kommt. Hoffentlich findest Du bald einen bequemeren Platz. Falls ich hier von etwas Passendem höre, gebe ich Dir Bericht. Freilich ist das wenig wahrscheinlich.

Schade, daß wir nicht bald wieder einmal zusammensitzen und plaudern können! Unsre Abende auf Deiner Bude waren allemal so nett; ich denke noch oft mit Vergnügen daran.

Wenn Du Emma S. einmal siehst, so sag' ihr meinen Gruß.

Dein alter Theodor.

Hans an Theodor.

Mein lieber Theo! Es war lieb von Dir, daß Du mir wieder einmal geschrieben hast. Ich fürchtete schon, es könnte Dir zu mühsam und langweilig werden, um so mehr, als Du mitten im großen Leben schwimmst, während ich hier abseits sitze.

Daß auch Du noch manchmal an unsre Tübinger Zeiten denkst, freut mich herzlich. Für mich ist es eine tiefe und unvergeßliche Erinnerung, denn Deine Freundschaft ist wohl das Schönste und Beste gewesen, was ich bis jetzt gehabt und erlebt habe. Dafür muß ich Dir immer danken. Du hattest ja Freunde genug, Du warst so viel älter und lebenskundiger, während ich mit meiner unbeholfenen Art nirgends ankam. Jetzt kann ich ja von manchem reden, was mir damals nicht über die Lippen gekommen wäre. An dem Abend, nachdem Du so unerwartet mir das Du angeboten hattest, war ich ganz närrisch und kam mir wie erlöst vor, da ich so lang allein und traurig herumgelaufen war.

Jetzt fehlst Du mir jeden Tag sehr. Oft, wenn ich ungeduldig oder gedrückt bin, meine ich, es wäre alles gut, wenn ich schnell zu Dir kommen und mit Dir reden und Dein Lachen hören könnte. Doch ich will nicht klagen. Ich weiß ja, daß Du auch in Deinem neuen, bunteren und reicheren Leben noch an mich denkst und mir gut bist. — Im Gymnasium und in den beiden ersten Studienjahren war ich beständig im stillen auf der Suche nach einem Freund und war beständig ein wenig traurig, weil ich keinen fand. Ich hatte wohl manchen gern, aber ich fand nie den Mut, ihn an mich zu ziehen. Nun glaube ich, es war ein Glück für mich, daß Du nicht früher kamst. Jugendfreundschaften gehen oft so leicht in Scherben, und von der unseren hoffe ich, daß sie mit uns männlicher und reifer wird und fürs Leben vorhält.

Gern täte ich einmal einen Blick in Dein Münchener Leben, das ich mir herrlich frei und köstlich denke. Aber vielleicht hast Du recht, wenn Du mich um die Stille meiner hiesigen Tage beneidest. So gern ich auch einmal ein wenig vom großen Leben sähe und atmete, im Grund passe ich doch wohl besser in

Digitized by Google

kleine Verhältnisse. Das enge Zusammenleben mit wenigen Menschen in einem so kleinen Städtchen mag etwas Beschränktes haben, aber wer wie ich sich schwer anschließt, der schlägt dann auch gern Wurzeln, und am Ende findet vielleicht jeder überall in der Welt doch stets denselben ihm gemäßen Mikrokosmos.

Was Du übrigens über meinen Beruf sagst, kann ich nicht gelten lassen. Ich bin ganz gerne Hauslehrer. Es hat seine Schwierigkeiten, namentlich die Stellung zwischen Eltern und Kind, aber wenn man ein einziges Kind unterrichtet und erziehen hilft, lernt man es auch genau kennen, und so ein junges Pflänzlein in allen Regungen zu beobachten und zu pflegen, ist doch etwas Köstliches. Ich habe meinen Buben sehr gern. Er ist elfjährig und etwas kränklich, und ohne unbegabt zu sein, lernt er schwer. Wo es gelingt ihn lebhaft zu interessieren, da macht er recht gute Fortschritte. Er ist ziemlich groß und schlank für sein Alter und hat liebe braune Augen. Im ganzen kann er mich gut leiden, doch ist er manchmal noch scheu, und ich muß ihn fast jeden Tag wieder erobern.

Deinen Gruß an Emma habe ich gestern ausgerichtet. Ich sehe sie ziemlich oft, und wir sind ganz gute Freunde geworden. Sie hat viel Liebes und Sympathisches, und ich begreife, daß Du sie lieb hast. Doch scheint irgendeine Verstimmung zwischen Euch zu sein, nicht? Verzeih, wenn ich unberufen davon rede, aber sie klagte mir, Du schriebest ihr gar nicht. Sie spricht gern und viel von Dir, und ich dachte, ich wollte Dir das sagen, für alle Fälle, ohne mich natürlich weiter in Deine Angelegenheit zu mischen.

Wenn ich nur auch von mir etwas Frauliches berichten könnte! Du weißt von unserem damaligen Nachtspaziergang in der Platanenallee her, wie es mit mir steht. Ich habe Else B. seither nur zweimal gesehen, das letztemal in Stuttgart bei einem Besuch im Haus ihrer Eltern, aber von irgendeinem Verhältnis zwischen uns darf ich noch nicht reden, wenn ich auch nicht ohne Hoffnung bin.

So, jetzt ist der Bogen voll. Lieber Theo, bleib mir gut wie ich Dir, und wenn ich bitten darf, schreib' mir hie und da etwas mehr von Dir und Deinen Erlebnissen, daß ich ein bißchen mitleben kann, wie ich so gern möchte.

In Treue herzlich Dein Hans.

Theodor an Hans.

Lieber Hans! Dein letzter Brief hat mich gefreut und auch ein wenig belustigt. Ein bißchen Schulmeister bist Du ja eigentlich immer gewesen, nun hast Du also Deinen Beruf nicht verfehlt. Aber was Du über unsere Freundschaft sagtest, hat mich gerührt.

Nun eine Frage. Ich brauche Geld und möchte wissen, ob Du mir etwas senden kannst und wieviel. Ich lebe hier einstweilen über meine Verhältnisse, da ich alles kennen lernen will. Sparen wäre da verfehlt. Auch habe ich Aussichten auf eine sehr nobel bezahlte Stellung. Doch davon später, wenn ich selber erst genauer weiß, wie ich daran bin.

Schade, daß Du nicht näher bei München wohnst, so daß man sich etwa einmal sehen und sprechen könnte. Ich hätte viel Interessantes und Amüsantes zu erzählen, aber zum Schreiben komme ich in diesem Trubel schwer. Zurzeit nimmt mich eine Aufführung des dramatischen Vereins in Anspruch, bei der ich mitwirken soll. Es ist so ein modernes Sittenstück, furchtbar toll und eigentlich ziemlich dumm, aber man verspricht sich viel davon, Gott weiß warum.

Heut abend werde ich vielleicht ein paar hiesige Berühmtheiten kennen lernen, im Atelier meines Freundes Max Berlinger. Er war vorzeiten zwei Jahre lang mein Schulkamerad, und wir standen ganz gut miteinander, obwohl er immer etwas eigensinnig und langweilig gewesen ist. Er wurde Maler, und ich traf ihn hier unvermutet wieder. Es scheint, er fängt an etwas zu gelten, er hat zwei Bilder im Glaspalast gehabt und soll viel können.

Also bitte um ein paar Zeilen. Mit Grüßen Dein alter Theodor.

Hans an Theodor.

Lieber Theo! Leider kann ich erst gegen Ende nächsten Monats, also in etwa fünf Wochen, Geld bekommen. Ich habe alles überlegt, aber früher geht es nicht.

Dann aber werde ich mindestens etwa fünfzig Mark übrig haben, die Dir natürlich zur Verfügung stehen. Bitte schreib mir, ob Dir dann noch damit gedient ist. Es ärgert mich, daß ich Dir nicht mehr anbieten kann. Ich bekomme hier zwar monatlich 120 Mark, aber ich mußte mir notwendig sogleich zwei Anzüge machen lassen, da ich ziemlich abgerissen hierher kam, und dann muß ich jeden Monat fünfundzwanzig Mark an den dummen Tübinger Schulden abzahlen.

Sonst kann ich zufrieden sein. Mein Bub macht ganz nette Fortschritte und bekommt allmählich Vertrauen zu mir, und das bißchen hiesige Geselligkeit ist mir gerade genug. Auch Emma sah ich neulich wieder. In Deinem letzten Brief stand kein Wort über sie. Vielleicht denkst Du zu wenig daran, wie allein sie hier ist und wie sehr sie an Dir hängt?

Vor meinem Fenster singen und zanken die Spatzen in der Morgensonne, die noch nicht lange herauf ist. So ein Herbstmorgen ist doch wie ein Kleinod, so licht und durchsichtig zartblau! In Tübingen bin ich, so oft ich konnte, um diese Zeit ausgeritten. Das geht hier nicht, aber schön ist es nicht weniger. Der Tannenwald ist duftig blauschwarz und von einem Kranz von Gebüschen eingefaßt, die in allen Herbstfarben leuchten. Dazu höre ich das Flußwehr in der Nähe rauschen. Diese stille, klare Morgenstunde, die ich für mich ganz allein habe, genieße ich jeden Tag wie ein liebes Geschenk. Wenn Du da wärest, würden wir jetzt miteinander durch den Garten bergauf an den Waldrand gehen, wo man das ganze Tal übersieht. Überhaupt — wenn Du da wärest!

Treulich Dein Hans.

Theodor an Hans.

Lieber Hans! Also mit dem Geld ist es einstweilen nichts. Nun, wenn Du mir dann das Angebotene schicken kannst, komme ich schon durch, obwohl es nicht ganz ausreicht. Den Rest bringe ich wohl hier zusammen. Jedenfalls wird es nicht lang dauern, bis Du Dein Geld samt jenem früheren zurückbekommst.

Solche Morgenstunden wie Du habe ich leider nicht. In der großen Stadt und bei dem vielen Abend- und Nachtleben kommt man dazu gar nicht, so schade es ist. Doch fühle ich mich sonst wohl wie der Fisch im Wasser, das Vielerlei tut mir gut.

Wegen Emma sollst Du Dir keine Sorgen machen. Gerade weil ich mit ihr ja nicht offiziell verlobt bin, kann ich jetzt, während meine ganzen Verhältnisse so schwebend sind, nichts tun als warten und schweigen. Krisen gibt es in jedem Liebesverhältnis, und ich stecke jetzt so tief in Plänen, daß ich wirklich den Kopf nicht zu Auseinandersetzungen delikater Art frei genug habe. Doch wird das vielleicht schon bald ein anderes Gesicht bekommen. An einem großen Unternehmen, das im Entstehen begriffen ist, hoffe ich einen wichtigen Posten zu bekommen. Doch sind das Dinge, über die ich einstweilen lieber nicht zu viel sage.

Laß wieder von Dir hören und bleib gesund! Dein Theodor.

Hans an Theodor.

Lieber Freund! Deine Andeutungen machen mich immer gespannter. Hoffentlich rückt es mit Deinen Plänen bald soweit, daß Du mir alles mitteilen kannst. Ich zweifle nicht, daß Du mit Deiner geschickten und flotten Art schnell vorwärts kommst, und jedenfalls verlierst Du nicht viel, wenn Du auf den Staatsdienst daheim verzichtest. Sehr interessieren würde es mich, über Deine neuen Freunde mehr zu hören. Denk nur, der hiesige Amtsrichter war diesen Sommer in München und erinnert sich, die zwei Bilder von Max Berlinger gesehen zu haben. Er malt selber und ist ein gescheiter, feiner Mensch, einer von den Besten hier.

Wie ist es denn mit den „Berühmtheiten" gegangen, die Du damals kennen lernen solltest? Du lebst so im Vollen, daß ich fast fürchten könnte, ich käme dabei zu kurz. Aber wenn ich an alle unsre schönen Zeiten denke, namentlich an die letzte herrliche Albtour in den Ferien, kann ich wieder nicht glauben, daß einer von uns jemals den andern vergessen wird, und schäme mich, an eine solche Möglichkeit gedacht zu haben.

Was Du über Dein Verhältnis zu

Digitized by Google

Emma sagst, ist mir zwar nicht ganz klar, doch verstehe ich im Ganzen Deine Stimmung wohl. Da ich ja ohnehin — als der einzige, der von Eurer Sache weiß und mit dem sie über Dich reden kann — bei ihr als eine Art Gesandter Kavalierdienste tue, will ich gern versuchen, sie zu beruhigen. Sie ist eben zu viel allein und überhaupt ein wenig sensibel, so daß sie sich vielleicht manche unnötige Sorge macht.

Nimm vorlieb, es reicht heute nicht weiter. Gleich fängt unsre Grammatikstunde (amo, amas, amat!) an, für Lehrer und Schüler die unerquicklichste. Bleibe gut Deinem getreuen Hans.

Theodor an Hans.

Lieber Hans! Nochmals eine Bitte. Um mich einzurichten, sollte ich möglichst genau wissen, w a n n Du mir Moneten schicken kannst und wieviel. Sonst nichts Wichtiges. Bald denke ich Dir nun einmal ausführlicher über alle meine Erlebnisse und Aussichten zu schreiben, wie Du es wünschest. Schön, daß Du Emma tröstest! Aber gelt, mit Vorsicht! Sie ist, wie ich ja wissen muß, gefährlich, und mich schaudert bei der Vorstellung, daß es zwischen uns alten Freunden etwa einmal Eifersucht geben könnte!

Und was macht Dein armer Tropf von Schüler?

Mit Gruß Dein Theodor.

Hans an Theodor.

Lieber Theo! Dein letztes kurzes Brieflein hat mir weh getan. Wie kommst Du auf solche Einfälle? Ich bitte Dich ernstlich und herzlich, diesen Ton nicht mehr anzuschlagen. Ich weiß nicht, ob ich zu einsiedlerisch und damit zu empfindlich geworden bin, aber ich muß Dir gestehen, Dein Witz hat mich so peinlich und fremd berührt, daß ich ganz erschrocken bin. Bist Du denn anders geworden? Alle Deine Briefe sind so kurz und eilig, und manchmal kam es mir beinahe so vor, als hättest Du Dich zum Schreiben zwingen müssen.

Sieh, ich möchte gewiß nicht zu viel von Dir verlangen. Ich weiß, ich bin nicht Dein einziger Freund wie Du mein einziger bist. Du bist vielseitiger, geselliger, und Du lebst in neuen Verhältnissen, die Dich stark in Anspruch nehmen. Trotzdem und so sehr ich Dir alles und alles gönne, sehne ich mich oft nach einem einzigen herzlicheren Wort von Dir. Es ist irgend etwas zwischen uns nicht mehr so wie früher. Von Stuttgart aus schriebst Du mir noch ganz anders als jetzt, ausführlicher und wärmer. Jetzt machen Deine Briefe mich oft traurig, sie haben etwas Kühles und Zerstreutes, Du redest, und ich höre zu, aber Du siehst mich dabei nicht an, ich spüre Dein Wesen kaum mehr in Deinen Worten. Hast Du Sorgen, die Du mir verbirgst? Verzeih mir, wenn ich Dir Vorwürfe zu machen scheine, aber laß mich nicht in dieser Ungewißheit. Oder habe ich, ohne es zu wissen, irgend etwas getan oder geschrieben, was Dich verletzt hat? Das wäre mir leid, und ich würde herzlich gern Abbitte tun.

Das Geld kann ich Mitte nächster Woche schicken, wahrscheinlich sechzig Mark, jedenfalls nicht weniger.

Mein Schüler ist krank, er hat Gliederweh und muß still liegen, vielleicht für mehrere Wochen. Der arme Kerl ist mir rührend dankbar, weil ich viel bei ihm sitze. Ich lese ihm Swifts Gulliver vor, an dem ich dabei selber wieder mein Vergnügen habe.

Und was machst Du, Theo? Vielleicht hätte ich diesen Brief nicht schreiben sollen. Aber ich bin traurig und habe das Gefühl, Du wolleſt mir entgleiten, während ich in verlangender Anhänglichkeit die Arme nach Dir ausstrecke.

Dein Hans.

Theodor an Hans.

Lieber Junge! Da ich morgen früh für zwei Tage nach Nürnberg reise, schreibe ich Dir in Eile noch schnell diesen Gruß. Jenen dummen Witz mit dem Mädchen hast Du doch gar zu ernst genommen! Geschrieben sieht so etwas, was man im Gespräch leicht sagt und leicht hinnimmt, schlimmer aus. Boshaft gemeint war es gewiß nicht.

Wenn Du zusehen könntest, wie ich zurzeit lebe, würdest Du mich verstehen und Deine Vorwürfe zurücknehmen. Ich bin der Alte geblieben, und oft genug

Digitized by Google

wünsche ich Dich lebhaft hierher. Aber bei dem Tempo, in dem jetzt meine Tage und oft auch die Nächte hingehen, komme ich kaum zu mir selber, viel weniger zum Briefschreiben, worin ich ohnehin nie exzelliert habe. Den Winter gehe ich vielleicht nach Berlin, was sagst Du dazu?

Soviel für heute, damit Du nicht weiter Grillen fängst, alter Hansel.

Dein Theodor.

Hans an Theodor.

Lieber Theo! Danke für Deine freundlichen Zeilen. Es fällt mir schwer, darauf zu antworten. Noch schwerer wird mir's, das zu sagen, was ich gestern erfuhr und worüber ich Dich fragen muß.

Um es kurz zu machen — Emma hat mir von dem Brief erzählt, den sie dieser Tage von Dir bekam. Gesehen habe ich den Brief natürlich nicht, aber im Wesentlichen kenne ich seinen Ton und Inhalt, denn Emma hat mir in der Erregung mehr über sich selbst und Dich und Euer Verhältnis mitgeteilt, als mir lieb sein konnte. Mir ist noch ganz elend davon.

Was hast Du gemacht, Theo? Die Art, wie Du mit Emma umgegangen bist, ist häßlich. Ich bitte Dich, erkläre mir, wie all das möglich war! Das Mädchen ist krank vor Schmerz. Ich begreife Dich nicht. Selbst wenn Du nichts mehr wolltest, als sie loswerden, durftest Du nicht so schreiben.

Von diesen Zeilen darf Emma nichts wissen, darum muß ich bitten. Sie hat kein Wort gesagt, das ich als eine Aufforderung, Dir zu schreiben, hätte auffassen können. Aber wie kann ich anders? Ich erwarte bald eine Antwort.

Hans.

Theodor an Hans.

Lieber Hans! Dein Geld ist angekommen, Dank dafür! Und leider auch Dein aufgeregter Brief, der nicht notwendig war. Denn mich vor Dir zu verantworten, muß ich ablehnen. Mir scheint, Du tust Dich mit Emma eigens gegen mich zusammen. Schon daß sie Dir von meinem Brief sagte, war recht indiskret.

Sei gescheit und denke Dir: wohin wollte ich kommen, wenn ich jedem Bekannten über jeden meiner Schritte beliebig Rede stehen müßte? Vollends in solchen Affären. Was zwischen mir und Emma in all der Zeit gewesen ist, darüber könnte ich ein Buch schreiben, und Du willst, ich soll die ganze heikle und komplizierte Sache in drei Worten „erklären". Und dann — glaubst Du wirklich, ich habe ohne gute Gründe nur so drauf los gehandelt und müsse jetzt auf Deine freundliche Bitte hin erst anfangen, mir mein Tun zu überlegen?

Hansel, ich rate Dir zu warten, bis Du selber einmal Ähnliches erlebt hast. Schließlich bin ich immerhin ein paar Jahre älter als Du und könnte allenfalls eher mir einbilden, ich vermöge Dein Leben und Treiben zu übersehen und zu kontrollieren, als umgekehrt. Und nun stehst Du plötzlich als entrüsteter Richter da und willst mich verhören, dazu noch in Dingen, die Dich wirklich nichts angehen.

Überlege Dir das alles, wenn Du es inzwischen nicht schon getan hast, und begreife dann, daß Dein übereifriges Eingreifen ein Schulmeisterstreich gewesen ist, über den wir beide später einmal lachen können.

Dein Theodor.

Hans an Theodor.

Lieber Freund! Verzeih, wenn ich Deinen Brief nicht so leichthin annehmen kann, wie Du dachtest und wie ich es früher vielleicht getan hätte. Schon neulich hast Du eine ernste Frage von mir als Bagatelle behandelt. Nun muß ich endgültig wissen, ob Du noch mein Freund bist und sein kannst oder nicht. Denn bis jetzt bin ich doch nicht wie „jeder Bekannte" für Dich gewesen.

Dein letztes Verhalten gegen Emma ist, wenn Du es mir nicht überzeugend anders erklären kannst, unehrenhaft. Und wenn mein Freund etwas Unehrenhaftes tut, muß ich ihn zur Rede stellen, nicht? Entweder gibt er mir dann recht oder verteidigt sich hinreichend, dann läßt sich weiter reden. Oder weicht er mir aus, dann ist er mein Freund nicht mehr.

Seit Du in München bist, hatte ich aus Deinen seltenen kurzen Mitteilungen manchmal den bitteren Eindruck, Du seiest mir verloren gegangen. Manchmal schien es mir sogar, ich hätte mich in

by Google

Dir getäuscht und etwas für Freundschaft genommen, was Deinerseits nur eine bedeutungslose Geste war. Du warst ja immer von „Freunden" umgeben, während ich nur Dich hatte. Wenn es Dir nun doch Ernst gewesen ist, so hast Du heute Gelegenheit, es mir zu beweisen. Es wird mir nicht leicht, so mit Dir zu reden. Immer warst Du der, dem ich dankbar war, an dem ich emporsah, der Ältere, Glücklichere, Lebensklügere. Das war ja auch in Ordnung. Aber jetzt ist es so weit, daß ich wissen muß, ob meine Freundschaft je etwas anderes war als eine Einbildung, mit der ich spielte. Ich verlange nicht, daß Du für Deinen Freund ins Feuer gehst, aber ich verlange, daß Du ihn anerkennst und ernst nimmst. Tust Du das, Theo?

Mit Emma stehst Du, wie ich genau zu erraten glaube, so: Du hattest ein Verhältnis mit ihr, dessen Form und Ton ihr die Vorstellung eines Verlöbnisses geben mußte, und so war es auch von Dir seinerzeit gemeint. Inzwischen bist Du kühler geworden, ihre Briefe fingen an Dir lästig zu werden, und nun schreibst Du ihr, wie man einer Maitresse schreiben mag, vermutlich um sie loszuwerden. Dabei nehme ich immer noch an, jener Brief von Dir sei in einer Stunde übler Laune entstanden. Er muß Dir ja leid tun. Ist es nicht so?

Oder aber: Du willst Emma nicht loswerden, ihr aber den Gedanken an Heirat usw. abgewöhnen. Das wäre in jedem Falle nicht schön, ihr gegenüber aber unverzeihlich.

Wenn ich etwas tun kann, um Deinen letzten Brief an sie quasi aus der Welt zu schaffen und zu einer Versöhnung oder aber zu einer ehrlichen Lossage mitzuhelfen, so verfüge über mich. Ich würde gern Peinlicheres übernehmen, um Dir meine Freundschaft zu zeigen.

Ich möchte noch so vieles sagen, ehe ich diesen Brief absende, der für mich eine Entscheidung bedeutet. Doch ist jetzt keine Zeit für „schöne Gefühle", wie Du dergleichen früher zu bezeichnen pflegtest. Darum schreibe ich nicht weiter, sondern schließe und warte auf Deine Antwort, wie ich noch nie auf einen Brief gewartet habe. Hans.

Theodor an Hans.

Mein lieber Hans! Auf Deinen Brief ist schwer zu antworten. Eigentlich kann ich nur wiederholen, was ich neulich schrieb: werde älter und lerne verstehen, daß nicht alle Dinge sich in Worten und Briefen erklären lassen. Speziell was den Verkehr mit Frauen betrifft, bleibt Dir noch einiges zu lernen übrig.

Schau, Du regst Dich über Dinge auf, die es nicht wert sind. Und warum? Aus Freundschaft, sagst Du. Aber ist das Freundschaft, daß ich, weil ich Dich gern hatte und noch immer gern habe, mich nun plötzlich von Dir tyrannisieren lassen soll?

Über die Geschichte mit Emma kann ich Dir nur das eine sagen, daß ich an eine Heirat nicht denken kann. Wie ich im weiteren mit ihr zurecht oder auseinander komme, ist doch wirklich rein meine Sache. Ich bin überzeugt, auch im schlimmsten Falle nimmt sie die Sache noch nicht so tragisch wie Du.

Über kurz oder lang wirst Du einsehen, daß Dein pathetischer Brief zum mindesten unnötig war. Oder wolltest Du mir Angst machen?

Nächsten Monat geh' ich nach Berlin. Da solltest Du mitkommen, um Dir die Grillen zu vertreiben. Es wäre lustiger, als bei Deinem kranken Buben zu sitzen, meinst Du nicht?

Wie immer Dein Theodor.

Hans an Theodor.

Lieber Theo! Du bist ein Lebenskünstler, aber ich nicht. Leider nicht. Da Du mich nicht verstehen willst, hat weiteres Schreiben keinen Zweck. Du wirst mich auslachen, aber darauf kommt es jetzt nicht mehr an. Du suchst bei mir etwas, was ich nicht habe, und mir ist es mit Dir ähnlich gegangen.

Für Berlin wünsche ich Dir alles Gute. Vielleicht ist Dein Weg der richtige, wenn ich es auch nicht glauben mag. Mitgehen kann ich ihn jedenfalls nicht mehr, und mich wundert, daß ich es so lange gekonnt habe. Ich muß jetzt wieder allein gehen, wie ich es früher gewohnt war, einen weiten dunklen Weg allein. Hans.

Now turn the key (*K*) to the left as far as it will go. This will unlock the camera back (*B*) and allow it to be opened.

Fig. 3. Turning the key to the left to unlock the camera back

Kunstgeschichte. Die Kunst, Kunstgeschichte und Kunstkritik sind Gegenstände, die in der Regel nicht in Lexika behandelt werden. Wir machen hier eine Ausnahme, weil wir glauben, daß es für unsere Leser von Interesse sein wird, über diese Dinge einmal etwas Ausführliches zu lesen. Wir werden uns dabei nicht auf die Kunst der Gegenwart beschränken, sondern auch die Kunst früherer Zeiten berücksichtigen. Wir werden uns dabei nicht auf die Kunst der Gegenwart beschränken, sondern auch die Kunst früherer Zeiten berücksichtigen. Wir werden uns dabei nicht auf die Kunst der Gegenwart beschränken, sondern auch die Kunst früherer Zeiten berücksichtigen. Wir werden uns dabei nicht auf die Kunst der Gegenwart beschränken, sondern auch die Kunst früherer Zeiten berücksichtigen.

Fig. 1. Ansicht des Kunstmuseums in Basel. Gemälde von Ferdinand Hodler.

Abb. 1. Kaiserin Livia, Gemahlin des Augustus, als Ceres. Rom, Vatikanische Sammlungen, Museo Chiaramonti. Nach Photo Anderson.

Abb. 2. Kaiserin Livia, Gemahlin des Augustus, als Ceres. Rom, Vatikanische Sammlungen, Museo Chiaramonti. Nach Photo Anderson.

Abb. 3. Kaiserin Livia, Gemahlin des Augustus, als Ceres. Rom, Vatikanische Sammlungen, Museo Chiaramonti. Nach Photo Anderson.

Abb. 4. Kaiserin Livia, Gemahlin des Augustus, als Ceres. Rom, Vatikanische Sammlungen, Museo Chiaramonti. Nach Photo Anderson.

Abb. 5. Kaiserin Livia, Gemahlin des Augustus, als Ceres. Rom, Vatikanische Sammlungen, Museo Chiaramonti. Nach Photo Anderson.

keinem — damals! — Geringeren stammend, als von Adrian van der Werff, dessen porzellanglatte mythologische Weiblichkeiten den konfessionseifrigen Kurfürsten Johann Wilhelm so begeisterten, daß er van der Werff in Rotterdam aufsuchte und ihn zum kurfürstlichen Hofmaler berief, was er seit 1716 auch unter dem Nachfolger, Karl Philipp, blieb. Da nun der Maler im November 1722 bereits verstorben ist, gewinnen wir die eine Termingrenze für die Vollendung des Narrenbildnisses. Und von der anderen Seite gewinnen wir sie aus der erwähnten Übersiedlung nach Schwetzingen im Jahre 1720. Denn das Bild stellt den Perkeo dar mit dem Hintergrunde des Schwetzinger Schlosses. Im übrigen ist er darauf angetan mit den Insignien eines Ritters und Kammerherrn des Faßkönigs, wozu ihn sein gnädigster Gebieter erhoben hatte. Karl Philipp war selber ein „trinkbarer" Mann, wie man in jenen Gegenden sagt, und er steht damit unter den Kurfürsten seines Hauses nicht als der einzige da. Die auch in ihren Ausdrücken immer sehr geradsinnige Liselotte behauptet sogar, außer den Pfaffen habe eben „das viele Saufen" das Hirn ihm dermaßen verdreht, daß er seine Untertanen mit so widerwärtigen Religionsvexationen heimsuchte und daß er im schönen Heidelberg nicht mehr verbleiben mochte.

Im mindestens gleich hohen Maße muß aber Perkeo ein trinkbarer Narr gewesen sein, auch wenn die 18 bis 20 Flaschen täglich, die ihm nachgesagt werden, vielleicht zu hoch gegriffen sein sollten. (Vielleicht!) Jedenfalls scheint das Trinken seine hauptsächliche und ziemlich einseitige Stärke gewesen zu sein. Denn was von Reden und Späßen auf den Namen des Perkeo mühsam noch literarisch umläuft, das ist so schwach, daß man sich genieren müßte, es wiederzugeben; der durchschnittlichste Heidelberger Bürger oder Stiefelfuchs hat besseren Humor. Da demnach der Durst Perkeos sich in dessen Kräfte nicht mit geistiger Anstrengung zu teilen brauchte, was niemals gut bekommt, so konnte immerhin der Narr dabei zu Jahren kommen. Er soll seinen kurfürstlichen Herrn, der 1742 starb, überlebt haben, wie eine nicht ohne weiteres kontrollierbare Nachricht wissen will.

Beim großen Faß im Heidelberger Schloßkeller hat man Perkeo auch verewigt. Da steht eine buntbemalte kleine Holzstatuette in der Tracht des höfischen XVIII. Jahrhunderts und zeigt ihn, wie er das Glas zum Munde führt. „Perkeo" steht in das Postament eingeschnitten. Daneben hängt Perkeos Uhr, ein Scherz, wie sie vielfach zum bescheidenen Bestande der alten höfischen Vexierspäße gehörten. Wer an dem Ring des Kastens zieht, erfährt, wieviel die Uhr geschlagen hat. Wer es vielleicht nicht selber tun will, der mag jemand anders dazu verleiten. Daß Perkeo selber das Werk konstruiert habe, ist sicherlich Sage, weil es letzterer ja stets zu eigen ist, im Sinne des nachträglich Naheliegenden kritiklos zu kombinieren.

Das Faß, welches Perkeo so getreulich gepflegt haben soll, daß es bis zu seinem Tode gänzlich ausgetrunken war — tatsächlich war er in Schwetzingen oder Mannheim —, ist nicht das große Faß, zu dem Tausende von heutigen Besuchern pilgern. Dieses größte der großen Fässer, 221726 Liter haltend, ist erst 1751 auf Befehl Kurfürst Karl Theodors im Keller des verlassenen und halbzerstörten Schlosses erbaut worden und hat dann nur bis 1769 Wein enthalten. Seitdem steht es als „geleerte Größe" da, was sich für das akademische Heidelberg auch ganz hübsch schickt. Die berühmten Fässer Heidelbergs beginnen mit dem des Administrators Johann Kasimir, von 1591. Sie waren dazu bestimmt, den reichlichen Abgabenwein, der an den Hof geliefert wurde, allmiteinander aufzunehmen. Woraus man sieht, daß der unfreiwillig gelieferte Zinswein von der kurfürstlichen Kellerei, sicher mit Recht, nur nach der Masse und nicht gerade nach ausgewählter Güte eingeschätzt wurde. Das mit Perkeo gleichzeitige große Faß hatte Karl Ludwig erbauen und Karl Philipp hat es 1728 ausbessern lassen. Es hielt nach einer Ausmessung etwas über 204 Fuder. Schon diese älteren, hübsch angefertigten Fässer mit ihren gereimten Inschriften waren „weitbeschriene" Wunder, die die

Jahrhunderts. Wie sehr sich auch die Kunst der Renaissance in Italien von der mittelalterlichen unterscheidet, so ist doch der Zusammenhang zwischen beiden ein ununterbrochener. Die Renaissance ist nicht eine Neuschöpfung, sondern eine Wiedergeburt, eine Verjüngung der Kunst, und wenn sie auch in ihrer Blüthezeit sich mit Vorliebe an die Antike anlehnt, so ist sie doch nicht ohne Weiteres aus dieser hervorgegangen, sondern hat sich ihre Formen erst allmählich angeeignet. Wir werden daher auch in dieser Periode noch manche Reminiscenzen an die mittelalterliche Kunst finden, und wenn wir uns nun zu dem Bilde wenden, so werden wir gleich in der Architektur des Hintergrundes eine solche Reminiscenz finden. Wir sehen nämlich hier eine Kirche mit einem Spitzbogenportal, einem Rundfenster und einem Thurm, der mit einer Kuppel gekrönt ist. Diese Kuppel ist ein Zeichen der Renaissance, denn sie ist nach dem Vorbilde der Kuppel der Peterskirche in Rom gebaut, während Spitzbogen und Rundfenster noch dem Mittelalter angehören. Wir sehen also, wie die Renaissance sich allmählich ihre Formen aneignet, und wie sie

Kaiserchronik, Bl. 1r: Romulus und Remus werden von der Wölfin gesäugt, Initiale D(ô)

Bei Kindern ist die Gefahr des Ertrinkens besonders groß. Sie sind leichtsinnig und unvorsichtig und können sich nicht vorstellen, daß ihnen etwas passieren kann. Sie sind auch zu leicht und zu schwach, um sich gegen die Strömung zu wehren. Sie sind auch zu klein, um sich über Wasser zu halten. Sie sind auch zu unerfahren, um zu wissen, was zu tun ist, wenn sie in Gefahr sind. Sie sind auch zu ängstlich, um um Hilfe zu rufen. Sie sind auch zu stolz, um zu zeigen, daß sie Angst haben. Sie sind auch zu neugierig, um zu wissen, was passiert, wenn sie ins Wasser fallen. Sie sind auch zu mutig, um zu wissen, was passiert, wenn sie ins Wasser fallen. Sie sind auch zu dumm, um zu wissen, was passiert, wenn sie ins Wasser fallen.

Bei Kindern ist die Gefahr des Ertrinkens besonders groß. Sie sind leichtsinnig und unvorsichtig und können sich nicht vorstellen, daß ihnen etwas passieren kann. Sie sind auch zu leicht und zu schwach, um sich gegen die Strömung zu wehren. Sie sind auch zu klein, um sich über Wasser zu halten. Sie sind auch zu unerfahren, um zu wissen, was zu tun ist, wenn sie in Gefahr sind. Sie sind auch zu ängstlich, um um Hilfe zu rufen. Sie sind auch zu stolz, um zu zeigen, daß sie Angst haben. Sie sind auch zu neugierig, um zu wissen, was passiert, wenn sie ins Wasser fallen. Sie sind auch zu mutig, um zu wissen, was passiert, wenn sie ins Wasser fallen. Sie sind auch zu dumm, um zu wissen, was passiert, wenn sie ins Wasser fallen.

sich der einen oder anderen der alten Heidelberger Verbindungen auftun, und dann das Gedränge der bunten Mützen auf jungen und grauen Haaren, das Stimmengewirr und der rauschende Klang der Lieder die großen Fässer und die holzversteinerte Figur des Zwergen neben der „Uhr“ umwogen. Wem das einmal als „frommem Pilger“ auf seiner Reise nach Heidelberg beschieden wurde, solchen Schloßkellerfrühschoppen just anzutreffen und dessen Bild zu sehen, mit den bunten, frischen Farben der Mützen und blitzenden Bänder, mit dem lichten sommerlichen Weiß der Damen, die von Brüdern und Vätern oder Gatten zu dem eigenartigsten aller zechenden Stimmungsfeste haben mitgebracht werden dürfen, wer die schöne innere Haltung richtig verstanden hat, die solch ein modernes akademisches Treiben um das alte große Heidelberger Faß gewährt: Anstand und romantisch heiterste Fröhlichkeit in feiner guter Harmonie, ja der kann wahrlich sagen, er habe den Genius loci der niemals ausgesungenen Neckarstadt in seiner freiesten und anmutigsten Laune erblickt.

Was aber hiermit seit einer Reihe von Jahren als etwas heidelbergisch Neueres und Junges entstanden ist an des erinnerungsherrlichen Schlosses schalkhaft geweihtester Stätte, unmittelbar im alten Gewölbe: eben durch den Begriff Perkeo wurde das doch erst und mußte werden in Folgerung aus ihm. Nicht durch den, der einst war, den letzten lebenden der kurfürstlichen Hofnarren mit seiner Ver—trunkenheit. Sondern durch die von keiner philistergrauen Prüderie wieder zurückzudrängende poetische Burleske, die Scheffel an die unbedeutende Erinnerung des längst verschollenen Zwerges geknüpft hat. Er hat damit den Namen Perkeo nicht bloß der akademischen Jugend unsterblich gemacht, sondern für ein ganzes und überall verstandenes Gebiet des gerne ironisch sich übersteigernden deutschen Humors.

Die Träume.

Nun ist es Nacht: Bald kommen alle wieder,
Die leise wandelnden, die Wunderträume.
Wie schimmert ihr metallisches Gefieder!
Es birgt den Duft der alten Riesenbäume.

Denn über Tag, da kauern sie im Dunkeln
Der düstern Blätter an dem Rand der Ferne,
Doch wenn die stillen Sterne wieder funkeln
Und wenn der Mond sich schaut in der Zisterne,

Dann fliegen zwischen Himmel sie und Erde
Lautlosen Schwingenschlags in Menschenlande,
Damit uns wieder wie vorzeiten werde
Im Feenreich und einst am Märchenstrande.

Richard Schaukal.

Digitized by Google

Tausend und eine Nacht.

Von Wilhelm Holzamer.

„Es war einmal . . .“ beginnt das deutsche Märchen. Die drei Worte genügen, und es weht ein Vorhang vor der Welt, es versinkt alle Wirklichkeit, es beginnt der Traum. Kinderfüße laufen und trippeln, Kindheit schlägt groß die sinnenden und sehnenden, die fragenden und süßtraurigen, die leuchtenden und dem Leben und aller Welt, dem Bösen und aller Tücke unbefangen entgegenschauenden Augen auf. Es wird alles verklärt, auch das Unheimliche und Feindselige, es wird alles geheimnisvoll, auch das Nüchterne und Alltägliche. Die Wirklichkeit wird unwirklich, das Logische und Folgerichtige wird Zauber und überirdische Kraft, das Schwere und Harte, Strafe und Schicksal, sie werden Verwünschung und feindliche Macht. Es rauschen ganz tiefe Quellen, die Quellen naiven Empfindens und unbefangenen Sinnes, die Quellen alles Unbewußten und Ungewissen, suchender Phantasie und aller mystischen Funde. Sie rauschen wie im Verborgenen und treten mit spielenden Lichtern ins Klare; sie rieseln leise durchs grüne Moos und verlieren sich im Schatten des Waldes und im Dunkel der Schlucht. Sie steigen auf aus ungeahnten Tiefen, aus Gründen, in denen besondere Mächte heimisch sind, gute und schlimme, sie drängen empor aus Vergangenheiten, aus Kinderzeit. Sie haben Kindersinn, und er ist ihr Schönstes und Bestes, ihr Eigentliches. Es sind lauter Extreme, die sich berühren: Arm und Reich, der Köhler und der Prinz, die alte Hexe und das Kind, der Frosch und die Prinzessin, die Liebe und Treue und Güte auf der einen Seite, die Verfolgung und Bosheit und Ränkesucht auf der anderen, Pech und Gold, Schlauheit und Dummheit, Duldung und Ungestüm, Zwang und Freiheit. Das deutsche Märchen hat nicht die Zwischenglieder, hat nicht die Nuancierung, hat kaum eine Anwendung, sei es eine direkte und besondere Moral, sei es eine allgemeine Weisheit.

Das deutsche Märchen lebt sein Leben für sich und spielt kaum herüber in die Realität, so sehr realistisch es zu gestalten weiß, es entführt einen, es hat sein besonderes Land, seine besondere Heimat: es ist nur Herz, nur Gemüt. Und es zeugt darin für sein Volk, es ist darin das Volk selbst, das gerne über der Wirklichkeit schwebt, das sich gerne die Freiheit des Spiels bewahrt, das sich gerne von allen äußeren Zwecken freimacht und in Unschuld, ledig aller Mühsal und weltverloren, im Glück sich ergeht. Das deutsche Märchen ist der Zeuge des Kindseins unseres Volkes, seines Sichergehens in Traumvorstellungen und merkwürdigen Geschehnissen, all seiner Magie und all seiner Genialität, all seines Idealismus. Es ist das Land „Vaduz“, das Clemens Brentano geträumt hat, das Land, von dem ihm die kluge Frau Rat ins Ohr geflüstert hat: „Laß Dich nicht irr machen, glaub Du mir, Dein Vaduz ist Dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze können Dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo Dein Geist, Dein Herz auf die Weide geht.

Wo Dein Himmel, ist Dein Vaduz,
Ein Land auf Erden ist Dir nichts nutz.

Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Tränen regnen. — Ich wünsche einen gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue Deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verwüsten, nein, baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie.“

So die Frau Rat, Goethes ausgezeichnete Mutter. Und Novalis notiert

sich einmal: „Ein Märchen ist wie ein Traumbild, ohne Zusammenhang. Ein Ensemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine musikalische Phantasie, die harmonischen Folgen einer Aolsharfe, die Natur selbst.“ Das deutsche Märchen ist zeitlos. Es war einmal ... Es ist Vergangenheit — und ist wie jedes echte Märchen Zukunft. Von dem Märchenerzähler wird verlangt, daß er ein Prophet, ein Seher sei, und diese Forderung deckt sich mit dem Begriff des Kindseins, mit dem Genie im Kinde, das Schopenhauer betont. Novalis, in einer näheren Erklärung, was das Märchen sei, schreibt: „In einem echten Märchen muß alles wunderbar, geheimnisvoll und unzusammenhängend sein; alles belebt. Jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß auf eine wunderliche Art mit der Geisterwelt vermischt sein; die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Gesetzlosigkeit, Freiheit, der Naturstand der Natur, die Zeit vor der Welt (Staat). Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturzustand ein sonderbares Bild des ewigen Reichs ist. Die Welt des Märchens ist die durchaus entgegengesetzte Welt der Welt der Wahrheit und eben darum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung.“ Und dann: „Das echte Märchen muß zugleich prophetische Darstellung, idealische Darstellung, absolut notwendige Darstellung sein. Der echte Märchendichter ist ein Seher der Zukunft.“ Das Märchen ist dies, was Hölderlin-Hyperion an Bellarmin schreibt: „Es gibt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unseres Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden.“ Dies Allesfinden ist das Märchen ... Es war einmal ...

⁂ ⁂ ⁂

„Es plaudert die Scheherezade ...“ Nun wehen nicht Schleier über dem Leben, es versinkt nichts in Vergangenheit, es ist alles Gegenwart. Und es ist doch alles Wunder, es ist Wunder über Wunder. Es ist alles Realität, nächste, brutalste, gewagteste, und es ist doch ein Zauber in ihr. Gluten dringen ins Leben ein, Flammen durchwehen es, Farben steigen daraus empor, Gestalten und Seltsamkeiten, Sinnlichkeiten und Raffinements, Absichten und Bewußtheiten, Ungeheuerlichkeiten und erdrückende Monstrositäten, Grausamkeiten und singende Lieblichkeiten, Niedrigkeit und der erhabene Sinn der Größe, der Welterkenntnis und des Weltverständnisses, Formulierungen des Geistes und ewige Worte der Weisheit.

Es plaudert die Scheherezade. Wir lauschen den Märchen aus den tausend und ein Nächten. „Dichterkünste“ machen sie wahr. Sie gedeihen im klaren Tage, und das Leben des Alltags ist zumeist ihr Gegenstand. Es ist alles Erwachsenheit in ihnen, Wissen von allen Dingen, Bewußtheit aller Empfindungen, Erfahrenheit alles Menschlichen und Möglichen, Reife und Überreife. Und es ist dennoch alles Selbstverständlichkeit. Was im deutschen Märchen das Naive, das unberührt Gemütvolle, das staunend Tumb- und Torhafte ist, das ist im orientalischen Märchen das Selbstverständliche. Das Überdendingenschweben, der Besitz alles Menschlichen ohne jedes moralische Abwägen. Ein Umgehen mit den Tatsachen und physischen wie psychischen Möglichkeiten ohne das geringste Bedenken, ohne Scheu und Vorurteil, ohne Zurückhaltung und Bewußtheit des Gewagten.

Diese Märchen sind schamhaft, weil ihnen die Scham fehlt, sie sind nirgends schamlos, selbst im Gewagtesten nicht. Sie sind das Leben, diese Märchen, und sind das Menschliche in all seinem Umkreis. Sie sind raffiniert und kompliziert, aber das stört uns nicht, denn sie sind zugleich Natur. Auch sie sind Zeugen eines Volkes, fast noch mehr, sie sind Erkennungszeichen einer Rasse. Sie sind außerhalb all unserer Möglichkeit, und sie haben dadurch eine noch erstaunlichere Wunderlichkeit, eine größere Lockung, verführerischere Reize. Sie bedeuten uns schlechthin das Wunderbare. Märchen über Märchen, und wir vergessen, aus welcher Realität sie emporwachsen, welches die Situation ist, in der sie erzählt werden. Sie bedeuten alles, was wir uns nur an Pracht und Wunderlichkeit, an Phantasmen und Überwältigendem vorstellen können, sie bedeuten uns die

Verwirklichung des Unmöglichen, das Äußerste und Unahnbare, sie bedeuten uns die Auflösung alles Kausalen und Zusammenhängenden und sie haben doch eine so feine und zwingende Kausalität und eine so natürliche und selbstverständliche Abstufung in all ihrem Auseinanderliegenden, daß wir in ihnen aufgehen, wie in dem Leben einer Straße, wie in dem Treiben vor unserer Türe, wie in all unserem Alltäglichen. Es scheint, als sei nichts elementar in diesen Märchen, als seien sie nur Kunst und gar künstlich, und dann merkt man, daß sie ganz nur aus dem Elementaren gewachsen sind, daß es wahrhaft Elementarkräfte sind, die sie erzeugen, und Elementarkräfte, in denen sie wurzeln. Hugo von Hofmannsthal, der die neue und vollständige Ausgabe des Inselverlags (auf Grund der Burtonschen englischen Ausgabe, übersetzt von Felix Paul Greve) mit einer Einleitung versehen hat, sagt: „Es sind Märchen über Märchen, und sie gehen bis ans Fratzenhafte, ans Absurde; es sind Abenteuer und Schwänke, und sie gehen bis ins Groteske, ins Gemeine; es sind Wechselreden, geflochten aus Rätseln und Parabeln, aus Gleichnissen, bis ins Ermüdende: aber in der Luft dieses Ganzen ist das Fratzenhafte nicht fratzenhaft, das Unzüchtige nicht gemein, das Breite nicht ermüdend, und das Ganze nichts als wundervoll.“ Wunderbar ist die Anschaulichkeit, stupend sicher ist die Bildkraft: alles ist Sehen hier. Wir sind nicht Zuhörer nur, wir sind Zeugen. Es spielt sich alles um uns ab, unsere Augen sind es, die beobachten, unsere Ohren, die die Reden erfassen, unser Mund gibt Antwort, und alles wird Sinn in uns und Sinnlichkeit im eigentlich künstlerischen Sinn. Die allgemeine Kunstform dieser Märchen nun gar, wie sich eines ins andere „schachtelt“ — Goethes Ausdruck zu gebrauchen — sie wird uns, so sichtbar das Kunstmittel ist und so bewußt es uns gleich in der Absicht der Erzählerin dargelegt wird, nämlich um die Zeit hinzuhalten, sie wird uns ganz selbstverständlich, wird auch, wie Goethe wieder sagte: „wie das Leben“. Die Kunst dieser Märchen ist bewußter als die des deutschen Märchens, die Phantasie ist schweifender — bis zum Ausschweifenden — sie sind szenischer, situationsfreudiger. Sie sind reicher in ihren Mitteln, vielfältiger, gleißender, ausgesuchter, und dennoch wirken sie primitiv. Es ist eben die Primitivität einer anderen Sinnlichkeit, einer anderen Anschauung, eines bewegteren Temperamentes, einer erhitzteren Natur. Und es ist noch eines: das deutsche Märchen hat einen Gleichgang und Gleichklang mit dem deutschen Leben sowohl in seiner äußeren Erscheinung als auch in seinem inneren Sinn und seiner inneren Bewegtheit. Es ist genau so aktiv, wie das deutsche Volk selbst ist, und es hat genau so viel Passivität, wie das Volk selbst besitzt. Diese orientalischen Märchen sind au fond aus einer Passivität geboren, aus Hingabe an das Leben, nicht eigentlich aus einem Ringen mit ihm. Der Lebenssinn des deutschen Märchens bleibt in einem stärkeren Grade von den Märchengestalten abhängig, sie sind Verkörperungen von ihm. Im orientalischen Märchen fühlt man direkt oder indirekt das Fatum. Man kann von einer Fatalität des orientalischen Märchens sprechen, was im eigentlichen Wertsinn beim deutschen Märchen nicht berechtigt wäre. Die Beschaulichkeit des deutschen Märchens ist ganz vom Physischen losgelöst, sie ist ganz und gar innerlich, nur Gemüt. Die des orientalischen Märchens ist eigentlich physisch, sie ist Trägheit, sie ist physische Passivität. Es ist darum alles Einbildung, und die Einbildung steigert sich zu dieser äußersten Erregung der Phantasie, weil sie kein physisches Gegengewicht hat, weil ihr der physische Ausgleich fehlt. Dadurch ist die orientalische — sogar schon die romanische — Phantasie sprunghafter, übertriebener, während die germanische immer mit ihrer Schwere zu ringen hat. Es ist im Germanischen alles anteilvoller, und wenn man das Wort „Seele“ nur ausspricht, so hat es schon ein ganz anderes Gewicht. Es bedeutet zugleich auch Ringen mit den Dingen, bedeutet Kontrolle des realen Erlebnisses am Phantasiegebilde, bedeutet ständigen Einspruch und Eigenanteil an aller Phantasiegestaltung. Die orientalische Phantasie — wie auch die romanische —

schaltet und waltet darin freier, kann sich mehr gehen lassen und ist weniger durch die Realität gebunden.

Eigen ist dem deutschen Märchen der Optimismus. Beim germanischen Märchen leuchtet das sofort aus seinem Charakter des Kindseins ein.

Das orientalische Märchen aber hat von vornherein Bewußtheit, Reife und Erwachsenheit. Trotzdem wird das Resultat nach der Weltanschauungsseite das gleiche. Die Tausend und eine Nacht-Märchen sind aus einem tiefen Pessimismus, aus einem grausamen Skeptizismus geboren. Der König Schahryar glaubt nicht mehr an die Treue und Aufrichtigkeit des Weibes. Er wurde betrogen und hat grausame Rache geschworen. „Derweilen befahl Schahryar seinem Vesir, ihm die Braut der Nacht zu bringen, damit er zu ihr hineingehen könne; und er führte ein sehr schönes Mädchen herbei, die Tochter eines der Emire, und der König ging um die Abendzeit zu ihr hinein, und als der Morgen dämmerte, hieß er den Vesir ihr den Kopf abschlagen; und der Minister tat es aus Furcht vor dem Herrn." So geschah es Tag um Tag, bis der Vesir in Sorgen ging und „in Not und Sorgen heimkehrte, denn er fürchtete für sein Leben." Nun beginnen die eigentlichen Märchen. Sie werden zu einem besonderen Zwecke erzählt, nämlich dem, den König von seiner Verachtung für die Frauen, von seinem Mißtrauen gegen sie, das dem ganzen Lande unheilvoll geworden war, zu heilen. Es muß ihm die Treue bewiesen werden, die Opferfähigkeit der Frau, und er muß verhindert werden, den Tag mit dem Morde an der Braut der Nacht zu beginnen. Es sind die Töchter des Vesirs, die es unternehmen wollen, den König und das Land zu erlösen. „Nun hatte er (der Vesir) zwei Töchter, Schahrazad und Dunyazad, von denen die ältere die Bücher und Annalen und Legenden früherer Könige gelesen hatte und die Geschichten und Exempel vergangener Menschen und Dinge; ja, man sagte, sie habe tausend Geschichtenbücher gesammelt, die von alten Geschlechtern und entschwundenen Herrschern handelten. Sie hatte die Werke der Dichter gelesen und kannte sie auswendig; sie hatte die Philosophie studiert und die Wissenschaften, die Künste und Fertigkeiten; und sie war witzig und weise, heiter und höflich, wohlbelesen und wohlerzogen. Nun sagte sie an diesem Tage zu ihrem Vater: „Weshalb sehe ich Dich so verwandelt und mit Last und Sorgen beladen?"

Der Vater erzählte der Tochter den Grund seiner Niedergeschlagenheit, und die Tochter entschließt sich zu dem gewagten, furchtbaren Schritt, der der einzig mögliche ist, um „beide Seiten vor dem Untergange zu retten", sie sagt: „Ich wünsche, daß Du mich diesem König Schahryar zur Frau gibst; entweder werde ich leben, oder ich werde ein Lösegeld für die Töchter der Moslems und das Werkzeug ihrer Befreiung aus seinen Händen und deinen." Trotz des Widerstandes ihres Vaters führte sie ihren Plan aus, und sie begann in der ersten Nacht die Märchen, deren Kette sie durch tausend und eine Nacht fortsetzte und künstlich weitergliederte, wobei ihr die Schwester Dunyazad behilflich war, indem sie entweder zur rechten Zeit eine Anregung zu neuem gab, durch eine Frage die Neugier des Königs stachelte oder einen Einwurf tat, der die Geschichte abbrach und auf den folgenden Tag verschob. Und die Märchenerzählerin wußte nicht nur mit ihren Geschichten den König immer von neuem zu packen, so daß Tag um Tag verging, ohne daß der Henker gerufen wurde; der König wurde auch durch ihre Liebe besiegt und gewann den Glauben an das Weib zurück, überwand den Schmerz und Unglauben, der sein Leben vergiftet hatte. Aber diese eigentliche Weltanschauung des Märchens bleibt auch im orientalischen Märchen eine innewohnende, sie bedarf der Ausdeutung. Sie erfährt keine direkte Formulierung, dagegen formuliert das orientalische Märchen viel eher und öfter Sätze der Weisheit, der Erfahrung, der Lebensphilosophie, als das germanische Märchen, das sich im allgemeinen mehr an die Tatsachen selbst hält und sich mit den Vorgängen allein genügen läßt.

Die Tausend und eine Nacht-Märchen gehören zu den Besitztümern unserer Jugend. Wir haben ihre Abenteuer verschlungen, gierig wie die Indianergeschichten, und sie schienen uns nur Abenteuer und Geschehnisse, nur Phantasie und Wunderbarkeit. Unsere reifen Jahre genießen sie anders. Sie heben weitere Schätze aus ihnen. Sie greifen in die Welt, sie schauen in die Dinge, in die Menschen. Und wie die Jahre unserer Jugend, so werden unsere Mannesjahre von dem Zauber der persischen Märchenerzählerin ergriffen, nur tiefer, umfassender, reifer. Die ungekürzte Fassung wendet sich an ein anderes Publikum, als die Auszüge und Bearbeitungen taten, die wir einst unter unseren Schulbüchern versteckt gehalten hatten, und sie wendet sich auch wieder weniger an die große Menge, als an eine Auswahl besonders Interessierter. Sie wird besonders den Bibliophilen willkommen sein, allen denen, die für besondere Reize empfängliche Sinne haben.

Unterm 17. Dezember 1824 verzeichnet der Kanzler Müller, daß er Goethen bei der Lektüre von Tausend und eine Nacht getroffen habe. „Ich traf Goethen bei der Lektüre der neuen Übersetzung von Tausend und eine Nacht von Büsching, von der Hagen und Schall, die er sehr lobte und, da sie aus dem Urtext, der französischen vorzieht. Diese Märchen, sagte er, müssen mir über die trüben Tage weghelfen; es ist doch, als ob das Bewußtsein, in wenig Tagen der Sonne wieder näher zu kommen, uns schon jetzt erwärmte." Auch im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe werden die Märchen erwähnt. Das Interesse an ihnen war schon lange wach. Bürger hatte sich mit dem Gedanken getragen, eine brauchbare Bearbeitung — „etwas Lesbares für ein leselustiges Publikum" — herzustellen. Als eine Übersetzung von Voß angekündigt wurde, machte er das Erscheinen seiner Bearbeitung bekannt: „Tausend und eine Nacht, neu und nach eigener Weise erzählt von — Mit Kupfern von Chodowiecki" und knüpft daran eine Polemik gegen Voß, einmal deshalb, weil der „übersetzen" wollte, und dann, weil er die französische Bearbeitung Gallands übersetzen wollte. Er dagegen wollte „neu und nach eigener Weise erzählen", bald in Vers, bald in Prosa. Der Plan wurde nicht ausgeführt. Die Gallandsche Bearbeitung ist eine Ummünzung, wie Bürger sich ausdrückt: „in französische Klapper- und Scheidemünze". Auch Goethe mag sie früher benutzt haben und mag sie meinen, wenn er die damals neuerschienene aus dem Urtexte vorzieht. Es erschien übrigens nach der von Goethe erwähnten Ausgabe von Beginn des folgenden Jahres an (1825—1837) eine weitere von Habicht und Fleischer in zwölf Bänden, später eine vierbändige von Weil und eine vierbändige von König außer anderen Bearbeitungen und Ausgaben.

So sehr wir diese altpersischen Märchen des XV. Jahrhunderts gewissermaßen in unsere Literatur aufgenommen haben, von ihrem eigentlichen Wesen und ihrer besonderen Art dürften wir doch nur einen schwachen Begriff haben. Denn kann niemals eine Übersetzung das, was das Original auszeichnet, ganz geben, den Begriff der eigentlichen Art, hier muß sie um so eher unzulänglich bleiben, als sie ja oft gar nicht nach dem Original angefertigt ist, sondern nach einer Bearbeitung in einer anderen Sprache hergestellt werden mußte. So dürfte es schwer sein zu sagen, ob wir in der neuen Ausgabe des Inselverlags, deren erste Bände erschienen sind, das besitzen werden, was wir von diesen Märchen besitzen wollen, nicht nur Vollständigkeit, sondern auch jenen undefinierbaren Hauch ihrer hohen und eigenartigen, aber gewiß auch eigenwilligen Kunst. Aber, da uns vielleicht gerade ihr Feinstes auf dem Wege der Bearbeitung und Übersetzung verloren geht und verloren gegangen ist: welche Gewalt muß in ihnen stecken, was für ein Werk dichterischer Inspiration und schöpferischer Intuition müssen sie sein, wenn sie so wirken konnten, wie sie gewirkt haben und wie sie noch wirken. Es gibt nicht viele Dichterwerke, die so unverwüstlich sind.

Vielleicht ist es nur ein recht schwacher Begriff, den wir von ihnen haben, aber für uns ist er stark. — —

Walter Thom is nominado 3rd

Walter Thom ha sido nominado para el 3rd de la Asociación Nacional de Fútbol Americano. Thom, quien jugó en la Universidad de Rutgers, fue seleccionado en la segunda ronda del draft de la NFL de 1934 por los Giants de Nueva York. Durante su carrera profesional, Thom jugó en los Giants, los Boston Redskins y los Washington Redskins.

Thom es conocido por su habilidad para pasar el balón y su capacidad para leer las defensas. También es conocido por su liderazgo en el campo y su ética de trabajo. Thom ha sido nominado para el 3rd en varias ocasiones, pero nunca ha sido elegido.

La nominación de Thom ha sido recibida con sorpresa por algunos, ya que no ha jugado en la NFL durante varios años. Sin embargo, otros creen que Thom merece la nominación por su contribución al fútbol americano.

Walter Thom en su época de jugador.

Mitgliedschaft des Rates erlangte er 1923/24. Er war Mitglied der Deutschen Volkspartei.

Seine Tochter Elisabeth Schwarzhaupt (1901–1986) war 1957–1961 Bundesministerin für Gesundheitswesen.

Quelle: Wikipedia

Lincoln's birthday, February 12, 1909, was observed as a holiday in many States, and in the District of Columbia, and was generally celebrated throughout the country. The Lincoln Memorial Association, of Washington, D. C., had charge of the celebration in the District of Columbia, and arranged for the following exercises:

At 10 a. m. a meeting was held in the Hall of Representatives, at which addresses were delivered by Hon. Joseph G. Cannon, Speaker of the House of Representatives, Hon. Boies Penrose, President pro tempore of the Senate, Hon. Champ Clark, Hon. John Sharp Williams, Hon. Joseph W. Fordney, Hon. Thomas S. Martin, Hon. Robert M. La Follette, Hon. Jacob H. Gallinger, Hon. Henry Cabot Lodge, Hon. Joseph B. Foraker, Hon. Shelby M. Cullom, Hon. Thomas H. Carter, Hon. Charles W. Fairbanks, Hon. Joseph M. Dixon, Hon. Thomas R. Marshall, Hon. Benjamin B. Odell, Jr., Hon. Augustus O. Stanley, Hon. Thomas W. Hardwick, Hon. Ollie M. James, Hon. Thomas C. Sherwood, Hon. Thomas L. Hamer, Hon. Thomas L. Rayner

ROSEMARY BRADLEY was born in Ireland on 30 September 1947. She was educated at Trinity College, Dublin, and has lived in Canada, Australia and Britain. She has published two collections of poetry, *Lucy Variations* (1977) and *Lucy Remembered* (1979), and a novel, *Lucy Leaving* (1980). She is married to the poet Peter Porter and has a son and a daughter.

ROSEMARY BRADLEY

PETER PORTER

ROSEMARY BRADLEY

PETER PORTER

Fig. 1.—Armour of Gilles de Trazegnies, Knight of the Golden Fleece.

Fig. 2.—Armour of Philip the Good, Duke of Burgundy.

Fig. 3.—Armour of Charles the Bold, Duke of Burgundy.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Kunstgeschichte. Unter Kunst im weitesten Sinne versteht man die Fähigkeit, Gegenstände der Natur oder Phantasiegebilde durch Formen und Farben darzustellen. Die Kunst ist also eine Nachahmung der Natur, aber nicht eine sklavische, sondern eine freie, geistige Nachahmung. Sie ist nicht Wiedergabe der Natur, sondern Darstellung der Natur durch den Geist des Künstlers. Die Kunst ist eine Tochter der Religion. Sie ist entstanden, als der Mensch anfing, seine Götter darzustellen. Die Kunst ist also ursprünglich religiöse Kunst. Sie ist aber auch Ausdruck des Volkslebens. Sie ist Volkskunst. Sie ist

Weihnachtsfeier beim Prinzen und der Prinzessin Max von Sachsen.

Prinz Max von Sachsen.

Prinzessin Max von Sachsen.

Prinz Ernst Heinrich von Sachsen.

Prinzessin Ernst Heinrich von Sachsen.

Prinz Friedrich Christian von Sachsen.

Prinzessin Friedrich Christian von Sachsen.

Fig. 1. Ritratto di Bernardo Bellini, dipinto da Leonardo da Vinci.

Fig. 2. Ritratto di Bernardo Bellini, dipinto da Leonardo da Vinci.

Fig. 3. Ritratto di Bernardo Bellini, dipinto da Leonardo da Vinci.

Fig. 4. Ritratto di Bernardo Bellini, dipinto da Leonardo da Vinci.

Nick Ut's photograph of Kim Phuc running naked down the road after a napalm attack in Vietnam in 1972 helped to turn public opinion against the war.

Eddie Adams's photograph of a Vietcong prisoner being executed by the South Vietnamese police chief in 1968 was a turning point in the war.

Joe Rosenthal's photograph of the raising of the US flag on Iwo Jima in 1945 was a symbol of victory in the Pacific.

Alfred Eisenstaedt's photograph of a sailor kissing a nurse in Times Square on VJ Day in 1945 was a symbol of the end of the war.

Robert Capa's photograph of a Republican soldier falling to his death in the Spanish Civil War in 1936 was a symbol of the futility of war.

Dorothea Lange's photograph of a migrant mother and her children in California in 1936 was a symbol of the Great Depression.

Lewis Hine's photograph of a child labourer in a cotton mill in 1908 was a symbol of the exploitation of children.

Die Karfunkel von Wisby.

(Schwedische Sage.)

„Gib ihn mir, Liebste, den Schlüssel zum Tor —
Weiche nicht bebend zurück!
Oft stieg ich über die Mauer empor
Und raubte mir süßes Glück.
Dein Vater, der Turmwart, lugt scharf in die Nacht,
Der Wachen Leuchtfeuer droht ...
Den Schlüssel! Das Ausfallpförtchen geht sacht:
Heut gilt es Leben und Tod!"

„Du kamst — ein fremder, ein fahrender Mann —
In dänischem Fischerkleid:
Wie wilde Flammen faßte mich an
Der Liebe seliges Leid ...
Nie hast Du Deinen Namen genannt —
Geheimnis Dich umflicht ...
Doch ob ich Dir diene — betört und gebannt —
Den Schlüssel — gebe ich nicht!"

Er schaute sie an mit dem Königsblick:
„Du schönste von Wisbys Frau'n!"
Er strich ihr das Seidenhaar ins Genick:
„Eine Krone verdiente es, traun!
Und könnte es nicht wie im Märchen sein,
Daß ein Goldreif am Tore lag?
Gib mir den Schlüssel! Die Krone ist Dein:
Ich bin — Waldemar Atterdag!"

Schlafe du Stadt, wo das Gold sich häuft,
Schlafe du Wisby — und träume!
Um deine Giebel das Mondlicht träuft,
Um die mächtigen Speicherräume.
Vor silbernen Krippen im Marmorstall
Scharren die Rosse im Dunkel —
Aufs Meer hinaus, über Mauer und Wall,
Leuchten deine Karfunkel!

An der Kirchenfront von Sankt Nikolas,
In den herrlichen Fensterrosetten,
Strahlen sie, wie rubinrot Glas,
Den Schiffer zu warnen, zu retten.
Sie bringen Glück — sie scheuchen das Leid
Seit vielen hundert Jahren:
Die schönste Göttin der Heidenzeit
Trug sie in wehenden Haaren! ...

Was regt sich heimlich am Nordertor,
Und funkelt wie Silberglanz?
Wacht auf, ihr Bürger! Heraus! Hervor!
Es gilt einen Waffentanz!
Dreitausend Lanzen drängen so stark,
Sie sparen nicht Stoß noch Schlag:
Ihr Führer ist König von Dänemark,
Ist Waldemar Atterdag!

Wach auf, du reiche, du schlafende Stadt,
Deines Glückes Tage sind hin:
Sie aber, die dich geopfert hat,
Wird nimmer Königin!
Erstochen liegt der greise Wart
Und kannte doch nicht Verrat —
Erstochen liegt Dagmar Lindegard,
Die solchen Frevel tat!

Vom Nordertor zum Meeresstrand
Ein beutefroher Zug:
Was sich in Wisby an Schätzen fand,
Der Däne seewärts trug.
Am Kirchenfenster Schlag auf Schlag —
Und jäh verglomm der Schein ...
Im Beuteschiff des Atterdag
Flammt der Karfunkelstein!

Wohl hat die Nacht dem Raub gegrollt:
Gewittersturm brach los,
Die Wogen, donnerüberrollt,
Bäumten sich riesengroß.
Vor Gotlands Küste Riff an Riff
— Der Teufel schien im Bund! —
Geborsten sank das reiche Schiff
Zum purpurdunkeln Grund ...

Noch heute, wenn Mittsommerglut
Auf stillen Meeren liegt,
Wenn atlasglatt die blaue Flut
Sich leise träumend wiegt,
Dann leuchtet wunderroter Schein
Aus Märchentiefen weit:
Dann kündet der versunkne Stein
Von Wisbys goldner Zeit ...

Alice Freiin von Gaudy.

Digitized by Google

Santa Croce. Roman von Max Geißler.

Auf der Schwelle ihres Hauses droben in Santa Croce saß Frau Nina Zeni in der Sonne.

Madonna mia, wo soll Nina Zeni sonst sitzen als auf der Schwelle und in der Sonne, wenn sie Seidenraupeneier ausbrütet? —

Santa Croce hängt wie ein Schwalbennest am Südhange der Berge, der verbrannten, glühenden Berge. Nur das Silber der Oliven sickert um das Dorf in das heiße Gold der Hänge und wirft ein paar dürftige Schatten über das kahle Kalkgestein; und die Agaven kleben in den Spalten der Felsen und halten die gewaltigen Leuchter ihrer Blütenschäfte der Sonne entgegen, damit sie die goldenen Flammen daran entzünde. Es muß alles Glut sein um Santa Croce in diesen Tagen des Sommers.

Eigentlich liebte Nina Zeni diese Brände der Julisonne; denn bei so großer Hitze kann kein Mensch arbeiten — wenigstens in den Häusern von Santa Croce keiner; und darum konnte auch niemand sagen, Nina Zeni wäre allein faul.

Und ringsum sangen die Zikaden, und ringsum flackerte die Luft. Und die dicke Nina auf der Schwelle ihres Hauses wartete auf den Wind, ob er nicht bald wieder einmal die steile Berggasse herablaufen und mit den Ringlein über ihrer Stirn oder mit dem schmutzigen Saum ihres verwaschenen Kattunrockes spielen wollte.

Weil der Wind nicht kam, rief sie der Nachbarin ein Wort hinüber, durch das offene Fenster hinein, ein klagendes Wort.

Dort putzte Teresina Margiotta Kupfergefäße, schaute nicht auf und ließ Nina Zeni jammern. Aber es lauerte ihr doch ein heimliches Lachen in den Augen; denn sie wußte: wenn die breite, faule Nina ihr Lied zu Ende gesungen hat, erhebt sie noch einmal die Stimme und schreit in übergroßem Jammer: „O heilige Muttergottes, ich habe Hunger und bin so mager geworden wie ein Lampendocht!“

So geschah es auch diesmal.

Und darum lachte Teresina Margiotta drüben zwischen ihren kupfernen Töpfen ein klingendes Lachen. Das sprang in die enge Gasse, als müßte es den Wind aufwecken, der irgendwo unter den Oliven eingeschlafen war.

Es war aber auch wirklich zum lachen: Nina Zeni saß so breit und kugelrund auf ihrer Schwelle, daß eine Bergmaus Mühe gehabt hätte, zwischen Ninas Mitte und dem Türstock sich hindurchzufinden; und Nina Zeni behauptet trotzdem, sie wäre über ihrem Elend mager geworden wie ein Lampendocht!

Als sie Teresina Margiotta so laut lachen hörte, senkte Nina die Lider über die feindseligen Augen, die die Nachbarin gesucht hatten, und sagte zu sich: ‚Teresina Margiotta — was fällt Teresina Margiotta ein, in dieser Zeit Tiegel und Töpfe blank zu machen? Sie wird dabei um ihren Verstand kommen, die Teresina. Und warum scheuert sie mit Rohr und Sand? Weil sie ihr schönes Gesicht in dem blanken Kupfer sehen will. In jeder Pfanne an der Wand will sie einen Spiegel haben, die närrische Teresina Margiotta!‘

So redete die faule, kugelrunde Nina auf der Schwelle ihres Hauses mit sich selber und hatte die Hände zwischen ihren Knien gefaltet und die Lider geschlossen. Mochte Teresina Margiotta denken, sie betete!

Übrigens — Teresina Margiotta hatte gut lachen. Ihre Augen hatten dem schönsten, wildesten Jungen das Herz verbrannt, der in den Bergen über Santa Croce je Geier jagte.

Nun war er schon ein Dutzend Jahre ihr Mann und war immer noch verliebt wie ein Tauber. Auch heute war er wieder droben auf den zackigen Gipfeln; denn wer sollte sonst in der grauen Dämmerung der Frühe geschossen haben, dort oben, wo die Geier pfeifen?

Published September 1. 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

Wer anders als der wilde, schöne Giulio?

Und wenn Giulio des Abends heimkehrte und sich den kalten Bergbronnen über die sehnigen Arme und über das kupferbraune Gesicht laufen ließ, da saß die schwarze, sternenäugige Teresina neben dem Quell auf dem Stein und hielt das weiße Tuch in ihren Händen, mit dem der Jäger sich trocknen sollte. Dabei sah er sie an, wie einer seine Liebste ansieht und nannte sie Coccolina mia! Es war nicht zu glauben! Und — mio Nini (mein Schatz!) kicherte die verliebte glückliche Teresina; und ihre Augen waren dabei voll von heißem Verlangen, und auf ihren Lippen lag eine Sehnsucht nach dem Kusse des wilden, herrlichen Giulio.

O, Teresina Margiotta!

Frau Nina Zeni hatte keinen, der ihre Sehnsucht sah. So zerquälte sie sich das Herz um Teresina Margiotta und um ihre Sternenaugen und um ihren mutigen, schönen Giulio. Dabei hatte sie immer die Hände zwischen den Knien gefaltet und die Lider geschlossen, und ihre Lippen bewegten sich wie bei einer Betenden. Aber in ihrem Herzen dachte sie, wie sie sich schmücken wollte — ja, Nina Zeni wollte noch schön sein! Mit bunten Bändern wollte sie sich putzen und mit Perlen und Spitzen, so, wie die Frauen von Sonnino sich putzen — die schönen Frauen von Sonnino, von denen man in der Welt singt und unter denen Nina Zeni jung gewesen war. Warum hatte sie das Schicksal aus Sonnino verschlagen? Weithin um die altersgraue kleine Stadt dehnten sich die Pontinischen Sümpfe, wob an Sommerabenden ein blutrotes Leuchten. In den Niederungen, durch die in der heißen Zeit die Fieber krochen, lebten in den Tagen der Blüten und Früchte die Räuber von Sonnino ihr königliches Leben; und die Lieder der Jungen priesen den Ruhm der Nonna, die mit eigener Hand dem Mörder ihres Verlobten den Dolch ins Herz gestoßen hatte. Sie war die letzte ihres Geschlechts, und mit ihr war die alte, starre Formel ins Grab gesunken, mit der man im Scheine mitternächtiger Feuer das Gelübde der Blutrache auf sich nahm . . .

Mit geschlossenen Augen dachte Nina Zeni der Herrlichkeiten von Sonnino. Wäre sie dort geblieben, wer weiß, wie freundlich der Stern ihres Glückes dann in dieser Stunde gestrahlt hätte!

Es war auch gar nicht lange her, seit sie — die fünfzigjährige Nina Zeni in Santa Croce — dem heiligen Antonius von Padua sieben Kerzen und ein großes silbernes Herz gelobt hatte, ohne zu wissen, wie sie ihr Versprechen jemals einlösen sollte — wenigstens hinsichtlich des silbernen Herzens. Denn das Glück ihrer Liebe war kurz gewesen, viel zu kurz für das heiße Herz der jungen Ninetta: die Sbirren hatten ihren Mann in den Bergen erschossen. Und er ließ ihr nichts als das Kind, nichts als die kleine, fromme, unglückliche Marietta.

⁂ ⁂ ⁂

Das war vor fünfundzwanzig Jahren gewesen. Aus der schlanken Ninetta war eine runde Nina geworden. Die war sie geworden trotz des scheelsüchtigen Schicksals; und nun, da dies neidische, hartnäckige Mißgeschick mit Frau Nina Zeni in Santa Croce nicht mehr zu hadern schien, lebte sie in Faulheit und Sonne ihre Tage dahin. Und über der Wahrnehmung, daß alles Leid der vielen Jahre die kecken Ringlein der Haare um ihre breite Stirne nicht hatte verstauben können, begann ihr Herz versöhnlich zu werden.

Warum sollte Nina Zeni nicht hoffen? War ihr Haar nicht noch schwarz wie das Gefieder der Dohlen, die um das Felskirchlein von Santa Croce kreisten? War ihr Blut nicht noch heiß wie die Gluten des Sommers? Besaß sie nicht ein Haus in Santa Croce, ein Nest, in dem sich's erst zu zweien recht froh sein ließ? Warum sollte Nina Zeni also nicht hoffen? —

„Teresina Margiotta," pflegte sie zu sagen, „eine Frau, die die Hoffnung auf Liebe verloren hat, hat das Recht auf Liebe verloren, und eine Frau, deren Lippen nicht mehr nach der herben Süße des Männerkusses dürsten, welkt über Nacht und ist eine entblätterte Rose."

Das wußte Teresina Margiotta längst: „Du hast recht, Ninetta!" sagte sie. „Und

Digitized by Google

Deine Lippen, die so schön reden, müssen süß sein, wie reife Feigen."

Dabei sah die blankäugige Teresina Margiotta so ernsthaft auf die breite Matrone, daß die keinen Schatten der Falschheit in der sonnigen Helle dieser Augen erkannte, so forschend sie auch danach suchte; und sie hörte zwischen dem silbernen Falle der Worte nicht das heimliche Lachen des Hohns. Darum nickte sie befriedigt und mit einer Anmut, die selbst die graziöse Teresina Margiotta so überraschte, daß sie rief: „O Ninetta, einst bist Du schöner gewesen als eine Königin!"

„Einst?"

„Nun ja, Ninetta, meine liebe dicke Ninetta!" Dabei glitten ihre braunen Hände, um deren Gelenke das matte Silber der Armketten klang, kosend über Ninas Wangen. Denn sie wußte: Nina Zenis faule Gutmütigkeit konnte durch ein unbedachtes Wort aufgescheucht werden, und dann konnte die gute, dicke Ninetta eine fürchterliche Löwin sein. Darum fielen die Worte nun von Teresinas Lippen wie Perlen und fielen als erfrischender Tau über Ninas rundliche Fülle und auf ihr heimliches Hoffen: „Nun ja, Ninetta, meine liebe, schöne Ninetta — einst! Vor Jahren warst Du die leuchtende Sonne, und heute bist Du schön wie der sanfte Glanz des vollen Mondes, der die Klüfte von Santa Croce erquickt. Ist das nicht so, Ninetta? Und ist das runde Gesicht des Mondes in seiner Milde nicht viel lieblicher als die heiße Schönheit der Sonne?"

So redete Teresina Margiotta mit Nina Zeni.

Es war ganz sommerstill in der Steilgasse des Bergnestes; kaum, daß ein Kind einmal den Weg herniedereilte, kaum, daß ein Hahnenschrei über eine der grauen Mauern sich herüberfand, auf denen der Tag die Kräuter zwischen den Steinen versengte.

Da hallten Schritte auf den Fliesen der engen Gasse; die klangen näher, und die plaudernden Frauen hielten den Atem an.

„Hörst Du, Teresina?"

„Ich höre, Ninetta."

„Was meinst Du, Teresina?"

„Was soll ich Dir sagen? Es werden Fremde sein."

„Deutsche, Teresina Margiotta! Sie treten auf wie die Bären . . ."

„Und wer sollte sonst um diese Stunde bei lebendigem Leibe sich rösten lassen als ein Deutscher?"

Teresina Margiotta hatte einen Schritt rückwärts getan und bog sich nun hintenüber, um zu spähen.

Wenn Nina in diesem Augenblicke nicht mit all ihren Sinnen dem Unsichtbaren entgegengeeilt wäre — der Neid hätte ihr angesichts dieser schlanken Schönheit Teresinas das Herz gefressen. Aber sie sah nicht einmal die granatroten Pantoffeln mit den zierlichen Absätzen, die die Frau des Geierjägers an den bloßen Füßen trug, und nicht einmal ihr heißer Wunsch, solch niedliche Pantoffeln zu besitzen, war in dieser Stunde rege.

Da schritten die Fremden unter dem Torbogen hindurch, der bei dem Hause Giulio Margiottas über die schmale Gasse sich wölbte, unter jenem Torbogen, in dessen Rissen die Feige wurzelte und von dem hernieder der Ginster im April den goldenen Regen seiner Blüten schüttete.

Es war ein Paar hochgewachsener schöner Menschen, die nun langsam und mit allen Zeichen der Erschöpfung näher kamen, wie sie die qualvolle Glut der Felsensteige um Santa Croce verursachte. Der Mann trug einen schwarzen Vollbart und war für seine Schlankheit fast zu schmal; oder die Fülle des Bartes täuschte über die Zahl seiner Jahre. In der Hand trug er einen grauen Schlapphut. Um die Stirne der Frau zogen sich sanft gewellte Scheitel eines seidenweichen Haares, so weich und golden, daß die Blicke der Frauen von Santa Croce in den folgenden Tagen von weiter nichts reden würden — dachte Teresina Margiotta — als von der seidenen Flut über den Schläfen der deutschen Signora.

In schlechtem Italienisch — natürlich; denn er war ein Deutscher! — fragte der Mann Teresina Margiotta: „Ist eine Wohnung für uns in Santa Croce?"

„Es ist kein Hotel hier, Herr."

„Nicht so! Wir möchten für immer hier sein oder wenigstens für lange Zeit."

Während Teresina die Schultern zog und nicht recht wußte, welche Auskunft sie erteilen sollte, hatte Nina Zeni die Gunst der Stunde mit scharfem Blick erkannt und richtete sich auf. Nina Zeni stand ganz allein auf!

„Teresina Margiotta," gebot sie, „was stehst Du, und warum läufst Du nicht? Schöpfe frisches Wasser, Teresina, und bring es in mein Haus, damit sich die Herrschaften kühlen und davon trinken. Eil Dich, Teresina Margiotta!"

Und so gebieterisch streckte die fette, faule Frau Nina ihren bloßen Arm aus, und so herrisch war ihr Blick, daß Teresina Margiotta nicht einen Augenblick zögerte, alles zu tun, was die Nachbarin wünschte.

Während der Schlag ihrer roten Pantoffeln auf den Steinfliesen verklang, lud die bloßarmige Frau Nina, die sich das Hemd über der Brust zusammengezogen hatte, die Fremden ein, in ihr Haus zu treten. Sie schüttete eine Flut von Entschuldigungen über sie aus und erkannte dennoch an vier hilflosen Augen, die sich ängstlich an ihre geschäftigen Lippen hingen, daß sie fast unverstanden blieb. Aber unerschöpflich sprang der Quell ihrer Rede — und wenn sich ihr Mund nicht verständlich machen konnte, die Beredsamkeit ihrer Hände und Arme versagte nicht. Und so sprach Nina Zeni, während sie die Fremden auf eine zerrissene Polsterbank komplimentierte: „Es ist sehr heiß heute, und es ist besonders heiß in Santa Croce. Aber es ist schön in Santa Croce, schön im Schatten der Berge, schön wenn die dunkelblauen Früchte im Silber der Oliven reifen, schön wenn die goldenen Limonen gepflückt werden. Aber — Fremde können in Santa Croce einzig bei Nina Zeni wohnen; denn es kommen nie Fremde her, weil ihnen die Wege zu steil sind; darum richten sich die Leute von Santa Croce nicht für sie ein. Aber Nina Zeni hat ein Zimmer, — in ganz Santa Croce niemand als Nina Zeni."

Sie nannte rasch einen bescheidenen Wochenpreis; denn draußen hörte sie schon wieder den raschen, leichten Schlag der roten Pantoffeln Teresina Margiottas. Mit fragenden, schier ängstlichen Blicken suchte sie den Fremden ihr Einverständnis von den Stirnen zu lesen. Da trat Teresina mit einem Glaskruge frischen Wassers in das Haus, über den sich die Kälte des Bergbrunnens als ein Hauch von mattem Silber gelegt hatte.

„Teresina Margiotta," schrie Nina Zeni und nahm der Frau den Krug aus der Hand, „lauf, Teresina, und bringe Gläser. Was meinst Du, Teresina, hältst Du es für möglich, daß die Prisca die Gläser staubig auf dem Brette stehen hat? Und heute! Und die flinke, saubere Prisca!"

Immer noch gehorsam, nun aber mit einem unzweideutigen Lachen, wandte sich Teresina Margiotta auch diesmal, während Frau Nina mit Ungeduld auf die Antwort der Deutschen wartete. Dabei horchte sie immer hinaus, ob die flinke, schöne Teresina etwa schon wieder auf dem Wege sei. O, wenn die wüßte, wie unerschöpflich viel Geld diese Fremden haben, sie würde nie zugeben, daß die beiden in dem armen, kleinen Hause der Nina Zeni eine Stube mieten.

88 88 88

Während Nina die Fremden in das geräumige Zimmer geleitete, das um so geräumiger schien, als es außer den zwei Betten nur die allernötigsten Dinge enthielt, sagte sie: „Es soll Ihnen gefallen im Hause der Nina Zeni! Wenn nur erst die Prisca aus den Vignen von den Bergen zurück sein wird! Heute abend kommt sie; sie soll nun auch nicht mehr fortgehen, sondern soll immer lauschen, ob die Herrschaften einen Wunsch haben. O, es wird Ihnen gefallen in Santa Croce!"

Dabei horchte sie hinaus, ob nicht ein Schritt das Nahen Priscas verkünde. „Prisca! Prisca!" rief sie und wußte doch, Prisca Zeni war weiter denn eine Wegstunde entfernt und Prisca ahnte nicht, welche Geschäftigkeit die gute, dicke Nina daheim überkommen hatte. Überdem dachte Nina auch daran, daß ihre dürftige Kleidung, die lediglich in Rücksicht auf die sengende Sonnenglut gewählt worden war, die Forestieri in Verwunde-

rung setzen könne; sie warf sich ein schwarzes Spitzentuch über die Schultern und verengerte mit einem leisen Seufzer den Bund des Rockes über den Hüften. Dann lehnte sie die grünen Laden an, sorgte für ein Handtuch und ging hinaus.

Als sie wieder in der Haustüre stand und hinübersah, wo Teresina Margiotta nun doch neugierig am Fenster erscheinen mußte, strahlte Nina Zeni in stolzem Glück. Diesen Tag ihres Lebens hielt sie für wichtiger als jenen, an dem man ihr einst ihren lieben toten Antonio mit blutiger Stirne aus den Bergen von Santa Croce herabgetragen hatte; denn heute hatte ihre Klugheit die Schönheit Teresina Margiottas besiegt. Was als unmöglich galt, — der dicken, verschlagenen Nina Zeni war es gelungen!

Und Teresina Margiotta erschien am Fenster bei dem Torbogen, in dem die Wildfeige wurzelte, und — putzte Pfannen. Darüber ärgerte sich Nina, tat noch hochmütiger und rief hinüber: „Teresina Margiotta, was sagst Du nun?“

„Was soll ich Dir sagen?“

„Teresina Margiotta, wir werden nun nicht mehr arbeiten und werden nicht mehr hungern müssen, wie die armen Leute in Santa Croce! Und Prisca wird schöne Kleider tragen, Teresina, und . . .“

Teresina Margiotta hatte wieder das heimliche Lachen, über das Nina sich ärgerte; deshalb schwieg sie. Warum sollte sie auch der Frau des Jägers verraten, daß das schillernde Glück der Stunde über sie gekommen war, das tausend Hoffnungen in den Händen hält! Aber ihre Gedanken spannen sich weiter und woben die dicke, glückliche Nina ein in ein strahlendes Netz . . . O, Prisca, die fleißige, fromme Prisca wird nun schön sein und sie wird schöner sein als Teresina Margiottas goldhaariges Kind, die zwölfjährige Leonetta!

Über diesem Gedanken, der Nina trunken machte — denn sie sann ihn zu einem köstlichen Ende —, legte sie die Hände auf die Schläfen und legte die Hände auf das Herz. O, jetzt wollte sie Teresina Margiotta, der stolzen, schönen, der eitlen, bewunderten Teresina, heimzahlen, was die ihr die langen Jahre her angetan hatte! Alles war besser und schöner drüben im Hause des Geierjägers. Frau Nina Zeni hatte Frau Teresina Margiottas Stolz schweigend, wenn auch nicht ohne Bitterkeit getragen. Ein einziges Mal hatte sie ihr keifend gegenübergestanden und hatte die Blitze ihrer Augen drohend gegen die schöne Frau geworfen: „Teresina Margiotta, was bildest Du Dir ein? Weißt Du, ob sie Dir Deinen Jäger an diesem Tage tot von den Bergen bringen? Weißt Du, ob Dein Kind, das um die Blumen der Felsen flattert wie ein Schmetterling und das zwischen den Zacken des Gesteins dahinhuscht wie eine Lazerte, — weißt Du, ob die goldhaarige Leonetta nicht eines Tages abgestürzt und zerschmettert am Wege liegt? O, Teresina Margiotta, Du bist jung und stolz, Du bist eitel und hochmütig! Fürchte den Zorn der Heiligen, Teresina Margiotta!“

So hatte Nina Zeni damals in ihrem Zorne zu ihr gesprochen; aber Teresina hatte sich gewendet und war in ihren feuerroten Pantoffeln trällernd die Gasse hinabgeschritten. Da stand Nina Zeni in der Tür ihres Hauses und ärgerte sich, daß die Nägel ihrer Finger sich tief in ihre fetten Hände gruben. — Nun aber war dieser Tag mit seinem unverhofften Glück gekommen!

‚So, Teresina Margiotta, jetzt rechnen wir ab! Jetzt gib acht, Du dumme, eitle Teresina!‘

In Frau Nina Zeni hatte dieser Tag eine Hoffnung lebendig gemacht, die selbst den Träumen ihrer wonnigsten Siesta bisher zu kühn gewesen war. Darüber vergaß sie ihre eigene heiße Sehnsucht, einen Mann zu besitzen, der ihre behäbige Üppigkeit schön fände und für sie arbeite und Geld verdiene — nein, sie vergaß dieses sehnende Verlangen nicht; aber sie war plötzlich und in wundersamer Wandlung geneigt, es ihrer lieben kleinen Prisca willen in stummer Ergebung zu tragen, bis der Heilige von Santa Croce oder die Himmelsmutter selber im Traum ihr einen Weg weisen würden oder bis sonst etwas geschähe; denn jetzt wollte Nina Zeni kämpfen —

kämpfen mit Teresina Margiotta um das Glück ihres Lebens. Und Nina Zeni wollte siegen!

⁂ ⁂ ⁂

Als die Abendglocke auf dem Turme des Bergkirchleins verklungen war, saß Nina Zeni mit den neuen Bewohnern ihres Hauses unter der breitblätterigen Feige und den blühenden Oleandern zwischen den hohen grauen Mauern hinter dem Hause. Nina hatte mit Augen und Armen zu reden, um sich ihren neuen Freunden verständlich zu machen, die sie beschwor, daß die fleißige, kluge Prisca schon Sorge tragen werde, sie in wenigen Wochen so vortrefflich Italienisch zu lehren, daß sie sich hernach mit ihr unterhalten könnten wie die Leute von Santa Croce.

Ob sie für lange Zeit hier wohnen wollten?

„Ja."

Ob der Signore ein Maler sei, da sein Aussehen darauf hindeutete?

„Ein Maler nicht, aber ein Schriftsteller."

O! Übrigens müßte der schwarzhaarige Herr für einen Italiener gehalten werden. Und die Signora mit dem seidenen goldenen Haar sei so schön und sanft wie die Himmelsmutter selber und viel schöner als die schwarze eitle Teresina.

Da klangen junge Stimmen vom Flur in das Gärtlein. —

„Prisca! Prisca!" schrie Nina, ohne sich von ihrem Sitze zu erheben. „Prisca! Beppino mio! Ihr seid lange aus diesen Abend! Warum so lange? Wußtet ihr nicht, daß vornehme Gäste angekommen seien?"

Und Nina streckte ihre fleischigen bloßen Arme nach ihren Enkeln aus.

„Ah," staunte die blonde Frau, „Euere Kinder, Signora Zeni?"

O, wie dies unbeholfene ‚Signora' der guten, behäbigen Nina in die Ohren klang! ‚Teresina Margiotta,' dachte sie, ‚wenn Du hörtest, daß sie Signora zu mir sagt, Du würdest sterben vor Ärger!' —

Und Nina schlug die Augen nieder; denn die deutsche Frau hatte ihr in dieser Frage zwiefach geschmeichelt. Dann sagte sie verschämt: „Eh, Signora Margherita, — meine Kinder? Wär' dies möglich? Wär' dies wirklich möglich, Signora Margherita?"

Noch lächelte Nina Zeni; aber schon verlöschte das Licht der Freude auf ihrem breiten Gesichte wie der Abendschein auf dem Rücken der Felsen von Santa Croce und wich einer tiefen, schwermütigen Nacht. Auch die fünfzehnjährige Prisca, neben der der jüngere Bruder stand, sah schweigsam und traurig auf die Fliesen zu ihren Füßen und schüttelte kaum merklich den Kopf.

„O, o," begann Nina Zeni zu klagen, „es sind die Kinder Mariettas, es sind die Kinder meiner Tochter." In ihren Augen ging ein maßlos häßliches Licht an, als sie sprach: „Und Marietta ist tot — tot, meine liebe, fromme, unglückliche Marietta!"

Ninas Worte ertranken in ihren Tränen. Sie legte die Hände auf die Knie der blonden Frau, und diese Hände zitterten.

„Was hab' ich gelitten!" schluchzte sie. „O, Signora, wissen Sie, was es heißt, ein Kind leiden und sich in das Grab härmen zu sehen? Meiner lieben, frommen Marietta ist das Herz gebrochen und in diesen Armen ist sie mir gestorben. O, o! — Geh fort, Prisca! Geh fort, Beppino! Tragt Wasser herzu und bringt Brot und Salami in das Haus und Eier von Giani Torino . . ."

Wie sie diesen Namen aussprach, ging wieder das Leuchten der Freude auf ihrem vollen Gesicht an — es war, als erwache die Sonne noch einmal und sie bestimmte, daß Prisca den Berg hinauf und durch die Limonière in die Zederwasserfabrik des Giano Torino gehen und die Eier erstehen solle, diesmal für bares Geld. O, Giano Torino soll staunen, wenn Prisca Zeni mit einer Hand voll klirrender Soldi vor ihm steht!

Als die Kinder mit ihrer sprachlosen Verwunderung gegangen waren, wandte sich Nina wieder gegen die Gäste und die Schatten legten sich von neuem über ihre Stirn als sie sprach: „Prisca Zeni und Beppino Zeni sollen sie heißen, diese beiden. Dio Cristo —" die dicke Nina knirschte diesen Fluch zwischen den Zähnen hervor, als müsse sie ihn zerbeißen, damit

Google

er doppelt werde — „Dio Cristo, sie heißen anders; denn sie sind die Kinder jenes Verfluchten, um den meiner lieben, frommen Marietta das Herz gebrochen ist. Aber ich will sein Andenken auslöschen in meinem Hause, und ich mag nicht, daß sein Name in diesen Mauern genannt werde. Er ist ein Gipsfigurenhändler und ist ausgezogen, weiß Gott wohin! Er ist nicht heimgekehrt. Er ist verschollen. Und die Türe des Hauses in Santa Croce ist ihm verschlossen solange ich lebe. In das Gesicht will ich ihn schlagen mit dieser Hand, wenn er den Weg jemals zurückfindet. Ich flehe den himmlischen Vater an, daß er mir seine heiligen Gnaden schicke und jenen nicht heimfinden läßt in den Frieden von Santa Croce. O, Madonnina mia, ich arbeite wie eine Eselin, diese Kinder aufzubringen . . . aber ich habe alles getragen . . .“

Dabei stützte die dicke, faule Nina die Arme in den Ellenbogen auf die Knie und barg das Gesicht in den Händen, während die Fremden mitleidig und schweigsam zu der armen Schwergeprüften herunterfahen.

„Ich habe gearbeitet wie eine Eselin“ — als Nina Zeni das sagte, ließ sie ihre Blicke flüchtig über die Krone der Gartenmauer gleiten, ob nicht etwa ein Neugieriger dort hocke, der sie lügen höre. Es war niemand da. Und Teresina Margiotta konnte nicht bis hierher hören. O, wie würde Teresina Margiotta gelacht haben! Ganz Santa Croce hätte an diesem Abend erfahren: Nina Zeni hat gearbeitet wie eine Eselin! Und dann?

Die Mäuler hätten sie sich vor Vergnügen zerrissen in Santa Croce.

⁂ ⁂ ⁂

Als der große Abendpfau mit den schillernden Spiegeln auf den Flügeln um die Lichter von Santa Croce schwirrte und die Oleanderschwärmer um die roten Blütenbüschel surrten, die die Nacht mit ihrem schweren Dufte füllten, wurden in dem armen Hause der Nina Zeni zwei Gespräche geführt, die für die, welche sie angingen, einen Wendepunkt ihres Lebens bedeuteten.

Die Türe links vom Flur leitete in die rußgeschwärzte Küche, durch die man in das Schlafzimmer Ninettas gelangte. Dort schlief Beppino schon und rief aus dem Traumlande herüber ein zärtliches „Prisca, o Prisca mia, es ist herrlich, eine Signore zu sein!“

Daran war der glücklichen dicken Nina Beredsamkeit schuld, die dem Jungen in der Dämmerung mit so heißen Worten bunte Bilder von der kommenden Zeit entworfen hatte, daß sie in lockendem Glanze nun in seinem Schlummer leuchteten.

Auf dem Herdrand unter dem weitausladenden Rauchfang aber saß die glückliche Ninuccia selber. Sie hatte die fetten Arme zufrieden übereinander gelegt, die aus dem schwarzen Spitzentuch herausleuchteten, das ihr Schultern und Haar deckte und in zierlicher Flebbe über die breite Stirne fiel. Und so würdevoll schaute sie in das rote Licht, das das heimliche Herdfeuer durch den Raum warf, als müsse sie schon an diesem Abende mit der Rolle der Signora sich vertraut machen.

Duft von Speck und Eiern stieg aus der Pfanne über dem Kohlenfeuer und schwamm hinaus auf die Berggasse, in der in dieser Nacht alles mit neugierigen Augen und flüsternden Reden wandelte, was in Santa Croce Röcke trug. Endlich nahm Prisca die Pfanne vom Feuer und setzte sich neben Nina auf den Herdrand zum köstlichen Abendbrot. Speck und Eier und weißes Brot — Nina schmatzte im Schweiße ihres Angesichts, tupfte die Pfanne mit der weichen Krume aus und kühlte die heißen Lippen am herben Roten.

„Prisca!“ seufzte sie und wandte sich unter der ungewohnten Hülle der rinnenden Spitzen.

„Nonna mia,“ kicherte das Mädchen, „was fällt Dir ein, am Herdfeuer zu sitzen wie im Betstuhl?“

Aber Frau Nina war unter allen Umständen gewillt, die Last ihres Umhanges zu tragen: „Was fällt Dir ein? Kind, Kind, soll ich mich splitternackt ausziehen?“

Da kicherte Prisca abermals, trug die Gefäße zur Seite und saß neben Nina

Digitized by Google

nieder. Sie hatte längst erraten, daß diese heute noch lang und heimlich mit ihr reden werde. Das stille, besinnliche Kind, das in das tiefe Leid seiner Mutter hineingeboren worden war und das für Nina Zenis dicke Behäbigkeit von früh bis spät arbeiten gelernt hatte, wußte, wohinaus es nun mit Frau Nina wollte. Die war voller Pläne und rechnete sich mit dem Silber ihrer Mieter köstliche Freuden aus; ehe der Mond sich nicht zum Niedergange schickte, würde sie in dieser Nacht keine Ruhe geben. Und doch ahnte Prisca nicht, daß sie selbst es war, der die Unrast der sonst so steten Matrone galt.

Nun faßte sie die Hände des Kindes und zog es dicht an ihre Seite und umschlang es mit ihren Armen. Dabei flüsterte sie heiß und eifrig auf Prisca ein: „Was meinst Du zu unserm Glücke, Kind? Ist Deine gute, sorgende Ninuccia nicht klug? Ist sie nicht die klügste unter den Frauen von Santa Croce? Ist sie nicht viel klüger als die eitle, hochmütige Teresina Margiotta und ihr Kind?"

„Ist Teresina Margiotta hochmütig?" staunte Prisca.

„Und ob sie es ist! Teresina Margiotta ist eitel und dumm wie ein Pfau, und Leonetta gleicht ihr wie eine Pfauenfeder der anderen. Ich habe mich über das Kind und seine goldenen Haare geärgert. Madonna mia, was hat sie für Haare! Köstlich und glänzend wie Nina Zenis deutsche Signora!"

„Leonetta Margiotta ist das schönste Mädchen von Santa Croce!"

Da zischte Nina Zeni und ihre Augen leuchteten durch die Nacht, in die kaum noch ein Schein von den verglimmenden Kohlen fiel. Sie hielt Prisca nun in den Armen wie ein Kind und beugte sich über sie und ihr Flüstern ward heißer: „Du bist fünfzehn Jahr alt, Prisca, und bist zwei Jahr älter als Leonetta Margiotta. Hast Du einen Mann lieb, Prisca?"

Sie sah, daß das Mädchen die Lider schloß, und wußte, daß sie auf diese eine Frage keine Antwort erhalten werde. Darum fuhr sie in einem Tone sicherer Überzeugung fort, als wäre Priscas Herz ein Ding wie jenes, das sie dem Heiligen versprach, so oft Nina Zeni ihre Sehnsucht hatte.

„Du wirst ihn lieb haben, den einen, um den sie alle den Hals sich verdrehen in Santa Croce! Du wirst ihn lieb haben und er Dich — nun muß das kommen!"

Da streckte Prisca ihre Arme empor und schlang sie um Ninas Hals: „O, Ettore Torino — ich glaube, ich könnte um ihn sterben!" Und die schmalen Lippen des Kindes waren auf einmal heiß und sehnsüchtig und suchten nach dem Munde Ninas und fanden ihn und tranken sich in trunkener, wilder Lust daran fest. Da schloß Nina ihre Lippen und litt das verzehrende Feuer dieses Kusses.

Alle Furcht und alles Leid besiegte dieser eine herrliche Tag!

* * *

Wenn Frau Nina dem Kinde Prisca bei der Arbeit zusah, so dachte sie: ‚Prisca ist fleißig und klug und Prisca arbeitet, als ob Arbeit ein Glück sei.' Und wenn sie ihr nachschaute, ihr und dem elfjährigen Beppino, wenn die beiden des Morgens mit ihrem Krüglein die Felsengasse von Santa Croce in die Fron des Tages schritten, damit Nina Zeni daheim faul sein könne, so dachte sie: ‚Wenn Prisca schön wäre wie Leonetta Margiotta, so würde sie seufzen unter der Härte ihres Schicksals; sie würde eitel sein, sie würde sich schmücken mit Ketten und Ringen und leuchtenden Bändern — und wenn es gleichwohl nur wertlose Dinge wären, die nur blitzen, so lange sie neu sind.'

Von alledem hatte Nina nie etwas an Prisca wahrgenommen. Und Prisca Zeni war fünfzehn Jahre — mit vierzehn Jahren hatte Nina Zeni geheiratet, und mit fünfzehn Jahren rüstete Marietta, Priscas Mutter, zur Hochzeit. Aber Prisca tat, als wäre sie nicht eines Mannes wegen auf der Welt, als wäre sie geboren, zu frönen wie eine Eselin und zu sorgen, damit es ihrem lieben, klugen Beppino wohl werde.

Kamen die beiden dann abends nach Hause, so war Prisca still und ernst und von so seltsamer Art, wie sie Nina Zeni

Digitized by Google

nie an einem Mädchen der Berge von Santa Croce, nie an einer Tochter ihres Volkes wahrgenommen haben wollte. Der liebe, listige Beppino dagegen kletterte wie eine Katze auf die Feigenbäume, die an den Felsen hingen, und grub seine schneeweißen Zähne in die schwellende Süße der reifenden Früchte; oder er klomm in den Runsen des Gesteins empor, wo die Käuze zu Neste getragen hatten, und raubte die Jungen.

Dabei leistete ihm die wilde Leonetta Margiotta Gesellschaft. Manchmal trieb er sich auch den ganzen Tag über mit dem goldhaarigen Nachbarkind in den Bergen umher; denn Leonetta sprang ihnen, wenn sie zur Arbeit gingen, plötzlich in den Vignen über den Weg, warf die glänzende Flut ihrer Haare in den Nacken und lockte mit so verführerischen Worten, daß ihr weder Beppino noch Prisca widerstehen konnten. Dann hockten sie im Ginster und teilten das Brot, wobei Prisca immer den kleineren Teil für sich behielt. Und Prisca ging allein zur Arbeit und log: der liebe, zarte Beppino sei krank und müsse daheim Tee trinken.

An solchen Tagen arbeitete Prisca auch in den drei Mittagsstunden, während welcher im Sommer niemand eine Hand rührte — sie arbeitete für Beppo, und es gelang ihr, die von diesem versäumte Zeit einzuholen und am Ende der Woche den vollen Lohn nach Hause zu bringen, ohne daß Nina Zeni ahnte, wie hart es Prisca gehabt hatte.

Die grenzenlose Liebe, mit welcher Prisca an ihrem Bruder hing, und von der Frau Nina glaubte, daß sie wohl deshalb da sei, weil Prisca ihre Mutter nur in einer kurzen Zeit tiefster Trübsal gehabt habe, in der diese Mutter über das Kind den Reichtum ihrer Treue und ihrer Sorgen ausschüttete — diese grenzenlose, merkwürdige Liebe zu Beppo übertrug sich allgemach auch auf Nina selbst. Und so ward Beppino, der ein eigensinniges, kränkelndes Kind gewesen war, unversehens der Abgott des Hauses.

Das empfand niemand mit größerer Genugtuung als Beppo selbst. Aber keiner hätte die Lage der Dinge auch listiger auszunutzen verstanden als er. Vor allem: er verscherzte sich die Gunst und Willfährigkeit Ninettas nie durch ungebärdiges Wesen und erfüllte ihr in seiner Verschlagenheit und Eigensucht alle Wünsche. Er hatte Frau Nina oft genug erzählen hören, wie armselig es um ihn als Bambino bestellt gewesen sei, als seine Mutter Marietta vier Wochen nach seiner Geburt die Augen für immer schloß; und er hörte sie erzählen und klagen, wie sie — die sorgsame, treue Ninetta — gewacht und geweint und sich gemüht habe, sein welkendes Leben zu erhalten.

Darum — wenn er keine Lust hatte, in der Vigne zu arbeiten, so jammerte der liebe, verschlagene Beppino des Morgens so lange im Bette, bis ihm Nina befahl, er müsse liegen bleiben und süßen Tee trinken. Und wenn es besser mit ihm geworden war, hieß ihn die Nonna, sich hinauszusetzen in Schatten und Stille. Prisca ging arbeiten, Nina legte sich wieder schlafen, und das Feuer auf dem Herde war niedergegangen; und wenn es so still im Hause geworden war, daß er das Summen der Fliegen von der Küche her hören konnte, kroch Beppino munter wie eine Lazerte über Gartenmauern und Maulbeerbäume. Dort fand er Leonetta Margiotta und erzählte ihr: er wisse das Nest eines wunderschönen Vogels in den Felsklüften von Santa Croce, darin müßten Eier liegen — so golden wie Leonetta Margiottas leuchtende Haare. Da funkelten Leonettas Augen wie Irrlichter: „Komm, Beppino, in die Felsen!“

* * *

Die behäbige, träge Nina, der die Augen zehnmal am Tage zufielen und deren Sinne das Summen einer Fliege oder das Flackern des Brandes, das Singen der Zikaden in den Gärten oder das Plätschern des Quells mit tiefem Schlummer umwob, war in jener Nacht auf dem Herdrande wie heimliches Feuer. Sie fühlte, wie sehnsüchtig und leidenschaftlich Priscas junge Arme ihren Nacken umfingen und wie die Lippen des Mädchens sich an ihrem Munde festgetrunken hatten. Das Spitzentuch war herabgeglitten, und sie hielt das zitternde, leidenschaftliche Kind in ihren Armen und schwieg.

Der Schlag der Turmuhr von Santa Croce lief die Felsengasse herab; die Schritte auf den Steinfliesen zwischen den Häusern verklangen — es ging gegen die Mitternacht.

Noch immer schwieg Ninetta — es war, als höre sie Prisca ins Herz. In dieser Nacht wollte sie alle Geheimnisse dieses Kindes ergründen; in dieser Nacht wollte sie den heimlichen Brand zur lodernden Flamme entfachen.

Aber Prisca sprach nicht. Es war, als schüttelte ein Fieber den zuckenden, jungen Leib. Nur manchmal rang sich ein Laut über die heißen Lippen — halb Zagheit, halb Glückseligkeit. Aber Prisa sprach nicht.

Ninetta tastete mit ihrer Hand über ihre Stirn und tastete über ihre Augen. Die Lider waren geschlossen.

„Rede, Prisca! Es ist Mitternacht und Santa Croce liegt schlafen."

„O Ninuccia! Werde ich glücklich sein?"

„Du wirst es sein, Kind!"

„O Nina, liebe, kluge Nina!"

„Warum hast Du Dich verzehrt in Liebe zu Ettore Torino und hast Dein Herz Deiner Nina nicht verraten?"

„O, Ettore Torino ist reich und ich bin arm. Ettore Torino ist so weit und hoch für die arme, mutterlose, häßliche Prisca!"

„Du sollst nun nicht mehr arbeiten und sollst bunte Kleider tragen, Prisca! Du sollst schön sein!"

Immer fester schlang das Mädchen die Arme um den Hals der Frau Nina.

„Wie kann ich schön sein?"

„Du wirst Dich mit Wasser aus Rosen waschen, und ich will Dir die Haut reiben mit sanftem Öl."

„O Ninuccia, liebe Ninuccia!"

„Wir wollen die Heiligen um ihre Hilfe bitten!"

„Aber Ettore Torino ist schön und stolz, er ist noch herrlicher als Teresina Margiottas Jäger!"

Wie Prisca diesen Namen nannte, zuckte Frau Nina zusammen.

„Leonetta Margiotta!" knirschte sie. Das klang wie ein Fluch.

„Was erschreckt Dich, Ninetta?" fragte Prisca.

„Ich hasse Leonetta Margiotta und ihre goldenen Haare. Die Männer sind närrisch auf so seidiges, goldenes Haar."

„Und Ettore Torino wird sie sehen und lieben!" klagte Prisca.

„Dio Cristo!" knirschte Frau Nina. „Die Berge sollten über Leonetta Margiotta stürzen!"

„Ob sie ihn lieb hat?

„Sie ist ja noch ein Kind, Prisca!"

„Aber sie wird ein Weib. Über Nacht — wenn Ettore Torino aus Afrika von den Bersaglieri nach Santa Croce zurückgekehrt sein wird."

„Bis dahin ist es noch länger als ein Jahr."

„O, eine Ewigkeit! Und ich sterbe vor Sehnsucht nach Ettore Torino!"

„Spricht Leonetta Margiotta von ihm?" forschte Nina.

„Niemals!"

„Sie ist ein unwissendes Kind!"

„Aber Teresina Margiotta wird mit ihr von ihm reden. Meinst Du nicht, Nina?"

Nina Zeni grub ihre weißen Zähne in die fleischigen Lippen und zerbiß eine Verwünschung; denn sie sah für Prisca keinen Weg in das Herz Ettore Torinos. Sie wußte: alle Mädchen von Santa Croce bitten die Heiligen um die Liebe des schönen, stolzen Sohnes Giani Torinos, der in den Bergen über Santa Croce das feurige Zederwasser brennt.

Und Nina Zeni würde vergeblich nach einem Worte des Trostes für sich und Prisca gesucht haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß Ettore Torino erst in fünfzehn Monaten heimkehrte aus den Felsgebirgen Afrikas, in denen er bei der stolzen Truppe der Bersaglieri diente. O, nur die schönsten und kühnsten Jungen Italiens dürfen den Rock der Bersaglieri tragen — und einer, dessen Haut die Sonne Afrikas den kupferbraunen Glanz geschenkt hat, einer, dessen Augen die Fluten des heiligen Stromes schauen durften, solch einer sollte sich um die arme, stille Prisca von Santa Croce kümmern und sie lieb haben? Und noch dazu einer, dessen Vater Giani Torino heißt und dessen Erbe die Zederwasserfabrik ist? Einer, der einst fünfzig Arbeiterinnen in seinem Dienste haben

Digitized by Google

wird — mehr, als ganz Santa Croce aufzubringen vermag?

Prisca schwankten die Sinne, wenn sie das alles ausdachte. Sie war über ihrer stillen, heimlichen, heißen Liebe zu Ettore Torino einsilbig geworden und scheu. Sie arbeitete, um zu vergessen, arbeitete, bis ihr die Lider schwer wie Blei über die sehnsüchtigen Augen sanken; denn sie fürchtete die süßen, heißen, hoffnungslosen Träume, die zwischen Schlaf und Wachen um ihr Bett flogen, und sie fürchtete, sich Nina Zeni während des Schlafes durch Klagen oder Worte verlangender Liebe zu verraten.

Und nun?

Nun brach diese Nacht herein, die ihr bewußt werden ließ: Nina Zeni hat heimlich darauf gewartet, und Nina Zeni, die kluge, erfahrene Nina Zeni, wird von dem Gelde der Fremden schöne, bunte Kleider für Prisca schaffen und wird einen Weg finden, der hinanführt — hinan, wo zwischen hohen, grauen Mauern, zwischen den dichten Reben um das Besitztum Torinos die heißen Flämmchen der Granaten brennen und die süßen Früchte der blauen Feige reifen! Prisca schwindelte vor dem Glück dieser Gedanken.

In den Gassen von Santa Croce ging das Mondlicht, gingen die Klänge der Glocken.

Da entkleidete Nina Zeni mit leisen Händen die glückliche, hoffende Prisca und leitete sie zu ihrem Lager.

„O, Ninetta mia, bist Du wirklich voll Hoffnung?“ stammelte das Kind.

„Prisca, Prisca, Ettore Torino soll Leonetta Margiotta verfluchen und Dich lieb haben! Gute Nacht, liebe Prisca!“

⁂ ⁂ ⁂

Nicht lange nachher vernahm Prisca zwischen dem harten Schlag ihrer Pulse die tiefen Atemzüge der Nonna. Einmal hörte sie auch den silbernen Fall des Quells in dem großen Steintrog an der Piazzetta über die Gartenmauern herüber, und einmal — schon dumpf und verworren — die fremden Klänge der wunderlichen deutschen Sprache, von der sie nicht wußte, wie es möglich sei, sie zu verstehen oder gar zu sprechen — die deutsche Sprache mit ihren unmöglichen, mißtönigen Zischlauten.

Und in diesen harten deutschen Lauten, die durch das offene Fenster aus dem Zimmer jenseits des Flures in das silberne Licht des Mondes fielen, sprachen die zwei Menschen auch von ihrer Liebe und ihrer Hoffnung. Sie sprachen weich und in heimlichem Glück; sie standen mit ineinandergelegten Händen im klaren Glanze der Nacht, der wie silberne Schleier über sie durch das Fenster fiel. Und auch sie sahen in diesem Tage den Weg ihres Lebens sich wenden, und die kleine, arme Casa Zeni in der Felsengasse von Santa Croce stand am Anfange dieser Fahrt zum Glück.

Während Nina Zeni in tiefstem Schlafe lag, umfing Prisca auf ihrem Lager eine süße Mattigkeit — so beseligend nach den heißen Wallungen ihres Blutes während der Vormitternacht, daß sie sich geschlossenen Auges dem berückenden Zauber hingab, den sie zum ersten Male empfand — empfinden durfte. Es war ihr, als umschlinge sie Ettore Torino, von dem Nina behauptete, daß er sie lieb haben werde.

Nun klangen kaum vernehmbar die leisen Schritte der Fremden auf dem Flur. Prisca hörte, wie ‚Signore Riccardo‘ und ‚Signora Margherita‘ über die Schwelle der Gartentüre des Hauses traten und wußte, daß sie nach der Bank unter den tief herabhängenden Zweigen der großblätterigen Feige schritten. Dann gab sie sich wieder willenlos dem süßen Rausche hin, der ihre Seele liebkoste.

Draußen im klingenden Lichte zwischen den Gartenmauern hielt der schwarzbärtige Deutsche die blonde schöne Frau in seinen Armen, und ihre Lippen lagen in langen, heißen Küssen aufeinander.

Das alles vermeinte Prisca zu sehen und ihr Herz läutete Sturm, läutete so laut, daß sie dachte, die gute, behäbige Nina müsse in ihren Kissen sich aufrichten und horchen. Und von draußen klang das Flüstern der Glücklichen zwischen den angelehnten Fensterläden herein, das nur hin und wieder von einem lauten Worte unterbrochen ward.

„Daß wir einem schönen, fremden Sterne nachgingen, Margherita — ahnte

d by Google

ich's nicht? Nun wollen wir hinter uns lassen, weit hinter uns, was uns bange macht — vor uns liegen die goldenen Tage! Über diesem schönen Lande leuchtet die Morgenröte einer herrlichen Zukunft! Wir wollen diese erste glückliche Nacht wach sein und wollen die Sonne aufgehen sehen über dem Felsgebirge von Santa Croce. Magst Du?"

Und die blonde sanfte Frau, die in den Armen des Mannes gelegen hatte, richtete sich empor.

Sie gingen lautlos über den Flur und traten in den Traum der engen Gasse, die hinauf in die Vignen führte und weiter hinauf in den Zacken des Gebirges sich verlor. Die Schatten der Gartenmauern lagen in scharfen Rissen auf den Fliesen — die Bergwelt ringsum war ein silbernes Märchen.

„O Margherita, und wenn wir alles Glück der Erde hinter uns gelassen hätten, getraust Du Dir, es hier von neuem zu finden?"

Einen Augenblick sanken die Lider wie in heimlicher Bangnis über die feuchten Augen der blonden Frau; dann legte sie ihre Hände auf die Achseln des Mannes: „An Deiner Seite ist das Glück."

Und weiter schritten sie und weiter, bis die Felsengasse nur noch ein schmaler, getretener Pfad war, der auf einer breiten Felsenkuppe endigte. Ringsum zitterte das Silber der Oliven; denn der Bergwind wollte erwachen, und die Blauamseln begannen leise zu stimmen.

Von der Kuppe schauten sie hinab auf die Dächer von Santa Croce, unter denen alles Leben schlief — nur die Glocken des Felskirchleins sangen einmal, und tief im Osten entglomm ein Funke Sonnenlicht. Der dehnte sich zu einem goldenen Streif, der loderte empor zu purpurnem Brand.

Und das rosige Licht der Frühe flog um die beiden Menschen auf dem Felsen.

Mit dem linken Arm umschlang Richard das Weib und den rechten hob er wie ein Sieger: „O, Margherita, ich habe Jahre meines Lebens versäumt! Ich jagte nach Tand und Blendwerk und vergaß, was groß und ewig ist! Aber es ist nicht zu spät für meinen Mut und meine Kraft. Und wenn irgend auf Erden Werke von unvergänglicher Größe und Schönheit geschaffen werden können — hier müssen sie geschaffen werden, und ich will sie hervorbringen in dieser tiefen Einsamkeit erhabener Natur, und der Name Richard Krauß soll ihnen geläufig und eine frohe Botschaft werden aller Willensstärke und Geistesgröße."

Margherita überrann bei diesen Worten des Mannes ein Schauer der Bewunderung. Sie lehnte sich so fest gegen die Brust des Geliebten und lag so sicher in seinen Armen — ein Bild willenloser Ergebung.

Richard entging die erschütternde Wirkung nicht, die seine klingenden Worte auf Margherita hatten. Sie hob ihre Augen zu ihm auf und sagte still und feierlich: „Ich glaube an Dich, wie ich einst an das Glück geglaubt habe!"

Dann stiegen sie leichten Fußes hernieder in das erwachte Santa Croce.

⁂ ⁂ ⁂

In der Türe zu der rußigen Küche stand Nina Zeni in ihrer ganzen stolzen Fülle. Sie hatte von Prisca erfahren, daß die Deutschen vor Tau und Tag aus dem Hause gegangen seien — nun ja, alle Welt weiß, diese Deutschen sind verrückt. Pah, was ficht das Nina Zeni an, wenn sie ihr allwöchentlich die verabredete Zahl von Liren in die begehrliche Hand zahlen!

Und Nina Zeni überschüttete die Heimkehrenden mit einer Flut von Fragen, auf deren keine sie eine Antwort zu erwarten schien. Aber über all ihren Fragen hatte sie Zeit genug, diesen stolzen, wortkargen Signore Riccardo mit dem dunklen Vollbarte prüfenden Blickes zu durchforschen als gälte es die Lösung eines Rätsels.

Er befahl mehr als er bat über Frau Ninas Schulter hinweg von Prisca den Morgenkaffee und zog sich in das Zimmer zurück, als wartete eine Fülle von Arbeit auf ihn. Die dicke Nina warf sich das Schleiertuch über und brachte das Frühstück.

Und wieder nach einer Zeit ward mit Hilfe Priscas und der Nonna eine durchgreifende Veränderung in dem Zimmer vorgenommen, in dem die Lager noch

Digitized by Google

unberührt standen. Den Vorschlag Ninas, die Herrschaften möchten die Läden schließen und sich der Ruhe hingeben, wies Richard Krauß mit einem fast mitleidigen Lächeln zurück. „Schlafen?“ lachte er. „Ich bin in die Pracht dieser Berge geflohen, um zu arbeiten, Signora!“

Da war wieder das hilflose, lächerliche ‚Signora‘, mit dem diese Deutschen womöglich die Bettlerin am Wege anrufen! Gestern hatte die dicke Nina bescheiden lächelnd die Augen niedergeschlagen, heute aber wehrte sie mit beiden Händen ab: „Nicht Signora, Herr! O, o! Das wäre eine zu große Ehre für die arme, einfache Nina Zeni, die Ihnen und der gnädigen Frau fortan dienen will. Padrona, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr!“

Diese Belehrung ließ Signore Riccardo sich schweigend gefallen, während er die Hand flach auf einen Stoß beschriebener und unbeschriebener Blätter gelegt hatte. Dann forderte er Prisca und Nina auf, den einen Tisch in das Licht am Fenster zu rücken, und bedeutete sie, daß von allen Blättern, die für die Folge auf diesem Schreibtische liegen würden, nichts weggetragen, ja nichts berührt werden dürfe, da jedes geschriebene Wort unersetzlich sei.

Das fand die dicke, praktische Nina noch verrückter, als in dem Mondlichte der Nachmitternacht durch die Vignen zu streifen und dann am Tage nicht einmal zu schlafen. Pah, was ging sie die Narrheit der Deutschen an! Für so viel Lire ließen sich ja wohl einige Sonderlichkeiten in Kauf nehmen. Und Nina Zeni war unweigerlich entschlossen, für den bewilligten Mietpreis alles über sich ergehen zu lassen.

„Müssen wir nicht, Prisca? Können wir nicht, Prisca?“ fragte sie, als sie wieder auf der Ecke des Herdes saß, um von der gehabten Mühe sich auszuruhen. „Wir werden nicht mehr arbeiten und haben Eier und Maccaroni, haben Reis und Huhn und Kuchen so viel wir mögen, und jene haben ihre Narrheiten. Ob sie seine Frau ist, Prisca? Eh, Prisca, was meinst Du?“

Sie sah in ein Paar verwunderte Augen; die fragten: ‚Seine Frau? Ja, was soll sie denn sonst sein?‘

Da beschied sich Nina Zeni und dachte, darüber sei besser mit Teresina Margiotta zu reden. Und sie sprach leise und lehnte die Küchentüre an; denn die schöne blonde Signora hatte ihr verraten, daß tiefe Ruhe im Hause herrschen müsse; Signore Riccardo sei ein deutscher Schriftsteller, dessen Ruhm die halbe Welt erfüllen werde, wenn kein Laut des Lebens die Stille um ihn her störe. — O, im Hause von Frau Nina ist es märchenstill! O, im Hause von Frau Nina hört man die Sonnenstrahlen schreiten!

Während Prisca einkaufen war und die Nonna auf dem Herdrande vor sich hindämmerte (es war die Zeit, in der sie vordem sich wieder zu Bette gelegt hatte), knirschte die Feder Richards in kurzen Zwischenräumen über das Papier.

Margherita saß in einer Ecke des Zimmers und war beflissen, eine Handarbeit fortzusetzen; aber sie rang mit dem Schlummer. Weil sie die Feder immer seltener vernahm, fuhr sie manchmal erschreckt empor; denn sie dachte, sie habe geschlafen, während er sich mühe und kein Zeichen von Müdigkeit an ihm wahrnehmbar sei.

Da wandte er sich um: „Bist Du müde, Rita? Möchtest Du Dich nicht auf das Bett legen?“

Margherita lächelte dankbar. Sie dachte, sie wolle ihm im Vorüberschreiten mit ihrer leisen Hand die Stirne berühren; aber sie wagte es nicht, aus Furcht, sie möchte das feine Netz seiner dichterischen Gedanken mit dieser leisen Hand zerstören. Darum sprach sie auch nicht, sondern legte sich in den Kleidern lautlos auf das Lager.

Aber der Schlaf mochte nicht kommen; denn die Feder Richards lag nun auf dem Rande des Tisches, und er schaute in tiefem Nachdenken durch das heimliche Spinnen des Rauches seiner Zigarette, und Margherita zürnte sich und ihrer Schwäche: die Sorge um sie hatte den Geliebten nun doch aus den Höhen des Fluges seiner Gedanken herniedergezogen in die kleinliche Welt der Wirklichkeit, herniedergezogen ihretwegen. Ein leises

Digitized by Google

Seufzen Richards machte ihr diese Annahme zur quälenden Gewißheit.

„Rita, Du schläfst nicht?“

„Vielleicht bin ich zu müde, oder es ist das Ungewohnte des Lagers und der Umgebung.“

Da erhob sich Richard und warf den Rest seiner Zigarette zum Fenster hinaus: „Natürlich! Man muß sich erst einleben. Und dazu die Strapazen der langen Reise, die durchwachte Nacht. Wie kann ich denn daran denken, an einem solchen Tag etwas Ordentliches zu schreiben — bei der Größe dieser Gedanken! Erst mal eine lange, gründliche Ruhe. Meinst Du nicht auch, Rita?“

„Du weißt am besten, was nötig ist, Richard.“

Und er lehnte die Läden an, bis ein trauliches Dämmerlicht das Zimmer füllte, entkleidete sich und legte sich schlafen.

Als draußen die Türe des Flurs knarrte, erschien Nina Zeni, so rasch es ihres Leibes Fülle litt, vor der Küche und legte die Finger fest auf die Lippen: „Still, Teresina Margiotta! Signore Riccardo ist ein deutscher Dichter, und Signore Riccardo schafft hinter jener Türe unsterbliche Werke!“

Teresina Margiotta prallte ein wenig zurück; dann faßte sie sich aber, und ihre roten, reizenden Pantoffeln klappten wie sonst unter dem schmiegsamen, schönen Weibe in die rußige Küche der Nina Zeni.

* * *

Von dieser Zeit an war das Leben für Beppino, den Landstreicher, wesentlich leichter. Er erfreute sich fortan einer vortrefflichen Gesundheit, und das schrieb Nina Zeni auf das Konto ihrer sorgenden und unermüdlichen großmütterlichen Treue.

„Teresina Margiotta,“ sagte sie, „was glaubst Du wohl, was aus den Kindern meiner frommen, unglücklichen Marietta geworden wäre, wenn ich nicht gearbeitet und gelitten hätte Tag und Nacht? Teresina Margiotta, die Hände haben mir geblutet, und die Augen waren mir rot vom Weinen. Aber ich habe gebetet — o, wie habe ich gebetet und gearbeitet, Teresina Margiotta!“

Da nickte die Schöne aus der Felsengasse, ohne heute für nötig zu halten, der fleischigen Ninetta die Lustigkeit zu verbergen, die sie bei den Beteuerungen überkam, und sagte: „Nina Zeni, über Dir ist der Segen des Himmels, sonst wärst Du noch dünner geworden!“

Da machte Ninetta ein Kreuz vor ihrer Brust und bewegte die Lippen in heimlicher Anrufung.

Beppino, der gerade dabei war, die Steine der von ihm verzehrten Pfirsiche in die heißen Kohlen zu werfen und an den stiebenden Funken sich zu ergötzen, hielt diese Gelegenheit für günstig, sein Tagewerk zu beginnen: er entschlüpfte, kroch über das brüchige, flache Dach des Hauses und warf von dort aus durch ein offenes Fenster jenseits der Gasse eine der rotbäckigen Früchte, die er schon früh aus dem benachbarten Weingarten gestohlen hatte.

Gleich darauf erschien das lachende Gesicht Leonetta Margiottas drüben, um das die goldroten Haare in glänzenden Strähnen hingen. Leonetta hielt sich mit den Händen am Fensterkreuz, war bloßarmig und hatte außer dem blütenweißen Hemde nichts an als das rote, knielange Röcklein.

Beppino lag platt auf den Ziegeln des Daches und nagte an einem Pfirsich: „Nun, Leonetta Margiotta?“ fragte er lachend hinüber.

„Hast Du wieder ein Nest mit goldenen Eiern entdeckt?“

„Nein, aber ich weiß köstliche blaue Feigen und halbflügge Geier im Neste und die goldenen Eier sollst Du doch noch haben, Leonetta Margiotta!“

„Du hast Pfirsiche gestohlen!“

„Ja, für Dich! Kommst Du?“

„Wohin?“

„In die Berge!“

Da war Leonetta Margiotta mit einem Sprung auf dem Fensterbrett! Da flogen ihre roten, zierlichen Pantoffeln ihr voraus und klackten auf die Fliesen der Gasse. Da hing Leonetta Margiotta über dem Türstein und glitt hernieder und stand vor dem Hause: „Beppino, wo bist Du?“

Der sprang vom Dach auf die Gartenmauer, reichte dem goldhaarigen Mäd-

Digitized by Google

chen die Hand, und wie eine Katze erklomm sie die Mauer.

Unter den grünen Schattendächern der Vigna waren die beiden verschwunden.

* * *

Als Frau Nina Zeni, die ihre Bettstatt so behäbig füllte, an diesem Morgen die Augen aufgeschlagen hatte, war ihr erster Gedanke nicht, in dem golddurchwirkten Helldunkel hinter den Jalousien noch eine gemessene Frist zwischen Schlaf und Wachen zu verdämmern — nein, Nina Zeni quälte sich an diesem Morgen um Teresina Margiotta und um ihr Kind. Es waren viele Mädchen in Santa Croce, die in ihrem Herzen auf die Heimkehr Ettore Torinos warteten. Aber Ninetta fürchtete keins — pah, sie mußten alle arbeiten, womöglich gar in Giani Torinos Schnapsfabrik. Sie hatten alle heiße Augen und heiße Herzen und glühendes Verlangen nach den Lippen eines Mannes. Das würde Ettore Torino mit seinen kecken Blicken sehen und er würde auch eine lieb haben — aber heiraten? Madonna mia, so etwas heiratet Ettore Torino doch nicht! Einer, der bei den Bersaglieri in den Klüften der Berge Afrikas stark wie ein Löwe geworden ist und eine Haut hat wie blankes Kupfer!

Aber Leonetta Margiotta! Leonetta Margiottas flammendes Haar und ihre sonnige Schönheit!

‚Leonetta Margiotta ist ein Wunder des Himmels,' dachte Nina Zeni, so oft die Flamme der Eifersucht in ihrem Herzen von neuem aufschlug. Und das war an jedem Tage.

Leonetta Margiotta hatte alle Schönheit und Behendigkeit des Geierjägers, und sie hatte alle Schmiegsamkeit und das köstliche Wiegen des Leibes von ihrer Mutter. Dazu kam das Wunder ihres goldenen Haares. Weiß Gott, wie sie zu diesem Glücke gekommen — auf hundert Meilen in dem Felsgebirge war keine, die auch nur einen Schimmer der Schönheit dieses Mädchens besaß, Teresina Margiotta nicht ausgenommen.

Darum hatten sie — gottlos und frech — das Kind Leonetta getauft.

Und Leonetta Margiotta war Nina Zenis heimliche Qual.

Während die Frauen an diesem Morgen mit über der Brust gekreuzten Armen auf dem Herdrande saßen und Teresina Margiottas mattes Silber der Ohrgehänge leise läutete, wenn es an die Glieder ihrer Halskette streifte (und das geschah immer, sobald die Neugier Teresinas lebhafter mit der wunderlichen Art der Tedeschi sich beschäftigte), legte Ninetta oft mahnend die Finger auf die Lippen: „Still, Teresina Margiotta! Habe ich Dir nicht gesagt: Signore Riccardo arbeitet? Arbeitet mit dem Kopf! Madonna mia, Teresina, was sagst Du dazu? Ein Mensch, der mit dem Kopfe arbeitet! Sind diese Deutschen nicht verrückt?"

Da war die geschwätzige Nina schon wieder bei ihren Gästen angelangt! Und seit dem frühen Morgen hatte sie sich doch vorgenommen: sie müsse heut oder ehestens über Teresina Margiotta ins klare kommen. Sie müsse sie um ihr Geheimnis bestehlen und Antwort auf die Frage bekommen: Was will das mit Leonetta Margiotta werden? Denkt Teresina Margiotta für sie an Ettore Torino?

Frau Nina hatte schon im Bette an ihren Fingern ausgerechnet, daß Leonetta vierzehn Jahre geworden sein werde, wenn Ettore Torino kupferbraun und schön und stark in die Berge von Santa Croce zurückkehre, und sie war von neuem zu der quälenden Erkenntnis gelangt, daß dann Teresina Margiottas Kind die schönste und jüngste unter den heiratsfähigen Töchtern der Felsendörfer sei.

In dieser Stunde wollte Nina den Weg in Teresinas Herz finden — jetzt, solange Prisca noch bei den Krämern und droben bei Giani Torino war, um einzukaufen; denn sie dachte: Teresina werde ihr Geheimnis nicht um Gold an Prisca verkaufen, aber sie werde es in eitler Geschwätzigkeit dem guten Herzen der Ninetta umsonst verraten.

„Teresina mia," begann sie und hatte den würdigen, gebieterischen Ton ganz vergessen, in dem sie sich der Nachbarin gegenüber an diesem Morgen gefallen hatte, „Teresina mia, wie treu Du bist und eine wie vortreffliche Freundin! Es ist herrlich von Dir, daß Du gekommen

igitized by Google

bist, meine Sorgen um die deutschen Herrschaften zu teilen ..."

Teresina Margiotta ließ die Worte, süß wie reife Feigen, verwundert über sich ausschütten und warf nur einmal einen kurzen Blick aus den Winkeln ihrer klaren Augen auf die dicke, listige Nina. Dann sprang sie auf: „Ninetta, was sitz' ich hier und schwätze? Ninetta, müßte ich mich nicht vor Giulio schämen, wenn er wüßte, ich liege faul auf dem Herde der Ninuccia? Eh, laß mich gehen!"

Aber Nina streckte ihr die Arme entgegen und drückte sie entschieden auf ihren Sitz zurück.

„O, liebe Teresina Margiotta, nur heute, heute mußt Du bleiben und mußt mich mit Deiner Klugheit beraten! Ist Leonetta nicht in Deinem Hause? Ist Leonetta nicht in Deinem Garten und bricht Bohnen und schürt das Feuer? Arbeitet Leonetta nicht wie es sich für ein großes Mädchen schickt? Warum willst Du also nach Hause, Teresina Margiotta?"

Da lachte die schöne Frau ihr klingendes Lachen, mit dem sie die festesten Schlösser vor dem Herzen eines Mannes zu sprengen vermocht hätte und mit dem sie Nina Zeni toll machen konnte. Dann schwieg sie plötzlich, ließ den fürwitzigen roten Pantoffel auf ihren Zehen tanzen und schlug ihn wieder gegen die Ferse des bloßen weißen Fußes.

Nina ärgerte sich auch über dies kecke Spiel mit dem koketten, kleinen Pantoffel — sie ärgerte sich über alles, was Teresina Margiotta anging, und rückte unruhig auf den Steinen des Herdes hin und her.

„Was ist Dir, Teresina? Warum redest Du nicht? Bist Du nicht toll, wenn Du heimgehst und arbeitest?"

In den Augen, die nun lange und zweifelnd auf Ninas behäbiger Fülle ruhten, wußte diese zu lesen.

Aber nicht die Augen sollten stumme, deutsame Worte reden, sondern der Mund Teresina Margiottas sollte bekennen.

„Na, Teresina? Magst Du nicht verraten, was Dir Dein Felsentauber heimlich vertraut hat?" fragte sie giftig.

Und dann lief Ninas volles Herz über wie der Steintrog an der Piazzetta von Santa Croce, wenn alle Frühlingswässer rinnen: „O, Teresina Margiotta, ganz Santa Croce weiß, daß Du und Dein stolzer, vermessener Giulio — daß Ihr beide närrisch verliebt seid in Euere kleine Löwin und daß Ihr — o heilige Jungfrau! — eine Signora aus ihr machen möchtet! Nicht gleich eine Contessa? Teresina Margiotta, was treibt Ihr für Dinge? Du arbeitest, und das Mädchen reibt sich Stirn und Wangen mit Tüchern aus knisternder Seide! Du läßt es Dir hart werden, und Leonetta ist müßig wie eine Eidechse in der Sonne!"

Und Teresina Margiotta sah die quälende Eifersucht und lachte — Madonna del Carmine, wie diese Frau lachte! „Ninuccia!" sagte sie und krümmte sich vor Lust, „Nin — Ninuccia, liebe, dicke Ninuccia, Dein deutscher Dichter arbeitet! Er wird viel Geld verdienen und wird Dir davon geben — warum schreist Du so, meine liebe, sorgende Nina? Und warum reitest Du auf den Steinen unter Dir, als wären es heiße Kohlen?"

Das war zu viel!

Teresina Margiotta verhöhnte sie! Da kreischte Nina auf und sprang empor und krümmte ihre Finger: „Teresina Margiotta, weißt Du, wen Ettore Torino lieb hat? Weißt Du, wen Ettore Torino heiratet?"

Und die schöne Frau lachte, lachte wie der Mai in den Bergen von Santa Croce: „Dich! Dich, meine liebe, fleischige Ninuccia!"

„Satanina!" knirschte sie, aber sie lachte mit, die schlaue, listige Nina.

„Na, Nina? Wen meinst Du wohl, wen heiratet Ettore Torino?" fragte Teresina endlich und wandte sich zum Gehen; denn die gegenüberliegende Türe öffnete sich, und ein müdes Gesicht mit einem dunklen Vollbart und einem Paar verdrießlicher Augen schaute heraus.

„Eh, das möchtest Du wissen? Aber Du erfährst es nicht. Niemand erfährt es, bis es Wahrheit geworden. Und dann werdet Ihr sterben vor Ärger!"

Nun klang das Lachen der Teresina schon von der Felsengasse herein, und auf der Felsengasse klappten die roten,

zed by Google

herrlichen Pantoffel hinüber nach dem Hause des Geierjägers.

Als sie in den Vignen die Trauben schon längst gebrochen hatten, und als in der Novemberstille der umflorten Berghänge die Oliven reiften, hatten sich die Bewohner von Santa Croce in die merkwürdige Tatsache gefunden, daß die dicke Nina Zeni von einem großen Glücke heimgesucht worden sei. Die Deutschen, von denen man nun längst ganz genau wußte, woher sie kamen, was sie waren und was sie trieben, versorgten die begehrliche Hand Nina Zenis allwöchentlich mit einer bescheidenen Anzahl von Liren, die für die noch viel bescheideneren Verhältnisse und die Anspruchslosigkeit der Leute von Santa Croce einen Reichtum bedeuteten.

Daß Prisca und ihr Bruder Beppo einst im Tagelohne des Weingärtners gestanden hatten, klang schier wie ein Märchen, und Frau Nina war womöglich noch fülliger geworden und zerfloß doch an jedem Tage in Untertänigkeit und Dienstbereitschaft vor der sanften blonden Frau.

Signore Riccardo ward selten gesehen; desto häufiger und angelegentlicher erkundigte sich Frau Nina nach dem Befinden des Herrn und beteuerte, der fleißige, kluge Signore werde sicher vor Überanstrengung einmal krank werden; denn dafür könne sie sich der Signora verbürgen, daß der Kopf immerhin ein edler Teil des menschlichen Leibes sei und daß ihn darum kein vernünftig Denkender soundsoviel Stunden des Tages in aufreibender Arbeit mißbrauche.

Margherita belächelte die Besorgnisse der Padrona in ihrer milden Art, und wenn auch keine Änderung in der Lebensweise des Signore Riccardo eintrat, der für seine Umgebung unnahbar schien, so eroberte sich Frau Nina das sanfte Herz der Herrin so vollständig, daß diese den größten Teil des Tages in ihrer Gemeinschaft verbrachte.

Schon ehe die Trauben reiften, erschien Margherita häufiger in der Küche; denn sie fand Gefallen an der Eigenart dieses rußigen, gewölbten Raumes, an dem offenen Feuer, an dem riesigen Rauchfange, an dem blitzenden Kupfergeschirr, das an den schwarzen Wänden hing, und an den ihr bis dahin fremden Hantierungen und der landesüblichen Speisebereitung.

Und wie ihr dies alles längst geläufig geworden war, zeigte Signora Margherita immer deutlicher Lust, sich in der Gemeinschaft Ninas und Priscas wohnlich einzurichten; denn wenn sie sich tagsüber in der Küche aufhalte, werde Signore Riccardos Arbeit noch weit raschere Fortschritte machen.

Das sah Nina Zeni nicht ein, aber das schlichte Wesen der deutschen Frau rührte sie zu Tränen. Sie legte ihre Hände auf die weißen, schlanken Hände Margheritas: „O, Signora," sagte sie mit gehobener Stimme, „wie könnten wir! Und wie dürfte ich zugeben, daß Sie mit uns in diesem schlechten Halbdunkel am Herde leben!"

Aber Frau Nina dachte zugleich daran, wie die Frauen von Santa Croce eine heiße Verehrung für Ritas blonde Frauenschönheit hatten, und wie sie ihr diese Freundschaft neiden würden.

Ja — ein Gedanke durchleuchtete ihre Seele blitzartig, ein Gedanke, verheißungsvoll und herrlich, der die ganze Fülle der behäbigen Padrona in bewegliche Geschäftigkeit versetzte. Einen Augenblick senkte sie die Lider, dann hob sie ihre Augen zu dem schmalen Oberlicht in der Wand gegen die Felsengasse zu, das den großen Raum mit kargem Taglichte versorgte, und sagte: „Signora Margherita, wie könnten wir Ihnen einen Wunsch unerfüllt lassen — Ihnen? Ich werde den Maurer bestellen. Heut noch soll ihn Beppino uns bringen — Beppino! Beppino! Wo ist er wieder? Lauf, Prisca, und schreie nach dem Beppino! Und der Maurer soll uns ein Fenster gegen die Gasse hin brechen, soll putzen und tünchen, und in dieser Ecke soll ein Tisch stehen und sollen Stühle sein. Wird es nicht schön werden? Und dann wollen wir sitzen und plaudern und wollen von Ihnen lernen, und Prisca soll Ihnen Ihre sanfte, stille Schönheit absehen. O, wenn Sie ihr davon geben könnten!"

Frau Nina legte den Kopf wehmütig zur Seite, und der Ton ihrer Stimme verlor in plötzlicher Wandlung die zuversichtliche laute Freude.

Weil Priscas Schuhe draußen auf dem Flure klappten, fuhr sie leiser fort: „Ich will Ihnen alles erzählen, Signora Margherita —“ Nina Zeni machte dabei rätseltiefe Augen — „auf Prisca wartet ein großes Glück!“

Da sah Margherita das eintretende Mädchen lange an, als fragte sie sich: ‚Ein großes Glück? Und auf dieses vermühte, einsilbige Kind mit den welken Wangen und dem versonnenen Blick, dem die heiße Art der Frauen dieser Berge fehlt?‘

Und Frau Nina schlürfte zu Prisca, die mit dem Holze den Reis im Kessel über dem Feuer rührte: „Sei fröhlich, Prisca! Die Küche, Deine finstere Küche, wird eine helle, freundliche Osteria werden!“

Prisca sank mit ihrer Verwunderung auf den Herdrand und sah in die erschreckten Augen Margheritas.

„Eine Weinschenke?“ fragte die und dachte mit Entsetzen an das verlorene Paradies der tiefen Stille, das Richard in diesem kleinen Hause des weltfernen Bergdorfes gefunden zu haben glaubte.

Aber Frau Nina Zenis geschäftige Freude beruhigte sie: „Es werden wenige kommen, ihren Wein trinken, Signora Margherita! Sind nicht andere Schenken genug in Santa Croce, in die sie längst zu gehen sich gewöhnt haben? Aber sie werden doch einige Soldi in meinen Händen lassen, unsere Armut aufzubessern. Fürchten Sie nichts! Eh, sind nicht die Mauern dick, daß kein Laut über den Flur irren kann? Lassen Sie mich sorgen, Signora Margherita!“

Und Frau Nina Zeni erwog alle Möglichkeiten, die für den fleißigen, einsamen Signore die sichere Gewähr ungestörter Ruhe gaben.

Beppino erschien, wild, mit triefender Stirn und heißen Augen. Peppino vernahm, gröhlte sein jubelndes Einverständnis, sprang davon und holte den Maurer.

Wie ein Feuer flog die Kunde durch Santa Croce: Nina Zenis Haus wird eine Weinschenke!

Und Beppino kam wieder heim und trug einen Topf mit granatroter Ölfarbe in der Hand. Er schwang den Pinsel wie eine Siegesfackel und beschwor Signora Margherita bei der Schönheit des Heiligen von Santa Croce, mit ihm hinauszugehen unter die Feige zwischen den Mauern. Da ging sie mit ihm und mußte Zeuge sein, wie er mit der roten Farbe auf ein himmelblaues Schild schrieb: Vino buono.

Diese Inschrift hing er an einem Stab über der Türe des Hauses auf, so daß sie über der Mitte der Gasse schaukelte, legte einen Lorbeerzweig aus Giulio Margiottas Hecke darüber und versicherte mit einer Stimme, mit der er die schlafenden Heiligen des Himmels hätte wecken können: „Es ist schön, Signora! Herrliche Farben und eine schöne Schrift! Eh, Signora, hab' ich nicht drei Jahre auf den Bänken der Schule von San Tomaso leiden müssen — und sollte das nicht einmal fertig bringen?“

Da trat Frau Nina Zeni in die Felsengasse und stand lange in tiefer Rührung vor dem Werk ihres klugen Beppino.

Dann ging sie und leitete in die Wege, was geschehen mußte, ehe sie einen roten Soldo von dem ersten Gaste empfangen durfte. Und sie erhob angesichts der Mühsal, die ihrer Stattlichkeit aus dem Beschreiten der steilen Gassen erwuchs, ein lautes Wehklagen und schalt die Härte der Gesetze, die selbst einer armen Witwe nicht ohne weiteres zugestanden, ihr Geld zu verdienen wie sie mochte.

(Fortsetzung folgt.)

An einem Herbsttage.

Sonnenstille über allen Feldern,
Kaum ein Vogelruf noch in den Wäldern.

Wilder Wein, an morscher Gartenmauer
Bebt sein rotes Laub im Windesschauer.

Auf den Steigen, auf den Gartenbeeten
Blätter, welk und gelb und halb zertreten.

Fänd' ich wo noch eine Rose stehn,
Könnte nicht an ihr vorübergehn.

Arthur Meltzer.

Digitized by Google

Der Verleger und sein Autor: Bermann-Fischer mit Thomas Mann in Princeton

briefes (vom Jahre 1888), den genialen Wiener Tondichter Johann Strauß, persönlich kennen lernte, war ich ein Verehrer seiner gesangreichen, graziösen, von Geist und Leben sprühenden Musik. Seine Tanzweisen elektrisierten mich, und der Hauch sehnsüchtiger Melancholie, der gerade die schönsten unter ihnen leise durchzittert, berührte schon früh mein Herz mit geheimnisvollem Schauer. Von seinen Operetten war mir trotz ihres frivolen Textes die „Fledermaus" besonders teuer, und ich rechnete sie zu den unverlierbaren Gütern meines geistigen Besitzes. Es gibt Stellen in diesem klassischen Werke der heiteren Tonmusik, wie das dem berühmten Fledermauswalzer vorangehende Verbrüderungsensemble, die ich niemals ohne tiefe Ergriffenheit, ohne innige Rührung hören konnte. Natürlich versäumte ich, als ich 1880 nach Wien übergesiedelt war, keine Première einer Straußschen Operette und wurde Zeuge der begeisterten Ovationen, die man dem Autor des „Lustigen Krieges" und der „Nacht in Venedig" im Theater an der Wien darbrachte. Ich sah ihn an seinem, unter Lorbeer verschwindenden Dirigentenpulte sitzen und von der Bühne aus mit artigen Komplimenten und feierlichen Gesten für die Huldigungen der Zuhörer danken. Seine Persönlichkeit hatte auf den ersten Anblick etwas Gekünsteltes, Zurechtgemachtes, das mich eher abstieß als anzog. Waren die pechschwarzen Haupt- und Barthaare echt in der Farbe, und hatten sie den starren Schwung ihrer gekräuselten Locken nicht der Brennschere des Friseurs zu verdanken? Mir fiel ein schweres Armband sonderbar auf, das unterhalb der mit weißem Glacéleder bedeckten Hand beim Dirigieren zum Vorschein kam und ein kleineres Anhängsel bemerken ließ; auch störte es mich, wenn der immer wieder vor die Lampen gerufene Meister endlich die Linke zum stummen Dolmetsch seines ergebensten Dankes machte, indem er sie aufs Herz drückte, während er einen halb gebrochenen, verklärten Blick zur johlenden Galerie hinaufsandte.

Diese ersten fernen Begegnungen mit Johann Strauß waren nicht danach angetan, eine nähere mir wünschenswert erscheinen zu lassen. Es dauerte denn auch vier Jahre, bis ich ihm zufällig in einer Abendgesellschaft vorgestellt wurde. Seine wahrhaft bezaubernde gute Laune, sein chevalereskes Benehmen den Damen gegenüber, sein herzlicher Humor und seine mit Ironie und Geist versetzte Naivität — das alles löschte bald die letzte Spur jenes früheren ungünstigen Eindruckes aus und nahm mich so völlig gefangen, daß ich nicht nur über alle störenden Äußerlichkeiten wegkam, sondern bald anfing, sie als notwendigen Zubehör seiner Erscheinung, als eine Art von geschichtlich beglaubigter Eigenheit zu betrachten. Ich sagte mir, daß der schönfrisierte Kopf, die Brillantbusennadel, die Ordenskette, das Armband und die geschniegelte Toilette Überbleibsel einer Periode seien, an welche mit Wohlgefallen sich zu erinnern der elegante Kavalier alle Ursache haben mochte. Strauß war von Jugend auf an den Verkehr mit jener, aus den verschiedensten Schichten der Gesellschaft zusammengesetzten großen Masse gewöhnt, die man Publikum nennt, und er hatte es von Vorgängern und Berufsgenossen gelernt, das wetterwendische Völkchen guter und böser Narren richtig zu behandeln. Der Ballmusikdirektor, der täglich in eigener Person auf dem Platz erscheint, muß ein Muster modischer Eleganz sein. Ihm gilt es, den Tänzern in die Augen zu stechen, noch mehr den — Tänzerinnen, und wenn er obendrein von der Natur nicht stiefmütterlich behandelt worden ist, so hat er erst recht die Pflicht, seine körperlichen Vorzüge in das hellste Licht zu stellen. Man bleibt nicht ungestraft ein Vierteljahrhundert der gefeierte „Liebling des Publikums". Strauß konnte und wollte in seinem Äußeren den ehemaligen Ballmusikdirektor nicht verleugnen; wunderbar genug aber hatte sein innerer Mensch sich frei von aller Ziererei und Eitelkeit erhalten. Er trug seine von den ersten Schneidern angefertigte Garderobe wie ein alter Soldat die Uniform, und er hielt sich gelegentlich selbst zum besten, wenn er den morgendlichen Besucher im verführerischen Negligé mit einer unwiderstehlichen Halsbinde empfing und in schmerzlichen Klagetönen über die hohen Rechnungen seiner Konfektionäre stöhnte. Ich glaube, daß sich selten ein Mensch über seine Schrullen und Schwächen so klar war wie er, und daß kaum jemand von seinen Vorzügen und Verdiensten geringer und bescheidener denken konnte als er. An Eigenheiten, die das Pathologische streifen, fehlte es ihm nicht. Er war abergläubisch und hatte gegen Personen und Sachen manchmal Wochen und Monate hindurch einen unbegreiflichen Widerwillen, der dann ohne Veranlassung plötzlich in das Gegenteil umschlug. Vom Tode konnte er nicht reden hören und hielt sich doch, auch wenn er ganz gesund war, sehr oft für sterbenskrank. An Sinn für Naturschönheit gebrach es ihm fast gänzlich. Nichts war ihm so zuwider wie ein Berg, und irgendeine Anhöhe zu besteigen wäre ihm unmöglich gewesen. Brahms erzählte mir, daß, als Strauß ihm in Baden-Baden einen Besuch erwiderte, er sich von zwei Leuten den kleinen Hügel, auf dem Brahms wohnte, hinauf- und rückwärts wieder hinunterführen lassen mußte. Das war zu Anfang der siebziger Jahre. Später konnte er im Eisenbahncoupé nur bei herabgelassenen Gardinen reisen; sobald er merkte, daß der Zug durch einen Tunnel oder über eine Brücke ging, legte er sich lang auf den Fußboden nieder. Der bloße Gedanke, auf einer Hochbahn einen Gebirgspaß zu nehmen, erregte ihm Schwindel, und er ist infolgedessen nicht mehr über die Alpen gekommen. Zu seinen

jährlichen Sommerreisen, die ihn während des letzten Dezenniums in sein, anderthalb Eisenbahnstunden von Wien entferntes Schloß Schönau oder in die Bäder von Ischl führten, mußte er regelmäßig gezwungen werden. Entscheidend für ihn war es, daß die Bahn nach Ischl scheinbar in der Ebene, ohne merkliche Steigungen, fortläuft. Am liebsten hätte er sein auf der Wieden in der Igelgasse — heute Johann Strauß-Gasse — gelegenes Wohnhaus überhaupt nicht verlassen. Allerdings war dieses nur einen Stock hohe, palastähnliche Heim seinen Neigungen und Gewohnheiten genau angepaßt und behagte ihm besser als das, von einem weitläufigen Park umgebene, ewig zugige Schönauer Schloß und die Ischler Villa, die dem gastfreien Besitzer allzu viele Fremde herbeilockte. Der Anfitz in der Igelgasse enthielt außer Stallungen für die Equipage Schlaf-, Wohn- und Gesellschaftsräume, im Hochparterre zwei ineinander gehende Salons, von denen der an die Straße grenzende das Spielzimmer, der auf den ziemlich vernachlässigten, von den geschwärzten Mauern der Nachbarhäuser umgebenen, niemals benutzten Garten hinausblickende das Arbeitszimmer des Komponisten war. Beide Gelasse, an welche Schlaf- und Ankleidekabinett stießen, waren mit einer Menge von kostbaren Möbeln, Geräten, Teppichen und Kunstwerken — darunter das prächtige, lebensgroße und lebenswahre Porträt des Meisters von Horowitz — so geschmackvoll angefüllt, daß keiner der vielen, betrachtungswürdigen Gegenstände aufdringlich ins Auge fiel, eine Kopie der Tizianschen Danaë ausgenommen, die im Arbeitszimmer hing. In der Mitte des Spielsalons stand das Billard, das auch in Schönau und Ischl nicht fehlen durfte; an den Fenstern verteilten sich die Kartentische. Ohne Spiel gab es für Strauß kein Vergnügen und keine Arbeit. Er hatte Billard und Taroktisch so nötig wie Klavier und Schreibpult, ja vielleicht noch nötiger. Denn während er in einsamen, meist nächtlichen Karambolpartien die schwierigsten Aufgaben des Ballspieles löste, war seine Phantasie im stillen geschäftig, und wenn er am Schreibtisch nicht vom Fleck kam, so half er mit ein paar Stößen auf dem Billard nach. Bald legte er die Feder, bald die Queue nieder und eilte von einem Zimmer ins andere. Wo er ging und stand, wurde er von musikalischen Einfällen begleitet, die er, um sie los zu werden, auf Zettel oder Notenpapierstreifen hinkritzelte und in die Laden seines Schreibtisches versenkte. Dort blieben sie oft jahrelang liegen, bis die Stunde ihrer Auferstehung schlug. Ordnung wurde dabei kaum beobachtet, wäre auch schlechterdings unmöglich gewesen. Als Strauß am „Zigeunerbaron" arbeitete, wollte er mir einmal einen neuen Walzer vorspielen. Nach den ersten zwei Takten sang ich ihm die Melodie weiter. Da sprang er wie von der Tarantel gestochen auf, ballte das Notenblatt zusammen und warf es in den Papierkorb, indem er enttäuscht ausrief: „Also schon dagewesen!" Glücklicherweise erinnerte ich mich sofort daran, daß er mir die Melodie erst im Sommer vorher mitgeteilt hatte, aber es bedurfte längerer Überredung und Beweisführung, ehe er sich bewegen ließ, die zum Tode verurteilte Melodie zu pardonnieren — es war der das zweite Finale krönende D-dur-Walzer: „So voll Fröhlichkeit", einer der schönsten, die Strauß geschrieben hat.

Beim geselligen Tarok erholte sich Strauß am Nachmittag oder Abend von der in den Vormittagsstunden getanen Arbeit oder regte sich auch durch das Kartenspiel zu neuer, oft spät in der Nacht wieder aufgenommener Tätigkeit an. Seine junge und schöne Frau Adele, bei welcher der Künstler und Mensch das zarteste und liebevollste Verständnis fand, mußte manche Nacht mit ihm durchwachen. Das Bedürfnis nach Einsamkeit und der Schauder vor dem Alleinsein wechselten bei dem unruhigen Geiste sehr schnell miteinander ab; in seinen Künstlerlaunen herrschte beständiges Aprilwetter, und was ihm gestern recht war, gefiel ihm heute nicht mehr. Mochte er aber noch so mißgestimmt sein und sich noch so schwere, gewöhnlich höchst überflüssige Autorsorgen machen, am Taroktische heiterte sich sein Gemüt bald wieder auf. Wenn er mit drei ihm angenehmen Partnern zusammensaß, unter denen ein mittelmäßiger Spieler oder Pechvogel, „Wurzen" genannt, nicht ungern gesehen wurde, kannte sein Übermut keine Grenzen. Er spielte dann die gewagtesten Spiele oder „paßte" mit den besten Karten in der Hand, um den, auf welchen er es abgesehen hatte, anrennen zu lassen. Den Gegner zu überlisten, hinters Licht zu führen, übers Ohr zu hauen, war ihm jedes Mittel recht — mit Vorliebe machte er „Impaß" und spielte die Fehlkarte sofort nach dem falschen Stiche aus — und er konnte sich halbtot lachen über das verdutzte Gesicht eines ehrlich Hineingefallenen. Ich selbst war einer seiner dankbarsten Wurzen und tat ihm den Gefallen, mich über jedes verlorene Spiel fürchterlich zu ärgern. „Mit offenen Armen," schrieb er mir einmal, um mich nach Schönau einzuladen, „und einem gepackelten Solo ultimo für Deine liebe Frau werdet Ihr empfangen. Gemischt wird in neuerer Zeit gar nicht mehr, daher es fast regelmäßig geworden, daß nur Zwei sich im Kampfe gegenüberstehen, der Dritte nur aufs ‚Schmieren' angewiesen ist. Es gibt nur zwei Dinge in der Welt: die reine Liebe und die Schmierage der Könige, die einen über alles hinwegzusetzen vermag." Auf den materiellen Gewinn kam es dabei selbstverständlich nicht an; es handelte sich immer nur um kleine Münze.

Am liebenswürdigsten erschien Strauß im allerengsten Kreise, wenn er wenige gute Freunde bei sich zu Tische sah, vor denen er sich keinerlei Zwang anzutun brauchte.

Seine lustige Laune wetteiferte mit den prickelnden Schaumperlen des Champagners, der niemals ausging. War er besonders gut aufgelegt, so ließ er sich nicht lange bitten, sondern erzählte von seinen Erlebnissen auf Konzertreisen, die ihn in jungen Jahren mit seiner Musikkapelle durch ganz Europa und über den Ozean nach Amerika hinübergeführt hatten, die abenteuerlichsten Dinge und stattete seine Räubergeschichten reichlich mit drolligen Schnurren und witzigen Bemerkungen aus — er besaß übrigens weit mehr Humor als Witz. Wie gern hätte man ihm mit dem Stifte des Stenographen in der Hand zugehört! Aber selbst die wörtliche Treue des gewissenhaftesten Berichterstatters würde den unbeschreiblichen Eindruck des überlebendigen Vortrages nicht erreichen, weil die drastischen Gebärden und das fortwährend wechselnde Spiel des beredten Mundes und der dunklen Schelmenaugen die Erzählung salzten und pfefferten. In heiterer Erinnerung ist mir eine tolle Geschichte geblieben, die sich einmal in einer russischen Stadt mit ihm zutrug. Die Tochter des Gouverneurs hatte den leichtsinnigen Schmetterling, der tändelnd, kosend und naschend von einer Blume zur anderen flatterte, eingefangen und wollte ihn nach allen Regeln der Kunst dingfest machen. Es kam zur feierlichen Verlobung, der bald darauf die Hochzeit folgen sollte. Schon bewegte sich der Festzug nach der Kirche, und der Bräutigam wider Willen wandelte in fürchterlicher Beklommenheit am Arme der glücklichen Braut dem Altar zu, wo der Pope mit dem für immer bindenden Segen wartete ... da, es war die höchste Zeit, legte sich eine Behörde ins Mittel, vor welcher auch das mächtige Oberhaupt der Stadt die Segel streichen mußte: die Polizei. Der Bräutigam wurde als politischer Verbrecher aus dem Hochzeitszuge herausgeholt, eingesperrt, seiner gefährlichen Umtriebe kurz überwiesen und, wie es in Rußland üblich, in die Verbannung geschickt, aber nicht nach Sibirien, sondern nach — Wien. Der österreichische Botschafter, der von dem trostlosen Liebling der Musen ins Vertrauen gezogen worden war, hatte sich und ihm nicht anders zu helfen gewußt als durch diese, alle Beteiligten (den ahnungslosen Staatsverbrecher nicht ausgenommen) in höchste Bestürzung versetzende Gewaltmaßregel.

Auch Johannes Brahms, der als Ischler Sommergast wieder nähere Beziehungen zu Strauß anknüpfte, nachdem diese vor längerer Zeit abgerissen waren, nahm zuweilen an unserem Konvivium teil. Brahms verehrte in Strauß den verkörperten Inbegriff der reich beanlagten Wiener Natur, das musikalische Genie, das sich in der quellenden Erfindung, nicht weniger aber in dem instinktiv richtigen Gebrauch der Ausdrucksmittel so unzweideutig offenbarte. Geradezu entzückt sprach er sich oft über den Klang seines Orchesters, über seine Kunst des Instrumentierens aus, und es gereichte ihm zu hoher Freude, als ihm Strauß einmal, auf mein Betreiben, die Partituren von drei seiner schönsten Walzer aus den Stimmen zusammenschreiben ließ. Das von böswilligen Neidern in Umlauf gesetzte, von urteilslosen Schwachköpfen geglaubte und nachgeplapperte Gerücht, Strauß habe seine Sachen nicht instrumentieren können, sondern sei auf die Hilfe dieses oder jenes Praktikers angewiesen gewesen, widerlegt sich selbst. Wie sonderbar, daß die dienstwilligen Instrumentationskünstler immer nur an der Straußschen Musik ihre Meisterschaft erprobten, während sie in ihren eigenen Werken regelmäßig vergaßen, sie zu zeigen! Wer nur einmal eine von Strauß geschriebene Partitur gesehen hat, und ich besitze deren mehrere, die er mir gelegentlich zum Geschenk machte, weiß, was von dem albernen Gerede zu halten ist. Am liebsten schrieb der Komponist mit weichen englischen Bleistiften und zog auch, wenn er die Stahlfeder zur Notenschrift benutzte, die langen Taktstriche sehr dick mit dem Blei über das Papier, so daß das Manuskript einem Knüppelzaune gleicht, an welchem die zierlichen Noten als Blätter und Blüten sich hinaufranken.

Das kollegiale Verhältnis zwischen Brahms und Strauß war insofern ein einseitiges, als Johannes seinen Freund Johann, den er schätzte, weil er ihn, wie alles, was ihn interessierte, genau kannte, als Musiker vollkommen übersah und durchschaute, während Strauß, der von Brahms so gut wie gar nichts wußte, voll scheuer Bewunderung zu ihm aufblickte als zu einer allgemein beglaubigten Autorität, mit der nicht gut Kirschen essen sei. Schmeichler mochten ihm eingeredet haben, daß es bei dem unheimlich gelehrten und schwer verständlichen norddeutschen Musiker an jenem Besten fehle, das er, der feurige Südländer, in unerschöpflicher Fülle besaß, wie denn gleich nach Brahms' Tode einer der artigsten Scherze von Übelwollenden in diesem Sinne ausgelegt und ausgebeutet wurde. Strauß hatte auf den Autographenfächer seiner Stieftochter Alice die ersten vier Takte des Fledermauswalzers gesetzt, und Brahms ebenso schlagfertig wie verbindlich darunter geschrieben: „Leider nicht von Johannes Brahms!" Dies dahin zu deuten, daß Brahms seine angebliche Melodielosigkeit beseufzt und den Freund deswegen um eine seiner schönsten und längsten Melodien — sie ist tatsächlich zweiunddreißig Takte lang — beneidet habe, wäre nicht weniger verkehrt, als wenn man für bare Münze nehmen wollte, was Strauß einmal beim Champagner Brahms erwiderte, als dieser, von einer seiner deutschen Triumphreisen zurückgekehrt, halb ernsthaft ausrief: „Nicht wahr, lieber Strauß, das waren doch noch bessere Zeiten, als wir mit unseren feinsten Stücken so schön durchfielen?" Strauß machte eines seiner treuherzig-schalkhaftesten Gesichter, zwinkerte vergnügt mit den Augen

und sagte im komisch-wehmütigen Tone seiner Wiener Mundart: „Ja, Dokterl, mir zwa ham halt ka Glück und allweil unser G'frett g'habt mit der verflixten Musi." — Wie groß die Vorliebe war, die Brahms für den Menschen und Musiker in Strauß hegte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er, der sonst so manchem aufgeblasenen Kollegen seinen Denkzettel anzuheften und besonders die Wiener Schule mit Sarkasmen zu regalieren pflegte, ihm auch im Scherze niemals ein verletzendes Wort gesagt hat. Am 26. Juni 1888 bestellt er aus Thun in der Schweiz durch mich schriftliche Grüße an Strauß mit den Worten: „Meister Johann aber grüßen Sie allerschönstens. Ich habe noch neulich mit größtem Behagen seine „Fledermaus" im Schänzlitheater (in Bern) gehört, den hübschen Professorsfrauen sein Evangelium gepredigt und lebhaft empfunden, daß er doch der einzige Musiker und Komponist heute sei, der zu beneiden ist — die Anwesenden natürlich immer ausgenommen, zu denen leider zählt Ihr alle in Haus und Stadt von Herzen grüßender J. Brahms."

So wenig Strauß sich um die Kompositionen seines Freundes Brahms bekümmerte, so wenig interessierte ihn, was Musikalisches in der Oper und im Konzertsaal vorging. Vielmehr begnügte er sich damit, die Zeitungen zu lesen oder sich von Augen- und Ohrenzeugen berichten zu lassen. Konzerte besuchte er gar nicht und die Oper nur, sobald ihn ein großer Erfolg alarmierte. Auch dann aber beschäftigten ihn fast ausschließlich Sujet und Libretto, die er von dem Gesichtspunkt aus ansah, wie er sich zu ihnen verhalten haben würde. Er war immer kreuzunglücklich, daß das Libretto einer erfolgreichen Oper oder Operette nicht zu ihm den Weg gefunden hatte, und er trieb seine Textdichter an, ihm schnell etwas ähnliches zu schaffen. Für ihn stand es fest, und die Erfahrung beweist, wie richtig er im ganzen das Wesen der musikalisch-dramatischen Kunst auffaßte, daß nicht die Musik, sondern das Gedicht über Wohl und Wehe einer Oper entscheidet. Eher kann ein starkes Libretto eine schwache Musik tragen, als es der herrlichsten Musik gelingen wird, ein elendes Textbuch flott zu machen. An Beispielen für diese viel zu wenig beherzigte Erfahrung ist kein Mangel, und gerade die Straußsche Operette bringt einige der schlagendsten bei. Der Komponist der „Indigo", „Methusalem", „Blindekuh" und ähnlicher Ungereimtheiten, an die er seine besten Kräfte verschwendete, hat teures Lehrgeld für die spät gewonnene Erkenntnis zahlen müssen. Und wenn diese ihm noch etwas geholfen hätte! Sein Wissen blieb ein rein theoretisches; sobald es auf die praktische Nutzanwendung ankam, handelte er so unklug wie zuvor. Gebrach es ihm an Urteil oder besaß er zu wenig Selbständigkeit und Energie, um seine Meinung zu vertreten — bei ihm hatte Jeder recht; aber nur der Rechthaber behielt es, welcher zufälligerweise der letzte war. Dabei lieh er sein Ohr einer Menge von unberufenen und gefährlichen Ratgebern, die noch weniger von der Sache verstanden als er und ihn in die schrecklichste Verwirrung stürzten. Bevor er sich für ein Sujet entschied, fanden förmliche Palastrevolutionen und Staatsstreiche in der Igelgasse statt, und es wurden in den beiden Parterrezimmern Intrigenstücke aufgeführt, die für den unbeteiligten Zuschauer meist viel unterhaltender waren als die nachher ausgewählten Libretti. Entscheidend bei der Wahl war vor allem der jeweilige Geschmack des Publikums, dann erst wurde nach der Fabel, nach dem Szenarium, nach den Gesangsnummern gefragt.

Als Neßler mit dem braven „Trompeter von Säckingen" Fanfare blies und die Welt in den Angeln bewegte, fand Strauß keine Ruhe, bis er nicht auch eine populäre Figur zum Helden für seine nächste Operette angeworben hatte, und Grimmelshausens „Simplizius" trug den Sieg davon über ein Dutzend anderer, ihm offerierter Schelme und Abenteurer der Literatur. In den glorreichen Auferstehungstagen der „Verkauften Braut" wieder schwur der von Smetanas posthumen Erfolgen herausgeforderte Meister nicht höher als bei der nationalen Dorfkomödie, von welcher das Heil der Zukunft zu erwarten sei, und die trotzige Jelka, die Heldin der serbischen Brautwahl, die Königin des Apfelfestes, der „Jabuka", sollte gegen die ländliche Schöne aus Böhmen ausgespielt werden. Beide Male war Strauß mit Feuereifer und seiner vollen schöpferischen Kraft, die trotz vorgeschrittenen Alters ungebrochen blieb, am Werke, und beide Male hat er sich, was den erhofften äußeren Erfolg betrifft, gründlich verrechnet. Die schauerliche Premiere des „Simplizius", die den Fall der Operette herbeiführte, war gleichwohl ein Ehrentag für den Komponisten, weil seine ungewöhnliche Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit allein ein namenloses Unglück verhütete. Mitten in der Vorstellung schreckte ein, wie sich später herausstellte, keineswegs blinder Feuerlärm das Publikum, welches, dichtgedrängt, das Theater an der Wien bis zur Decke angefüllt hatte, von den Sitzen empor. Alles eilte in wahnsinniger Angst Hals über Kopf nach den Ausgängen hin, ein unbeschreibliches Durcheinander begann, und die furchtbarste Panik bereitete sich vor. Strauß legte den Taktstock nieder, drehte sich um und blickte ruhig mit verschränkten Armen, den Rücken an den Soufleurkasten gelehnt, in die aufgeregte Menge. Er zeigte sich entschlossen, wie der Kapitän das sinkende Schiff, seinen Posten nicht zu verlassen, und sein Beispiel wirkte Wunder. Man zögerte, besann sich, schämte sich. Das alles hatte kaum ein paar Sekunden gedauert. In dem einzigen, günstigen Augenblick des Schwankens aber ergriff Strauß den Taktstock wieder, das Orchester setzte ein, als

wäre nichts vorgefallen, die Leute kehrten auf ihre Plätze zurück, und das Werk konnte zu Ende gespielt werden. „Simplizius" war verloren, das Publikum gerettet.

Daß die zur Oper hinneigende Charakter-Operette auch sonst im Vorstadttheater einen schweren Stand gehabt hätte, ließ sich von vornherein erwarten. Schon im „Zigeunerbaron" hatte Strauß — zu spät! — die Richtung eingeschlagen, die ihm verhängnisvoll werden sollte, weil er den rücksichtslosen Mut der Konsequenz nicht mehr besaß, und weil der auf ihn eindringende Chorus äußerer Stimmen die leise, aber beständig mahnende innere Stimme übertönte. Das allein deutete vielleicht an, daß er an der Schwelle des Greisenalters stand. In seiner Jugend überhörte er zum Glück immer die Unkenrufe einer Kritik, die ihn bevormunden und einschränken wollte; sonst wäre er Zeit seines Lebens über die Komposition von Märschen und Quadrillen nicht hinausgekommen. Man hält es nicht für möglich, daß der Erfinder von „Wiener Blut", „Wein, Weib und Gesang", „Geschichten aus dem Wiener Wald", „Künstlerleben", „Neu-Wien", „Frühlingsstimmen", „Kaiserwalzer", „An der schönen blauen Donau" — um nur einige, dem musikalischen Hausschatz aller Nationen einverleibte Walzerpartien zu nennen — daß dem absoluten Herrscher des Dreivierteltaktes, dem erkorenen und ausgerufenen „Walzerkönig" die Befähigung zum Walzerkomponisten anfangs rundweg abgesprochen wurde. Er sollte bei der Polka bleiben, der er seine frühesten Lorbeeren verdankte. Und als dann seine Tänze immer reicheres, immer persönlicheres Leben gewannen, als er in deren Phantasieszenen die Brücke fand, die ihn vom Ballsaal zur Operette hinüberführte, erscholl wieder ein mahnendes Jammergeschrei, nur ja nicht über den Walzer hinauszusteuern. Seine „Fledermaus", die alle vor ihr erschienenen Werke dieses Genres überflügelte und wahrscheinlich auch die Mehrzahl der nach ihr kommenden hinter sich lassen wird, gefiel zuerst nicht, angeblich, weil sie *zuviel* Tanzmusik enthält. Dann kehrte sich der Tadel abermals um, und Strauß bekam zu hören, daß seine neueren, auf die Oper losgehenden dramatischen Werke — *zuwenig* Tanzmusik enthalten! Dieselben Nörgler, die den Dreivierteltakt in der Operette perhorreszierten, forderten ihn für die Oper zurück. Wäre es Strauß gegeben gewesen, mehr als einen Versuch mit der Spieloper zu machen, er hätte sein Ziel gewiß erreicht. So aber blieb sein „Ritter Pazman" die erste und letzte Station auf dem halbvollendeten Wege.

Noch ehe er von Ludwig Doczi den Text zu „Pazman" erhielt, war er fest entschlossen, zur Spieloper überzugehen. Irgend jemand hatte ihn auf Shakespeares Lustspiel „Was Ihr wollt" aufmerksam gemacht, das schon mehrere Male als komische Oper bearbeitet worden ist. Er sah sich das Stück im Burgtheater an und kam, außer sich vor Entzücken, zu mir, um mich zu bewegen, daß ich es in ein Libretto für ihn umwandle. Ich gab endlich nach und entwarf ein ausführliches Szenarium der Oper. Vielleicht zauderte ich zu lange, oder fand er sich in dem Entwurfe nicht zurecht. Genug, inzwischen war bereits hinter meinem Rücken mit Doczi unterhandelt und abgeschlossen worden. Ich merkte, daß er das Interesse für „Viola" verloren hatte, und die erste Straußsche Spieloper blieb im Szenarium stecken. Schade darum. Ich wünschte, Strauß hätte sie komponiert, nicht um meinet-, sondern um seinetwillen! Denn, wäre dem Werk auch kein günstigeres Schicksal beschieden worden als dem „Ritter Pazman", so würde der Meister den Mißerfolg doch an meiner Seite, da ich in theatralibus damals selbst noch ein halber Neuling war, leichter verschmerzt haben als in Gemeinschaft mit dem renommierten und bewährten Dichter des „Kusses", und „Ritter Pazman" wäre dann gewiß nicht seine „letzte Liebe" in der Oper gewesen. Den Sieben- undsechzigjährigen schreckte das Fiasko seiner einzigen, mit Fleiß und Hingebung ausgearbeiteten Oper ab, und zu dem früheren Operettenstil fand er sich nicht wieder zurück. Dem allgemeinen Librettistengeschick, den Sündenbock für den Komponisten abzugeben, ist auch Doczi nicht entgangen, sondern weidlich gezaust und heruntergekanzelt worden. Für ein Operettenbuch ist der Librettist oft noch weniger verantwortlich zu machen, da sich im Laufe der Komposition so viele unvorhergesehene Zwischenfälle ergeben, daß der arme, von den Ansprüchen des Komponisten, der Sänger und des Publikums in die Enge getriebene Dichter zuletzt kaum noch weiß, was in seinem Buche enthalten ist. Als wir an „Jabuka" arbeiteten, stand das Theater an der Wien im Zeichen des genialen Charakterkomikers Girardi, dem eo ipso die Hauptrolle zugeschanzt werden mußte. War er befriedigt, so durften auch die andern Mitwirkenden nicht vernachlässigt werden; jeder verlangte seine Extranummer. Eine durch den Gebrauch geheiligte Unsitte bestärkte Strauß in seiner irrigen Meinung, daß alles für den ersten und zweiten Aufzug, dagegen nichts für den letzten, bei dem das Publikum ohnehin nicht mehr aufmerke, getan werden müsse. Immer von neuem fand er Lücken im musikalischen Bau der ersten Akte und brachte womöglich jede Woche einen andern reizenden melodischen Einfall, der mit Text versehen und an irgendeiner schwach befestigten Stelle hineingestopft wurde. Das Textieren fertiger Musikstücke, zumal solcher, die sich in kurzen Tanzrhythmen bewegen, hat seinen bösen Schelm im Nacken sitzen. Der wunderschöne, charakteristische, in einen Csardas übergehende E-moll-Walzer im zweiten Akte der „Jabuka" und viele andere Prachtstücke

der Operette wurden erst nachträglich aus den Schreibtischschubladen ans Licht gezogen und dem Ganzen einverleibt, dessen integrierende Bestandteile sie jetzt zu sein scheinen. Schließlich sind bei der Aufführung im Theater alle Beteiligten mehr oder weniger angenehm von dem überrascht, was sie gemacht haben. Als ich, ungeduldig wegen der ewigen Änderungen, die mir Verschlechterungen zu sein schienen, und erzürnt wegen der Rücksichten, die auf den Geschmack der obersten Galerie genommen werden sollten, einmal das Weite gesucht hatte, erhielt ich von dem liebenswürdigen Meister ein langes Schreiben, verfaßt in Ischl „nachts 2 Uhr", welches begann: „Liebster Freund Max! Endlich hast Du ein Erinnerungszeichen von Dir nach Ischl befördert. Zu wiederholten Malen erkundigte ich mich bei Brahms, wo Du eigentlich stecken magst? ‚Weiß Gott!' war seine Antwort. Bis Dich mein Schwager in Berlin aufgegabelt hat. Es gab während der Zeit — als wir uns nicht gesehen — so manches zu tun. Natürlich blieb mir nichts anderes übrig, als mich an Deinen Mitarbeiter zu wenden, zumal Du vor ihm die Äußerung in lebhafter Weise getan, daß Du von weiteren Arbeiten an der Operette nichts mehr wissen willst. Lieber Max, Du kennst noch nicht die Misere, in *diesem* Genre zu arbeiten. Es ist eine wahrhaftige Quälerei für den Librettisten, ebenso auch für den Komponisten, bis ein solches Dingerlchen endlich auf die Bühne gebracht werden kann ..." Und bei einer ähnlichen Veranlassung schrieb er mir: „Deine baldige Ankunft ist von großer Wichtigkeit. Dir alles schriftlich auseinanderzusetzen, unmöglich. Der Komponist müßte eigentlich mit dem Librettisten in einem Bette schlafen, um selbst in der Nacht ihn zur Seite zu haben, aber so entfernt — was soll er, seiner bedürftig, anfangen?" — Ein unvergleichliches Vergnügen war es mir jedesmal, das Benehmen unseres Meisters zu beobachten, wenn er mir anzeigte, daß er einen guten Fund in seinem ungedruckten Notenschatze gemacht zu haben glaubte. Er hatte dann einen ganz besonders wiegenden Gang, als ob er den weichen Smyrnateppich seines Arbeitszimmers mit den in Hausschuhen steckenden Füßen liebkosen und die goldene Last der glücklich herausgefischten Melodie von der einen auf die andere Schulter wälzen wollte. Mit grimmigernstem Gesicht, aus dem die heimliche Seligkeit des Schöpfers, Finders und Eigentümers hervorleuchtete, überreichte er mir das mit Bleistiftstrichen bedeckte Notenblatt und blies ungeheure Dampfwolken aus seinem türkischen Weichselrohr. Dann setzte er sich auf die Orgelbank vor sein Harmonium, das in einer Fensternische gegenüber von dem nur selten benutzten Klavier aufgestellt war, lehnte die Tabakspfeife in die Ecke, zog das Grandjeu-Register und fingerte nervös auf einem der beiden Manuale herum. Gewöhnlich gab es eine tolle Musik, besonders bei dem gehackten Akkompagnement des Walzer- oder Polkataktes, das zu den feierlichen Schallweisen des würdigen Instruments den lächerlichsten Widerspruch bildete, und nur wer mit den Eigenheiten des Spielers und Komponisten vertraut war, konnte ungefähr erraten, was das sonderbare Konzert bedeutete. „Na, was meinst, Freunderl?" und ohne die Antwort abzuwarten, spielte er das Ganze noch einmal viel ruhiger und klarer. Wie viele entzückende Tonweisen habe ich auf solche Art zuerst vernommen, Melodien, die bald von aller Welt gespielt und gesungen, gepfiffen und getanzt wurden!

So vergnügt werde ich sie niemals wieder hören.

Stille Wege.

Stille Wege gehn durch mein Heimatsland,
Wege, wie sie nur Kinder des Glückes finden;
Blumen stehen wie lachender Kindertand
Leuchtend unter den blühenden alten Linden.

Und das Märchen singt dort sein altes Lied,
Träumend wandelt die Sage dort auf und nieder;
Alles was Du verloren, was von Dir schied,
Glück und Jugend und Hoffen findest Du wieder.

Stille Wege, ich wandle euch nur im Traum,
Wann erfüllt sich mein heißes Heimwärtssehnen?
Goldene Früchte reifen am Lebensbaum,
Goldene Früchte des Glücks und Früchte der Tränen.

Hans Caspar von Starken.

Digitized by Google

Abbild. 17. Spaltenansatz eines Kalkspatkristalls.

Die Form eines Kristalls ist nicht immer so regelmäßig wie die der Kristalle, die wir bisher kennengelernt haben. Oft sind die Kristalle nur unvollkommen ausgebildet, oft sind sie auch zu mehreren miteinander verwachsen. Abbild. 17 zeigt einen Kalkspatkristall, der sich an einer Spalte angesetzt hat und dann weiterwuchs. Abbild. 18 zeigt einen Kalkspatkristall, der sich an einer Spalte angesetzt hat und dann weiterwuchs. Abbild. 19 zeigt einen Kalkspatkristall, der sich an einer Spalte angesetzt hat und dann weiterwuchs.

Rubens, Peter Paul, *Battle of the Amazons*, 1615, oil on canvas, 121 × 165 cm, Alte Pinakothek, Munich

Battle Piece (also **battle piece**, **battle picture**, **battle painting**, **battle scene**, **battle**) Term used to describe a painting of a battle, usually a historical battle. Battle pieces are a subgenre of history painting. Battle pieces are usually large in size and are characterized by a dramatic composition with many figures in violent action. Battle pieces are often commissioned by rulers or military leaders to commemorate their victories. Famous battle pieces include Peter Paul Rubens's *Battle of the Amazons* (1615, Alte Pinakothek, Munich), Jacques-Louis David's *Napoleon Crossing the Alps* (1801, Musée National du Château de Versailles), and Francisco de Goya's *The Third of May 1808* (1814, Museo del Prado, Madrid).

© 2024 Grove Art Online

ENGLISH AND AMERICAN CRICKETERS AT LORD'S: THE MATCH BETWEEN THE MARYLEBONE CRICKET CLUB AND THE PHILADELPHIANS.

Photograph by Topical.

Bei Ausgrabungen auf dem Gelände des Gutshofes Ostramondra, Kreis Sondershausen, wurden 1937 Reste einer Siedlung der Bronzezeit freigelegt. Die Siedlung lag auf einem Hügel, der sich etwa 15 m über die Niederung erhebt. Sie war durch einen Graben und einen Wall gesichert. Die Ausgrabungen wurden von Dr. Hans Reinhardt geleitet.

Abb. 1. Ausgrabungsgelände auf dem Gutshof Ostramondra

Abb. 1 zeigt das Ausgrabungsgelände. Im Vordergrund ist der Graben zu sehen, dahinter der Wall. Auf der Innenseite des Walles wurden Pfostenlöcher von Holzhäusern gefunden. Die Häuser waren rechteckig und hatten eine Größe von etwa 6 × 8 m.

Ein Wolf in freier Wildbahn – ein Anblick, der in Deutschland selten geworden ist.

Wölfe sind in Deutschland wieder heimisch geworden. Nachdem sie hierzulande jahrhundertelang ausgerottet waren, kehrten sie in den 1990er Jahren zurück. Heute leben wieder mehrere Rudel in verschiedenen Regionen. Ihre Rückkehr ist ein Zeichen für den Erfolg von Naturschutzmaßnahmen, aber auch für die Anpassungsfähigkeit der Tiere.

Die Wiederansiedlung verlief nicht ohne Konflikte. Vor allem Weidetierhalter befürchten Schäden an ihren Herden. Deshalb wurden Förderprogramme für Herdenschutzmaßnahmen eingerichtet, etwa für wolfsabweisende Zäune und Herdenschutzhunde. Diese Maßnahmen haben dazu beigetragen, dass die Zahl der Übergriffe auf Nutztiere in vielen Gebieten zurückgegangen ist.

Wissenschaftlich begleitet wird die Rückkehr des Wolfes durch das Dokumentations- und Beratungszentrum Wolf. Dort werden Hinweise gesammelt, Rudel beobachtet und Proben genetisch untersucht. Auf diese Weise lässt sich nachvollziehen, wie sich die Bestände entwickeln und wie weit die Tiere wandern.

Die Rückkehr des Wolfes zeigt, dass Arten sich unter günstigen Bedingungen selbst helfen können. Gleichzeitig macht sie deutlich, dass Menschen lernen müssen, mit großen Raubtieren in ihrer Nähe umzugehen. Dafür sind klare Regeln, Aufklärung und ein ausgewogener Umgang mit Risiken nötig.

Jacob Bogdani
Pheasant and Hen, 1760
Oil on canvas

Ein Bild aus Wien: Der Fiaker. Ein Wiener Fiaker ist ein Kutscher, der Leute gegen Bezahlung in seinem Wagen befördert. Wien ist eine Stadt in Österreich. Österreich ist ein Land in Europa. Europa ist ein Kontinent auf der Erde. Die Erde ist ein Planet im Weltall. Das Weltall ist alles, was es gibt. Es gibt sehr viel. Es gibt auch Fiaker, die keine Leute befördern, sondern Waren. Diese Fiaker sind aber keine Wiener Fiaker, sondern Lastwagen. Lastwagen sind Wagen, die schwer sind. Sie sind schwer, weil sie schwere Waren befördern. Schwere Waren sind Waren, die schwer sind. Es gibt auch Waren, die nicht schwer sind. Diese Waren befördern Lastwagen nicht. Sie befördern Lieferwagen. Lieferwagen sind Wagen, die nicht schwer sind. Sie sind nicht schwer, weil sie nicht schwere Waren befördern. Sie befördern Waren, die nicht schwer sind. Es gibt auch Waren, die nicht befördert werden. Diese Waren sind Waren, die nicht befördert werden. Es gibt auch Waren, die befördert werden. Diese Waren befördern Lieferwagen. Lieferwagen befördern Waren, die nicht schwer sind. Es gibt auch Waren, die schwer sind. Diese Waren befördern Lastwagen. Lastwagen befördern Waren, die

genosse seinem Hintermann zu. Denn es geht unter dem niedrigen Gezweig eines entlaubten Eichbaumes hindurch. — Im selben Augenblick aber hängt Freund Tom schon mit beiden Armen an dem mächtigen Ast. Der Kopf hätte sich vom Körper trennen müssen, um das Hindernis zu nehmen.

Freund Tom kommt mit dem Schrecken davon. Aber der wackere Schimmel, von dem er sich unglaublich rasch getrennt hat, macht ohne ihn die Jagd mit. Und es ist hernach eine Stimme: er hat sich nicht als Drückeberger gezeigt, hat vielmehr alle Hindernisse mitgenommen, die die Jagd bot.

Aber Fräulein Lisa tut unrecht, dem armen Freund Tom ein helles Spottlachen durch den Wald nachzusenden. Sobald die Lichtung erreicht ist, kommt ihre kritische Stunde. Sonst die Freude ihres Reitlehrers, des schlanken Rittmeisters, immer so klug und besonnen, und nun mit einemmal ... Oder trägt ihre englische Fuchsstute ganz allein die Schuld? Hat die sich etwa ihrer kurzen Rennlätigkeit im Armeerennen vor zwei Jahren entsonnen?

Heidi! — Nun geht's aber im Canter übers freie Feld!

Ganz da vorn sind die roten Röcke der Reiter sichtbar geworden, die den Fuchs und die Hunde darstellen. — Ein Graben! Schwapp, drüber weg! — Da kommt eine herrliche Wiese. So glatt und eben wie auf dem grünen Feld der Rennbahn. Die Stute hat nur noch den einen Ehrgeiz: die Genossen da vorn zu überholen. — Die Stute geht durch.

Der Master schimpft. Auch der Rittmeister, dessen Gaul ein paar hundert Meter weit mit fortgerissen wird. Alle Galanterie hat aufgehört. „Das kostet Strafe!“ ruft der Rittmeister noch hinter ihr drein.

Der Renner fliegt nur so dahin. Weit, weit hat er Fuchs und Hunde überholt. Ganz undeutlich ist schließlich in der Richtung auf den großen Exerzierplatz der rote, feine Strich über dem braunen Pferdeleib zu erkennen.

Fräulein Lisa wird im Sande des Exerzierplatzes den ehrgeizigen Fuchs wieder zur Raison bringen. Das ist sicher. Vielleicht trennt sich auch der Rittmeister vom Feld, um ihr und ihrem Renner auf dem sandigen Ehrenfelde des Kavallerieregiments ein Privatissimum zu halten.

Zum „Halali!“ werden sie dann wohl beide wieder zur Stelle sein. Vielleicht mit glückstrahlenden Gesichtern. Möglich aber auch, daß das Privatissimum mit der Verabschiedung des Herrn Reitlehrers endigt. Das gibt für ihn einen wenig plaisierlichen Heimritt. Er dürfte jenem ähneln, auf dem unser flotter Reitersmann im roten Rock ganz unversehens von den ersten kühlen Schneeflocken überrascht wird!

Der Fuchs ist gestellt. Da's eine Schnitzeljagd ist, kann sich Meister Reineke nicht in der höchsten Not auf einen Baum retten, wie's gelegentlich auch einmal geschieht. Auf knappem, schwierigem Boden beginnt ein wendiges Umkreisen, Ducken, Haschen, Entschlüpfen und Greifen. Immer wieder weiß der gewandte Reiter der ihn hart umdrängenden Verfolgerschar zu entrinnen.

Da plötzlich — ein kurzer Jubelruf aus lachendem Frauenmunde — und eine flinke Damenhand hat den Fuchsschwanz erhascht.

Die Jagd ist aus.

Nun blasen die Hornisten die schöne, alte Fanfare. Die Herren streifen den Handschuh ab und schwenken die Hand durch die Luft. „Halali!“ klingt der fröhliche Reiterruf durch den bunten Wald.

Und der Jagdherr verteilt an alle, die beim Halali zugegen waren, die Brüche grünbunten Eichenlaubs. Welche Freude für den jungen Offizier, der zum erstenmal im roten Frack im selben Felde mit dem Kaiser hat die Jagd mitreiten dürfen. Das Stückchen Laub ist bald vertrocknet — aber die Erinnerung an diesen St. Hubertustag bleibt viele, viele Jahre noch frisch!

Digitized by Google

Der Sieger.

Von

Gustav Falke.

Mitternacht. In matterhelltem Zelt
Prüft der Feldherr noch allein in stummer
Arbeit seinen Plan und wehrt dem Schlummer.
Morgen würfelt er um eine Welt.

Und aus seiner Siege stolzem Kreis
Tritt der neue, göttergleich gebildet,
Ihm entgegen, trotzig, erzgeschildet,
Um den Helm ein blutig Lorbeerreis.

Ihn berückt die heldische Gestalt,
Aus der eignen Seele traumgeboren:
Morgen siegst Du! — Da, ins Zelt verloren,
Trifft ihn jäh ein Windstoß, hart und kalt.

Nach dem Vorhang zürnt sein Blick zurück:
Wer da? — Schweigen. Dumpf verhallende Schritte.
Rondenruf. In seiner Wachen Mitte
Ist er sicher. Und ihn schirmt sein Glück.

Doch die leuchtende Erscheinung schwand,
Trüber scheint die Kerze ihm zu brennen,
Und die Augen, die nichts mehr erkennen,
Rührt der Schlaf jetzt an mit schwerer Hand.

Knisternd flackt das Licht und zuckt und zischt.
Schatten lösen rings sich von den Wänden.
Einer neigt sich mit Beschwörerhänden
Übers Feldbett, und das Licht erlischt.

Eine Stimme, fremd und feierlich,
Raunt durchs Dunkel, wie aus weiter Ferne:
Morgen siegst Du, bau auf Deine Sterne.
Doch der Deine Schläfen kränzt, bin ich.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Julius Rodenberg, Aus der Kindheit (Berlin 1907, Gebr. Paetel). — Hugo von Hofmannsthal, Die Prosaischen Schriften gesammelt (Berlin 1907, S. Fischer). — Heinrich Mann, Zwischen den Rassen (München 1907, A. Langen). — Schalom Asch, Bilder aus dem Ghetto (Berlin 1907, S. Fischer). — Marthe Renate Fischer, Das Patenkind (Stuttgart 1907, A. Bonz & Co.). — Peter Rosegger, Die Abelsberger Chronik (Leipzig 1907, L. Staackmann).

Innig und mit sanfter Schwärmerei hat Julius Rodenberg einst um Mitternacht seiner Heimat zugesungen:

„Aus tiefster Brust sehnt sich mein Herz nach Dir,
O meine Heimat — die zu dieser Stunde
Schon schlafen ging und ihrer Sterne Zier
Sanft widerstrahlt in ihrer Wasser Grunde.

Durch Deine Wälder rauscht die Mitternacht,
Von Dorf zu Dorf geht dumpf des Hornes Rufen,
Das Licht des Mondes gleitet bleich und sacht
Talnieder von der Berge Rasenstufen" ...

Und es scheint, als ob diese Sehnsucht, die vor Jahrzehnten das freundliche Lied gebar, nicht gealtert und geschwunden ist mit der Zeit, nicht vergangen wie die Wolken und hingefahren wie ein Schatten, sondern daß sie im Gegenteil noch wuchs und lebendiger ward. Wen wollte das auch wundern? Hat uns doch Marie von Ebner-Eschenbach erst vor kurzem die Erfahrung bestätigt, daß sich im Greisenalter der Schleier lichte, der fast für jeden tätigen Menschen über Persönlichkeiten und Dingen der Kindheit lagert, und daß ihr selbst im späten Abendschein erst die Tage der heimatlichen Morgenfrühe klar und deutlich wieder emporgetaucht seien, wie ein versunkenes Land, das sich aus Nebeln ringt.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß es auch Julius Rodenberg ähnlich erging. Dafür spricht, daß zwar schon der Fünfzigjährige „Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker" veröffentlicht, daß der hohe Sechziger uns dann in die Jugendzeit geführt hat, aber erst der Fünfundsiebzigjährige die Erinnerungsblätter „Aus der Kindheit" vor uns aufschlägt (Berlin 1907, Gebr. Paetel). Eine bescheidene Gabe nennt er sie selber in dem warmen Widmungs- und Geleitbrief an Marie von Ebner-Eschenbach. Und sie bestätigen nur wieder, daß diese große und weite Welt nichts ist als ein Spiegel, aus dem wir selbst uns immer und überall entgegentreten. Was kann uns bei Julius Rodenberg anders erwarten als das Idyll? Wie entgegengesetzt aber hätten Blick und Gefühl des Tragikers und Pathetikers die gleichen Verhältnisse und dieselbe Landschaft gefärbt! Dann wäre vielleicht Last gewesen und langer Druck geblieben, was hier Glück war und Schwinge ward.

In einem jüdischen Hause des damals noch kurhessischen Städtchens Rodenberg tat der Knabe die ersten Schritte. Fröhlich und aller Wunder voll war seine Kindheit. Eine zahlreiche Geschwisterschar umgab ihn. Herrlich war die Welt, über der ein lebendiger Gott thronte — ein Gott, der für das Kind die Wunder der Schöpfung täglich neu vollbrachte und mit jedem Morgen das Licht von der Finsternis schied und die Feste des Himmels über der Erde wölbte. Ein Sonnenaufgang über den bläulichen Höhenzügen des Deisters, des Heimatsberges, Stelzenlauf und Flötenschneiden, eine Wagenfahrt mit den Eltern zum Großvater nach Hannover, wo es einen lebendigen „Mohren" gab und wo auf dem Waterlooplatze schimmernde Regimenter in scharlachroten Röcken und Bärenmützen in Parade standen — das waren die unschuldigen Freuden, die das Kinderherz höher schlagen ließen. Dazu kamen die einprägsamen und feierlichen Bräuche des orthodoxen Judentums, die gewiß die Phantasie eines geweckten Knaben stark in Tätigkeit setzen, kamen die biblischen Geschichten, die sich dem Kinde in Wirklichkeiten verwandelten. „Ich folgte den Hirten und Herden, ich stand mit Rahel am Brunnen, als sie kam, ihres Vaters Schafe zu tränken; ich weinte über Joseph, als seine Brüder ihn verkauften, und frohlockte, als sie vor ihm niederfielen auf ihr Antlitz. Die Zeitenferne von Jahrtausenden erfüllte mich mit einer unaussprechlichen Sehnsucht, und wenn an den Vorabenden des Samstages oder der Festtage die Großmutter ihre Hand auf mein Haupt legte mit dem Segensspruch: ‚Gott lasse Dich werden wie Ephraim und Manasse', dann war mir, als ob das leise Rauschen des Jordans diese Worte begleite."

Waren so in dem Rodenbergschen Kaufmannshause die poetischen, sinnvollen, durch uralte Tradition geheiligten und phantasiebefruchtenden Formeln der jüdischen Orthodoxie ganz lebendig, so sorgte anderseits eine fröhliche, lebenstüchtige Hausfrau, die ihren Goethe kannte, dafür, daß darin nicht starrer Konfessionalismus Gewalt bekam, sondern, alle Enge und Dürre ausschließend, der Geist einer freieren Bildung regierte. Julius Rodenberg erzählt, daß seine Mutter ihren eigentlichen Umgang außerhalb des Kreises ihrer Glaubensgenossen suchte und fand. Und die Kinder machten es ihr nach. „Wir fühlten uns keineswegs als Zurückgesetzte, hielten vielmehr mit allen anderen gleichen Schritt und wurden auch von ihnen

als ihresgleichen angesehen." Keine von den Freuden anderer Kinder war ihnen versagt; selbst das Weihnachtsbäumchen brannte für sie, und in ihrer Seele gab es keinen Zwiespalt. „Der kam erst später." Diese glückliche, durch kein Sich-Fremd-Fühlen getrübte Morgenfrühe mag dazu beigetragen haben, daß in der Wesenheit Julius Rodenbergs das speziell Jüdische, soweit wir damit eine vom Mutterboden losgerissene Geistesrichtung bezeichnen, so gar nicht hervortritt. Er ist niemals „geistreich" gewesen. Geistreich sind auch diese Erinnerungen nicht. Soll ich noch extra betonen, daß ich ihnen damit etwas Gutes nachsage? Der Wert gerade solcher Memoiren kann doch nur in der Wahrhaftigkeit, Schlichtheit und Herzlichkeit des Tones liegen. Nur wo diese Kräfte regieren, wird die schönste Wirkung jeder Biographie (und auch jeder Dichtung) erreicht, daß man sich selbst nämlich dadurch bestätigt fühlt.

Körner und Scharnhorst waren des Knaben Lieblinge; der erste Theaterbesuch warf auch in sein Herz Flammen und reizte zu Nachahmungen. Charakteristisch, aber nicht verwunderlich, daß der Sanfte mit Vorliebe die Bösewichter und Tyrannen spielte. Mathematik war auch ihm ein Ding voller Bitterkeit und unlösbarer Rätsel; vom Zeichenunterricht hat er nur die Kunst des Bleistiftspitzens sich erhalten, aber die Musik durchwob schon früh sein ganzes Dasein. Sie mag ihm gewiß viel Glücksmomente gegeben haben, — ob sie aber dem freundlichen poetischen Talent günstig war, bleibe dahingestellt. Ich habe keine Lust, mir alle rabiaten Musikfreunde auf den Hals zu hetzen, aber ich neige im stillen zu der Meinung, daß alle poetisch und künstlerisch begabten, d. h. schöpferisch begabten Individuen sich von der holden Kunst der Töne in respektvoller Entfernung halten sollten. Es ist vielleicht kein Zufall, daß unsere größten Dichter, grade auch alle, die in der Sprache die höchste Melodie entfaltet haben, aus ganz unmusikalischen Familien stammten resp. selbst unmusikalisch waren, und daß die überaus musikalischen, z. B. die Droste, niemals zur Melodie kamen. Doch dies nur als Randbemerkung.

Die Menschen, von denen Rodenberg zu erzählen weiß, scheinen uns manchmal wie herausgeschnitten aus einer Stormschen Novelle. Mit ein paar Strichen sind sie nur angedeutet, aber wie leicht füllen wir die Linien und freuen uns über den alten Oberförster oder den noch älteren jüdischen Gemeindediener, von dem man sagte, der liebe Gott habe vergessen ihn abzurufen! Auch von einem stellen- und mittellosen jungen Bankbeamten, der manchmal bei seinen Eltern aß, berichtet Rodenberg; vierzig Jahre später empfing ihn derselbe Mann in einem fürstlichen Palast Westlondons: es war „der große Baron Reuter, der Begründer des weltbekannten Telegraphenbureaus, das noch jetzt nach ihm heißt". So läßt der Fünfundsiebzigjährige mancherlei Schicksale und Bilder an uns vorbeiziehen. Viel hat sich, wenn er heut nach seiner Heimat kommt, geändert. Der weiß-rote Schlagbaum und der goldene Löwe Kurhessens sind nicht mehr, aber auch das hannoversche Roß an dem gelb-weißen Grenzpfahl hat ausgesprungen. Und mit Walter von der Vogelweide mag er, vom großen Herbstweh durchschauert, wohl sprechen:

„O weh, wohin entschwanden alle meine Jahr'?
Hab' ich mein Leben geträumet, oder ist es wahr?"

Nun ist es ihm, als ob auf die Stufen des Hauses, in dem er seinen Morgen verlebte, die Mutter träte, um ihr Kind heimzurufen. „‚Ich komme! Ich komme!' gab ich zur Antwort, wenn ich an den langen Sommerabenden vom Spiel auf der Straße mich nicht trennen konnte. Nun ist der lange Sommertag des Lebens wirklich zu Ende, und es ist Abend geworden. Und abermals vernehm' ich die Stimme, die mich ruft — es ist nichts Trauriges darin, es ist die Liebe der Mutter, die Liebe der Heimat, und wie einst das Kind, so antwortet heute der Fünfundsiebzigjährige mit dankbarem Blick auf das Elternhaus: ‚Ich komme! Ich komme!'"

Ein liebenswertes Büchlein ohne Arg und Falsch, all denen willkommen, die das Biographische, über wen und was es auch handle, schätzen! —

Bei dem Übergang von diesen Erinnerungsblättern zu dem zweiten Buche, das ich heut anzuzeigen habe, empfand ich stärker als je, wie sehr sich die Älteren doch im geheimen oft über die Jungen und Jüngsten verwundern müssen. Daß der Gegensatz der letzten beiden Generationen sich in besonders scharfen Formen ausprägte, wissen wir ja alle, aber man stutzt immer von neuem, wenn sich dieser Gegensatz in zwei Individualitäten in seiner ganzen, unüberbrückbaren Schroffheit zeigt. Oft schon hat man darauf hingewiesen, daß das vorhergehende Geschlecht im Gegensatz zu der darauf folgenden eroberungslustigen und keck ihren Platz heischenden Jugend sich erst spät entfaltet habe: Wilhelm I., Bismarck, Moltke und was um sie herum war, Storm, Fontane, die Ebner usw. — alles Persönlichkeiten, die ihr Höchstes erst im Alter geleistet haben. Und während es neuerdings durchaus nichts Seltnes ist, daß Zwanzig- und Fünfundzwanzigjährige sich in jungem Ruhm sonnen können, haben die Väter dieses Geschlechtes im gleichen Alter noch heimlich und in halber Scheu der Muse geopfert, zagend ihr erstes Gedicht an einen Almanach oder eine Zeitschrift geschickt und waren, wenn alles gut ging, mit 50 Jahren leidlich bekannt. Die Besten haben dann als Sechziger an „Gesammelte Werke", als Siebziger an Lebenserinnerungen gedacht — wenigstens war das der normale Gang.

Heut aber? Wenn der alte Julius Rodenberg sieht, daß über Dehmel schon ebenso viel oder mehr ganze Bücher geschrieben sind als über Eichendorff, Mörike, Storm, Fontane; wenn er sieht, daß dieser selbe Dehmel mit 40 Jahren schon daran ging, seine „Gesammelten Werke" herauszugeben; wenn er sieht, daß der junge Hugo von Hofmannsthal mit 32 Jahren beschließt, seine Prosaschriften in vier Bänden zu sammeln — dann mag er doch in einer gelinden Fassungslosigkeit den Kopf schütteln. Und ich könnte mir denken, daß er auch ein bißchen lächelt, wenn er die vierbändige Ausgabe der Hofmannsthalschen Prosa in die Hände bekommt. Denn ihr Titel lautet nicht: „Prosaische Schriften", sondern er lautet: „Hugo von Hofmannsthal, Die Prosaischen Schriften gesammelt." (Berlin 1907, S. Fischer.)

In diesem Titel liegt eigentlich schon alles: das Sich-Absondernde, das Bedeutsame, das Pretiöse. Und auf jeder Seite des bis jetzt vorliegenden ersten Bandes springt einem die gleiche Art entgegen. Sie läßt sich bei Hugo von Hoffmannsthal allenfalls noch ertragen, denn es eint sich mit ihr doch viel Geschmack, viel sprachliche Feinheit, viel Kunst. Aber das Schreckliche ist, daß ein Teil der modernsten Jugend den ganzen Stil des Wiener Artisten, einen Stil, der letzten Grundes selber vornehme Nachahmung ist, wiederum nachahmt. Bierbaum hat diese Sorte von „Dichtern" kürzlich mit Recht derb verspottet — diese jungen Männer, die sich mit 25 Jahren so vollständig „abgeklärt" geben und einen höchst würdevollgemessenen, etwas nebulosen, etwas altväterisch-krausen Stil von „selbstbewußter Eigenartlosigkeit" schreiben: Goethe-Kurialstil letzte Periode! Das Goethe-Wort:

„Die Jugend ist um ihretwillen hier.
Es wäre töricht zu verlangen:
Komm, ältle Du mit mir!"

— dies Wort scheint für diese komischen Leute, von denen einer unter seinen Werken „Erste Rede auf Hofmannsthal" — „Zweite Rede auf Hofmannsthal" anzeigt, nicht zu existieren. Im Gegenteil: sie drängen sich von allen Seiten heran, um mit jungen Lippen zu „älteln". Und ihr Meister, so hoch er über ihnen steht, ist Hugo von Hofmannsthal, der den bedeutsamen Stil des alten Goethe zuerst kopierte. Er sagt nicht: „So liegen die Dinge heute," sondern er sagt: „Es ist heute an dem, daß die Dinge so liegen, wenn ich nicht irre." Er sagt nicht: „In der aufgeschlossenen Seele des Dichters spiegeln sich, sie gleicherweise entzückend und befruchtend, Freud und Leid, Lärm und Einsamkeit, Ewiges und Vergängliches," sondern er sagt: „Er (der Dichter) ist der Liebhaber der Leiden und der Liebhaber des Glücks. Er ist der Entzückte der großen Städte und der Entzückte der Einsamkeit. Er ist der leidenschaftliche Bewunderer der Dinge, die von ewig sind, und der Dinge, die von heute sind." Nun darf man gewiß nicht verkennen, daß im Wort eine große Macht liegt, daß das sprachkünstlerische Moment gerade bei uns sehr vernachlässigt ist und daß seine Meisterung immer auch dem Stofflich-Gedanklichen zugute kommen muß, aber anderseits liegt auch die Gefahr vor, daß man wahllos alles in kostbare Gewänder kleidet und sich mit dem Ausdruck häufig übernimmt. So geht es Hofmannsthal. Die Gewohnheit, hochzugreifen und mit äußerster Gewähltheit zu sprechen, verläßt ihn auch an Stellen nicht, wo es weder nötig noch nützlich ist, und dann klafft gerade bei ihm, der ganz bewußt nach „Stil" strebt, der Widerspruch zwischen Stoff und Form, der jeden Stil aufhebt. Das nennen wir dann Manier, und zwar pretiöse Manier. Sein Ehrgeiz ist, uns fortwährend auf eine unerwartete und „nicht unangenehme Weise zu befremden". Und zwar nicht zu befremden durch die Begriffe und Gedanken, die er ausspricht, sondern durch die Worte, in die er sie kleidet. Aber wenn das Befremdende uns auch wirklich einmal, besonders anfangs, zu höherer Klarheit führt — auf die Dauer blendet und verwirrt es wie ein überall und gleichmäßig niederströmendes, von keinem Schatten begrenztes und durchsetztes Licht. Und wie dieses am Ende nur Flimmern und Dunkelheit vor den Augen bewirkt, so wird auch hier zuletzt statt reineren Schauens nur Blendung und Verwirrung erreicht. Von der gleichmäßigen Höhe des Hofmannsthalschen Vortrages wird man schließlich so benommen, daß man die Worte nur noch wie Perlen durch die Hände gleiten läßt, in einer seltsamen Ermüdung, die kaum noch den Sinn sucht. Und man ist versucht, den Ästheten mit seinen eigenen Sätzen zu schlagen und aus dem ersten Vortrag „Der Dichter und diese Zeit" zu zitieren: „Man fühlt etwas Gequollenes, Aufgedunsenes, etwas, das mehr von Bildungsgefühlen getragen ist als von irgendwelcher Intuition."

Außer dem eben genannten Essay enthält das in einem kühnen, aber dabei höchst geschmackvollen Gewande einhergehende Buch — kanariengelber Pappband in hellgrünem Schutzkarton — noch den höchst charakteristischen „Brief", der jeder Abhandlung über Hofmannsthal zugrunde gelegt werden kann, „das Gespräch über Gedichte", das sich an pretiöser Poesie entzückt und bis auf einige Bemerkungen über die Jugend- und Altersslyrik Goethes ziemlich leer ist, und den Festvortrag über „Shakespeares Könige und große Herren" — eine Wortfête für die letzte Jahresversammlung der Deutschen Shakespearegesellschaft. Im übrigen scheint es, als hätte Hofmannsthal nach den Werken des alten Goethe sich neuerdings auch die Schriften, sonderlich die Fragmente, von Novalis zu eigen gemacht.

Heinrich Mann kommt uns in seinem

neuen Roman „Zwischen den Rassen“ (München 1907, Albert Langen) wie meist wieder exotisch. Er erzählt die Geschichte der Lola Gabriel, d. h. eines Menschenkindes, das in Brasilien von einer portugiesischen Mutter geboren, aber von seinem deutschen Vater bald nach Deutschland gebracht wird und das nun sein Leben lang zwischen zwei Rassen steht, von jeder etwas in sich hat, doch in keiner völlig aufzugehen vermag. Schon das junge Mädchen klagt: „Hier (in Deutschland) bin ich nicht heimisch geworden; und das, was meine Heimat war, habe ich vergessen. Wohin gehöre ich denn?“ Ihre Gefühle, heißt es ein andres Mal, und die Verse, die sie trugen, hatten einen Gang, der nicht der Gang irdischer Menschen war. Menschen, die einer bestimmten Nation angehörten, hatten wohl nie in solchen Versen gefühlt. „International“ nennen sie mit boshaftem Lächeln die Schulfreundinnen.

Aber erst die Erwachsene empfindet ganz die Tragik und den Zwiespalt ihres Wesens. Etwas abenteuerlich reist sie mit ihrer ewig verliebten, romanisch-sinnlichen Mutter flirtend durch die Welt, um immer stärker zu erkennen, „daß allein ihre Sinne einen Gefährten finden konnten, jedoch in keinem Lande Menschen erwuchsen, die ganz ihresgleichen waren“. In einem Deutschen und einem Italiener treten ihr endlich die Männer entgegen, die ihr Schicksal werden. Jeder spricht zu einer Seite ihres Wesens. Graf Pardi, der Romane, der „äußerste Vertreter seiner Rasse“, ganz Sinnlichkeit, ganz geschmeidiges Raubtier, immer hungrig nach Eroberungen, zwingt sie in seine Arme: die Mutter hat er zu seiner Geliebten gemacht, die Tochter macht er zu seiner Frau. Eine Zeitlang erschöpft sich ihr ganzes Wesen in einem Taumel wilder Sinnlichkeit, bis nach einem Wirbel heftiger Enttäuschungen Ekel und Verachtung sie überkommen. Und natürlich hebt sich nun immer leuchtender vor ihr das Bild Arnold Actons, des ganz Unsinnlichen, der fast nur Geist und Seele, der ein kluger, schwermütiger Träumer ist, mit gebrochenem Willen. Er ist nicht etwa so ganz Deutscher, wie Pardi ganz Italiener. Er hat wohl einen starken germanischen Einschlag, aber wir würden uns höflichst bedanken, ihn als germanischen Typus anzuerkennen. Denn in seiner unfruchtbaren Schwächlichkeit, seiner in großen Worten klagenden Unmännlichkeit wird er uns beinah verächtlich, und wenn man den ganz animalischen, ungebrochenen Tatmenschen Pardi dagegen hält, so begreift man Arnold Actons Anschauung, daß die Welt sich am Romanismus noch einmal verjüngen würde. Der wunderliche Heilige erklärt übrigens selbst, daß auch er „in keins der europäischen Vaterländer“ gehöre und durch seine Schicksale „zwischen die Rassen“ gestellt sei. So finden sich denn die beiden „Zwischenrassigen“ — auf wie lange, sagt der Erzähler nicht. Doch ich vermute, daß die Gräfin Lola im Pendeln zwischen „Sinnengier und Seelenfrieden“ bleiben und nach einiger Zeit vom Vegetarismus Arnolds sich wieder nach den Fleischtöpfen Pardis oder eines anderen sehnen wird. Wie kann zur Ruhe kommen, was Luftwurzeln hat?

In dem sehr breit angelegten Roman sind wieder eine Unmenge von Personen durcheinandergewirbelt; fast jede ist originell gesehn, manche — wie der Graf Pardi — ausgezeichnet durchgehalten, keine jedoch so mit wahrhaft poetischem Leben erfüllt, daß wir uns eng mit ihr verknüpft fühlten. Es bleibt eine kalte, fremde, glänzende Gesellschaft, die an uns vorübertanzt; ihre Haltung, ihre Gesten, ihre Kleidung interessiert uns; wir sehn, wie die Paare sich lösen und verschlingen, wie die Gesichter glühn und sich erhitzen, aber wir selber bleiben kühl, hören seltsame, abgerissene, befremdende Gespräche, schütteln den Kopf und suchen vergeblich nach etwas, das uns wärmer, heimischer, menschlich tiefer berührte. Ja, man faßt sich manchmal wohl an die Stirn, als ob dies alles gar nicht echt wäre, sondern nur ein vorgetäuschter farbiger Spuk, und nicht Menschen da vor uns tanzten, sondern Gliederpuppen merkwürdige und komplizierte Verrenkungen ausführten. In der Kunst Heinrich Manns ist etwas Äußerliches und im letzten Grunde Gespenstisches; viel Gesuchtes und Gewolltes. Ein Vergleich, den er einmal bringt, lautet: „Ihre von Fruchtsaft blauen Finger lagen wie tote kleine Soldaten durcheinander im Schoß.“ Und wenn ich diesen neuen Roman über andre Werke von ihm stelle, über Werke, die uns beleidigen, so geschieht es, weil er hier ein Thema erwischt hat, das ihm nahesteht wie kein zweites. Denn er selbst steht als Künstler „zwischen den Rassen“. Ich habe schon früher gefragt, weshalb er seine „Göttinnen“ nicht italienisch schrieb. Wollte man seine Verwandten suchen, so müßte man die Blicke auf Flaubert, mehr noch auf Gabriele d'Annunzio richten. Kann es etwas Traurigeres für einen deutschen Dichter geben? Was so „zwischen den Rassen“ steht, ist zeugungsunfähig wie Arnold Acton, wie Lola. Diese Lola gesteht sich selbst: „Ich bin eine Unfruchtbare! Mein Gefühl war nie mehr als selbstsüchtige Spielerei. Die wirklichen Menschen berührte ich damit nicht.“ In diesen Worten liegt das Urteil auch über Heinrich Mann. Er ist trotz aller rein künstlerischen Eigenschaften geistig zur Unfruchtbarkeit verdammt, weil er keinen Mutterboden hat und weil er die stärkende vaterländische Erde so wenig berührt, wie es in seinem Werke der alte Baron tut. —

Eine fremdere Welt — ohne doch damit so zu befremden wie Heinrich Mann — schlägt der neuerdings vielbesprochene Schalom Asch in seinen „Bildern aus dem Ghetto“ vor uns auf (Berlin 1907, S. Fischer). Er gilt bekanntlich als der bedeutendste jüdische Jargondichter; er schreibt in

Obituary: Rockefeller

Rockefeller, John D., 1839-1937, American industrialist, philanthropist, and founder of the Standard Oil Company, was born in Richford, New York, on July 8, 1839. He died in Ormond Beach, Florida, on May 23, 1937. He was the son of William Avery Rockefeller and Eliza Davison. He married Laura Spelman in 1864. They had five children. He was a Baptist. He was a Republican. He was a millionaire by the age of 31. He was a billionaire by the age of 53. He was the richest man in the world for many years. He was the first person to become a billionaire. He was the first person to become a billionaire in the United States. He was the first person to become a billionaire in the world. He was the first person to become a billionaire in the United States of America

Ancient Egyptian art was highly stylized and symbolic, with figures often depicted in profile with distorted proportions. Common motifs included gods and goddesses, pharaohs, and scenes from daily life, such as hunting, fishing, and farming. Egyptian artists used a variety of techniques, including painting, sculpture, and relief carving, to create their works. They used natural pigments, such as ochre, malachite, and lapis lazuli, to create vibrant colors that have lasted for thousands of years.

Mare and Zebra Foal

Zebra Stallion

Kunstmuseum Basel, Neubau, Ansicht von Südwesten

Kunstmuseum Basel, Neubau, Ansicht von Südosten

Kunstmuseum Basel, Neubau, Ansicht von Nordosten

Kunstmuseum Basel, Neubau, Ansicht von Nord

Werk aus einem Guß, ist stark und kräftig; aber es ist mir zugleich zu herb und — ich kann mir nicht helfen — zu steif. Ich würde mich in diesem Garten nicht wohl fühlen können, sein Pathos ist zu drückend, und wie ich dürften viele empfinden. Übrigens sollte man alle derartigen Anlagen in Ausstellungen nicht als direkte Vorbilder, nicht als Wirklichkeiten betrachten, sondern immer nur als Anregungen. Als solche aber müssen sie unbedingt günstig nachwirken; jeder Besitzer und jeder Gärtner wird sich aus ihnen doch allerlei Gutes, im einzelnen Nachahmenswertes entnehmen können. — Unsere Leserinnen werden die künstlerischen Handarbeiten von Gertrud Lorenz in Dresden interessieren, einer Schülerin von Hermann Obrist und W. v. Debschütz in München; sie tragen eine ganz eigene Note in ihrer auf ernsten Naturstudien fußenden Formensprache und, was ja leider unsere Abbildungen nicht

Blick in einen der Sondergärten von Prof. Max Läuger.

Pergola. Von Prof. Max Läuger.

Mannheimer Gartenbau-Ausstellung: Naturbühne hinter einem Gartenhaus. Aus dem Sondergarten von Prof. Peter Behrens.

Digitized by Google

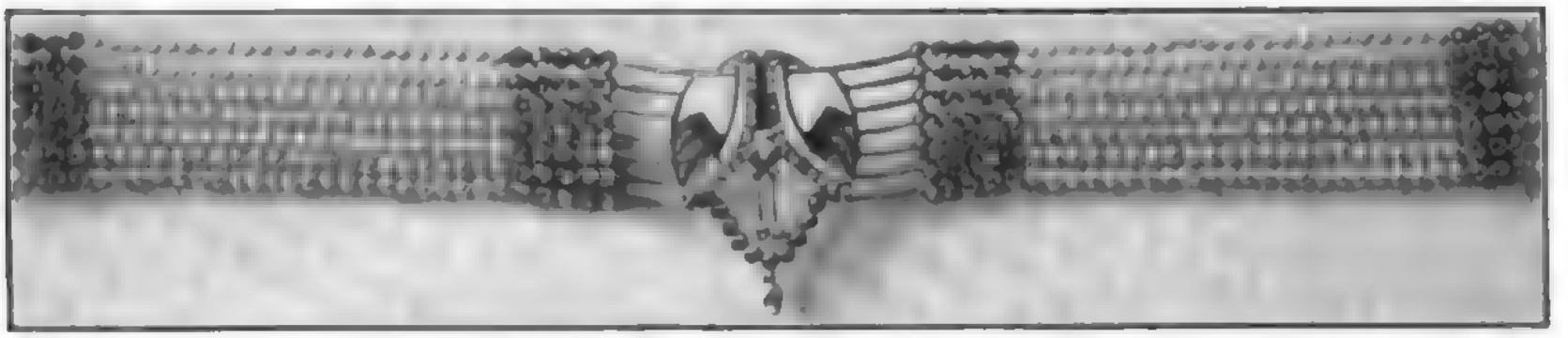
wiedergeben können, in den Farbenzusammenstellungen. Gelb in all seinen Nuancen bis zum leuchtendsten Orange bevorzugt die Künstlerin besonders. — Ich habe in diesen Heften schon einmal ausführlich ein Loblied auf die künstlerische Entwicklung innerhalb der Pforzheimer Schmuckindustrie gesungen, und ich freue mich, heute Arbeiten eines Künstlers vorführen zu können, der noch weit über dem Durchschnitt Pforzheimer Tüchtigkeit steht: Schmuckstücke nach Entwürfen des Lehrers an der dortigen Kunstgewerbeschule, Prof. Georg Kleemann. Die Arbeiten sind überaus anmutig in der Linienführung, in allen Teilen harmonisch gegliedert und aus intimer Kenntnis des Materials herausgeschaffen: nirgends Künstelei, keine Absonderlichkeiten, aber überall feines Verständnis, guter Geschmack.

Wandbehang aus grünem Rips mit Handstickerei.
Von Gertrud Lorenz-Dresden.

Der bildliche Schmuck unseres Heftes ist ebenso reich wie mannigfach. Wir sind in der farbigen Ausgestaltung dieses Bilderschmucks noch weiter gegangen als bisher; erfahren wir doch aus immer neuen Zuschriften, welche Freude unsere Leser an diesen Reproduktionen haben und welches Verständnis sie ihnen entgegenbringen. Neben den vier köstlichen Nachbildungen der Werke großer französischer Maler der Rokokokunst finden sich an farbigen Blättern Bilder von Prof. Hans Herrmann, die in dem ihm gewidmeten Artikel besonders behandelt wurden, und das reizvolle Titelbild nach dem Gemälde von Prof. Carl Marr, dem trefflichen Münchener Meister; eines der feinsten unter den vielen guten Mädchenbildnissen, die wir in

Stickereien. Nach eigenen Entwürfen im Atelier der Künstlerin ausgeführt von Gertrud Lorenz-Dresden.

Digitized by Google



Halsband aus Perlen und Brillanten.
Entwurf von Prof. Georg Kleemann. Ausführung von Alb. Artopäus-Pforzheim.

den letzten Jahren auf unseren Ausstellungen bewundern konnten: lieblich ohne konventionell, anmutig ohne glatt und süßlich zu sein, und von bezaubernd dem Farbenreiz. Dieser Amerikaner — Prof Marr wurde am 14. Februar 1858 in Milwaukee geboren —, dieser Amerikaner, der so ganz ein Deutscher geworden ist, besitzt eine geradezu erstaunliche Gabe, Licht- und Luftwirkungen souverän widerzuspiegeln; er ist ein Meister des Pleinair, ohne je zu den gewaltsamen Anschauungskünsten der modernen Pleinairisten strengster Observanz greifen zu müssen. — Der Weimaraner Prof. Th. Hagen gab uns eine stimmungsvolle, schlichte und große Landschaft, mit weitem Blick über abgeerntete Felder (zwischen S. 136 u. S. 137); einen wundervollen Ausschnitt aus der Schwarzwaldherrlichkeit verdanken wir Prof. Hans Thoma (zwischen S. 48 u. S. 49). Von dem Berliner Bildhauer Fritz Klimsch, dessen große, frische, von aller Schablone freie Begabung auf jeder neuen Ausstellung der Berliner Sezession sich von neuer Seite zeigt, schalteten wir zwischen S. 40 u. S. 41 einen prächtigen weiblichen Akt ein; die Münchener Sezession ist durch eine ihrer markantesten Persönlichkeiten, Eugen Spiro, in einem originellen Damenbildnis (zwischen S. 96 u. S. 97) vertreten, einem in Auffassung und Farbenwahl ganz eigenartigen Werk, während Louis Corinth das kraftvolle Porträt von Conrad Ansorge, dem genialen Pianisten, beisteuerte (zwischen S. 32 u. S. 33). Es ist interessant, dies Bildnis mit dem des Hamburger Senators O'Swald (zwischen S. 80 u. S. 81) in Parallele zu stellen — werden doch Corinth und der Schöpfer des letzteren, Prof. Max Slevogt, oft, vielleicht zu oft, zusammen genannt. Von der Mannheimer Kunstausstellung dieses Jahres brachten wir ein Werk des Künstlers heim, der sich um die glückliche Zusammenstellung dieser reichen Ausstellung die größten Verdienste erwarb: den „Schimmel" von Prof. Ludwig Dill (zwischen S. 112 u. S. 113), dessen eigenartige Kunst in diesen Heften, in unserem Artikel über Dachau (1906, Heft 2), bereits eingehend gewürdigt wurde. Der Erinnerung endlich an den jüngst verstorbenen Wilhelm von Diez, der unseren Heften stets ein lieber Freund und ein verständnisvoller Förderer gewesen, sei die Wiedergabe seines Gemäldes „Anno 1525" (zwischen S. 128 u. S. 129) gewidmet, das heuer im Münchener Glaspalast der starken Kunst des Verewigten zahlreiche neue Bewunderer gewonnen hat. Es ist dort eine Kollektivausstellung aus dem Nachlaß von Wilhelm v. Diez vereinigt, gegen fünfzig Gemälde, Studien, Skizzen, fast durchweg künstlerisch gleichwertig. Welch Können wohnte dem Verstorbenen doch inne und mit welchem Fleiß paarte sich seine große Begabung!

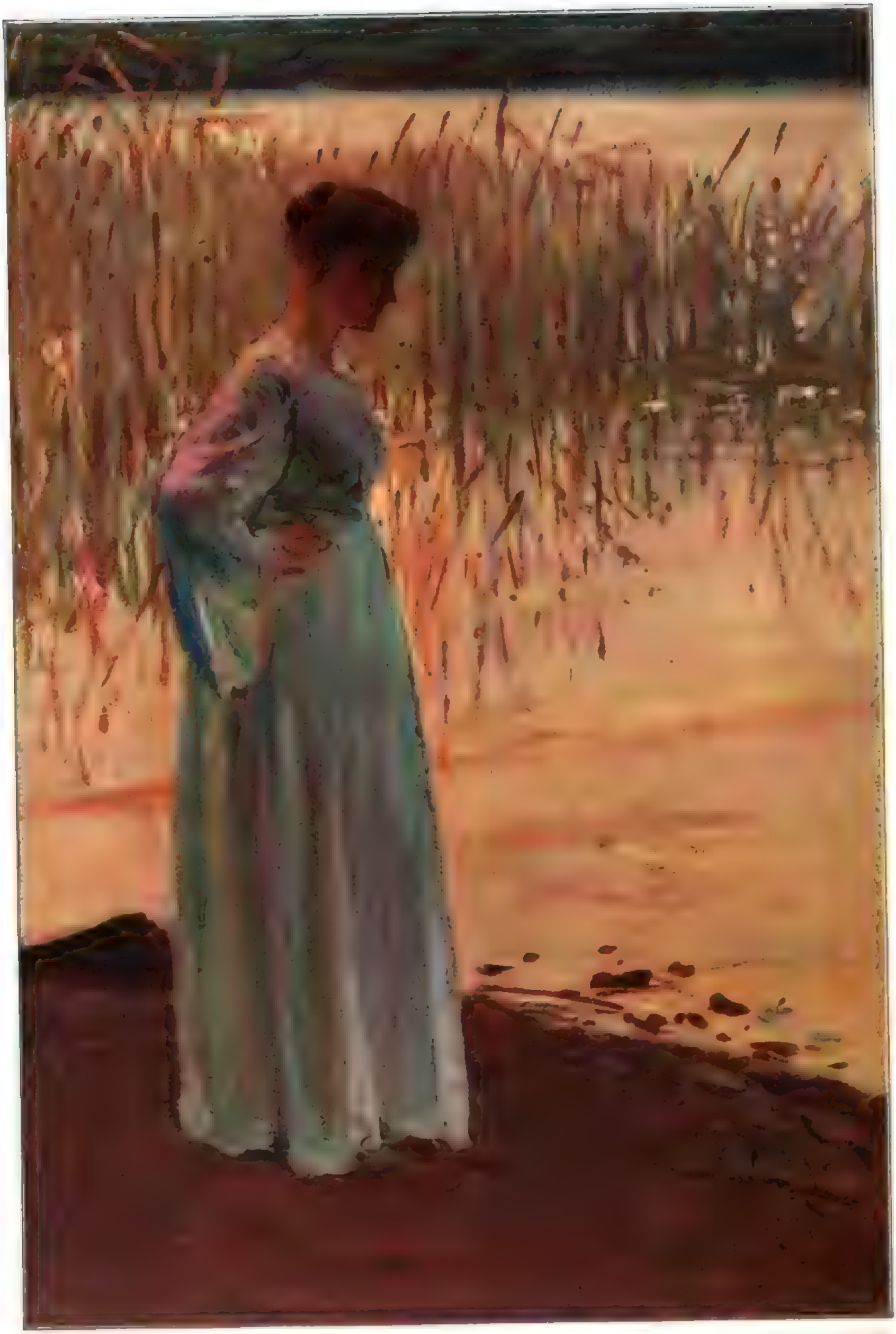
H. v. Sp.

Anhänger. Entwurf von Prof. Georg Kleemann. Ausführung von Rodi & Wienenberger, Pforzheim.

Anhänger mit Steinen und Perlen. Entwurf von Prof. Georg Kleemann. Ausführung von Alb. Artopäus in Pforzheim.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google



Am See. Ölstudie von P. F. Messerschmitt.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 2. Oktober 1907

Die verbotene Frucht. Roman von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

Wenige Meilen südlich vom Kap Spartivento stand es bei allen Vergnügungsreisenden fest: diese Mittelmeerfahrt bedeutete einen Reinfall erster Ordnung.

Verwandte und Bekannte, die im winterlichen Deutschland froren, konnte man durch keine Renommierberichte mit dem ewig blauen Himmel und des Südens goldener Sonne ärgern. Der Februar machte hier zwischen Griechenland und der Wüste Sahara dasselbe griesgrämige Gesicht wie etwa zwischen Cuxhafen und Helgoland. Der Nordwestwind sprang nach Westen um, durch die Säulen des Herkules drängte sich das Ungestüm des Ozeans in das Bereich von Odysseus' Irrfahrten; es setzte jenes charakterlose Schmierwetter ein, das auch bei den abgehärtesten Teerjacken unbeliebt ist, und mit der seitlichen Rollbewegung des Schiffes, die von der nordwestlichen Dünung herrührte, verband sich die noch unangenehmere des Stampfens. Das Endergebnis war das Schlingern.

Stangenberg hatte wie ein Held gekämpft, aber diese „innerliche Korkzieherbewegung" ertrug er auf die Dauer doch nicht. Als Jutta aus dem Bade kam und sich zum Frühstück einstellte, fand sie also auch seinen Platz verwaist.

Die nächsten Mahlzeiten nahm sie nun nicht mehr im Speisesaal, sondern an Deck, wo sie sich in ihrem Liegestuhl servieren ließ. Das Bild da unten hatte etwas zu Trostloses: in dem mächtigen Prunksaal, wo für achtzig Gäste gedeckt war, fand sich nur eben ein knappes Dutzend ein. Es waren nicht alle Fehlenden seekrank, aber sie schienen doch die Vorsicht üben zu müssen, den Speisegerüchen in geschlossenem Raume auszuweichen. Und von den Mutigen verschwand ab und zu auch während der Mahlzeit — besonders beim Fischgang — noch der eine oder der andere. In weiten, feierlichen Abständen saß der Rest schweigend da. Das Heer der Stewards hatte keine Gelegenheit, in Aktion zu treten. Wie Ironie wirkte es, daß die starke Schiffskapelle auch dem verschwindend kleinen Häuflein noch zur Tafel aufspielte.

Nebst der Begleiterin der Freifrau von Druhsen — Fräulein Tina von Wehl — blieb Jutta die einzige Dame, die während dieser Überfahrt kein Opfer darbrachte. Der kleine Stolz über diesen Sieg machte sie aber nicht glücklich, denn als fröhlich gesellige Natur empfand sie die Verurteilung zur Einsamkeit für mehrere Tage gar zu drückend. Auch das ziemlich schwatzhafte Fräulein von Wehl schied für sie bald aus, weil deren Herrin ihre Gesellschaft verlangte — was Jutta zwar billigte, aber nicht recht begreifen konnte. In einigen seiner „lichten" Augenblicke fand sich noch ein anderer Vertreter des

Published October 1. 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

deutschen Tisches — Herr Eberhard Schneider, der „Kohlenbaron“ — bei ihr ein. Der blaßgrüne junge Mann, der unentwegt den Bonvivant spielte, hielt die Gelegenheit für so zwingend, daß er glaubte, ihr die Cour schneiden zu müssen. Er tat es indes so unbegreiflich ungraziös, sozusagen ladenschwengelmäßig, daß sie sich seine ganze Art sehr bald verbat.

Blieb also zur Zerstreuung nur etwas Lektüre und ab und zu ein Besuch drüben in der dritten Klasse übrig.

Auch hier galt es Vorsicht zu üben, denn mit Fritz von Succo wollte sie nach ihrem Abfall natürlich nicht noch einmal zusammentreffen.

Für die kleinen Marseillerinnen war ihr Kommen jedesmal ein Fest: auch ihr Herr Papa gehörte zu den Opfern, und sie wären mithin für die ganze Überfahrtszeit auf die unteren Schiffsräume angewiesen gewesen.

Jutta nahm die putzigen, munteren, kleinen Dinger aufs Promenadendeck mit, trotzdem das nicht erlaubt war. Hier spielte sie mit ihnen sämtliche Schiffsspiele — woran sich dann zuweilen auch einer der andern Deckspaziergänger beteiligen zu dürfen bat — und sie beschenkte ihre Schützlinge bei jeder Zusammenkunft mit Früchten oder Eis.

Die Spielteilnehmer wechselten. Einmal fand sich „zwischen zwei Schlachten“ auch der Heidelberger Professor ein, der die kleinen Marseillerinnen in eine französische Konversation verwickeln wollte, ein Versuch, der an der Eigenart seiner Satzbildung und Aussprache scheiterte.

Fritz von Succo war sie nur ein einzigesmal begegnet — im Lesesaal, wo sie sich beim Steward neue Lektüre holte — und da war der „Ägypter“ so ruhig und achtlos an ihr vorübergegangen, als ob er sie überhaupt nicht sähe.

Sie sehnte das Ende dieser Fahrt schon wie eine Erlösung herbei. Ordentlich eine innere Genugtuung bereitete ihr die Vorstellung, daß sie ihrem Manne, sobald er überhaupt nur irgend zugänglich war, alles beichten — und daß er sie darauf tüchtig auszanken würde.

Mit der gehörigen Standpauke (wenn er wollte, konnte er einen in Grund und Boden schmettern, das wußte sie aus Erfahrung) war dann die ganze, für sie so peinliche Geschichte aus der Welt geschafft.

Zweimal setzte sie zu einer Aussprache über ihr Erlebnis an, das erstemal verdarb ihr die unglückliche Einleitung das Konzept — das zweitemal die gesteigerte Gereiztheit des Leidenden.

„Gustl, sag' mal, hast Du eigentlich mit Tante Eveline schon je direkt über ihren Sohn gesprochen?“ fragte sie ihn, einen möglichst harmlosen Ton anschlagend, als sie mit dem neuen Buch aus der Bibliothek kam.

Er verstand zuerst gar nicht. „Über ihren Sohn? Welchen Sohn?“

„Fritz von Succo.“

Leise aufstöhnend drehte er sich nach ihr um. „Ach Kind, Kind, — nun ist mir's doch wahrhaftig miserabel genug — die ganze Reise schon verleidet — und nun fängst Du auch gerade damit wieder an!“

„Nun, ich seh' ihn immer da oben — da beschäftigt mich's natürlich — und Du hast mir noch gar nicht recht erzählt . . .“

„Ein anderes Thema gibt's also nicht? Ich liege da, quäle mich, und wenn Du kommst, dann weißt Du mir nichts andres zu sagen . . . Verstehst Du denn nicht, Jutta, daß mir das peinlich ist? Daß das für jeden, der unsern Namen trägt, peinlich sein muß?“

„Gustl — bitte — sei doch nicht gleich so böse!“

„Ja, nun bin ich böse; es ist unbegreiflich — wirklich unverzeihlich . . . Als ob Dir's Vergnügen machte . . . Ich verwünsche es schon, daß wir an Bord gegangen sind. Warum konnten wir nicht in Nizza bleiben? Papa hat auch immer Ideen . . .“

Sie setzte sich und blätterte im Buche. Eine ganze Weile schwieg sie und sann auf einen neuen Eingang. „Ich hab' ihn nämlich ein paarmal an Deck getroffen — und beobachtet — hörte auch, wie er über die Verhältnisse da unten am Nil sprach — und da dacht' ich: so ein furchtbarer Menschenfresser ist er eigentlich gar nicht!“

„Ich mag nichts mehr hören von der Geschichte!“ Er hielt sich die Ohren zu. „Wenn Du so da lägst wie ich, dann hätte ich wenigstens so viel Feingefühl

Digitized by Google

— so viel Zartgefühl . . . Das ist ja zum Verzweifeln!“

Also schwieg sie.

Aber hinterher war sie kreuzunglücklich.

Hätte sie ihm doch lieber ohne jede Vorbereitung klipp und klar gestanden: der Zufall hat's gewollt, ich bin mit ihm bekannt geworden, es wäre kindisch gewesen auszuweichen, und ich habe einen ganz, ganz andern Eindruck von ihm bekommen, als ich erwartet hatte, erwarten mußte nach der abschreckenden Schilderung —!

Der kräftigste, schärfste Tadel von ihm wäre ihr lieber gewesen, als dieser ungewisse, quälende Selbstvorwurf. In der ihr ungewohnten Einsamkeit versank sie mehr und mehr ins Grübeln. Ihre „Schuld“ erschien ihr von einem Tag zum andern größer.

„Das da drüben ist Afrika, gnädige Frau,“ sagte der Kapitän, der in Gummimantel und Gummikapuze steckte, am vierten Abend zu ihr, kurz bevor sie die Kabine aufsuchen wollte. Und er zeigte auf einen dunkeln Streifen am Horizont, den sie nur für eine Wolkenschattierung gehalten hatte. „Hier mit Ihrem Goerz können Sie auch schon die Blinkfeuer von Alexandrien sehn.“

„Also wir sind da?“

„Gegen zwei Uhr früh laufen wir in den Hafen ein. Geweckt wird morgen eine Stunde früher, denn die Mehrzahl der Herrschaften will schon mit dem Neunuhrzug nach Kairo weiter.“

Er hatte bereits da und dort dasselbe gesagt, die meisten wußten es schon von den Deckstewards, aber eine Anzahl Fahrgäste scharte sich doch sofort um ihn, um es noch einmal zu hören. Herr Marcks, der magenkranke Erdumsegler, der sich wieder an die Oberfläche gewagt hatte, suchte sich auch zum zwanzigsten Male zu vergewissern, ob er von Kairo aus am gleichen Vormittag bestimmt noch Anschluß nach Heluan hätte. Fräulein von Wehl stellte dabei fest, daß der größere Teil der deutschen Gesellschaft beabsichtigte, außerhalb von Kairo, im Menahouse bei den Pyramiden von Gizeh, Wohnung zu nehmen. Und die Unterhaltung löste sich in Einzelgespräche über Hotelpreise, Zollschwierigkeiten, ägyptische Scheidemünze und Gepäcktransport auf. Jutta war diese breite Betonung des Nebensächlichen ein Greuel. Sie konnte es durchaus nicht begreifen, daß so viele Reisende all den technischen kleinen Notwendigkeiten eine solche Wichtigkeit beimaßen und sich dadurch um jede Stimmung brachten. Freilich — ihr Mann gehörte auch dazu. Sie war überzeugt, daß er sie quälen würde, doch ums Himmels willen das Einpacken nicht bis zum andern Morgen zu verschieben, sondern lieber noch in der Nacht alles fürs Ausschiffen zurechtzulegen, wenn er erfuhr, daß „Afrika in Sicht“ war.

Verschweigen wollte sie's ihm wiederum nicht, denn sie wußte, daß für Seekranke oder von der Seekrankheit Ermattete die Nachricht von der bevorstehenden Landung physisch und psychisch als das einzige Heilmittel gilt.

Gustav von Succo erfreute sich eines großartigen Schlafs. Da er gleich beim ersten Anfall die Waffen gestreckt hatte, war es jetzt aber die Schwäche nach dem mehrtägigen Liegen, was ihn hinderte, aufzustehen. Die Bewegung des Schiffes war sehr sanft geworden. Mehr und mehr der Passagiere kamen wieder zum Vorschein: Leute, die Jutta sich gar nicht entsann überhaupt schon an Bord gesehen zu haben.

Jutta hatte für ihren Gatten, dessen Magen noch keinerlei Anstrengung vertrug, beim Oberstewards eine besondere Bestellung angebracht: trotzdem es schon nahezu elf Uhr war, versprach er ihr, für etwas Fruchteis zu sorgen. Es kam dann auch, Gustav verzehrte es mit großem Appetit — und er fand darauf sogar die Kraft, sich zu erheben und auf das zweite Lager zu legen, damit sein eigenes Bett in Ordnung gebracht werden konnte. Die Unterstützung des Kammerstewards genügte ihm, Jutta promenierte also in der ganz milde gewordenen Nacht auf dem oberen Promenadendeck auf und nieder.

An der Brüstung rechts blieb sie endlich stehen. Unverkennbar rührte der hellere Schein da drüben von Alexandrien her. Die Lichter, die den Hafeneingang bezeichneten, sah man nun schon mit bloßem Auge. Und auch der Himmel

schien klarer geworden zu sein. Da und dort blitzte ein Stern durch die Wolken. Es war fast windstill, man hörte darum das Arbeiten der Schiffsmaschine um so deutlicher.

Jutta war schon im Begriff, sich ihrer so leicht enthusiastischen Reisestimmung hinzugeben, sich einzureden, daß die Nähe des fremden Erdteils ihr wirklich etwas gäbe — den berühmten historisch-geographischen Schauer — als sie plötzlich schreckhaft zusammenzuckte.

Eine Gestalt rührte sich dicht neben ihr — und sie hatte gar nicht gemerkt, daß überhaupt noch jemand hier auf dem oberen Verdeck weilte.

Fritz von Succo war's.

„Ich möchte bitten, gnädige Frau," sprach er sie an, „Ihnen noch ein paar Worte sagen zu dürfen."

Seine Stimme klang warm, fast herzlich.

Sie kämpfte einen Augenblick mit sich. Am liebsten hätte sie sich schroff abgewandt und wäre schnurstracks in die Kabine zurückgelaufen. Doch dann sagte sie sich: für feige sollte er sie nicht halten. Sie sah ihn also fragend an — mit etwas frostigem Hochmut in der Miene.

„Ich hab' noch nie zuvor in meinem Leben etwas bereut, gnädige Frau. So kraus und kunterbunt mir's gegangen ist. Weil ich allemal meinen Trotzkopf hab' durchsetzen wollen. Aber ich seh's jetzt ein: als wir da am Ätna vorbeifuhren, da hab' ich mir, gelinde gesagt, eine furchtbare Dummheit zuschulden kommen lassen."

Feierlich war er ganz und gar nicht. Er ließ sich auch durch ihre abweisende Miene nicht schrecken. Die Hände hatte er in die Taschen seines weiten englischen Paletots gesteckt; etwas breitbeinig stand er an der Brüstung. Es lag ein gutmütiger Ausdruck in seinem jungen Gesicht und seinen intelligenten Augen.

„Wissen Sie," fuhr er leicht zögernd fort, da sie hartnäckig schwieg, „so im ersten Schreck hatt' ich gar nicht begriffen, daß Sie wirklich ganz aus eigenem Antrieb zu mir sprachen ... Na ja, es ist doch erklärlich, daß ich mich nach den paar Bemerkungen da unten in so 'ne Art von Verteidigungszustand setzen mußte. Nicht?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich habe Ihnen nichts übel genommen, Herr von Succo. Und die Kapitulation einer Festung hab' ich weder in der Straße von Messina verlangt — noch wünsche ich sie hier vor dem Nildeta."

„Na ja." Er lehnte sich an die Brüstung und sah sie mit seinen hellen Augen offen und freundlich bittend an. „Das weiß ich ja alles. Hinterher hab' ich mir die unglaublichsten Grobheiten deswegen gesagt. Denn wenn ich Sie auch nicht als Friedensparlamentär ansehn durfte — das ist natürlich ausgeschlossen, beiderseits — Sie kamen doch so vom Feind dahergeschwebt wie — wie 'ne weiße Taube, möcht' ich sagen. Nein, nein, machen Sie kein böses Gesicht. Das Bild stimmt schon so ungefähr. Und statt dankbar zu sein und still zu lauschen — hab' ich plump ausgeholt und mir die freundliche Botschaft verscherzt."

Die fast drollige Art, mit der er den bildlichen Vergleich weiterführte, vor allem sein herzlicher Ton entwaffneten sie. Sie hatte ja überhaupt nicht das Talent jener frostigen Zugeknöpftheit wie ihr Gatte. Aber ein Restchen von Spott lag doch in ihrem Ausdruck, als sie erwiderte: „Sie täuschen sich, Herr von Succo, wenn Sie in Ihrem Bild aus der biblischen Geschichte annehmen, daß die weiße Taube Ihnen etwa einen Ölzweig hätte bringen wollen."

Ein Lächeln huschte über sein Antlitz. „Nein, nein. Das Haus Succo handelt mit so delikaten Pflanzen nicht, das weiß ich ja. Aber eine Frage könnten Sie mir beantworten, gnädige Frau."

Wieder eine Pause. Jutta bemühte sich, so kühl als möglich zu bleiben.

„Also — sprechen Sie."

„Sie sagten da — Sie hätten ... Na ja, Sie hätten meine Mutter kennen gelernt. Ich bin absolut nicht sentimental. Wahrhaftig nicht. Das hat mir das Leben gründlich abgewöhnt. Und meine Mutter — na, allzu mütterlich hat sie wirklich nicht an mir gehandelt. Ganz in Parenthese gesagt. Aber in ihrem Alter kann ja ebensogut heute wie morgen plötzlich 'mal ein Fall eintreten, den — den ich dann vielleicht nur ganz zufällig hinterher aus der Zeitung er-

oogle

fahre . . . Und da wollte ich Sie fragen: wo und wann haben Sie die alte Dame zuletzt gesehn, wie geht ihr's, na — und so weiter . . ."

Er hatte stockend gesprochen. Ein mattes Lächeln wich dabei nicht aus seinen Zügen. Und doch schluckte er mehrmals, so daß man meinen konnte, bei einzelnen Worten störte ihn ein innerliches, krampfhaftes Zucken in der Kehle. Den Blick hatte er gesenkt. Das wirkte so, als ob er sich seiner Frage schämte.

‚Was für ein seltsamer Mensch!' sagte sich Jutta. Es rührte da etwas an ihr Herz, ein so tiefes Mitleid, daß sie ihm am liebsten rasch die Hand hingestreckt hätte.

Aber die Furcht vor ihrem Mann ließ sie keinen Augenblick los. Sie sah sich auch plötzlich voller Hast nach der Kabinentür um, die soeben geöffnet und wieder geschlossen worden war. Hastig holte sie Atem. Dann sagte sie leise, unwillkürlich in einen rascheren Tonfall geratend, als ob sie ihm ein Geheimnis verriete:

„Tante Eveline lebt in Königsberg. Ich sah sie vor zwei Jahren in Berlin auf Hertha von Schaufferts Hochzeit. Es geht ihr ganz gut . . . d. h. im Frühjahr ist sie immer in Nauheim, da gebraucht sie eine Kur . . ."

„Oh! — Ein Herzleiden?"

„Ja — aber — aber wohl nichts Schlimmes." Sie wußte selbst nicht, weshalb und mit welchem Recht sie diese Einschränkung hinzusetzte; über den Grad des Übels hatte ja noch niemand zu ihr gesprochen.

„Und sie wohnt allein? Oder bei den Verwandten?"

„Bei Onkel Bodo war sie noch letzten Sommer. Aber der ist Regierungspräsident geworden und versetzt worden. Seitdem lebt sie allein in Königsberg."

Er sah sie nicht an, während sie sprach. Sie war in große Hast geraten, und nachdem sie geendet hatte, strengte sie ihr Hirn an, um sich noch an irgend etwas Bemerkenswertes über Tante Eveline zu erinnern. Aber es fiel ihr nichts mehr ein. Vielleicht wartete er noch auf etwas, denn er schwieg und lauschte angespannt; den Kopf hielt er gesenkt, seine Fäuste steckten noch immer in den Paletottaschen.

Wieder öffnete sich jetzt die Kabinentür, und im hellen Lichtschein zeichnete sich die Gestalt eines Stewards ab, der Umschau hielt und darauf etwas in die Kammer zurückrief. Jutta war's, als hörte sie die Stimme ihres Gatten erwidern.

„Mein Mann ruft!" Sie stieß das flüsternd aus. „Ich — muß gehen!"

„Ich will Sie nicht aufhalten, gnädige Frau. Das war ja wohl auch alles, was Sie mir sagen konnten." Er nickte kurz. „Schönen Dank also."

Noch ein paar Sekunden lang standen sie sich zögernd gegenüber, dann wandten sie sich beide gleichzeitig voneinander ab, ohne ein Wort zu sagen. Er ging auf die Kommandobrücke zu — sie huschte in die Kabine.

Gustav empfing sie so ungnädig, daß ihr gar keine Überlegung blieb, das, was sie nun wieder erlebt hatte, in Worte zu fassen.

„Kind, Kind, überall packen sie, und bei uns steht noch alles herum. Nimm Dich doch ein bißchen der Sache an. Ja? Ich würde gern selbst — aber mir ist noch so öde im Magen. Und ich kann gar nicht den Kopf heben — eine richtige Migräne. Wie das nur beim Ausbooten werden soll?"

Der Kammersteward stieß dazu, um beim Packen zu helfen. Zu anderen als praktischen Erörterungen war nun keine Gelegenheit. Und als alles, bis auf das Nacht- und Toilettenzeug, verstaut war, verlangte Gustav, daß endlich dunkel gemacht würde, denn das Licht täte ihm weh.

Sie kramte noch ein Weilchen im Finstern weiter, ohne rechten Zweck. Bis Gustav wieder leise aufstöhnte. Nun öffnete sie ganz behutsam die Tür und begab sich noch einmal auf Deck. Ein paar Minuten wartete sie an der Stelle, wo sie vorhin gestanden hatten. Dann stieg sie zur Kommandobrücke empor.

Fritz von Succo weilte nicht mehr hier.

Etwas enttäuscht sah sie sich überall um und kehrte jenseits des Kompaßhäuschens zwischen den Rettungsbooten wieder zur Treppe zurück.

Digitized by Google

Plötzlich schrak sie zusammen. Ein Fremder sprach sie an. Einer der deutschen Herren war es. Sie glaubte zuerst: Stangenberg. Es war aber bloß der ihr unausstehliche Herr Eberhard Schneider.

„So allein, Madame, und keine einzige Dame zur Begleitung?“ zitierte er näselnd, irgendeinen Schauspieler kopierend, aus dem Don Carlos.

Sie erwiderte ein paar ganz zusammenhanglose Worte und verschwand eiligst in der Kabine.

Hinterher konnte sie sich's nicht verzeihen, daß sie dem zudringlichen jungen ‚Kohlenbaron‘ gegenüber eine solche Arm-sündermiene aufgesetzt hatte.

Und sie fragte sich: weshalb war sie denn überhaupt an Deck zurückgekehrt? Hatte sie denn wirklich vorgehabt, Fritz von Succo noch einmal zu sprechen?

* * *

Das Wecken, das überhastete Frühstück, das Ausbooten, die Landung, die Droschkenfahrt zum Zollhaus und zur Bahnstation — das geschah alles unter Begleitung eines wüsten, echt orientalischen Durcheinanderrufens und Durcheinanderschreiens.

Ein Dutzend Boote, die teils Hotels, teils Reisebureaux und Fährleuten gehörten, schaukelte rund um das mitten im Hafen von Alexandrien verankerte Schiff. Auf den Bänken standen Araber, Syrer und Nubier, gestikulierten und kreischten. Sobald die Fallreepstreppe zu Wasser gelassen war, stürmte die schwarze und schwarzbraune Bande an Bord: barfüßige Kofferträger, Ruderer, halbwüchsige Burschen, die einen mit glattrasiertem Schädel, die anderen mit dem roten Fes oder mit dem Turban geschmückt.

„Taschen zuhalten!“ rief Stangenberg dem Ehepaar Succo zu, das er in der allgemeinen Aufbruchseile erst flüchtig hatte begrüßen können.

Die Überfahrt in dem tanzenden Ruderboot, dessen eine Hälfte bis zum Rand mit Gepäck angefüllt war, bedeutete die letzte maritime Prüfung für Gustav von Succo.

„Gottlob — Land!“ sagte er erleichtert aufatmend, als sie endlich festen Boden unter sich hatten.

Er hatte gleich an Bord einen der Kommissionäre aus Kairo von Shepheards Hotel angenommen. Der hielt ihnen nun auch das bakschischheischende Hafengesindel, das sie sofort lärmend umringte, vom Halse.

Im Eiltempo fuhr der hochbeladene Wagen vom Zollhaus durch die engen, volkreichen Vorstadtgassen von Alexandrien. Die Häuser waren ganz europäisch, fremdartig wirkten nur die bunten Trachten, das malerische Nebeneinander aller Hautfarben, die schwarzverschleierten Frauen.

Jutta war wieder ganz Auge und Ohr. Sie wollte nichts von all den neuen Eindrücken verlieren. Und es war eine wahre Sehnsucht über sie gekommen, nach der langen Entfremdung an Bord, sich mit ihrem Gatten über alles, was sie sah und was sie bewegte, auszusprechen.

Schmerzlich war ihr's darum, daß sie für die dreistündige Eisenbahnfahrt nach Kairo kein Coupé allein bekamen, sondern sich wieder mitten unter Schiffsbekannten befanden.

Gustav von Succo taute rasch auf — seine Migräne war bereits auf der ersten Droschkenfahrt an Land wie weggeblasen — er brachte es sogar über sich, der humoristischen Schilderung zuzuhören, die der Rittmeister an der Coupétür von ein paar tragikomischen Seekrankheitsepisoden entwarf.

Der Zug war stark überfüllt. In dem Coupé, worin Jutta mit ihrem Mann Platz genommen hatte, kam nicht einmal Stangenberg unter. Außer Frau von Druhsen und ihrer Gesellschafterin hatte noch ein Engländerpaar Plätze darin belegt: die Lady Salmour mit ihrem Verwandten.

Frau von Druhsen gab dem Ausdruck ihrer Unlust über die Engigkeit im Coupé eine politische Spitze gegen das britische Inselvolk, was Jutta veranlaßte, ihr zuzuflüstern, die Mitreisende verstünde Deutsch.

„Die Lady muß sehr befreundet sein mit diesem Herrn von Succo aus Kairo,“ setzte die Gesellschafterin darauf in schar-

Digitized by Google

fem Flüſterton hinzu, „ich hab' ſie an Bord oft zuſammen geſehen.“

Flüchtig muſterte jetzt die Engländerin, die bisher mit dem Verſtauen ihres Handgepäcks beſchäftigt geweſen war, die Coupégenoſſen. Als ſie Jutta bemerkte, nickte ſie ihr freundlich zu.

Jutta ſtellte feſt, daß die Fremde doch jünger war, als ſie an Bord angenommen hatte. Die unvorteilhafte Schiffsmütze, unter die ſie ihr ſchönes, goldblondes Haar gezwängt hatte, war an der falſchen Einſchätzung ſchuld geweſen. Sie fand ſogar, daß die Lady den vollendeten Typ der ſchönen Engländerin darſtellte: außer dem prächtigen Haar beſaß ſie einen zarten, durchſichtigen Teint, ſchöne, ausdrucksvolle, blaue Augen, elegante Geſtalt, ſtolze Haltung, tadelloſe Zähne und eine ſehr hübſche, angenehme Stimme.

„Ob das ihr Mann iſt?“ fragte die Baronin halblaut. „Einen Ring trägt er nicht. Ihr Vater iſt es doch auch nicht.“

Jutta zuckte die Achſel. „Warum zerbrechen Sie ſich darüber den Kopf?“

„Ich ſehe auf Reiſen gern klar.“

Daß die Baronin noch irgendeine kleine Malice in Vorbereitung hatte, ſtand hiernach bei Jutta feſt. Sie täuſchte ſich nicht. Frau von Druhſen beugte ſich nämlich mit ſtark betonter Diskretion zu ihr herüber und ſagte mütterlich: „Da die Dame doch offenbar Beziehungen hat zu dieſem — dieſem Kairenſer Succo, Sie wiſſen — würde ich mich an Ihrer Stelle gar nicht erſt auf den Grüßfuß mit ihr ſtellen.“

Succo verzog die Miene nur ganz leicht, aber Jutta merkte ſofort: daß ihr Mann die Taktloſigkeit der Baronin ebenſo ſchmerzhaft empfand. Beide ignorierten die Bemerkung und vertieften ſich gemeinſam in den Reiſeführer. Jutta hatte es deutlich genug herausgefühlt: die Bosheit war mehr gegen ſie als gegen die Reiſegenoſſin gerichtet.

Die Lady Salmour nahm übrigens auf der ganzen Fahrt von den Anweſenden keine Notiz mehr.

Draußen jagte im dicken Staube, den der Zug aufwirbelte, eine fremdartige Landſchaft an ihnen vorüber. Der Schienenſtrang näherte ſich dem Nil. Das Land war hier zerriſſen von Hunderten von Kanälen. Auf den lehmigen Dämmen zogen ganze Karawanen von hochbeladenen Kamelen in feierlichem Tempo. Flink trabten Araber auf Eſeln ein Stückchen neben dem Zuge her. Schwarzgekleidete Frauen, die hohe Ölkrüge auf den Schultern trugen, wirkten wie Ausſchnitte aus der bibliſchen Geſchichte. Im Sumpf ſtanden Büffelherden und ſtarrten den vorbeiſauſenden Zug an. Man fuhr durch einen lichten Palmenwald. Dann tauchten über dem Geſtrüpp verkrüppelter Sykomoren hohe, weiße, kreuzweis ausladende Segel auf: die erſten Dahabjen, die auf dem Nil dahinglitten. Unpoetiſche Ziegelbauten mit hohen Schornſteinen miſchen ſich da und dort in das Bild: die Zuckerfabriken, die Färbereien und Webereien. Dann wieder kam man an Fellachendörfern vorüber. Niedrige, lehmbraune Hütten, aus getrocknetem Nilſchlamm errichtet; in der Nähe gewöhnlich der alles überragende weiße Kuppelbau eines Scheichgrabes. Weiterhin am öſtlichen Horizont ein braungelber Strich: das Mokattamgebirge, die libyſche Wüſte. Und ſchließlich, ſchon meilenweit vor dem Ziel, drüben im Weſten im zitternden Sonnenglaſt: die Umriſſe der drei Pyramiden von Gizeh.

Der ſtärkſte Eindruck, den Jutta nach der Ankunft in Kairo auf der Fahrt zum Hotel empfing, war der auf ihre Geruchsnerven. Die ſcharfe, durchdringende Ausdünſtung der Kamele beherrſchte die Straße; dahinein mengten ſich die Zwiebel- und Knoblauchdüfte der Kutſcher und Gepäckträger.

Geſchrei, unentwirrbares Geſchrei auch hier. Bloßfüßige, arabiſche Betteljungen rannten eine Strecke weit neben dem Wagen her und ſchlugen Räder mitten im Gewühl, immer wieder die Hand nach einem „Bakſchiſch“ ausſtreckend. Wie in einem Kaleidoſkop wechſelten die Bilder, die Farben, die Formen, die Geſtalten. Es war Mittagszeit, die helle, weiße Sonne ſchien, ägyptiſches Militär in rotem Fes und weißen Gamaſchen kam mit klingendem Spiel durch einen der mit Platanen bepflanzten Boulevards, ganz Kairo ſchien auf den Beinen.

Plötzlich hielt der Wagen in einer breiten, stark belebten Hauptstraße. Sie befanden sich vor der berühmten Terrasse von Shepheards Hotel.

Araber in blutroten Jacken, wahre Hünen, stürzten herzu und nahmen das Gepäck in Empfang.

Im Hotelvestibül herrschte ein Leben wie in einem Taubenschlag. Viele Schiffsgäste standen hier bereits in Unterhandlung mit dem Hoteldirektor und seinen Sekretären. Auch Stangenberg traf soeben ein. Er hatte einem der Portiers bereits in der Tür ein paar Schillinge in die Hand gedrückt. Eilfertig bemühte der sich nun — es war ein Deutscher wie fast alle Hotelangestellten — die Nummer des für ihn reservierten Zimmers in Erfahrung zu bringen.

„Und das Quartier für Mr. Succo!" rief der Rittmeister dem Portier nach, die Bekannten erblickend und begrüßend.

„Mr. Succo ist bereits oben," gab der Portier sofort zurück, „hat Nr. 37 — second floor — wie immer."

Gustav zuckte zusammen. „Das ist nun doch geradezu scheußlich," stieß er aus, halb zu Stangenberg, halb zu seiner Frau gewendet, „schon wieder diese leidige Verwechslung!"

Stangenberg ließ den Portier noch einmal zurückkommen. „Sie täuschen sich. Mr. und Mrs. Succo — das sind diese Herrschaften hier."

„Zimmer ist von Marseille aus vorausbestellt!" setzte Gustav von Succo hinzu.

Es dauerte eine gehörige Weile. Endlich kam in der Begleitung des Portiers ein eleganter junger Herr mit einer großen flatternden Zimmerliste auf sie zu.

„Pardon, da scheint ein Irrtum vorzuliegen. Ein Mr. Succo, Marseille, ist nicht vorgemerkt. Bloß Mr. Succo aus Bedrachein, der immer hier wohnt und stets Nr. 37 hat, wenn das Zimmer frei ist."

„Aber ich habe doch selbst aus Marseille telegraphiert . . ."

„Gewiß hat der Sekretär im Bureau die Bestellung nicht kopiert, weil der Name zufällig doppelt vorgekommen ist. Ich bedaure unendlich. Gedulden Sie sich einen Augenblick, wenn noch etwas frei ist, werde ich Ihnen sofort . . ."

Und weg war er.

Stangenberg mußte seinem Gepäck folgen. So blieb das Ehepaar allein in dem Gewühl zurück.

„Unerhört. Dieser hergelaufene Mensch drängt sich da ein. Überall . . . Es ist nicht zu sagen!"

Gustav von Succo vertrug technische Störungen auf der Reise durchaus nicht. Er war zumeist sehr cholerisch. Sein Auftreten den Hotelangestellten gegenüber war in solchen Fällen kleinlich und unduldsam. Jutta suchte ihn zu beschwichtigen, aber er sagte kurz: „Ich habe diese Komödie nun satt. Zum Kuckuck, ich werde mir die ganze Erholungsreise doch nicht durch diesen — diesen Menschen stören lassen."

„Wie ungerecht du bist, Gustl. Eine Verwechslung. Mein Himmel, das ist doch kein solches Unglück."

„Der sitzt nun oben in unserm Zimmer — und unsereiner steht hier — eine Dame läßt man in der zugigen Halle stehn . . ."

„Du hörst doch, daß er immer hier wohnt. Das ist direkt gesucht, Gustl, sich darüber aufzuregen, sich deswegen die Reiselaune stören zu lassen."

Das Gewühl lichtete sich. Gruppenweise zogen die Ankömmlinge, vom Empfangspersonal geleitet, zum Lift.

„Ich bedanke mich überhaupt dafür, hier zu bleiben — dem Burschen womöglich alle Augenblicke zu begegnen."

Jutta wußte, daß er sich nun immer mehr in Zorn reden würde. Bisher hatte sie's in solchen Fällen kleiner Störungen immer versucht, ihm mit drolligem Schalk eine freundlichere Miene abzuschmeicheln. Aber jetzt verdroß sie seine unlogische Gereiztheit gegen den abwesenden Unschuldigen derart, daß sie achselzuckend in die Tür trat und ihre Blicke über die menschengefüllte Terrasse schweifen ließ. An unzähligen Tischen saß da eine bunte Gesellschaft in der Sonne: elegante Welt in höchstem Promenadenstaat, salopp gekleidete Touristen, flirtende Sportsleute beiderlei Geschlechts, englische Offiziere, geschminkte Halbwelt. Von der Straße her tönte das Wagengerassel, das Geschrei der Vorläufer, der Eseltreiber, das scharf rhythmische Hände-

oogle

Postpferd. Ölstudie von P. F. Messerschmitt.

Digitized by Google

klatschen der unter eintönigem Gesang auf dem Fahrdamm marschierenden Lastträger.

Jutta hörte hinter sich einen ziemlich scharfen Wortwechsel. Ihr Mann setzte den sich höflich entschuldigenden Hoteldirektor zur Rede. „Aber wir wünschen doch irgendwo unterzukommen!“

„Selbstverständlich. Nur ein wenig müssen Sie sich gedulden. Mittags werden immer ein paar Zimmer frei. Dann sollen Sie Vorhand haben.“

„Aber ich will sie sehn. Zeigen Sie sie mir.“

„Das geht jetzt noch nicht. Ich sage Ihnen ja: augenblicklich ist nicht ein einziges Zimmer unbesetzt. Aber in längstens einer Stunde können wir Ihnen Bescheid geben.“

„Na, das ist ja lieblich.“

„Vielleicht nehmen die Herrschaften inzwischen den Lunch. Ihr Gepäck kann ja hier stehen bleiben. Sie brauchen sich darum nicht zu kümmern.“

Jutta suchte der Aufgeregtheit ihres Gatten eine größtmögliche Ruhe entgegenzusetzen.

„Nun, Gustl, wir warten eben noch ein Weilchen. Oder machen einen kleinen Spaziergang. Das ist doch weiter kein Unglück.“

„Für Dich nicht. Nein, das weiß ich. Dir ist es ja an Bord vorzüglich ergangen. Aber ich will endlich ein Unterkommen haben und mein Bad, ich will endlich in Behaglichkeit auspacken können ... Und bloß wegen dieses — dieses ...“

„Gustl —! Aber nun höre doch endlich mit dem zwecklosen Zanken auf. Was kann denn schließlich Dein Vetter für die Verwechslung? Du mußt doch ein Einsehn haben.“

„Nein, das hab' ich eben nicht. Punktum. Basta.“

Stangenberg stieß dazu. Er hatte nur flüchtig Toilette gemacht, denn den Lunch nahm man hier allgemein im gewöhnlichen Straßenanzug.

„Noch immer obdachlos? ... Leider würde mir der beste Wille zur christlichen Nächstenliebe nichts nützen: für mein Quartier würden Sie sich schönstens bedanken, es liegt fünf Treppen hoch, hinten heraus, eine winzige Bude. Übrigens billiger als ich dachte. Aber eine Aussicht — geradezu himmlisch. Hinten ist nämlich ein wunderbarer Park mit Palmen. Und darüber hinweg sieht man Moscheen mit Minaretts und den Nil und die Pyramiden.“

Jutta hängte burschikos bei ihm ein. „Sie müssen mich hier ein bißchen spazieren führen. Mein Mann will sich zunächst noch ein Viertelstündchen ärgern — und dabei sind Zeugen überflüssig.“

Stangenberg lachte. „Sie sind allerliebst, gnädige Frau. Also, Herr von Succo, es hilft Ihnen kein Gott: auf allerhöchsten Befehl geh' ich mit Ihrer Frau Gemahlin durch. Unter Palmen! Romantisch, was?“

Es war Succo anscheinend nicht möglich, in den scherzhaften Ton einzustimmen. „Bitte sehr,“ erwiderte er kurz und wandte sich wieder dem Bureau zu.

„Brummbär!“ sagte Jutta.

Sie zog in flottem Tempo mit dem Rittmeister ab.

Stangenberg spielte den Galanten. Es war aber nicht mehr jene gesetzte Ritterlichkeit in seinem Wesen wie in Marseille. Er hatte zuweilen ein listiges Augenblinzeln. Sie tat, als ob sie's nicht bemerkte, entzog ihm aber ihren Arm unter dem Vorwand, die Jacke auszuziehen. Sommersonne lag über dem wunderbar gepflegten tropischen Garten. Sie legte ein paar Schritt Abstand zwischen sich und den Rittmeister. Unbefangen plauderte sie weiter. Aber als sie an einer zeltartigen, von herrlichem Granatgebüsch umrankten Laube stehen blieb und sich vorbeugte, um eine der großen, brennendroten Blüten genauer zu betrachten, merkte sie, daß er ihren Worten gar nicht folgte. Und sie fühlte gleichzeitig — instinktiv und dabei doch fast körperlich — daß er sie mit einem heißen Ausdruck betrachtete.

Sie richtete sich sofort auf und sah ihn groß an — über die Abschätzung, die in seiner Miene lag, höchst verwirrt.

„Wirklich — ganz allerliebst!“ sagte er nur zwischen den Zähnen, in einem Schwerenöterton, den sie bisher noch nicht von ihm gehört hatte.

„Sie meinten, Herr von Stangenberg?“

Sein indiskret lächelnder Blick war gewandert — er brannte nun in ihrem stark erschrockenen. „Die Granatblüte meine ich."

Mit feinem Spott suchte sie über seine unartige Entgleisung am besten hinwegzukommen. „Das ist ja eine furchtbar feurige botanische Huldigung."

„Tja, wie soll man seiner Sinne Meister bleiben — solch süßem Ding im fremden Garten gegenüber?"

Sie merkte, daß er fortgesetzt seinen Worten einen Doppelsinn unterlegte. „Was ist nur in Sie gefahren?"

Er wippte sich auf den Zehen leicht auf und nieder und lächelte sie überlegen an. Dabei summte er: „Was nützt mir denn ein schöner Garten, wenn andre drin spazieren gehn?"

„Alles die Nähe des Äquators?" sagte sie erheitert, noch immer bestrebt, den Anlaß zu einer wirklichen Verstimmung auszuschalten.

Nun lachte er ebenfalls. „Daß Sie eine sehr verführerische kleine Frau sind, hab' ich schon in Europa drüben festgestellt. Hier in dem heißeren Afrika ist's aber doch wohl erlaubt, den Ausdruck der Bewunderung zu steigern."

„Im Gegenteil. Die Muhammedaner bestrafen so etwas äußerst empfindlich."

Er kniff wieder ein Auge zusammen. „Hm. Die Muhammedaner."

„Ja. Der Attentäter wird hier mit einer Katze, einem Hund und einer Viper in einen Sack gebunden und in der Wüste ausgesetzt. Sie wissen doch?"

„Keine sehr lockende Aussicht. Jeder Attentäter, meine Gnädigste?"

„Selbstverständlich."

Er antwortete nicht, drohte ihr aber mit den Augen. Und wieder trat der seltsame Ausdruck in seine Miene, der sie beunruhigte.

Sie zuckte die Achsel und brach die Unterredung ab. „Übrigens hab' ich jetzt Hunger. Und ich hoffe: mein Schatz auch."

Er neckte sie damit, daß sie so ehrpußlich-spießbürgerlich „mein Schatz" gesagt hatte. Ihr fiel es gleichfalls auf. Denn es war sonst dritten gegenüber nicht ihre Gewohnheit.

Bei Tisch entwickelte Stangenberg eine so glänzende Laune wie nie zuvor. Er verführte Juttas zunächst noch recht verstimmten Gatten sogar zu einer gemeinsamen Flasche Heidsick. Aber Jutta verhielt sich reserviert. Je mehr sie der kleinen Szene im Garten nachhing, desto mehr fühlte sie sich gegen den Rittmeister eingenommen.

Man saß in dem prunkvollen Oberlichtsaal, der trotz der Marmorwände und Marmorsäulen durch die vielen Blumen, die echten Teppiche und auch die mit dem Tageslicht ringenden elektrischen Lampen, deren Schirme aus bunter Seide bestanden, doch einen ganz behaglichen Eindruck machte. Flinke Araber bedienten.

In Marseille hatte Stangenberg dem Oberstaatsanwalt die Zusage gemacht, daß er ihn auf der mehrtägigen Fahrt ins Fajum begleiten wollte. Die Tour versprach eine schöne Jagd, war aber sehr anstrengend und für Damen nicht lohnend. Succo hatte vorgehabt, die Partie zu unternehmen, wenn Juttas Vater hier in Kairo eingetroffen war. Er kam während der Mahlzeit mehrmals auf diese Verabredung zurück. Aber Stangenberg hielt ihm entgegen: „Erlauben Sie, ist es nicht eigentlich eine Grausamkeit, daß Sie mich da in die Wüste mitschleppen wollen? Offengestanden hab' ich so ziemlich alle Lust verloren. Ich möchte viel lieber unserer jungen Gnädigen als Führer hier in Kairo dienen."

„Bis zur Abfahrt meines Mannes habe ich die Hauptsehenswürdigkeiten von Kairo wohl schon hinter mir," sagte Jutta, „und ich werde Papa dann wohl kaum allein lassen."

„Schade."

Succo trommelte leicht auf den Tisch. „Übrigens hab' ich mich entschlossen, Jutta, für die nächsten paar Tage nicht in Kairo zu bleiben."

„Wieso nicht?"

„Wir werden hier gar nicht erst auspacken."

„Sondern?"

„Ich hab' vorhin vom Bureau aus alles bestellt. Der Wagen fährt um drei Uhr vor. Telephonisch hab' ich auch schon

Digitized by

über Zimmer und Pension akkordiert. Wir siedeln nach Gizeh über."

Beide sahen ihn überrascht an. „Gizeh — !?"

„Sie meinen wohl das Hotel Menahouse am Fuß der Pyramiden?" fragte der Rittmeister.

„Ja. Wo ja auch verschiedene der Herrschaften von Bord hingegangen sind. Es soll dort vorzügliche Verpflegung geben. Und es ist doch höchst interessant: so dicht bei den Pyramiden."

Stangenberg hatte sich kopfschüttelnd zurückgelehnt. „Nehmen Sie mir's nicht über, das ist 'ne komische Idee. Sie fahren doch nach Kairo, um in Kairo zu sein. Die Umgebung nimmt man wohl gelegentlich so mit, aber Kairo selbst ist doch die Hauptsache."

„Das sehen wir uns dann später an."

Jutta war sehr enttäuscht. „Später? Aber man ist doch in solch einer Spannung ... Und nun kommst Du und sagst ... Weshalb denn nur?"

„Ich habe meine Gründe."

„Gustav — ! Etwa wirklich bloß wegen der dummen Zimmergeschichte hier?"

„Zum Teil. Ja. Und noch aus anderen Gründen."

„Wenn Du unser ganzes schönes Programm wegen solcher Lappalien stören willst . . ."

„Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe."

Auf Stangenbergs vom Wein und vom Plaudern etwas erhitztem Gesicht war noch ein steifes Lächeln stehen geblieben. Aber die vorherige Laune war doch erloschen. Er musterte das Paar, die Augen ein wenig zusammenkneifend. Es herrschten da Unklarheiten und Unstimmigkeiten. Offenbar Eifersucht. Er besaß Erfahrung.

Beim Dessert versuchte Stangenberg noch einmal auf den verärgerten Ehemann einzuwirken. Er nahm an, daß er sich von Frau Jutta einen Dank damit verdiente. Es war doch geradezu absurd, diese glänzende, lockende Großstadt, die man das afrikanische Paris nannte, zu verlassen, noch bevor man sich auch nur ein paar Stunden darin umgesehn hatte.

Succo saß lässig im Stuhl zurückgelehnt. Seine Lippen hatten sich ganz schmal verzogen. Es lag ein frostiger Ausdruck in seiner Miene und in seinem Ton. „Ich habe im ganzen wenig Prinzipien," sagte er leicht obenhin, um dem Tafelgenossen eine weitere Einmischung abzuschneiden, „aber die paar sind um so unantastbarer. Und das erste davon lautet: meine Entschlüsse werfe ich nicht wieder um."

„Brechen wir also auf," sagte Jutta, sich erhebend.

Im Restaurant war es schon leer geworden, auf der Terrasse und in der großen maurischen Halle, die sich ans Hotelvestibül anschloß, wogte das bunte, internationale Treiben um so lebhafter. Man nahm den türkischen Kaffee im Umherstehen. Von den Tischen aus am Rand der Terrasse wurde von Amerikanern eine drollige Unterhaltung mit den unten auf der Straße ihre Perlketten, Nilpferdpeitschen, Ansichtskarten und Palmenfächer feilbietenden Händlern geführt.

Jutta empfand eine geradezu kindlich stürmische Lust, sich auch gleich mit in das Gewühl zu stürzen. Aber die ganz eisig gewordene Miene ihres Gatten, der auf die Vorstellungen Stangenbergs immer kürzer, apathischer antwortete, raubte ihr die Stimmung. Sie sah nach der Uhr und sagte, mit einem gezwungen gleichgültigen Blick das noch immer in der Halle stehende Gepäck streifend: „Also um drei Uhr hier, Gustav."

Damit wandte sie sich dem Lesesaal zu.

Sie bemerkte noch, daß Stangenberg Miene machte, ihr zu folgen. Unschlüssig blieb er dann aber doch bei Succo zurück.

Im Lesesaal befanden sich nur Herren. Sie lagen mit übergeschlagenen Beinen weit zurückgelehnt in den tiefen Klubsesseln, die mächtigen Zeitungen über sich haltend. Von der Reihe am Fenster sah man nur die leicht wippenden Stiefelsohlen unter dem knisternden Zeitungspapier. Jutta kramte zwecklos auf einem Tisch mit Hotelführern, dann ging sie ins anstoßende Schreibzimmer. Ein großes Bureau stand hier in der Mitte; die einzelnen Pulte waren durch Milchglasfenster voneinander getrennt.

Sie wollte die Zeit benutzen, um ein

paar Grüße an Pensionsfreundinnen und Verwandte ihres Mannes abzuschicken. Es war nur noch ein einziger Pultplatz frei. Indem sie aber auf ihn zuging, bemerkte sie, daß den Nachbarsitz Fritz von Succo innehatte.

Noch war es möglich, auf das Fenstertischchen zuzuhalten, wo die Kursbücher lagen. Sie konnte eines davon an sich nehmen und den Raum dann wieder verlassen.

Aber in ihre augenblickliche Stimmung paßte es ganz gut, etwas zu tun, wovon sie wußte, daß es ihren Mann ärgern würde.

Sie zog also den Stuhl des leeren Platzes zurück und setzte sich. Allerdings ohne sich umzusehn.

Die übrigen elf eifrig schreibenden Hotelgäste blickten auch kaum auf.

Dennoch fühlte sie: ihr Nachbar zur Rechten hatte sie schon bei ihrem Eintritt erkannt — und beobachtete sie nun. Er hatte nach Beendigung seines Briefes seinen Stuhl ein wenig zurückgeschoben.

Sie tat, als ob sie's nicht bemerkte, und beschrieb einige der hübsch ausgestatteten Hotelpostkarten. Darauf legte sie die Karten mit der Adresse nach oben, rechts neben sich, dicht an den Rand der Isolierscheiben. Sie wußte, daß der Blick ihres Nachbars die Adressen streifte.

Und da reizte sie's nun — sie fragte sich hernach noch oft, war's nur Opposition gegen ihren Gatten, war's eine Regung von Mitleid oder war es eine grausame Herausforderung gewesen — einen der Kartengrüße zu adressieren an: „Frau Eveline von Succo, geb. von Zabell, hochwohlgeboren, Königsberg i. Pr. Auf den Hufen 10a. (Germany.)"

Plötzlich gab's neben ihr einen Ruck. Ihr Nachbar hatte seine Schreibarbeit heftig zurückgeschoben. Den Kopf in die Rechte stützend, lehnte er sich mit dem Ellbogen ganz vorn aufs Pult, wandte ihr das Gesicht zu und sah sie mit großen Augen an.

Nun mußte sie sich nach ihm umkehren. Und sie tat's ohne die kleinste Komödie: sie spielte durchaus nicht die Erschrockene. Im Gegenteil, ihre Blicke redeten: ‚Sprich doch, sag', wie Du das findest.' Es zitterte nur wenig Angst in ihr.

Nach einer kurzen Weile Schweigens, in der sie beide Aug' in Aug' fast unbeweglich verharrt hatten — hinterher erschienen ihnen beiden die paar Sekunden wie eine kleine Ewigkeit — warf er einen flüchtig prüfenden Blick über die Reihe der andern. Keiner der Schreibenden am Tische sah auf. Leise sagte er nun endlich: „Sie geben mir ein großes Rätsel auf, gnädige Frau."

Sie hielt seinen forschenden Blick ruhig aus. „Nein, vor dem Rätsel stehe ich, und ich will und muß es ergründen. Wenn ich heimkehre, geb' ich mich nicht eher zufrieden, als bis ich Tante Eveline gesprochen habe."

Ein fast mitleidiges Lächeln huschte über seine Miene. „Das Friedenstiftenwollen ist ja wohl eine gute weibliche Eigenschaft. Aber es ist selten dankbar."

„Dank will ich nicht. Es ist mir nur um der Sache willen. Ich muß erfahren, auf welcher Seite die größere Schuld liegt."

„Hat Vetter Gustav Sie nicht darüber unterrichtet?"

„Sie sollen mir's jetzt sagen."

„Ich bin Partei, gnädige Frau."

„Er auch."

Da soeben einer der Herren auf der andern Seite sich ungeduldig räusperte, stand sie auf und ging durch die offene breite Flügeltür auf den Flur, der die große Halle querte.

Er folgte ihr.

Sie wunderte sich selbst über ihre Verwegenheit. Wenn ihr Gatte oder wenn Stangenberg sie nun suchte? — Es war ja fast sicher, daß einer der Herren ihr nachkam. Und was geschah dann?

Inmitten des breiten, mit Korbsesseln und Rauchtischchen ausgestatteten Korridors standen sie ein paar Augenblicke schweigend nebeneinander. Fritz von Succo traute ihr noch nicht recht. Er witterte noch immer einen Auftrag bei ihr. Und doch hatte die Erinnerung an seine Mutter ihn tiefer bewegt als er verraten wollte.

„Wenn man Ihnen unrecht getan hat," begann sie wieder, „warum sprechen Sie nicht mit meinem Mann? Jetzt, wo so

Digitized by

viel Jahre vergangen sind? Ist es denn so nicht ganz unnatürlich, dies Ausweichen und stumme Grollen?"

„Es lag nicht an mir, gnädige Frau. Ich habe jahrelang ehrlich und herzlich um Verzeihung gebeten. Und um die Verzeihung und um die Liebe meiner Mutter hab' ich gebettelt. Aber es hat alles nichts geholfen. Und so hab' ich denn endlich verzichtet. — Sie sind das erste Wesen aus dem ganzen großen Kreis, das wieder zu mir spricht. Vielleicht deshalb, weil Sie kein Succosches Blut haben."

„Möglich."

„Aber sehen Sie: so ein paar Jahre Fremde färben ab. Ich habe nun nicht einmal den Wunsch mehr, ich möchte noch so wie früher da droben im lieben Deutschland bei den wackern Vettern sitzen. Also: an mir ist Hopfen und Malz verloren. Und Ihre Güte ist vielleicht doch verschwendet."

„Es war nur ein Versuch, bevor wir von hier weggehn. Ich werde Sie wohl nicht mehr treffen. Und drum wollt' ich Sie nur noch einmal fragen: Sie haben mir nichts aufzutragen — für daheim?... Wirklich kein armes Sterbenswörtchen?"

Er zuckte die Achseln und sagte nach kurzem Zögern etwas leiser: „Es nützt ja nichts, gnädige Frau. Das arme Sterbenswörtchen würde drüben nicht verstanden werden. Denn wir sprechen verschiedene Sprachen."

„Ja — dann — kann ich freilich nicht helfen."

„Daß Sie das wollten, das ist sehr, sehr nett von Ihnen. Und ich werd's so bald nicht vergessen."

„Sagen Sie mir nur noch eines, Herr Succo. Es interessiert mich rein sachlich. Oder vielmehr: rein menschlich."

„Bitte, gnädige Frau."

„Was Sie zu der Affäre damals — zu dem schrecklichen Auftritt getrieben hat, das war doch nicht bloß Raufluft?"

„Weshalb nicht?"

„Sie sind der Mann nicht dafür."

„Meine Verwandten haben's Ihnen aber sicherlich so geschildert, wie?"

„Ja."

„Nun also." Er sagte es fast ein wenig erheitert.

„Warum weichen Sie mir aus? Was hatten Sie mit Münchhoff? Wollen Sie mir's nicht ganz offen sagen? Es ist wirklich keine dumme Neugier."

Fritz von Succo hatte die Fäuste in den Taschen seines Jacketts vergraben.

Ein paar Augenblicke sann er trotzig vor sich hin. Dann warf er den Kopf ein wenig zurück und wandte sich, sie mit einem Blick zum Mitkommen auffordernd, zum Gehen. Langsam, zögernd, öfters stehen bleibend, schlenderten sie auf dem langen Flur entlang, gleich anderen Paaren. Am oberen Ende angekommen kehrten sie um und nahmen denselben Weg noch einmal. Dann noch ein zweites, ein drittes Mal.

Und in diesem Viertelstündchen hörte Jutta aus Fritz von Succos Mund die Geschichte seines Unglücks und seiner Verbannung in einem ganz neuen, sie mächtig erregenden Zusammenhang.

* * *

Während seiner militärischen Übung hatte Fritz von Succo mit Münchhoff, einem seiner Kompagnie-Offiziere, auf demselben Flur quartiert. Der junge Offizier lebte ziemlich wüst, die Hausbewohner nahmen schon längst Anstoß an seinem Treiben. Wiederholt war die Besitzerin des Hauses, Frau Anna Bauduin, eine junge Fabrikantenwitwe, einem heimlichen Besuch von ihm begegnet: der pikanten, leichtsinnigen Frau Eva Z., der Gattin des Arztes, der im Erdgeschoß wohnte. Frau Bauduin hatte schließlich den ihr seit der Kinderzeit befreundeten Juristen gebeten, seinen älteren Kameraden zu warnen. Der Betrug unter ihrem Dache widerte sie an. Münchhoff mußte das Haus verlassen. Die Sache fand rasch ihre Erledigung: Münchhoff zog aus, verlangte nur dem Referendar das Ehrenwort ab, zu schweigen. Der gab es. Aber Münchhoffs plötzlicher Wegzug fand bei den Kameraden einen ganz unerwarteten Kommentar. Man lachte im Kasino darüber: Münchhoff war wieder einmal wegen „fortgesetzten Lebenswandels" an die Luft gesetzt worden. Und man nannte mit lustigem Augenblinzeln Frau Bauduins Namen. Wie der perfide Klatsch aufgekommen war, ob Münchhoff, um das gefährliche Verhältnis zu

vertuschen, ihn genährt hatte, das wußte Succo nicht zu sagen: aber man tuschelte bald allgemein über Münchhoffs zärtliche Beziehungen zu der schönen „Frau Annita", wie man die junge Witwe sofort kordial bezeichnete. Bei einem Liebesmahl im Kasino kam in vorgerückter Stunde die Sache aufs Tapet. Burschenklatsch hatte dies und das aufgeschnappt und verdreht — Münchhoff ward damit gehänselt, daß ihm häusliche Moralhüter die zärtlichen Besuche von Frau Annita, der „verliebten kleinen Witib", verwehrt hätten. Das pikante Geschichtchen ward ausgeschmückt, man blinzelte einander zu und lachte. Und Münchhoff schwieg, er drehte geschmeichelt an seinem Schnurrbart — und schwieg. Fritz von Succo hatte sich's eine ganze Weile mit angehört. Sein Blick bohrte sich in den seines Gegenübers, der ohne Wimpernzucken duldete, daß die Frauenehre einer Unschuldigen hier im animierten Herrenkreise zerpflückt und zertreten wurde. Es fiel schließlich ein Wort, das Succo zur Wut brachte. „Herr Leutnant Münchhoff, Sie dulden das?" — Der war ein wenig bleich geworden. „Was soll man tun? Geglaubt wird einem ja doch nichts."

„Nein, Münchhoff," rief ein anderer lachend, „daß Du mit Deiner schönen Witib bloß gebetet hast, das glaubt Dir kein Mensch!"

„Nun also — was soll man dagegen sagen?"

„Nichts!" lachte der Chorus.

Nun fuhr es Succo heraus: „Aber das ist dann stummes Ehrabschneiden. Ich fordere von Ihnen, Herr Leutnant Münchhoff, daß Sie auf Ihre Mannesehre sofort erklären . . ."

Ein Tumult entstand, und Münchhoff rief außer sich: „Succo, schweigen Sie, was fällt Ihnen ein, ich habe Ihr Wort!"

„Das kann mich nicht zum Lumpen machen!"

Nun war der Skandal da. Und Münchhoff schrie: „Vizefeldwebel Succo, Sie verlassen sofort den Saal."

„Nein, ich bleibe, bis Sie erklärt haben . . ."

„Ich befehl's Ihnen dienstlich."

„Ich wäre ein Feigling, wenn ich jetzt ginge."

„Man wird Ihnen Gehorsam beibringen. Ordonnanz!"

Im Nu war Succo seinem Gegner am Kragen, schlug ihn ins Gesicht — ward überwältigt, abgeführt, in Untersuchungshaft gebracht — und kam erst zur Besinnung, als er vor dem Auditeur stand, der den Tatbestand aufnahm.

* * *

„Das war mein Verbrechen, gnädige Frau. Ich konnte in der Verhandlung nicht alles sagen, was die Sache geklärt hätte. Denn damals lebte Frau Z., die Doktorsfrau. Sie starb im Wochenbett, während ich meine Gefängnisstrafe verbüßte. Acht Monate Gefängnis: das war ein Zeit, die aus einem offenen, lebensfreudigen Menschen einen verbitterten Weltfremden gemacht hat. Es hat Jahre bedurft, bis ich die Qual der grauen Mauern verwunden hatte. Vergessen werd' ich sie nie. — Aber das eine ist mein Trost: geriet ich heute noch einmal in dieselbe Lage — ich würde nicht anders handeln können als damals."

Sie waren am Fenster, das den Flur abschloß, stehen geblieben. Jutta hatte kein Wort verloren. Ihr ganzer stolzer Rechtssinn bäumte sich dagegen auf, daß ihr von ihrem Gatten bei der Darstellung das Falles die zwingende Ursache der leidenschaftlichen Szene verschwiegen worden war. — Gerade das Wesentliche — das für eine Frau Wesentliche — hatte er unerwähnt gelassen: daß ein tapferer Zug von Ritterlichkeit den jungen Vetter damals hingerissen hatte.

„Es war kein so ganz ideales Opfer wie Sie annehmen," sagte er kopfschüttelnd auf eine Bemerkung von ihr. „Ich besaß zu wenig von Don Quixotes Rittersinn, als daß ich für eine Fremde so blindlings und wutschnaubend eingetreten wäre."

Überrascht blickte sie ihn an. „O — es war noch ein Roman dabei?"

„Kein Roman, gnädige Frau."

„Aber Sie liebten sie — die andere?"

„Ja, ich liebte sie. Doch das befand sich noch in den ersten Anfängen. Es war noch nicht einmal zu einer zarten Novellette gediehen. Höchstens war's die Lyrik eines leisen, kleinen Gedichts."

Nun lächelte sie. „Also war es eine unglückliche Liebe."

„Eine ganz hoffnungslose."

„Erzählen Sie mir doch noch von dieser Frau Annita."

„So sollen Sie sie nicht nennen."

„Wer war sie — oder vielmehr: wie war sie?"

„Ich nannte sie: meine kleine Heilige. Wir waren Jugendgespielen gewesen. Sie hatte mit achtzehn Jahren geheiratet. Es war äußerlich eine glänzende Partie. Bauduin, ihr Mann, hatte die große Spinnerei, besaß ein paar Häuser — und war ein guter Kerl. Aber der blonden, zarten, kleinen Frau gegenüber wie ein täppischer Bär, der sich in einen Wundergarten verirrt hat und in blinder Hast die zarten Zauberblumen rücksichtslos zertritt ... Nun, wie das zuweilen so im Leben vorkommt. Im Eheleben."

„Hm. Die unverstandene Frau also?"

„Das wohl nicht. Sie liebten einander herzlich. Jedes auf seine Art. Aber seine sehr burschikose Art verletzte sie oft. Er war, bevor er die Fabrik übernahm, Korpsstudent gewesen: und Korpsstudent blieb er eben immer. Er zechte gern und viel — es kam deshalb zu Vorstellungen, schließlich zu einer tiefen Verstimmung, die ihn mehr und mehr aus dem Hause trieb. Und in der Nacht nach ihrem letzten leidenschaftlichen Streit, als er aus fröhlichem Kreis hektisch-fröhlich heimkehrte, traf ihn auf der Treppe ein Herzschlag. Die beiden Menschen schieden so im Groll voneinander — wie ein grausamer Zufall es eben fügte. Darüber kam das arme Weib nicht hinweg. Ich hatte das erst nach und nach erfahren, Stück um Stück. Mit ihren dreiundzwanzig Jahren sah sie das Leben so grau, so trostlos grau vor sich. — Und in ihr sensibles Leid hinein, das mich rührte, ohne daß ich Trost dafür fand, fiel dieser plump aus der Luft gegriffene Verdacht. Der brachte da alles, was gut in mir war, zum Aufruhr."

Jutta war in Sinnen versunken. Sie befand sich nicht mehr in Kairo, sie sah nicht mehr die Palmen vor dem Fenster: vor ihrem innern Auge gewann das stille Herzensdrama dieser jungen blonden Frau mehr und mehr Gestalt.

„Wo ist sie jetzt?" fragte sie dann.

„Ich weiß nicht."

„Sie sind ihr später nie wieder begegnet?"

„Nie."

„Weshalb nicht?"

„Es ging mir schlecht, gnädige Frau, sozusagen miserabel. Ich hatte im Gefängnis gesessen — ich war bettelarm, ohne Stellung, ohne Beruf, ohne Aussichten — und sie war reich."

„Aber Sie liebten sie doch? — Und sie liebte Sie vielleicht auch?"

„O ja, sie war mir gut gewesen. Bis zu dem Abend. Aber darüber wäre sie doch nie hinweg gekommen, daß die Schuld, für die ich im Gefängnis gesessen hatte, eine solche Gewalttat war — nun ja, ich will's ehrlich zugeben, eine Brutalität."

„Wenn sie den Beweggrund erfuhr, der Sie dazu getrieben hat?"

„Hätt' ich ihr ja doch nicht verraten."

„Aber die andern, die Zeugen. Es hat ihr nie jemand eine Andeutung gemacht?"

„Sie verkehrte in den Kreisen nicht. Und ich hab' mich hernach nicht wieder nach der Garnison gewagt."

„Sie wissen auch nicht, wo sie jetzt lebt?"

„Nein. Ich weiß nicht einmal, ob sie überhaupt noch lebt."

„Und es interessiert Sie auch nicht?"

„Es ist ein Riß in meinem Leben, gnädige Frau. Über diesen Riß gibt es keine Verbindung, keine Brücke."

„Denken Sie auch gar nicht mehr an die Zeit vorher?"

„O gewiß. Aber dann bin ich nicht der, der ich heute bin. Dann seh' ich mich nur als den, der ich damals war: der naive, warmherzige, ein bißchen schwärmerische und dabei draufgängerisch-fröhliche Bursch."

„Ich meine, es ist schade, um den Herr von Succo."

„Es hat ihm keiner eine Träne nachgeweint."

„So. Das glauben Sie? — Die eigene Mutter?!"

„Die hat ihrem Taugenichts, als der obdachlos in Antwerpen saß und auf der Werft Handlangerdienste tun mußte,

Digitized

mit keiner Silbe auf seine herzzerreißenden Briefe geantwortet."

„Vielleicht — hat sie diese Briefe — nie empfangen?!"

Ein paar Sekunden hing er nur dem Klang dieser Worte nach. Dann wandte er ihr bestürzt sein Antlitz zu. „Wie denken Sie sich das?"

Es ging ein leichter Schauer über sie hin: der Verdacht war so urplötzlich in ihr aufgetaucht, sie wußte gar nicht, wie sie dazu gekommen war.

„Gnädige Frau — weshalb haben Sie vorhin da drinnen — als Sie die Karte schrieben . . . Sie hatten doch eine Absicht damit. Oder etwa nicht?"

„Eine Absicht, über die ich mir selber nicht klar war. Wie das so bei uns Frauen vorkommt. Am meisten war's wohl ein herzliches Mitleid. Ich kann nicht dafür. Ach — Sie verstehen gewiß nicht . . ."

Hastig griff er nach ihrer Hand und preßte sie. „Doch, ich verstehe."

„Aber Sie sollen nicht falsch verstehen . . . Ich habe ja gar keinen Anhalt für einen Verdacht . . . Es ist mir nur so unbegreiflich: die weichherzige, stille, immer gerührte Tante Eveline —!"

„Ich bitte Sie nur noch um eins, gnädige Frau. — Lassen Sie mir die Karte."

„Sie wollen die Adresse?"

„Ja. Und eine sichtbare Erinnerung an diese Stunde."

„Sie würden sie sonst vergessen?"

„Nein. Aber vielleicht nicht daran glauben."

Nun lachte sie leise und gab ihm die Karte. „Sie sind nicht verwöhnt. — So, nehmen Sie. — Vorhin haben Sie über mich gespottet — über die weibliche Manie, Frieden vermitteln zu wollen."

„Ich tu's nicht mehr."

„Aber danken sollen Sie mir nicht. Es ist ein zu niederziehendes Gefühl, wenn andere einen für ‚edel' halten. Überhaupt bin ich dafür viel zu kampflustig."

Er merkte, daß sie möglichst ohne jede Sentimentalität das Gespräch beenden und sich von ihm verabschieden wollte.

Es kam aber überhaupt nicht zu einem rechten Abschied. Sie sah durch die offene Tür des Schreibsalons plötzlich Herrn von Stangenberg herankommen. Flüchtig — wenn auch freundlich — nickte sie dem ‚Ägypter' also zu, und gleich darauf war sie an der Seite des Rittmeisters.

„Wir machen seit fünf Minuten eine Razzia durchs ganze Hotel, Ihr Gatte und ich. Der Wagen ist da, das heißt es ist ein Automobil."

Sie schritt flott neben ihm der Halle zu, er wandte sich unterwegs aber doch ein paarmal nach dem Fensterplatz am Ende des Korridors um.

„Ich hatte inzwischen eine sehr interessante Unterhaltung," sagte sie, da sie's bemerkte, fast herausfordernd. „Ist's denn schon drei Uhr?"

„Drei Uhr vorüber."

Am Ende des Korridors blieb er stehen, wiederum nach dem Fenster zurückblickend. „Ich weiß, mit wem Sie diese interessante Unterhaltung gehabt haben."

„Das sagen Sie so dramatisch, Herr von Stangenberg. Und warum kommen Sie nicht, wenn es so eilt? Warum machen Sie mit einemmal Halt?"

„Das ist doch Fritz von Succo — der dort am Fenster?!"

Er hatte dabei eine Miene aufgesetzt, als ob er erwartete, sie würde schuldbewußt zusammenfahren. Das ärgerte sie. Ziemlich hochmütig blickte sie ihn an.

„Ja."

„Sie haben auch schon an Bord mit ihm verkehrt . . . Es ist aufgefallen, mehrfach."

„So."

Er fixierte sie, ein Auge zusammenkneifend. Zögernd sagte er: „Sie sind doch eine ganz überraschend unternehmungslustige kleine Frau."

„Merken Sie das jetzt erst?" Sie wandte sich zum Gehen, amüsiert über den flammenden Blick, den er ihr zuwarf. Er wollte sie zurückhalten, aber sie schüttelte energisch den Kopf, lachte trotzig auf und begab sich raschen Schritts auf die Terrasse.

Ihr Mann dirigierte soeben das Gepäck in das Gefährt, das auf der Straße hielt. Drei Araber, der Hall-Porter,

Digitized by Google

Morgensonne. Ölstudie von P. F. Messerschmitt.

Digitized by Google

der Wagen-Menager, ein Hotel-Sekretär, ein Groom und ein Kawasse bildeten Spalier, als sie sich näherte. Vor den Fremden — auch vor all den Zuschauern auf der Terrasse — konnte er ihr keine Vorwürfe über ihre Verspätung machen. Er war auch zu stark durch das Trinkgeldverteilen in Anspruch genommen.

Am Trittbrett fand der Abschied von Stangenberg statt.

Der Rittmeister beugte sich auf ihren Handschuh nieder, drehte ihre Hand aber blitzgeschwind um und küßte sie auf die Innenfläche — in den kreisrunden Ausschnitt ihres Handschuhs. Rasch entzog sie ihm ihre Finger, über seine wachsende Vertraulichkeit empört.

Als das Automobil davonrollte, blieb er auf der Freitreppe stehen und winkte ihnen nach. Sie bemerkte einen überlegenen, dabei lauernden Ausdruck in seiner Miene.

* * *

Diplomatin war Jutta ganz und gar nicht. Ihr Temperament beherrschte sie — vorsichtiges, kühles Abwägen war ihr fremd.

Eine ungünstigere Gelegenheit für die Aussprache über ihre verschiedenen Begegnungen mit Fritz von Succo hätte sie sich jedenfalls nicht wählen können, als diese Fahrt nach Gizeh.

Sie selbst war noch ganz aufgewühlt, ja aufgereizt von der Darstellung, die ‚Vetter Fritz' ihr von seiner Schuld und von seinem Unglück gegeben hatte, und ihr Gatte grollte ihm, der die Ursache dieser überstürzten Übersiedlung war, gerade jetzt mehr denn je.

Es half ihr nun kein Versuch mehr, harmlos zu erklären, wie die ersten flüchtigen Gespräche an Bord zustande gekommen waren, die unbeabsichtigt dieses lose Band zwischen den beiden Parteien geknüpft hatten. Gustav sah nur die verblüffende Tatsache, daß seine Frau dem von der ganzen Familie verfemten, von ihm ostentativ wie Luft behandelten ‚Outsider' die Möglichkeit einer Art Rechtfertigung gegeben hatte.

„Da hört ja alles auf. Da hört ja alles auf. Das hast Du ja glänzend gemacht, mein liebes Kind. Für diese Art und Weise, unser Interesse wahrzunehmen, bin ich Dir wirklich Dank schuldig. Wir alle — das ganze Haus Succo."

„Über die Form läßt sich streiten, das geb' ich ohne weiteres zu. Ich bin in der Hinsicht nie vollkommen gewesen. Das weiß ich. Ich will es auch nicht sein. Aber das Äußerliche, das ist hier doch Nebensache. Die Hauptsache ist, daß Ihr ihm bitter, bitter unrecht getan habt."

„Unrecht? Wir?!"

„Alle Succos. Onkel Bodo am meisten. Und auch Du, Gustav. Wenn Du's nicht insgeheim gefühlt hättest, daß Ihr Euch an dem armen Menschen versündigt habt, dann hättest Du mir ihn nicht verheimlicht."

„Jutta, ich warne Dich. Hinterher werden Dir diese Worte leid tun. Aber vielleicht kann ich sie dann nicht mehr vergessen."

„Alle Verwandten sind mir vorgeführt worden. Oder ich bin ihnen vorgeführt worden. Bloß den Unglücklichen — den habt Ihr verleugnet — warum?"

„Ich sagte Dir: er ist für uns aus der Liste der Lebenden gestrichen."

„Dazu habt Ihr gar kein Recht. Ihr könnt niemand aus der Liste der Lebenden streichen."

„So. Also Du, meine gute Jutta, Du wirst nun nachträglich über unsere Entschlüsse zu Gericht sitzen?"

„Ein Urteil bilde ich mir. Ja. Allerdings. Wenn auch nur für mich ganz allein. Denn Onkel Bodo wird es ja nicht weiter anfechten. Wie der Fall liegt, kann ich ja auch nichts mehr ändern an Euren Entschlüssen. Und für Fritz von Succo ist der Fall ebenso erledigt. Er hat mir wenigstens rund heraus erklärt: es lohnte ihm nicht mehr . . ."

„So. So. Und das hast Du Dir sagen lassen? Du? Jutta! Als meine Frau?"

„Ich habe mir ein Urteil gebildet, nicht als Deine Frau, sondern lediglich als freier Mensch."

Er lachte laut auf. „Das ist ja köstlich. O heilige Logik. Nur soviel noch, mein liebes Kind: Du hast Dir da wieder einmal eine — nun bezeichnen

Digitized by Google

wir's milde — eine so unglaubliche Inkorrektheit zuschulden kommen lassen, daß selbst Deine Jugend dafür nicht als Milderungsgrund gelten kann."

Hauptsächlich war Succo doch in seiner männlichen Eitelkeit verletzt. Mehr als Gatte denn als Vertreter des Namens. Er kam darüber nicht hinweg, daß dieses „Anbandeln" vor sich gegangen war, während er der Seekrankheit halber eine so klägliche Rolle gespielt hatte. Daß die Tage der Überfahrt an Bord für Jutta nicht ebenfalls als einfach ausgemerzt gegolten hatten, das nahm er ihr gewaltig übel.

So wandelte sich das Rechtsverhältnis zwischen ihnen mehr und mehr.

Auf die Affäre des Vetters ging er kaum ein. Er brachte seiner Frau nur zum Bewußtsein, was der Gang dieses Ereignisses wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit darlegte: daß ihr nicht nur jedes persönliche Taktgefühl fehlte, sondern auch der Sinn für die Repräsentation des Hauses, des Namens.

Sie war seinem strengen Blick wie seiner scharfen, spitzen Dialektik nicht gewachsen. Also schwieg sie auf dem Rest der Fahrt. Und als ihr Gatte im Hotel beim Auspacken das Thema von neuem aufnahm, war sie längst nicht mehr die Anklägerin, so wie ihr das zuerst vorgeschwebt hatte, sondern sie war die Angeklagte, die sich nicht zu verteidigen wußte, ob sie auch den Frevel, den sie begangen hatte, gar nicht so wichtig einschätzte.

„Das Gefühl dafür muß eben im Blute stecken!"

Mit dieser Wendung hatte Succo schon verschiedene Zwistigkeiten in seiner jungen Ehe als für ihn erledigt abgetan. So lieb er Jutta hatte — einen Rest von Überlegenheit in sozialer Hinsicht ward er ihr gegenüber doch nicht los. Sie war und blieb die Tochter des Handelskapitäns Plaschke, der seine Seemannslaufbahn als Schiffsjunge begonnen hatte.

Er achtete seinen Schwiegervater, gewiß. Wie der als Siebzehnjähriger seine Ersparnisse verwendet hatte, um die Steuermannsschule zu besuchen, wie er sich von Stufe zu Stufe emporgearbeitet, wie er's aus eigener Kraft dazu gebracht hatte, als Einjähriger in der Kaiserlichen Marine zu dienen, um dann sogar das Patent als Reserveoffizier zu erlangen, — das war ja aller Ehren wert. Aber um Plaschkes Schwiegersohn zu werden, galt es doch ein bißchen ‚hinunterzusteigen'. Bei aller Verliebtheit ließ sich das nicht verheimlichen. Übrigens hatten es damals alle Succos unverblümt ausgesprochen. Onkel Bodo, der eine Gräfin Egeling geheiratet hatte, war jedenfalls der Ansicht gewesen, es wäre recht unvorsichtig und unpraktisch, nach einer solchen Richtung hin das Herz zu verlieren. Trotzdem Gustav damals schon vierzig Jahre zählte: er hätte noch die glänzendsten Partien machen können, deren guter Einfluß — meinte Onkel Bodo — vielleicht sogar bei den verschiedenen Beförderungen zu spüren gewesen wäre. Nun, die erste stürmische Verliebtheit pflegte ja derlei Bedenken in den Wind zu schlagen. Und zudem — war das bindende Wort inzwischen schon gesprochen. Aber daß sich Succo Herrn Plaschkes Tochter gegenüber als der Gebende fühlte, das stand fest.

Zuerst hatte Jutta seinem großen Verwandtenkreis vorzüglich gefallen. Sie war ein bißchen ‚enfant terrible', aber man fand sie originell, lieb und nett und frisch, und seiner Wahl ward nachträglich eine freundliche Billigung zuteil.

Später erst zeigten sich Reibungsflächen.

Juttas oft recht gewagte, nicht wenig verblüffende Urteile in allerlei Debatten über familiäre, politische, kirchliche, soziale Fragen hatte man ‚dem noch etwas unerzogenen Naturkind' zunächst lächelnd zugute gehalten. Man tröstete sich damit, daß die Atmosphäre des Hauses, des ganzen Kreises, worin sie von nun an leben sollte, ganz allmählich und ganz von selber auf sie einwirken würde.

Darin hatten sich aber sämtliche Succos getäuscht. Sie war und blieb eine Fremde unter ihnen. Sie war freigeistig — sie hatte die unkirchliche, dogmenlose Seemannsreligion ihres Vaters angenommen — sie vertrat oft sehr hitzig und respektlos ganz demokratische Ansichten, sogar gegen Onkel Bodo, der sich stark über sie ärgerte, ob er sie auch nicht ernst

nahm — und in gesellschaftlicher Hinsicht erlaubte sie sich Freiheiten, die von den Succoschen Damen durchweg scharf mißbilligt wurden.

‚Die Kinderstube' fehlte ihr, meinte Tante Ellinor, die Gräfin. Und ein wenig Mitleid mischte sich bei verschiedenen Gelegenheiten mit dem Mißmut über die Haltung der jungen Ehefrau.

Gustav von Succo merkte das und schluckte seinen Ärger hinunter. Jutta merkte es nie — und das reizte ihn noch mehr.

Es gab nun für beide ein paar verlorene Tage in Gizeh.

Stets hatte Jutta wieder eingelenkt, wenn irgendeine Äußerlichkeit sich zwischen sie geschoben hatte, denn Äußerlichkeiten waren es ja meist, sie konnte gerade deswegen der nachgebende Teil sein, weil ihr im Grunde gleichgültig war, wer in Formdingen recht behielt. Taktfragen — so nannte es Gustav. Pedanterie war ihr in jeder Weise ein Greuel. Wenn's nicht anders ging, nahm sie schließlich auch gegen ihr besseres Wissen die Schuld auf sich. Sie tat das mit Humor, indem sie in drolliger Übertreibung die Zerknirschte spielte. Er fiel aus seinem Herrenbewußtsein dann auch stets heraus, denn man mußte über sie lachen, ob man wollte oder nicht, und die Streitaxt ward vergraben.

Diesmal wär's nun an ihm gewesen, das erste gute Wort zu geben.

Sie hatte sich nach Überwindung des ersten Trotzes geduldig von ihm auszanken lassen, hatte ihm schließlich auch eingeräumt, daß sie sich in der ganzen Geschichte in allerlei Nebendingen immerhin etwas unbesonnen benommen hatte. Aber ihre Kritik in der Sache selber verschwieg sie ihm trotz alledem nicht: daß das Haus Succo sich wieder einmal auf einen engherzigen Prinzipienstandpunkt versteift hatte, den sie durchaus nicht teilen konnte.

„Er ist ja nicht mein Verwandter — ich gewinne und verliere nichts, ob er nun von Euch anerkannt wird oder nicht. Bloß das muß ich Dir sagen, Gustav: wäre er's, dann hätten Plaschkes ihn nicht fallen lassen, sondern sie hätten ihm aus seiner Not wieder aufgeholfen. Siehst Du, das wäre unser Familienstolz gewesen."

Succo sprach darauf das scharfe, hochmütige Wort, das sie für ein paar Tage trennte — trennen mußte. Denn es enthielt eine kränkende Herabsetzung ihres Vaters. Und darüber gab es nur ein Hinwegkommen, wenn er sie aufrichtig um Verzeihung bat.

Das fiel ihm aber nicht ein — ganz allein ihr unqualifizierbares Verhalten hatte ja den Anlaß zu dem Streit gegeben.

Sie litt unter der nun folgenden Kälte ihres Verkehrs — er nicht. Ihm war dieser höfliche, unpersönliche Ton vor fremden Zeugen sogar viel angenehmer als die temperamentvolle Art, die Jutta überall so leicht auffallen machte. Sie empfand das feierliche Schweigen bei den Mahlzeiten, das gelassene Nebeneinanderhinschlendern auf den verschiedenen Touren geradezu als Tortur. Er liebte auf Reisen jene vornehm reservierte Haltung, so wie sie zur englischen guten Lebensart gehört, und er vermißte tagsüber durchaus nichts.

Daß Jutta ihm ihre Verstimmung abends zeigen konnte, wenn sie nach dem langen Diner und dem schweigsamen Lesestündchen ihr Zimmer aufsuchte, das wußte er zu verhindern. Er zog sich, wenn die Musik in der Halle schwieg und die Mehrzahl der Gäste verschwand, ins Rauchzimmer zurück, wo er bei Whisky und Soda, einer englischen Zeitung und einer Import bis gegen Mitternacht sitzen blieb.

Die Fremdheit, die in ihrem augenblicklichen Verhältnis lag, empfand er zur Abwechslung eher als eine gewisse Pikanterie. Peinlich war ihm nur der Gedanke, daß die verschiedenen Deutschen, die hier im Menahouse wohnten, die Spannung wahrnehmen und kommentieren könnten. Machte doch schon Frau von Druhsen ein paar scheinbar naive, im Grunde aber recht niederträchtige Andeutungen: er wäre doch wohl ein bißchen eifersüchtig geworden, wenn er sein lebenslustiges, unternehmendes junges Frauchen an Bord hätte beobachten können.

Das reizte ihn am allermeisten, daß man ihn mit solchen Reden über Juttas

Freundschaft mit dem ‚ägyptischen Vetter' hänseln durfte. Als ob ein solcher Patron auch nur in einem Atem genannt werden könnte mit ihm! — Als ob man ihn eifersüchtig machen könnte! — Es war ihm denn doch zu dumm. Aber ein Stachel blieb zurück. Und ein paarmal, wo er schon ansetzen wollte, um sich mit Jutta auszusöhnen, entsann er sich der seltsamen Wärme, mit der sie sich in ihren ersten erregten Debatten des Fremden angenommen hatte. Es fehlte ihr eben jeder Sinn für die Blankheit des Wappens — trotzdem es durch die Heirat doch auch das Ihre geworden war.

Die Spaziergänge zu den Pyramiden, zum Sphinx, die Eselsritte in ein paar arabische Dörfer, zu einem Beduinenlager an der Grenze der Libyschen Wüste hatten sie in der Gesellschaft anderer Hotelgäste ausgeführt. Sie waren dabei meist getrennt — Jutta war zu ihrer stillen Verzweiflung auf die Begleitung des ‚Kohlenbarons' angewiesen, dessen versteckt zudringliche Courmacherei ihr immer unausstehlicher wurde.

Auch nach Kairo war sie nur mit dem ganzen Trupp der deutschen Hotelgesellschaft gekommen. Man hatte die Fahrt gemeinsam in dem großen Hotelautomobil zurückgelegt, gemeinsam das ägyptische Museum und darauf den arabischen Basar an der Muski, der Hauptstraße des Araberviertels, besucht.

Juttas Enttäuschung wuchs. Es war ihr in der nüchternen Begleitung unmöglich, in die rechte Stimmung zu kommen, überhaupt Stellung zu all dem Großen zu finden, das hier Natur und Geschichte boten.

Als am fünften Nachmittag ihres Aufenthalts im Menahouse der Rittmeister von Stangenberg, der bei ihrem Gatten telephonisch seinen Besuch zur Teestunde angesagt hatte, durch den Groom seine beiden Karten heraufschickte, zeigte sie sich nicht, sondern ließ sich mit Migräne entschuldigen. Sie hatte daran noch nie gelitten — litt auch heute nicht daran — aber sie hatte den vor Fremden lächerlich gezwungenen Verkehr mit ihrem Gatten satt. Vor allem graute ihr's vor einer abermaligen Debatte über den ‚Ägypter'. Erst als der Landsmann wieder in der elektrischen Straßenbahn saß, die ihn über die Sykomorenallee nach der Kasr en Nil-Brücke zurückbrachte, verließ sie das Zimmer.

Gustav eröffnete ihr bei Tisch, ziemlich flüchtig und von oben her und erst gegen Ende der Mahlzeit, daß er mit dem Rittmeister die Tour ins Fajum für den andern Morgen verabredet hätte.

Daß er sie hier in der fremden, ihr so unsympathischen Umgebung für so und so viel Tage allein, einfach allein ließ, das sollte vermutlich ihre Strafe sein.

„Bitte!" sagte sie kurz.

Gleich darauf erhob sie sich und suchte das Zimmer auf.

Den ganzen langen Abend über war ihr das Weinen nahe. Sie hatte Heimweh. Ende der Woche war ihr Vater hier zu erwarten. Sie empfand es als eine kleinliche Kränkung, daß ihr Mann seine Tour nicht bis nach der Ankunft ihres Vaters verschob. Aber eine Bitte an ihn zu richten, dazu war sie zu stolz. Und als er endlich — es war wieder Mitternacht geworden — aus dem Rauchzimmer heraufkam, stellte sie sich schlafend.

* * *

Die Herrengesellschaft, die unter Cookscher Führung den Ausflug ins Fajum unternahm — aus dem Menahouse beteiligten sich außer dem Professor noch ein paar Engländer und Amerikaner daran — mußte gleich nach dem ersten Frühstück aufbrechen, denn der Eisenbahnzug nach Medinet el-Fajum, der Ausgangsstation, ging schon kurz nach zehn Uhr von Kairo ab. Alle Hotelgäste interessierten sich dafür, die Baronin von Druhsen setzte ihr gewinnendes Lächeln auf und erbot sich — ohne jede Aufforderung — ‚die liebe, kleine Frau solange unter ihre Fittiche zu nehmen'.

Succo hatte von früh an einen teils väterlich wohlwollenden, teils herablassend verzeihenden Ton gegen Jutta angeschlagen, den diese um alles in der Welt nicht vertrug. Juttas Lippen blieben schmal und kühl, als er sie im Vorgarten des Hotels zum Abschied küßte.

Die Mehrzahl der Hotelgäste wollte den schönen Tag gleichfalls zu einer Spazierfahrt benutzen. Es sollte zu den berühmten Apisgräbern gehen. Ein kalter

Digitized by Google

Lunch ward vom Hotel mitgegeben. Daß die junge Strohwitwe mitkam, nahm Frau von Druhſen ohne weiteres an. Jutta wollte ſich hernach auch nicht ausſchließen: denn die kurze Friſt ihres Hierſeins verging ſonſt, ohne daß ſie die berühmteſten Sehenswürdigkeiten kennen lernte.

Nach vielen Umſtändlichkeiten ſetzte ſich die Karawane in Bewegung. Ein paar der Herren und Damen bekamen vom Hotelbeſitzer hübſche Reitpferde — arabiſche Hengſte von einer in Europa nicht gekannten Gutartigkeit. Daß Jutta, obwohl ſie ganz leidlich reiten konnte, den Ausflug zu Pferde mitmachte, hatte ihr Mann ausdrücklich verboten. So mußte ſie gleich Frau von Druhſen in einem der leichten ‚Sandſchneider' Platz nehmen, einem zweirädrigen Korbwagen, deſſen Zugpferd von einem nebenher laufenden Araberjungen angetrieben wurde.

Es ging am Rand des Niltals entlang. Die Karawanenſtraße war durch weiße, fußhohe Steine markiert. Haarſcharf ſetzte ſich das vom Nilſchlamm befeuchtete grüne Tal gegen die lehmgelbe Wüſte ab: links da unten war alles Leben und Fruchtbarkeit — wie rechts zur Seite Totenſtille und Öde und Verlaſſenheit.

Das Fellachendorf, das ganz aus gebackenem Nilſchlamm errichtet war, blieb am Fuße des Sphinx liegen, der bei den Pyramiden von Gizeh die Wache hielt, tief im Wüſtenſand eingebettet. Von da zog man ein paar Stunden lang ſchweigend durch die wunderliche, wechſelvolle Sandgebirgswelt. In weiten, unregelmäßigen Bogen folgte eine der gelbgrauen Sandwellen der anderen. Man hatte heute nicht den typiſchen Sommerhimmel Afrikas über ſich, der Himmel war leicht übergraut. Aber in der wechſelnden Wolkenbildung wirkte die Wüſtenlandſchaft noch viel geheimnisvoller. Die gelben Kuppen der Dünen, die langgezogenen Grate, die Klippen und Zacken all der Flugſandgebirge leuchteten hell auf, ſo oft das Sonnenlicht ſiegreich durchbrach und über Berg und Tal hinhuſchte. In der Richtung gen Weſten ſchien ſich der Schneegipfel einer Alpenlandſchaft zu erheben — der plötzlich in Bewegung geriet und wanderte — bis er ſich mit einemmal in eine von lauem Wind aufgewirbelte Sandwolke auflöſte, die von der Sonne grell beſchienen war. Und höher und höher ſchwang ſich das Phantom, das wie ein Zaubermantel über die Wüſte dahinſchwebte, bis es zerſtob. Je weiter die gelben Wellen des Sandmeeres ſich in die Ferne ſchoben, deſto dunklere Farbentöne nahmen ſie an. Am Horizont wirkte das unentwirrbare Chaos der ſich überſchneidenden, ſich verſchiebenden, ſich kreuzenden Wellenlinien als dunkelvioletter Hintergrund. Ein ewiger Wechſel — und doch lag eine feierliche, majeſtätiſche, auf die Dauer lähmende Starrheit in dieſem Bild.

Jutta litt unter dieſem Schweigen und dieſer Verlaſſenheit. Sie geriet ins Grübeln — und ſchließlich merkte ſie, daß ihre Augen feucht geworden waren.

Sie ſehnte ſich nach einer Ausſprache.

Aber es war keine Sehnſucht nach ihrem Mann in ihr. Er hatte ihren Stolz, vor allem ihren Kindesſtolz, mit Füßen getreten, und das vergab ſie ihm nicht. Nein, es war wieder jene Anwandlung von Heimweh, die ſie in Koblenz in der Penſion manchmal überfallen hatte, die ihr dann immer ſo ſchmerzlich-ſüße Tränen abgerungen hatte.

Endlich war man bei den Pyramiden von Sakkarah angelangt — der charakteriſtiſchen Stufenpyramide und der ihr benachbarten Knickpyramide von Dahſchur, die ſchon lang vorher in zartem bläulichen Duft aufgetaucht waren. Die Reiter ſaßen ab, die Damen verließen die Sandwagen und folgten den arabiſchen Führern, mit brennenden Kerzen ausgerüſtet, in die unterirdiſchen Gräber der Apisſtiere. Hunderte von Metern weit wanderte man tief unter dem Wüſtenſand durch unheimliche Felſenſchachte, in deren Niſchen die koloſſalen Granitſärge der Stiermumien beigeſetzt waren. Aus der tiefen Grabesnacht ging es dann wieder ins grelle Tageslicht zu anderen Gräbern, deren Zugänge tief im heißen Sand verſchüttet lagen, in deren kühlem Innern von der emſigen Wiſſenſchaft unzählige Reliefbilder aus dem alten Reiche der flüchtigen Neugier der Touriſten bloßgelegt waren.

Jutta konnte den auswendig gelernten

Erklärungen der ein schlechtes Englisch plappernden Führer nicht folgen. Sie gab auch den Landsleuten, die sie wiederholt in ein Gespräch ziehen wollten, ganz verkehrte Antworten. Sie war mit ihrem Herzen nicht dabei, nicht einmal mit ihren Sinnen. Und doch fühlte sie's in bitterem Selbstvorwurf: sie würde sich späterhin im Leben gewiß schwer darüber grämen, daß sie an diesen großartigen Wundern einer schon fast Mythe gewordenen Kultur so stumpf und teilnahmlos vorübergegangen war.

Bei dem Frühstück, das man biwakartig aus den Hotelkörben verzehrte — es war auf der Terrasse des schmucklosen, verlassenen Mariette-Hauses bei Sakkarah — wurde der Vorschlag gemacht, für die Rückkehr einen andern Weg zu wählen. Die weite Fahrt in den ‚Sandschneidern' durch die Wüste hatte die meisten Damen übermüdet, und Jutta fürchtete sich geradezu vor der abermaligen stundenlangen Einsamkeit. Als abgestimmt wurde, trat sie daher mit am lebhaftesten für einen Wechsel der Route ein. So wurde denn ausgemacht, die Pferde und die Wagen nach Gizeh heimzuschicken, Esel zu besteigen, an den Trümmern des alten Memphis und der Rhamseskolosse vorbei nach der nächsten Landungsstelle zu reiten und dort den Abenddampfer zu erwarten, mit dem man bis zur großen Nilbrücke und der elektrischen Straßenbahn fahren konnte.

Auf diesem Ritt ging es ziemlich ausgelassen zu. Mehrere der von Sakkarah zurückkehrenden Reitertrupps suchten einander den Rang abzulaufen. Da nicht alle an der Partie teilnehmenden Grautiere den Ehrgeiz besaßen, Champion zu werden, so gab es unterwegs zwischen ihnen und ihren Reitern starke Meinungsverschiedenheiten über das anzuschlagende Tempo. Die kleinen arabischen Eseltreiber, die bloßfüßig nebenher liefen, suchten durch Schläge und ihr charakteristisches ‚Oah!' zur Erzielung eines guten Rekords und damit eines noch besseren Bakschisch beizutragen. Der Ritt endete in einem wüsten Galopp. Dicke Staubwolken beherrschten den schmalen Damm, auf dem der Wettlauf stattfand. Jutta sah schließlich überhaupt nichts mehr. Sie hätte bei einigen plötzlichen Stockungen in der wilden Jagd auch sicherlich das Gleichgewicht verloren, wenn nicht der auf der rechten Seite nebenherrennende kleine Treiber sich an den Sattel gehängt und sie — mehr praktisch als respektvoll — mit seinem schwarzbraunen Arm fest umklammert hätte.

Die wilde Jagd ging schließlich durch ein paar Fellachendörfer, in deren schmalen Gassen links und rechts mehrfache Reihen schreiend bettelnder Kinder Spalier bildeten. Von denen liefen dann einzelne Trupps hinterdrein, wimmernd oder mit gellender Stimme den Bakschisch fordernd. Man galoppierte noch durch ein Palmenwäldchen — und endlich blitzte die weite Fläche des ‚heiligen Stromes' durch die Staubwolken.

Mächtige Zuckerrohrplantagen zogen sich als endloser, saftig grüner Streifen nach beiden Seiten im Niltal hin. Das Dorf, bei dem sich die Anlegestelle der Dampfer befand, war bedeutend größer, als die Ortschaften, die sie bei ihrem Ritt passiert hatten. Die Häuser bestanden aber — wie überall im Niltal — nur aus braungelbem Nilschlamm, der mit zerhacktem Stroh zusammengebacken war.

Noch atemlos stieg Jutta ab und sah sich um.

Am Rande des Dorfes, von ein paar Palmen flankiert, lag ein stattliches Scheichgrab. Darüber schob sich — ganz unvermittelt, befremdlich genug in dieser malerischen, alttestamentarische Bilder auslösenden Umgebung — ein schwindelnd hoher, ziegelroter Fabrikschornstein.

In dem Tumult der Bakschisch fordernden Eseltreiber, der Händler und Bettler, die die Fremdenschar sofort umringten, in dem Durcheinanderrufen der von den Grautieren absitzenden Touristen, dem Hin und Her der verschiedenen Dragomane, die ihre Gruppen zusammensuchten, verhielt sich Jutta ganz apathisch. Sie war körperlich erschöpft. Und sie fühlte, daß sie all die Bilder, die an ihrem hungrigen Auge vorübergeschwirrt waren, trotz aller geistigen Anstrengung nicht festhalten konnte. Abgespannt strich ihr Blick über die lärmende Gesellschaft hin. Einzelne der Landsleute waren ihr schon an Bord unerträglich gewesen. Als

man sie ansprach, antwortete sie zerstreut, rein mechanisch.

Die Pensionäre vom Menahouse hatten beschlossen, sich hier am Nilufer bis zur Ankunft des Dampfers zu lagern und zunächst die Reste des Proviants als ‚five o'clock' zu verzehren. Einige von ihnen hockten schon auf den Bänken an der Landungsstelle und schrieben Ansichtspostkarten.

Fräulein von Wehl, die Gesellschafterin der Baronin, hatte Jutta zweimal vergeblich angerufen und kam, um sie gleichfalls zu der sich lagernden Gruppe zu holen.

Aber Jutta hörte auch jetzt noch nicht. Ihr anfangs so müder Blick, der von den ihr herzlich gleichgültigen Hotelgästen weitergewandert war, hatte sich plötzlich geweitet: neben einem langen Zug Ochsenwagen, dessen vorderster gerade hinter dem Scheichgrab an dem Fabrikgrundstück angelangt war, bemerkte sie inmitten eines Trupps dunkelbrauner Araber einen Reiter: einen Europäer im englischen Sportanzug.

. . . Sie kannte die Gestalt, sie kannte das junge, energische Gesicht mit den seltsam hellen Augen . . .

Soeben sprang der Reiter ab und überließ sein Pferd einem rasch herzu eilenden Araberknaben. Flüchtig, etwas amüsiert, mit leichtem Spott blickte er über die verschiedenen Gruppen lärmender, aufgeregter Vergnügungstouristen hin. Doch mit einemmal stieß er einen hellen, muntern Ausruf aus — schob ein paar der den Lastwagenzug begleitenden Araber beiseite — und kam lebhaft auf Jutta zu.

„Das nenn' ich eine Überraschung, gnädige Frau!"

Es bedurfte mehrerer Sekunden, bis Jutta sich gefaßt hatte.

Fritz von Succo —!

Zuerst konnte sie sich sein Auftauchen an dieser Stelle gar nicht erklären. Doch in blitzschneller Folge reihte sich dann Glied an Glied zu einer logischen Kette. Man war ja hier in Bedrachein — in Bedrachein lag die vizekönigliche Zuckerfabrik, die der ‚Ägypter' verwaltete — dieser hier so wunderlich wirkende große Gebäudekomplex hinter dem Scheichgrab und dem Palmenwäldchen stellte seine neue Heimat vor — da hauste er mit Achmed, seinem dunklen Boy mit dem weißen Gentlemanherzen.

„O, gnädige Frau — das ist doch dieser Mr. Succo aus Bedrachein!" raunte ihr nun das Gesellschaftsfräulein in scharfem, hohen Tone zu.

Die ihr so unleidliche Stimme riß Jutta aus ihrem verträumten Sinnen und Verwundern. Und ein heftiger Schreck durchzitterte sie dabei. Es war ihr, als klänge in ihrem Ohr ein scharfes Wort ihres Mannes nach. Sie sah sich hastig um, wie schuldbewußt.

Aber ebenso unwillkürlich hatte sich auch schon ihre Rechte nach der ihr fröhlich gebotenen des Mannes ausgestreckt, der sie herzlich und unbefangen begrüßte — und sie fühlte den kräftigen Händedruck des verfemten Vetters, des Paria des Hauses Succo.

Ohne sich um Fräulein von Wehl weiter zu kümmern, die mit einem steifen, maliziösen Lächeln stehen geblieben war, berichtete sie, zunächst sich fast überstürzend: „Ja denken Sie, wir hatten einen Ausflug nach Sakkarah gemacht — Hotelgäste vom Menahouse — und nun warten wir auf den Abenddampfer."

Er sah sich flüchtig nach dem Ufer um. „Ihr Herr Gemahl —?"

„Mein Mann ist nicht mit, er ist auf der Tour nach dem Fajum. Wir sind schon seit früh unterwegs. Nun zieht das Gros der Ausflügler das Resultat des Tages." Lächelnd zeigte sie nach der Landungsstelle. „Alles schreibt Ansichtskarten."

„Es ist reichlich Zeit dazu. Über zwei Stunden. Der Dampfer geht erst kurz vor sieben."

„I nein, kurz vor fünf, denk' ich. Wir sollen doch zum Diner zurück sein, hieß es."

„Dienstag und Freitag gilt ein andrer Fahrplan. Nein, wie ich mich freue, daß Sie hier sind. Daß ich Sie treffe. Ich hab' so viel an Sie gedacht. Immer hab' ich mir gewünscht: wenn du doch das Glück hättest . . . Aber das sag' ich Ihnen alles später noch. Nun darf ich Ihnen doch zunächst mal unser kleines Spezialreich hier am Nil zeigen, ja?"

Digitized by Google

Von seiner herzlichen Wärme, seiner aufrichtigen Freude erfrischt, ging sie mehr und mehr aus sich heraus. „Das stolze Reich Bedrachein, in dem Sie der König sind?“

„Bewahre. Alleinherrscher ist hier wie überall am Nil die englische Pfundnote. Und welterschütternde Sehenswürdigkeiten kann ich Ihnen bei uns auch nicht versprechen.“

„Ich weiß schon eine, die ich kennen lernen muß: Achmed.“

„Gut, den werde ich Ihnen vorführen. Wenn's Ihnen recht ist, folgen wir da dem Karrenzug. Ich kam nämlich gerade aus den Plantagen. Es ist hier jetzt Erntezeit — erste Zuckerrohrernte. Solche Stauden —! Es wird Sie doch gewiß amüsieren, das alles zu sehen, nicht? Natürlich zeig' ich Ihnen die ganze Fabrik, wenn Sie wollen.“

Sie nickte. „Ja. Bitte. Es interessiert mich mächtig. Und Sie müssen mir dabei einen hübschen Vortrag über all die Verhältnisse hier halten. Wie die arabischen Arbeiter leben.“

„Ob's noch Sklaverei bei uns gibt — und wieviel Frauen die Leute hier haben,“ fiel er neckend ein. „Ja, das werden wir immer von den Besuchern gefragt.“

Nun lachte sie. „Sie mögen sich über uns neugierige Mitteleuropäer im stillen oft schön lustig machen!“

* * *

Sie hatten so in lebhaftem Gespräch die Richtung zum Fabrikeingang eingeschlagen. Der Weg führte an einer Ziegelmauer entlang. Dicht beim Scheichgrab befand sich eine Sakihje — ein Ziehbrunnen — die eine Gruppe barfüßiger Treiber mit schreienden und sich drängenden Grautieren umlagerte. Weiterhin kreuzte die Straße ein schmalspuriges Geleis, auf dem ein paar Loris standen. Das Einfahrtstor stand auf. Einstöckige Fabrikgebäude — die eine Hälfte älteren Datums und aus Nilschlamm, die andere ganz neu und aus rotgelben Ziegeln — umgaben den weiten Hof, auf dem inzwischen die mächtigen Ochsengespanne eingetroffen waren, übermannshoch mit Zuckerrohr beladen. In langen Zügen, taktmäßig unter einem eintönigen Gesang, schleppten bloßfüßige, nur mit langem Hemd und Überwurf bekleidete Araber auf den Köpfen hohe Lasten von Zuckerrohr von den Karren nach dem größten der Fabrikgebäude.

An einem Brunnen standen Frauen, die Wasser in mächtige Tonkrüge schöpften. Sie trugen den die untere Gesichtshälfte bedeckenden schwarzen Schleier, der mit einer über Stirn und Nasenrücken reichenden gelben Holzrolle am schwarzen Kopftuch befestigt war. Schöne, schwarze Augen blitzten Jutta an, als sie an Succos Seite den Hof betrat. Wie diese Frauen die Krüge auf die Schultern stellten und mit dem ausgestreckten rechten Arm am Henkel festhielten, erinnerten sie Jutta an allerlei malerische biblische Szenen.

„O — das Bild an dem Brunnen dort drüben — das ist ja ganz einzig!“ rief sie aus, überrascht stehen bleibend.

„Richtig, Sie sind ja so sehr für malerische Wirkungen! Wissen Sie noch — der Ätna beim Sonnenaufgang in der feierlichen Morgenstunde!“

Sie schloß für eine Sekunde die Augen. Die Szene an Bord der ‚Holstein‘, als sie durch die Straße von Messina gefahren waren, stand sofort wieder plastisch vor ihren Sinnen.

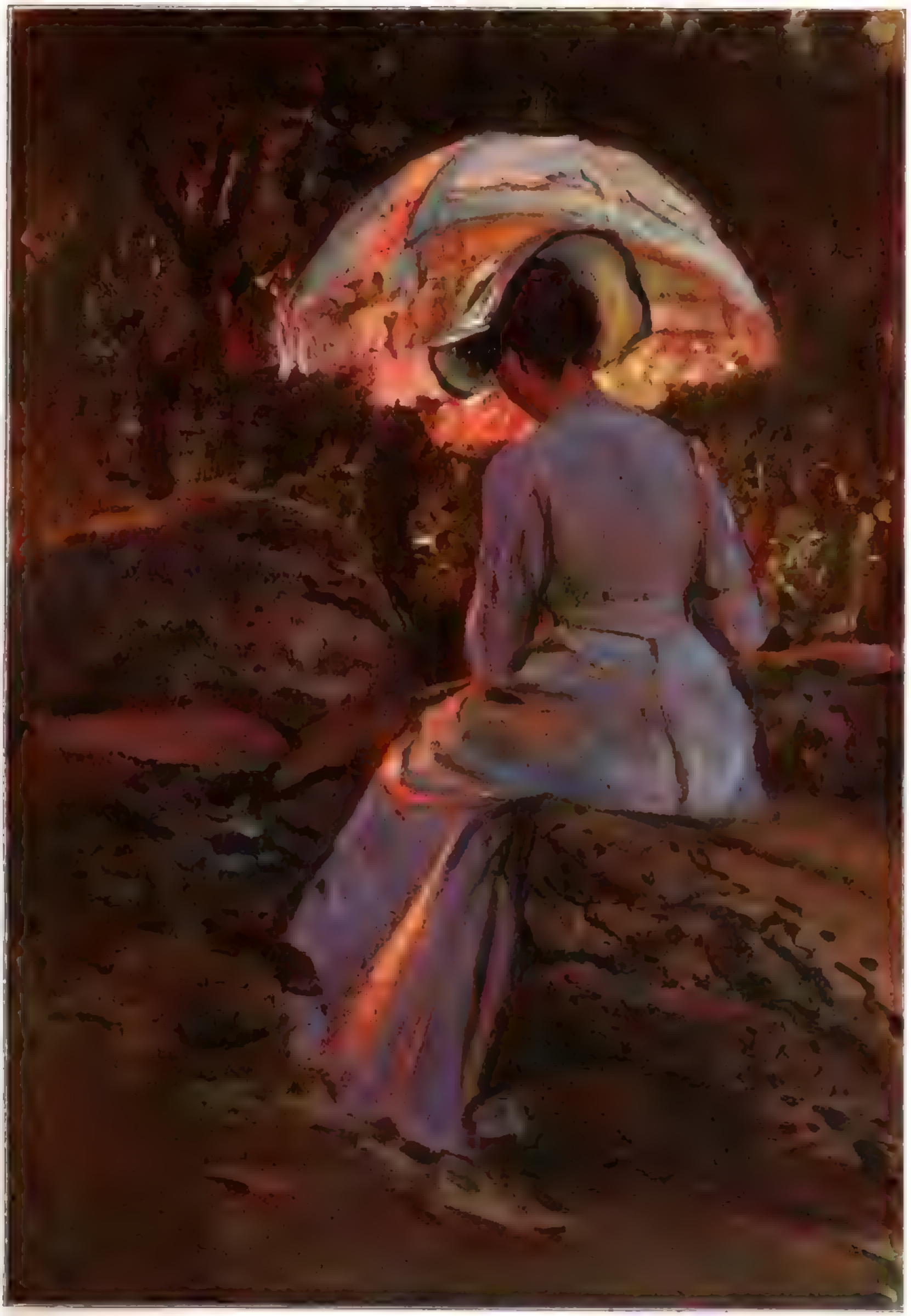
Und unversehens — wie in einer heißen Flut, die über sie hinströmen und über ihr zusammenschlagen wollte — kam eine plötzliche Furcht sie an.

Was tat sie nur? War sie nicht schon wieder ungehorsam? Was würde ihr Mann sagen, wenn er sie hier an der Seite des ‚Ägypters‘ sähe? Sie hörte wieder seine scharf tadelnden Worte — die sie so stark gedemütigt, ja erniedrigt hatten.

Sie wußte gar nicht mehr, was recht und was unrecht war.

Sollte sie nun etwa lieber wie ein gemaßregeltes Schulkind sich scheu zurückziehn? Machte sie sich dann nicht lächerlich? Und verstärkte sie nicht die Schwierigkeiten, wenn sie dem Vetter jetzt plötzlich demütig und reuevoll gestand: daß sie sich seinetwegen mit ihrem Gatten gezankt hatte, daß sie seinetwegen im Groll auseinander gegangen waren?

Digitized by Google



Spätnachmittag. Ölstudie von P. F. Messerschmitt.

Digitized by Google

Sie preßte die Zähne fest aufeinander und schüttelte den Kopf.

Schon rang wieder der alte Trotz in ihr.

Ihr jäher Stimmungswechsel war Succo entgangen. Ein baumlanger Kerl mit fast schwarzem Gesicht und leuchtenden Augen hatte sich ihm genähert. Succo sprach mit ihm Arabisch. Darauf wandte er sich Jutta wieder zu. „Das ist Ibrahim. Der wird solange die Aufsicht für mich übernehmen. Ein Charakterkopf erster Ordnung, nicht? Es ist ein Syrer."

Rasch wich nun die letzte Unentschlossenheit von ihr. Sie freute sich darüber, und ein gewisses Triumphgefühl prägte sich in ihren Zügen aus. Lebhaft nickte sie und stimmte ihm frisch und interessiert bei: „Ja, ein wundervoller Typ!"

„Wenn Cooksche Gesellschaften durch Bedacheïn durchkommen," plauderte der ‚Ägypter' weiter, „dann halt' ich ihn natürlich geheim, den braven Ibrahim. Sonst muß der arme Bursche immer bis zur Erschlaffung für die Kodaks der Misses stillhalten."

Auf ihrer gemeinsamen Wanderung herrschte eine solche Ungezwungenheit und Herzlichkeit zwischen ihnen, als ob sie sich schon seit vielen Jahren gut kännten. Dabei gab er sich jetzt ganz anders, als er ihr im Gedächtnis geblieben war. Eigentlich hatte der flotte, in Rede und Bewegung sehr lebhafte Sportsmann, der sie unter fröhlichem Geplauder durch all die Fabrikgebäude geleitete, sehr wenig von dem reservierten Schiffsgast, den sie bei der ersten Begegnung für einen Amerikaner gehalten hatte.

Die am Nilufer auf den Dampfer wartende, schokoladeessende, zigarrettenrauchende, botanisierende und ansichtspostkartenschreibende Hotelgesellschaft war vergessen, ganz und gar vergessen. Mit großen, wißbegierigen Augen blickte sich Jutta in dieser fremdartigen Umgebung um. Die vierjahrtausendealten Wunder der Gräberwelt von Sakkarah hatten sie nicht so gefesselt, wie dieses Stück modernen ägyptischen Lebens.

Es war auch innerhalb des Fabrikbetriebs noch eine alte Zeit neben der neuen zu erkennen. Das Maschinenhaus, die Maischekessel, in denen das frisch geschnittene Rohr zwischen Walzen ausgepreßt wurde, die tadellos saubern Küchen, wo man den Saft mittels Kalks ausschied, die Zentrifugenanlage und die Vorrats- und Versandräume des Rohzuckermaterials wiesen durchaus den modernen Apparat europäischen Fabrikwesens auf. Sobald man aber in die Nähe der mit dem ersten Verputzen und Zurichten des Zuckerrohrs betrauten farbigen Handarbeiter gelangte, die in Gruppen vor den Nilschlammhütten mit gekreuzten Beinen auf der blanken Erde saßen, glaubte man sich wieder ins Pharaonenreich zurückversetzt. Das primitive Werkzeug, dessen sich die Männer und Knaben bedienten, das bunte Gemisch der Trachten, der eintönige, näselnde Gesang, womit sie ihre Arbeit begleiteten — das alles wollte sich gar nicht mit den blitzsauberen Maschinenräumen, dem gekachelten Kesselhaus, den an hohen Masten baumelnden elektrischen Bogenlampen vertragen.

„Als ich vor zweieinhalb Jahren herkam, sah noch die ganze Fabrik so aus, wie der Teil hier. Das war malerischer, werden Sie sagen. Aber ich kann Ihnen versichern, entschieden unpraktischer. Und ich hatte heillos viel zu tun, um der Poesie den Garaus zu machen."

„Ein bißchen barbarisch finde ich diese Ziegelbauten allerdings."

„Aber die Fabrik bringt, seitdem wir mit Dampf und Elektrizität arbeiten, rund siebenmal mehr Rohzucker auf den Markt. Und denken Sie, die Begasse — die Preßrückstände — hatte man früher einfach in den Nil geschüttet. Jetzt ist das ein besonderes Geschäft. Ich verkaufe sie als Feuerungsmaterial. Der Khedive ist ein moderner Mensch, der war gleich von Anfang an für meine Vorschläge. Bloß die Wirtschaft mit seiner Rechnungskammer. Nein, Sie glauben nicht, was es mit den Leutchen für Tänze gab. Die dachten natürlich: aha, der Gjaur will uns bloß auf die Finger gucken und auch was davon abhaben!" Er lachte. „Erst als ich den Generalsekretär höchstselbst durch diese Tempeltür hier an die warme Frühlingsluft befördert hatte, sah man ein, daß auch der

fetteſte Bakſchiſch den ſtörriſchen Franken nicht lockte. Man ſah's ein; aber begriffen — hat man's in der Rechnungskammer des Khediven natürlich noch immer nicht."

„Wie Sie ſich nur als Juriſt in ſo ein ganzes Gebiet haben einarbeiten können."

„Ei — der preußiſche Referendar kann doch alles. Oder etwa nicht?"

„Nun machen Sie ſich wahrhaftig wieder luſtig. Das iſt gar nicht nett von Ihnen."

„Na ja, ehrlich geſagt: ich hab' eine heilloſe Menge Zeugs vergeſſen müſſen, eh' ich für ſo was tauglich war."

„Und hinzulernen?"

„Wenig. Bißchen praktiſchen Blick muß man haben — das iſt alles. Und allerdings Menſchenkenntnis. Ja, mehr Menſchen- als Warenkenntnis."

„Wenn das wirklich ſo leicht wäre."

„Na ja. Es waren freilich auch ein paar Zwiſchenſtufen nötig. Die hab' ich aber noch drüben im lieben Europa abſolviert."

„Zum Beiſpiel welche?"

„Als Dockarbeiter — Winkeladvokatenſchreiber — Gärtnergehilfe — Feuerverſicherungsagent — Reiſender einer Maiſchmaſchinengeſellſchaft . . ."

„Das iſt ja ganz amerikaniſch."

„Ja, die landläufige Karriere der preußiſchen Referendare iſt's nicht."

„Ihr Beruf freut Sie jetzt aber doch?"

„Sehr. Er iſt noch intereſſanter, als wenn man in Bomſt oder Meſeritz den Amtsrichter abgibt."

„O mein Gott, ja. Wenn ich bloß an unſere Verbannung in Schneidemühl zurückdenke."

„Sie ſtammen doch gewiß aus keiner Juriſtenfamilie, gnädige Frau?"

Sie lachte. „Das haben Sie mir alſo doch angemerkt."

„In Schneidemühl kann ich mir Sie wirklich nicht denken. Dämmerſchoppen der Männer — Kaffeeſchlachten der Damen . . . Deutſchland, Deutſchland über alles!"

„O, wie garſtig: das letzte bißchen Vaterlandsliebe haben Sie alſo auch ſchon verloren?"

„Ja, gnädige Frau. Das kleine Philiſter-Deutſchland der unentwegten Bierbank, das haſſe ich. Aber das große, das wir hier draußen von Jahr zu Jahr wachſen ſehen, das bewundere ich. So heiß, ſo ſtolz, daß . . . daß ich mich herzlich darüber freue, es vom grünen Tiſch aus in ſeiner Entwicklung nicht mehr mitzuhindern."

„Aber ſind Sie garſtig. Nun hatt' ich ſchon geglaubt, es käme ein netter, aufrichtig ſentimentaler Stoßſeufzer — und es iſt doch bloß wieder eine Bosheit gegen den preußiſchen Richter daraus geworden. Nennen Sie das artig gegen Touriſtenbeſuch?"

„Ich kann nichts dafür: die Juriſtenfrau in Ihnen vergeſſ' ich eben immer wieder. Aber wenn Sie mir darum böſe ſind, verſpreche ich reumütig Beſſerung."

Jutta zeigte ſich friſch und reſolut. Sie war nicht übelnehmeriſch. Es erquickte ſie, ſich gerade heute, nach all der Einſamkeit, einmal ſo recht burſchikos und ſkrupellos auszuplaudern. Mitten in den luſtigen kleinen Wortgefechten äußerte ſie immer wieder ihr lebhaftes Intereſſe für irgendein Detail des Fabrikbetriebs. Mehr und mehr vereinigte ſich's aber doch auf die Leuteverhältniſſe. Succo ließ einzelne der Arbeiter nähertreten, mit denen er ein paar arabiſche Worte wechſelte. Es fiel Jutta auf, daß die Männer, ſo oft ſie ihrem Chef ins Auge ſahen, den Blick verlegen vor ihr ſenkten.

„Weil Sie nicht verſchleiert gehen," erklärte ihr der ‚Ägypter' lächelnd.

Endlich bekam ſie auch Achmed zu ſehen. Es war ein mageres Kerlchen, nur Haut und Knochen. Aber klaſſiſch ſchöne Geſichtszüge hatte er, wie von Bronze. Und darin ſtanden ſchwarze, flammende Augen. Das Weiß dieſer Augen hatte den bläulichen Schimmer von Porzellan. Es lag ein ſtolzer Ausdruck im Blick des Knaben.

„Achmed, bieteſt Du der Lady keine Erfriſchung an?" fragte Succo.

„Steht ſchon bereit, Sir. Scherbet, Limonade und Kaffee."

Succo wandte ſich dem Beſuch zu. „Hier in der Halle, gnädige Frau. Was wählen Sie? Sie müſſen durſtig ſein

Digitized by Google

nach dem staubigen Ritt. Achmed hat gut gesorgt, nicht?"

„Ich staune. Sah er mich denn kommen?"

„Achmed sieht alles, weiß alles, kennt alles, vergißt nie einen Namen, nie ein Gesicht und nie ein Gespräch."

„Nie ein Gespräch," wiederholte Jutta, denn er hatte die letzten Worte mit einem eigentümlich sinnenden Ausdruck gesagt. Sie war auf die zur Halle führenden Steinstufen getreten, blieb vor dem Eingang aber stehen und wandte sich Succo zu. „Es gibt auch Themen, die man nicht vergißt. Die in uns weiter arbeiten. Ohne daß wir uns darüber aussprechen können. — Oder dürfen," setzte sie etwas leiser hinzu.

Er blickte fragend zu ihr empor. Es stand noch immer ein Lächeln in seiner Miene, aber seine Augen verrieten doch eine gewisse Bewegung. „Nicht dürfen?"

„Wir sprachen von Achmed," wehrte sie ab.

Er ließ sich nicht beirren. „Gnädige Frau — seit fast einer Woche trage ich eine Postkarte in der Tasche mit mir herum. Einen Kartengruß an eine alte Dame in Königsberg. Das Kärtchen hat in der Stille mit mir geplaudert — hat ein Gespräch fortgesetzt, an das Sie sich, wie mir scheint, jetzt nicht erinnern lassen wollen. — Oder dürfen."

Nun schämte sie sich der Feigheit, ihm ausweichen zu wollen. „Auch ich hab' mich immerzu damit beschäftigt," sagte sie, die Stimme etwas senkend.

„Immerzu?"

„Es ist der Anlaß gewesen zu einer tiefen Verstimmung zwischen mir und meinem Mann."

Sie atmete auf. So — nun hatte sie sich das Geständnis endlich von der Seele gerungen.

Er hatte die Fäuste in die Taschen seiner Sportsjoppe gesteckt. „Es ist mir seltsam mit dem ergangen, was Sie mir neulich gesagt haben. Ich wollte es vergessen. Ja, ich ärgerte mich schrecklich über mich, daß ich so sentimental war, es nicht vergessen zu können. Hatte geglaubt, ich hätte die Sentimentalität schon völlig verlernt — und nun kam ein solcher Rückfall. — Hatten Sie das eigentlich neulich beabsichtigt gehabt? Und hatten Sie das vorausgesehn?"

„Nein." Sie sah ihm gerade und fest in die Augen. „Es war nur meine ehrliche Absicht, Sie — aufzuhetzen."

„Aufzuhetzen. Ja, das ist wohl das rechte Wort."

Achmed kam mit einem Tablett, worauf die schon angekündigten Erfrischungen standen. Die Zunge klebte ihr am Gaumen. Sie ging dem Araber ein paar Schritt weit in die Halle entgegen und nahm ein Glas Limonade.

Das Hauptgebäude, dessen Empfangshalle nach dem Hofe zu eine offene Rundbogentür besaß, war aus roten und weißen Quadern erbaut. Mit der Kuppel und der Andeutung von Minaretts in den beiden Ecktürmchen machte es einen moscheeartigen Eindruck. Die Halle war kreisrund und hatte Oberlicht. Der Marmorboden war mit Matten ausgelegt. Schöne Gebetsteppiche lagen da und dort. Die Einrichtung des Raumes — ein Etablissement von arabischen Intarsienmöbeln bei einem teppichbedeckten Ruhebett, englische Klubsessel, rotlackierte Korbtische, Palmen, Muschrabijen und Hocker in arabischer Ätzarbeit — war stillos, aber trotzdem ganz anheimelnd.

Es war kühl hier. Nachdem sie sich den ganzen Tag draußen im warmen Wüstensand herumgetrieben hatte, empfand Jutta den Schatten im ersten Augenblick angenehm. Sie fröstelte aber stark, sobald sie, durstig wie sie war, das Glas Zitronenwasser, worin kleine Eisstückchen schwammen, durch den Strohhalm ausgeschlürft hatte. Sie zog daher den weißen, gestrickten Sweater wieder an, den sie bis jetzt überm Arm getragen hatte.

Fritz von Succo half ihr und wies dabei nach dem mächtigen Kamin, der sich dem Eingang gegenüber befand. Ein lustiges Feuer prasselte dort. „Achmed hat auch das vorausgesehn."

Es lockte sie, sich dort ein wenig von der Glut bestrahlen zu lassen. Sie trat zum Kamin und hielt die Hände über die Flamme. Sinnend blickte sie vor sich nieder.

„An Bord hatt' ich den Eindruck," begann sie wieder langsam, „als läge

Digitized by Google

Ihnen herzlich wenig an einer sogenannten Ehrenrettung in den Augen Ihrer Landsleute. Und das verdroß mich."

„Ich sagte mir: ich werde Deutschland ja doch nie wiedersehn. Und wie man am Pregel und an der Spree über mich urteilt, das kann mich hier am Nil ja ganz und gar nicht berühren."

„Inzwischen hat sich Ihre Ansicht geändert?"

„Ja, gnädige Frau. Ihre Worte sind mir nachgegangen, haben mich nicht mehr losgelassen."

„Sie empfinden, daß Sie's wenigstens einem Wesen — am Haff da droben — schuldig sind, die Dinge endlich einmal in die rechte Beleuchtung zu rücken?"

„Schuldig? Nein. Ich bin keiner Menschenseele mehr etwas schuldig. Für jede Schuld, die ich mir vorwerfen muß, hab' ich die Quittung in Händen."

Sie sah ihn fragend an.

„Die Versündigung gegen das Gesetz hab' ich im Gefängnis abgebüßt. Die Schuld gegen meine Familie hab' ich als hungernder und frierender Dockarbeiter abgetragen. Bis zum letzten Titelchen."

Ein paar Augenblicke schwiegen sie beide. Sie hatte dicht am Gitter des Kamins Platz genommen. Er lehnte an einem Tisch, noch immer die Fäuste in den Taschen.

„Ich glaube wohl," sagte sie langsam, „daß so etwas hart und verschlossen macht."

„Und doch — warum soll ich's Ihnen nicht ruhig eingestehen? — an dem Abend nach dem Gespräch mit Ihnen in Kairo, da ist mir's zum erstenmal wieder seit Antwerpen passiert, daß ich geheult hab'."

Sie schluckte. Ihr ganzes weiches, weibliches Empfinden regte sich.

„Aber die Anfechtung ist vorbei," fuhr er resoluter fort. „Gottlob. Als ich erst hier wieder in der Arbeit steckte, da kam ich so leidlich zur Vernunft. Und es ist jetzt gar nichts mehr von der Zerknirschung des ‚verlorenen Sohnes' in mir."

Er warf von den torfähnlichen Begasseſtücken, die neben dem Kamin lagen, ein paar ins Feuer und blickte in die aufzüngelnden Flammen.

„Die hab' ich auch nicht wecken wollen," sagte sie, „gewiß nicht. Es war eher Egoismus. Oder Trotz. Oder revolutionärer Geist — Auflehnungsbedürfnis. Wie Sie's nennen wollen."

„Vielleicht ist's auch bloß ein sehr empfindsamer Gerechtigkeitssinn," sagte er.

Nun ging sie immer mehr aus sich heraus. „Ja, vielleicht. Sehen Sie, seitdem ich dem großen Kreis Succo angehöre, hab' ich immer anbetend vor all der feierlichen Würde stehen müssen. Ich kam mir so klein vor, so demütig und dankschuldig."

„Onkel Bodo — der Regierungspräsident," warf er lächelnd ein.

„Und nun seh' ich, wie ungerecht, wie schrecklich ungerecht Succos im Grunde doch sind, wie all das Selbstbewußtsein doch nur geborgt ist. Und ich mag die Heuchelei und Anmaßung nicht mehr mitansehn — und ich finde es grausam, ich finde es feige, daß man nicht nur Sie büßen läßt, sondern auch eine ganz Unschuldige. — Ihre Mutter!"

Unvermittelt wandte er sich ab und ging ein paar Schritt weit durch die Halle. „Ja — nun kommen wir zusammen!" Er zog die Fäuste aus der Tasche und schüttelte sie trotzig. „Fünfmal bin ich in England gewesen — aber um Deutschland bin ich immer im Bogen herumgefahren. Weil ich mich schämte. Nicht für mich — nicht meinetwegen. Ich hatte mich ja wiedergefunden. Mich und meinen Stolz. Aber daß sie sich durch die Verwandtschaft in diese Unterwürfigkeit, in diese Abhängigkeit hat drängen lassen — in dieses verdammte, demütige Schuldbewußtsein . . .!"

Seine Augen blitzten. Auch Juttas Wangen hatten sich gerötet. Sie war ganz Nerv, ganz Temperament — und sie wuchs, je mehr sie sich in das Thema verbohrte.

„Und Sie hätten doch nicht im Bogen um Deutschland herumfahren sollen. Der einzige, der ihr hätte beistehn, der sie hätte aufrichten können, der durfte nicht nur aus der Ferne grollen und verachten. Aug' in Aug' hätten Sie vor sie hintreten müssen — Anerkennung fordern — oder ihr wenigstens die Mittel geben müssen, sich freizumachen. Denn in Ihrer

Digitized by Google

Mutter demütigt man heute noch täglich, stündlich, Sie!"

Tief atmend standen sie einander gegenüber.

„O — Sie verstehn's, einen aufzurütteln — aufzupeitschen."

„Ich freue mich, wenn mir's endlich gelungen ist."

„Ich sagte Ihnen ja: ich war's nicht mehr losgeworden. Und ich sann und sann, wie ich Sie wohl noch einmal sprechen könnte, Sie noch allerlei fragen ... Denn ich fühlte, daß ich an Ihnen einen Bundesgenossen haben könnte. Den ich natürlich brauche, so weit von dort entfernt."

„Also soll ich doch wohl so eine Art Parlamentär abgeben?"

„Ja, jetzt ... jetzt bitte ich Sie darum."

„Jetzt. Weil Sie gemerkt haben, daß es nicht bloß das weibliche Mitgefühl mit Tante Eveline ist, sondern auch der Trotz gegen Onkel Bodo?"

„Ja, gnädige Frau."

Achmed war eingetreten. Er brachte auf einer Schale eine Visitenkarte. Nachdem Succo mit dem jungen Araber ein paar Worte gewechselt hatte, wobei er unlustig den Kopf schüttelte, wandte er sich dem Gast wieder zu. Jutta hatte inzwischen nach der Uhr gesehen, bestürzt darüber, wie die Zeit dahingeeilt war. Es ging schon auf sieben.

„Ein Landsmann will sich den Betrieb ansehen. Aber es ist gleich Sonnenuntergang, da verrichten die Leute ihr Gebet und nehmen jede Störung übel."

Er las von der Karte den Namen ab. „Marcks, Apotheker, Dresden."

„O, der Weltreisende aus Dresden-Altstadt!"

„Sie kennen ihn — er ist von Ihrem Hotel?"

„Nein, er wollte nach Heluan, soviel ich mich entsinne. Aber an Bord der ‚Holstein' war er mein Tischnachbar."

„Wenn Sie befehlen, lass' ich ihn natürlich bitten."

„Ums Himmels willen: nein!"

Sie gab in ihrer drolligen Art eine Schilderung von ihm — und er lachte herzlich.

„Aber nun muß ich ihn erst außer Sicht kommen lassen. Da nehm' ich die Gastfreundschaft Ihres Kamins noch für ein paar Minuten in Anspruch."

Der Ton zwischen ihnen ward nun wieder leichter, eine gewisse kameradschaftliche Ungezwungenheit kam auf.

„Also hier werden immer die ägyptischen Nabobs empfangen, die für ein paar Millionen Zucker bestellen?"

„Nein, die Halle hier ist bloß Attrappe. Nabobs stellen sich zum Zuckereinkauf auch verhältnismäßig selten ein. Die Bestellungen werden in Kairo entgegengenommen. Wenn Sie also für Ihren neuen Berliner Haushalt den Khediven in Nahrung setzen wollen, dann müßt' ich mich erst telephonisch mit der Zentrale verbinden lassen."

Sie hatte sich beim Kamin auf einen Ebenholzhocker mit Intarsienarbeit von Perlmutter gesetzt, hielt ihre Hände über die Glut und sah sich ein wenig um.

„Hier ist ja alles sehr primitiv," sagte er, ihren Blicken folgend. „Auch meine Junggesellenwohnung. Dort nebenan hab' ich noch ein paar Räume. Im ganzen drei: Speisezimmerchen, Schlafstube und Bibliothek."

„Bibliothek?"

„Nur klein natürlich. Aber doch mein größter Stolz."

„Nach Ihrer Vorliebe für die Juristerei," neckte sie ihn, „setze ich voraus, daß Sie darin dem Römischen Recht und dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch einen Ehrenplatz angewiesen haben."

„Diesmal sind Sie der Spötter."

Sie war wieder sehr lebhaft und sprunghaft. Nach der gemütlichen Ecke mit dem Schreibtisch zeigend fragte sie: „Haben Sie selbst das alles so hübsch arrangiert?"

„Bewahre. Alles Achmed. Der hat sich bei unserm Besuch in England natürlich überall umgesehn mit seinen rabenschwarzen Augen — und das ist das Resultat. So ähnlich war die Halle bei der Lady Salmour in London eingerichtet. Natürlich viel kostbarer dort."

„O — die Dame von der ‚Holstein'?"

„Ja. Sie hat am Brechin-Place eine entzückende Cottage."

„Sie kennen sie schon länger?"

„Als ihr Mann noch lebte, waren sie

Digitized by Google

einmal einen Winter lang in Kairo. Daher. Sie ist seit anderthalb Jahren Witwe."

„Eine schöne Erscheinung. Echt englische Aristokratie. Nicht? — War sie schon hier in Bedracheïn?" fragte sie impulsiv.

„Ja. Vorgestern. Und ich soll sie übermorgen in Kairo im Hotel zum Lunch besuchen. Aber es ist jetzt kaum ein Abkommen. Ich habe gar zu viel dringende Arbeit hier vorgefunden."

Jutta stand auf. „Und da widmen Sie sich auch noch den Touristen, die sonst die Wartezeit im Lärm da draußen totschlagen müßten." Sie knöpfte ihren Sweater zu. „Übrigens ist's darüber fast finster geworden."

Er wehrte ihr. Bis zur Ankunft des Dampfers hätte sie noch reichlich Zeit, meinte er. Und setzte lächelnd hinzu: „Ja, nun gehen Sie — und sind ganz stolz darauf, dem Halbwilden von Bedracheïn die Seelenruhe geraubt zu haben."

„Stolz? — Nein, eher ist mir's ein bißchen bange geworden bei alledem. Denn meine Schelte werd' ich schon abbekommen, das weiß ich. Ich hab' sie ja wohl auch verdient. Man macht nicht ungestraft Palastrevolutionen. Aber bin ich erst wieder daheim, dann freue ich mich doch."

Nach kurzem Sinnen fragte er: „Und wenn ich Sie nun recht herzlich bitte — werden Sie eine Nachricht von mir nach Deutschland mitnehmen? Oder die, die ich nach Königsberg an die einsame Dame schicken will, drüben bei Gelegenheit kommentieren?"

„Gern."

Sie standen Schulter an Schulter im offenen Portal und blickten über die Nillandschaft hin. In der stillen Luft lagen wundervolle Orangetöne. Das Wasser des breiten Stroms opalisierte — auch die weißen, kreuzweis gestellten Segel der Dahabijen schwammen in rosafarbenem Licht.

Fritz von Succo's Blick wanderte nun wieder zu seinem jungen Besuch.

„Es ist noch Wochen — noch Monate bis dahin. Werden Sie's inzwischen auch nicht vergessen, gnädige Frau?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Oder bereuen?"

„Ich wäre ja erstickt, wenn ich mir's nicht hätte herunterwälzen dürfen von der Seele."

Ohne Verabredung stiegen sie nun nebeneinander die Stufen hinab und wanderten in die sinkende Sonne hinein, die sich wie der Kuppelbau eines in Flammen stehenden Domes gerade über den Pyramiden von Gizeh erhob. Eine weiche, verträumte Stimmung herrschte. Nirgends war ein Mensch zu sehen. Die Araber verrichteten ihr Abendgebet. Man hörte aus der Richtung des Scheichgrabes den näselnden Gesang eines Muezzin. Dazwischen den Flügelschlag mächtiger Taubenscharen — das Schreien der Grautiere — irgendwo in der Ferne das Bellen eines Schakals.

Die feurige Glocke über der Libyschen Wüste senkte sich immer tiefer — jetzt ragte schon das Dreieck der Cheops-Pyramide wie ein Turmaufsatz darüber hinaus — bläuliche Schatten senkten sich aufs Niltal, und eine ganz eigenartige Dämmerung, in der die Farben eher noch leuchtender wurden, als daß sie verblaßten, brach herein.

Jutta war weich gestimmt. Ihr leiser, ergriffener Ton, ihre ganze Erscheinung, der Kampf, in dem sie selbst noch stand — all das wirkte auf Fritz von Succo. Erinnerungen lösten sich aus. Er erzählte ihr im verträumten Hinschlendern noch dies und das von seiner Mutter — aus der Zeit vor seinem Unglück.

Und in dieser stimmungsvollen Aussprache stärkte sich in Jutta wieder das Bewußtsein: daß sie eine gute Tat vollbracht hatte.

Er hielt beim Abschied längere Zeit ihre Hand in der seinen, beugte sich schließlich auf ihre Finger nieder und küßte sie.

Sie duldete nicht, daß er sie weiter als bis ans Tor begleitete.

Auf dem Nil kam gerade der strahlend erleuchtete Salondampfer zu Tal, den die Hotelgesellschaft zur Heimfahrt benutzen wollte. Jutta legte den kurzen Weg durch das Palmenwäldchen bis zur Landungsstelle in raschem Tempo zurück. Sie hoffte, daß in der allgemeinen Auf-

Digitized by

bruchsunruhe ihr Dazustoßen nicht weiter bemerkt werden würde. Aber sobald sie in den Gesichtskreis der Gesellschaft geriet, ging eine auffällige Bewegung durch die verschiedenen Gruppen. Man flüsterte, warf einander halb verstohlene Blicke zu, man steckte die Köpfe zusammen.

Jutta nahm dem Eselsjungen das Plaidbündel, das er getragen hatte, ab und zog ihren weißen Lodenmantel daraus hervor. Nun sprang der ‚Kohlenbaron' diensteifrig herzu, um ihr zu helfen und wieder den Versuch einer Konversation anzustellen. Man hätte sie vermißt, — Herr Marcks wäre zufällig auch hier gewesen, und der meinte, er hätte sie drinnen in der vizeköniglichen Zuckerfabrik gesehen — deren Direktor doch wohl der ‚bewußte Mr. Succo' sei —?

Lässig antwortete sie, in ihren Gedanken weit ab vom Frager und von der übrigen Gesellschaft.

Festlich, feierlich, mit dem weißen elektrischen Licht siegreich ankämpfend gegen die Karmoisin- und Orangetöne der langsamen Dämmerung, hielt der fast vollbesetzte Dampfer auf die Station zu. Vom Oberdeck klang die Musik einer italienischen Wanderkapelle: Geigen, Harfe und Flöte.

In breitem Zuge drängte die Schar der Sakkarah- und Memphisbesucher über die rasch hergestellte Verbindung. An Deck war jeder Platz besetzt, die Ankömmlinge mußten Schulter an Schulter zwischen den Bankreihen stehen bleiben.

Jutta stand neben Frau von Druhsen, bemerkte es zuerst aber nicht, denn sie hielt sich von ihr abgewandt. Als sie die Dame aber erkannte und, so harmlos ihr möglich war, ansprach, geschah etwas Seltsames: Frau von Druhsen musterte sie strafend von oben bis unten, ohne eine Silbe zu erwidern, und wandte sich darauf ostentativ von ihr ab.

In diesem Augenblick passierte das Nilboot die vizekönigliche Zuckerfabrik.

Auf der kleinen Terrasse vor der moscheeartigen Halle stand Fritz von Succo und blickte dem Dampfer nach. Jutta erkannte nur seine Umrisse, aber sie bemerkte, daß fast alle Mitglieder der Hotelgesellschaft mit Ferngläsern nach dem Ufer Ausschau hielten.

Und wieder flüsterten sie miteinander — und warfen neugierig forschende Blicke auf die isoliert in ihrer Mitte weilende Landsmännin. (Fortsetzung folgt.)

Die Harfe.

Von Gertrud Freiin le Fort.

In meiner Liebsten Garten
Da brennt so heiß der Mohn,
Da glühen vor Erwarten
Rosen und Kaiserkron'.

Drin schlafen Sehnsuchtslieder
Von heimatlosem Klang,
Erstickt von süßem Flieder,
Betäubt von Blütendrang.

Da hängt in dunklen Linden,
In Düften schwer und hold,
Bei Ranken und bei Winden
Ein Harfenspiel von Gold.

Doch wenn mit nächt'gem Gleiten
Durchs Land Frau Minne schleicht,
Da träumt es in den Saiten
Wie wenn die Luft sie streicht.

Und regt sich doch vor Bangen
Kein Blättlein weit und breit —
Mein Lieb hält mich umfangen
Und weint vor Seligkeit.

Digitized by Google

Herbsttage.

Von Albert Sergel.

Gelbe Blätter wehen im Wind.
Regentropfen
Klopfen
An dämmerige Fensterscheiben,
Hinter denen warme Feuer sind.
Auf den Straßen müdes Treiben.
Die Menschen fröstelt's. Ihr Hauch
Ballt sich wie Nebel.
Das Herz friert auch.

Im Zwielicht.

Von Arthur Meltzer.

Nun wandert über die Heiden
Mit mir der Abendwind.
Und streift von den herbstlichen Weiden
Die Blätter, sein Spielgesind.

Es ziehen schattendichter
Vom Fluß die Nebel herauf,
Vereinzelt blinken die Lichter
Im Dorfe drüben auf.

Weithin im regenfeuchten
Spätlicht dehnt sich das Land;
Eines einsamen Sternes Leuchten
Hält schon mein Auge gebannt.

In den Herbstabend.

Von Josefa Heide.

Die Falben greifen mächtig aus,
Sie wittern schon ihr warmes Haus,
Hei, wie die Räder fliegen!
Was sich im Flug uns kaum genaht,
Ein Dorf, ein steinern Bild, ein Pfad,
Schon seh' ich's ferne liegen —

Nun naht der Wald, ein düstrer Ort,
Die Tannen gleiten dunkel fort,
Nacht dämmert schon im Grunde.
Unheimlich ist hier Weg und Steg —
Was huscht dort lautlos übern Weg?
Laut bellen auf die Hunde.

Vorbei der Wald. Weiß wogt es her,
Ein Meer von Nebel, still und schwer,
In das wir eilend gleiten.
Es wallt so nah, es wogt so fein,
Hüllt so in süße Schwermut ein
Wie todesstille Weiten —

Digitized by Google

Perugino. Von Max v. Boehn.

Die Stadt Perugia, die in diesem Jahr eine kunsthistorische Ausstellung veranstaltete, in der sie zusammen zu fassen versuchte, was Kunst und Künstler Umbriens die Jahrhunderte hindurch geleistet, hat dadurch auch den Namen eines Malers wieder in den Vordergrund des Interesses geschoben, der so sehr der Vertreter, ja, die Personifikation einer „Heimatkunst" im engsten Sinne geworden ist, daß sein Name dem Gedächtnis entschwand, daß Zeitgenossen wie später Geborene ihn nur als den „Peruginer" kannten, und das, trotzdem er gar nicht aus diesem Orte stammt.

Pietro Vannucci, genannt Perugino, ist ein Schulbeispiel für die Veränderlichkeit des Geschmacks, für die Flüchtigkeit des Ruhmes. Als Mann geehrt und gefeiert, als Greis verhöhnt und zurückgesetzt, dankt er es nur dem Zufall, der ihn zum Lehrer des „göttlichen" Raffael gemacht, daß er und sein Werk in der folgenden Zeit zwar nicht in völlige Vergessenheit sanken, aber doch mit einer Art geringschätzigen Mitleidens betrachtet wurden. Mit einem Mitleid, das je länger je mehr dazu führte, ihm selbst alles Verdienst abzusprechen, um das, was in seinen Bildern schön und wertvoll ist, seinem großen Schüler zuzuweisen. Aber wie in allen Erscheinungen des irdischen Lebens der Wechsel das einzig Bleibende ist, so erhebt sich der Stern seines Ruhmes gerade in dem Augenblick, in dem er unterzugehen scheint, zu neuem Glanze.

Wunderliches Spiel der Gegensätze! Keine Zeit scheint weniger geeignet, gerade Perugino zu schätzen, als diejenige es war, die seine Kunst wieder zu Ehren brachte! Sind es doch dieselben Jahre, da in Paris die Religion abgeschafft ist und die Vernunft regiert, die gleichen Menschen, die den sterbenden Pius VI. nach Frankreich schleppen und den Triumph zu haben glauben, daß sie die Leiche des letzten Papstes auf dem Kirchhof eines kleinen französischen Dorfes verscharren dürfen; sind es doch die gleichen, die als Kriegsbeute Wagenladungen von Bildern Peruginos heimbringen, ausnahmslos Werke, deren feinste Essenz eine tiefe Religiosität, ein inniger Glaube ist. Hier berühren sich die Gegensätze, und wie im ewigen Kreislauf der Ideen das neue Geschlecht zu den verlassenen Altären zurückkehrt, der Triumph des Atheismus dem Christentum nur frische Kraft gibt, so suchte die neue Gesellschaft ihre künstlerischen Ideale im Widerspruch zur alten nicht in der vollendeten Schönheit der Form, sondern in der innigen Beseelung des Stoffes. Jenseit von Raffael lag jetzt das gelobte Land der Ästhetiker,

Selbstbildnis Peruginos. Perugia, Cambio.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Digitized by Google

der Künstler; für die Wackenroder und Tieck, für die Overbeck und Steinle war die Vollendung in Perugino erreicht. Der Unterschätzung folgte naturgemäß die Überschätzung, und erst unserer Zeit war es vorbehalten, den Meister zu erkennen, wie er wirklich war und was er bedeutete. So hat ihn uns jüngst erst Professor Fritz Knapp gezeichnet und ihm damit die Stellung in der Geschichte der Kunst gegeben, die ihm gebührt.

Altarbild. Rom, Villa Albani-Torlonia. (Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

Perugino war kein Genie, sondern nur ein Talent, aber für ein solches brachte er Gaben mit, wie die Welt sie braucht: Fleiß, Betriebsamkeit und eine intuitive Erkenntnis dessen, was das Publikum verlangt. Wenn er in seinen Bildern im Gegensatz zu dem rhetorischen Pathos einer verweltlichten Kunst die Verinnerlichung seelischen Lebens, innigen, gottergebenen Glaubens zum Ausdruck zu bringen suchte, so tat er damit nichts anderes, als jene seiner Zeitgenossen, die vor dem eifernden Gezänk der Kommentatoren eines Lombardus, den verstiegenen Dunkelheiten eines Duns, dem tiefschürfenden Grübeln eines Thomas in die mystischen Süßigkeiten eines heil. Franciscus flüchteten, um „Gottesfreunde" zu sein, ihre Religion im Glauben und in der Liebe, nicht nur im Wissen zu bekennen.

Die Sehnsucht, die Religion aus den Banden wieder zu befreien, in welche die haarspaltenden Spitzfindigkeiten der Scholastiker sie geschlagen, sie wieder zur Herzens- und Gefühlssache zu machen, geht durch das ganze Jahrhundert, und wenn ein Zeitgenosse des Perugino die Nachfolge Christi schrieb, so hat er selbst sie gemalt, demütig, gläubig, zuversichtlich. Nimmt man zu diesem Element einer innigen und vielleicht aufrichtig empfundenen Religiosität hinzu, daß der

Digitized by Google

Die Berufung Petri (Schlüsselübergabe). Rom, Capella Sistina. (Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

Digitized by Google

Künſtler alles, was er zu ſagen hatte, ſchön und gefällig vortrug, daß allen ſeinen Geſtalten eine weiche Anmut, eine holde Schwärmerei, eine ſüße Unſchuld innewohnt, berückſichtigt man ferner, daß er als einer der erſten den Wert landſchaftlicher Stimmungen für die ſeeliſche Wirkung erkannte, und daß ſeine Farbe in dem unvergleichlichen Schmelz ihrer leuchtenden Töne der unmittelbar harmoniſche Ausdruck der Empfindung zu ſein ſcheint, ſo begreift ſich der beſtrickende Zauber, der von ſeinen Schöpfungen ausgeht. Man verſteht den Erfolg, der dem Künſtler zuteil wurde und der ſeinen Ruhm durch ganz Italien trug, aber man verſteht auch, daß der Erfolg ihm nicht treu blieb.

Perugino war gefühlvoll und weich, er rührte wohl, aber die Kraft, die zu einer wahren Erhebung gehört, fehlte ihm. Der kindlichen Innigkeit der Empfindung fehlt das Männliche der Überzeugung; wo er ſicher und ſiegesgewiß ſein ſollte, da iſt er ſchüchtern und beſcheiden, und begnügt ſich mit oberflächlicher Rührung des Gemütes, wo er die Seele ergreifen müßte. Als er erkannt hat, was das Publikum von ihm will, bleibt er ſtehen und wiederholt unendlich oft das immer gleiche Thema mit dem immer gleichen Ausdruck. Er hat ſich ſelbſt darüber gewundert, daß nun der Erfolg ausblieb und daß auf einmal nicht mehr ſchön ſein ſollte, was doch noch eben dafür gegolten hatte.

Aus dieſem ſchnell bis zur bloßen Schablone entarteten Schaffen ſcheint hervorzugehen, daß es ihm mit ſeinem Glauben nicht recht ernſt war, und man darf

Madonna mit heiliger Katharina und Roſa. Paris, Louvre.

Digitized by Google

Pietà mit Heiligen. Florenz, Akademie. (Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

wohl hieraus den Vorwurf erklären, den Vasari dem Künstler macht, daß er ein Gottesleugner gewesen sei und seine Religiosität nur ein Aushängeschild fürs „Geschäft". Ob dieser Vorwurf des Unglaubens berechtigt war, der zur Zeit, als Vasari seine Lebensbeschreibungen verfaßte, sehr schwer wog — es war die Zeit der Inquisition —, läßt sich nicht mehr feststellen; eine ursprünglich echte und tiefe Empfindung wird Perugino nicht abzusprechen sein, Können und Verstehen aber bewegten sich bei ihm in einem engbegrenzten Kreis, über den hinauszugelangen ihm nicht vergönnt war. Die umbrische Kunst, wie er sie von seinen Vorgängern überkam, wurde in seinen Händen zum Erbteil des guten Hausvaters, fleißig vermehrt, gewissenhaft verbessert, und blieb doch nur ein bißchen Armut für einige wenige Künstler, befangen wie er selbst, bis sein eigener Schüler aus derselben Quelle einen überschwenglichen Reichtum an Schönheit erschloß, einen Reichtum, der Jahrhunderten genügt hat.

Pietro Vannucci wurde 1446 zu Città della Pieve im Gebiet von Perugia geboren und starb im Alter von 78 Jahren 1523 zu Fontignano. Schon als Knabe wurde er von seinem Vater zu einem Maler in Perugia in die Lehre gebracht, und wenn der Name dieses Meisters auch nicht überliefert ist, so deutet doch

Digitized by Google

Die Kreuzigung. Florenz, Sta. Maria Maddalena dei Pazzi.
(Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

alles darauf hin, daß es Benedetto Buonfigli gewesen sein wird, an dessen Art und Kunst er sich eng anschließt. Sein Lehrer selbst soll ihn veranlaßt haben, sich nach Florenz zu begeben, wo ein Künstler unendlich viel mehr lernen könne, und Perugino, der diesem Rat folgte, beginnt mit dem Augenblick, als er Perugia verläßt, ein rastloses Wandern, das ihn sein Leben lang ruhelos umhertreibt; er führt, in fortwährendem Wechsel des Aufenthalts Perugia mit Florenz, Rom, Venedig und anderen Orten vertauschend, ein unruhvolles Leben in friedeloser Zeit. Mord und Gewalttat überall; er entflieht dem Bürgerkrieg in Perugia und erlebt in Florenz die Verschwörung der Pazzi gegen die Medici, Meuchelmord und Blutvergießen in ihrem Gefolge; er findet in Rom die Orsini gegen die Colonna in Waffen, und der Jahrhunderte hindurch genährte Haß der Geschlechter entlädt sich wie ein Gewitter von Blut und Totschlag. Wieder ist er in Rom, in den greuelreichen Jahren Alexanders VI., da die Untaten der Borgia gen Himmel schreien, und erlebt, nach Florenz zurückkehrend, die Tage Savonarolas mit dem entfesselten Fanatismus des Pöbels, in Perugia aber sieht er die blutigen Schrecken der Baglione-Hochzeit, wo die Rachsucht ihre Opfer auf offenem Markte sucht und die Vendetta, einer furchtbaren Seuche gleich, ganze Familien dahinrafft.

Man könnte glauben, daß diese Zustände eine Sehnsucht nach Frieden und Ordnung in ihm geweckt hätten, der zuliebe Perugino seine häufigen Reisen unternahm, aber wir wissen es besser: die Gewinnsucht trieb ihn. Alle großen Aufträge, welche die Kommunen zu vergeben haben, will er erhalten; er übernimmt sie auch dann, wenn seine Zeit es ihm gar nicht erlaubt, an die Ausführung zu gehen. So läßt er sich 1482 in Florenz ein Fresko für einen Saal im Palazzo Vecchio übertragen, Filippino Lippi muß es aber schließlich ausführen; in Venedig akkordiert er 1494

Digitized by Google

ein umfangreiches Bild für den Saal des Großen Rates und fordert dann plötzlich nach dem Abschluß das Doppelte der stipulierten 400 Dukaten; ein Jahrzehnt hält er die Bürgerschaft Orvietos hin, der er die von Fra Angelico begonnenen Fresken beendigen soll, und führt sie schließlich doch nicht aus. 1489 verpflichtet er sich zu dieser Arbeit, nimmt ein Angeld, reist ab und läßt nichts mehr von sich hören. Die drängenden Besteller vertröstet er mit Versprechungen, läßt sie sogar durch seinen Gönner, den Kardinal della Rovere, bedrohen, als sie ungeduldig werden. Weil er aber inzwischen immer neue Arbeiten übernimmt, überall verdienen will, kann er sich nicht entschließen, nach Orvieto zu gehen, so daß die Bürgerschaft, die sich auf sein Wort verlassen hat, am Ende auf seine Dienste verzichtet und 1499 endlich Luca Signorelli mit der Arbeit betraut. —

Die frühesten Werke Peruginos, von denen uns Kunde geworden ist, sind nicht mehr erhalten; es waren Fresken in einem Saal des Palazzo Communale in Perugia, die er 1475 ausgeführt hat. Auch von dem zeitlich diesem am nächsten stehenden Werk, den Wandgemälden aus dem Jahre 1478 in einer Kapelle zu Cerqueto, sind nur kümmerliche Reste übrig geblieben, die indessen zeigen, daß sich

Erscheinung der Maria vor dem heiligen Bernhard. München, Pinakothek.

Digitized by Google

Francesco dell' Opere. Florenz, Uffizien.
(Nach einer Photographie von D. Anderson, Rom.)

der Künstler bei ihrer Ausführung unter dem Einfluß des Fiorenzo di Lorenzo, eines tüchtigen zeitgenössischen Malers aus Perugia, befunden hat. 1479 finden wir Perugino in Rom, wo er die Chornische der alten, seitdem abgerissenen St. Peterskirche ausmalt, eine Arbeit, die solchen Beifall fand, daß der Meister berufen wurde, seine Kunst an einem Orte auszuüben, der für den geweihtesten der damaligen Christenheit gelten darf: der Hauskapelle des Papstes, deren Bau Sixtus IV. soeben beendet hatte und zu deren Ausschmückung er sich die ersten Künstler Luca Signorelli, Sandro Botticelli, Ghirlandajo und andere kommen ließ. Neben diesen und in engster Gemeinschaft mit Pinturicchio hat Perugino von 1480 bis 1482 hier eine Anzahl Bilder auf die Mauer gemalt, von denen jetzt nur noch drei erhalten sind; drei an der Altarwand ausgeführte haben viele Jahre später Michelangelos Jüngstem Gericht weichen müssen.

Diese Fresken aber — sie stellen die Beschneidung Mosis, die Taufe Christi und die Berufung Petri dar — zeigen uns den Künstler auf der Höhe seines Könnens. Der angehende Dreißiger hat in diesen Kompositionen Meisterwerke geschaffen, wie er sie in ähnlicher Vollendung in den vielen Jahren, die ihm sein langes Leben noch gönnte, selten wieder erreicht, aber nie mehr übertroffen hat. Die Größe der ihm gestellten Aufgabe, die Würde des Ortes, an dem sie zu lösen war, die Rivalität mit den bedeutendsten zeitgenössischen Malern haben Perugino angefeuert und haben, wie Steinmann sich so schön ausdrückt, dem Künstler einmal erlaubt, das Ideal seines Strebens zu berühren, bis an die äußersten Grenzen seines Könnens vorzudringen, um den heiligsten Gehalt der Seele in reine irdische Form zu gießen.

Von diesen drei Bildern, deren Entwurf Perugino allein gehört, wenn an der Ausführung im einzelnen außer Pinturicchio auch noch andere Schüler beteiligt sein mögen, ist die Berufung Petri das bedeutendste. In einer machtvollen Komposition, deren Großzügigkeit der Wichtigkeit des Vorgangs entspricht, führt uns der Künstler jene Szene vor Augen, da der Herr zu Petrus spricht: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“ ... und ihn damit, nach der Lehre der katholischen Kirche, zu seinem Nachfolger beruft. Christus und Petrus halten den goldenen Schlüssel, welcher die Gewalt, zu binden und zu lösen, symbolisiert, und bilden den Mittelpunkt der Darstellung, um den zwanglos die übrigen Figuren angeordnet sind. In dieser Hauptgruppe, dem von tiefstem Empfinden beseelten Christus und dem herrlichen, von wahrhaft leidenschaftlichem Leben erfüllten Petrus, setzt das Thema mit einem Grundton feierlichen Ernstes ein, der von den maßvoll charakterisierten Gruppen der Umstehenden rhythmisch weitergeführt, schließlich in den anmutig und leicht hingesetzten Gestalten des Hintergrundes, der festlichen Architektur des Platzes, der lyrischen

Digitized by Google

Note der Landschaft in einem Akkord hochgestimmter Freude ausklingt. Die Geschlossenheit der Komposition, das Geschick in deren Aufbau, welches den Blick förmlich dazu zwingt, immer wieder zu den Hauptpersonen zurückzukehren, die harmonische Farbengebung und die sorgfältige Ausführung, mit einem Wort: die Fülle von Schönheit, die der Künstler über sein Werk ergoß, lassen einzelne Schwächen leicht vergessen, wie z. B., daß der Maler nur zwischen Vorder- und Hintergrund unterscheidet, einen Mittelgrund als Übergang aber gar nicht kennt. Mit Vorzügen und Fehlern ist bereits der ganze Künstler in diesem Werk, und man versteht, daß diese Bilder der Sixtinischen Kapelle von den Zeitgenossen mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurden und dem Maler Aufträge über Aufträge eintrugen.

Wenn diese Fresken den Höhepunkt im Schaffen Peruginos bedeuten, so bezeichnen sie zugleich den Endpunkt seiner Entwicklung. Der Meister bleibt stehen, sein Stil, seine Art und Weise, sich auszudrücken, sind fertig und abgeschlossen, eine weitere Vervollkommnung strebt er nur noch im Hinblick auf seine Technik an.

Es war die Zeit, in der das Öl als Bindemittel für die Farbe sich weite Verbreitung errang und die bis dahin geübte Malerei alla tempera zu verdrängen begann. Die glänzenden Effekte der Ölmalerei werden auch Perugino veranlaßt haben, sich mit diesem Problem zu beschäftigen, und ob er nun in Florenz mit dieser Technik vertraut wurde, wo im Atelier Verrocchios sich auch Lionardo da Vinci mit ähnlichen Versuchen befaßte, oder in Venedig, wohin Antonello da Messina ein vollkommenes Verfahren der neuen Manier gebracht hatte — gleichviel, jedenfalls sehen wir ihn, der erst rein in tempera, dann in einer Art von gemischter Manier gemalt hatte, schon in der Mitte der neunziger Jahre des XV. Jahrhunderts im Besitz der wirklichen Ölmalerei, die er sicher und mit Meisterschaft handhabt.

Perugino war außerordentlich fleißig und hat in einer umfassenden Tätigkeit nicht allein Kirchen und Klöster mit ausgedehnten Fresken geschmückt, sondern auch zahlreiche Staffeleibilder geschaffen,

Bildnis. Florenz, Uffizien.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Digitized by Google

so daß das von ihm hinterlassene œuvre ungewöhnlich umfangreich ist. Nicht nur die große Anzahl dieser ihm zuteil gewordenen Aufträge spricht für die Beliebtheit, deren sich die Schöpfungen des Meisters erfreuten, ebenso zeugen dafür die Ehren, die seiner Person erwiesen wurden. Im Jahre 1493 wurde er in den Rat seines Heimatortes, 1501 gar unter die Prioren von Perugia gewählt; mehr bedeutet es allerdings und lauter spricht für das Ansehen, dessen er sich als Künstler erfreute, der Umstand, daß er in Florenz bei allen Fragen von öffentlichem Interesse, soweit sie Angelegenheiten der Kunst betrafen, zu Rate gezogen wurde. So 1490 bei den Beratungen über die Ausgestaltung der Domfassade, 1497, als er die Fresken Baldovinettis in S. Trinità schätzen muß; 1498, als ein Blitzstrahl die Laterne von Brunelleschis Domkuppel beschädigt hat; 1504, als die Platzfrage von Michelangelos David zur wütend verfochtenen Parteisache wird.

Bis an sein Alter bleibt ihm der Ruhm treu; er nähert sich den Sechzigern, da läßt ihm eine so berühmte Kunstfreundin, wie die Markgräfin von Mantua, keine Ruhe, bis sie für ihr Studio ein Bild des Meisters erworben, und er hat die Sechzig überschritten, da wird er noch einmal nach Rom berufen, um für seinen alten Gönner, der aus dem Kardinal della Rovere mittlerweile Papst Julius II. geworden ist, Fresken in den Stanzen des Vatikan auszuführen. Es war sein letzter großer Erfolg. Die öffentliche Meinung hatte sich doch von ihm abgewandt. Als Isabella d'Este gar so sehr auf Ablieferung des von ihr bestellten Gemäldes dringen ließ, bereitete sie ihr Korrespondent schon auf die Enttäuschung vor, die sie beim Anblick erleben würde, und die kunstfrohe Dame kann sie denn auch gar nicht verhehlen. Zur gleichen Zeit muß sich Perugino, der in Florenz die Revolution erlebt, welche die Kartons von Lionardo und Michelangelo unter der jüngeren Generation hervorrufen, von Buonarotti sagen lassen, daß er ein alter Trottel sei, der überhaupt nicht mehr mitzureden habe! Es war grob, aber wahr.

Wir wissen nicht, wie lange Perugino gebraucht hat, um auf jene Höhe künstlerischen Vermögens zu gelangen, auf welcher die Sixtina-Fresken den Meister zeigen, — wir wissen es nicht, weil uns seine Jugendwerke fehlen, — der Weg aber von dieser Höhe in die Niederungen flachster Routine, völligen künstlerischen Unvermögens war sehr kurz. Die Werke seiner besten Zeit, betrachten wir etwa

Don Biasio Milanesi und Don Baldassare. Florenz, Akademie.
(Nach Photographien von D. Anderson in Rom.)

Digitized by

Propheten und Sibyllen (Fides). Perugia, Cambio.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

das Altarwerk in der Villa Albani, das in seiner verinnerlichten Frömmigkeit ganz wie das eines Vlaamen anmutet, oder die Madonna mit S. Katharina und S. Rosa im Louvre, die Pietà in der Akademie zu Florenz oder andere, alle zeigen sie die Vorzüge von Peruginos Kunst, vor allem jene Innigkeit und das warme Gefühl, die, verbunden mit einer etwas weichlichen Anmut und Zartheit der Formgebung, einem träumerischen, schwermütigen Ausdruck, einen so bestrickenden Reiz ausüben. Wenn er nun noch, wie in dem herrlichen Fresko der Kreuzigung in der Kirche S. Maria Maddalena de' Pazzi, oder der Vision des Heil. Bernhard der Münchener Pinakothek, den Schauplatz der Handlung durch eine Landschaft abschließt, so zeigt er sich geradezu als ein genialer Stimmungskünstler. Wie in einen Akkord süß-schmerzlicher Melancholie klingen die fromme Beschaulichkeit, die milde Wehmut, welche seine Menschen atmen, zusammen mit der duftigen Ferne, dem durchsichtigen Himmel, der weiten Gegend, ein Akkord, der in der Seele des Beschauers einen Widerhall findet, ein Echo weckt von sehnsüchtiger Trauer.

Aber diese holden Köpfchen mit dem anmutigen Oval des Gesichts, der hohen Stirn, den sanftblickenden Augen, dem feinen, fast wie ein Stiefmütterchen gebildeten Mund, wie rasch werden sie zur Schablone! Wie bald sieht man in der Haltung der Gestalten — mögen sie nun hingebungsvoll in Anbetung knien oder wie verzückt selbstvergessen gen Himmel schauen oder, trotzig und breitbeinig hingestellt, Übermut und Kraft markieren — wie bald sieht man in ihnen das Äußerliche dieses Gebarens, das Konventionelle der Mache. Immer wieder kehren das gleiche Gesicht, die gleiche Haltung, der gleiche Ausdruck, oft sogar mehrmals in demselben Bild wieder; da ist nichts Unwillkürliches, schließlich überhaupt nichts Menschliches mehr, da sieht man nur noch Marionetten in der Hand eines

Digitized by Google

Triptychon. London, Nationalgalerie.

Puppenspielers. Und dieser ist gleichgültig genug, um nicht einmal die Dekoration zu wechseln; eine schöne, offene Halle, deren Wölbungen Pfeiler mit kräftig profilierten Gesimsen tragen, wiederholt sich unverändert, wie von einem Klischee. Ist man noch geneigt, in der strengen Symmetrie der „Berufung Petri", wo die verschiedenen Personen sich geradezu wie abgezählt auf beide Seiten der Hauptgruppe verteilt haben, wo dann im Hintergrund der gleiche Triumphbogen, und zwar rechts wie links gleich identisch bis in jedes Detail der Architektur, aufgestellt ist, eine gewisse hieratische Strenge und Feierlichkeit zu sehen, so wird man nur zu bald inne, daß Perugino ein Pedant ist, für den das Gleichgewicht der Teile in der mechanischen beiderseitigen Verwendung desselben Motivs besteht. Es wird ihm das zur Manier, wenn er z. B. seine Engel, die nie fliegend oder schwebend, sondern immer wie in vollem Lauf gebildet sind, rechts und links als Pendants aufstellt, wie Porzellanfiguren mit einem Wölkchen als Konsole, und er wird öde, wenn er die Symmetrie so weit treibt, daß er die Gürtelbänder der Engelkleider in die gleichen Ringel dreht!

Der Mangel an selbständigem, persönlichem Leben macht Peruginos religiöse Bilder so unendlich einförmig, ein Fehler, den nicht etwa mangelndes Können verschuldet hat, denn seine Bildnisse beweisen, daß er das Zeug gehabt hätte, ein Porträtmaler ersten Ranges zu werden. Da sind vor allem seine Selbstbildnisse in Rom und Perugia, dann der sogenannte Francesco delle Opere in Florenz, das Frauenbildnis ebenda und vor allem die Brustbilder der Vallombrosaner Mönche Don Biagio und Don Baldassare. Sie alle zeigen einen Blick für das Individuelle der Persönlichkeit, eine Schärfe der Auffassung und malerischen Durchbildung, die in den Charakterköpfen der beiden Geistlichen Meisterwerke von hohem Range geschaffen hat und uns in den Eigenbildern, die so gar nicht geschmeichelt erscheinen, wertvolle Dokumente zur Kenntnis des Mannes selbst hinterließ. Wäre es Perugino weniger um den Erwerb und mehr um die künstlerische Durchbildung seiner Schöpfungen zu tun gewesen, so würde er sehr viel Bedeutenderes haben leisten können.

Digitized by Google

Aber wenn er schon in seinen kirchlichen Bildern nicht befriedigt, so versagt er völlig bei Aufgaben, die mehr verlangen, als eine rein äußerliche Religiosität. Eine der umfangreichsten Arbeiten, die ihm in seinem Leben übertragen wurde, war die Ausmalung der Gerichtshalle der Wechsler in Perugia, deren Wände und Decke er 1499 und 1500 mit Fresken geschmückt hat. Für die Art der Darstellungen war ein Programm des gelehrten Maturantius maßgebend, das in einer zu jener Zeit beliebten Art auf das wunderlichste die christlichen und heidnischen Elemente durcheinandermengte, Gott-Vater, Christus und Maria mit all den Gottheiten des Olymp, mit Propheten, Sibyllen und Allegorien zu einem Ganzen verwob, dessen Bedeutung nur aus der Bildung eines Renaissancegelehrten heraus zu verstehen ist. So spröde, wie der ausgeklügelte Stoff, so nüchtern war auch die Ausführung, die Perugino ihm zuteil werden ließ. Er hat das Ganze rein schematisch aufgefaßt, er gibt das bloße Gerippe einer Disposition; um eine Vertiefung des Inhalts hat er sich nicht gekümmert. Wenn er für die Darstellung von Christi Geburt ganz kalt eine Komposition verwendet, die er schon Jahre früher in dem Presepe der Villa Albani ausgeführt hatte, so begnügt er sich damit, seine Helden, die Scipio, Perikles, Leonidas, Sokrates und andere zusammenhanglos in Reih und Glied aufmarschieren zu lassen, je zu dritt von einer Tugend als Rottenführerin kommandiert. Diese Gestalten wirken um so seelenloser, als er hier, wo es sich darum handelte, Kraft, Energie, Männlichkeit zu verkörpern, auch nur wieder dieselben Figuranten mit den gesenkten Köpfchen, den anmutigen Mienen benutzt, die er schon anderswo als Engel oder Heilige angebracht hat. Diese Armseligkeit der Erfindung, die antike Helden so zaghaft bildet, wie schüchterne Heilige, und das Lahme in der Motivierung beeinträchtigen ungemein die Wirkung

Madonna. Perugia, Pinakothek.
(Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

Digitized by Google

Sposalizio. Caen, Museum.

dieser Bilder, deren Gesamteindruck in dem harmonischen Schmuck des Raumes sonst überaus reizvoll ist.

Perugino war bei dem lebhaften Geschäftsbetrieb seiner Werkstatt genötigt, zu viel seinen Gehilfen zu überlassen. Seine Bilder werden flüchtig und handwerksmäßig, selbst zu der Zeit, als Raffael sich unter seinen Schülern befand, und dieser Aufenthalt beginnt wahrscheinlich in den Jahren, welche die Cambio-Fresken entstehen sehen.

Wie es immer ein besonderer Genuß ist, dem Werden eines Genius nachzuspüren, so hat man auch, wie man sich bemüht hat, unter den Erzeugnissen der

Digitized by Google

Wohlgemuthschen Werkstatt Arbeiten des jungen Dürer nachzuweisen, Werke Raffaels aufspüren wollen, die er als Gehilfe Peruginos gefertigt; man hat ihm einen Anteil an der Ausführung der Cambio-Bilder zugeschrieben. Aber Knapp bemerkt mit Recht, daß der siebzehnjährige Schüler wohl noch keinen eigenen Stil besessen haben dürfte und daß es Willkür ist, in besonders gelungenen Köpfen gerade Raffaels Hand sehen zu wollen. Bei einigen späteren Bildern, die Peruginos Namen tragen, wie eine Madonna in der Glorie in Bologna, einem ähnlichen Bild der Pinakothek in Perugia, einem Halbfigurenbild der Madonna mit Kind im Berliner Kaiser Friedrich-Museum, der Auferstehung Christi im Vatikan, wird man wohl mit mehr Recht an eine Mitwirkung Raffaels denken dürfen. Tragen diese Werke doch in der weicheren Modellierung einiger Köpfe, der ausdrucksvolleren Haltung mancher Figuren Züge eines persönlichen Empfindens, eines feineren Könnens, als sie Perugino eigen waren, ja, sie enthalten, wie das Bologneser Bild, Gestalten, die Raffael in seinen Bildern später wiederholt hat.

Perugino bleibt in seinem Empfinden Quattrocentist, etwas Unfreies, Gebundenes haftet ihm an, er kennt nur Typen, keine Individuen, nur die Heerdeninstinkte der Masse, nicht die Regungen einer menschlichen Seele. Er verharrt im Mittelalter; wohl hat er der Kunst den Weg bereitet, der zur Vollendung führt, aber Leben, Freiheit und Schönheit gab ihr erst Raffael. Perugino ist die Verheißung — Raffael die Erfüllung!

Nichts vermag deutlicher die Ähnlichkeit wie den Unterschied beider Meister aufzuweisen, als jenes berühmte Bild der Vermählung Mariens, welches Perugino am 22. Februar 1496 für die Josephsbruderschaft in der Kirche S. Lorenzo in Perugia übernahm und wahrscheinlich 1502 oder 1503 ablieferte, und die nach demselben von Raffael 1504 für die Kirche S. Francesco in Citta di Castello ausgeführte Wiederholung, ersteres heute in Caen, letztere in Mailand. Perugino hat seinen Stoff originell gefaßt und mit Geschmack ausgeführt, aber welch ein Unterschied zwischen seinem Werk und dem des Schülers, trotzdem — oder vielleicht gerade weil der letztere von seinem Vorbild so abhängig ist. Die Komposition ist die gleiche, aber der Tempel, der bei Raffael weiter in den Hintergrund geschoben und durch die umlaufende Säulenhalle gefälliger geworden ist, gibt den Gruppen im Vordergrunde einen weiteren Spielraum, eine weniger gezwungene Aufstellung; und wie nun bei Raffael aus der peinlichen Symmetrie der Haltung, in der Perugino die Mittelgruppe gebildet hat, edelste Freiheit, natürlichste Anmut geworden ist, so hat er auch allen übrigen Figuren den Odem der eigenen Seele eingehaucht, alle mit Leben und Gefühl begabt und sie zu reinerer Schönheit erhoben.

Als Raffael sich von Perugino trennte, da trug der Schüler, wie Jordan sagt, den Geist der umbrischen Kunst davon, um ihn zur höchsten Blüte zu bringen, dem Meister ließ er nur die äußerliche Gebärde.

Perugino ist noch sehr alt geworden, er erlebte die Ruhmestage und den Tod seines großen Schülers, und als der Tod endlich dem rastlos schaffenden Greis den Pinsel aus der Hand nahm, — viel zu spät für seinen Ruhm, — da hatte das lebende Geschlecht ihn schon lange in völliger Vergessenheit begraben.

Italienische Nacht.

Das Dach wird kühl, die Tramontana weht.
Steineulen rufen in die Nacht Signale,
Ein Flötenlied fängt sich im Kesseltale.
Dann rauscht der Zug, der nach Messina geht.

Die Luft durchtastet den Olivenhain,
Wird schwer und bettet sich. Das Lied verendet,
Und Glut und Glück des Tages sind verschwendet.
Verwittrung tönt im alternden Gestein.

Friedrich Otto.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.
Erinnerungen an Kuno Fischer.

Von ***

Es kommt jemand zu Exzellenz Kuno Fischer, ein Fremder, einer jener feineren Menschen, die den Doktortitel für den zierendsten halten, erstlich weil man ihn nicht verliehen erhält, nicht erstrebt, sondern ihn selbst macht, und zweitens wegen der großen akademischen Tradition, die an diesem Titel hängt. Die Professoren selbst unterschreiben sich mit Vorliebe und zumal bei etwas Feierlichkeit nur „Dr.“. Aber Kuno Fischer ist eben auch kein „Professor“. — Sein unbekannter Besucher fragt also, ob Herr Dr. Kuno Fischer zu Hause sei. Exzellenz Kuno Fischer drinnen hört es. Er macht die Tür auf: „Sie wollen zum Arzt! Dr. Fischer wohnt gegenüber. Seine Sprechstunde ist von zwei bis drei.“ (Die Stimme gehört noch dazu, die nicht wiederzugeben ist. Ein sehr zuverlässiges, sehr geschliffenes Instrument. Mit einem Nachdruck der Glätte darin, einem scharfen, kühlen Sausen, wie es aus den bretterschneidenden Mühlen im Gebirge kommt ...)

Die kleine Anekdote ist hart. Aber wie weit auch ihre Wahrheit reichen mag — es ist recht viel darin. Schon die Sätze. Die absolute Verständlichkeit. Die Erschöpfung des Gegenstandes, auch die Art, daß noch mancherlei zu denken, aber nicht mehr zu sagen bleibt. Der Satzbau. Die geliebte Dreiteilung. Der Inhalt des Bescheides: das rächende Hoheprieſtertum der unanzweifelbaren Form. Noch mehr der Form als des Geschmacks.

Kuno Fischers Größe lag gewiß nicht in der Form oder gar in der Äußerlichkeit, aber er war ohne alles beides undenkbar. — Die Kraft und die Bedeutung dieses Philosophen wie dieses akademischen Lehrers wurzelten in dem tief eindringlichen Verstande. Und diesem verlieh ein sehr gepflegtes und klar beherrschtes Gedächtnis den andauernden Nachdruck, die Energie während der Denkarbeit und ihrer Reproduktion. Fischers Wucht waren der Verstand und die geistige Präsenz. Aber nicht so sehr als Nachdruck und Vertiefung, sondern als Klärung produzierte sich bei ihm das Ergebnis. Es wurde alles einfach, wenn er es behandelte. Auch das erkannte dieser große Verstand als dienlich zum Zweck und als notwendig. Es war dasjenige, was ihn am meisten von Hegel, aus dem er kam, entfernte.

Seine Einfachheit konnte sogar über ihn in ersten Eindrücken täuschen. Es faßt ja niemand das Denken, das die Probleme dieser Welt scheinbar erledigen kann, so bis in alle Abgründe tief auf, es hat ja niemand eine so unglaublich schwierige, rastlose Vorstellung vom Philosophieren, wie der junge Mensch von 16 bis 18 Jahren oder der in diesem tiefgläubigen Stadium stecken bleibt. Und auf irgendeiner Universität gerät er — weil diese ganz Redlichen auch meist die Bescheidenen sind —, statt sich von Anfang zu dem richtigen, allgenannten Lehrer zu wagen, nun vielleicht zu einem jener Anderen ins Kolleg, deren Vorlesung dem Titel nach sich vorbereitender, zugänglicher anhörte für den bescheidenen Jünger — einem jener Anderen, bei dem nachher mit Schrecken die Sache immer dunkler, unheimlicher, verworrener wird und das bekannte Mühlrad ... Nun also, den Grund davon kapiert unser Student noch nicht, oder wagt ihn sich nicht einzugestehen. Er hat alles, alles erfassen wollen, „was auf der Erden und in dem Himmel ist, die Wissenschaft und auch Natur“; da fühlt er nun dieses furchtbare Unbehagen, die Verzweiflung seiner Unzulänglichkeit — — Etwa von so her kam man nach Heidelberg zu Kuno Fischer. Dann war man wieder so ganz anders überrascht, verwirrt. Dann dachte man wieder: das ist alles? wirklich alles? grimmiger war's nicht? ist das aber — auch genug? fehlt nicht etwas? hungere ich jetzt nicht bloß auf andere Art?

Aber das war vorübergehend, und dann begriff man erlösend und erlöst die Weisheit, nahezu die Notwendigkeit dieser Art akademischer Lehre. Es ist einmal so: der Professor, der mehr als im guten Jahrgang ein halbes Dutzend Schüler haben will: der machen will, daß etwas mitgenommen wird, kann gar nicht schonungslos deutlich, gar nicht primitiv genug sein. Hier war ein Lehrer, dessen ganz bewußtes Tun man fast in allem mit Worten umschreiben könnte aus seinem von ihm erläuternd so wundervoll nachgestalteten Goethischen Faust. Hier war's,

Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen — —

Kuno — es sagte ja jedermann „Kuno“, ganz Heidelberg nannte ihn nicht anders — Kuno stand auf seinem Katheder, der im Winter so hell vom Licht bestrahlt sein mußte, wie sein Vortrag durchsichtig war. Er bewies, das erste wäre so; das zweite so, und darum auch das dritte so, man sah die dunkelste Sache auseinanderfallen, er hatte die Teile in der Hand, man blickte auf diese wohlstudierten Hände, während er die Teile wieder zusammenlegte und das vor unserem Begreifen lichtvoll wiedergewordene Ganze

Die Hofmalerei. Gemälde von Prof. Fr. Kallmorgen.

Digitized by Google

in die Höhe hob, wie der Priester im Sakrament die Hostie erhebt — — — dann aber war auch die akademische Dreiviertel-Stunde gerade zu Ende, die Glocke schrillte vom Flur, und während die bis ans Ende gesteigerte Atemlosigkeit der Hörer donnernd sich in das studentische Trampeln der sechshundert, achthundert Stiefelabsätze löste, glitt Kuno wie im Schwung davon —

Dieser Vortrag war von einer Eindrücklichkeit, die einzigartig ist. Wie lange ist alles das her, und ich weiß noch wie gestern von allem, wie er es erklärte, wie er es sagte, sehe ihn, höre seine Stimme, die scharfen, genauen Worte in ihrem Klange. Darum schrieb auch so gut wie niemand nach, nicht bloß nicht in der Vorlesung über Faust. Dies war einmal ein Kolleg, das viel zu schade war, es schwarz auf weiß nach Hause zu tragen, und bei dem das schlechthin auch nicht notwendig war. Eine Vorlesung Fischers habe ich zweimal belegt und gehört. Es erwies sich, daß das gar keinen Zweck hatte, als den erwünschten, ein paar „geschwänzte" Lücken ausgefüllt zu erhalten. Sonst wußte ich alles noch genau. Es war ja genau wieder dasselbe, bis in die Bewegung. Ich begriff nur damals zuerst, daß dieser höchst unmittelbare Redner, der zu uns sprach, so wie der Experimentator im Laboratorium seine Analyse zeigt und demonstriert, und der ohne jedes Heft oder Blättchen dastand: daß dieser „freieste" Redner seines bis ins letzte durchgeformten, gehämmerten und gefeilten Manuskriptes nicht entbehrte, daß diese Vorlesung mehr als gelernt, daß sie, was stärkeres ist, bis in den Blick und die Hände hinein wie eine Rolle studiert war. Hieß es doch auch, Fischer habe Unterricht bei einem bedeutenden Mimen gehabt. Es kommt nicht darauf an. Eher wäre interessant, wissen zu können, wie weit in dem schlesischen Predigersohn schon physiologisch die Bewußtheit von der Kunst des Vortrags und von dem Wert in ihm vererbt sein mochte.

Ich spreche nur von dem Redner Kuno Fischer, also in diesen momentanen, losen Erinnerungen weder von der Bedeutung des Philosophen für seine Wissenschaft noch über das durch ihn gezeigte Bild von ihr. Nun ist aber alles über den Redner bisher erst einleitend gesagt. Das erste war die absolute Klarheit, sie war die Vorbedingung. Er schliff seine Darlegung in die durchsichtige Einfachheit des Kristalls, gab ihr, aus der Stärke seines Verstandes und Zielbewußtseins, von der nicht zu ritzenden Härte des geschliffenen Diamants. Aber in den Flächen dieses Kristalls spiegelten und leuchteten wundervolle Bilder auf, Wendungen und Vergleiche, die man so wenig wieder vergaß, wie die begriffenen Konstruktionen, die er vor unseren Augen zerlegte und wieder zusammenschloß. Und auch im Lehrer spürten wir doch eindringlich genug, was freilich ganz erst in dem persönlichen und literarischen Fischer kund wurde: die vorbehaltene viel größere Fülle, und dann die lebendige poetische Disposition dieses Geistes, der seinen Reichtum so rechnerisch leicht vor uns zu ordnen schien.

Die Form war längst nicht alles, aber sie war sein Werkzeug als Lehrer und Mensch, war es von früh gewesen und hatte sich ihm bewährt. Sie war das Mittel seiner unvergleichlichen Erfolge als Lehrer, die Basis seiner persönlichen Stellung, und sie wurde ein wenig — nein, nicht wenig sein Steckenpferd. Bis in die äußere Erscheinung. Kuno posierte nicht auf den Professor. Er hatte eine persönliche, gewiß übertriebene, eine verletzende Angst vor dem normalen Professor seiner Fakultät, und schon gar vor dem Hineingerechnetwerden. Er ging auch nicht in die Fakultät; es hieß, es wäre geradezu ausgeschlossen, daß er zu einer Sitzung käme. Er ging auch nicht in das allgemeine Zimmer, wo die Professoren das akademische Viertel verbringen. Sondern bei aller Eifersucht und allem Eifern gegen ihn, aller akademisch-republikanischen Erbitterung, setzte er das Unerhörte durch, daß er seine eigene kleine Professorensakristei bekam.

Ehe er sie hatte, ging er, bis es klingelte, auf dem Ludwigsplatz an der Häuserseite gegenüber der Universität. Mit ihm ging Renaud, der Jurist. Ein schweizerischer Pastorensohn und ein glänzender, im feinen Sinne epikureischer Weltmann, wie Fischer, — feuriger, verlangender, zorniger als er; noch im Alter sprühte aus den Augen dieses Achilles (Achille war sein Vorname) der Sieger schlechthin, der unbekümmert als Professor noch den Degen zum Duell bereit gehabt hatte. Renauds Sprechweise war so stoßweise überlaut, daß es hieß, die Studenten ertrügen sie erst in der benachbarten Gastwirtschaft zum Deutschen Hause anstatt im Auditorium und schrieben von dort aus nach. — Dort am Ludwigsplatz gingen dann die beiden in so vielem verwandten, durch manches vereinigten Vornehmen der Hochschule — sie waren doch gewiß die einzigen nicht; nur an Ad. Hausrath sei gedacht, den sich auch lieber Isolierenden und hart in seinen gefürchteten Sarkasmus Gepanzerten, an Imm. Bekker, den innerlich wie äußerlich ganz Vornehmen, an Czerny, den Geologen Rosenbusch, und andere genug, von später Zugekommenen Erwin Rohde. So also gingen in sehr hörbarer Unterhaltung die beiden Verächter des kollegialen Sprechzimmers auf dem Trottoir an den Häusern auf und ab, und die anwohnenden Philister spitzten die Ohren. Was für Fischer der Mühe wert und erwünscht war, das flog durch Heidelberg auf den Zungen dieser freiwilligen Reporter, die also nicht erst mit Liebenswürdigkeit zur Fama gemacht wurden, wie sonst der tun muß, der in die gedruckte und ungedruckte Zeitung begehrt. „Ich bringe der Stadt Millionen ein, und der Gemeinderat dankt

mir nicht." Der Gemeinderat hatte wirklich nichts Böses gedacht, sogar vielleicht aus allzu großem Respekt nicht daran gedacht, und es ist alles nachgeholt worden. Durch Kuno Fischer bekamen die akademischen Exzellenzen in Heidelberg Luft, wie die Ehrenbürger auch — allerdings in reichlichem, in mehr denn einer Beziehung still gärendem Zeitabstande.

Die Form. Der Bart ist keine; Fischers quadratisch rundes Gesicht mit den ausgebildeten Sprechlippen, dem entschlossenen und ironischen Zuge, der von ihnen niederhing, war glatt rasiert. Noch als es überhaupt nicht mehr möglich war, trug Kunos dünnblond hinteres Haupt den, sagen wir Rittmeisterscheitel. Sein ständiger Friseur, bei dem auch viele Studenten saßen, gefiel sich denn auch nicht wenig in dem gemessenen Vertrauen des berühmtesten Mannes der Stadt. Denn Kuno Fischer war der Berühmte der Stadt; die Wirte, die Droschkenkutscher erzählten den Fremden von ihm, mancher reisende Amerikaner, der im Gasthof zum erstenmal im Leben von Kuno Fischer gehört hatte, drang zu ihm ein und frug den Entsatzten: what are your works? In Heidelberg war Kuno ‚Er'; die andern Genannten, bis auf den allertrefflichsten Czerny etwa, waren nur die Berühmten der Universität. — Auch im Anzug, der Kleidung, war Fischer der unbesinnliche und deshalb nicht in Frage zu stellende elegante Mann von Welt, der noch das zu tragen versteht, was ihm nicht steht. Allenfalls der leichte weiche Hut wahrte eine persönliche Note, eine leise Deutung ins Geistige, ins Akademische. Lud er den besuchenden Studenten aus dem Wohlwollen oder aus der Form eines besonderen Anlasses zum nächsten Sonntag ein, so entschied er mildernd: „Kommen Sie — —: im Bratenrock!" Ach leider — das á in diesem Braten, der Ton darin sollte hörbar gemacht werden können. Gar nicht schlesisch und gar nicht Pastorensohn; ein nicht wiederzugebendes Etwas aus allem, was er nie gewesen war, Hannoveraner, Offizier, Kommandeur und Korpsstudent.

Es war viel Äußerliches in allem, und schwer nur wäre zu sagen, wie weit es Bedürfnis geworden, wie weit es Absicht war. Der Mensch, ‚der beim Baron anfängt', hatte bei ihm Zutritt ohne sonst erschwerten Zugangschein. Fürsten, Prinzen — nun, dieses Kapitel ist so menschlich, daß man es nicht auf den Bevorzugteren totzureiten braucht. Im übrigen, Kuno Fischer war ein Mann, der, soweit er nicht gereizt worden war, gerecht war, nicht ohne entgegenkommende Güte, und sein Urteil über Menschen war dann sachlich und frei. Freilich die Reizbarkeit entsprach dem Grade, womit seine Selbsteinschätzung offen zutage lag, womit sie sehr wahrscheinlich schon wieder Zweck wurde: Mittel ihrer Selbstfortpflanzung und fortgebärenden Ausbreitung. Wen er von Jüngern in seinen Kreis ordnete, der mußte treu sein bis zum Verzicht auf alle anderen Götter. Gepeinigt an seiner Eitelkeit wurde er zwar nicht wenig; wie es Leute gibt, die ihren Schriften Beachtung verschaffen, indem sie einen großen fremden Namen, mit dem Inhalt lose verknüpft, auf den Titel setzen, so gab es solche, die das Aufsehen um jeden Preis dadurch bewirken wollten, daß sie sich öffentlich an Kuno Fischer rieben oder behaupteten, irgendein Satz von ihm, daß zwei mal zwei vier sei oder derlei, sei von ihnen plagiiert. — Wehe dem, der in Heidelberg ihm plump an den Wagen randete! Grob wurde er dann nicht, — es ist nicht richtig, von Grobheit bei ihm zu sprechen, Barschheit könnte richtiger sein. Lieber mag ein Beispiel zeigen, wie das war. Da wird ein neuer Professor nach Heidelberg berufen, bieder und jung genug, um endlich einmal eine Leuchte aufstecken zu müssen, wie viel denn an dem Kuno Fischer-Ruhme eigentlich Echtes sei. Vorläufig einmal auf einer studentischen Vereinskneipe wird's vollbracht, in der von Beifall ja stets umjubelten Rede des hochverehrten Gastes vom ‚Lehrkörper' der Universität. Kuno erfährt von dieser Attacke im geschlossenen Kreise, da ganz Altheidelberg sie sich als wichtigste Neuigkeit erzählt. Danach einmal in Gesellschaft treffen sich die zwei. Der Jüngere in den bekannten Schrittfiguren der Erwartung des Begrüßtwerdens, vielleicht schon mit etwas durch die ausbleibende Bekanntschaft veränderten Gefühlen. Aber Kuno beachtet ihn nicht. Er sieht, hört, vernimmt ihn gar nicht. Doch ja, dann bei Tisch; und mit dem Kopf hinüberweisend fragt er laut vernehmlich die Nachbarin: „Wer ist der Gymnasiast?" — So ward's erzählt und bejauchzt.

Alle Geschichten von Kuno sind hart. So, und so; auch die aktiven, die von ihm aus ins Ziel treffenden. Und alle wurden unerschütterlich erzählt. Viele wurden an die ‚Fliegenden Blätter' eingesandt, als auf „den" Professor stilisiert. Immer neue kamen hinzu, und die alten hielten sich unerschütterlich. Kuno Fischer hat ein glänzendes, durch die Beispiele köstlich zu lesendes Buch über den Witz geschrieben (1871); die Witze von ihm und die Anekdoten über ihn — nur die guten — könnten einen zweiten Band füllen. Der gute Witz hat ja überhaupt keinen so feinen Nährboden in Deutschland, als das Großherzogtum Baden.

Es war in Kuno Fischer noch vieles mehr studiert, als sein Vortrag. Aß man bei ihm, in eleganter, eingeladener Gesellschaft, so wandte er, nahe der Tür sitzend, sich sehr bemerkbar um und unterbrach die Rede, sobald der neue Gang hereingetragen wurde. Der Hausherr sah sich um, was es gäbe. Man fühlte dann vielleicht deutlicher, wie auf alle Fälle gut, aber doch auch, wie — wohlüberlegt bei ihm gespeist wurde. Dieses Umdrehen war ihm wichtiger, als das Gefühl

der Gäste, daß es der Mühe wert gewesen wäre, an ihre Bewirtung einen Gedanken zu wenden. — Er konnte sich mit einem Globus, einem Erdball photographieren lassen. Er wurde überhaupt älter. Aber doch sehr spät, in vielem Wichtigen erstaunlich spät. Eine zweite Ehe mit einer aristokratischen und feinen Dänin, einer feinanmutigen Dame mit weißen Haaren, hat viel Anmut und innere Jugend noch in sein spätes Leben gegeben; ihr Tod brach den Achtzigjährigen zusammen. — Nicht umsonst hatte seine erste ästhetische Schrift (1849) den Titel „Diotima" getragen. Es ist immer auch viel — vielleicht läßt sich's am kürzesten sagen: viel Paul Heysesches im Leben und in der Seele des kritizistischen Denkers, des kühlen, bewußten, die letzten Schwierigkeiten lieber wegräumenden als erörternden akademischen Philosophen gewesen.

Nicht nur sein Exzellenztitel, die äußere Bekrönung des Werkes der Form aus seiner Persönlichkeit, auch seine Klugheit, sein Erfolg überhaupt sind ihm viel verdacht und übelgenommen worden. Dabei braucht hier das negative Verhältnis der meisten Heidelberger ‚Kollegen' zu seiner wohlgehütet umgrenzten Stellung nicht aufgerührt zu werden. In ihm war ja manches nicht groß, aber auf der anderen Seite war es oft auch und erst recht klein. — Es ist lange her, daß David Strauß eine Frist in Heidelberg lebte, daß er und der soeben wegen seines ‚Pantheismus' von der auch in Baden ängstlichen Reaktionszeit nach 1848 gemaßregelte Privatdozent K. Fischer sich nahe traten. Strauß, so sehr wie Fischer Verstandesmensch und literarischer Künstler der Form, war als Mensch verbittert, scheu, umgangslos, hatte den ‚bösen Blick'. Der Verkehr mit Fischer gab dem heimlich um so bedürftigeren Einsamen sehr viel. Da klingt es denn herbe und hart, unmittelbar anzüglich, was er dem jüngeren Freunde zurief, als dessen aufgelaufenes Fahrzeug so bald wieder Wind in die Segel bekam:

„... mit Entzücken
Erblickst du sie geschwellt und voll.
Zieh du mit aller Götter Gunst
Vom Fluß zum Strom, vom Strom zum Meere;
Erwirb dir Gut, erwirb dir Ehre
Und Ruhm der deutschen Steuerkunst!"

Und andere haben ähnliches sehr viel gröber gesagt.

Es bliebe doch großes Unrecht, die Hauptsache vom äußeren Lebenserfolg dieses früh zum vornehm-eleganten Weltsinn entpuppten Predigersohnes und Hauslehrers als Bemühung, als noch so feinen, anständigen Bedacht zu interpretieren. Nicht nur die Anfänge entsprechen dem nicht, es bleiben Lücken und Widersprüche genug. Er war kühl, wählerisch, gewiß: sehr klug, aber nicht kalt, nicht einmal vorsichtig, in mancherlei war auch seine Eitelkeit naiv. Nur das z. B., wie er bei der Begegnung auf der Straße mit Bunsen, dem Heidelberger Entdecker der Spektralanalyse und seinen alten Schalk, diesem klagt, in echter Kunoscher Pointiertheit: „Ich werde in einer Gaube sterben!" (Gaube ist dasselbe, wie auf norddeutsch Mansarde.) — Bunsen: „Hmm ..." — „Also: Fischer hat auf einen sehr malerischen Reiseartikel von Paul Lindau hin gewisse nordamerikanische Eisenbahnpapiere gekauft, und diese ... Ja, ich hab' es getan; alle klugen Leute haben es getan!" — Bunsen: „Soooh?" — „Ja!! Helmholtz hat es auch getan!" — „Helmholtz??" — „Ja, hat es auch getan!" — „Sagen Sie, wissen Sie das ganz genau?" — „Jawohl!" — „Das hätt' ich — von Helmholtz nicht gedacht!"

Zu einem Harakiri, wie es Fischer 1886 mit seiner niemals wieder vergessenen Festrede zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Hochschule gegen sich und seinen Nimbus beging, verführt nur Redlichkeit. Sie war keine Rache, wie die Kleinen sagten, daß man ihn nicht zum Universitätsrektor des Festjahres gewählt, sondern ihn nur, was unvermeidlich war, zum Redner bestimmt hatte: diese endlose, in ihrer Abwicklung ganz und gar nicht abzusehende, überbreit historisch angelegte Festrede in der Heiliggeistkirche, bei der der Deutsche Kronprinz nach ein paar Stunden zu den studentischen Chargierten sagte: „Setzen Sie sich doch! Das kann ja kein Mensch aushalten!" und bei der an den von innen geschlossenen Türen der Kirche die Pedelle den Flüchtenden sagten: „Wonn ich Ihne naus lass', wolle se alle naus!" Der Maßstab, womit dieses an geistigem Erinnerungsinhalt beispiellose Fest vor all seinen Miterlebenden stand, verwirrte auch seinen Redner, als er die Räume und das darin zu Bewältigende ausmaß. Der Monumentalität, womit allgemein die Empfindung das Fest vorausgenommen hatte, hielt dann im Drang der übergefüllten Tage doch die Spannkraft der Einzelnen nicht stand. Zudem, das Historische — er hatte sich daran gemacht, wie ein Archivhistoriker — lag dem Philosophen diametral; solche tiefinnerlichen Gewöhnungen dreht auch der Geist nicht spielend um. Viel Kummer, und viel Spott bei den anderen wurde nie wieder still, daß sich der Unangreifbare, Allzuberühmte derart hatte verhauen können. Aber doch auch die deutlich gemeinte Linderung blieb nach, womit das edelmeinende Großherzogspaar von Baden Fischer am selben Tage und immer wieder bis an die jüngste Zeit über diese gar zu längliche und gar nicht amüsante Festrede getröstet hat.

Seit 1904 war Kuno Fischer schon nicht unter den Lebenden. Traurig hinsiechend, nicht mehr er selber, lag er daheim. Der Alb durch ihn, den die Kollegen auf ihren Vorlesungen zu spüren glaubten — wenigstens die so wie der dachten, der 1904 im Briefe schrieb: „Jetzt werden endlich auch wir lehren können!" — ist weggehoben. Aber an Fischers

Stelle treten wird man nicht. Es gibt zwar an fast jeder Hochschule den Lehrer, zu welchem ‚man' geht, die Wissenden, weshalb, und die anderen, die Konventionellen. Aber der Typus Kuno Fischer ist zu Ende. Er war nichts weniger als der Typus des Professors — der ‚typische' hat ja auch nie diesen Erfolg, kann ihn gar nicht haben, er hat nur die künftigen Examinanden. Aber es war auch nicht der feinere Kommerzienrat seines Faches, der seither entstanden ist, auch nicht der Mann der Koterien und Mächeleien. Es war am letzten der Dandy, der schon gar nichts glaubt, der aber weiß, wie es auf die anderen wirkt und was man derzeit trägt. Kuno Fischer war, wenn man nach oben sieht, kein Treitschke, kein Fichte, kein Luther. Das Wort pectus facit disertum gilt nicht von ihm. Mens, nicht pectus, eloquens, nicht disertus. Aber eine Persönlichkeit, auch wenn man nur von dem Lehrer spricht und dabei selbstverständlich an den Menschen denkt, war er doch. Er war es vielgebend und auf seine Art erfreuend, haushälterisch im Reichtum, klar in sich und für andere, selbstgeworden und unabhängig in jedem notwendigen Sinn, ohne Unadliges, und scharfkantig und mutig genug.

Träumerei.

Treulich in tiefer Einsamkeit
Liegt ein Städtchen aus alter Zeit;
So verlassen, so eng und klein,
Ginge in eine Schachtel hinein.
Häuser, die sich vornüber neigen,
Als wollten sie Dir Respekt erzeigen,
Über die Fenster mit Efeu belaubt,
Dächer bemoost und die Schwellen bestaubt.
Spitzig die Giebel, winklig die Gassen,
Grasig und holprig, still und verlassen,
Nur, wo am Markte die Linden stehn,
Kann man zwei alte Weiber sehn.
Wie um den Kirchturm die Dohlen krächzen!
Wie ihm im Winde die Fugen ächzen!
Doch da oben der Wetterhahn
Tut, als ginge das ihn nichts an.
Aber das Rat- und Spritzenhaus
Schaut mir am allerverschlafensten aus.
Geb Euch Gott, ihr geliebten Leut',
Daß es Euch immer so geht, wie heut!
Wüßtet Ihr Euer geheimes Glück!
Wie seid Ihr doch in der Kultur zurück.

F. Lüttmann.

Digitized by Google

Der Unglücksfenn.

Eine Geschichte von Ernst Zahn.

Fürchtest Du Dich nicht?“ raunte das Seppeli dem Peti zu.

„Nein,“ sagte der Fünfzehnjährige, blickte aber über die Achsel zurück nach der Sennhütte und hatte ein Unbehagen im nicht allzusauberen Sommersprossengesicht.

Die Alp Withaid lag im Sommerabendlicht. Oder war es kein Licht? Die Sonne war niedergegangen, auch ihr Widerschein an den Spitzen der Berge erloschen, nur hinter dem Hochalpstock, hinter dem sie hinabgesunken war, trug der ruhige Himmel noch eine weiße, helle Spur ihrer Bahn. Aber die Alp Withaid lag in seltsamer Beleuchtung. Sie selbst, weithin von einem Felsgebiet zum andern sich dehnend, wie eine wundervolle, weltabgeschiedene Insel in einem Meer von Steinen, zeigte ein tiefdunkles Grün. Die Steine und Felsen, die sie säumten, waren grau wie sonst, aber es lag ein Schimmer, eine kaum merkbare Spur von Rot darüber, das ihre Furchen schärfer riß und jede ihrer rauhen Kanten in klarer, harter Zeichnung zeigte. Der Himmel hing tief auf die Berge nieder. Er erschien straff von einem Gipfel zum andern gespannt und leuchtete in einem grellen, dunkeln Blau. Große, weiße, geballte Wolken standen wie festgenagelt darin. Keine Bewegung war an ihnen. Ihre Schatten lagen auf der Alp. Kein Hauch eines Windes trug Leben in die Landschaft.

„Du wirst sehen, es kommt etwas an das Vieh,“ sagte der Peti zu dem neben ihm stehenden Mädchen.

Das letztere hob sich auf die nackten Zehen und spähte über den Alpboden. „Er ist noch immer bei den beiden Welschen,“ sagte es in heimlichem Tone.

Rings auf dem Alpgrund zerstreut lag und stand das Rindvieh, eine kleine graue oder dunkle Rasse. Selten fand sich ein weißes odes gflecktes Tier dazwischen. Am äußersten Ende der Alp nur, die zwei Kühe, um die ein Mann sich zu schaffen machte, waren größer und ganz hell. Die meisten Tiere lagerten in der Nähe der Sennhütte. Diese befand sich in einer Mulde an einem mächtigen moosbewachsenen Steinblock. Der Granit, aus dem ihre Mauern aufgeschichtet waren, schien heller als das Gestein der Felsen; es waren noch nicht so viele Jahre über jenen gegangen wie über diese. Die Hütte stand geduckt da und trug ein schwarzes, mit Steinen beschwertes Dach. Eine große Stille lastete über Hütte und Alp. Die Kühe fraßen nicht. Da und dort lag eine wiederkauend im Gras. Viele standen reglos aufrecht wie Steinbilder. Zwei junge, starke Knechte waren zwischen ihnen geschäftig, aber sie sprachen nicht miteinander. Jeder tat seine Arbeit. Einige Male schauten auch sie nach dem Vorsenn aus, der bei den zwei welschen Kühen weilte.

„Jetzt will ich wissen, was er macht,“ sagte Peti, der Bub, zu seiner Gefährtin. Er knallte mit der grobstieligen Peitsche, die er in der Hand hielt, und schlenderte, als ob sein Hüteramt das erforderte, über den Alpgrund hin. Das Seppeli folgte ihm. Der Schritt ihrer nackten Füße blieb unhörbar. Ihre zerlumpten Kleider und das ungepflegte Haar, das blond und rauh in ihre braunen Gesichter hing, gaben ihnen etwas Verwildertes. Aber ihre großen Augen, die jetzt in mit Furcht vermengter Neugier in die Ferne blickten, waren schön und hell. Ein weißes Schaf strich blökend hinter ihnen her, das einzige, das die Herde enthielt. Das Blöken klang ängstlich in die große Stille. Die Kühe, an denen die drei vorüberstrichen, drehten die Augen nach ihnen, aber keine bewegte sich von der Stelle. Kaum daß sie vorüber waren, standen oder lagen sie wieder mit dumpfen, hängenden Köpfen.

Digitized by Google

Als die Kinder sich allmählich dem Alpende näherten, wurden ihre Schritte zögernder. Bald hielten sie an, bald taten sie, als ob sie sich wieder zu entfernen gedächten. Zuweilen reckten sie die Hälse nach dem Vorsenn und den zwei Welschen.

„Schaut er herüber?“ fragte der Peti das Mädchen, während er selber mit zu Boden gesenktem Blick dastand.

Das Seppeli schielte nach dem langen schwarzhaarigen Senn. „Nein,“ antwortete es dem Knaben.

Dann strichen sie einer nahen Grashalde zu und beobachteten von dort, was der Mann den Kühen tat. Er ging barfuß wie die Kinder, hatte eine durch einen Gurt festgehaltene Hose an und ein rauhes, farbiges Hemd, das am Halse durch eine Schnur zusammengehalten wurde. Die Hemdärmel waren bis weit über die Ellbogen zurückgelegt. Knochige, erdfarbene, haarige Arme sahen daraus hervor. Knochig und hager war der ganze fünfzigjährige Mensch. Der Rücken war ein wenig hoch, so daß der schwarze Kopf beim Gehen vorgeneigt blieb. Das kantige Gesicht war schlecht rasiert bis auf zwei dünne schwarze Bartstreifen, die von beiden Schläfen bis unter die Ohren liefen. Schmale schwarze Brauen standen gerade wie ein einziger Kohlenstrich unter der hohen, schon kahlen Stirn. Nur eine ganz kleine Lücke lag an der Nasenwurzel zwischen ihnen. Von weitem sahen sie wie zusammengewachsen aus. Urs Emmenegger, der Vorsenn, ging zwischen den nahe beieinander stehenden Kühen hin und her. Jetzt fuhr er mit der harten Hand langsam und tastend über der einen Rücken. Jetzt untersuchte er scharf, mit tupfenden Fingern die Haut und jetzt trat er plötzlich vor das eine Tier, riß ihm das Maul auf, ohne das sich Sträubende zurückweichen zu lassen, und sah lange auf die Zähne und in den Schlund. Endlich ließ er es des Suchens genug sein; aber als er sich aufrichtete, muhten die beiden Kühe dumpf, strichen ihm steifbeinig nach und stießen ihn mit den Mäulern an, als ob sie ihm etwas zu klagen hätten. Er legte die Arme über beider starken Hals und kraute sie am Ohr. Da blinzelten sie und sahen dann an ihm empor, und es lag in ihren runden, großen Augen eine fast menschliche Angst und Traurigkeit. Urs Emmenegger hob den Kopf, blickte über die Alp hin und stieß ein paar Worte durch die Zähne. Vielleicht war es ein Fluch, vielleicht ein „Maria, Mutter Gottes“.

Dann erblickte er die Kinder. Sein Gesicht, in dem ein Ausdruck von Hilflosigkeit gestanden, nahm plötzlich den Ernst und die Verschlossenheit wieder an, die ihm sonst eigen und die schuld waren, daß Hüterbub und Knechte mit einer Art Scheu auf ihn schauten.

„Treibt das Vieh an die Hütte,“ rief er den Kindern zu.

Der Peti knallte mit der Peitsche und wollte mit den zwei Welschkühen den Anfang machen, allein der Senn wehrte ab. Dann jagte er selber die Tiere noch weiter ans Ende der Alp, dicht unter die Felsen, holte Stricke und pflöckte sie an.

* * *

Nun war es Nacht. Noch immer dauerte die große Stille an, die dem Tage eigen gewesen. Noch immer war die Farbe des Himmels ein hartes Blau, aber die Nacht dämpfte es, und die regungslosen weißen Wolkenballen standen gespenstisch in dem dunklen Grunde. Langsam kamen Sterne. Ihr Licht hatte etwas Hilfloses. Sie waren wie arme Ertrinkende, die im nächsten Augenblick versinken können; denn die Wolken glichen mächtigen Wogen, die über den Sternen zusammen zu schlagen drohten.

Das Vieh war um die graue Hütte versammelt, eine dicht gedrängte dunkle Masse. Die Sennen saßen in der Hütte bei der Abendmahlzeit. Ein rotes Feuer brannte auf dem Steinherd unter dem schweren, in Stricken an der Decke hängenden Milchkessel. Die Hütte war voll Rauch. Die drei Männer hockten neben dem Herde auf dem harten Heulager, wo sie nachts sich zum Schlaf streckten. Nur die zwei Kinder saßen beisammen auf einem großen Stein, löffelten mit Holzlöffeln die Milch aus einem gemeinsamen Napf und schielten nach Urs, dem Vorsenn. Der hatte eine ungefüge Brille auf und las in einem zerfetzten alten Buche.

„Von den Arzneien, den Tieren zu geben", hieß des letztern altmodisch-umständlicher Titel.

„Es hilft nichts," sagte Urs Emmenegger in Gedanken zu sich selber und legte das Buch ins Heu.

„Ich will sterben, wenn nicht der Greis an das Vieh kommt," ließ sich jetzt der ältere der beiden Knechte vernehmen, ein kleiner, blondhaariger Bursche mit einem jungen, schönen, rotblonden Bart und offenen Augen. Er hielt ein Messer in der Hand und schnitzte sich Brot und Stücke eines harten Käses zurecht, während er sprach.

Urs wandte sich mit einem Ruck ihm zu. Blitzähnlich fuhr ihm ein wilder Zorn aus den Augen. Was wagte der zu sagen, der da! Dann verging die Wallung. Auch er langte sich aus der Tasche ein ungefüges Messer und sägte von dem größern Käsestück, das im Heu vor ihnen lag, einen Brocken ab. „Du mußt nachher ins Dorf hinunter, Anton," sagte er mit einer heiseren, tiefen Stimme zu dem zweiten Knecht.

Der hatte mit kleinen, lauernden Augen dagesessen. Er war ein geschmeidiger, schlanker Mensch mit einem blassen Gesicht. „Heute nacht noch! Der Teufel soll's holen," murrte er.

In diesem Augenblick klang ganz nah an der Hütte das Brüllen einer Kuh. Es war aber nicht der gewohnte dumpfe, ruhige Ton, sondern klang wie ein Schrei, den ein Tier im Schmerz ausstößt. Urs erhob sich. Sein verschlossenes Gesicht war gelb. Seine schweren Hände zitterten leise, als er sich von der Heupritsche schwang. „Daß Du nachher gehst," wendete er sich noch einmal zu Anton, dem Knecht. „Sage ihnen, daß der Greis am Vieh sei, von den zwei Welschen her. Sie sollen wissen lassen, was ich tun soll."

„Ihr hättet mich auch am Nachmittag schicken können," trotzte der Knecht.

Urs Emmenegger stand schon unter der Tür. Er drehte sich um. Es sah aus, als ob sein Gesicht heiß werden wollte. Dann senkte er den schwarzen Kopf und ging hinaus.

Als er verschwunden war, kam Eifer in die Zurückgebliebenen. Die Kinder drängten sich in die Nähe der kauenden Knechte.

„Beim Eid hätte er mich am Nachmittag schicken können," beharrte Anton verdrossen auf seinen vorigen Worten.

„Vielleicht hat er noch immer nicht daran geglaubt," wendete Johann, sein Gefährte, ein.

„Bah, der!" schimpfte der andere. „Wo der gewesen ist, ist noch immer etwas an das Vieh gekommen."

Nun war der Augenblick der Kinder. Das Feuer zündete ihnen in die braunen Gesichter. Beider Augen waren groß und voll Schrecken.

„Sie sagen, er bringt Unglück, wohin er kommt," raunte das Seppeli.

Der Peti wollte dem schimpfenden Knecht schön tun und sagte: „Sie haben den Nager, den Alpherrn, alle gewarnt, daß er ihn nicht nehmen soll."

„Habe ich's nicht gesagt?" gab Anton zurück. „Das ist eine alte Sache. Überall ist er verschrien, daß er nichts zuwege bringt."

„Das ist falsch," widersprach Johann ruhig. „Der Senn versteht seine Sache. Willst Du ihm abstreiten, daß er mit dem Vieh umzugehen weiß?"

Anton zuckte die Achsel, aber zu antworten wußte er nicht.

Der andere fuhr fort: „Der Nager hat nicht wenig gerühmt, als ich das letztemal mit der Butter zu Tal gefahren bin. Die Ware sei noch keinen Sommer so schön gewesen. Und ich muß es selber sagen, daß nicht schnell einer auf Ordnung sieht wie der Emmenegger."

Anton schwieg noch immer. Auch die Kinder schauten anders darein. „Die Kühe gehen ihm nicht von der Ferse," rühmte kleinlaut der Peti.

„Dennoch hätte der Alpherr ihn nicht nehmen sollen," wendete Anton endlich ein, sich zum Fortgehen rüstend.

„Er muß doch etwas an sich haben," flüsterte mit engem Atem das Seppeli.

„Irgendwie verhext sein," ergänzte der Bub in gleich leisem Ton.

Der ruhige Mensch, der Johann, stand auf, um hinauszugehen. „Es gibt Leute, denen einmal das Glück nicht will," sagte er nachdenklich.

Digitized by Google

In diesem Augenblick kam Urs Emmenegger zurück.

Anton stülpte seinen Filz auf das schwarze Haar, grüßte und entfernte sich.

Urs trat neben den Herd und langte ein langstieliges Beil hinter den Steinen hervor. Er sagte kein Wort. In seinem Gesicht stand eine leise Ängstlichkeit, aber er wollte die Verwirrung, in der er sich befand, nicht zeigen. Seine kahle Stirne leuchtete weiß. Als er mit dem Beil bewehrt wieder aus der Tür trat, folgte ihm der blonde Knecht, und die Kinder drückten sich den Männern nach. Eben brüllte wieder eines der Tiere, ganz in der Nähe.

„Es hat sie schon gepackt," sagte Johann leise zu Urs.

Sie standen einen Augenblick still nebeneinander, lauschend und die Blicke in die Nacht bohrend. Ihre Gesichter waren bleich. Die Kinder zitterten in einem heimlichen Schauder vor etwas Übernatürlichem, was über der Alp waltete. Dann hörten sie von fernher ein gurgelndes, entsetzliches Schreien, viel ärger und qualvoller als das Brüllen, das eben verstummt war.

„Ich kann nicht mehr zuhören," sagte Urs Emmeneger. Und nun schritt er mit dem Beil davon nach der Richtung hin, aus der das Wehgebrüll gekommen war. Dort standen die zuerst erkrankten welschen Kühe.

Die Nacht nahm die Gestalt des Sennen auf. Er verschwand lautlos im Dunkel. Sein brauner, nackter Fuß war im Gras nicht zu hören. Nach einer Weile verstummte auch das ferne Schmerzgebrüll der beiden Tiere.

⁂ ⁂ ⁂

Die Kinder lagen wach im Heu der Hütte.

„Hörst?" stammelte das Seppeli mit mühsamer Stimme.

„Ja, ja," gab Peti zurück, richtete sich von Zeit zu Zeit auf und suchte mit dem entsetzten Blick eine helle Stelle des Schlafraums. Dort stand die Tür offen und ließ die Nacht hereinschauen. Eine wilde Unruhe herrschte um die Hütte. Das Vieh schien jetzt rastlos umher zu streifen, und das Brüllen hatte kein Ende. Zuweilen wurde es von menschenhaftem Stöhnen unterbrochen. Dann wieder brach der fürchterliche Angstschrei aus dem dumpferen Muhen hervor. Nach einer Weile kam der Knecht Johann herein.

„Mach Feuer," gebot er rauh dem Knaben.

Sie entzündeten gemeinsam das Feuer auf dem Herde neu. Johann stellte eine Pfanne auf und kochte etwas. Er ging indessen ein paar mal hin und her. Zuletzt holte er das heiße Gebräu und entfernte sich wieder. Peti schlich ihm nach und stand schlotternd unter der Hüttentür. Er sah den Knecht zwischen den Tieren hantieren, und als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickte er auch die lange, hagere Gestalt des Vorsennen. Die beiden Männer packten mit festen Armen ein Tier ums andere aus der Herde, rissen ihm das Maul auf und schütteten ihm von der Brühe ein. Unablässig brach das Brüllen aus dem dunkeln Knäuel der Herde. Und jetzt sah der Peti — da — und — dort — zwei Kühe mit steifen Beinen am Boden liegen. Sie zuckten. Herrgott, die gingen schon zugrunde, die!

Er stob ins Hütteninnere zurück. „Das Unglück ist da! Die Kühe fallen schon!" schrie er dem Seppeli zu. Dann krochen sie wieder zähneklappernd ins Heu und horchten auf das Treiben und die Schmerzenslaute vor der Hütte.

Die beiden Männer mühten sich lange schweigend um die Herde. Als ihnen nichts mehr zu tun blieb, verweilte der Knecht bei den Tieren und harrte auf die Wirkung des Trankes. Aber sie stellte sich nicht ein. Zwanzig Kühe fielen in der Nacht.

Urs Emmenegger war hinweg gegangen. Johann schaute nach ihm aus und fand ihn lange nicht. Auf einmal sah er seine hagere, lange Gestalt am Saume der Alp neben einem Felsblock stehen. Von dort führte der Weg ins Tal. Von dort mußten die Alpgenossen kommen, die der Anton holte.

Urs Emmenegger wartete auf die Alpgenossen. Er lehnte sich an den Block, den Oberkörper weit auf den Stein gelegt, die braunen, dürren Arme aufgestützt. Der Himmel war hell über der

Digitized by Google

Eva. Skulptur von Ed. Zimmermann.
(In Unterberger Marmor.)

Digitized by Google

Stelle, wo er stand, und die Sterne, die in dieser ob ihm klaffenden Wolkenlichtung standen, warfen ein leises, gespenstisches Licht über den hageren Mann. Seine kahle Stirne schimmerte gelblich wie der Schädel eines Toten. In seinem eckigen Gesicht lagen seltsame Schatten, so daß er etwas Unheimliches hatte. Aber wer näher hinzu gesehen, hätte erkannt, daß des Sennen Züge ruhig und nachdenklich waren. Seine Augen blickten unter den finsteren Brauen ins Leere hinaus und waren trocken; vielleicht lag eine leise Ängstlichkeit darin. Die gleiche unbewußte Erregung und Ängstlichkeit verriet sich in einem Beben des knappen und strengen Mundes und einem Zittern der knochigen Hände, wenn letztere auf dem Stein sich bewegten.

Urs Emmenegger wußte, was die Alpherren ihm brachten, er glaubte es zu wissen, und das Zittern kam ihn nur an, wenn eine kleine Hoffnung in ihm erwachte, daß seine Ahnung falsch sein könnte. Der Senn war kein geistig stark begabter Mensch. Sein Ehrgeiz war nie weit gegangen, und seine Gedanken reichten nicht tief in die Zukunft. Aber er war ehrlich, und es verlangte ihn nach einem ungesorgten täglichen Brot. Er war nicht mehr jung, die Alp hatte ihm gefallen, und Nager, der Vorsteher der Alpgenossenschaft, war ein verständiger Mann, dem gut dienen war. Darum zitterte er nun heimlich und ohne es zu wissen. Seines Bleibens war hier — vielleicht — wieder nicht!

Jetzt schüttelte er den Kopf. Es war eigentümlich, wie das Unglück mit ihm ging! In Bünden drüben, im Wallis, im bernischen Oberland, wo er sich verdungen hatte, überall hatte irgendein Zufall während seiner Dienstzeit Unglück gebracht. Die Scheune auf Steinen im Bernischen war abgebrannt, von einem nächtenden Handwerksburschen angezündet, und seine Kühe hatten darin gestanden! In Bergün bei den Jooſti, denen er diente, hatte ihm die Lawine drei Stück seiner Herde begraben, als er sie zur Tränke führte. Zwei solche Unfälle genügten, um Leute abergläubisch zu machen. „Das ist der Senn, dem im Bernischen die Kühe verbrannt sind," hieß es, als er nach Bünden kam. Als er von den Jooſtis weg ging, weil sie ihm nahe legten, daß sie einen bessern hätten, ging ihm das Gerede vorauf: „Das ist der, der schon zweimal Unglück gehabt hat!" Seither rechneten ihm die Leute sein Mißgeschick nach. Eine Ziege erfiel ihm. „Natürlich," redeten sie, „der Unglückssenn war dabei!" An der nächsten Stelle entließ man ihn, weil eine Kuh leicht erkrankte, nur aus Furcht, daß sein Bleiben ihr den Tod brächte. Dann hatte er sich bald gewundert, daß ihn überhaupt noch jemand mochte. Aber Nager, der Alpherr, hatte ihm eine gewisse Sicherheit zurückgegeben. „Ich kümmere mich nicht um das Getratsch der Leute," hatte der aufrechte Mann gesagt, als er ihn einstellte. Jetzt — Urs richtete sich langsam auf — war das wohl anders geworden!

Nach einer Weile verließ der Vorsenn den Stein und kehrte zur Herde zurück. Die Tiere umdrängten ihn. Er wußte mit ihnen umzugehen, sie suchten gleichsam Schutz bei ihm. Wenn das dumpfe Brüllen von ihnen brach, biß er die Zähne zusammen. Die Seele tat ihm weh. Drei — vier Tiere fielen neben ihm. Da hob er den nackten Arm und fuhr sich mit der Rückfläche der Hand in die Augen. Jetzt dachte er kaum an sich. Nur um die Not der Kreatur drehte sich ihm das Herz im Leibe.

⁂ ⁂ ⁂

Der Morgen kam. Nun zogen die Wolken. Stolz und ruhig wie Schiffe, die mit schimmernden Segeln aus dem Hafen gleiten, lösten sie sich von ihren Ruheorten hoch über der Alp und schwammen nach Süden. Der Himmel wurde immer klarer. Die weißen Wolkensegler strichen über das Gebirge hin, das die Alp Withaid im Süden abschließt. Einige verschwanden, wiederum wie die Schiffe verschwinden am Horizont. Nachzügler kamen. Lautlos glitten sie hinaus, weithin. Schon sah man sie nicht mehr.

Die Alp glich einem Schlachtfeld. Zwanzig gefallene Kühe lagen steif mit aus dem Kopfe getriebenen, gebrochenen Augen im Gras. Einsam, ganz fern,

wo dies Gras in Felsgeröll überging, schimmerten die weißen Leichname der zwei Welschen. Ihre Stirnen waren blutig. Urs hatte sie mit der Axt erschlagen.

Urs Emmenegger trat vor die Alphütte hinaus. Johann, der Knecht, war mit Melken beschäftigt. Verloren und mit verweinten Augen strichen die zwei Kinder zwischen den gesunden Tieren umher. Drüben, wo in der Nacht Urs Emmenegger gestanden hatte, stiegen die Alpgenossen herauf. Es war eine Schar von etwa zwölf zumeist dunkel gekleideten Männern. Sie kamen, nach dem Unglück zu sehen, das ihr gemeinsames Besitztum bedrohte. Anton, der zweite Knecht, ging unter ihnen, und einzelne standen im Gespräch mit ihm und ließen sich nochmals erklären, wie die Seuche plötzlich sich gezeigt hatte. Nager, der Vorsteher, schritt unter den Vordersten. Er war ein mittelgroßer, breitschultriger Mann von bedächtigem Wesen und guten Umgangsformen, die ihn zwischen Bauer und Städter stellten. Er ließ die Blicke der scharfen, grauen Augen nach links und rechts gehen und hob manchmal nachdenklich die Hand zum bartlosen, breiten Kinn. Bei der ersten toten Kuh blieb er mit einigen Begleitern lange stehen, untersuchte und besprach sich mit den andern. Da kam Urs Emmenegger, die nackten Füße in Holzsandalen gesteckt, herüber. Er grüßte ruhig: „Guten Tag, Ihr Herren", aber immer noch hatte er das unmerkliche Zittern in den Händen und an den Lippen.

„Guten Tag, Senn," gab Nager zurück.

Er war der einzige, der den Gruß erwiderte. Die übrigen betrachteten den Vorsenn zum Teil mit zornigen, manche mit scheuen Blicken; andere wieder taten, als sähen sie ihn nicht.

„Die Welschen haben es eingeschleppt," sagte Urs zu Nager. „Sie haben mir von Anfang an nicht gefallen."

„Was meint Ihr? Wird es vorbei sein?" fragte jener entgegen.

„Zwei — dreien traue ich nicht," antwortete Emmenegger, „den andern tut es nichts."

Seine Bemerkungen zeigten, wie er seiner Sache sicher war. Die Bauern hätten daraus ersehen können, wie er sein Amt verstand. Die letztern hatten sich während des kurzen Gesprächs alle um die Stelle versammelt. Nun brach ein noch junger Mensch plötzlich mit zornrotem Gesicht los. „Schieb's auf die Welschen, Du Fluch! Man weiß schon, wem wir das Unglück zu danken haben!"

Urs Emmenegger wurde bleich. Seine trockenen Augen schauten scheu umher, die starken Brauen waren hochgezogen. „Ich kann bei Gott nichts dafür," sagte er. Die Haltung des langen, starken und rauhen Mannes hatte etwas Rührendes in ihrer augenblicklichen Hilflosigkeit. Aber die Bauern merkten nicht oder wollten nicht merken, daß er von einem oder dem andern ein Wort des Beistands, der Zustimmung erwartete. Der Junge mit dem wilden Zorn schimpfte immer unflätiger. Einzelne halfen ihm, andere blickten fast furchtsam auf den Menschen, mit dem immer das Unglück war. Zwei, die arm waren und die das Unglück am härtesten traf, standen beiseite und wechselten manchmal ein kurzes, herbes Wort der Klage. Alle aber wendeten das Gesicht ab, wenn der Blick Emmeneggers sie traf. Selbst Nager stand schweigend und mit gesenktem Kopf beiseite.

Da drehte sich der Vorsenn um und schritt stumm zur Hütte zurück. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, und die Hand war schweißnaß, als er sie sinken ließ.

* * *

Nager, der Alpherr, suchte Urs Emmenegger in der Hütte. Er rief ihn heraus und ging ein paar Schritte mit ihm abseits.

„Ja, Senn," sagte er mit einem warmen Bedauern im Ton. „Ich kann nichts machen. Die andern wollen nicht Verstand annehmen — Ihr —"

Er wußte nicht recht, wie er fortfahren sollte. Die ihm zugefallene Aufgabe war dem ehrlichen und vernünftigen Manne nicht leicht.

„Ich weiß schon, ich soll gehen," sagte Emmenegger.

Nager griff in die Tasche.

Digitized by Google

„Ich zahle Euch den Lohn bis Ende," bemerkte er eifrig. „Ihr ſollt nicht zu Schaden kommen. Das will ich ſchon verfechten bei den andern." Dann begann er ſogleich das Geld aus ſeinem Beutel heraus zu zählen.

Urs Emmenegger empfing die Batzen in ſeiner lederigen, breiten Hand. Sie zitterte immer noch. Sonſt aber erſchien er ganz ruhig. Er ſteckte das Geld ein und dankte.

Nagers Geſicht wurde noch verlegener. „Geht Ihr jetzt talzu?" fragte er, als der andere ſich langſam umwendete und ſinnend über die Alp hinſah.

Emmenegger blickte nach der Stelle, wo noch immer die beiden toten weißen Kühe lagen, „Ich will ins Welſche hinüber," ſagte er ganz in Gedanken.

„So kommt Ihr bei uns vorbei," meinte Nager gutmütig. „Wenn Ihr die Nacht bei uns bleiben wollt, ſeid Ihr willkommen."

„Ich gehe nicht unten herum, ich will dort hinüber," antwortete Urs und wies nach dem ſüdlichen Alpausgang, wo ein ſchmaler, kaum ſichtbarer Pfad ins Geröll ſtieg. Es war ein kaum mehr begangener, unwegſamer Pfad, der ins Welſche führte.

„Über die Wildfanglücke?" fragte Nager raſch und fügte hinzu: „Dummheiten! Daß Ihr noch erfallt."

Der Senn wehrte unwirſch ab. „Ich erfalle nicht, habe ſchon mehr ſolche Wege gemacht."

Und plötzlich fiel es dem Alpherrn ein, daß jener den Spott und das Schimpfen der Talleute vermeiden wollte. Er widerſprach nicht mehr.

„Ja — ade," ſagte Urs Emmenegger auf einmal. Er hob zögernd die Hand, ungewiß ob der andere ihm den Gruß abnehme.

„Ade," grüßte Nager entgegen und ſchüttelte die ihm zaghaft gebotene Hand herzlich. „Es iſt vielleicht beſſer für Euch," ſchloß er, „wenn Ihr einmal in eine ganz andere Gegend kommt."

„Ja," ſtimmte der Senn zerſtreut bei. Dann wendete er ſich der Hütte zu. —

Nach einer geraumen Weile trat er wieder heraus. Er hatte ſeine guten Kleider angelegt, ſchwere, geſchnürte Schuhe an den Füßen, einen ſchon zertragenen braunen Filz auf dem Kopf. In einem grauen Handkoffer trug er ſeine wenigen Habſeligkeiten bei ſich. Er zog einen derben Stock durch die Ledergriffe des Koffers, ſchulterte ihn und machte ſich auf ſeinen Weg.

Die Alpgenoſſen waren auf der weiten Matte zerſtreut geſchäftig. Eine Grube wurde gegraben, in welcher die der Seuche erlegenen Tiere verſcharrt werden ſollten. Einzelne nahmen ſich der noch kranken Kühe an, wieder andere kümmerten ſich um die geſunden. Die Knechte gingen ihnen an die Hand.

Urs Emmenegger kam unbemerkt von dannen. Erſt als er ſchon ein weites Stück über den grünen Boden geſchritten war, bemerkte der dort in der Nähe arbeitende blonde Knecht Johann den ſich Entfernenden. Er rief ihn an, kam herüber und gab Urs die Hand. „Mit Glück!" ſagte er, um das verlegen, was er dem andern auf den Weg geben ſollte. In ſeinem hellen Geſicht ſtand eine aufrichtige Zuneigung für den älteren Mann.

Der Senn dankte. Er errötete dabei, als ſchämte er ſich vor dem Jüngern, daß er entlaſſen war. Mit unbeholfener Eile kürzte er den Abſchied ab und ſetzte ſeine Wanderung fort. Jetzt erblickten ihn die Kinder, die ihres Hüteramtes pflegten, und riefen den ihnen zunächſt ſtehenden Bauern zu: „Der Vorſenn! Dort geht er davon."

Eine Bewegung ging durch die Schar der Alpgenoſſen. Einer nach dem andern ſah auf. Unwillkürlich folgten auf einmal viele Blicke dem Davongehenden. Einige höhnten, der junge Rote ſchimpfte noch.

Es ging gegen Mittag. Die Sonne ſtand ſenkrecht über der Alp. Keine Wolke war mehr ſichtbar. Die Berge hoben ſich ſcharf und klar vom Himmel ab und waren hoch, ſchön und ſtill. Ihre Felſen zeigten die Riſſe und die harten, ragenden Spitzen, ihre Firne ſtrahlten in einem Glanz, den das Auge nicht ertrug. Urs Emmenegger hatte den Hut vom Kopf genommen und trug ihn in der Hand. So ſahen die Alpgenoſſen die helle Sonne auf ſeiner kahlen Stirne

Digitized by Google

liegen. Mit gleichmäßiger Schwerfälligkeit schritt er vorwärts, die lange Gestalt etwas vornüber gebogen. Jetzt wurde sie für die Nachblickenden kleiner und kleiner. Jetzt verschwand sie im Schatten der Felsen, und jetzt tauchte sie in der mit Geröll besäten Wildfanglücke plötzlich größer noch einmal auf. Einen Augenblick stand sie scharf umrissen wider den blauen Himmel, das dunkle Gewand, Stock, Koffer und eckiger Schädel. Dann verschwand sie zwischen den Steinen.

In diesem Augenblick sagte keiner der Alpler ein Wort. War der Zorn verraucht, tauchte dem und jenem blitzähnlich das Empfinden auf: ‚Du hast einem unrecht getan‘, — gleichviel, einen Augenblick lang war es ganz still über der Alp, als sei etwas Schweres oder Großes oder Feierliches geschehen.

* * *

Die Eigentümer der Alp Withaid hörten nichts mehr von Urs Emmenegger, auch nicht als sie gelegentlich im Welschen nach ihm fragten. Einige wollen deshalb haben, daß er auf dem Abstieg von der Wildfanglücke erfallen sei. Aber sie haben wohl unrecht; denn der Senn war weggewohnt, und vielleicht ging er weiter, als man dachte, seinem Namen aus dem Wege. Vor dem Namen bekreuzigten sich die von der Alp Withaid noch lange. Jesses, was der das Unglück an den Fersen gehabt hatte! Kein Mensch konnte so einen mehr einstellen, so — —

Geschichten von all dem, was den dem Emmenegger anvertrauten Herden geschehen sei, gingen von Mund zu Mund. Viele Jahre lang werden diese Geschichten noch lebendig sein. Eines Tages werden die Alten auf den Ofenbänken sie erzählen. Dann ist die Geschichte vom Unglücksenn zur Sage geworden.

Die Blumenschale.

Hier dieser Blumenschale schönes Rund
Hat eine liebe Hand dem Freudenlosen
Gar oft gefüllt mit überirdischen Rosen:
Wie schien das Leben ihm da süß und bunt!

Nun sehnt der Schale schöngewölbtes Rund
Sich nach der Weichheit rot und weißer Rosen,
Nach ihrer Blätter schmeichlerischem Kosen
Und ward darob gleich einem Dichtermund!

Denn wie ihr Rand, dieweil er Rosen träumt,
Nach Rosen duftet, die doch längst verblühten,
Weil ihn die liebe Hand zu Kränzen säumt:

So singt mein Mund in Dunkel, Not und Harm
Von Glück und Liebe, — die doch längst verglühten! —
Und meine Sehnsucht macht mein Lied erst warm!

Hugo Salus.

Digitized by Google

Goethes „Iphigenie" auf dem Theater.

Von

Eugen Zabel.

Die Tochter Agamemnons und Priesterin Dianens, auf deren Spuren man noch heute zu wandeln glaubt, wenn man am Südufer der Krim das St. Georgskloster erreicht hat und über die terrassenförmigen Anlagen zur Felsenbucht des Schwarzen Meeres hinabblickt, ist von Goethe zum Ausdruck der erhabensten Gedanken und reinsten Empfindungen, zum Idealbild hoher und harmonischer Weiblichkeit ausgestaltet worden. Wir atmen beständig in dieser Gefühlswelt, für die Euripides nur die ersten Umrisse gefunden hat, auch wenn wir uns dessen nicht bewußt sind, und zehren in unserer Sprache von der unerschöpflichen Fülle des Ausdrucks, deren sich der Dichter bedient, um den Sieg verfeinerten Geistes- und Gemütslebens über ungebändigte Naturleidenschaften zu feiern. Aber Iphigenie, die das „Land der Griechen mit der Seele" sucht, den schuldbeladenen Bruder entsühnt und mit ihm zur geliebten Heimat zurückkehrt, hat wie in der Literatur so auch auf der Bühne schwer kämpfen müssen, um sich die widerspruchslose Anerkennung und Bewunderung unserer Tage zu erringen. Als Goethe die dramatische Dichtung in ihrer letzten Fassung 1787 nach Weimar schickte, war der Eindruck, den sie hinterließ, auffallend matt. Daß der Dichter den Sturm und Drang seiner Jugend so schnell überwunden hatte und sich in der reinen Atmosphäre griechischer Würde und Hoheit ausleben wollte, kam den meisten unfaßlich vor. Die klassischen Philologen erblickten darin eine Mischung zweier nach ihrer Meinung unvereinbaren Stilarten. Wieland nannte das Werk ein „altgriechisches Stück", während Schiller es „erstaunlich ungriechisch und modern" fand. Daß es den modernen Gedanken der Humanität verkörperte, die den Kampf großer Leidenschaften versteht, verzeiht und verklärt und die aus Goethes eigenster Weltanschauung herausgewachsen war, fand zunächst einen nur schwachen Widerhall im Bewußtsein der Literaturfreunde.

War selbst der enge Kreis der Kunstkenner von dem Werk eher befremdet als begeistert, so konnte man von der Bühne, die für ein breites Publikum schafft, um so weniger erwarten, daß sie das Rätsel mit der Kunst der Menschendarstellung lösen werde. Zwar gelangte der erste Prosaentwurf bereits wenige Tage nach seiner Vollendung am Osterdienstag im Schloßtheater von Ettersburg den 6. April 1779 zur Aufführung, wobei die hoheitsvolle Erscheinung von Corona Schröter als Iphigenie neben Goethe als vollendetem Darsteller des Orest den tiefsten Eindruck machte. Aber das abgeschlossene, in Versen durchgeführte Drama brauchte volle dreizehn Jahre, bis die Wiener Hofbühne sich zuerst an eine Aufführung wagte, und es erlebte auch dann einen entschiedenen Mißerfolg. Für das Berliner Hoftheater hatte Kapellmeister Reichardt 1800 die Dichtung mit Chören versehen, aber Direktor Iffland verstand sich zu der amtlichen Erklärung, daß „keine Mittel für dies Stück vorhanden wären". Es währte dann noch fast drei Jahre, bis „Iphigenie auf Tauris" in dem neuerbauten Schauspielhause, das später durch Brand zerstört wurde, zur ersten Darstellung gelangte. Eine der begabtesten und beliebtesten Schauspielerinnen der preußischen Hauptstadt, Friederike Unzelmann, die mit erstaunlicher Vielseitigkeit fast den ganzen weiblichen Spielplan beherrschte und dabei auch als Sängerin in Mozarts Opern Triumphe feierte, gab die Iphigenie am 27. Dezember 1802 mit dem unmittelbar gewinnenden Reiz ihrer Künstlerschaft. Die übrige Darstellung war aber so mittelmäßig oder geradezu verfehlt, daß die Dichtung ihre Anziehungskraft auf die Zuschauer bald wieder einbüßte. Es bestand für die herrliche Schöpfung die ernstliche Gefahr, daß sie sich auf der Bühne innerhalb langer Zwischenpausen zu einem kalt glänzenden Prunkgerät verwandeln würde, das man von Fall zu Fall immer wieder, aber nur für wenige Wiederholungen, frisch aufputzen mußte. So geschah es im August 1810 nach dem Tode der Königin Luise und im Mai 1821 bei der Einweihung des neuen, von Schinkel erbauten Schauspielhauses in Berlin. Goethe hatte hierzu einen Prolog verfaßt, den Auguste Stich mit prachtvollem Schwung vortrug, während ein bevorzugter Schüler des Dichters aus dessen Weimarer Theaterzeit, Pius Alexander Wolff, der Verfasser des Schauspiels „Preciosa", den Orest und seine Frau Amalie, geb. Malcolmi, die Iphigenie gab. Erst der tiefgehende Eindruck, den das Werk bei dieser Gelegenheit hinterließ, veranlaßte Goethe, mit einer Auffüh-

rung auch auf der großherzoglichen Bühne in Weimar einen Versuch zu wagen. So zögernd und widerwillig stellte sich bei einer der größten Bühnendichtungen, welche die gesamte Weltliteratur aufzuweisen hat, der Erfolg ein, während in unserer Zeit die neuen Schöpfungen der Modedramatiker sofort nach ihrer Vollendung auf die Bretter gelangen und ihr Erfolg oft durch hundert Aufführungen an einer einzigen Bühne besiegelt wird.

Daß Goethes „Iphigenie" den sichersten Prüfstein für eine große dramatische Begabung bildet, daß sie die Vorzüge jeder Schauspielerin ebenso glänzend offenbart, wie sie jedes Stäubchen künstlerischer Unvollkommenheit rücksichtslos verrät, ist unseren Darstellerinnen erst seit kurzer Zeit zum Bewußtsein gekommen. Der Aufstieg zu dieser Höhe ist ein so schwieriger, daß die volle Lösung dieser Ausgabe nur nach jahrelangen Vorstudien gelingt, weil sie ein ebenso volles Maß künstlerischer wie menschlicher Reife voraussetzt. Dieselbe Frau Stich, die Goethes Prolog sprach, sehen wir als Auguste Crelinger auf dem Gipfel ihrer Kunst und ihres Ruhmes angelangt, nachdem ihr erster Mann bei einer unseligen Eifersuchtsszene von der Hand des Fürsten Blücher einen tödlich wirkenden Degenstoß empfangen und sie selbst die heftigste Erschütterung ihres Seelenlebens durchgemacht hatte. Aus dem Aufruhr aller menschlichen Leidenschaften und deren allmählicher Beruhigung entwickelten sich bei ihr jene tragischen Gestalten, denen sie so starkes Leben verlieh und zu denen auch Iphigenie zu rechnen ist. Gerade durch das sichere Gefühl für die Grenzen, die dem schönen Schein gezogen sind, durch das Vornehme ihres Spiels und das Durchgeistigte ihrer Rezitation wurde sie in ihrem Fach zu einer Meisterin, zu der alle Mitstrebenden als Muster und Vorbild emporstrebten. Karl Frenzel meint, daß denen, die sie im Mai 1862 im Opernhause zum letzten Mal das Parzenlied vortragen hörten, es unvergessen wie ein Schwanengesang im Ohr klinge.

Friederike Unzelmann.

Ein besonderes Verdienst hatte sich die Wiener Hofbühne um die Einbürgerung der Goetheschen „Iphigenie" im modernen Spielplan errungen. Zu einer Zeit, als der Geschmack des Publikums dort zum Platten und Philisterhaften herabgesunken war, gab merkwürdigerweise der erfolgreichste Vertreter dieser Weltanschauung, der Lustspieldichter und später erbitterte Gegner des Weimarer Dichterfürsten August von Kotzebue den ersten Anstoß zur Aufführung dieses Dramas in der Kaiserstadt an der Donau. Früher als auf allen anderen deutschen Bühnen schritt die Priesterin Dianens in der letzten Fassung, die der Dichtung zuteil wurde, über die Bretter des Wiener Burgtheaters, am 7. Januar 1800. Madame Elisabeth Roose, geb. Koch, eine damals sehr bewunderte Darstellerin jugendlich tragischer Rollen wie Ophelia und Jungfrau von Orleans, begeisterte sich im zweiten Jahr ihres Engagements für diese Rolle und spielte sie nach dem Urteil der Zeitgenossen mit feiner Durchgeistigung, sicherem Stilgefühl und eindringlichem Vortrag. Leider war die Gelegenheit zur Einführung eines solchen Werkes, das von den Zuschauern vor allem Ruhe und innere Sammlung verlangt, sehr unglücklich gewählt. An diesem Abend wurde nämlich zu Ehren des Palatins Erzherzog Joseph, der sich mit einer russischen Großfürstin vermählte, in dem Hause Freitheater veranstaltet. Man sah vor allem in der Loge das junge Paar an, drängte sich nach vorn zu den besseren Plätzen und machte einen solchen Lärm, daß von manchen Szenen nur ein Teil zu verstehen war. Frau Roose, die in ihrer äußeren Erscheinung eine Mischung von antikem und Empirekostüm zur Schau trug, konnte trotz ihrer großen Begabung das Publikum nur noch zweimal

Clara Ziegler.
Aufnahme von Hofphotograph B. Dittmar in München.

Digitized by Google

Fanny Janauschek.

für das herrliche Werk erwärmen. Als sie acht Jahre darauf am Kindbettfieber starb, fand sich für diese Rolle keine Nachfolgerin, und anderthalb Jahrzehnte lang blieb das Werk von den Bühnen Wiens verbannt.

Erst der Genius von Sophie Schröder brachte es dort wieder zu Ehren. In dieser Künstlerin, die aus der Schule des großen, mit ihr übrigens nicht verwandten Friedrich Ludwig Schröder in Hamburg hervorgegangen war und sich in reifen Jahren zur ersten deutschen Heldendarstellerin entwickelt hatte, lebte ein mächtiges tragisches Naturell in Verbindung mit einem edel durchgebildeten Geschmack. Sie war eine Meisterin des Vortrags, bei dem jedes Wort in seiner sinnschweren Bedeutung zur Geltung kam und die Sätze im kunstvollen Aufbau der Rede sich zur höchsten Wirkung steigerten. Erst nachdem sie zum drittenmal nach Wien gekommen war und ihren naiven und sentimentalen Rollen den Abschied gegeben hatte, reifte sie im tragischen und heroischen Fach zur vollen Bedeutung heran. Obwohl sie nach Laubes Versicherung von kleiner Figur und eher robust als ideal gebaut war, besaß sie doch in ihren Bewegungen etwas zugleich Imponierendes und Anmutendes; als Meisterin des Worts wirkte sie noch als achtundsiebzigjährige Greisin beim Schillerfest in München 1859 im „Lied von der Glocke“ mit. In Costenobles gehaltvollem Tagebuch „Aus dem Burgtheater“ finden wir unter dem 3. November 1819 die Notiz: „Iphigenie. Namenstag der Kaiserin. Sophie Schröder leistete Herrliches in der Titelrolle.“ Das Publikum war mittlerweile zum Verständnis der Dichtung ganz anders vorgebildet als zu Frau Rooses Zeiten. Es bedurfte nur starker und zugleich abgeklärter Persönlichkeiten, um dem Werk die Teilnahme des Publikums zu sichern. Bei der Totenfeier für Goethe, die im Wiener Burgtheater am 24. Mai 1832 stattfand und Teile von Goetheschen Dramen brachte, finden wir als Darstellerin der „Iphigenie“ ein neues tragisches Talent, Julie Gleich, die unter dem Namen Rettich der deutschen Theatergeschichte angehört. Tiefe Empfindung und geistige Beherrschung ihrer Aufgaben, vollendete Sprachtechnik und wirkliche Größe in der Darstellung tragischer Rollen machten sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Hauptträgerin des klassischen Spielplans in Wien. Als sie zu altern begann und das Burgtheater keine ausreichende Kraft als Darstellerin der „Iphigenie“ hatte, wurden gelegentlich von auswärts Kräfte herbeigezogen, um diese Lücke auszufüllen, so Frau Bayer-Bürck aus Dresden, deren keusche Weiblichkeit dieser Rolle eine neue Färbung gab, und Fanny Janauschek aus Frankfurt a. M., die aus ihrer böhmischen Heimat sich zu einer unserer nam-

Franziska Ellmenreich.

Digitized by Google

haftesten Darstellerinnen entwickelte und ihre künstlerische Laufbahn später in Amerika beschloß. Wenn sie bei ihrem Auftreten in Wien 1863 nicht dauernd an das Burgtheater gefesselt wurde, so lag dies daran, daß gleichzeitig dort ein neuer Stern aufgegangen war, an den das Publikum glaubte und dessen Leuchtkraft in der Tat von Jahr zu Jahr immer mehr zunehmen sollte.

Charlotte Wolter hat sich in Wien zur ersten deutschen Tragödin entwickelt und in der Rolle der Goetheschen „Iphigenie“ vielleicht den Höhepunkt ihrer Kunst erreicht. Als sie jedoch in jungen Jahren 1863 zum erstenmal nach dieser Aufgabe griff, entschlüpfte sie ihr wider Erwarten und doch nicht ohne inneren Grund. Die Künstlerin war von Hause aus eine gottbegnadete Naturalistin, ein Kind des Volkes ohne feste Bildung, bei dem glänzende Vorzüge und seltsame Fehler eng miteinander verwachsen waren. Ihre Leidenschaft brach schon frühzeitig so sieghaft durch, daß sie damit jede Mitbewerberin aus dem Felde schlug. Aber zwischen den Höhenpunkten ihrer Darstellung lagen matte Stellen, bei denen sie den inneren Zusammenhang der Rolle verlor und zuweilen geradezu hilflos erschien, bis sie wieder gewaltig einsetzte und Unvergleichliches schuf. Ihr Organ, das wie eine Glocke tönte, war von ihrem Kölner Dialekt unschön angekränkelt, und nur der natürliche Adel ihres klassisch schön geformten Antlitzes stand schon vom Beginn ihrer Laufbahn auf seltener Höhe. Aber es bedurfte jahrelanger Selbstüberwindung, bis sich die Flammen ihrer Leidenschaft gerade in dieser Rolle vom Rauch reinigten und das Edelmetall ihrer einzigen Begabung von den daran hängenden Schlacken befreit wurde. Schließlich war aber alles Grelle, Zufällige und Unschöne von ihrem Spiel abgefallen, das sich in den einfachsten und edelsten Linien immer überzeugender entwickelte und die Leidenschaft in reinen Strahlen hervorsprudeln ließ. Mit ihrer Iphigeniendarstellung, die alle Anwesenden zu Tränen rührte und die nach der Versicherung Alexander von Weilens in seiner „Geschichte der Wiener Theater“ aus einer Reinheit und Vollendung hervorging, die sie aus den Erregungen dieser Stunden nicht vorher und nicht nachher erreichen konnte, schloß das alte Burgtheater im Jahre 1888 für immer seine Pforten und die Geschichte der dramatischen Kunst in Wien ihren glänzendsten Zeitabschnitt. Die Rolle der „Iphigenie“ bildet in jedem Sinne die Verklärung der mächtigen und vielseitigen Begabung von Charlotte Wolter, der das Gewand der Priesterin in den Sarg mitgegeben wurde. Die höchsten Begriffe der Schauspielkunst waren in dieser Verkörperung zur Verwirklichung gekommen. Das Auge wurde durch die natürliche Hoheit der Gebärdensprache, das Ohr durch die Fülle charakteristischen Wohllauts, das Gefühl durch die Wärme der Leidenschaft und der Geist durch die Überlegenheit des reifen Kunstverstandes voll befriedigt. Aus diesem Munde klang das Parzenlied wie eine Stimme aus unerreichbarer Höhe, wie eine Offenbarung aus einer reinen, allem Irdischen entrückten Welt, die uns die Bühne zu einer geweihten Stätte macht und die Zuschauer in andächtiger Stimmung entläßt. Erst dem Genius von Charlotte Wolter war es beschieden, „Iphigenie“ in Wien wahrhaft volkstümlich zu machen und die hehre Bedeutung dieser Rolle in ihrer ganzen Fülle empfinden zu lassen.

Die leuchtenden Gestalten unserer klassischen Literatur

Pauline Ulrich.

Rosa Poppe.

Digitized by Google

Stella Hohenfels.

stehen uns allen in unmittelbarer Lebensfülle vor der Seele. Und doch läßt jede von ihnen der Bühnendarstellung genügenden Spielraum für individuelle Auffassung und Gestaltung. Auch bei der „Iphigenie" bringen die äußeren Mittel der Erscheinung und des Organs wie die inneren der seelischen und geistigen Kraft ebenso viele Unterschiede hervor, die das Bild der Priesterin durch die Persönlichkeit der Künstlerin verschiedenartig beleuchten. Denken wir an Klara Ziegler, die Münchener Heroine, die in dieser Rolle fast auf allen größeren Bühnen aufgetreten ist, so wirkte sie mit ihrer imponierenden Gestalt und dem Großzügigen ihrer Bewegungen wie eine antike Statue, mit der Kraft und dem Wohllaut ihres Organs wie ein musikalisches Instrument, das virtuos gespielt wurde. Was dieser Schauspielerin dagegen fehlte, war die Tiefe der Seele, die sich den Inhalt der rhythmisch bewegten Sprache völlig zu eigen macht und den dichterischen Vorgang zu einem individuellen Erlebnis gestaltet. Bei Pauline Ulrich, die zum Ruhm des Dresdener Hoftheaters gehört, erschien dagegen alles natürlich und warm beseelt, die Gebärdensprache edel durchgeführt, der Vortrag frei von allem Künstlichen, das Ganze einfach und überzeugend, vielleicht im Grundton freilich ohne die volle tragische Größe und Gewalt, auf welcher die Dichtung sich aufbaut. Franziska Ellmenreich in Hamburg, eine unserer vielseitigsten und verständigsten Darstellerinnen, legt in diese Rolle alle Vorzüge ihrer geschmeidigen und wandlungsfähigen Persönlichkeit hinein, ohne die hohe Idealität des Charakters in allen Momenten zu erreichen. Bei Rosa Poppe in Berlin drängen sich, wenn sie die „Iphigenie" eindrucksvoll spielt, starke Leidenschaften hervor, die interessant wirken, aber noch der Abklärung bedürfen. Sogar Stella Hohenfels, ehemals die erste Naive der deutschen Bühne, hat an der Stätte ihrer langjährigen Wirksamkeit in Wien die Hand nach diesem Ruhmeskranz ausgestreckt und ihrer zarten Weiblichkeit die seelische Wucht und Größe der taurischen Priesterin zugemutet.

So lebt diese Gestalt, die sich dem Verständnis unseres Publikums anfänglich so schwer erschließen wollte, gegenwärtig auf allen besseren Theatern zur Bestätigung der schönen Worte, die Goethe einmal nach der Darstellung des Dramas in Weimar an den Schauspieler Krüger, den „bewunderungswürdigen Orest", richtete:

„Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit."

Die Kerze.

In dunklem Raum, von Rätseln umgeben,
Eine flackernde Kerze — das ist mein Leben.
Aus schmaler, blasser Hülle bricht
Zitternd der Seele heißes Licht.
Die Wände entlang spielt ihr tastender Schein,
Und Träume blasen in sie hinein,
Und Wünsche biegen sie hin und her,
Dann zuckt sie unruhig und atmet schwer.

Zu großes Glück und zu große Schmerzen
Zehren an ihrem weißen Herzen.
Sie trägt den Tod schon in der Brust
Und dennoch glüht sie in brennender Lust.
Sie tanzt und flackert, sie strahlt und lacht
Und weiß doch, sie stirbt noch diese Nacht.
Ganz einsam treibt sie ihr blendendes Spiel —
Nur weil sie nicht verlöschen will.

Grete Reck.

Digitized by Google

Der Scheck,

ein bequemes Zahlungsmittel für jedermann.

Von Dr. Georg Obst-Halensee,
Dozent an der Handelshochschule Berlin.

Lombardsatz der Reichsbank 6½ Prozent! Wer bei der Reichsbank Geld gegen Hinterlegung von Wertpapieren entliehen hat, muß jetzt 7½% Zinsen p. a. zahlen. Privatinstitute rechnen in der Regel außerdem noch eine Provision von 1—2% p. a. Wann wird endlich das Geld billiger werden? — so lautet die bange Frage der Geschäftsleute und aller derer, die mit fremdem Geld arbeiten, d. h. Geld schuldig sind und nun unverhältnismäßig hohe Zinsen zahlen müssen?

Warum ist der Geldzins so hoch, oder, wie man sagt, das Geld so teuer? Die Ursache kann in dem Mangel an Kapital liegen — es ist z. B. viel auf Vorrat produziert worden, Gelder sind in großen Warenbeständen festgelegt — oder in einer Knappheit der Umlaufsmittel.

Für unsere Erörterungen kommt nur der zweite Punkt in Betracht: Hoher Zins und hoher Bankdiskont veranlaßt durch Knappheit der Umlaufsmittel, vor allem des Währungsgeldes, d. h. des Goldes. Die Reichsbank als oberstes Bankinstitut des Landes, als Hüterin unserer Goldwährung, muß darauf bedacht sein, große Goldbestände zu halten, um allen an sie herantretenden Ansprüchen zu genügen. Sie muß vor allem die Vorräte des gelben Metalles in Einklang bringen mit den Bestimmungen des Bankgesetzes vom 14. März 1875, in dem es im § 17 heißt: „Die Reichsbank ist verpflichtet, für den Betrag ihrer im Umlauf befindlichen Banknoten jederzeit mindestens ein Drittel in kursfähigem deutschen Gelde, Reichskassenscheinen oder in Gold in Barren oder ausländischen Münzen, das Pfund fein zu 1392 Mark gerechnet, und den Rest in diskontierten Wechseln . . . in ihren Kassen als Deckung bereit zu halten."

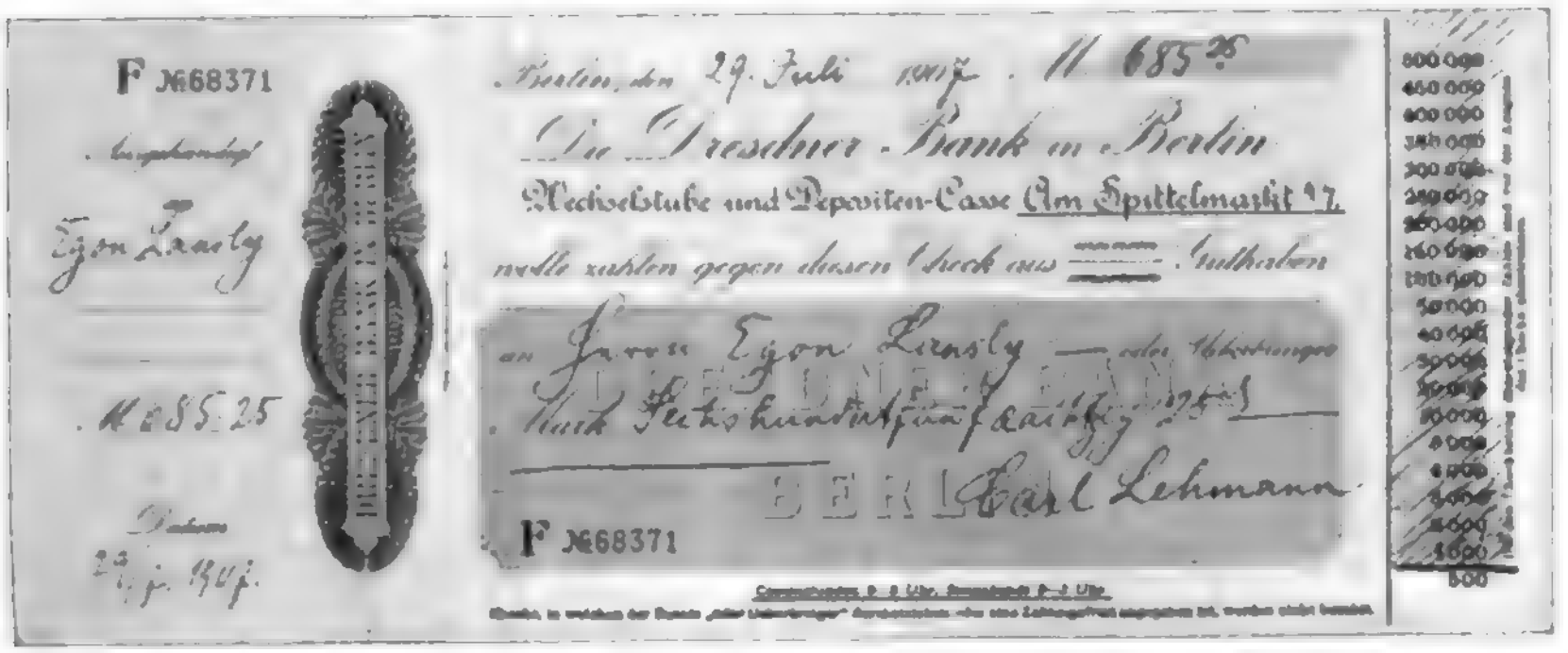
Ist viel Gold im Verkehr, und haben sich infolgedessen die Goldbestände der Reichsbank verringert, so muß sie, um weitere Goldabzüge nach Möglichkeit zu verhindern, die Diskontschraube anziehen, ihren Diskontsatz erhöhen. Die meisten Menschen wissen gar nicht, daß sie diese Geldteuerung zum großen Teil mitverschuldet haben, anderseits aber auch in der Lage sind, sie wieder zu beseitigen. Denn jeder einzelne kann dazu beitragen, daß der Goldbestand der Reichsbank sich vergrößert, bezw. zeitweise sich nicht stark verringert, und es dadurch der Reichsbank möglich wird, erhebliche Beträge zu einem bedeutend niedrigeren Satz auszuleihen, d. h. ihren Diskont und den stets um ein Prozent höheren Lombardsatz herabzusetzen oder doch auf normaler Höhe zu halten. Jeder einzelne kann hier zum Nutzen der Gesamtheit — aber, wie wir gleich sehen werden, auch in seinem eigenen Interesse — helfend eingreifen, wenn er bestrebt ist, möglichst wenig Geld im Haus und im Portemonnaie zu halten, und wenn er Zahlungen, soweit es geht, durch Schecks und Banküberweisungen begleicht.

Der Gebrauch der Schecks reicht bis ins klassische Altertum zurück. Bei den Chinesen sollen Schecks bereits 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung ausgeschrieben worden sein. Als Vorläufer unserer heutigen Schecks kann man die im Mittelalter üblich gewesenen Zahlungsaufträge betrachten, die in Form von Quittungen oder Anweisungen von dem Hinterleger des Geldes (Deponenten) auf die Person oder Firma, bei der das Geld deponiert war (Depositar), bezw. zur Verfügung stand, gezogen wurden. In der Neuzeit hat der Scheck in größerem Maße in Holland und in Italien Ausdehnung gefunden. Zu hervorragender Bedeutung aber ist er erst in England und in den Vereinigten Staaten von Amerika gelangt, wo schon die Kinder in den Schulen mit der Ausfertigung und Benutzung von Schecks vertraut gemacht werden. In Deutschland hat sich der Scheckverkehr immer noch nicht weit aus den Kinderschuhen herausgehoben. Gibt es doch selbst in kaufmännischen Kreisen noch eine große Anzahl Personen, die nicht mit dem Scheck und dem Scheckbuch umzugehen verstehen. Ehe nicht diese allgemeine Unkenntnis über den Scheck und den Scheckgebrauch beseitigt ist, wird dieses bequeme und sichere Zahlungsmittel sich nicht in dem Maße bei uns einbürgern, wie es im Interesse der Gesamtheit und des einzelnen wünschenswert wäre.

Zweck dieser Zeilen soll es nun sein, wie es von mir zum erstenmal 1899 in meiner bei Carl Ernst Poeschel in Leipzig erschienenen „Theorie und Praxis des Scheckverkehrs" geschehen ist, durch Erläuterung der Technik dieses Verkehrs und Hinweis auf den volks- und privatwirtschaftlichen Nutzen immer mehr und mehr Kaufleute und vor allem auch Private zu veranlassen, ihre Zahlungen durch Schecks zu begleichen.

Der Name „Scheck" — früher allgemein Check oder Cheque geschrieben — wird abgeleitet von dem englischen exchequer, d. i. die Kgl. Schatzkammer, auf die der König Anweisungen ausstellte. Aus jenem Wort entstand seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts das Wort chequer und nachher check.

Hinsichtlich der äußeren Form besitzt der Scheck große Ähnlichkeit mit dem Wechsel. Wir finden auf dem Scheck (s. Beispiel):



1. die Angabe des Ausstellungsortes und des Ausstellungsdatums, 2. die Scheckſumme, und zwar in der Regel in Buchſtaben und in Ziffern, 3. den Namen der mit der Zahlung beauftragten Bank (Bankier), 4. den Zahlungsauftrag „.... wolle zahlen", 5. das Wort „Scheck" und zwar innerhalb des Kontextes; weiter den Vermerk, daß der Scheck auf Grund eines verfügbaren Guthabens des Ausſtellers bei dem Bezogenen ausgeſchrieben iſt, 6. den Namen der Perſon oder Firma, an die der Scheck gegeben iſt (Remittenten), 7. die Unterſchrift des Ausſtellers, bezw. der von ihm bevollmächtigten Perſon(en).

Von dem Wechſel unterſcheidet ſich der Scheck dadurch, daß jener ein Kredit-, dieſer ein Zahlungsmittel iſt, oder wie Dr. Siemens es ſchön ausdrückte: „Der Mann, der einen Wechſel verkauft, braucht Geld; der Mann, der einen Scheck ausſchreibt, hat Geld."

Die Scheckformulare werden von Banken und Bankiers ihren Kunden in Heften von 25 oder 50 Stück koſtenfrei ausgehändigt. Die einzelnen Formulare ſind perforiert, ſo daß beim Heraustrennen ein Teil, der Talon, im Heft verbleibt. Auf dieſem „Kontrollabſchnitt", der die gleiche Nummer wie der Scheck trägt, ſoll, in ſeinem Intereſſe, derjenige, der den Scheck ausſchreibt, die Scheckſumme, den Namen des Scheckempfängers und das Datum der Begebung notieren. Bei einem etwaigen Verluſt des Schecks können dieſe Angaben, wenn ſie dem Bezogenen (d. i. dem zur Zahlung Verpflichteten) rechtzeitig mitgeteilt werden, verhindern, daß der Scheck an einen Unberufenen bezahlt wird.

Um Fälſchungen zu verhüten, empfiehlt es ſich, die im Scheckformular offengelaſſenen Stellen derart durch Striche auszufüllen, daß Zuſätze oder Abänderungen nicht erfolgen können. Eine weitere Sicherheitsmaßregel iſt die Beſtimmung, daß der Ausſteller eines Schecks von der Zahlenreihe auf der rechten Seite die Zahlen abtrennen oder durchſtreichen ſoll, die den Betrag des Schecks überſteigen. Bei unſerem Beiſpiel darf alſo nur die Zahl 500 ſtehen bleiben. Eine auch noch ſo geſchickt vorgenommene Änderung der Scheckſumme auf mehr als M 999,99 würde den Betrug erkennen laſſen, wenn in der Zahlenreihe nur die Zahl 500 angegeben iſt und die anderen Ziffern durchſtrichen oder abgetrennt ſind. Wäre alſo z. B. in ſonſt nicht leicht erkennbarer Weiſe von einem Inhaber des Schecks die Summe von 685,25 in 1685,25 gefälſcht worden, ſo würde kein Kaſſierer den Scheck zahlen, wenn die Kontrollzahl 1000 am rechten Rande fehlt.

Je nachdem die Schecks hinter dem Namen des Remittenten (in unſerem Beiſpiel: Egon Lansly) die Worte „oder Überbringer" oder „oder Order" enthalten, unterſcheidet man Überbringer- und Order-Schecks.

Der oben abgedruckte Scheck iſt ein Überbringer-Scheck. Er wird dem, der ihn dem Bezogenen (Dresdner Bank, Depoſiten-Kaſſe Spittelmarkt) zur Zahlung präſentiert, ausgezahlt, ohne daß er ſeinen Namen auf die Rückſeite als Giro oder Quittung zu ſetzen braucht. Zu einer Legitimationsprüfung iſt das mit der Zahlung beauftragte Bankhaus berechtigt, aber nicht verpflichtet.

Der Inhaber eines Order-Schecks hingegen muß ſich durch eine zuſammenhängende, bis auf ihn hinuntergehende Reihe von Indoſſamenten — Indoſſament iſt das in dosso (auf die Rückſeite Geſchriebene) — als Eigentümer des Schecks legitimieren können und muß über den Empfang des Geldes auf dem Scheck quittieren. Alſo in unſerem Beiſpiel, wenn der Scheck nicht an „Überbringer", ſondern an „Order" lauten würde:

Für mich an die Order
des Herrn Fritz Polendt
Berlin, den 30. Juli 1907
Egon Lansly.

Für uns an die Order
der Herren Neumann & Co.
Berlin, den 1. August 1907
Fritz Polendt

Betrag erhalten
Berlin, den 2. August 1907
Neumann & Co.

Digitized by Google

Daß die Scheckformulare sorgfältig aufzubewahren sind, braucht wohl nicht ausdrücklich erwähnt zu werden. Nach den Bedingungen aller Banken und Bankiers hat der Scheckinhaber die Folgen und Nachteile, die durch abhanden gekommene oder gestohlene Scheckformulare entstehen, auf sich zu nehmen. Merkt er den Verlust bald, so wird er vielleicht durch sofortige Benachrichtigung der Bank sich noch vor einem Verlust schützen können.

Voraussetzung des Scheckgebrauchs ist natürlich die Haltung eines Bankkontos. Daß man nicht sorgfältig genug bei der Auswahl seiner Bank oder seines Bankiers verfahren kann, haben erst wieder die betrübenden Vorgänge der letzten Monate gelehrt. In Berlin und an einigen anderen größeren Plätzen sind neuerdings die größern Banken durch Eröffnung von Depositenkassen bestrebt, den Depositen- und Scheckverkehr zu fördern. Ihre Riesenkapitalien und Reserven bieten dem Einleger denkbar größte Sicherheit.

Der Depositenverkehr mit einer Bank hat manche Ähnlichkeit mit dem Sparkassenbetrieb. Quittungen über die Einzahlungen werden in dem kostenfrei ausgehändigten Depositenbuch erteilt, und zwar auf der rechten Seite des Kontobuches. Bei den Depositenkassen der Banken hängen die Unterschriften der zur Zeichnung der Firma und Quittungserteilung berechtigten Beamten am Schalter aus.

Bevor jedoch die erste Zahlung angenommen und das Depositenbuch ausgehändigt wird, ist noch eine Formalität zu erfüllen. Es muß von dem Einzahler ein „Konto-Einrichtungs-Formular" eigenhändig ausgefüllt werden. Es lautet etwa:

Ich ersuche Sie, mir auf Grund Ihrer Geschäftsbedingungen, mit denen ich mich einverstanden erkläre, in Ihren Büchern ein Depositenkonto zu errichten.

(Name, Stand, Wohnung.)

Ehefrauen bedürfen zur Errichtung eines Bankkontos der schriftlichen Genehmigung ihres Ehegatten.

Ist ein Bankkonto eröffnet, dann gestalten sich die folgenden Einlagen insofern einfacher, als jetzt für den Kunden die Ausfüllung des Konto-Einrichtungs-Formulars, für die Bank die Ausfertigung des Depositenbuchs wegfällt. Nicht nötig ist bei weiteren Einzahlungen das persönliche Erscheinen des Kunden. Jeder beliebige andere kann für ihn das Geld erlegen. Auf Wunsch wird dem Einzahler eine Spezialquittung erteilt. Die Eintragung ins Buch erfolgt dann später.

Machen wir uns die Vorteile, die ein Depositen- und Scheckkonto gewährt, an einigen Beispielen klar:

Ein Beamter mit einem Jahresgehalt von 7200 M erhält vierteljährlich pränumerando 1800 M. Von den 1800 M, die er am 31. Dezember oder 2. Januar empfängt, braucht er vorläufig nur, nehmen wir an, 600 M. Er kann mithin 1200 M auf ein Depositenkonto bei einer Bank einzahlen. Im Lauf des Februar und März wird er mittels Scheck oder Quittung je 600 M abheben. Am 1. April zahlt er wieder 1200 M ein, die er im Lauf des Mai und Juni wieder abhebt usw.

Ein anderes Beispiel: Ein Künstler erhält für sein Werk 12000 M. Von diesem Betrage soll er den Unterhalt für ein Jahr bestreiten. Legt er das Geld in sein Geldspind und nimmt monatlich 1000 M heraus, so ist die Summe in einem Jahre verbraucht. Gibt er die 12000 M aber zur Bank und hebt monatlich etwa 1000 M ab, so wird er am Jahresschluß vom Bankier etwa 160 M Zinsen erhalten.

Schon in dieser Weise geführte Depositenkonten, bei denen die Abhebungen mittels Schecks oder Quittungen durch den Deponenten selbst erfolgen, lassen zwei große Vorzüge dieses Verkehrs erkennen: 1. Das Geld ist sicher vor Dieben aufbewahrt und der Gefahr des Feuers nicht ausgesetzt. Selbst wenn der Besitzer bares Geld gegen Diebstahl und Feuer versichert hat, so wird er in den meisten Fällen dennoch einen Verlust erleiden, da er den geforderten Nachweis über die Höhe der verloren gegangenen Summe nur selten erbringen kann. 2. Es werden Zinsen vergütet für Gelder, die sonst unbenutzt in den Kassen liegen — in unserem ersten Beispiel, bei einem Zinsfuß von 3 Proz., etwa 18 M.

Heben aber die Deponenten — und wir sind ja in Deutschland bemüht, den Scheckverkehr in diese Bahn zu lenken — die eingezahlten Gelder nicht in monatlichen Raten ab, sondern lassen sie sich nur die Summen auszahlen, die sie für kleine Ausgaben gewissermaßen als Taschengeld benötigen, und zahlen sie Miete an den Hauswirt, Steuern, Gas- und Wasserrechnungen, Rechnungen an den Buchhändler, Schuster, Schneider, Kolonialwarenhändler usw. mittels Scheck, dann wird, da das Geld sich bis zum Abhebungstage verzinst, der Zinsgewinn noch höher sein. Die Deponenten brauchen weit geringere Barmittel im Hause zu halten. Der Bankier wird in immer höherem Maße Kassierer seiner Kunden, und die mit der eigenen Kassaführung verbundene Gefahr des Verzählens oder Falschherausgebens wird in hohem Maße eingeschränkt. Dies ist ein dritter, nicht zu unterschätzender Vorteil, den ein Depositenkonto gewährt.

Freilich, solange der Scheckverkehr bei uns noch nicht völlig eingebürgert ist, wird es häufig vorkommen, daß Schecks als Zahlungsmittel nicht angenommen werden; von den einen, weil sie, da sie ein Bankkonto nicht besitzen, den Weg zur Bank machen müßten, um dort das Geld zu erheben. Hier kann jeder erzieherisch wirken: Mit einem Scheck zahle man seinen Weinlieferanten, seinen Kohlenhändler, kurz alle diejenigen, die, wenn auch nicht gesetzlich gezwungen, doch, um die Kundschaft nicht zu verlieren, ge-

nötigt sind, sich mit der Zahlung auch in dieser Form zufrieden zu geben. Diesen werden die häufigen Wege zur Bank unbequem werden. Sie werden den Bankbeamten ihr Leid über die angeblichen Schikanen klagen, und diese werden ihnen die Annehmlichkeiten eines Bankkontos auseinandersetzen. So wird aus dem Scheckgegner bald ein Anhänger dieser so bequemen Einrichtung werden, der seinerseits wieder andere über diese Art des Verkehrs aufklären wird. Andere wieder wollen einen Scheck nicht annehmen in der Befürchtung, daß er von der Bank nicht eingelöst werden wird, weil der Aussteller ein entsprechendes Guthaben nicht besitzt. Schecküberziehungen, d. h. Ausschreibungen von Schecks über höhere Beträge als über die der Aussteller verfügen darf, gehören aber, das soll hierbei gleich erwähnt werden, erfreulicherweise zu den allergrößten Seltenheiten. Geschieht es versehentlich, so wird der Schaden bald wieder gutgemacht werden können, erfolgt es in betrügerischer Absicht, dann würden die Bestimmungen des Strafgesetzbuches in Anwendung kommen.

In all den Fällen, in denen jetzt bereits Kreditgewährungen stattfinden, wird auch in Zukunft, wenn erst weitere Kreise über das Wesen des Schecks aufgeklärt sind, der Scheck wie bares Geld in Zahlung genommen werden.

Staat und Gemeinde erheben z. B. die Steuern, die am Anfang eines Quartals fällig werden, in der Regel erst in der Mitte des betreffenden Quartals. Erhält der Steuererheber vom Steuerzahler in Höhe der Steuerquittung einen Scheck, so könnte er auf die Quittung einen Stempel setzen, aus dem hervorgeht, daß die Zahlung „in einem Scheck" erfolgt ist und dieser nur unter der Voraussetzung des Einganges angenommen ist. Wenn Staat und Gemeinde die Steuer erst einige Zeit nach Fälligkeit erheben, dem Steuerzahler also gewissermaßen 45 Tage Kredit gewähren, so kann dies selbstverständlich auch auf einen Tag länger, bis der Eingang des Schecks gemeldet ist, geschehen.

In gleicher Weise könnte dies erfolgen bei Zahlungen an die Post, z. B. für Fernsprechgebühren, für Zahlungen an Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke, an Vereine für Beiträge usw. In all diesen Fällen ist die Annahme eines Schecks nur eine kurze Verlängerung eines bereits gewährten Kredits. Wie angenehm wäre es z. B. für Schüler, wenn die Abführung des Schulgeldes in Form eines Schecks erfolgen könnte.

Wie bequem könnte sich ferner die Einziehung der Mieten für den Hausbesitzer gestalten. Die empfangenen Schecks gibt er an seine Bank, die sie ohne Abzug gutschreibt. Auf Grund seines ihm dadurch entstandenen Guthabens beauftragt er dann seine Bank, die fälligen Hypothekenzinsen an seinen Hypothekengläubiger zu überweisen.

Wie angenehm für einen Arzt, wenn die Patienten ihm die Honorare in Form von Schecks übermitteln würden! Irrtümer, wie sie jetzt zuweilen vorkommen, wenn das Honorar, dessen Höhe mitunter dem Patienten überlassen ist, im Kuvert übersandt wird, sind ausgeschlossen.

Die Sendung des Schecks könnte in einem einfachen Briefe (ohne Wertangabe) erfolgen. Geht der Brief verloren, oder gerät der Scheck in falsche Hände, so kann ein unehrlicher Finder oder ein Dieb nichts damit beginnen, wenn der Scheck *gekreuzt* ist, d. h. wenn er die Worte

Nur zur Verrechnung

trägt. Dieser quer über den Scheck gesetzte Verrechnungsvermerk besagt, daß der Scheck nicht bar ausgezahlt, sondern nur verrechnet werden darf. Das Ideal ist, daß möglichst viele Schecks verrechnet und nicht bar ausgezahlt werden. Je mehr dies der Fall ist, desto weniger bare Umlaufsmittel werden erforderlich sein.

Da für jedermann, der ein Bankkonto nicht besitzt, ein Verrechnungsscheck wertlos ist, so muß man sich, bevor man auf den Scheck den Verrechnungsstempel setzt, vergewissern, ob der Scheckempfänger ein Bankkonto besitzt. Die „Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin", die schon so viele für den Verkehr nützliche Einrichtungen geschaffen und veranlaßt haben, regten kürzlich in einem der Rundschreiben, die sie zur Popularisierung des Überweisungs- und Scheckverkehrs herausgegeben haben, an, daß im Adreßbuch bei jeder Person oder Firma, die ein Bankkonto besitzt, dies durch Hinzufügung des Wortes „B.-K." (Abkürzung von Bankkonto) vermerkt würde. Bis der Verkehr sich eingebürgert hat, würde es sich weiter empfehlen, auf Briefbogen und Rechnungen den Vermerk zu setzen: „Zahlungen bitte ich nicht in bar, sondern durch Übersendung eines Schecks mit der Bezeichnung ‚Nur zur Verrechnung' zu leisten."

Aber nicht bloß Anregungen durch Wort und Schrift wollten die „Ältesten der Kaufmannschaft" geben. Sie haben ihre Ratschläge bei sich selbst praktisch zur Ausführung gebracht, indem sie ihren Beamten anheimgestellt haben, sich ihre Gehälter auf ein von ihnen zu bezeichnendes Bankkonto überweisen zu lassen. Täten dies auch andere Korporationen und Firmen, geschähe dies vor allem durch Staat und Gemeinden, dann würde eine Verminderung des Bargeldumlaufes in hohem Maße eintreten. Tragen doch gerade diese Gehaltszahlungen, für die die Mittel oft schon wochenlang vorher bereit gehalten werden, nicht wenig zur Versteifung des Geldstandes, d. h. zu einer Erhöhung des Diskontsatzes bei.

Barmittel können also gespart werden, wenn dem Zahlungsempfänger ein Scheck

ausgehändigt wird, oder wenn die Summe auf sein Bankkonto überwiesen wird. Bei der Reichsbank werden Schecks, die zur baren Auszahlung gelangen sollen, auf weiße, Schecks, in denen eine Überweisung auf das Konto eines anderen Kunden der Reichsbank am gleichen oder einem andern Platze beordert wird, auf rote Formulare geschrieben. Die Form der sog. roten Schecks der Reichsbank ist folgende:

Nr. ..... Betrag ..... Mark ..... Pf.

Die Reichsbank wolle dem Konto von

.....

in ..... bei der Reichsbank in .....

Mark ═══════

gutschreiben und dafür belasten das Konto von

Ort ..... (Firmenstempel)

den .....ten ..... 190.... (Unterschrift)

Die anderen Banken besitzen für Überweisungen in der Regel keine besonderen Scheckformulare, sondern verlangen briefliche Erteilung der Überweisungen. Nehmen wir an, der Hausbesitzer Lehmann in Berlin hat auf seinem Hause eine Hypothek der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München, und eine Hypothek der Hamburger Hypothekenbank und müßte jedem dieser Institute vierteljährlich 1000 M. zahlen, so schreibt er seiner Bankverbindung, der Deutschen Bank:

Überweisen Sie am 2. Juli 1907 für meine Rechnung:
M 1000.— an die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank in München,
M 1000.— an die Hamburger Hypothekenbank, Hamburg.

Die Depositenkasse der Deutschen Bank erteilt diesen Auftrag ihrer Hauptbank, die entweder ihre Filialen in München bezw. Hamburg beauftragt, den beiden Banken die betr. Summen zu vergüten, oder aber die Deutsche Bank überweist die Beträge per Reichsbank-Giro.

Die Überweisungen erfolgen in der Regel kostenfrei. Ebenso können Einzahlungen von dem Kunden selbst oder von dritten für Rechnung des Kunden bei sämtlichen Depositenkassen und Filialen der Bank und vielfach noch bei befreundeten Firmen der Bank erfolgen, ohne daß dem Kunden hierdurch Kosten irgendwelcher Art erwachsen. Hat z. B. Carl Lewinski, der bei der Depositenkasse F. der Dresdner Bank in Berlin ein Konto besitzt, von Paul Hellfron in Hamburg 6000 M zu empfangen, so wird der bequemste und billigste Weg für Lewinski der sein, daß er Paul Hellfron ersucht, den Betrag bei der Filiale der Dresdner Bank in Hamburg für ihn einzuzahlen. Ist dies geschehen, so ersucht das Hamburger Institut die Dresdner Bank in Berlin, der Depositenkasse F. wegen Carl Lewinski zu ihren Lasten M 6000.— zu kreditieren. Von der Depositenkasse F. empfängt dann Carl Lewinski eine Kreditierungsaufgabe über M 6000.—.

Ein Entgelt für die durch zahlreiche Buchungen und Briefe erfolgte Arbeit finden Banken und Bankiers einzig und allein in dem Zinsgewinn, d. h. sie verzinsen die Gelder zu einem zwei bis drei Prozent niedrigeren Satze, als sie für die von ihnen ausgeliehenen Gelder fordern.

Wenn die Zahlungen nicht in barem Gelde, sondern durch Schecks oder Überweisungen bewirkt werden, ist der einzelne nicht genötigt, größere Summen im Haus zu halten. Dadurch sammelt sich das Geld in den Banken und Bankhäusern an. Diese wieder können es der Industrie, dem Handel, der Landwirtschaft, kurz allen denen, die es zu produktiven Zwecken benötigen, nun, da es in größeren Mengen vorhanden ist, zu erheblich niedrigeren Zinsen als vorher zur Verfügung stellen. Konzentration des Geldes in den Banken ist, sagt Bagehot in seinem Werke Lombard Street, wenn auch nicht die einzige, so doch eine der hauptsächlichsten Ursachen, weswegen der englische Geldmarkt so bedeutend und mächtig ist und den der anderen Länder weit überflügelt hat.

Bisher hatte der deutsche Scheckverkehr eine größere Ausdehnung, von einigen lokalen Banken Oldenburgs und Mecklenburgs abgesehen, nur in Hamburg angenommen, das diese Einrichtungen hauptsächlich der im Anfang des XVII. Jahrhunderts gegründeten, nachher in die Deutsche Reichsbank aufgegangenen Hamburger Girobank verdankt. In Berlin sind, wie schon bemerkt, seitens der „Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin“ Anregungen an Banken und Bankiers, an Behörden und Publikum ergangen, in welcher Weise eine Ausdehnung des nützlichen Scheckverkehrs sich ermöglichen ließe. Auch verschiedene Handelskammern, der Deutsche Handelstag und andere Korporationen sind neuerdings bestrebt, den Scheckverkehr zu heben. Auf dem im September in Hamburg stattfindenden Bankiertage wird der Präsident der „Ältesten der Berliner Kaufmannschaft“ und des Deutschen Handelstages, Stadtältester Kaempf, ein Referat über „Mittel und Wege zur Ersparung des Geldumlaufs“ halten.

Eine Verdoppelung und Verdreifachung der Umsätze im Scheckverkehr erhoffen einige Optimisten von dem im nächsten Winter vermutlich zu erlassenden Scheckgesetz. Ich selbst hege nicht diese optimistische Anschauung. Wir alle, die wir für ein deutsches Scheckgesetz gekämpft haben — ich nenne hier nur vier Namen: Reichsbankpräsident Koch, Geh. Justizrat Professor Rießer, Professor Georg Cohn in Zürich und Bankdirektor Thorwart — freuen uns aber aufrichtig, daß dem Scheck nunmehr eine rechtliche Grundlage gegeben sein wird. Besteht ein Scheckgesetz nicht, und hat das Publikum in kritischen Zeiten vielleicht schlimme Erfahrungen mit der Annahme von Schecks gemacht, dann würde der Scheck sicherlich unbeliebt, seine Verwendung eingeschränkt werden. Insofern ist es

meines Erachtens richtig, zu sagen, daß ein gutes Scheckgesetz den Scheckverkehr fördern kann.

Haben Korporationen, Banken und Bankiers, sowie der Staat verschiedene Maßregeln zur Hebung des Scheckverkehrs getroffen, so ist es nunmehr auch Sache derjenigen, zu deren Nutzen diese Einrichtungen geschaffen sind, Private und Kaufleute, sie zu prüfen, und wenn sie einen Nutzen für sich und die Allgemeinheit darin erblicken, sie durch Annahme und Ausschreibung von Schecks nach Möglichkeit zu fördern.

Wie wir niemals ohne Portemonnaie, so gehen der Engländer und Amerikaner nie aus, ohne ihr Scheckbuch bei sich zu führen. In England und den Vereinigten Staaten von Amerika erblickt man im Scheckverkehr eine große Verkehrserleichterung. Möge man auch bei uns in weitesten Kreisen sich bald zu dieser Ansicht neigen, und mögen zur Popularisierung des Schecks auch diese Zeilen in bescheidenem Maße beitragen!

Wenn nur nicht diese Nächte wären!

Es ist so grabesstill im Haus.
Mein Weib und Kind sind weitverreist
Und lassen mich in meiner Welt,
In meinem Winterwald allein!
Wie sind die Tage kirchenstill!
Der Morgen hochgestimmt zum Werk
Der Ewigkeit, gestimmt zum Lied.
Fällt gar das weiße Winterlicht
Mir auf den Tisch, — wird mir die Kunst
Ein Priesteramt an alle Welt.
Gedanken fliegen gleich Flocken des Schnees
Zu Tausenden mir ins Zimmer herein.
Wie Englein schweben sie um mich her, —
Kinder, die tanzen, Kinder, die beten,
Kinder, die weinen und müde sind,
Weil ich nicht alle auf Händen tragen
Oder nur sitzen heißen kann.
Viele legen sich still in die Ecken,
Kommen wohl erst zur Dämmerzeit
— Wenn alles schweigt
Und nur noch geigt
Die surrende Kesselmelodie —
Hervor und setzen sich mir aufs Knie;
Sie steigen mir bis zum Mund herauf
Und bis ans Ohr, ganz leise flüsternd:
„Vater! wir wollen gehätschelt sein!
Vater, sing uns in süßen Schlummer!“ ...
— — — — — — — — — —
Wenn nur nachher die Nächte nicht kämen,
O! diese einsamen, toten Nächte,
Wo ich, wenn alle Gedanken geborgen
Und alle Kinder zur Ruhe sind,
Mutterseelenallein im Haus,
Fern von allem lebendigen Leben,
Allein mit meinem liebenden Herzen,
Einzig besucht von meinen Toten ...
— — — — — — — — — —
Wenn nur die langen Nächte nicht wären,
O! diese einsamen, toten Nächte!

Karl Ernst Knodt.

Digitized by Google

Der Abenteurer.

Von

Otto v. Gottberg.

In der Messe, der er einst angehörte, durfte sein Name nicht mehr laut genannt werden, aber wenn der Zufall ihn dort auf schnell verstummende Lippen drängte, wurden sie noch gar häufig zu einem stillen Schluck auf den verschollenen Kameraden ans Glas geführt.

Auch in Venezuela hatten ihn Eingeborene wie Fremde gern. Ein ganzer Kerl schien er sogar in der goldschillernden Operettenuniform eines Flügeladjutanten des Diktators, obwohl er sehr jung und sein Lachen fast das eines Knaben war. Wenn dabei der Zähne blankes Weiß sein von der Tropensonne kastanienbraun gefärbtes Gesicht erhellte, sprach leichter Sinn, tolldreiste Sorglosigkeit und Lust am Leben wie Wagen aus ihm.

Vielleicht deshalb hatte er schnell den Weg zum Herzen der Tochter des Präsidenten des nordamerikanischen Asphalttrusts gefunden. Denn Marion war solch Mädchen, das nicht von einem Freier träumt, der beim Anhalten Helm oder Zylinderhut im Arm trägt. Geradenwegs aus Wunderland mußte ihr ein unwiderstehlich sieghafter Werber geritten kommen, die Geliebte in den Sattel reißen, den Arm um ihre Hüfte schlingen und im Galopp den Gefilden auf Erden schon Seliger zujagen, während das Klopfen zweier überglücklicher Herzen das klappernde Echo der Pferdehufe übertönte. Aber der Vater hatte über die Vergangenheit des Flügeladjutanten Erkundigungen eingezogen und ihm mit der ungeschlacht freimütigen Art des Selfmademan die aus London eingegangenen Berichte vorgelegt. Ein Lächeln war über das braune Gesicht geglitten, ein Lächeln von allerhand. Viel Grimm, aber auch ein wenig von Wehmut und schmerzlichem Bedauern lag darin. Er mußte wohl auf Marion verzichten!

Nach dem Besuch beim Flügeladjutanten sprach der Yankee im Ministerium des Auswärtigen vor. Er war nach Venezuela gekommen, um dem Streit seiner Gesellschaft mit der Regierung ein Ende zu machen, und lag seit drei Monaten mit der Jacht im Hafen von Laguayra. Ärgerlicher als sonst drang er auf Beschleunigung der Verhandlungen. Dann bestieg er den letzten Nachmittagszug, der ihn von Caracas nach der Hafenstadt zurücktrug. Dort trat ihm am Bahnhof ein Polizeibeamter entgegen, verhaftete ihn und wies den Weg zum Hause des Gouverneurs.

Der Flügeladjutant saß um die gleiche Stunde im Caracasklub. Vom Bahndirektor, einem grauhaarigen Schotten, hatte er sich eben den etwa zwei Wochen alten „Herald“ reichen lassen, als ein Diener ihn zum Telephon rief. Aus Laguayra sprach Marion über den Draht. Sie bedürfe seiner Hilfe.

Es ging kein Zug mehr. Also tauschte der Adjutant Flüsterworte mit dem Bahndirektor aus.

Oben an der Station auf der Höhe der Anden, an deren Gipfeln die bergige

Digitized by Google

Am Morgen. Gemälde von Prof. O. Reiniger.

Digitized by Google

Hauptstadt wie das Felsennest eines Räuberhauptmanns hängt, schoben eine halbe Stunde später Arbeiterhände des Direktors Draisine auf den Schienenstrang. Der Adjutant setzte sich darauf und faßte mit der Rechten die Bremskurbel. Von hinten gab ein Beamter dem offenen und flachen, aber schweren Eisenwagen einen Stoß. Langsam rollte er an und schneller, immer schneller dann, getrieben vom eigenen Gewicht, das ihn auch im Geleise hielt, in rasender Eile den Hang herab. Die Kraft jeder Armmuskel anspannend, umklammerte des Fahrenden Linke den Wagenrand beim Sausen um engwinklige Kurven, entlang am Rand offen und schier grundlos gähnender Schluchten zwischen berghohen, senkrechten Felswänden. Trotzdem ward er vom schaukelnden und schwankenden Wagen im Sitz auf und nieder geworfen. Ein Lockern der Linken hätte ihn in den Abgrund geschleudert, und ein Nachlassen des Drucks der Rechten gegen die Kurbel den Wagen zum Überschlagen gebracht.

Wohl nie benutzten andere als Abenteurer das Gefährt. Ein solcher ist auch sein schottischer Erbauer und Besitzer, der auf fahrplanmäßige Züge nicht warten mag. Wer auf der Draisine die Anden herabfliegt, vergißt, daß er Mensch ist. Ein Geist oder Dämon der himmelhohen, blauen Berge und auf dem Winde reitend glaubt er sich. Wer Lust an Gefahren hat, schreit oder jauchzt, ohne es zu wissen, mit aller Kraft seiner Lungen und erschreckt eingeborene Bahnbeamte auf den Tod. Sie schlagen das Kreuz vor Buden und Bahnhöfen, an denen die wilde Jagd vorbeischwirrt. Ah, das Sausen, Brausen, Rasseln, Rollen und die Tollheit solcher Fahrt! Dinge, von denen sie nichts ahnen, lehrt sie den Menschen. Der Gottseibeiuns wohl heult sie in sein Ohr, während die Augen im Abgrund das Ende und Jenseits schauen und doch in Hand oder Hirn kein Nerv zittern darf. Über Jahre fliegt rückwärts der Blick. Fragen kommen, und Antwort trägt pfeifend der Wind, der Teil oder Mantel des Fahrenden scheint. Das All oder die Erde dünkt ihn ein Heim, das schließlich nur eng und rasch zu durchqueren ist. Seine Gedanken werden heidnisch und verspotten Pan als winzigen Gott. — —

Unten auf dem neben dem Meeresufer flach auf ebener Erde in den Bahnhof von Laguayra führenden Strang kam der Karren zum Stehen. Der Adjutant fuhr im Boot zur Jacht. Marion erzählte, der Diktator hielte den Vater im Gouvernement gefangen, weil er den Minister beleidigt hätte. —

* * *

Gähnend räkelte sich am nächsten Mittag die buntscheckige Leibwache des Diktators auf den Bänken vor dem Palasttore von Miraflores. Einsam und totenstill lag das gelbe Haus auf buntem Blumenhügel, als um zwei die Hora perniciosa, die Stunde der Siesta, schlug und unten im brütenden Sonnenbrand der gelbe Hans durch die Straßen von Caracas schritt, um plötzlich im Schüttelfrost des Fiebers Erschauernden auf die Schulter zu tippen: „Komm!“

Der Adjutant schickte den Doppelposten aus dem Korridor ins Freie und betrat das Zimmer seines Herrn. Überrascht, aber keineswegs erschrocken blickte der Mischling vom Schreibtisch auf. Von diesen blonden Fremden drohte nie Gefahr! Darum eben vertraute er Alcantara, dem einstigen Westpointer Kadetten, sein Heer und diesem jungen Offizier gar das eigene Leben an.

Aber doch sprang, plötzlich erbleichend, der Diktator vom Sessel. Denn zwischen ihn und den Klingelzug tretend, zog der Adjutant einen Revolver aus der Tasche. Indessen schon beschwichtigte er: Excellenza möge sich nicht beunruhigen! Der Diktator atmete auf, fand ein Lächeln und den Mut zum Niedersitzen wieder. Waren Sprache und Gebaren des Offiziers auch sonderbar, so gaben sie doch gewiß nicht zu Besorgnis Anlaß. Vielleicht erwartete jener wieder das Kommen eines Meuchelmörders.

Der Adjutant bat, sprechen zu dürfen, Der Diktator nickte und hörte: Der Präsident des amerikanischen Asphalttrusts sitze gefangen im Gouvernement von Laguayra. Dem Gebäude gegenüber warte am Kai augenblicklich ein Boot der Jacht des Millionärs. Excellenza werde durch das Telephon auf dem

Schreibtisch die sofortige Freilassung des Yankees befehlen.

Das gelbe Mischlingsgesicht war aschfahl geworden. Schweißperlen sammelten sich auf seiner kahlen Stirn. Denn schwül, träge und lautlos strich der Gluthauch des Tropennachmittags ins stille Zimmer. Flimmernd blinkte grelles Sonnenlicht hinter zitternden Gardinen.

Der Bleistift in der unsicheren Hand des Diktators malte wirre Linien auf Aktenpapier, während seine stechend schwarzen Augen doch starr auf den Mund des Revolvers gerichtet waren. Er war kein Feigling. Aber er hatte auf dem langen Wege von der Schmugglerhütte in den Anden zum gelben Haus von Miraflores oft genug mit Menschenleben gespielt, um zu wissen, daß der Kluge sein Spiel verloren gibt und die Karten mit den Bildern nach oben auf den Tisch wirft, wenn des Gegners Hand die Trümpfe hält.

Er räusperte sich, ehe er heiser und tonlos fragte: „Und dann?“

Der andere zuckte die Achseln, kurz, kalt, gleichgültig.

Des Diktators Pupillen verengerten sich. Schärfer musterten sie den Adjutanten. Zu einem Lächeln kaum verhaltenen grausamen Hohns verzog sich das gelbe Gesicht. Dem jungen Offizier lag wirklich wenig oder gar nichts an dem Hinterher! Und schweigend, aber nun entschlossen, ja hastig griff der Diktator zum Telephon. Freilich zuckte er nochmals leicht zusammen, als jetzt der Revolver gerade auf seine Nasenwurzel gerichtet wurde. Aber mit fester Stimme rief er den Gouverneur von Laguayra an: „Der Amerikaner wird sofort freigelassen!“

Dann wollte er den Apparat zur Seite schieben, aber „un momento“ fiel der Adjutant ein und sprach eine Fortsetzung des Befehls vor: „Sie melden mir durch das Telephon, sobald der Yankee sein Boot erreicht hat!“

Der Diktator wiederholte die Worte in den Apparat. Mehr Schweißtropfen sammelten sich während der nächsten zehn Minuten auf seiner Stirn. Doch unterbrach kein Wort das Warten der beiden Männer. Dann klingelte das Telephon. Der Adjutant wies schweigend auf die Zimmerecke beim Fenster. Der Mischling trat hinüber, und der Offizier griff zum Apparat.

* * *

Des Gouverneurs Mitteilung mußte den Adjutanten befriedigt haben. Denn mit hartem Klick ließ er den Sicherungsflügel der Waffe herumschnappen, warf sie auf den Tisch und schritt durch die Tür. Nicht schneller als sonst ging er zum Palasttor. Dort trat ihm vom Telephon der Wachhabende vor zwanzig Bajonetten entgegen. —

Der Millionär ist bei späteren Erkundigungen über den Abenteurer weniger erfolgreich als einst gewesen, und Marion weiß darum nicht genau, ob er im Gefängnis vergessen wurde, wenn die Essensstunden schlugen, oder ob er in nebelfeuchter und fieberschwangerer Dämmerung eines Tropenmorgens unter den Kugeln eines Exekutionspeletons in sein einsames und nun vergessenes Sandgrab fiel.

Nacht.

Von

Alice Freiin v. Gaudy.

Mit leisen Schritten kommt die Nacht heran
Und schaut verträumt die weiten Wiesen an.
Wie heimlich Frösteln läuft es vor ihr her ...
Die Blumenkelche sinken schlummerschwer.
Ein letzter süßer Dufthauch steigt und schwebt,
Da sacht die Nacht den grauen Schleier hebt.
Sie breitet lautlos ihn auf Wald und Land ...
In blauem Dunkel lischt der Farben Brand,
Und wo ihr Geisterschritt vorüberwallt,
Stirbt jeder Ruf — und jeder Ton verhallt.

Stumm tritt sie auf des Berges Gipfel hin,
Der großen, dunklen Weiten Herrscherin.
In tiefe Finsternis, zum Himmelsrand,
Gen Osten, ist ihr Königsblick gewandt,
Dem Feind entgegen, dem sie weichen muß,
Dem Tag, dem Sieger mit dem Flammenkuß,
Vor dessen Schönheit ihre Pracht vergeht,
Vor dessen Herrlichkeit sie schmucklos steht,
Der ihren tiefsten Zauber nie ermißt:
Wie mild, wie still, wie göttlich groß sie ist!

Digitized by Google

Aus der Entstehungsgeschichte des deutschen Nationalstaatsgedankens.

Von Prof. Friedrich Meinecke in Freiburg i. B.

Der deutsche Nationalstaat der Gegenwart scheint eine der glücklichen geschichtlichen Bildungen zu sein, in denen eine jahrhundertelange wirrenreiche Entwicklung zu einem klaren und reinen Endergebnis gelangt ist. Der Glanz des vollendeten Werkes kann die Mühen derer, die es schufen, verdecken, wenigstens in den Augen der naiven Zeitgenossen. Für viele von ihnen sind die Begriffe Nation und Nationalstaat etwas höchst Einfaches und Selbstverständliches, etwas, woran man gewöhnt ist, woran man so wenig zweifeln kann, wie an dem Lichte der Sonne. Sie leben in diesen Begriffen und empfangen von ihnen bestimmte Impulse für das eigene Denken und Handeln, so daß die Vorstellungen über das, was national und was nicht national ist, in gewissen Kreisen fast schon zu einer mechanischen Einförmigkeit gelangt sind.

Der tiefer Nachdenkende wird eine solche Einförmigkeit niemals gelten lassen. Sie ist nicht nur für die Zukunft der Nation selbst schädlich, weil sie die Geister einengt, sie ist auch, wenn man diese selben orthodoxen Begriffe vom Wesen des Nationalen und des Nationalstaates auf die Vergangenheit überträgt, historisch falsch. Wie wenig paßt zum Beispiel Bismarck bis zum Jahre 1866 in das Normalgewand des deutschnationalen Staatsmannes. Er war ein stolzer und ehrgeiziger Preuße, der in den fünfziger Jahren noch verächtlich von dem räudigen Hermelin des deutschen Patriotismus sprach — und doch war er mit seinem schroffen und egoistischen Preußentum im Grunde genommen selbst damals schon ein mindestens ebenso guter Deutscher wie mancher derer, die in ihm damals einen verlorenen Sohn des deutschen Vaterlandes sahen. Und wir freuen uns gerade seines ursprünglichen Preußentums, auch wenn wir selbst nicht dem exklusiven Preußentum mit Leib und Seele verschrieben sein sollten. Und so freuen wir uns noch so mancher anderen Dissonanzen, die dem harmonischen Schlußakkord der deutschen Reichsgründung vorausgegangen sind — wir freuen uns ihrer nicht nur aus ästhetischen Gründen, weil das Einseitig-Herbe, wofern es nur Charakter hat, auch an sich bereits schön wirken kann — sondern auch aus Gründen einer tieferen historischen Erkenntnis.

Wir müssen uns klar machen, daß unser heutiges nationales und nationalstaatliches Ideal aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammengeflossen ist, aus Elementen, die früher zum Teil in schärfstem Streite miteinander gelegen haben, die früher schlechthin unversöhnlich, unausgleichbar miteinander erschienen sind und die sich doch zueinander gefunden haben. Ja, man kann sagen, die Kraft, mit der der Gedanke des Nationalstaates heute auf uns zu wirken vermag, verdankt er zum großen Teile dem Reichtum, der Mannigfaltigkeit, ja auch den ursprünglichen Widersprüchen, den mächtigen geistigen Spannungen seines geschichtlichen Inhalts. Wundervoll und wunderbar ist das Werden der Nationen und insbesondere der deutschen Nation, und wie es so geht, wenn man vor dem Alltäglichen einmal stutzt und nachdenkt, man glaubt vor lauter Staunen und Fragen fast den Boden zu verlieren, der uns eben noch so fest zu tragen schien — und man kann ihn nur wiedergewinnen, wenn man das Herz weit macht, wenn man Liebe übt für alles Lebendige und Eigentümliche, was auf dem Boden der deutschen Nation gewachsen ist.

An eine große Grundtatsache möchten wir hier vor allem erinnern, an eine schneidende Dissonanz der Jahrzehnte, die der Reichsgründung vorausgingen, und die noch heute nachwirkt — an den Gegensatz der liberalen und der konservativen Staatsanschauung, der nicht nur auf dem Gebiete des inneren Verfassungslebens, sondern gerade auch auf dem Gebiete der nationalen Frage sich regte. Wie flogen da früher die Vorwürfe und Anklagen herüber und hinüber. Die liberalen Vorkämpfer der deutschen Einigung in den Jahren 1848/50 warfen ihren konservativen Gegnern eine sträfliche Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit gegenüber den großen Angelegenheiten der deutschen Nation vor und schalten ihren engherzigen Partikularismus, der im Grunde nur an die Erhaltung der eigenen Standesvorrechte dächte, nur in feudal-aristokratischem Egoismus wurzelte. Umgekehrt sagten die Konservativen zu den Liberalen: Nicht ihr, sondern wir sind die Hüter echter deutscher Nationalität. Ihr Liberalen und Demokraten seid eigentlich Weltbürger, ihr wollt Deutschland mit einer Verfassung beglücken, die auf ganz fremdem, undeutschem Boden gewachsen ist, die ein Abklatsch von französischen, belgischen, englischen, amerikanischen usw. Vorbildern ist, die zurückgeht auf die abgenutzten Schlagwörter der französischen Revolution. Nur das kann, schrieb Stahl, der Wortführer der preußischen Konservativen 1849, die rechte Einigung Deutschlands sein, durch welche die echten und ruhmvollen Charakterzüge deutscher Nation erhalten bleiben, also Heilighaltung

erworbener Rechte, der Bande persönlicher Treue zwischen Fürsten und Völkern, der Bewahrung des christlichen Glaubens als Mittelpunkt auch für das öffentliche Leben. Sind diese tiefsten Züge deutscher Nationalität durch das jetzige Verfassungswerk — er meinte die Frankfurter Reichsverfassung — nicht vielmehr aufgehoben zugunsten kosmopolitischer Ideale?

So fragte er, und wir dürfen heute antworten mit einem Ja und Nein zugleich. Und wenn umgekehrt die Liberalen damals ihm repliziert hätten: Nicht wir, sondern Ihr Konservative seid eigentlich die Kosmopoliten mit Eurer Politik der heiligen Allianz, die die Nationen unterdrücken will zugunsten der solidarischen europäischen Dynastien und Aristokratien — so müßten wir heute auch zu diesem Vorwurf ein Ja und Nein zugleich sagen. Es stand damals so, daß in diesem Konflikt zwischen liberaler und konservativer Staatsidee zugleich zwei verschiedene Ausprägungen des nationalen und nationalstaatlichen Gedankens aufeinander stießen, von denen eine jede in besonderer Weise noch verbunden und verbündet war mit internationalen, universalen Ideen. Jeder konnte sich also mit Recht auf sein deutsches Nationalgefühl berufen, und dem andern gewisse unnationale, weltbürgerliche Neigungen vorwerfen, jeder übersah dabei, daß auch er einen Splitter im eigenen Auge trug. Diese beiden verschiedenen Nationalgedanken gilt es sich zunächst ganz klar zu machen in ihrem eigentümlichen Werte und zugleich in ihren eigentümlichen Schwächen, das heißt in ihrer eigentümlichen Verquickung mit übernationalen Elementen.

Der liberale Nationalgedanke hat damals eine kurze und klassische Formulierung gefunden in den Worten, die Heinrich von Gagern dem Frankfurter Parlament beim Beginn seiner Tagung am 19. Mai 1848 zurief: Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. Damit berief er sich also auf das demokratische Prinzip der Volkssouveränität als den Rechtstitel und die Grundlage des zu schaffenden nationalen Einigungswerkes. Er berief sich damit auf die Kräfte, die in der französischen Revolution zutage getreten waren, auf eine Staatsauffassung, die historisch eminent gewirkt, zerstörend und auch aufbauend gewirkt hat, und die doch zugleich ihrerseits die historische Wirklichkeit gröblich verkannt, ja sogar geleugnet hat: Denn grundfalsch war es, so, wie die Lehre von der Volkssouveränität es sich gemeinhin vorstellte, den Staat sich entstanden zu denken durch einen contrat social, einen freien Vertrag einer Vielheit von Menschen untereinander. Grundfalsch war es ferner von ihr, nur diejenigen Staaten als echte Nationalstaaten anzuerkennen, in denen der jeweilige Wille der Mehrheit herrschte und regierte. Es war eine Lehre, die sich auf allgemeine Vernunftwahrheiten berief, die absolut und dauernd gültig seien für alle Staatsgebilde von Menschenhand. Danach zog sie die Richtschnur und verwarf alle diejenigen Staatsformen, die nicht hineinpaßten, mochten sie von noch so großer und lebensvoller geschichtlicher Vergangenheit sein. Sie berief sich auf die ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte, d. h. sie appellierte im letzten Grunde an den Gedanken der Menschheit, sie stellte ein universales Prinzip auf für die Einteilung und Verfassung der Völker im einzelnen. Nation und Nationalstaat war hier zunächst nicht mehr als eine Unterabteilung der Menschheit, ein aus abstrakten Grundsätzen gezimmerter Rahmen zunächst noch ohne individuellen Inhalt. Wie es auf deutschem Boden in den Jahren der Revolution als einer der ersten Wieland formulierte, indem er 1791 schrieb: Wenn von 25 Millionen Menschen 24, ja nur 20 Millionen einmütig und standhaft auf einer Umschaffung ihrer alten Staatsverfassung bestünden, so machten die 20 die Nation aus, und nicht sie, sondern die kleine Anzahl, die sich dem Willen der ungleich größeren widersetzte, wären die Aufrührer.

Nur das also wurde als Nationalwille anerkannt, was die jeweils lebende Mehrheit des Volkes im hellen Lichte des Bewußtseins wollte und forderte; die ganze Erbschaft der Vergangenheit einer Nation, soweit sie zu greifen und zu fassen war, stand jeden Augenblick in Gefahr, von diesem Mehrheitswillen kassiert zu werden, und das Ungreifbare, das Unbewußte, das aus der Vergangenheit in dem lebenden Geschlechte nachwirkte, ignorierte man. Das hieß das Leben der Nation entwurzeln.

Aber die unzerstörbare Natur der Dinge sorgte dafür, daß dies Unternehmen niemals ganz gelingen konnte, daß allein schon die unbewußt fortwirkenden Wurzeln der Vergangenheit auch in dem Neuen, was man schuf, fortlebten und ihm Lebenskraft gaben. Mit wieviel Fäden hängt nicht der Staat der Revolution mit dem Staate Ludwigs XIV. zusammen. Und so konnte es geschehen, daß der neue Gedanke der nationalen Selbstbestimmung und Souveränität nicht nur eben ein historischer Irrtum blieb, sondern auch eine historische und nationbildende Kraft wurde, indem sie den alten Nationalstaat der französischen Monarchie auf eine neue populäre Basis stellte, indem sie das in den Massen schlummernde Nationalgefühl zum hellen Nationalbewußtsein weckte; indem sie, kurz gesagt, die Nation insgesamt zu einer sich selbst bestimmenden Persönlichkeit, zu einem großen Individuum erhob und ihr damit eine gewaltige Schwungkraft gab. Und die weitere positive Leistung dieser Idee ist, daß sie die Begriffe Nation und Staat überhaupt in die engste Gemeinschaft brachte und für die in sich geschlossene Nation auch den in sich geschlossenen Staat

als festes politisches Gehäuse forderte. Und mag man immerhin zugleich festhalten, daß diese Lehre von universalen und abstrakten Forderungen ausging, daß sie von französischem Boden auf deutschen Boden verpflanzt worden ist, — schlechthin ein Fremdgewächs blieb sie hier darum doch nicht. Die Entwicklung der romanischen und germanischen Völker und Staaten hatte doch soviel Gleichartiges und Verwandtes von jeher gehabt, daß der Boden auch in Deutschland für die Idee der nationalen Selbstbestimmung bereitet und empfänglich war.

So hat denn der deutsche Liberalismus, mochte er sich auch ursprünglich von französischen Doktrinen und Theorien stark mit nähren, mochte er dadurch auch oft einen stark undeutschen, weltbürgerlichen Zug annehmen, sich doch zu nationalisieren vermocht und hat in seinem stürmischen Drängen auf Schaffung des nationalen Einheitsstaates wohl oft zu voreilig, zu unbesonnen, zu doktrinär gehandelt, aber schließlich doch auch moralische und politische Kräfte erzeugt, ohne die der gestaltende Staatsmann von 1870 niemals sein Werk hätte aufrichten können. Man darf sagen: der Gedanke der Macht und Größe des staatlich geeinigten Deutschlands ist im Laufe des XIX. Jahrhunderts gepflegt und verbreitet worden vor allem und in erster Linie durch die Vertreter des liberalen Nationalgedankens.

Und nun der konservative Nationalgedanke dagegen. Wir haben schon gehört, was Stahl 1849 unter Pflege der deutschen Nationalität verstand, und möchten noch ein weiteres höchst prägnantes Zeugnis vorführen, das dem ersten größeren publizistischen Organ der hochkonservativ-aristokratischen Richtung der Reaktionspartei in Preußen, dem Berliner Politischen Wochenblatt von 1833, entstammt: Auch wir sind Deutsche, voller Liebe zu dem Vaterlande, in das uns Gott gesetzt, wie es jeder tüchtige Mensch sein muß, voll Begeisterung für alles Herrliche deutscher Art, Kunst und Geschichte, nur glauben wir, daß eine nichtige, äußerliche Einheit Deutschlands diesen echt patriotischen Sinn eher vernichten als fördern werde, und daß der Versuch, uns auf *diese* Art zu einer sogenannten grande nation zu machen, den schmählichsten Schiffbruch unserer edleren Nationalität zur Folge haben würde. Ja, wir glauben, daß das deutsche Vaterland sein eigenstes Lebensprinzip eben in jener rechtlichen Mannigfaltigkeit habe, welche dem Truggebilde des falschen Patriotismus hingeopfert werden soll. Auch sei — so fuhr der Artikel fort — das Nationalgefühl, so wenig es an sich verwerflich, nicht das Höchste, es sei, solange es nur für sich bestehe, etwas Heidnisches, und es müsse etwas Höheres geben — dieses Höhere sei die Anerkennung einer auf dem Recht beruhenden göttlichen Weltordnung auf Erden, welche jenes Gefühl läutert und heiligt. Diese Erkenntnis lehre aber auch, daß es nicht erlaubt sei, deutsche Provinzen, welche lange vertragsmäßig undeutschen Fürsten gehört haben, unter dem Vorgeben mit Krieg zu überziehen, daß deutsche Erde kein fremdes Joch tragen dürfe. War es auch ein Unglück für Deutschland, daß das Elsaß französisch wurde, so ist es doch besser, daß dies jetzt verschmerzt werde. Gönnen wir auch den Franzosen ihre nivellierte Einheit und bewahren wir uns das bessere Bewußtsein, daß Deutschlands Einheit gerade umgekehrt darin besteht, daß in jedem, auch dem kleinsten Teile des deutschen Vaterlandes besondere Lebenspulse schlagen, die alle dem Herzen Nahrung zuführen.

Sollen wir uns entrüsten über die Schwächlichkeit und Schlaffheit des Nationalgefühls, das geradezu Angst hat vor dem Macht- und Einheitsstaate und vor der Aussicht, daß man um entfremdeten deutschen Landes willen einen Krieg führen könne? Wir meinen, nein. Auch hier gilt es den fruchtbaren Kern aus dem, was uns fremdartig und unnational erscheint, herauszuschälen; auch hier gilt es, jene Mischung nationaler und übernationaler, universaler Ideale zu erkennen, die, wie ich sagte, auch dem konservativen Nationalgedanken eigen ist. Das Universale, was höher sein soll als das Nationale, ist hier ja offen ausgesprochen, ist der Gedanke, daß die geschichtlich erwachsenen, durch Herkommen und Vertrag geheiligten Rechtsordnungen der Welt das Höchste seien, daß in ihnen der Wille Gottes sich offenbare und daß die Ansprüche und die Interessen der Nation vor ihnen zu schweigen hätten. Dem rationalistisch gefärbten Universalismus der Volkssouveränitätslehre trat hier der religiös gefärbte Universalismus der politischen Romantik entgegen. Denn eine echte Frucht der Romantik haben wir hier vor uns. Diese Freude an den tausend Besonderheiten, an der Ursprünglichkeit und der Mannigfaltigkeit des deutschen Volkslebens in sich ist nicht geheuchelt, ist auch nicht bloß geschickte Verbrämung der feudalen Sonderrechte und überlebten Altertümer, sondern entspringt zugleich dem romantischen Sinne für das naturhaft Volkstümliche, für die heimlich-trauten Reize alles dessen, was der Volksgeist im Laufe der Jahrhunderte Buntes und Mannigfaltiges hervorgebracht hat in Sitte, in Kunst, im täglichen Leben, im Staate. Gegen die Volks*souveränität* spielt die politische Romantik den Volks*geist* aus, gegen die geschlossene *Persönlichkeit* der Nation und des Nationalstaates etwas, ja, wir müssen wohl sagen, Ungeschlossenes, Unpersönliches, aber etwas zugleich lebendig Gebärendes: Nation und Nationalität erscheint hier wie der fruchtbare Mutterboden, auf dem es bunt und herrlich durcheinander blüht und zugleich auch — müssen wir hinzusetzen — wuchert; denn wie vieles von dem, was die damaligen Konservativen und Legitimisten an alten Einrichtungen konservieren wollten, war Wucherpflanze. Aber an Adel und Geist

fehlte es dieser, zugleich dem Adelsinteresse dienenden Lehre vom Volksgeist ganz gewiß nicht. Sie lehrte, daß die Nation nicht bloß in den augenblicklich lebenden Individuen eines Volkes sich darstellt, sondern daß auch die Geister der Vergangenheit wirkend, mahnend, ratend mit in die Gegenwart hineinragen, daß Lebendes und Erlebtes einer Nation zusammen erst ihr volles Wesen ausmachen. Sie gab damit dem Gedanken der Nation den tiefen geschichtlichen Hintergrund zurück, den ihm der demokratisch-liberale Nationalgedanke zu rauben drohte. Wohl hat sie nun das Lebende oft dem Erlebten geopfert; sie bekämpfte lange die äußere politische Einheit der Nation, während der Wunsch der Nation nach äußerer staatlicher Einheit selbst immer lebendiger mit jedem Jahrzehnt wurde. Sie bekämpfte die Einheitsbewegung ja zum großen Teile deswegen, weil diese zugleich die Bewegung des nach politischer Macht verlangenden Bürgertums war und weil sie von der politischen Einheit der Nation zugleich eine Schwächung der politischen Macht des Adels besorgte, aber man darf über diesem sehr realen und robusten Interessengegensatz nicht den feineren und geistigeren Gegensatz zweier verschiedener Nationalitätsideale vergessen. Die konservativen Denker bekämpften die äußere national-staatliche Einheit auch deswegen, weil sie von ihr besorgten, daß sie zur Einförmigkeit, zur Nivellierung, zur Ertötung der inneren Mannigfaltigkeit führen — daß sie also gerade eine Entnationalisierung Deutschlands bewirken könnte. Und sie konnten sich darauf berufen, daß der größte geschichtliche Denker, den das damalige Deutschland und Deutschland überhaupt gehabt hat, Leopold v. Ranke, auf einem ihnen sehr verwandten Boden stand. Er hatte selbst ein deutsches Nationalgefühl, wie es lebendiger und wärmer nicht gedacht werden kann. Er gab es auch zu, daß die Nationen eine Tendenz hätten, Staat zu sein — und durch die Anerkennung dieser einmal vorhandenen Tendenz zeigte er größeren Weitblick als die extrem Konservativen —, aber so sei es doch nicht, meinte er, daß Nationalität und Staat schlechthin zusammenfielen. Nation sei nicht etwas so eng Geschlossenes wie der Staat. Unser Vaterland, sagt er, ist mit uns, in uns. Deutschland lebt in uns, wir stellen es dar, mögen wir wollen oder nicht. „Dieses geheime Etwas, das den geringsten erfüllt wie den vornehmsten — diese geistige Luft, die wir ein- und ausatmen — geht aller Verfassung vorher, belebt und erfüllt all ihre Formen."

Nationalität ist also auch Ranke ein *geheimes* Etwas, eine im Verborgenen wirkende Kraft, die nicht notwendig sich in die Persönlichkeit des geschlossenen einheitlichen Nationalstaats umzusetzen braucht, sondern ein unpersönliches, aber alles, Kultur wie Staat durchdringendes Ferment bleiben kann — Kultur *und* Staat durchdringend, d. h. den geschichtlich gewordenen deutschen *Einzel*staat. In diesem Sinne sagt er ein andermal: „Eine uns eigene, große deutsche Aufgabe haben wir zu lösen: den echt deutschen Staat haben wir auszubilden, wie er dem Genius der Nation entspricht." Also der deutsche Einzelstaat, der in dem geheimen Etwas des Volksgeistes, der Nationalität wurzelt, von ihm aus bestimmt und geformt wird zu einem originellen deutschen Gewächse — das ist *sein* deutscher Nationalstaat damals, — es ist die geistreichste und bedeutendste Formulierung des spezifisch konservativen Nationalgedankens, es ist vor allem diejenige, die von universalen, weltbürgerlichen Bestandteilen am freiesten ist. Wir wissen heute, daß der Boden der Nation noch mehr zu leisten und zu tragen vermochte, als den echt deutschen Einheitsstaat, wir begreifen auch leicht, daß diese Rankesche und konservative Nationalitätsidee, die mit dem von deutschem Geist genährten Einzelstaate zufrieden war, ein Reflex der tatsächlichen staatlichen Zersplitterung Deutschlands und ein Versuch, sie geistig zu rechtfertigen, war. Aber alle derartige Ideen sind ja Reflexe einer irgendwelchen tatsächlichen Wirklichkeit, und sie müssen es sogar sein, sie müssen solch Lebensblut in sich haben, wenn sie ihrerseits wieder als geistige Macht auf die Wirklichkeit zurückwirken sollen. Dieser konservative National- und Nationalstaatsgedanke ist, so darf man sagen, eines der geistigen Mittel gewesen, um den deutschen Einzelstaat für die Eingliederung in den künftigen deutschen Nationalstaat vorzubereiten. Er hat den deutschen Einzelstaat in seiner Existenz gerechtfertigt, aber mit Gründen, die auf etwas Höheres sich beriefen als auf den Einzelstaat, und hat dadurch die Idee einer inneren nationalen Gemeinschaft auch in diejenigen Kreise hineingetragen, die voller Mißtrauen gegen die äußere politische Gemeinschaft der Nation waren; diese Art von Partikularismus hat gerade dazu mitgewirkt, ihn innerlich soweit zu überwinden, als es zur Herstellung des nationalen Einheitsstaates nötig war.

Wie wir schon im Eingang andeuteten: wir meinen, daß insbesondere Bismarcks politische Wandlungen dadurch mit erklärt und verständlich werden. Es geht nicht an, ihn in der Zeit von 1848 bis 1850 nur und ausschließlich als Preußen sich vorzustellen; es war gewiß nötig, zuerst und vor allen Dingen einmal das naturwüchsig-kräftige Preußentum an ihm zu betonen und auf die Kluft hinzuweisen, die ihn von dem deutschen Nationalgefühl der Frankfurter Erbkaiserlichen trennte, — aber diesseits von dieser Kluft stand damals auch der *konservative* deutsche Nationalgedanke, und in dessen Zusammenhange lassen sich alle deutschnational anklingenden Äußerungen Bismarcks aus dieser Zeit, die man oft nur als Reminiszenzen seiner Schüler- und Tur-

nerzeit aufgefaßt hat, mühelos einreihen. Auch ihm ist deutsche Nation und Nationalität danach eine große Kraft, die aber zur Erscheinung kommen soll nicht in dem äußerlich sichtbaren Einheitsstaat, sondern in der Schwertführung und in den Eroberungen der großen mächtigen Einzelstaaten. Er freut sich alles dessen, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte erobert haben, er sieht auch in Österreichs Herrschaft über nichtdeutsche Stämme eine wertvolle Errungenschaft der Deutschen, — Frankreich das Elsaß abfordern, das heißt ihm Aufschwung deutscher Kraft und Einheit. Freilich klingt das zunächst ja ganz anders als jenes Wort der Konservativen von 1833, das wir vorhin anführten, und wie ist es da möglich, diese beiden Köpfe unter einen Hut zu bringen? Nun — das Gemeinsame ist doch immer eben das, daß hier wie dort die Nationalität nicht zur politischen Persönlichkeit erhoben wird, sondern eine große moralische Potenz bleibt, aus der das mannigfachste und kräftigste Leben emporblühen kann und soll: hier der christlich-germanische Rechtsstaat, dort der preußische Macht- und Kriegsstaat.

Man muß ja freilich immer, wo man Bismarck in Zusammenhang zu bringen versucht mit geistigen und politischen Tagesströmungen, aufmerken, daß man nicht seiner Ursprünglichkeit, seinem Autochthonentum zu nahe tritt. Aber das, was wir als den konservativen Nationalstaatsgedanken zu charakterisieren versuchten, war eben nicht bloß Gedanke und Theorie, sondern es war auch unmittelbares Gefühl und lebendige Erfahrung. Und er geht — dies möchten wir zum Schluß noch eben andeuten — in seinem Ursprung auch noch hinaus über die politische Romantik und die Romantik überhaupt. Der Nationalstaatsgedanke der politischen Romantik, dessen Eigenheit darin bestand, daß er auf die staatliche Einheit der Nation verzichtete, um dafür den Einzelstaat auf die Wurzeln des schöpferischen Nationalgeistes zurückzuführen, — dieser Nationalstaatsgedanke hat seine geschichtliche Vorstufe gehabt in jenem wohlbekannten unpolitischen Nationalgefühl, das in den letzten Jahrzehnten des XVIII. und um die Wende des XIX. Jahrhunderts die besten Geister Deutschlands beseelte, von Herder bis zu Goethe, in jener Überzeugung, daß die Deutschen wohl eine große Kulturnation, aber keine Staatsnation seien. Von dieser Überzeugung sind auch die Frühromantiker, Novalis und Friedrich Schlegel, noch ausgegangen, aber die Romantiker haben dann eben den weiteren Schritt getan, auch den Einzelstaat als echtes Gebilde der nationalen Kultur aufzufassen und zu würdigen. Sie haben damit die Staatlosigkeit des deutschen Geisteslebens überwinden helfen, aber sie und ihre konservativen Schüler und Erben haben doch dabei, wie wir sagten, gewisse universalistisch-weltbürgerliche Bestandteile nicht ganz loswerden können; sie sahen und erkannten über dem Leben der Nationen auch noch höhere universale Gewalten an, durch die das Selbstbestimmungsrecht und die freie Bewegung des Einzelstaates wie der einzelnen Nation in einer Weise gehemmt wurde, die dem modernen Staate und Nationalbewußtsein unleidlich erscheint. Wie vieles wäre darüber noch zu sagen, und immer weitere Zusammenhänge tun sich auf, wenn man dem nachgeht. Es tauchen die von den Romantikern wieder belebten Traditionen der mittelalterlichen Ideen von einer über den Nationen stehenden und wirksamen universalen Gemeinschaft der europäischen Christenheit auf, es taucht der weltbürgerliche Geist des XVIII. Jahrhunderts auf, an dessen Quelle sowohl der liberale wie der romantisch-konservative Nationalgedanke getrunken haben, und es taucht schließlich die schönste Blüte dieser Zeit, das Humanitätsideal Goethes und Schillers wieder auf, das auch universal und national zugleich war und zu dem stolzen Worte Schillers führen konnte: Der Deutsche verkehrt mit dem Geist der Welten. All das hat hinübergewirkt auf die Entstehungsgeschichte des deutschen Nationalstaatsgedankens. So viel Heterogenes fließt in ihnen zusammen, und in so mannigfachen Farbenbrechungen erscheint der reine Lichtstrahl.

Wenn wir es wagten, einige Resultate einer größeren Untersuchung — sie wird im Herbst d. J. unter dem Titel „Weltbürgertum und Nationalstaat“ im Verlage von R. Oldenbourg, München, erscheinen — hier in rascher Skizze vorzulegen, so geschah es in der Erwägung, daß die Gegensätze, die wir schilderten, auch heute noch, wo sie ihre Harmonie und Versöhnung im neuen Reiche gefunden haben, fortwirken, aber nicht in friedlichem Kampfe, sondern in fruchtbarer Wechselwirkung. Der deutsche Nationalgeist erschöpft sich nicht in der Schaffung und Erhaltung des deutschen Nationalstaates. Wir sehen in dieser wohl eine der höchsten, aber nicht die einzige unserer hohen Nationalaufgaben, und meinen immer noch mit Ranke, daß die Nation nicht so eng geschlossen ist wie der Staat, und daß wir unser Vaterland mit uns tragen in alle Welt, — in alle äußere wie innere Welt, in die wir unseren Fuß setzen.

Das Feſt iſt aus.

Von Anſelm Heine.

Der Walzer zu Ende,
Das Feſt iſt aus,
Wir aber, wir gehen
Noch längſt nicht nach Haus.

Und ſpielt keine Geige,
So ſpielt uns der Mond,
Und der Anger iſt ſilbern
Vom Froſte gebohnt.

Verſchwinden die Gäſte,
Wir grämen uns nicht,
Ich ſeh' tauſendfältig
Dein ſüßes Geſicht.

Und ſchließt man den Saal auch —
Der Garten iſt frei,
Still grüßen die Bäume,
Wir wandeln vorbei.

Keine Tür und kein Ofen —
Wir küſſen uns warm,
Keine Bank, keine Stühle —
Du liegſt mir im Arm.

Und wirſt Du mir ſchläfrig
Und nickſt Du mir ein,
Dann freilich, dann möcht ich
Zu Haus mit Dir ſein.

Digitized by Google

Ruine Fleckenstein.

Wasgauburgen. Eine Wanderfahrt von E. Grucker.

Mit Originalbildern von Prof. Peter Paul Müller-München.

Den „drey Burgen auf Einem Berge", die der alte Spruch als Wahrzeichen des Elsaß rühmt, galt eine Wanderung, die ich an einem klaren Sommermorgen vom Wörther Schlachtfeld aus antrat. Im Städtchen lagen die Fensterläden meist noch wie schlaftrunkene Lider über den Häuseraugen. Draußen aber griffen schon die ersten Sonnenstrahlen über die Hügel und warfen eine funkelnde Saat von Brillanten über das Reiterstandbild Kaiser Friedrichs. Frische Kränze, von den Schulkindern zum 6. August geflochten, lehnten überall an den Denkmälern. Auf der Landstraße hielt ein leerer Wagen; er schien auf zwei mit dem eisernen Kreuz geschmückte Veteranen zu warten, die still und ernst vor einem Kriegergrab am Waldrand standen. Helle Glockentöne zitterten von fernen Dörfern mit inbrünstiger Eindringlichkeit durch die Luft und dunklere, vollere gaben von der Friedenskirche her gelassene Antwort.

Ein Gefühl der Andacht schien auch über den Landmann zu kommen, den ich am Saum des Gehölzes eingeholt hatte. Schweigend schritt er neben mir durch den taufrischen Morgen, bis der letzte Glockenton verklungen war. Dann zeigte er mir eine Tanne am Sauerbach: in ihrem Wipfel habe er als Knabe gesessen, als die bei Weißenburg geschlagenen Regimenter finster diese Straße zogen, und nie könne er vergessen, wie blutjunge Soldaten einen graubärtigen Kapitän bedrohten, der versuchte, sein Pferd an ihnen vorbeizutreiben. „'s isch besser so," schloß er das Gespräch, als wir an seiner Wiese Abschied nahmen, „mer sin ditsch un mer bliewe ditsch."

Heute wollte ich den Spuren einer siegreichen französischen Armee folgen, die zweihundert Jahre vorher den umgekehrten Weg marschiert war. Wohl ein Dutzend zertrümmerter Burgen in mäßigem Umkreis erzählen wie das Heidelberger Schloß von ihrer Zerstörungswut. Ein steiler Hohlweg führt

Digitized by Google

von der schattigen Bergstraße aufwärts zum Fleckenstein, der schönsten dieser Ruinen. Hoch über dem Walde erhebt sich der rote Fels mit seinen übereinandergeschichteten, gewaltigen Platten, und auf diesem Ungetüm, wie mit ihm verwachsen, strebt das Mauerwerk empor. Auf einer in den Felsen gehauenen Wendeltreppe stieg ich zum Plateau hinan. Höhlenartige Kemenaten liegen im Innern etagenweise übereinander: ihre Decken sind in flachen Stichbogen auf wuchtige Pfeiler gestützt, die man beim Aushauen im Gestein hat stehen lassen. Nur spärliches Gemäuer des Palas ragt noch auf der Terrasse, aber die riesigen Umkleidungsmauern lassen ahnen, wieviel Klugheit und Energie den beschränkten Mitteln zu Hilfe kam, um das kühne Adlernest zu errichten. Jahrhundertelang galt diese Stammburg eines der begütertsten elsässischen Geschlechter für uneinnehmbar, und erst als sie nach dem Tod des letzten Fleckenstein dem Prinzen Rohan von Soubise verliehen war, gelang es dem Marquis von Vebrün, sie durch einen nächtlichen Überfall zu nehmen. Die Söldner Monclars haben sie dann 1680 gleich den Nachbarburgen zerstört.

Wie der Schakal in der Nähe des Löwen sein Lager aufschlägt, um die Abfälle seiner Beutezüge zu erhaschen, so lauert hinter Fleckenstein im schweigenden Walddunkel die Raubritterburg Linkenschmitt. Sei mir gegrüßt, toller Hannel Streiff, Du elsässischer Rodensteiner, Du Popanz unsrer Kindertage! Wie oft hat der Schreckschuß „Hans Trapp kommt!“ unsern Mutwillen gebändigt! Hier in Deinem Schlupfwinkel steht erst Deine wahre Gestalt mir vor Augen. Ich sehe Dich grimmen Eisenbeiß diese Felsentreppe hinaufklirren, während im Zwinger ein Knappe Dein erhitztes Roß hin und her führt und Deine verwitterten Gesellen mit eingefangenen Kaufleuten Possen treiben. Dein dröhnendes Lachen antwortet auf die besorgten Fragen der Burgfrau, die Dir die Schuppenkette unter dem struppigen Bart löst, und drollig weißt Du zu schildern, wie die verkehrt beschlagenen Rosse die Verfolger in die Irre geführt haben. Triumphiere nicht zu früh, Junker Hans! Noch in dieser Nacht werden die Straßburger Krämer Deinen Falkenhorst erklettern, und Du wirst allen Humor zusammennehmen müssen, um Dich samt Deinen Kumpanen mit Anstand des Seilers Tochter zu vermählen ...

Mit einem bessern Gewissen als die Ruine Linkenschmitt, die so verschämt ihr Antlitz versteckt, sieht die Hohenburg — nur tausend Schritt weiter bergan — frei in die Lande. Deutlich ist noch die fünfseitige Umfassung mit aufgesetzten Ecktürmen zu erkennen, und auch hier ist der Felsen vielfach unterwühlt. Was aber diese Burg vor andern auszeichnet, ist der künstlerische Schmuck. Blumenranken, Fische mit verschlungenen Schwänzen und andere Ornamente zieren die Türbogen; Reste alter Säulenknäufe und Wappen liegen umher. Sparen wir die Aussicht vom Bergfried auf die Nachbarburg und setzen wir uns lieber auf eine der Steinquadern. Es raschelt in der Heide: das klugäugige Köpfchen einer Eidechse, deren goldgrüner Panzer wie Edelgestein in der Sonne glitzert, guckt verwundert den Wanderer an, der ihre Einsamkeit stört. Wie ich sie haschen will, ist sie blitzschnell in einer Mauerritze verschwunden und macht mich dadurch aufmerksam auf das Sickingensche Wappen über ihrem Versteck. Franz von Sickingen, dessen Großmutter eine Hohenburg war, hat hier die schicksalsschweren Verträge geschlossen, die seinen Fall und damit auch den der Hohenburg herbeiführten. Wohl hat sein Sohn, der Gefolgsmann Karls V., die Burg im Renaissancestil wieder aufgebaut; aber da die Sickingen in Wien wohnten, boten die vernachlässigten Befestigungen den Vandalen Monclars wenig Widerstand. — Die Sonnenglut trieb mich zum kühlen Maidebrunnen, der am Fuß des Berges murmelt. An ihm wollen verirrte Kräutersucher eine schöne Jungfrau im Vollmondlicht gesehen haben, die bei ihrem Nahen in Nebel zerrann. Ob es die Braut des Minnesängers Konrad Puller von Hohenburg war, die er in der Heimat zurücklassen mußte, als er mit Rudolf von Habsburg gegen Ottokar zog? Oft mag er an diesem Brunnen

Treppenaufgang in der Burg Falkenstein.

seine sehnsuchtsvollen Lieder gesungen haben, und das Rieseln des Quells, das Flüstern im Unterholz, das Jauchzen und Tosen des Sturmwinds im Eichwald gaben die vielstimmige Harfenbegleitung dazu.

Dem Maidebrunnen gegenüber steht schon auf bayrischem Gebiet der „Krötenpfuhl“; die Gebrüder Grimm haben uns von diesem Felsblock erzählt, auf dem jene weiße Jungfrau ihrer Erlösung harrend als Kröte sitzen soll. Noch eine Viertelstunde steigt der Weg zwischen schlanken Baum- und bizarren Felsensäulen, dann stehen wir plötzlich vor dem finstern Tor der Wegelnburg. Man darf sich durch die Brennesselwildnis im Zwinger nicht abhalten lassen, die Treppen des Dornröschenschlosses emporzuklettern; denn vom Altan lockt eine entzückende Fernsicht. Wie sich im See nach einem Steinwurf immer größere Kreise bilden, so hat sich das Land ringsum gleichsam gekräuselt zu immer weiteren Bergringen, und wie die Edelsteine am Ring, so glänzen die Burgen auf den Gipfeln in der Mittagssonne: dort der Trifels, in dem Richard Löwenherz gefangen saß, bis der treue Blondel ihn befreite; da der Berwartstein, dessen Held, Hans von Trot, sich mit Hannel Streiff um die Ehre streitet, dem elsässischen Knecht Ruprecht den Namen gegeben zu haben; hier der Drachenfels, die Dahner Schlösser, die Lindelbronner Burg und viele mehr.

Nun herunter aus dem Mittelalter in die lebendige Gegenwart, in den von Sommerfrischlern wimmelnden Luftkurort Schönau, und nach kurzer Rast zurück über die Grenze und von neuem eingetaucht in das elsässische Wäldermeer. Gute Geister gehen uns zur Seite. Zwei Männer mit klangvollen Namen sind vor vierzig Jahren hier gewandert. Während der eine, Anton von Werner, mit raschen Strichen den riesigen Steinwürfel in der Tiefe zeichnete, schrieb der andere, Viktor Scheffel, die Verse nieder:

Ein Pfad biegt von des Maimont Gipfeln
In ein elsässisch Waldtal ein;

Digitized by Google

Und braunrot starrt aus grünen Wipfeln
Der Doppelklotz des Wasgenstein ...

Bald stand ich im Burghof. Über mir von dürrem Geäst und grünem Strauchwerk zäh umschlungen die roten Quadern der Ruine. Vor mir der unheimliche kleine Teich mit seinen trüben, regungslosen Wassern. Ringsum der schweigende Wald, unberührt von den tosenden Wasgaustürmen, weil hohe Berge ihn umschirmen, — so schweigend, als wäre er in atemlosem Horchen erstarrt seit jenen Tagen, wo hier Schild und Speer aufeinander klirrten. Oder war es nicht hier, wo Walter gegen den grimmen Hagen stritt? Jakob Grimm verlegte den Kampf an den Götterberg Donon, verführt durch den Namen Fremont, den er als mons fractus deutete. Aber Ludwig Uhland, der 1857 die Burg besuchte, erklärte, hinweisend auf die nahen Eisenwerke, das Wort wohl richtiger als mons ferratus. Ob freilich Ekkehard, der Sänger des Waltariliedes, selbst hier gewesen ist, scheint mir sehr zweifelhaft. Denn abgesehen von andern Einzelheiten ist wohl ein enger Felsspalt da, in dem sich Walter gegen eine Übermacht hätte wehren können, aber von einer Höhle dahinter, die Raum für Hildegunde und die Pferde geboten hätte, ist nichts zu sehen. Des Dichters Phantasie mag ergänzt haben, was ihm in St. Gallen ein Weißenburger Mönch erzählte.

Ein Blick auf die Uhr machte meinem Sinnen und Suchen ein Ende. Der bestellte Wagen mußte längst in Obersteinbach warten. Auf, Trab! Und aus dem Trab wurde ein unfreiwilliger Galopp mit vergeblichen Versuchen, mich an den Baumstämmen des Abhangs zu halten. Mein Kutscher aber saß gemütlich beim Wein und lachte mir zu: „I hab allewyl e paar Schöpple uff Ehr Wohl getrunke." Trotz der Schöpple fuhr er mich sachte durch den Abendfrieden nach Bad Niederbronn und ließ mir unterwegs Zeit genug, die Ruine Alt-Windstein aus der Ferne zu betrachten. Dort leistete vor zweihundert Jahren Graf Dürkheim den Franzosen den letzten Widerstand im Elsaß, bis die Flammen ihm über dem Haupt zusammenschlugen. Und seltsam, einer seiner Nachkommen — ein Knabe noch schlug er auf einem Kundschafterritt für Mac Mahon vor der Wörther Schlacht sein Leben in die Schanze — war der erste Elsässer, der im neuen Reich deutscher Offizier wurde.

Die Launen des Wetters verhalfen mir am nächsten Tag mehr zu einer Wasser- als Bergpartie. Glücklich war ich bis zur Ruine Falkenstein gekommen, die malerisch auf mächtigem Felsen aus dem lichtgrünen Buchenwald aufsteigt. Wer auf dem Steinpfad zur Zinne klettern will, dem bietet ein Geländer Halt, wenn beim Blick in den Abgrund die Bäume zu tanzen beginnen. Vorerst ließ ich mir in einer der geräumigen Höhlen von einem Förster erzählen, daß ein gebannter Schloßküfer beim Lichte seiner Weinnase in diesen Kellern hausen soll, dessen Hammerschläge oft im Tale widerhallen, als wir plötzlich wirklich ein Klopfen in der Nähe hörten. Eine abergläubische Anwandlung konnte nicht aufkommen, da aus den klatschenden Tropfen schnell strömender Regen wurde.

Trotz der Abmahnungen des lustigen Grünrocks wagte ich mich im Sturmschritt durch die tropfenden Wälder, bis der schönste Bergsee der Vogesen durch die Lücken der Zweige blitzte. Es ist sonst ein wunderbares Bild, wenn der Sonnenschein auf dem Laubwald ruht, der den Hanauer Weiher umschließt, und wenn in dem ruhigen, dunkelblauen Wasser leise schaukelnd das Spiegelbild der Burg Waldeck schwimmt, die auf einer Höhe im Hintergrund thront. Heute aber lag das Wasser schwarz, verdrießlich da, und dünne Nebel woben einen grämlichen Schleier um die Burg. Alle Vögel hatten sich verkrochen, kein Laut war zu hören als das eintönige Rauschen des Regens oder das Springen eines Fisches. Also fort, ehe der Humor ganz Schiffbruch gelitten hat, und zurück nach Niederbronn! Dort benutzte ich den nassen Nachmittag, um, wie einst Goethe, die Münzen zu besehen, die vor zweihundert Jahren römische Männer dem Quellengott geopfert hatten, damit sein Heilwasser ihnen den Rheumatismus aus den Gliedern ziehe.

Digitized

Hanauer Weiher mit Ruine Waldeck.

„. . . Als wir die Wasenburg bestiegen, verehrte ich eine gut erhalten Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet. . . . Es sind die Ruinen eines deutschen auf römischen Resten gebauten Schlosses. Von dem Turm übersieht man das ganze Elsaß." So steht zu lesen in „Wahrheit und Dichtung". Daß ich in Goethes Spuren ging, daran erinnerte mich ein sehr behäbiger Herr, der trotz der frühen Stunde an der Seite einer schlankeren Dame hinter mir bergan keuchte. „Larifari" nannte er die „Sage, daß ein Minister diesen Geißenpfad geklettert" sei. Er mußte sich von seiner höhern Tochter, die jeden Satz mit „Aber Papa!" anfing, belehren lassen, daß der Dichter damals noch kein Minister, sondern ein flotter Jüngling in Kniehosen und Schnallenschuhen gewesen sei, der sich durch häufige Ritte nach Sesenheim „mehr Bewegung gegeben" habe als der bequeme Papa. Letzteren hat die Wasenburg hoffentlich für seine Mühe entschädigt. Architektonisch gehört sie zu den schönsten Ruinen; besonders bemerkenswert ist das neunteilige Fenster mit dem kunstreich durchbrochenen Deckstein, an dem einst die Ritterfräulein Flachs und goldne Träume spannen. Wenn auch nicht von

Digitized by Google

64 XXXX

Modell einer Bockgarbe.

Bockgarbe (s. die Abbildg.) mit Rundeisen und Schiene zum Aufbocken. Mit Hilfe der Bockgarbe kann der Wagen leicht und schnell aufgebockt werden. Das Aufbocken mit der Bockgarbe ist ferner sicherer, als das Aufbocken mit der Wagenwinde, da der Wagen nicht so leicht umfallen kann. Die Bockgarbe ist für die Regimentsbäckereien der Armee sehr geeignet. Sie ist ferner für Gutsbesitzer, Fuhrwerksbesitzer, Bäckereien, Brauereien, Mühlen, Molkereien, Ziegeleien, Steinbrüche, Kohlenhandlungen, Speditionsgeschäfte, Kaufhäuser, Warenhäuser, Möbelhandlungen, Eisenbahnverwaltungen, Kasernen, Lazarette, Gefängnisse, Krankenhäuser, Irrenanstalten, Waisenhäuser, Armenhäuser, Asyle, Schulen, Pensionate, Klöster, Hospitäler, Gasthöfe, Hotels, Restaurants, Cafés, Bahnhofswirtschaften, Bierhallen, Weinhandlungen, Destillationen, Likörfabriken, Zuckerraffinerien, Zuckerfabriken, Stärkefabriken, Essigfabriken, Konservenfabriken, Fischhandlungen, Fischräuchereien, Fischkonservenfabriken, Fischmarinierereien, Fischhallen, Fischmärkten, Fischgroßhandlungen, Fischkleinhandlungen

Neue Universität.

Neue Stadt des Königs Ptolemäus II. Philadelphos, die Hälfte der alten. Zugänge zur Stadt: Kanopischer Tor, Kanopischer Kanal, Kanopische Straße, Tor des Sonnenaufganges, Mondtor, Hauptstraße, Tor des Sonnenuntergangs, Nekropolis, Tor des Nils, Nilkanal, Nilstraße, Tor des Nils, Nilkanal, Nilstraße, Tor des Nils, Nilkanal, Nilstraße

Wenn schaurige Sehen, bei Mond Nachtruf im Hüttlein Kühlrich, in Wald und Flur, Gespenster, Hexen, Teufel, Geister, Nixen, Elfen, Zwerge, Irrlichter, Wichtelmänner, Riesen, Drachen, Lindwürmer, Werwölfe, Wilde Jagd, Wasserfrauen, Wassermänner, Wasserpferde, Wasserhunde, Wasserschweine, Wasserkühe, Wasserschafe, Wasserziegen, Wasserhirsche, Wasserrehe, Wasserhasen, Wasserfüchse, Wasserwölfe, Wasserbären, Wasserlöwen, Wasserelefanten, Wasserkamele, Wasserdromedare, Wasserlamas, Wasserkängurus, Wasserbeutelratten, Wasserbeutelteufel, Wasserbeutelwölfe, Wasserbeutelbären, Wasserbeutellöwen, Wasserbeutelelefanten, Wasserbeutelkamele, Wasserbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelratten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelteufel, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelwölfe, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbären, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutellöwen, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelelefanten, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkamele, Wasserbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelbeutelkängurus, Wasserbeutelratten, Wasserbeutelteufel, Wasserbeutelwölfe, Wasserbeutelbären, Wasserbeutellöwen, Wasserbeutelelefanten, Wasserbeutelkamele, Wasserbeutelkängurus, Wasserbeutelratten, Wasserbeutelteufel, Wasserbeutelwölfe, Wasserbeutelbären, Wasserbeutellöwen, Wasserbeutelelefanten, Wasserbeutelkamele, Wasserbeutelkängurus, Wasserbeutelratten, Wasserbeutelteufel, Wasserbeutelwölfe, Wasserbeutelbären, Wasserbeutellöwen, Wasserbeutelelefanten, Wasserbeutelkamele, Wasserbeutelkängurus, Wasserbeutelratten, Wasserbeutelteufel, Wasserbeutelwölfe, Wasserbeutelbären, Wasserbeutellöwen, Wasserbeutelelefanten, Wasserbeutelkamele, Wasserbeutelkängurus, Wasserbeutelratten, Wasserbeutelteufel, Wasserbeutelwölfe, Wasserbeutelbären, Wasserbeutellöwen, Wasserbeutelelefanten, Wasserbeutelkamele, Wasserbeutelkängurus, Wasserbeutelratten, Wasserbeutelteufel, Wasserbeutelwölfe, Wasserbeutelbären, Wasserbeutellöwen, Wasserbeutelelefanten, Wasserbeutelkamele, Wasserbeutelkängurus, Wasserbeutelratten, Wasserbeutelteufel, Wasserbeutelwölfe, Wasserbeutelbären, Wasserbeutellöwen, Wasserbeutelelefanten, Wasserbeutelkamele, Wasserbeutel

wäre ihm zu lesen, wie der Dichter die Helden in ihren eingemauerten Sesseln mit den Spießen in den Fäusten und den Bärenfellen um die Schultern schildert — „welches förchterlich war anzusehen“ —, und wie er sie mit grimmigem Humor dem kläglichen Gecken die närrische welsche Haut zerzausen läßt.

Jetzt verließ ich die Vorberge, um für den Rest des Tages in das Innere des Wasgau zu dringen. Hier beginnt die eigentliche Waldschönheit der Vogesen. Buchen und Eichen werden immer mehr verdrängt von der Tanne, die stolz aus moosbedeckten Hängen aufsteigt. In der Tiefe schießen Waldbäche schäumend über glattgewaschene Blöcke, und entzückend frisch, satt, staubfrei ist das Grün der Gräser an den Ufern. Um die grauen Moosbärte seltener Felsformen spinnt die Sage ihre Fäden: dort die Brotschgrotte, in welcher der Geist eines ungerechten Richters umgeht, und da die „Spille“, eine jener Feenkunkeln, deren Zauber Christi Geburt gebrochen hat. Herrlich ist immer wieder der Blick auf die Dagsburg: bald sieht sie aus wie ein ungeheures Storchennest, dessen Insasse den Schnabel den Wolken zustreckt, bald wie ein gespenstisches Schiff, das über dem dunklen Meer des Hochwalds segelt. Wie fest muß das Schloß einst gewesen sein, daß 1675 Dagsburger Wildschützen es wagen konnten, General Monclar vom Felsen eine tote Ziege mit einer Spindel vor die Füße zu werfen, an die der Reim geheftet war:

„So wenig ihr die Geiß lehrt spinnen,
So wenig werdet ihr Dagsburg gewinnen!“

Jetzt ist keine Spur mehr von der Burg zu sehen, sondern eine Kirche schmückt den Felsen, in deren Turmnische das Standbild Leos IX. segnend die Arme ausbreitet. Bruno von Egisheim-Dagsburg, der von Heinrich III. eingesetzte Reformpapst, verdient die Ehrung; war er auch nicht „der größte Deutsche, den die Weltgeschichte kennt“, wie ich hier an seinem Geburtsort las, so war er doch ein wackerer, deutscher Mann.

Als einziger Gast saß ich im Wirtshaus, das sich auf der kahlen Bergkappe an den Schloßfelsen lehnt, und es wird mir schwer, nicht eine satirisch-psychologische Studie über das dort aufliegende Fremdenbuch zu schreiben. Neben holperigen Versen, in denen doch ehrliche deutsche Naturbegeisterung glüht, findet sich der fadeste französische Witz. Mehr über die rohe Unbildung, als über den Haß eines Verbissenen muß man staunen, der in dem Satz: „Wo der deutsche Aar seine Fänge einschlägt“, das r des Wortes Aar zu einem s gemacht hat. Unentschuldbar aber ist der Mangel an nationalem Ehrgefühl, wenn ein „Docteur en médecine de Berlin“ (!) sich in fehlerhaftem Französisch, das er offenbar ahnungslos mit vollem Namen unterzeichnet, lächerlich macht. Wir Elsässer verstehen alle deutsch, Herr Doktor!

Eines noch regeren Besuchs als Dagsburg erfreut sich der Luftkurort Wangenburg zu Füßen der gleichnamigen Ruine, ein Weiler, dessen weiße Häuser malerisch in dem grünen Talkessel zerstreut liegen. Im Hintergrund erhebt sich der sagenumwobene Schneeberg, auf dessen Kuppe die Feen im Mondschein Ball mit den Felsblöcken spielen. Auf seiner Spitze steht der Lottelfelsen, der „lottelt“, d. h. sich bewegt, wenn man den richtigen Punkt berührt. Manche Frau, die man geheimnisvoller Hexenritte nach diesem Blocksberge anklagte, mußte es einst mit dem Leben bezahlen, wenn sie jenen Punkt nicht fand.

Bekannter ist die Ruine Nideck auf der Südseite des Schneebergs durch die Sage vom Riesenfräulein, die Chamisso und Rückert dichterisch bearbeitet haben. Wie eine Wohnung der Riesen sieht der einsame Turm freilich nicht aus. Eher ein Zwerg unter seinesgleichen scheint er sich auf die Fußspitzen zu stellen, um neugierig über das dichte Geäst nach dem Sprühregen des Wasserfalls zu sehen, der sich unter ihm über eine breite Felswand ergießt. — Ein Gewitter zwang mich, in einer Talsägemühle Zuflucht zu suchen. So konnte ich nur aus dem Nachtzuge, der mich nach Barr führte, die Ruine Girbaden mehr ahnen als sehen. Ein Licht schien im Schloßhofe zu flimmern. Vielleicht waren dort wieder Opfer der Sage versammelt, murmelten Sprüche, warfen Pülverchen ins Feuer und zogen, wenn die Dorfglocke

ben Wein im Weinkeller aufbewahrt, ein Beweis, daß man ihn nicht trank, sondern nur als Handelsware betrachtete.

Bei der Ausgrabung des Hauses des Vettier fand man in einem Zimmer, das als Speisezimmer gedient hatte, die Überreste des Mahles, das die Bewohner hier zu sich genommen hatten. Man sah dort Eier, Früchte, Brot, Fische, Geflügel, Fleisch, Gemüse und Gebäck. Es scheint, daß man

Haus des Vettier. Ansicht von der Straße.

die Speisen damals in Schüsseln auf den Tisch setzte, aus denen sich jeder Gast nahm, was ihm gefiel. Die Römer aßen nicht, wie wir, mit Messer und Gabel, sondern mit den Fingern. Sie aßen sitzend oder liegend, und zwar lagen sie auf Polstern, die auf Betten oder Ruhebänken lagen. Diese Betten waren meist aus Bronze und mit Elfenbein eingelegt. Sie standen um den Tisch herum, so daß die Füße der Gäste nach außen zu liegen kamen. Es scheint, daß man

Haus des Vettier. Ansicht von der Gartenseite.

sich beim Essen auf den linken Ellbogen stützte, so daß man die rechte Hand frei hatte. Die Römer aßen sehr viel, und ihre Mahlzeiten dauerten oft mehrere Stunden. Sie tranken dabei Wein, der mit Wasser gemischt war. Sie aßen auch Austern, die sie in großen Mengen aus Baiae bezogen. Diese Austern waren damals sehr teuer, und nur reiche Leute konnten sich diese Leckerei leisten.

Das Haus des Vettier ist ein Beispiel für ein reiches Haus in Pompeji. Es ist nicht sehr groß, aber es ist sehr schön gebaut und mit großer Sorgfalt ausgeschmückt. Es hat einen Garten, der mit Blumen bepflanzt ist und in dem Springbrunnen plätschern. Es hat ein Speisezimmer, ein Schlafzimmer, ein Empfangszimmer, ein Atrium und ein Peristyl. Es hat auch einen Weinkeller, in dem die Amphoren mit Wein aufbewahrt werden. Es hat auch eine Küche, in der die Speisen zubereitet werden. Es hat auch einen Stall für die Pferde und einen Wagenschuppen für den Wagen. Es hat auch einen Garten, in dem Obst und Gemüse wachsen. Es hat auch einen Brunnen, aus dem das Wasser geschöpft wird. Es hat auch einen Ofen, in dem das Brot gebacken wird. Es hat auch einen Backtrog, in dem der Teig geknetet wird. Es hat auch einen Mühlstein, auf dem das Getreide gemahlen wird. Es hat auch einen Kornspeicher, in dem das Getreide aufbewahrt wird. Es hat auch einen Hühnerstall, in dem die Hühner gehalten werden. Es hat auch einen Taubenschlag, in dem die Tauben gehalten werden. Es hat auch einen Bienenstock, in dem die Bienen gehalten werden. Es hat auch einen Fischteich, in dem die Fische gehalten werden. Es hat auch einen Steinbruch, aus dem die Steine gebrochen werden. Es hat auch einen Sandgrube, aus der der Sand geholt wird. Es hat auch einen Lehmgrube, aus der der Lehm geholt wird. Es hat auch einen Kalkofen, in dem der Kalk gebrannt wird. Es hat auch einen Ziegelofen, in dem die Ziegel gebrannt werden. Es hat auch einen Töpferofen, in dem die Töpfe gebrannt werden. Es hat auch einen Glasofen, in dem das Glas geblasen wird. Es hat auch einen Schmiedeofen, in dem das Eisen geschmiedet wird. Es hat auch einen Goldschmiedeofen, in dem das Gold geschmolzen wird. Es hat auch einen Münzofen, in dem die Münzen geprägt werden. Es hat auch einen Steinmetzofen, in dem die Steine gehauen werden. Es hat auch einen Bildhauerofen, in dem die Statuen gemacht werden. Es hat auch einen Malerofen, in dem die Bilder gemalt werden. Es hat auch einen Mosaikofen, in dem die Mosaiken gelegt werden. Es hat auch einen Webstuhl, auf dem die Stoffe gewebt werden. Es hat auch einen Färberofen, in dem die Stoffe gefärbt werden. Es hat auch einen Walkofen, in dem die Stoffe gewalkt werden. Es hat auch einen Bleichofen, in dem die Stoffe gebleicht werden. Es hat auch einen Gerberofen, in dem die Felle gegerbt werden. Es hat auch einen Sattlerofen, in dem die Sättel gemacht werden. Es hat auch einen Schuhmacherofen, in dem die Schuhe gemacht werden. Es hat auch einen Kammacherofen, in dem die Kämme gemacht werden. Es hat auch einen Drechslerofen, in dem die Drechslerarbeiten gemacht werden. Es hat auch einen Tischlerofen, in dem die Möbel gemacht werden. Es hat auch einen Zimmermannofen, in dem die Balken gezimmert werden. Es hat auch einen Maurerofen, in dem die Mauern gebaut werden. Es hat auch einen Dachdeckerofen, in dem die Dächer gedeckt werden. Es hat auch einen Klempnerofen, in dem die Rinnen gemacht werden. Es hat auch einen Schlosserofen, in dem die Schlösser gemacht werden. Es hat auch einen Glaserofen, in dem die Fenster gemacht werden. Es hat auch einen Tapezierofen, in dem die Wände tapeziert werden. Es hat auch einen Anstreicherofen, in dem die Wände angestrichen werden. Es hat auch einen Gärtnerofen, in dem der Garten gepflegt wird. Es hat auch einen Brunnenofen, in dem der Brunnen gegraben wird. Es hat auch einen Pumpenofen, in dem die Pumpe gemacht wird. Es hat auch einen Wasserleitungsofen, in dem die Wasserleitung gelegt wird. Es hat auch einen Kanalisationsofen, in dem die Kanalisation gelegt wird. Es hat auch einen Gasofen, in dem das Gas gemacht wird. Es hat auch einen Elektrizitätsofen, in dem die Elektrizität gemacht wird. Es hat auch einen Telegraphenofen, in dem die Telegraphen gemacht werden. Es hat auch einen Telephonofen, in dem die Telephone gemacht werden. Es hat auch einen Phonographenofen, in dem die Phonographen gemacht werden. Es hat auch einen Kinematographenofen, in dem die Kinematographen gemacht werden. Es hat auch einen Photographenofen, in dem die Photographien gemacht werden. Es hat auch einen Druckereiofen, in dem die Bücher gedruckt werden. Es hat auch einen Buchbinderofen, in dem die Bücher gebunden werden. Es hat auch einen Papierofen, in dem das Papier gemacht wird. Es hat auch einen Tintenofen, in dem die Tinte gemacht wird. Es hat auch einen Federofen, in dem die Federn gemacht werden. Es hat auch einen Bleistiftofen, in dem die Bleistifte gemacht werden. Es hat auch einen Radiergummiofen, in dem die Radiergummis gemacht werden. Es hat auch einen Lineals- und Zirkelofen, in dem die Lineale und Zirkel gemacht werden. Es hat auch einen Reißbrettofen, in dem die Reißbretter gemacht werden. Es hat auch einen Zeichenpapierofen, in dem das Zeichenpapier gemacht wird. Es hat auch einen Farbenofen, in dem die Farben gemacht werden. Es hat auch einen Pinselofen, in dem die Pinsel gemacht werden. Es hat auch einen Staffeleiofen, in dem die Staffeleien gemacht werden. Es hat auch einen Palettenofen, in dem die Paletten gemacht werden. Es hat auch einen Malmittelofen, in dem die Malmittel gemacht werden. Es hat auch einen Firnisofen, in dem der Firnis gemacht wird. Es hat auch einen Lackofen, in dem der Lack gemacht wird. Es hat auch einen Vergoldungsofen, in dem die Vergoldung gemacht wird. Es hat auch einen Versilberungsofen, in dem die Versilberung gemacht wird. Es hat auch einen Bronzierofen, in dem die Bronzierung gemacht wird. Es hat auch einen Emaillierofen, in dem die Emaillierung gemacht wird. Es hat auch einen Niellierofen, in dem die Niellierung gemacht wird. Es hat auch einen Damaszierofen, in dem die Damaszierung gemacht wird. Es hat auch einen Tauschierofen, in dem die Tauschierung gemacht wird. Es hat auch einen Ziselierofen, in dem die Ziselierung gemacht wird. Es hat auch einen Gravierofen, in dem die Gravierung gemacht wird. Es hat auch einen Ätzofen, in dem die Ätzung gemacht wird. Es hat auch einen Prägeofen, in dem die Prägung gemacht wird. Es hat auch einen Stanzofen, in dem die Stanzung gemacht wird. Es hat auch einen Lötofen, in dem die Lötung gemacht wird. Es hat auch einen Schweißofen, in dem die Schweißung gemacht wird. Es hat auch einen Nietofen, in dem die Nietung gemacht wird. Es hat auch einen Schraubenofen, in dem die Schrauben gemacht werden. Es hat auch einen Mutterofen, in dem die Muttern gemacht werden. Es hat auch einen Unterlegscheibenofen, in dem die Unterlegscheiben gemacht werden. Es hat auch einen Federringofen, in dem die Federringe gemacht werden. Es hat auch einen Splintofen, in dem die Splinte gemacht werden. Es hat auch einen Bolzenofen, in dem die Bolzen gemacht werden. Es hat auch einen Nagelofen, in dem die Nägel gemacht werden. Es hat auch einen Drahtofen, in dem der Draht gemacht wird. Es hat auch einen Kettenofen, in dem die Ketten gemacht werden. Es hat auch einen Federofen, in dem die Federn gemacht werden. Es hat auch einen Spiralofen, in dem die Spiralen gemacht werden. Es hat auch einen Uhrwerkofen, in dem die Uhrwerke gemacht werden. Es hat auch einen Zifferblattofen, in dem die Zifferblätter gemacht werden. Es hat auch einen Zeigerofen, in dem die Zeiger gemacht werden. Es hat auch einen Gehäuseofen, in dem die Gehäuse gemacht werden. Es hat auch einen Glasofen, in dem das Glas gemacht wird. Es hat auch einen Linsenofen, in dem die Linsen gemacht werden. Es hat auch einen Prismenofen, in dem die Prismen gemacht werden. Es hat auch einen Spiegelofen, in dem die Spiegel gemacht werden. Es hat auch einen Fernrohrofen, in dem die Fernrohre gemacht werden. Es hat auch einen Mikroskopofen, in dem die Mikroskope gemacht werden. Es hat auch einen Thermometerofen, in dem die Thermometer gemacht werden. Es hat auch einen Barometerofen, in dem die Barometer gemacht werden. Es hat auch einen Manometerofen, in dem die Manometer gemacht werden. Es hat auch einen Waageofen, in dem die Waagen gemacht werden. Es hat auch einen Gewichtsofen, in dem die Gewichte gemacht werden. Es hat auch einen Maßofen, in dem die Maße gemacht werden. Es hat auch einen Normalofen, in dem die Normale gemacht werden. Es hat auch einen Eichofen, in dem die Eichungen gemacht werden. Es hat auch einen Prüfofen, in dem die Prüfungen gemacht werden. Es hat auch einen Kontrollofen, in dem die Kontrollen gemacht werden. Es hat auch einen Qualitätsofen, in dem die Qualität gemacht wird. Es hat auch einen Garantieofen, in dem die Garantien gemacht werden. Es hat auch einen Reklameofen, in dem die Reklame gemacht wird. Es hat auch einen Anzeigenofen, in dem die Anzeigen gemacht werden. Es hat auch einen Plakatofen, in dem die Plakate gemacht werden. Es hat auch einen Prospektofen, in dem die Prospekte gemacht werden. Es hat auch einen Katalogofen, in dem die Kataloge gemacht werden. Es hat auch einen Preisliste-ofen, in dem die Preislisten gemacht werden. Es hat auch einen Rechnungsofen, in dem die Rechnungen gemacht werden. Es hat auch einen Quittungsofen, in dem die Quittungen gemacht werden. Es hat auch einen Briefofen, in dem die Briefe gemacht werden. Es hat auch einen Kartenofen, in dem die Karten gemacht werden. Es hat auch einen Visitenkartenofen, in dem die Visitenkarten gemacht werden. Es hat auch einen Einladungsofen, in dem die Einladungen gemacht werden. Es hat auch einen Programmofen, in dem die Programme gemacht werden. Es hat auch einen Speisekartenofen, in dem die Speisekarten gemacht werden. Es hat auch einen Menüofen, in dem die Menüs gemacht werden. Es hat auch einen Tischordnungsofen, in dem die Tischordnungen gemacht werden. Es hat auch einen Sitzplanofen, in dem die Sitzpläne gemacht werden. Es hat auch einen Namensschildofen, in dem die Namensschilder gemacht werden. Es hat auch einen Tischdekorationsofen, in dem die Tischdekorationen gemacht werden. Es hat auch einen Blumenofen, in dem die Blumen gemacht werden. Es hat auch einen Kerzenofen, in dem die Kerzen gemacht werden. Es hat auch einen Leuchterofen, in dem die Leuchter gemacht werden. Es hat auch einen Lampenofen, in dem die Lampen gemacht werden. Es hat auch einen Ölofen, in dem das Öl gemacht wird. Es hat auch einen Essigofen, in dem der Essig gemacht wird. Es hat auch einen Senfofen, in dem der Senf gemacht wird. Es hat auch einen Pfefferofen, in dem der Pfeffer gemacht wird. Es hat auch einen Salzofen, in dem das Salz gemacht wird. Es hat auch einen Zuckerofen, in dem der Zucker gemacht wird. Es hat auch einen Honigofen, in dem der Honig gemacht wird. Es hat auch einen Weinofen, in dem der Wein gemacht wird. Es hat auch einen Bierofen, in dem das Bier gemacht wird. Es hat auch einen Schnapsofen, in dem der Schnaps gemacht wird. Es hat auch einen Likörofen, in dem der Likör gemacht wird. Es hat auch einen Kaffeeofen, in dem der Kaffee gemacht wird. Es hat auch einen Teeofen, in dem der Tee gemacht wird. Es hat auch einen Kakaoofen, in dem der Kakao gemacht wird. Es hat auch einen Schokoladeofen, in dem die Schokolade gemacht wird. Es hat auch einen Bonbonofen, in dem die Bonbons gemacht werden. Es hat auch einen Kuchenofen, in dem der Kuchen gemacht wird. Es hat auch einen Brotofen, in dem das Brot gemacht wird. Es hat auch einen Brötchenofen, in dem die Brötchen gemacht werden. Es hat auch einen Zwiebackofen, in dem der Zwieback gemacht wird. Es hat auch einen Keksofen, in dem die Kekse gemacht werden. Es hat auch einen Waffelofen, in dem die Waffeln gemacht werden. Es hat auch einen Pfannkuchenofen, in dem die Pfannkuchen gemacht werden. Es hat auch einen Eierkuchenofen, in dem die Eierkuchen gemacht werden. Es hat auch einen Omelettenofen, in dem die Omeletten gemacht werden. Es hat auch einen Rührei-ofen, in dem das Rührei gemacht wird. Es hat auch einen Spiegeleiofen, in dem die Spiegeleier gemacht werden. Es hat auch einen Gekochte-Eier-ofen, in dem die gekochten Eier gemacht werden. Es hat auch einen Weichgekochte-Eier-ofen, in dem die weichgekochten Eier gemacht werden. Es hat auch einen Hartgekochte-Eier-ofen, in dem die hartgekochten Eier gemacht werden. Es hat auch einen Pochierte-Eier-ofen, in dem die pochierten Eier gemacht werden. Es hat auch einen Verlorene-Eier-ofen, in dem die verlorenen Eier gemacht werden. Es hat auch einen Eierstichofen, in dem der Eierstich gemacht wird. Es hat auch einen Eierpunschofen, in dem der Eierpunsch gemacht wird. Es hat auch einen Eierlikörofen, in dem der Eierlikör gemacht wird. Es hat auch einen Eierschaumofen, in dem der Eierschaum gemacht wird. Es hat auch einen Eiweißofen, in dem das Eiweiß gemacht wird. Es hat auch einen Eigelbofen, in dem das Eigelb gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenofen, in dem die Eierschalen gemacht werden. Es hat auch einen Eierbecherofen, in dem die Eierbecher gemacht werden. Es hat auch einen Eierlöffelofen, in dem die Eierlöffel gemacht werden. Es hat auch einen Eierschneiderofen, in dem die Eierschneider gemacht werden. Es hat auch einen Eierpresseofen, in dem die Eierpressen gemacht werden. Es hat auch einen Eierkochofen, in dem die Eierkocher gemacht werden. Es hat auch einen Eieruhrofen, in dem die Eieruhren gemacht werden. Es hat auch einen Eierwärmerofen, in dem die Eierwärmer gemacht werden. Es hat auch einen Eierkühlerofen, in dem die Eierkühler gemacht werden. Es hat auch einen Eierschutzofen, in dem die Eierschutze gemacht werden. Es hat auch einen Eierkartonofen, in dem die Eierkartons gemacht werden. Es hat auch einen Eierversandofen, in dem die Eierversandkartons gemacht werden. Es hat auch einen Eierpolsterofen, in dem die Eierpolster gemacht werden. Es hat auch einen Eierwattenofen, in dem die Eierwatten gemacht werden. Es hat auch einen Eierpapierofen, in dem das Eierpapier gemacht wird. Es hat auch einen Eierstempelofen, in dem die Eierstempel gemacht werden. Es hat auch einen Eierfarbeofen, in dem die Eierfarben gemacht werden. Es hat auch einen Eierbemalofen, in dem die Eierbemalungen gemacht werden. Es hat auch einen Eierdekorationsofen, in dem die Eierdekorationen gemacht werden. Es hat auch einen Eierbaumofen, in dem die Eierbäume gemacht werden. Es hat auch einen Eierstrauchofen, in dem die Eiersträucher gemacht werden. Es hat auch einen Eiergirlandenofen, in dem die Eiergirlanden gemacht werden. Es hat auch einen Eierkranzofen, in dem die Eierkränze gemacht werden. Es hat auch einen Eierschmuckofen, in dem der Eierschmuck gemacht wird. Es hat auch einen Eierfestofen, in dem die Eierfeste gemacht werden. Es hat auch einen Eierumzugofen, in dem die Eierumzüge gemacht werden. Es hat auch einen Eierwettbewerbsofen, in dem die Eierwettbewerbe gemacht werden. Es hat auch einen Eierpreisofen, in dem die Eierpreise gemacht werden. Es hat auch einen Eiermarktofen, in dem der Eiermarkt gemacht wird. Es hat auch einen Eierhandelsofen, in dem der Eierhandel gemacht wird. Es hat auch einen Eierexportofen, in dem der Eierexport gemacht wird. Es hat auch einen Eierimportofen, in dem der Eierimport gemacht wird. Es hat auch einen Eierstatistikofen, in dem die Eierstatistik gemacht wird. Es hat auch einen Eierwissenschaftofen, in dem die Eierwissenschaft gemacht wird. Es hat auch einen Eierforschungsofen, in dem die Eierforschung gemacht wird. Es hat auch einen Eierlehrofen, in dem die Eierlehre gemacht wird. Es hat auch einen Eiergeschichteofen, in dem die Eiergeschichte gemacht wird. Es hat auch einen Eiersymbolikofen, in dem die Eiersymbolik gemacht wird. Es hat auch einen Eierbrauchtumofen, in dem das Eierbrauchtum gemacht wird. Es hat auch einen Eierfolkloreofen, in dem die Eierfolklore gemacht wird. Es hat auch einen Eierliteraturofen, in dem die Eierliteratur gemacht wird. Es hat auch einen Eierpoesieofen, in dem die Eierpoesie gemacht wird. Es hat auch einen Eierliedofen, in dem das Eierlied gemacht wird. Es hat auch einen Eiermusikofen, in dem die Eiermusik gemacht wird. Es hat auch einen Eiertanzofen, in dem der Eiertanz gemacht wird. Es hat auch einen Eierspielofen, in dem das Eierspiel gemacht wird. Es hat auch einen Eierwettkampfofen, in dem der Eierwettkampf gemacht wird. Es hat auch einen Eierlaufofen, in dem der Eierlauf gemacht wird. Es hat auch einen Eierwerfenofen, in dem das Eierwerfen gemacht wird. Es hat auch einen Eierfangenofen, in dem das Eierfangen gemacht wird. Es hat auch einen Eierrollenofen, in dem das Eierrollen gemacht wird. Es hat auch einen Eierschiebenofen, in dem das Eierschieben gemacht wird. Es hat auch einen Eierbalancierenofen, in dem das Eierbalancieren gemacht wird. Es hat auch einen Eierlöffelrennenofen, in dem das Eierlöffelrennen gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenofen, in dem die Eierschalen gemacht werden. Es hat auch einen Eierschalenmosaikofen, in dem das Eierschalenmosaik gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenbemalofen, in dem die Eierschalenbemalung gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenkunstofen, in dem die Eierschalenkunst gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenhandwerkofen, in dem das Eierschalenhandwerk gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenindustrieofen, in dem die Eierschalenindustrie gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenfabrikofen, in dem die Eierschalenfabrik gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenmuseumofen, in dem das Eierschalenmuseum gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenausstellungsofen, in dem die Eierschalenausstellung gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenwettbewerbsofen, in dem der Eierschalenwettbewerb gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenpreisofen, in dem der Eierschalenpreis gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenmarktofen, in dem der Eierschalenmarkt gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenhandelsofen, in dem der Eierschalenhandel gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenexportofen, in dem der Eierschalenexport gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenimportofen, in dem der Eierschalenimport gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenstatistikofen, in dem die Eierschalenstatistik gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenwissenschaftofen, in dem die Eierschalenwissenschaft gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenforschungsofen, in dem die Eierschalenforschung gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenlehrofen, in dem die Eierschalenlehre gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalengeschichteofen, in dem die Eierschalengeschichte gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalensymbolikofen, in dem die Eierschalensymbolik gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenbrauchtumofen, in dem das Eierschalenbrauchtum gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenfolkloreofen, in dem die Eierschalenfolklore gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenliteraturofen, in dem die Eierschalenliteratur gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenpoesieofen, in dem die Eierschalenpoesie gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenliedofen, in dem das Eierschalenlied gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenmusikofen, in dem die Eierschalenmusik gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalentanzofen, in dem der Eierschalentanz gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenspielofen, in dem das Eierschalenspiel gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenwettkampfofen, in dem der Eierschalenwettkampf gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenlaufofen, in dem der Eierschalenlauf gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenwerfenofen, in dem das Eierschalenwerfen gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenfangenofen, in dem das Eierschalenfangen gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenrollenofen, in dem das Eierschalenrollen gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenschiebenofen, in dem das Eierschalenschieben gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenbalancierenofen, in dem das Eierschalenbalancieren gemacht wird. Es hat auch einen Eierschalenlöffelrennenofen, in dem das Eierschalenlöffelrennen gemacht wird.

an Zahlen bis hundert Bringen. Aber Rübezahl ließ sich nicht irre machen. Er wußte, was er tat. Denn er wollte den Menschen eine Lehre geben. Und so kam es, daß der Bauer nach Hause ging und sich ärgerte, daß er so dumm gewesen war. Er hatte sich doch vorgenommen, nicht mehr als hundert Bringen zu nehmen, und nun hatte er sich doch wieder verleiten lassen. Wie er dazu kam, wußte er nicht. Er ging und ging, und als er sich wieder einmal ärgerte, da stand plötzlich ein Mann vor ihm, der ihn fragte, warum er sich denn so ärgere. Da erzählte der Bauer von seinem Abenteuer. Der fremde Mann lachte und sagte: „Du bist ein Dummkopf. Du hättest dir alles wünschen können, was du gewollt hättest."

Als diese Worte, die der andere Mann gesprochen hatte, dem Bauer durch den Kopf gingen, da ärgerte er sich noch mehr. Er hatte sich wirklich wieder einmal dumm benommen. Und er ging weiter und ärgerte sich. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, der ihn fragte, warum er sich denn so ärgere. Da erzählte der Bauer von seinem Abenteuer. Der fremde Mann lachte und sagte: „Du bist ein Dummkopf. Du hättest dir alles wünschen können, was du gewollt hättest."

Als diese Worte, die der andere Mann gesprochen hatte, dem Bauer durch den Kopf gingen, da ärgerte er sich noch mehr. Er hatte sich wirklich wieder einmal dumm benommen. Und er ging weiter und ärgerte sich. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, der ihn fragte, warum er sich denn so ärgere. Da erzählte der Bauer von seinem Abenteuer. Der fremde Mann lachte und sagte: „Du bist ein Dummkopf. Du hättest dir alles wünschen können, was du gewollt hättest."

Als diese Worte, die der andere Mann gesprochen hatte, dem Bauer durch den Kopf gingen, da ärgerte er sich noch mehr. Er hatte sich wirklich wieder einmal dumm benommen. Und er ging weiter und ärgerte sich. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, der ihn fragte, warum er sich denn so ärgere. Da erzählte der Bauer von seinem Abenteuer. Der fremde Mann lachte und sagte: „Du bist ein Dummkopf. Du hättest dir alles wünschen können, was du gewollt hättest."

Als diese Worte, die der andere Mann gesprochen hatte, dem Bauer durch den Kopf gingen, da ärgerte er sich noch mehr. Er hatte sich wirklich wieder einmal dumm benommen. Und er ging weiter und ärgerte sich. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, der ihn fragte, warum er sich denn so ärgere. Da erzählte der Bauer von seinem Abenteuer. Der fremde Mann lachte und sagte: „Du bist ein Dummkopf. Du hättest dir alles wünschen können, was du gewollt hättest."

Als diese Worte, die der andere Mann gesprochen hatte, dem Bauer durch den Kopf gingen, da ärgerte er sich noch mehr. Er hatte sich wirklich wieder einmal dumm benommen. Und er ging weiter und ärgerte sich. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, der ihn fragte, warum er sich denn so ärgere. Da erzählte der Bauer von seinem Abenteuer. Der fremde Mann lachte und sagte: „Du bist ein Dummkopf. Du hättest dir alles wünschen können, was du gewollt hättest."

Als diese Worte, die der andere Mann gesprochen hatte, dem Bauer durch den Kopf gingen, da ärgerte er sich noch mehr. Er hatte sich wirklich wieder einmal dumm benommen. Und er ging weiter und ärgerte sich. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, der ihn fragte, warum er sich denn so ärgere. Da erzählte der Bauer von seinem Abenteuer. Der fremde Mann lachte und sagte: „Du bist ein Dummkopf. Du hättest dir alles wünschen können, was du gewollt hättest."

Kinderlos.

Nach einem Gemälde von Ludwig Knaus.

Weihnachten, das in unserer Heimat gefeiert wird, ist das Fest der Kinder. Weniger glänzend, weniger prunkvoll, aber ebenso innig und ebenso poetisch wie in Deutschland. Und wie dort, so ist auch hier in Italien das Weihnachtsfest, das Fest der Familie, das Fest der Kinder.

Wenn die Glocken der Kirchen und Klöster in Rom, Florenz, Neapel, Mailand, Turin und Venedig, in Genua und Palermo, in Bologna und Perugia, in Siena und Pisa, in Ravenna und Ferrara, in Verona und Padua, in Modena und Parma, in Lucca und Pistoja, in Ancona und Urbino, in Cremona und Pavia, in Como und Bergamo, in Brescia und Mantua, in Vicenza und Treviso, in Udine und Aquileja, in Trient und Bozen, in Arezzo und Cortona, in Orvieto und Viterbo, in Foligno und Spoleto, in Rieti und Tivoli, in Velletri und Albano, in Frascati und Civitavecchia, in Ostia und Porto, in Gaeta und Terracina, in Capua und Caserta, in Aversa und Nola, in Sorrento und Amalfi, in Salerno und Pompeji, in Reggio und Messina, in Catania und Syrakus, in Girgenti und Trapani, in Cagliari und Sassari, in Nuoro und Oristano, in Bari und Brindisi, in Lecce und Otranto, in Taranto und Gallipoli, in Cosenza und Catanzaro, in Crotone und Reggio, in Foggia und Barletta, in Andria und Trani, in Ascoli und Teramo, in Aquila und Sulmona, in Chieti und Lanciano, in Pescara und Ortona, in Campobasso und Isernia, in Benevent und Avellino, in Potenza und Melfi, in Matera und Acerenza, in Massa und Carrara, in Pisa und Livorno, in Grosseto und Siena

bewohnt war. Wohlerhalten stehen noch auf den Flanken zwei mächtige runde Türme, deren Kappen vor einigen Jahrzehnten der Sturm ins Tal geblasen hat. Die Burg war erbaut zum Schutz des Klosters Andlau im Tal, des Zufluchtsortes der Richardis, Gemahlin Kaiser Karls des Dicken. Der Untreue bezichtigt bestand sie die Feuerprobe, zog sich aber, der falschen Welt überdrüssig, in die stillen Wälder zurück. Ein Bär soll ihr die Stelle gezeigt haben, auf der sie das Kloster errichten ließ, und ich habe oft von alten Leuten gehört, daß man zum Andenken daran bis in die neueste Zeit hinein aus den Vogesen stammende Bären in der Krypta gehalten habe. Als sie ein kleines Kind zerrissen, wurden sie durch einen steinernen Bären ersetzt, in dessen Rachen ich die Pilger oft ihre Opfergaben hineinschieben sah.

Eine Wagenfahrt durch herrliche Waldtäler brachte mich nach dem Luftkurort Hohwald, der leider mehr von Engländern und Holländern als von Deutschen besucht zu sein scheint. — Der Raum verbietet mir, den langen Marsch vom Tal der Andlau bis zu dem der Leber zu schildern. Viel „zu sehen" gab es auch nicht — nur die Ruinen Bernstein, Ortenburg, Frankenburg, Ramstein fern der Ebene zu — und noch seltener als sonst im Wasgau stößt man auf Menschen. Sogar vor einem Forsthaus in grüner Waldbucht scharrten nur die Hühner im Sand. Aber so köstlich ist diese Waldeinsamkeit, dieses leise Raunen und Weben, nur unterbrochen vom jähen Schrei eines aufgescheuchten Hähers, vom Rauschen eines Baches, vom fernen Axtschlag eines Holzhauers!

⁂ ⁂ ⁂

Hohkönigsburg, — ein bekannter Klang für deutsche Ohren, seitdem die Burg auf Anregung des Kaisers, dem sie die alte Humanistenstadt Schlettstadt im Mai 1899 geschenkt hat, in neuem Glanz zu erstehen beginnt. Gewichtige Stimmen haben sich damals gegen den Wiederaufbau erhoben, und es war gewiß nicht immer filziges Feilschen um den Groschen, was sie dazu bewog. Es geht uns wie den Kindern, denen ein Sand- oder Steinhaufen lieber ist als das schönste Schloß, das man ihnen fix und fertig geklebt auf den Weihnachtstisch stellt. Unsere Phantasie will selbst schaffen und bauen, beleben und bevölkern, wenn wir zwischen den Steinblöcken der Ruinen umhergehen. So machte auch ich mich, offen gestanden, auf eine Enttäuschung gefaßt, als ich beim Ersteigen des Stofanberges das Kettengerassel von Lastkranen und den Klang von Schmiedehämmern aus den Nebelwolken über mir hörte. Das Bild der alten Hohkönigsburg, dieses kühnen Bauwerks von überwältigender Größe, wie ich es vor einem Jahrzehnt bewundert hatte, stand mir noch so deutlich vor Augen: zähe Eichen und Buchen, die in den Mauerritzen spärliche Nahrung fanden, schüttelten damals im leise singenden Sommerwind die Wipfel, als spotteten sie von ihrer luftigen Höhe der stilleren Brüder im Tal. Freilich mochten ihre Wurzeln schlimmer als Feuer oder Sturm Stück für Stück von den Mauerresten losbröckeln; aber es war doch so feierlich, wenn ihr Rauschen die einzige Stimme war, die zum Wanderer sprach, der entzückt seine Blicke von der Pfalz bis zum Berner Oberland schweifen ließ. Und jetzt — jetzt störten Hammer und Maurerkelle, tutende und fauchende Automobile die Traumstille; jetzt stand droben auf dem Felsgrat sicher ein zierliches, kaltes Schloß, wie soeben aus der Spielzeugschachtel genommen; jetzt trotteten Touristen, den Baedeker in der Hand, hinter dem Führer her, der zum tausendstenmal dasselbe Lied herleierte.

Aber die Enttäuschung, die mich erwartete, war eine angenehme. Das erste staunende „ah!" entschlüpfte mir schon, als die Sonne plötzlich die grauen Schleier zerteilte und die ernsten, einfachen, aber wuchtigen, zu der wilden Majestät der umgebenden Natur vollkommen passenden Formen der Burg wie aus dem Felsen herauswuchsen. Und als ein völlig Bekehrter wanderte ich nach Stunden weiter. Nein, Hohkönigsburg hat nicht verloren, sondern kann sich jetzt erst getrost mit den sehenswertesten Bauten Deutschlands messen.

Gewiß, es wäre ein Frevel gewesen, den Wasigenstein oder die Hohenburg zu restaurieren. Aber die Hohkönigsburg

ist, wie Erich Schmidt richtig erkannt hat, Hans Sachs. Dieser war in seinen jungen Jahren, wie er selbst erzählt, ein Schüler des Meistersängers Leonhard Nunnenbeck, dessen Bildnis wir hier sehen. Nunnenbeck war ein Nürnberger Patrizier, der sich der Kunst des Singens widmete, ohne sie jedoch zu seinem Beruf zu machen. Er war ein Mann von großer Bildung und Weltgewandtheit, der viel in der Welt herumkam und auch in Wittenberg bei Luther und Melanchthon weilte. Er starb 1562 in Nürnberg. Sein Bildnis ist von Hans Sachs selbst gemalt worden. Es befindet sich in der Sammlung des Freiherrn von Welser auf Neunhof bei Nürnberg.

Nr. 1. Hans Sachs. Nr. 2.

Nr. 2. Leonhard Nunnenbeck. Nach dem Gemälde von Hans Sachs.

Nr. 3 ist ein Bildnis des Meistersängers Hans Schnepperer, der, obwohl er ein Handwerker war, sich doch mit Vorliebe mit Poesie und Musik beschäftigte. Er war ein Zeitgenosse von Hans Sachs und Leonhard Nunnenbeck und lebte in Nürnberg, wo er 1570 starb. Sein Bildnis befindet sich in der Sammlung des Freiherrn von Welser auf Neunhof bei Nürnberg.

Nr. 4 ist ein Bildnis des Meistersängers Hans Ott, der ebenfalls Handwerker war und sich mit Vorliebe mit Poesie und Musik beschäftigte. Er war ein Zeitgenosse von Hans Sachs und Leonhard Nunnenbeck und lebte in Nürnberg, wo er 1570 starb. Sein Bildnis befindet sich in der Sammlung des Freiherrn von Welser auf Neunhof bei Nürnberg.

Nr. 3. Hans Schnepperer. Nr. 4.

Nr. 4. Hans Ott. Nach dem Gemälde von Hans Sachs.

Ja, auf Wiedersehen.

Mensch! Du Deutsch, Du! Du, mein Deutschland! Du, mein Vaterland! Du, mein Volk!

Ich sehe Dich wieder. Ich sehe Dich, wie Du bist, ich sehe Dich, wie Du sein könntest, ich sehe Dich, wie Du sein sollst.

Ich sehe Dich, wie Du bist: Du hast Dich nicht verändert. Du bist noch immer der alte Deutsche, der Du immer warst. Du bist noch immer der alte Affe. Wilhelm und Hitzewurst. Du bist noch immer der alte Affe. Du bist noch immer der alte Affe.

Ich sehe Dich, wie Du sein könntest: Du hast Dich besonnen und Dich besonnen, Du hast Dich besonnen und Dich besonnen, Du hast Dich besonnen und Dich besonnen,

Diebs-Komödien.

Ein theatralischer Umblick.

Von Fedor von Zobeltitz.

Von Beginn der Welt an hat man seinen Spaß an gelungenen oder geschickt verhinderten Eingriffen in fremde Rechte und fremdes Eigentum gehabt: das hängt eng mit einer tiefen menschlichen Mitempfindung, mit der Schadenfreude zusammen. Im alten Sparta war nur das Ertappenlassen eine Schande und wurde bestraft, nicht der Diebstahl. Die menschliche Bewunderung gilt nicht der Gewalt, sondern der List und Gegenlist.

Auf dieser Bewunderung gründet sich das große Interesse, das den Erzählungen und Theaterstücken entgegengebracht wird, in denen List und Gegenlist — auf welchem Gebiete auch immer — sich betätigen. „La chasse à l'homme, la plus passionnante de toutes," sagt Zola.

Die beiden letzten Theaterwinter haben sowohl in Berlin wie in der Provinz unter dem Zeichen des pfiffigen Spitzbuben und seines noch pfiffigeren Verfolgers gestanden. Der siegreiche Detektiv ist der Held des modernen Volksdramas geworden, und so roh auch zum großen Teil das Milieu zugehauen und zurechtgeschneidert ist, in dem er seine Künste zeigt: er gefällt selbst dem Gebildeteren und ist zu allseitigem Erstaunen sogar von hohen Persönlichkeiten unter eine nicht gerade literarische Protektion genommen worden. Während es sonst als ein Haupterfordernis des Dramas zu gelten pflegt, daß seine Handlung aus psychologischen Motiven herauswächst, verzichtet die Detektivkomödie von vornherein auf seelische Analytik und begnügt sich mit einer Aneinanderreihung von Tatsachen, die durch die Steigerung der Effekte die Spannung der Zuschauer wach zu halten hat. Was das Trikottheater und das Variété übrig lassen, verschlingt der Trick des ungeladen-geladenen Revolvers, des praktikablen Kamins, der geheimen Wandtür und des sonstigen Requisitenschwindels; der Held wird zum Jongleur und Athlethen, eine wilde Jagd rast über die Bühne, man springt über die Tische, man springt durch das Fenster, man springt durch den Rauchfang. Wenn es so weiter geht, wird der Theaterdirektor up to date seine Hauptdarsteller aus dem Zirkus holen müssen, aus den Kreisen der Clowns und Parterreakrobaten.

Das Genre an sich ist nicht neu. Der pfiffige Dieb wandert schon durch die Mythologien; in den uralten Erzählungen des Orients spielt er seine gewichtige Rolle. Auch die antike Komödie kennt ihn bereits; in den Schattenspielen des Ostens vertritt er den Helden; auf der griechischen Marionettenbühne führt er den dummen Häscher an der Nase herum; in den Teufelsspielen des Mittelalters finden wir zuweilen Meister Satan selbst als Langfinger. Der Charakter des Scapino in der Commedia dell' arte gleicht dem der spitzbübischen Sklaven in den Komödien des Plautus und Terenz; die Spanier, deren Schelmenromane berühmt geworden sind, brachten ihn als Pasquin oder Picavo auf die Bühne, die Franzosen schufen im Typus des Turlebin ihren dramatischen Gauner. Auch auf der deutschen Bühne ist er immer beliebt gewesen, bis er seine schnoddrige Pfiffigkeit verlor und als edelmütiger Räuberhauptmann in Sentimentalitäten schwelgte. Damit streifte er aber das ab, was ihm Charakter gab: seine schelmische Maske. —

Der Begriff der Diebskomödie ist vielseitig zu definieren. Es kann sich um ein Schauspiel handeln, das sich lediglich um einen Diebstahl und seine Folgen dreht, oder aber der Diebstahl an sich kann Nebensache sein und die Person des Diebes die Hauptsache. Das Publikum kann sich an der Schlauheit und Kühnheit des Diebes ergötzen oder dem geschickten Ergreifer zujubeln. Der Dieb kann, wie die französischen Dramatiker es eine Zeitlang liebten, auf die raffinierteste seelische Folter gespannt oder durch Hieb-, Stich- und Prügelsituationen davongejagt werden. Der Dieb braucht auch nur angeblich ein solcher zu sein, und eine nur angebliche Diebstahlsaffäre kann den Mittelpunkt der Handlung bilden, und damit nähern wir uns jenen Diebskomödien, deren Charakter mehr in der Eskamoterie des Geistes als in der der Finger liegt. Freilich ist in den Komödien von Sherlock Holmes und seinen Detektivgenossen auch vom Geist im allgemeinen so viel wie nichts zu spüren. Sie leiten ihre Ahnenfolge auf keinen der berühmteren Vorfahren von Shakespeare bis zu Hauptmann zurück, sondern höchstens auf die englische Burleske und das amerikanische Sensationsstück, deren kunstmordenden Folgen die Kritik gerade so machtlos gegenübersteht.

Den Humor jenes behaglichen Gauner-

tums, dem man nicht böse sein kann, hat keiner der Späteren so voll erfaßt und so köstlich zum Ausdruck gebracht, wie der große William. Allen voran steht da der dicke Sir John mit seinen Kumpanen Pistol, Poins, Gadshill u. a., denen sich gelegentlich sogar ein junger Königsfalke beigesellt: lustige Beutelschneider, die sich die Welt „wie eine Auster mit dem Schwert eröffnen", Fächer mausen, während sie den Damen schöne Augen machen, und auch über das Hindernis eines falschen Schwurs nicht stolpern. „Lieblinge des Mondes" nennt sie Sir Falstaff, die da „Geldbeutel holen", oder „Ritter des Schattens", und auch sich selbst verschont er nicht mit seiner Ironie; alle Prahlereien des prächtigen alten Sünders tragen den Schalk im Nacken. Der Scherz mit den „steifleinenen Kerlen" ist ein ergötzliches Stück betrogenen Betrügertums, das nur in der Szene zwischen Falstaff und der Wirtin, in der „der dicke Mann" den Oberrichter wie die geschädigte Witib düpiert und gewinnt, ein Seitenstück findet. Wenn Shakespeare auch von den „bitteren Narren" nicht loskam: seine Gauner sind allzumal fidele Gesellen und gehören zu jener Sippe von Strolchen, die immer die Sympathien der Masse für sich haben — wie der Lazarillo Mendozas und wie Quevedos lustiger Heros, wie Olivier und Simplicius und Schelmuffsky und wie der lebendige Hauptmann von Köpenick, für dessen Freisprechung ein vielgenannter Autor sogar öffentlich zu plädieren den Mut fand. Es hält schwer, den alten Lumpen Falstaff nicht zu lieben, und fast bedauert man es, daß Prinz Percy ihn in seinen „wahren Farben" zu sehen wünscht, denn dann würde wenig mehr übrig bleiben als die blanke Gemeinheit. Es hält auch schwer, mit dem spitzbübischen Autolykus hadern zu wollen, der im „Wintermärchen" sein Wesen treibt. „Meine Einnahme ist die unschuldige Betrügerei," gesteht er selbst und sagt: „Mein Vater war gerade wie ich unter den Merkur geworfen und gleichfalls ein Aufschnapper von unbedeutenden Kleinigkeiten." Er hat das Bewußtsein seiner erblichen Belastung wie der Dieb in Ibsens „Peer Gynt" („Mein Vater ein Dieb, und der Sohn muß stehlen") oder wie die Marikke in Sudermanns „Johannisfeuer" („Und wie meine Mutter, so mach' ich's auch") — nur, daß er der Eltern Erbschaft mit Humor trägt. Die Gauner bei Shakespeare stehen nicht philosophisch höher als moralisch. Diesen Zwiespalt überlassen sie den Narren. Sie sind mit der Weltordnung, die ihnen das Gebiet der Unehrlichkeit zuweist, ganz zufrieden, richten auch meist nur unbedeutenden Schaden an und werden nie „kriminell".

Nur wenige der Modernen haben diesen humoristischen Gauner, der wegen seiner seelischen Entwicklungsunfähigkeit sich besser zur Episodenfigur eignet, als Vollhelden in den Mittelpunkt eines Dramas zu stellen versucht. Das Landstreichertum, das die Romantiker schon liebten, aber mit dem literarischen Aufputz ihrer Zeit versahen, hat jüngst Hans Ostwald poetisch zu verklären versucht; auch sein (gemeinsam mit Hans Brennert verfaßtes) Schauspiel „Der Kaiserjäger" ist eine Vagabundenkomödie, die in den Einzelheiten viel Hübsches enthält. Vor allen Dingen aber gehört die alte, tausendmal gegebene Rädersche Posse „Robert und Bertram" hierher, deren toller Ulk heute noch wirksam ist und sich sogar, wie Nestroys „Lumpazivagabundus", manche in künstlerischem Sinne geleitete Bühne erobert hat.

Seit Kleists klassischem „Zerbrochenen Krug" ist in der Diebskomödie ein schärferer Zug von Satire Mode geworden. Das Duell zwischen Verbrecher und Richter wird zum Hauptzweck. Wer der Kruggertrümmerer und der Unhold ist, der der Eva nachstellt, interessiert uns wenig; aber wie sich der Richter aus der Schlinge herauswickeln wird und wie er es wirklich macht: das bleibt der ewig junge Reiz in diesem mit köstlicher Frische gemalten Genrebilde. Bissiger wird schon die Tonart bei unsern zeitgenössischen Dramatikern. Hauptmanns „Biberpelz" ist vielfach neben den „Zerbrochenen Krug" gestellt worden — nicht zu Unrecht. Die Frechheit der Wolffen und Wulkows, unterstützt durch kurzsichtige magistratliche Überhebung, schaffen hier eine Freiheit des Verbrechens, die man geradezu „Lebenskunst" nennen könnte. Schelmische Klugheit überlistet die weise tuende Dummheit — darüber hat immer die Welt gelacht. Aber mit dem frohen Lachen soll auch der Genuß an dem gelungenen Kunstwerk sich einen; sonst ist das Lachen wohlfeile Ware. Der Witz der Diebskomödie ist keineswegs der, den Verbrecher auf Kosten des Gesetzes zu glorifizieren, wie es jüngst ein junger elsässischer Autor versucht hat; das wäre eine ähnliche moralische Kunstbetrachtung wie jene des XVIII. Jahrhunderts, die dem Drama die Aufgabe zuwies, das Laster zu enthüllen und die Tugend zu belohnen. Die Komik der Diebskomödie liegt in der Ironie des Lebens und ihr künstlerischer Typus in der literarischen Ausgestaltung eines menschlichen Narrenspiels.

Schwächer ist die Fortsetzung der Geschichte vom „Biberpelz" im „Roten Hahn", in dem die Mutter Wolffen bis zur Brandstifterin herabsinkt und man das Interesse an ihr verliert. Ungleich besser weiß Emil Rosenow in seiner Komödie „Kater Lampe" das Interesse für seinen Helden festzuhalten. Der arme Gemeindediener Seifert hat ein Untier von Kater, das allerhand Schaden angerichtet, bis zur Vergleichung der Parteien in Depot bekommen. Aber der Hunger siegt, und der Kater wird getötet und, als Hase frisiert, auf den Mittagstisch gebracht, und zwar beteiligen sich auch behördliche Autoritäten an diesem Unterschlagungsmahl, natürlich ohne von der Umwertung des Katers

eine Ahnung zu haben. Am Tage der Vergeltung wird zwar Seifert entlassen, aber auch der aussaugerische Reichtum bekommt sein Teil ab; „der eene sorgt für den Spaß un die andern bezahlen die Zeche“ ... Auch die „Lumpenpackasch“ von Paul Ernst gehört in dies Genre, ein überderbes Bauernstück, in dem eine geizige Gemeinde von zwei verliederten Dorfarmen gehörig geprellt wird.

Von der „Lumpenpackasch“ bis zu den modernen Grotesken der Franzosen ist nur ein kleiner Schritt. Besonders Courteline ist Meister in prachtvoll gezeichneten Strolchfiguren und ihren Gegensätzen: aufgeblasenen und dummstolzen Kommissaren. Er trägt stark auf und verteilt Licht und Schatten mit mächtigen Pinselstrichen, aber seine Wirkung erreicht er immer. Vorsichtiger geht Tristan Bernard zu Werke; in seinem Einakter „Daisy“ will sich ein alternder Taschendieb an einem jüngeren Kollegen rächen, der ihn im Erwerb und in der Frauengunst überflügelt hat — im letzten Moment aber siegt der Korpsgeist. Octave Mirbeau hat ein neues Licht aufgesetzt. Er holt den Gentleman-Räuber wieder aus dem Archive hervor, mit dem schon Hackländer in seinem „Europäischen Sklavenleben“ so gute Erfolge zu erzielen wußte: den „feinen“ Einbrecher, der mittels Automobils heransaust, die echten Bibelots von den unechten sehr wohl zu unterscheiden versteht und über Kunst und Leben bezaubernd zu plaudern weiß. Er philosophiert auch, ist zu der Überzeugung gekommen, daß „der Diebstahl das einzige Ziel jeder menschlichen Tätigkeit bleibt“ und ist, indem er nach dieser Überzeugung handelt, „so glücklich, wie man es in dieser schlechtesten und verlogensten aller Welten nur sein kann“. Der Bestohlene findet sich rasch in die Philosophie des Diebes und meint schließlich: „Im Grunde genommen sind Sie fast ein Apostel,“ während sich beide unter dem Ausdruck vollkommenster Hochachtung voneinander trennen. Weiter kann man die Satire auf das „alles verstehen“ kaum treiben. Aber Mirbeau ist wenigstens ein geistreicher Plauderer, während die englischen Verfasser von „Raffles“ sich damit begnügen, in ihrer Komödie eines Amateurdiebs die Spannungsreize immer intensiver zu fassen, ohne sich viel um psychologische Möglichkeiten zu kümmern.

Von deutschen Schriftstellern ist u. a. Jon Lehmann in seinem Einakter „Mayerchen“ den Grotesken gefolgt: Mayerchen weiß mit Profit Bankrott zu machen und versteht es, einen geriebenen Detektiv, seine Geliebte und deren Galan, einen faustgefürchteten Athleten, zu übergaunern.

Etwas mehr mit der Wahrscheinlichkeit rechnen André de Lorde und Eugène Morce in ihrem Drama „Freigesprochen“. Ein Rechtsanwalt bewirkt die Freisprechung eines Angeklagten; als dieser sich aber bei ihm bedankt, merkt der Anwalt, daß er einem tatsächlich Schuldigen geholfen hat; sein erster Gedanke ist, noch nachträglich dem Recht zum Siege zu verhelfen, aber der Gauner gewinnt ihn durch seine gewandte Dialektik für sich, und nach kurzem Kampfe entschließt sich der treffliche Jurist zum Schweigen. André de Lorde hat auch noch ein anderes Verbrecherstück geschrieben, das in die Kategorie der „Nervensträuber“ gehört: „Am Telephon“ hört ein Bemitleidenswerter die Beraubung und Ermordung seiner Frau mit an. Berennis oft aufgeführtes Mimodrama „Die Hand“ kann der gleichen Kategorie zugezählt werden: ein Einbrecher versteckt sich bei einer Tänzerin, und während diese ihre Toilette wechselt, entdeckt sie im Spiegel die sich durch die Portiere schiebende Hand des Diebes; die Todesangst des Mädchens bildet den Clou der Pantomime, an deren Schluß sich natürlich alles zum besten wendet.

Aber nicht nur Autolykus hat Nachgeborene im modernen Drama gefunden; auch die Falstaffischen Gestalten sind wieder lebendig geworden, die vergnügten Lumpen mit dem Ritterspurn. Walter Bloem hat in seinen „Schnapphähnen“ so ein paar Ritter der Landstraße gezeichnet und dabei auf ein Milieu zurückgegriffen, das schon Bauernfeld im „Landfrieden“ ergötzlich geschildert hat. Das Schnapphahnthema behandelt auch Schönthans und Koppel-Ellfelds Lustspiel „Flavio und Florio“ nach einem älteren spanischen Stoffe.

Zahlreich haben sich in neuerer Zeit die Dramen vermehrt, in denen ein Diebstahl zum Ausgangs- und Angelpunkt des Ganzen wird und neben dem Verbrecher in vollem Glanze der Entdecker steht. Paul Lindau, ein alter Freund des Kriminalistischen, hat zwei solcher Schauspiele geschrieben, beide gleich trefflich in der Technik und nicht ganz einwandfrei im Punkte der Wahrscheinlichkeit. „Nacht und Morgen“ behandelt den Diebstahl eines Aktenstücks, das aus der Mappe eines Legationsrats verschwunden ist. Der Verdacht fällt auf ihn selbst; aber um sich zu entlasten, müßte er die Ehre seiner Schwägerin preisgeben. Da schweigt er lieber, bis die gepeinigte Frau sein Alibi nachweist und schließlich auch der wirkliche Dieb gesteht. Feiner in der Entwicklung ist „Der Andere“, ein Schauspiel, das sich mit einem merkwürdigen Fall von Doppelbewußtsein befaßt, einem somnambulen Zustand, der einen Staatsanwalt zwingt, auf verbrecherischen Wegen zu wandeln und endlich bei sich selbst einzubrechen.

Der gute Ruf einer geliebten Frau, auf dem Lindau das dramatische Gerüst von „Nacht und Morgen“ aufgebaut hat, hindert auch in Sardous „Nos bons Villageois“ den Helden, anzugeben, was er zu nächtlicher Stunde im Garten des Maires zu suchen hatte; lieber nimmt er den Diamantschmuck seiner Dame an sich und läßt sich als Dieb verhaften, bis sich unter den Händen der

üblichen „Ingénue" die Affäre spielleicht und zufriedenstellend auflöst. Gerade umgekehrt faßt ein jüngerer deutscher Autor, Dietrich Eckardt, in seinem Schauspiel „Der Froschkönig" den Diamantendiebstahl an. Auch sein Verbrecher gehört zur Gilde der Gentlemendiebe, zum Geschlecht der Manolescu. Kein Mensch würde ihn entlarven können, am allerwenigsten der törichte Polizeirat, wenn er sich nicht in die Tochter der bestohlenen Familie verliebte und sich ihr verraten hätte. Bumbum — der Effekt ist da.

Ein Diamantenschmuck und ein Aktenstück sind immer die erwünschtesten Bühnendiebstahlsobjekte gewesen. Sie lassen sich leicht verbergen, in Vasen stecken und unter Kissen legen, und sind gegebenenfalls ebenso leicht wieder zur Hand. Um ein Aktenstück dreht sich auch Sardous Schauspiel „Dora". Dora ist vom Stamm der unschuldig Verdächtigten; eine internationale Gräfin ist die Mausekatze, und ein Hausfreund entlarvt sie mittels eines Tricks, der in späteren Dramen und Lustspielen zu öfteren nachgeahmt worden ist: die Enthüllung wird durch einen anscheinend wichtigen und schwer belastenden Brief herbeigeführt, der aber in Wahrheit nur ein unbeschriebenes, in ein verschlossenes Kuvert gestecktes Briefblatt ist. Derartige Requisitentricks sind bei den dramatischen Machern sehr beliebt; der alte Sardou war auch in dieser Beziehung ein geschickter Erfinder, der sein Publikum zu überraschen verstand. Ein deutscher Schriftsteller, der ihm die Technik gut abgeguckt hat, ist Felix Philippi; in der langen Reihe seiner immer wirkungsvollen Komödien befinden sich drei, in denen gleichfalls ein Diebstahl zum Drehpunkt der Handlung wird: das Schauspiel „Der Erbe", in dem aus einer großen Waffenfabrik Gewehrmodelle gestohlen und nach dem Auslande verkauft werden; ferner „Die Mission", die inhaltlich an die Affäre Dreyfus anknüpft, und „Der Dornenweg", die Tragödie einer Mutter, die die Schuld ihres Sohnes, für die ein anderer zu büßen hat, zu verheimlichen sucht.

Zu den lustigen und gefährlichen kommen noch die sentimentalen Schufte und die Verbrecher mit der sozialen Anklage.

In diese Kategorien gehört u. a. Richard Skowronnels Komödie „Nr. 17": der brave, alte Gefängnisabonnent, den es immer wieder nach Nummer Sicher zieht, nachdem er einmal unschuldig die Freuden des Gefängnislebens gekostet hat, und der sich zuletzt dem Glück seiner Tochter opfert, indem er die Schmuggelschuld ihres Verlobten, des reichen Gastwirtssohnes, auf sich nimmt. In weiteren Grenzen kann man auch die beiden Zuchthäusler aus Sudermanns „Stein unter Steinen" hierher rechnen und schließlich sogar Ibsens „Nora", wenn auch alle drei nicht gestohlen, sondern nur ein bißchen totgeschlagen und Wechsel gefälscht haben. Henri Bernsteins „Diebin" ist vom Schlage der Löwinnen Augiers: sie stiehlt, um sich für den Geliebten hübsch kleiden zu können; im zweiten Akt, der ein einziges Duett virtuoser Dialektik zwischen den Gatten ist, verschiebt sich indessen der Schwerpunkt auf ein anderes Gebiet — den Diebstahl hätte der Herr Gemahl allenfalls vergeben, die Untreue vergiebt er nicht. Auch in meinem Erstlings-Einakter „Dramenstoff" fällt ein junges Mädchen dem „Moloch Konfektion" zum Opfer.

Die Anklagestücke machen das gesellschaftliche Milieu, den Staat, die Gesetzgebung, die Besitzenden für das Verbrechen verantwortlich. „Wer ist der eigentliche Dieb?" ruft Roberto Bracco in den „Schutzlosen", als sein Held eine Summe zur Rettung der Seinen aus der Kasse seines Herrn entwendet, und gelangt natürlich zu dem Schlusse, daß es die Fabrikanten seien. Ähnlich so urteilt Robert Weil in seinem Drama „Irdische Richter", in dem er einen jungen Arbeiter, der unverschuldet zu Diebstahl und Totschlag kommt, freisprechen läßt. In Friedrich Fürst Wredes „Recht auf sich selbst" und meinem Schauspiel „Das Urteil der Welt" handelt es sich um die Frage der Schuldverjährung; auch eine andere nicht minder wichtige Frage aus forensischem Gebiet: die Wiederaufführung längst gesühnter Schuld bei den üblichen gerichtlichen Zeugenvernehmungen, ist in letzter Zeit häufiger dramatisch verarbeitet worden (z. B. in Bernstein-Sawerskys „Vorbestraft").

Endlich haben wir noch den „Überdieb" Revue passieren zu lassen, zu dem Mirbeau in seinem oben erwähnten Einakter die Karikatur geliefert hat: die Gauner aus Liebhaberei, eine weitverbreitete Sippe, der unter anderem Hornung-Presbreys „Raffles", Wedekinds „Marquis von Keith" und der „Hochstapler" Alfred Nossigs zugehören.

Und nun wenden wir uns vom Gauner ab und dem Verfolger zu. Der gerissene Detektiv gehört gleichfalls keiner neuen Schule an. Als der deutsche Kriminalroman auf der Höhe stand — ein Genre, in dem sich auch zuweilen bessere Autoren, so beispielsweise Frenzel und Heiberg, versucht haben —, zählte der allwissende Polizeianwalt selbstverständlich mit zum Apparat. In den Romanen heute vergessener Vielschreiber wie Temme, König, Friedrich, Schrader, Dedenroth, Grabowski spielte er gewöhnlich den deus ex machina; charakteristischer schon gab er sich in den Polizeiromanen von Auvé-Lallemand und den höchst gewandt erzählten Kriminalgeschichten Gaboriaus; eine Figur voll Geist und Leben aber wurde er erst bei Poe. Den Detektiv Poes, der auf Grund espritvoller Kombinationen rätselhaften Verbrechen auf die Spur kommt, hat jüngst Conan Doyle als Sherlock Holmes in ein neues Gewand gekleidet. Doyles Sherlock Holmes-Historien haben eine fabelhafte Verbreitung gefunden. Die ersten waren auch wirklich sehr amüsant; aber als der Verfasser sah, daß die Sache zog, begann er, sie sich

leicht zu machen, und fabulierte wild darauf los, immer nach dem gleichen, ohne weiteres erkennbaren Schema.

Natürlich kam Sherlock Holmes auch schleunigst auf die Bühne. Irre ich nicht, so war der Hamburger Schauspieler Bozenhardt der erste, der ihn dramatisch zuschnitt. Mehr nach der charakteristischen Seite hin versuchte Franz von Schönthan in seinem „Drei Erlebnissen eines englischen Detektivs" die Gestalt des freiwilligen Kriminalagenten auszubauen, hielt sich auch nicht an die Vorlage, sondern erfand eigene Fabeln. Von den drei Einaktern, die unter genanntem Titel einen Theaterabend füllen, ist der erste — „Der Liebling der Pension Patterson" — der weitaus wirksamste. In einer Familienpension wird der Geldschrank erbrochen und neben Bargeld und einem Päckchen lockerer Diamanten ein Perlenhalsband geraubt. Der Verdacht fällt auf die junge Beschließerin, in deren Kommode man richtig auch das Schmuckstück findet. Dem Detektiv Collins gelingt es indessen, die Unschuld des Mädchens nachzuweisen und die wahren Schuldigen in einem Gaunerpaar zu entlarven, das sich als Baron und Baronin Tjällstorp in der Pension eingemietet hat. Die beiden Verbrecher haben den Trick erfunden, eine (natürlich unechte) Perlenkette in dem Safe aufbewahren zu lassen, die bei dem Einbruch angeblich mitgestohlen wird und den Verdacht von ihnen als den Eigentümern abwälzt; eine winzige Kalkspur an den Stiefelsohlen des „Barons" führt zur Enthüllung. Erklügelter ist der zweite Einakter „Die Feuerglocke", eine phantastische Anarchistengeschichte, ziemlich belanglos auch der dritte „Auf Tod und Leben". Den Sherlock Holmes Conan Doyles vertritt in den drei Dramolets der Detektiv Richard Collins: Beides sind direkte Enkelkinder des Herrn August Dupin aus den Kriminalgeschichten Allan Poes, dessen analytische Fähigkeiten und scharfsinnige Rückschlüsse wiederum an einen alten Bekannten aus unsern Kindertagen erinnern, an „Abner, den Juden, der nichts gesehen hat" in Hauffs gleichnamigem Märchen.

Sherlock Holmes-Schauspiele sind seit Jahresfrist zahlreich über die Bühnen gegangen; das fragwürdige Verdienst, den englischen Detektiv aber beinahe populär gemacht zu haben, gebührt Herrn Ferdinand Bonn in Berlin. Herr Bonn, ein Schauspieler von Intelligenz und großem Können, hat vor zwei Jahren die Direktion des Berliner Theaters übernommen, anscheinend in der festen Absicht, auf dieser Bühne nur Stücke eigenen Fabrikats zur Aufführung zu bringen. Mit einem närrischen Versspiel „Andalosia" begann der Reigen der Selbstprodukte, die von der zünftigen Kritik mit Hohn und Spott überschüttet wurden und die auch einem anspruchsloseren Publikum durchaus nicht genügen wollten. Herr Bonn stand dicht am Rande des Ruins (des materiellen, denn sein künstlerischer war bereits besiegelt), als ein glücklicher Zufall ihm das Stück eines literarisch Unbekannten (ich glaube, von dem bereits erwähnten Schauspieler Bozenhardt) auf den Schreibtisch warf. Herr Bonn durchflog das Manuskript, das erste Sherlock Holmes-Drama, und die Rolle des Helden sagte seiner Individualität zu. Da jenes Stück aber von fremder Hand herrührte und er in seinem Theater keinen anderen Geist duldet als seinen eigenen, so setzte er sich hin und krempelte trotz aller Proteste des Eigentümers das Schauspiel nach Gefallen um. Und siehe da: Ferdinand Bonn hatte in heißen Kämpfen absolut nicht „ziehen" wollen — aber Conan Doyle und sein allgegenwärtiger Detektiv lockten das Publikum an; es kam in hellen Haufen. Und nicht etwa nur die unteren Hunderttausend; wer die Geschichten von Sherlock Holmes gelesen hatte, wollte sie auch in dramatischer Gestalt vorüberziehen lassen — und als eines Tages sogar ein paar Mitglieder des regierenden Hauses das Berliner Theater besuchten, da war das Detektivglück Ferdinand Bonns vollendet. Schleunigst setzte er sich abermals hin und schrieb Teil zwei von „Sherlock Holmes": eine Dramatisierung des „Hund von Baskerville", die er auf dem Programm klug als „frei nach Motiven von Doyle und Poe" bezeichnete. Poe hat mit dem Hund von Baskerville natürlich gar nichts zu tun, aber Herr Doyle hätte gegen die Verballhornung seiner Novelle immerhin Einspruck erheben oder Honorar für das Dramatisierungsrecht verlangen können. Beidem ging Herr Bonn durch die Wahl seiner Mittel fein aus dem Wege. Und als auch der Hund seine Schuldigkeit getan hatte, setzte der geniale Ferdinand sich wiederum an den Schreibtisch und schrieb Teil drei der Sherlock-Holmes-Tragödie: „Die tanzenden Männchen," mit der er ohne Ladung der Kritik die neue Theatersaison eröffnete und weihte. Da ich zurzeit dieser Niederschrift das neueste Opus des Herrn Bonn nach Conan Doyle aber noch nicht zu bewundern Gelegenheit hatte, wollen wir uns mit den vorangegangenen beiden Meisterwerken allein beschäftigen.

In „Sherlock Holmes" dreht sich die Fabel um einen Mord, begangen an dem alten Lord Katogan, und um den Diebstahl seines Testaments. Niemand hat den Mörder kommen sehen und keiner um das Testament gewußt — außer Dr. Mors, dem Leibarzt des Lords. Dieser Doktor mit dem unheimlichen Namen und „Augen wie ein Tiger" gilt vor der Welt als berühmter Gelehrter, ist jedoch in Wahrheit das Haupt einer greulichen Verbrecherbande. Er liebt Lady Katogan, aber mehr noch ihr Geld und hat demzufolge den Lord durch ein neuerfundenes narkotisches Mittel getötet. Das erfahren wir bereits im ersten Akt durch Sherlock Holmes, der sich dem Publikum zunächst in der Verkleidung eines Strolchs vorstellt, und zwar durch den Kamin rutschend.

Die Kaminfahrt soll andeuten, daß Dr. Mors auf dieselbe Weise bei Lord Katogan eingedrungen ist, die Verkleidung gibt den ersten Ausblick auf eine ganze Reihe von Kostümverwandlungen. Denn nun beginnt ein grauser Kampf auf Tod und Leben zwischen Dr. Mors, der die Lady in seine Gewalt gebracht hat, und Sherlock Holmes, der den gefährlichen Halunken schließlich matt setzt. Ich kann mir wohl denken, daß ein geistreicherer Kopf auch aus diesen beiden Figuren ein paar Menschengebilde hätte schaffen können, denn in dem Verbrecher aus Passion wie in dem Detektiv aus Leidenschaft verkörpern sich immerhin prima mobilia der Seele, die einen Psychologen recht wohl zu reizen vermögen. Aber Herr Bonn stellt einfach die beiden Subjekte hin, wie er sie bei Conan Doyle gefunden hat; wir wissen nicht, auf welche Weise der Geist der Perversität in Dr. Mors lebendig geworden ist — wir hören von ihm nur, daß „ein ererbter teuflischer Hang ihn dazu zwingt, die kühnsten und fürchterlichsten Verbrechen auszudenken". So roh umrissen tritt uns auch Sherlock Holmes entgegen; nicht mit einem Wort wird darauf hingewiesen, daß Holmes (wie der Dupin Poes) zu jenen geistreichen Analytikern und kombinatorischen Genies gehört, die im Auflösen und Entwirren dunkler Gewebe einen unbeschreiblichen Genuß finden. Es heißt von ihm, daß er ein Detektiv „aus Liebhaberei und Sport" sei, und dann gibt er einige seiner Rückwärtsschlüsse zum besten — damit sela. Nun wissen wir, wen wir vor uns haben. Als Folie dienen ihm ein paar stupide Kriminalbeamte, sein Geist aber sitzt in der Requisitenkammer, aus dem er eine Verkleidung nach der anderen hervorholt und außerdem noch Chloroformpatronen, ein Fläschchen mit flüssiger Luft, ein paar Handschellen, mehrere Revolver, Masken aller Art, falsche Bärte, eine Wachspuppe und eine Geige. Die Geige stammt nicht von Conan Doyle, sondern von Herrn Bonn, der auch auf diesem Instrument ein firmer Virtuose ist und nie versäumt, in seinen eigenen Stücken einen Violinspieler anzubringen, um dem p. t. Publico die Universalität seiner Kunst zu zeigen. Aber wie gesagt: die Stärke im Charakter des Sherlock Holmes liegt in seinen Verkleidungen. Nur glaube ich, daß Dr. Mors kein raffinierter Schuft, sondern ein großer Esel sein müßte, wenn er hinter dem Professor Syton und dem lahmen Rotkopf nicht ohne weiteres seinen Fuchs von Gegner zu wittern vermöchte. Das ganze Stück ist auf derlei Unmöglichkeiten aufgebaut.

Im „Hund von Baskerville" überkugeln sich die Unmöglichkeiten derart, daß sie einen kaum entwirrbaren Knäuel bilden. Dieses grausige Drama spielt im schottischen Hochland, im uralten Schlosse der Baskervilles, allwo ein gräßlicher Höllenhund der Tradition zufolge sämtliche Mitglieder des Geschlechts nach und nach umzubringen pflegt. Der junge Lord Walter möchte dies gern vermeiden und läßt sich daher Sherlock Holmes kommen, um dem geheimnisvollen Köter (den man schon bellen hört — wahrhaftig!) den Garaus zu machen. Holmes führt sich dadurch ein, daß er ein Ahnenbild an der Wand ruiniert und durch das ausgeschnittene Gesicht des Gemäldes sein eigenes Gesicht steckt. Hinter dem Bilde ist eine Öffnung in der Mauer: das ist das erste entdeckte Mysterium. Nun geht es Schlag auf Schlag. Holmes entdeckt alles: er entdeckt einen Schatz, von dem die Familienchronik Kunde gibt; er entdeckt, daß der Naturforscher Argyll eigentlich der Bruder des Lord Baskerville ist; er entdeckt, daß dieser Argyll bereits seinen älteren Bruder umgebrungen hat; er entdeckt, daß dieser Argyll auch den noch lebenden Bruder umbringen will; er entdeckt, daß Argylls Schwester gar nicht seine Schwester ist; er entdeckt auch den gespenstischen Köter, der mittels Phosphor als Höllenhund angetuscht wird und den armen Baskervilles die Gurgel abbeißen muß. Dieser verteufelte Detektiv bringt diesmal seinen „Requisitenkoffer" gleich mit und erscheint wiederum in den verschiedensten Verkleidungen; immer ist er zur Stelle, wenn ein Verbrechen verübt werden soll, und als er selber Gift bekommt, nimmt er sofort Gegengift (aber man merkt es nicht ohne weiteres, sonst wäre die Spannung dahin). Wer sich davon überzeugen will, daß „Der Hund von Baskerville" eines der großartigsten Werke der Weltliteratur ist, braucht übrigens nicht erst in das Berliner Theater zu gehen. Herr Bonn hat sein Drama auch in Reclams kleiner Universal-Bibliothek erscheinen lassen: für zwanzig Pfennige kann man die holde Poesie der Dichtung voll auf sich wirken lassen. Philosophische Exkurse unterbrechen zeitweilig die aufregende Handlung und bieten dem geängstigten Leser köstliche Ruheplätze. Man spricht über Gott und den Materialismus. „Alles ist Gott," sagt Holmes zu Argyll, „ich — Sie — die Stiefelsohle — jeder Haufen Dr . . ." Sagt er im Ernst. Man spricht auch über Nietzsche und Feuerbach und zieht gegen Ibsen vom Leder und gegen die Modernen und gegen die literarischen Schmutzfinken und die Ausrede von der erblichen Belastung. Es ist fast zu viel des Geistes. Auch die Technik ist glänzend. Einzelne Regiebemerkungen sind von verblüffender Einfachheit. Holmes drängt im zweiten Aufzug eine tobende und heulende Volksmenge „mit Kreuz- und Querhieben" zurück. Zur Charakterisierung des Tumults heißt es:

Die Männer (murren).
Die Weiber (kreischen).

Kann man mit sechs Worten einen Bühnenaufstand besser kennzeichnen? — Im dritten Akt zanken sich Argyll und seine angebliche Schwester:

Dolores: Caramba! Verdammter Hund! Fort mit dir! (Sie stößt ihn vor die Brust.)

Argyll (zurückgetaumelt, will wieder auf sie los): Oho! Und wenn ich es vorziehe, zu bleiben?

Dolores (zieht den Revolver): Dann schieß' ich Dich nieder.

Argyll: Verflucht!

(Moment der Spannung.)

Man kann sich denken, wie in diesem „Moment der Spannung" der Atem stockt. Aus meiner Kadettenzeit entsinne ich mich eines oft geübten Scherzes. Wenn wir da in der Frühstückspause unsern „Bulken" verzehrten, trat wohl ein Kadett zu dem andern, wies gen Himmel und sagte: „Guck' mal, den Storch!" Und wenn der andere dann ahnungslos und neugierig aufschaute, wurde ihm lachend das Butterbrot entrissen. Ähnlich so macht es der Dichter Bonn. Argyll deutet zum Fenster hinaus und ruft: „Da kommt der Lord!" Natürlich läßt Dolores den Revolver sinken, schaut sich um und fragt: „Wo?" In diesem Augenblick entreißt Argyll ihr die Waffe und lacht Hohn.

Der Höllenhund selbst tritt im Buche nicht auf. Aber auf vielseitigen Wunsch hat der Dichter Bonn ihn doch auf die Bühne gebracht; man hörte den Köter im ersten Akt nur hinter der Szene bellen, und das genügte dem Publikum nicht. Über die Verwirklichung der Bestie gibt Bonn im Buche folgende „Anmerkung für den Spielleiter": ‚Bei der übertriebenen Wirklichkeitsmode unsrer Bühnen konnte es nicht ausbleiben, daß die Anfragen nach dem Hund, der gar nicht vorgekommen sei, sich so mehrten, daß ich endlich nachgeben mußte. Es traf sich, daß ich eine große schwarze Dogge bekam, die meiner Frau sehr anhänglich ist, und es ist in der Tat nicht übel, wenn Argyll in der Höhle verschwindet und dann der große schwarze Hund in wilden Sätzen über die Bühne springt, gefolgt von dem Mörder, der ihn hetzt. Die wilden Sätze werden hervorgerufen durch ein Stück Wurst, das meine Frau, die in der Kulisse steht, verheißungsvoll emporhält. Anfangs setzten wir dem Hund einen kaschierten Kopf mit Glühlampen auf und — wurden schallend ausgelacht; ebensowenig rentierte sich ein Beißkorb mit Glühlampen. Die Grenze des Lächerlichen ist hier immer desto näher, je größer die Spannung ist. Ebenso hat das Geheul große Schwierigkeiten gemacht. Nach Versuchen mit Phonographen, Automobilhupen, Dampfpfeifen usw. hat sich das einfachste als das beste herausgestellt. Ein Mann heult in einen Schalltrichter in ziemlicher Entfernung.'

Seit dem „Hund des Aubry" sind die Vierbeiner auf der Bühne ziemlich aus der Mode gekommen. Es ist ein wahres Glück, daß sich Bonn ihrer wieder väterlich angenommen hat. Daß er aber das Geheimnis mit der Wurst und mit dem in ziemlicher Entfernung in einen Schalltrichter heulenden Mann so ohne Bedenken preisgibt, ist der beste Beweis dafür, wie ernst es ihm mit einer gründlichen Reform der deutschen Bühne ist.

Kehren auch wir zum Ernst zurück. Der Leser hat eine Frage offen. Wie ist es möglich, daß Stücke wie diese Sherlock Holmes-Komödien Bonns hunderte und hunderte von Malen gegeben werden können? Darauf ist nur die eine Antwort möglich: Weil der Geschmack des großen Publikums trotz aller Versuche, ihn durch Massenverbreitung guter Lektüre und durch billige Klassikeraufführungen zu bessern und zu veredeln, ein miserabler ist und immer bleiben wird. Wenn man der Masse rechts den „Faust" und links einen Kolportageroman hinlegt, wird die Hand nach dem Schundroman greifen. Und diese selbe Masse — der keineswegs nur das „Volk" angehört — läuft auch lieber in den „Hund von Baskerville", in dem es von Geheimnissen und Gift und Mord und Niederträchtigkeiten wimmelt, als in die „Iphigenie", bei der sie sich langweilt.

Die Masse ist immer unliterarisch. Aber diese unliterarischen Instinkte zu unterstützen, ist auch ein Verbrechen, zu dessen Bekämpfung man sich einen Sherlock Holmes wünschen könnte.

In Blütentagen.

Grolle nicht, schmolle nicht, laß das Klagen
In Blütentagen!
Trägt am Leichten ein Herz schon schwer,
Lehrt es die Schickung oft hinterher,
Lasten lautlos tragen.
Grolle nicht, schmolle nicht — laß das Klagen
In Blütentagen!

Harriot Wolff.

Digitized by Google

Die Geigenstimme.

Von

Sophie Kloerß.

Sie bringen die Hexe! Auf holperndem Karren,
Mit Stricken gebunden, kommt sie gefahren.
Sie hat mit ihrem goldenen Haar
Verhext der Knaben arglose Schar,
Sie machte mit ihrem holdseligen Sang
Die Herzen der Männer vor Liebe krank.
Da half kein Fluchen, kein Beten und Flehen,
Wem die Hexe gelächelt, dem war es geschehen. —
Auf dem Karren sitzt sie, lieblich und blaß,
Manchem wird heimlich das Auge naß.
Und ist der Teufel so hold und rein,
Es möchte mancher nicht selig sein. —
Der Wind wühlt lüstern im goldenen Haar,
Sie hebt zum Himmel die Augen klar:
„Herrgott, Dir klag' ich's in meiner Not,
Unschuldig leid' ich den Flammentod.
Die Menschen hören mein Flehen nicht,
Bring Du, o Herr, meine Unschuld ans Licht.
Durch Deinen Engel mache sie kund,
Ich ruhte so gern in geweihtem Grund." —

Sie ziehen über das blühende Ried, —
Ein junger Spielmann fiedelt sein Lied.
Seine Augen sind rein, seine Züge sind licht,
An den Henkerskarren tritt er ganz dicht.
„Eh man das Leben Dir Holde raubt,
Schenk mir eine Locke von Deinem Haupt."
„Sie banden die Hände mit Fesseln mir an,
Nimm sie Dir selber, Du fremder Mann." —
Die Flammen lecken am Holzstoß empor,
Eine weiße Taube schwebt draus hervor.
Eine weiße Taube aus Qualm und Glut!
Den Richtern rieselt es kalt durch das Blut.

Der Spielmann nimmt seine Geige zur Hand,
Mit den goldenen Haaren die Saiten bespannt.
Und wie er leise darüber streicht,
Bitteres Schluchzen zum Himmel steigt;
Und wie er mächtig den Bogen führt,
Ein seltsamer Zauber die Herzen rührt;
Und wie er wandert zur Stadt hinein,
Zieht lauschend die Menge hinter ihm drein.
„Horcht nur! Horcht, wie die Geige klingt!
Das ist Schön-Elsbeth, die klagt und singt.
Das ist Schön-Elsbeth, die wir verbrannt,
Ihre Stimme ruft aus dem Totenland."
Und süßer und süßer und klagend bang
Zieht durch die Gassen der silberne Klang.
„Ich tat Euch nur Gutes, Ihr brachtet mir Not;
Ich gab Euch nur Liebe, Ihr gabt mir den Tod;
Ihr tragt Eure Toten zu heiliger Statt,
Meine Asche liegt droben bei Galgen und Rad.
Nun will ich klagen bei Tag und Nacht,
Bis Euch die Reue im Herzen erwacht.
Nun sing' ich die Seele Euch krank und wund,
Bis Ihr mich hinabsenkt in Gottes Grund!"
Wie über den Markt die Töne dringen,
Beginnen die Glocken im Turm zu schwingen.
Über die blühenden Lande weit
Feierlich hallendes Totengeläut! —
„Horcht auf! Die Glocken! Kein Glöckner zieht!
Sie stimmen von selbst in Schön-Elsbeths Lied.
Herrgott im Himmel! Vertilge uns nicht!
Wir haben unschuldiges Blut gericht't!
Tragt ihre Asche zum Friedhof hinab,
Gebt ihr in der Reihe ein ehrliches Grab." —
Acht reine Jungfraun in weißem Gewand
Heben die Asche mit bebender Hand.
Und wie sie tragen den Sarg herbei,
Springt seufzend die erste Saite entzwei.
Und wie der Sarg in der Gruft versinkt,
Klingend die zweite Saite zerspringt.
Und wie der Priester den Segen spricht,
Mit Jubeltönen die dritte bricht. —
Sie spähten rings nach dem Spielmann umher, —
Er war verschwunden, man fand ihn nicht mehr.
Nur Kinder haben sich's heimlich vertraut:
Sie hätten am Grab einen Engel geschaut.

Digitized by Google

Bewitched, Beautiful and Bold, 1960

Wahlkreis Kehl. Von den Landtagswahlen in Baden am 25. April.

Der Reichstag. Von Karl Eugen Schmidt-Paris.

Als Kaiser Wilhelm II. den Reichstag auflöste, da hatte er sich wohl gedacht, daß er mit dem Zentrum, den Konservativen, der Reichspartei, der Deutschen Volkspartei und den Nationalliberalen eine Mehrheit bekommen würde, die ihm die Möglichkeit gäbe, seine Politik durchzuführen. Er hat sich getäuscht. Er hat diese Mehrheit nicht bekommen. Er hat sie nicht bekommen, weil er sie nicht bekommen konnte. Er hat sie nicht bekommen, weil sie nicht zu bekommen war.

Es ist ein Rätsel, warum Wilhelm II. sich über die wirklichen Stärkeverhältnisse im Reichstag getäuscht hat. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Stimmung im Lande getäuscht hat. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Auflösung des Reichstages boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten.

Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten.

Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten.

Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten. Es ist ein Rätsel, warum er sich über die Möglichkeiten getäuscht hat, die sich ihm bei der Ernennung des Reichskanzlers boten.

Weihnachts-Bescherung. Nach einer Zeichnung von Hermann Vogel.

Nach Tisch. Nach einer Zeichnung von Hermann Vogel.

Digitized by Google

Ja, der Alte Schreiber erzählte, wie Jesus Christus, der Sohn Gottes, unseren Erlöser, einmal mit seinen Jüngern, das waren die 12 Apostel, durch Galiläa zog. Und Jesus sprach zu ihnen: Ich will euch Menschenfischer machen. Und sie folgten ihm nach. Und sie kamen in eine große Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Hände. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Hände machen. Und er machte ihm Hände. Und sie kamen in eine andere Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Füße. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Füße machen. Und er machte ihm Füße. Und sie kamen in eine dritte Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Augen. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Augen machen. Und er machte ihm Augen.

Alle lachten. Es war ja so komisch, wie der Alte Schreiber das erzählte. Und dann erzählte er weiter, wie Jesus Christus, der Sohn Gottes, unseren Erlöser, einmal mit seinen Jüngern, das waren die 12 Apostel, durch Galiläa zog. Und Jesus sprach zu ihnen: Ich will euch Menschenfischer machen. Und sie folgten ihm nach. Und sie kamen in eine große Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Hände. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Hände machen. Und er machte ihm Hände. Und sie kamen in eine andere Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Füße. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Füße machen. Und er machte ihm Füße. Und sie kamen in eine dritte Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Augen. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Augen machen. Und er machte ihm Augen.

Alle lachten. Es war ja so komisch, wie der Alte Schreiber das erzählte. Und dann erzählte er weiter, wie Jesus Christus, der Sohn Gottes, unseren Erlöser, einmal mit seinen Jüngern, das waren die 12 Apostel, durch Galiläa zog. Und Jesus sprach zu ihnen: Ich will euch Menschenfischer machen. Und sie folgten ihm nach. Und sie kamen in eine große Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Hände. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Hände machen. Und er machte ihm Hände. Und sie kamen in eine andere Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Füße. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Füße machen. Und er machte ihm Füße. Und sie kamen in eine dritte Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Augen. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Augen machen. Und er machte ihm Augen.

Alle lachten. Es war ja so komisch, wie der Alte Schreiber das erzählte. Und dann erzählte er weiter, wie Jesus Christus, der Sohn Gottes, unseren Erlöser, einmal mit seinen Jüngern, das waren die 12 Apostel, durch Galiläa zog. Und Jesus sprach zu ihnen: Ich will euch Menschenfischer machen. Und sie folgten ihm nach. Und sie kamen in eine große Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Hände. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Hände machen. Und er machte ihm Hände. Und sie kamen in eine andere Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Füße. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Füße machen. Und er machte ihm Füße. Und sie kamen in eine dritte Stadt. Da war ein Mann, der hatte keine Augen. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will dir Augen machen. Und er machte ihm Augen.

Ein großer Kampf, heißt es in der Bibel, wird ausgefochten werden. Und dieser Kampf wird sich zwischen Gut und Böse abspielen. Und das Gute hat gesiegt. Und das Böse ist vernichtet. Und das Gute ist Gott. Und das Böse ist der Teufel.

Und der Teufel ist Hitler. Und Hitler ist Deutschland. Und Deutschland ist Hitler. Und Hitler ist der Teufel. Und der Teufel ist das Böse. Und das Böse ist Deutschland. Und Deutschland ist das Böse. Und das Böse ist Hitler. Und Hitler ist Deutschland. Und Deutschland ist der Teufel. Und der Teufel ist Hitler. Und Hitler ist das Böse. Und das Böse

hob Jahr für Jahr. Im Juli Basar, im Juni, im August, im September, im Oktober, im November, im Dezember, im Januar, im Februar, im März, im April, im Mai, im Juni, im Juli

Kathedrale in Reims

und sind eine Verherrlichung der gotischen Kunst. Der Weltkrieg aufhetzte, die Kathedrale in Reims zu zerstören. Sie wurde durch Granaten und Brandbomben schwer beschädigt. Ein Teil des Daches und der Türme, die Fenster, die Statuen und Reliefs wurden zerstört. Die Kathedrale in Reims ist eine der schönsten Kirchen Frankreichs. Sie wurde 1211 begonnen und 1430 vollendet. Ihre Fassade ist mit Statuen und Reliefs geschmückt, die zu den schönsten Werken der gotischen Kunst gehören. Sie ist 138 m lang und 30 m breit. Ihre Türme sind 81 m hoch. Die Kathedrale in Reims ist eine der schönsten Kirchen Frankreichs. Sie wurde 1211 begonnen und 1430 vollendet. Ihre Fassade ist mit Statuen und Reliefs geschmückt, die zu den schönsten Werken der gotischen Kunst gehören. Sie ist 138 m lang und 30 m breit. Ihre Türme sind 81 m hoch. Die Kathedrale in Reims ist eine der schönsten Kirchen Frankreichs. Sie wurde 1211 begonnen und 1430 vollendet. Ihre Fassade ist mit Statuen und Reliefs geschmückt, die zu den schönsten Werken der gotischen Kunst gehören. Sie ist 138 m lang und 30 m breit. Ihre Türme sind 81 m hoch. Die Kathedrale in Reims ist eine der schönsten Kirchen Frankreichs. Sie wurde 1211 begonnen und 1430 vollendet. Ihre Fassade ist mit Statuen und Reliefs geschmückt, die zu den schönsten Werken der gotischen Kunst gehören. Sie ist 138 m lang und 30 m breit. Ihre Türme sind 81 m hoch. Die Kathedrale in Reims ist eine der schönsten Kirchen Frankreichs. Sie wurde 1211 begonnen und 1430 vollendet. Ihre Fassade ist mit Statuen und Reliefs geschmückt, die zu den schönsten Werken der gotischen Kunst gehören. Sie ist 138 m lang und 30 m breit. Ihre Türme sind 81 m hoch.

Bundesrepublik Deutschland, Berlin (West) und Westalliierte. Zu den Gästen gehörten Bundeskanzler Willy Brandt, Bundespräsident Walter Scheel, Bundesratspräsident Heinz Kühn, Bundestagspräsident Annemarie Renger, Bundesminister Hans-Dietrich Genscher, Bundesminister Egon Franke, Bundesminister Hans Apel, Bundesminister Hans Matthöfer, Bundesminister Hans Ehrenberg, Bundesminister Hans Eich

Es kommt zu Zusammenstößen mit der Polizei. Die Arbeiter, die Bauern und Landarbeiter, die Handwerker, die Kleinbürger, die Intellektuellen, sie alle sind gegen die Regierung. Sie wollen nicht, daß Deutschland Kolonien bekommt, sie wollen nicht, daß Deutschland Krieg führt, sie wollen nicht, daß Deutschland Waffen bekommt. Sie wollen, daß Deutschland ein Land des Friedens wird. Sie wollen, daß Deutschland ein Land der Freiheit wird. Sie wollen, daß Deutschland ein Land der Gerechtigkeit wird.

Und dann kommt der Tag, an dem Hitler, Hugenberg, Seldte, Papen, Schacht, Blomberg, Neurath, Frick, Goering, Goebbels, Rust, Darré, Ley, Schirach, Hess, Bormann, Himmler, Heydrich, Milch, Speer, Thierack, Funk, Ohlendorf, Backe, Rosenberg, Kaltenbrunner, Sauckel, Keitel, Jodl, Dönitz, Raeder, Speidel, Guderian, Manstein, Rundstedt, Model, Kesselring, Jeschonnek, Göring, Lahousen, Canaris, Oster, Halder, Fritsch, Beck, Brauchitsch, Reichenau, Bock, Leeb, Rommel, Paulus, Goerdeler, Popitz, Hassell, Schwerin von Krosigk, Schacht, Gisevius, Dulles, Wirmer, Jahn, Leuschner, Leber, Reichwein, Haubach, Yorck von Wartenburg, Stauffenberg, Olbricht, Mertz von Quirnheim, Hoepner, Hofacker, Hansen, Oberländer, Trott zu Solz, Moltke, Delbrück, Gerstenmaier, Bonhoeffer, Dohnanyi, Bethge, Gollwitzer, Niemöller, Dibelius, Lilje, Galen, Faulhaber, Preysing, Frings, Wurm, Meiser, Marahrens, Scharf, Heckel, Lilje, Asmussen, Stratenwerth, Hromadka, Barth, Thurneysen, Brunner, Tillich, Bultmann, Dodd, Niebuhr, Bell, Temple, Fisher, Oxnam, Buttrick, Sockman, Fosdick, Coffin, Tittle, Ward, Cavert, Visser't Hooft, Oldham, Mott, Söderblom, Nathan Söderblom, Nansen, Albert Schweitzer, Albert Einstein, Thomas Mann, Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig, Stefan Zweig, Ernst Toller, Erich Mühsam, Carl von Ossietzky, Kurt Tucholsky, Walter Hasenclever, Ernst Weiß, Joseph Roth, Alfred Döblin, Franz Werfel, Bertolt Brecht, Ernst Bloch, Walter Benjamin, Hermann Broch, Robert Musil, Hermann Hesse, Thomas Wolfe, Ernest Hemingway, John Dos Passos, Upton Sinclair, Sinclair Lewis, Eugene O'Neill, Clifford Odets, Lillian Hellman, Dashiell Hammett, Dorothy Parker, Ring Lardner, Ring Lardner jr., Dalton Trumbo, Albert Maltz, Waldo Salt, Lester Cole, John Howard Lawson, Herbert Biberman, Edward Dmytryk, Adrian Scott, Samuel Ornitz, Howard Fast, Alvah Bessie, Irwin Shaw, Arthur Miller, Elia Kazan, Budd Schulberg, Clifford Odets, Orson Welles, John Houseman, Joseph Losey, Jules Dassin, Abraham Polonsky, Robert Rossen, Charlie Chaplin, Paulette Goddard, Burgess Meredith, Edward G. Robinson, Humphrey Bogart, Lauren Bacall, Gene Kelly, Judy Garland, Lana Turner, Ava Gardner, Greta Garbo, Marlene Dietrich, Ingrid Bergman, Hedy Lamarr, Rita Hayworth, Jean Gabin, Simone Signoret, Yves Montand, Pablo Picasso, Georges Braque, Fernand Léger, Marc Chagall, Max Ernst, Salvador Dalí, Joan Miró, Henri Matisse, Paul Klee, Wassily Kandinsky, Oskar Kokoschka, Emil Nolde, Max Beckmann, Otto Dix, George Grosz, Käthe Kollwitz, Ernst Barlach, Wilhelm Lehmbruck, Gerhard Marcks, Ernst Ludwig Kirchner, Karl Schmidt-Rottluff, Erich Heckel, Max Pechstein, Otto Mueller, Lyonel Feininger, Alexej von Jawlensky, Marianne von Werefkin, Oskar Schlemmer, Paul Hindemith, Arnold Schönberg, Alban Berg, Anton Webern, Kurt Weill, Hanns Eisler, Paul Dessau, Bruno Walter, Otto Klemperer, Fritz Busch, Erich Kleiber, Wilhelm Furtwängler, Leo Blech, Hermann Scherchen, Fritz Lang, Josef von Sternberg, Marlene Dietrich, Billy Wilder, Peter Lorre, Conrad Veidt, Emil Jannings, Werner Krauß, Heinrich George, Gustaf Gründgens, Fritz Kortner, Alexander Granach, Elisabeth Bergner, Lotte Lenya, Helene Weigel, Therese Giehse, Leonhard Frank, Ludwig Renn, Anna Seghers, Willi Bredel, Friedrich Wolf, Johannes R. Becher, Stephan Hermlin, Peter Huchel, Wolfgang Langhoff, Bernhard Kellermann, Ernst Jünger, Gottfried Benn, Wilhelm Furtwängler, Carl Zuckmayer, Werner Bergengruen, Ernst Wiechert, Rudolf Pechel, Walter Gropius, Ludwig Mies van der Rohe, Bruno Taut, Hans Scharoun, Erich Mendelsohn, Hans Poelzig, Peter Behrens, Heinrich Tessenow, Hans Arp, Kurt Schwitters, Max Ernst, Walter Ruttmann, Leni Riefenstahl, Veit Harlan, Emil Jannings, Heinrich George, Werner Krauß, Gustaf Gründgens, Hans Albers, Zarah Leander, Heinz Rühmann, Willy Fritsch, Lilian Harvey, Hans Moser, Theo Lingen, Paul Hörbiger, Attila Hörbiger, Rudolf Forster, Ferdinand Marian, Kristina Söderbaum, Heinrich George, Emil Jannings

Die Goldschmiede- und Silberarbeiten-Ausstellung im Haus Wertheim

Ausstellung und deren Werbedienst, geschickt durch Presse, Rundfunk und Plakat, ihre Aufgabe erfüllt hat, das Interesse der weitesten Kreise auf sich zu lenken, ist ein Beweis dafür, daß Frankfurt a. M. auch heute noch, trotz Krisenzeit, eine Stadt ist, in der Kunst und Kunstgewerbe eine Heimstätte haben. Und wenn auch die Ausstellung „Das Haus" in diesem Jahre nicht mehr so viele Besucher hatte wie in den Jahren vorher, so ist das nicht ihr Fehler, sondern der Fehler der Zeit, in der wir leben.

Die Ausstellung „Das Haus" hat sich in diesem Jahre ganz besonders mit dem Problem der Wohnung befaßt. Sie hat gezeigt, wie man heute wohnen kann, wie man heute wohnen muß, und wie man heute wohnen soll. Sie hat gezeigt, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, schön wohnen kann, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen muß, und daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen soll. Sie hat gezeigt, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, schön wohnen kann, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen muß, und daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen soll.

Die Ausstellung „Das Haus" hat sich in diesem Jahre ganz besonders mit dem Problem der Wohnung befaßt. Sie hat gezeigt, wie man heute wohnen kann, wie man heute wohnen muß, und wie man heute wohnen soll. Sie hat gezeigt, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, schön wohnen kann, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen muß, und daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen soll. Sie hat gezeigt, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, schön wohnen kann, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen muß, und daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen soll.

Die Ausstellung „Das Haus" hat sich in diesem Jahre ganz besonders mit dem Problem der Wohnung befaßt. Sie hat gezeigt, wie man heute wohnen kann, wie man heute wohnen muß, und wie man heute wohnen soll. Sie hat gezeigt, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, schön wohnen kann, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen muß, und daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen soll. Sie hat gezeigt, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, schön wohnen kann, daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen muß, und daß man auch heute noch, trotz Krisenzeit, wohnen soll.

Die Kaiserproclamation auf dem Platze vor dem Schlosse zu Versailles.

er über sich gar bis zwanzig Reihen von Gesichtern, die ihn anstarrten, und wie er sich auch bemühte, er konnte nicht mehr als zwei oder drei Gesichter auf einmal sehen. Er gedachte, auf den Kaiser Wilhelm zu warten, bis dieser vorüberkäme, und dann seine Gesichtszüge zu studiren, aber der Kaiser kam nicht, und Wilhelm ging, so traurig, wie Jemand, der sich auf ein Vergnügen gefreut hat, das ihm nicht zu Theil wird.

Der Kaiser kam nicht, weil er nicht kommen durfte. Die Zeitung, die Wilhelm las, war eine Nummer des „Journal officiel“, das in Versailles gedruckt wurde, und in dem die Proclamation des Kaisers an das deutsche Volk stand, die Bismarck verfaßt hatte, und die Wilhelm nicht sehen durfte, weil sie ihm nicht zu Gesicht kommen sollte. Wilhelm las sie, und sie gefiel ihm nicht. Sie war ihm zu kurz, zu trocken, zu wenig pathetisch. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Stolz erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht stolz genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Begeisterung erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht begeisternd genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Ehrfurcht vor seinem Großvater erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht ehrfurchtgebietend genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Dankbarkeit gegen Gott erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht dankbar genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Liebe für sein Volk erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht liebevoll genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Vertrauen auf seine Zukunft erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht vertrauensvoll genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Hoffnung auf seine Regierung erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht hoffnungsvoll genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Ruhe und Sicherheit erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht ruhig und sicher genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Ehrgeiz erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht ehrgeizig genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Bescheidenheit erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht bescheiden genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Selbstvertrauen erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht selbstvertrauend genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Selbstbewußtsein erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht selbstbewußt genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Selbstgefühl erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht selbstgefühlig genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Selbstzufriedenheit erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht selbstzufrieden genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Selbstsucht erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht selbstsüchtig genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Selbstverleugnung erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht selbstverleugnend genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Selbstaufopferung erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht selbstaufopfernd genug. Er hatte sich auf eine Proclamation gefreut, die ihn mit Selbstmord erfüllen sollte, und diese Proclamation war ihm nicht selbstmörderisch

bewahrte. „Sankt" Paul kannte Ihn nur als den Auferstandenen, der ihm vor Damaskus erschien, und Er war ihm der Herr, dem er sein Leben weihte. Aber wie Er auf Erden gelebt hat, wußte Er nicht. Er hat nicht einmal den Versuch gemacht, es zu erfahren.

Wie anders Johannes! Sobald Er seinen Meister sah, wußte Er, daß Er Ihn gefunden hatte, und Er ging Ihm nach, um Ihn kennen zu lernen. Er ging mit Ihm in Sein Haus, Er hörte Ihn reden, Er sah Ihn handeln, Er sah Ihn leiden und starb Seinen Heldentod, Er sah Ihn auferstehen und gen Himmel fahren, Er sah Ihn wiederkommen in Seiner Herrlichkeit, Er sah Ihn sitzen zur Rechten Gottes, und Er sah Ihn wiederkommen zum Gericht.

Von Fresko. Florentiner Schule. 15. Jahrh.

Winkler beim Start in Aachen (1928)

Meine Gedanken, bis zu dem Augenblick, wo ich mich auf die Reise begab, waren nur auf das Ziel gerichtet, das ich mir gesteckt hatte. Ich wollte Berlin erreichen, und zwar in 14 Tagen. Ich wollte es erreichen, weil ich es mir vorgenommen hatte, weil ich es mir selbst beweisen wollte, daß ich es schaffen kann. Ich wollte es erreichen

Der Aufbau der Mittelwohnung ist ungefähr derselbe wie der der Seitenwohnungen. Auch hier ist der Eingang in der Mitte der Front, und auch hier ist der Wohnraum durch die ganze Tiefe des Hauses gehend. Nur ist er hier nicht durch eine Querwand geteilt, sondern durch eine Reihe von Pfeilern, die die Decke tragen, in zwei Teile, einen vorderen und einen hinteren, getrennt. Der vordere Teil ist der Eßraum, der hintere der Wohnraum.

Es fällt, wie in fast allen Häusern der Siedlung, auf, daß die Türen, die in diesen Raum führen, nicht in der Mitte der Wand stehen, sondern ganz an die Seite gerückt sind. Das ist hier, wie in den Seitenwohnungen, aus praktischen Gründen geschehen. Es ist dadurch mehr Platz für die Möbel gewonnen, und es ist auch möglich, daß man, wenn man durch die Tür eintritt, nicht sofort den ganzen Raum übersieht.

Haus 12, Eingangsseite. Arch. Bonatz.

Wie schon gesagt, sind die Mittelwohnungen nicht so tief wie die Seitenwohnungen. Sie haben nur eine Tiefe von 10 Meter. Dafür sind sie aber breiter. Sie haben eine Breite von 6,50 Meter. Trotzdem ist der Wohnraum nicht größer als in den Seitenwohnungen. Denn die Treppe, die in den Seitenwohnungen im Wohnraum steht, ist hier in einen besonderen Raum gelegt, der zwischen Wohnraum und Küche liegt. Dadurch ist der Wohnraum um 3 Quadratmeter kleiner geworden. Dafür ist aber die Küche um 3 Quadratmeter größer geworden. Sie hat eine Größe von 12 Quadratmeter. Sie ist also so groß, daß man in ihr eßen kann. Das ist sehr praktisch. Denn in der Küche ißt man meistens.

Haus 12, Gartenseite. Arch. Bonatz.

die Schale, sehr heiß, mit viel Haut; eine Schale Gold ohne alles; eine Melange mit Schlagobers; einen Kapuziner mit einem Stück Zucker mehr; einen Lichtbraunen in der Teeschale; einen Schwarzen im Wasserglas ohne Zucker; einen Nußbraunen mit Kognak — so hat es einmal der lustige Pötzl zusammengestellt, ohne die Kaffeesymphonie zu erschöpfen.

Berlin hatte, lange vor der Wiener Invasion, seine Kaffeehäuser. Es gab in der preußischen Hauptstadt eine kleine Anzahl von Konditoreien, bei denen das Süße stark in den Hintergrund gedrängt war und der „Trank der Levante", wie sich früher empfindsame Seelen ausdrückten, dominierte. Meist waren sie von betriebsamen Graubündenern und Italienern gegründet worden: Sparganapani am Gendarmenmarkt, Stehely unter den Linden, Josty an der alten Stechbahn waren wohl die bekanntesten. Auch sie übten auf die Literatur ihre Anziehungskraft, sie wurden in politisch bewegten Zeiten, wie im Jahre 1848, zum Schauplatz leidenschaftlich erregter Debatten. Die Räume dieser ganz eigenartigen Lokale waren klein, der Kaffee war ziemlich mäßig, aber sie boten, weit mehr als andere Berliner Lokale, eine reiche Fülle von Zeitungen. Der Zeitungstiger hauste in ihnen, in den Hinterzimmern wurde fleißig Schach und Domino gespielt. Bei Josty war nach der Sonntagsparole stets große Versammlung der Berliner Garnison zu Pasteten und einem „Doktor", und sonst gab's in den düsteren Zimmern, die nach der Spree hinausgingen, wohl auch flüchtigen Flirt. Dagegen war damals — ich spreche von den sechziger Jahren — der Ruf von Kranzler als Kaffeehaus und Rendezvous der Lebewelt schon etwas verblichen, Kranzler war schon wieder eine ausgezeichnete Konditorei geworden; man erzählte sich nur noch von fernen Tagen, in denen die Gardeleutnants die kleine Terrasse an der Ecke der Linden und der Friedrichsstraße als ihr Monopol betrachtet hätten. Bis auf den heutigen Tag hat sich eigentlich nur Josty erhalten, allerdings nicht mehr an seiner alten Wirkungsstätte; auch Josty ist dem Zug nach dem Westen gefolgt und hat sich am Potsdamerplatz ein neues Heim geschaffen; aber seinen berühmten „Doktor", ein ausgezeichnetes Schnäpschen, führt er immer noch und — geflirtet soll auch noch bei ihm werden.

Dann, Anfang der siebziger Jahre, kam der Einbruch von Wien. Die alte Kaffee-Konditorei verblich, triumphierend hielt das richtige Wiener Café seinen Einzug in Berlin; der Wiener Kellner mit seiner devoten Geschmeidigkeit — ‚Zahlen, Euer Gnaden!' — eroberte sich die Berliner Herzen. Wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, eröffnete das neu gegründete Hotel Kaiserhof zuerst ein Wiener Café größeren Stils, das denn auch bald seinen bestimmten Literatenkreis an sich zog; hier saßen mit Paul Lindau und mit Georg Belly, mit dem ungeheuerlich dicken Prof. Pernice auch einzelne Gelehrte des Kladderadatsch zusammen in standhaftem Verharren. Dann tat 1877 das prächtige Café Bauer — Matthias Bauer hatte schon das Café Kaiserhof geleitet — an der Ecke der Linden und der Friedrichstraße seine Pforten auf, und kein Geringerer als Anton von Werner, der jetzige amtliche Souverän Berliner Kunstzüchtung, füllte dessen Wände mit Fresken. Fast gleichzeitig aber schossen auch die Nachtcafés arg in die Blüte, viel üppiger als in Wien selbst.

Ich glaube überhaupt, Berlin hat das Wiener Café nicht nur des Kaffees wegen so freundlich akzeptiert. Es kam mancherlei zusammen. Als das Wiener Café seinen Eroberungszug durch Norddeutschland antrat, brach sich auch das Pilsener Bier, das uns vorher ganz unbekannt gewesen war, Bahn und wurde zuerst gerade in den Wiener Cafés gut gepflegt. Und dann kamen diese jener tiefeingewurzelten Vorliebe der Berliner entgegen, die der jetzige Gouverneur von Südwestafrika, Herr von Schuckmann, so arg zu geißeln versucht hat: der Neigung, die Nacht zum Tage zu machen. Das tat nämlich ein echtes Berliner Kind schon lang vor den Wiener Cafés gern, aber er hatte dabei oft mit örtlichen Schwierigkeiten zu kämpfen: jetzt endlich bot sich ihm die Gunst der Gelegenheit, und freudig griff er sie auf. Wie der treffliche Komiker Neumann sang: ‚Des

Lager für die Kriegsgefangenen in Krasnojarsk

Lager für die Kriegsgefangenen in Krasnojarsk

Lager für die Kriegsgefangenen in Krasnojarsk

Hauptquartier Großes Hauptquartier 1. Juliheft.

Nr. 1 Illustrierte Kriegszeitung 1. Juliheft

Zu Weihnachten, zu Ostern und zu Pfingsten pflegt man sich Neujahr Geschenke zu machen. Wir haben Weihnachten, Ostern und Pfingsten hinter uns, und Neujahr ist noch nicht da. Da wollen wir uns selbst ein Geschenk machen, ein Geschenk, das uns und unseren Freunden und Feinden, unseren Verbündeten und Gegnern, unseren Kindern und Enkeln, unseren Urenkeln und Ururenkeln, ja, bis in die fernsten Zeiten, ein Geschenk sein soll. Wir wollen uns selbst ein Denkmal setzen, ein Denkmal, das uns überdauern soll, bis in die fernsten Zeiten, ein Denkmal, das uns überdauern soll, bis in die fernsten Zeiten.

Wir wollen etwas tun, was bisher noch niemand getan hat, was bisher noch niemand getan hat, was bisher noch niemand getan hat

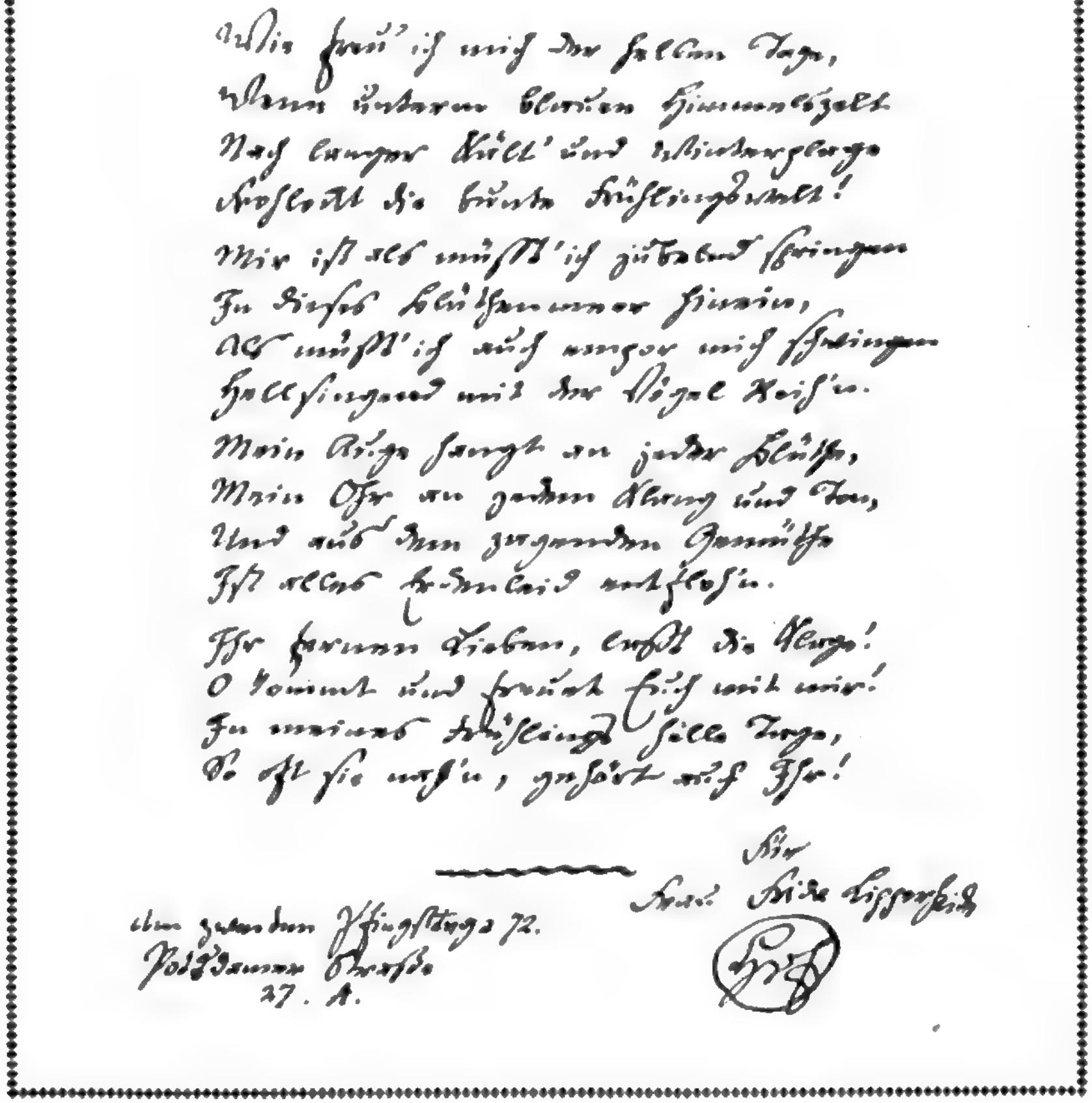
bor, geschäftliche Angelegenheiten der Corveyer Bibliothek zu besprechen.

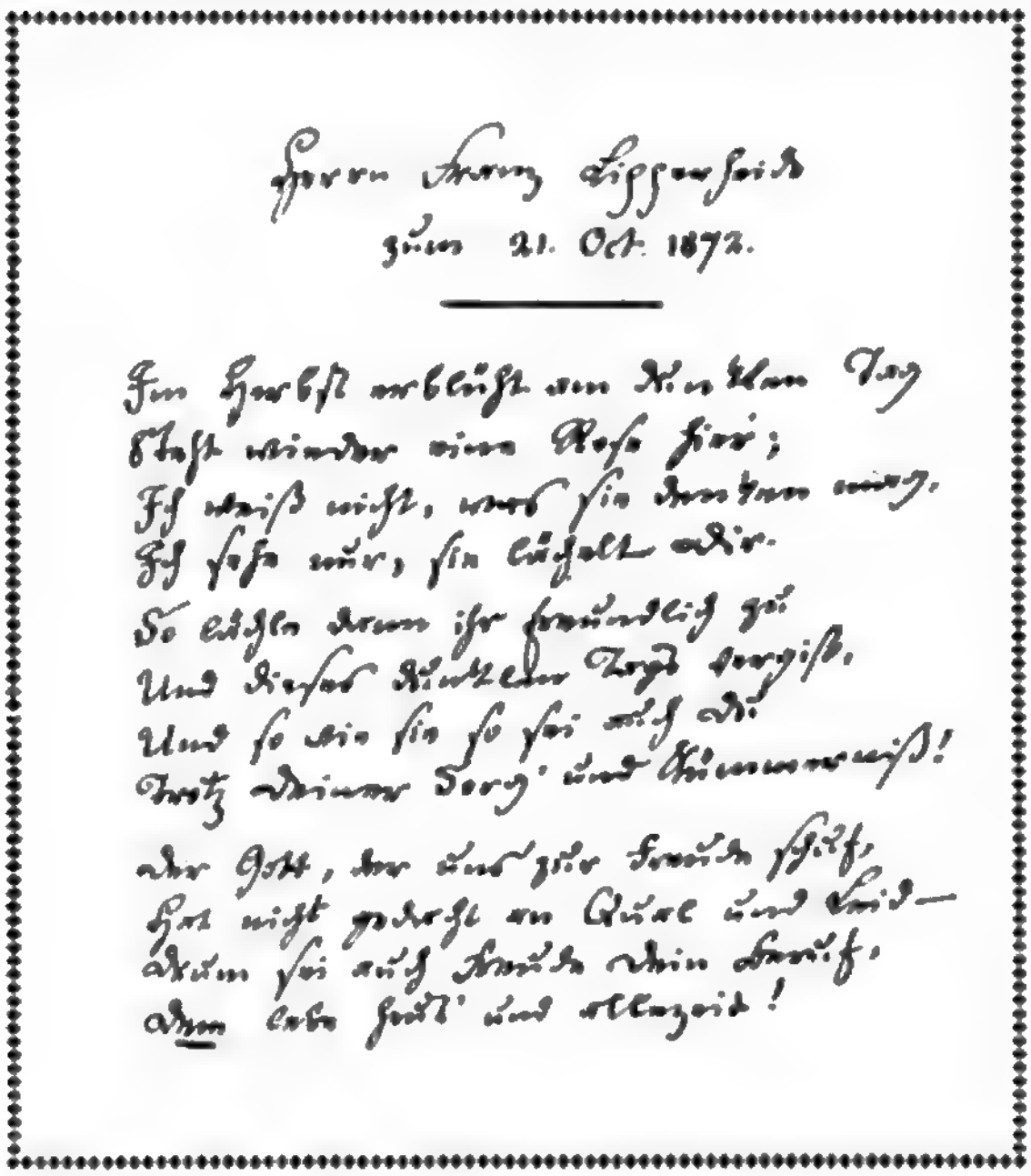
Wissenschaftliche, freundschaftliche, amtliche, zeitweise auch politische Interessen zogen somit den Dichter bis zum Abend seines Lebens nach Berlin, und mit Staunen verfolgte er den Aufschwung der preußischen Hauptstadt.

Und welche neue Umgestaltung sah er sich anbahnen, als der Kaiseraar über ihr seine Schwingen entfaltete! Dem mehr als Siebzigjährigen wurde es in der wachsenden Großstadt zu viel der Unruhe und des Gewühles. Da bot sich ihm inmitten der Hochflut des Berliner Treibens ein stilles, freundliches Eiland, an dem die brandenden Wogen zerschellten, so daß er nur von ferne ihren Braus hörte. Es war das gastliche Haus des Ehepaars Lipperheide, das ihn in seinen Frieden aufnahm.

Franz und Frieda Lipperheide, der rastlose Verlagsbuchhändler und die nach Selbstbetätigung ringende Herausgeberin der „Modenwelt", waren durch und durch moderne Menschen, die in dem aufblühenden Berlin an ihrem Platze waren, echte und rechte Gründer, in des Wortes bestem und edelstem Sinne, nicht in der häßlichen Bedeutung, die es bald nach 1870 erhielt.

Julius Wolff knüpfte 1870 die ersten





schon in ihrer früheren Wohnung in der Potsdamerstraße übten sie eine gewinnende Gastfreundschaft.

Im Oktober 1871 bei einem kurzen Berliner Aufenthalt trat Hoffmann in diese anziehende Häuslichkeit. Die jugendliche Frische und die schlichte, sinnige Art des Alten, der mehr Lenze zählte als beide zusammen, sein goldener Humor und seine herzigen Lieder taten es dem jungen Ehepaare an. Das Wohlgefallen war gegenseitig, und daher ward schnell ein Freundschaftsbund besiegelt, der manchen wärmenden und befruchtenden Sonnenstrahl in die letzten Jahre des Dichters warf. Damals

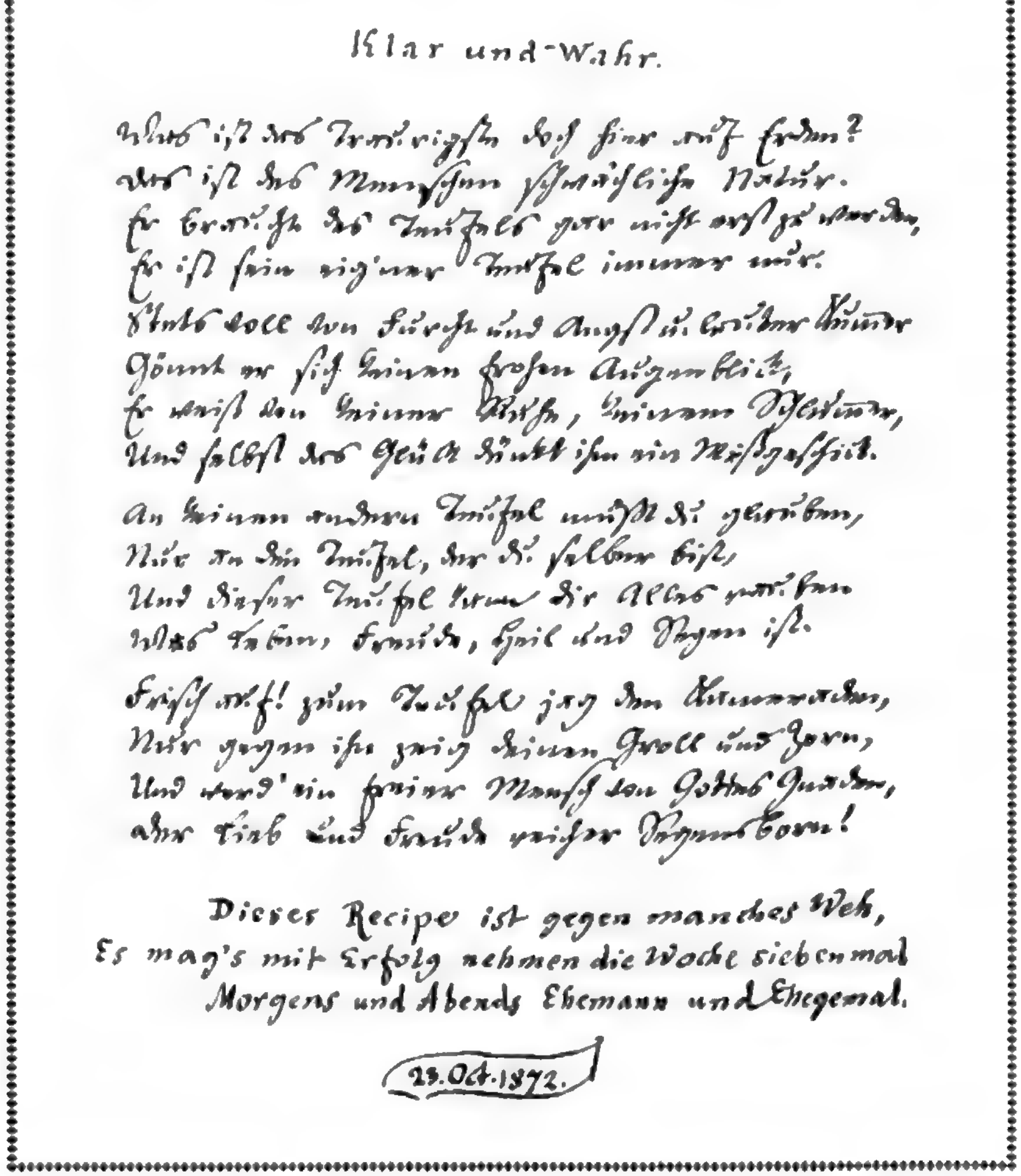
Fäden zwischen ihnen und Hoffmann, indem er diesen zu einigen dichterischen Beiträgen zu Lipperheides „Liedern zu Schutz und Trutz“ veranlaßte. Im März 1871, zum Geburtstage des Kaisers, übernahm dann Lipperheide zum Besten der deutschen Invalidenstiftung den Vertrieb des Hoffmannschen Liedes „Wer ist der greise Siegesheld“, dem die vielgesungene Marschnersche Melodie zugrunde liegt. Aber die persönliche Bekanntschaft fehlte noch. Zu dieser drängte Julius Wolff, der sich nach dem Kriege in Berlin niedergelassen hatte, indem er in einem Briefe an Hoffmann vom 11. September 1871 äußerte: „Dann müssen Sie aber jedenfalls Lipperheide besuchen, mit mir, bin ich hier, und ohne mich, bin ich abwesend, das sind liebenswürdige Menschen, ein sehr gastfreies Haus, eine fein gebildete Frau und ein lebenslustiger Mann, den müssen Sie besuchen —“

Lipperheides bewohnten damals noch nicht das große Haus Nr. 38 der Potsdamerstraße, das später ein vielgenannter Treffpunkt der ersten literarischen und künstlerischen Kreise Berlins wurde. Aber übernahm Lipperheide den Verlag der Hoffmannschen „Streiflichter“, und schon tauchte in ihm der Gedanke auf, die Kinderlieder Hoffmanns „bald in neuem Kleide der kleinen Singwelt darbieten zu können“. Mit diesem Vorschlag verband er eine Einladung an den Dichter für das kommende Frühjahr, und dieser „freut sich in seiner stillen Einsamkeit des lieben Verkehrs, der ihm so reichlich in Sicht steht“. Hoffmann bietet ihm seinerseits den Verlag des von ihm bearbeiteten niederdeutschen Gedichtes Henneke Knecht an. Lipperheides Antwortschreiben, in dem er sich bereit erklärt, diesen als ein typographisches Kunstwerk mehr zum Verschenken als aus kaufmännischer Spekulation drucken zu lassen, ist für sein Wesen und seine Anschauungen höchst kennzeichnend. „Ganz offen,“ schreibt Lipperheide „will ich Ihnen was sagen. Das Bücherverlegen ist nicht nach meinem Geschmack. Mir gehört zu einer frohen Tätigkeit das Schaffen, ex origine. Beim einfachen Buchverlag ist dies nicht möglich, weil ich auf die einzelnen Bücher keine Einwirkung haben kann. Der Schrift-

Digitized by Google

steller schreibt sie, der Setzer setzt sie, der Drucker druckt sie, der Buchbinder bindet sie. Und fertig sind sie —“ Hoffmann nimmt dankbar den uneigennützigen Vorschlag an und wird durch den kunstvollen Druck, den Lipperheide besorgt, hocherfreut.

Im Mai 1872 weilte er dann über zwei Wochen als Gast im Lipperheideschen Hause. Hier wird er mit Herzlichkeit aufgenommen, ohne mit Aufmerksamkeiten, deren Übermaß eine Last werden kann, überhäuft zu werden. In seinem behaglichen Fremdenzimmer, achtzig Fuß über dem Spiegel der Spree, mit dem Balkon, der ihm die Aussicht auf grünende und blühende Gärten bietet, fühlt er sich „als hoher Luftbewohner auf der Höhe der Zeit und über dem Lärm der Großstadt erfreut und erquickt“. Er ist in einem Hause, in dem das eherne Gebot der Pflicht herrscht, aber auch der Satz gilt: Tages Arbeit, abends Gäste — und das sagt ihm außerordentlich zu; er sinnt und dichtet, besucht nur selten die Stadt, abends aber pflegt er mit



Klar und Wahr.

Was ist des Trefflichsten doch Sinn und Lehren?
Der ist des Menschen schönste Natur.
Er braucht des Tiegels gar nicht erst zu werden,
Er ist sein eigner Tiegel immer nur.
Stets soll der Fürst und Ausspruch seiner Räthe
Gönnt er sich einen frohen Augenblick,
Er weist den Einen Thür, Einem Fenster,
Und selbst des Geld stinkt ihm ein Missgeschick.

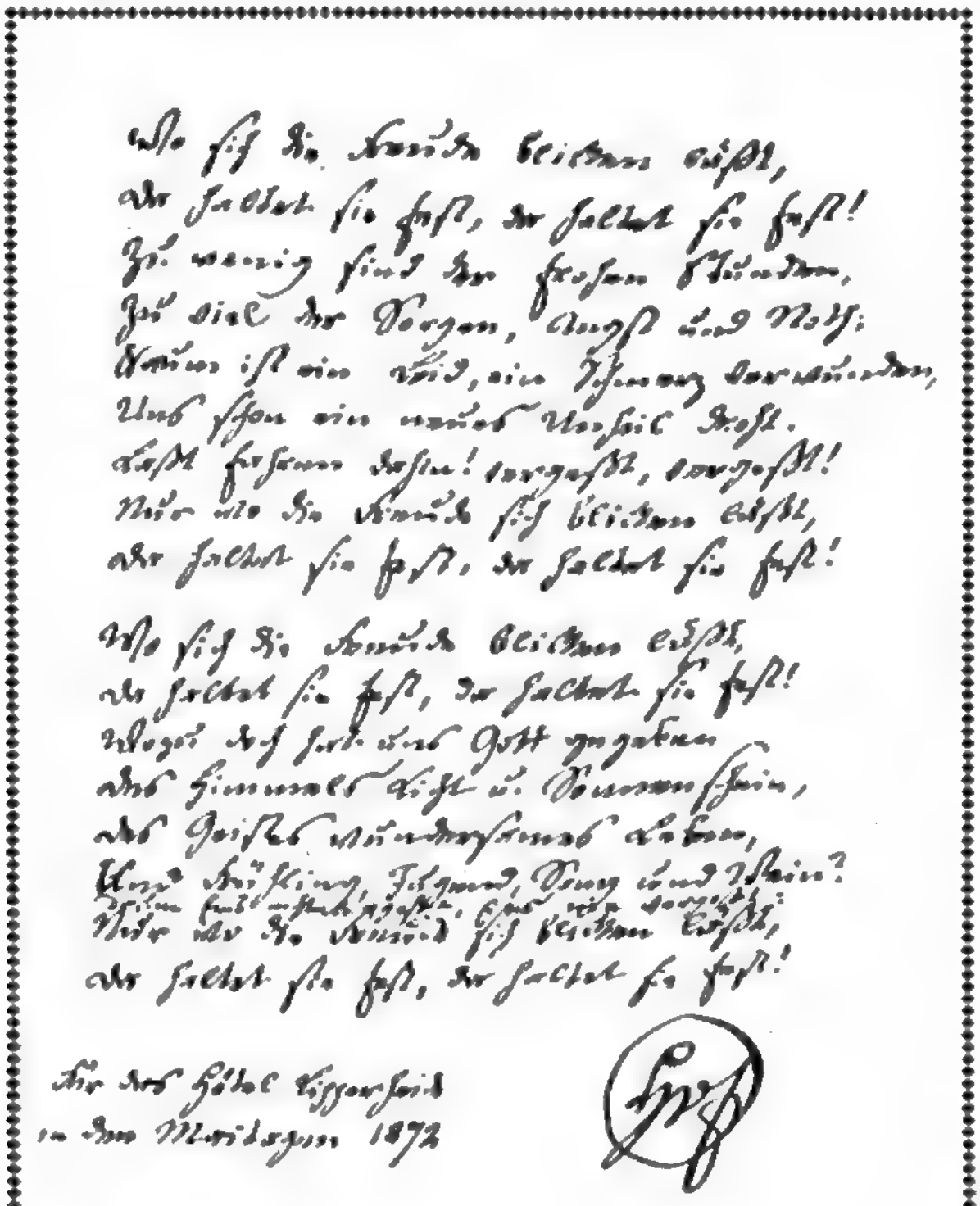
An keinem andern Tiegel mischt Di gerühmt,
Nur an dem Tiegel, der Di selber bist,
Und dieser Tiegel kann Dir Alles nützen
Was Farben, Formen, Theil und Dingen ist.

Frisch auf! zum Tiegel jung und Alte,
Nur gegen ihn zeig Einer Groll und Zorn,
Und wird ein feiner Mensch den Gottes Gnaden,
ihr Kind und Enkel preiset Deinen Born!

Dieses Recipe ist gegen manches Weh,
Es mag's mit Erfolg nehmen die Woche siebenmal
Morgens und Abends Ehemann und Ehegemal.

23.04.1872.

Digitized by Google



meiner Arbeitslust kommt mir das gut zustatten. Fortwährende Tätigkeit mit heiterer Stimmung ist der rote Faden, der auch jetzt noch durch mein Leben geht, obschon es seinem Ende zueilt. Gott erhalte mir meinen Humor und meinen Feinden die Lust, diesen meinen Humor zu beleben."

Dieser Aufenthalt, der letzte in Berlin, bedeutet den Höhepunkt freundschaftlichsten und heitersten Zusammenlebens mit Franz und Frieda Lipperheide. Das Wetter war frühlingsartig. Die Gärten prangten im herbstlichen Schmuck, auf dem Balkon blühten noch die Rosen, und der Blumenfreund freute sich ihrer späten Pracht. Der Dichter aber flocht sinnig der verehrten Freundin einen Kranz „Rosenlieder".

seinen Wirten und einigen Hausfreunden, unter ihnen Julius Wolff, am Familientisch heiteren Verkehr. Humor und Poesie sind die Sonnen, die ihnen leuchten.

Im Herbste 1872 kehrte er wiederum, diesmal für sechs Wochen, in der „Freundschafts-Oase in der Weltstadt" ein. „Es geht mir," schreibt er von da an einen Freund, „ganz nach Wunsch. Ich lebe hier wieder wie im Frühling, nicht wie Goethe sel. unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien, sondern unter einem gastfreien Dache und den Segnungen freundlichster Teilnahme. Ich habe noch gar kein Verlangen gehabt, von meinem Balkon hinabzusteigen in das Gewühl und den Lärm der Stadt und die zweifelhafte Aussicht auf befriedigenden Genuß. Frei soweit es mir behagt nach allen Seiten hin, kann ich allein, aber auch in Gesellschaft sein. Bei

Noch manches andere Lied, das seine Empfindung und seine abgeklärte und im Grundtone heitere Lebensanschauung widerspiegelt, entstand damals; von den in seiner markigen Handschrift mitgeteilten gehört das Lied „Im Herbst erblüht am dunklen Tag" zu den „Rosenliedern", und die beiden „Zu einem hellen Tage" und „Klar und Wahr" entstammen ebenfalls jenen Berliner Tagen, während die Lieder „Wie freu' ich mich der hellen Tage" und „Wo sich die Freude blicken läßt" zwar in den Maitagen 1872, deren Datum sie tragen, dem Ehepaar in eigenhändiger Abschrift verehrt, aber in früheren Jahren gedichtet sind.

Zu solchen rein lyrischen Liedern gesellte sich manches Gelegenheitsgedicht. An Anlässen fehlte es nicht. Ein kleiner

Digitized by Google

Hoffnungsseligkeit.

Unsre Reben blühen wieder,
Grün ist wieder Berg und Tal;
Neue Lust und neue Lieder
Scheuchen alle alte Qual.

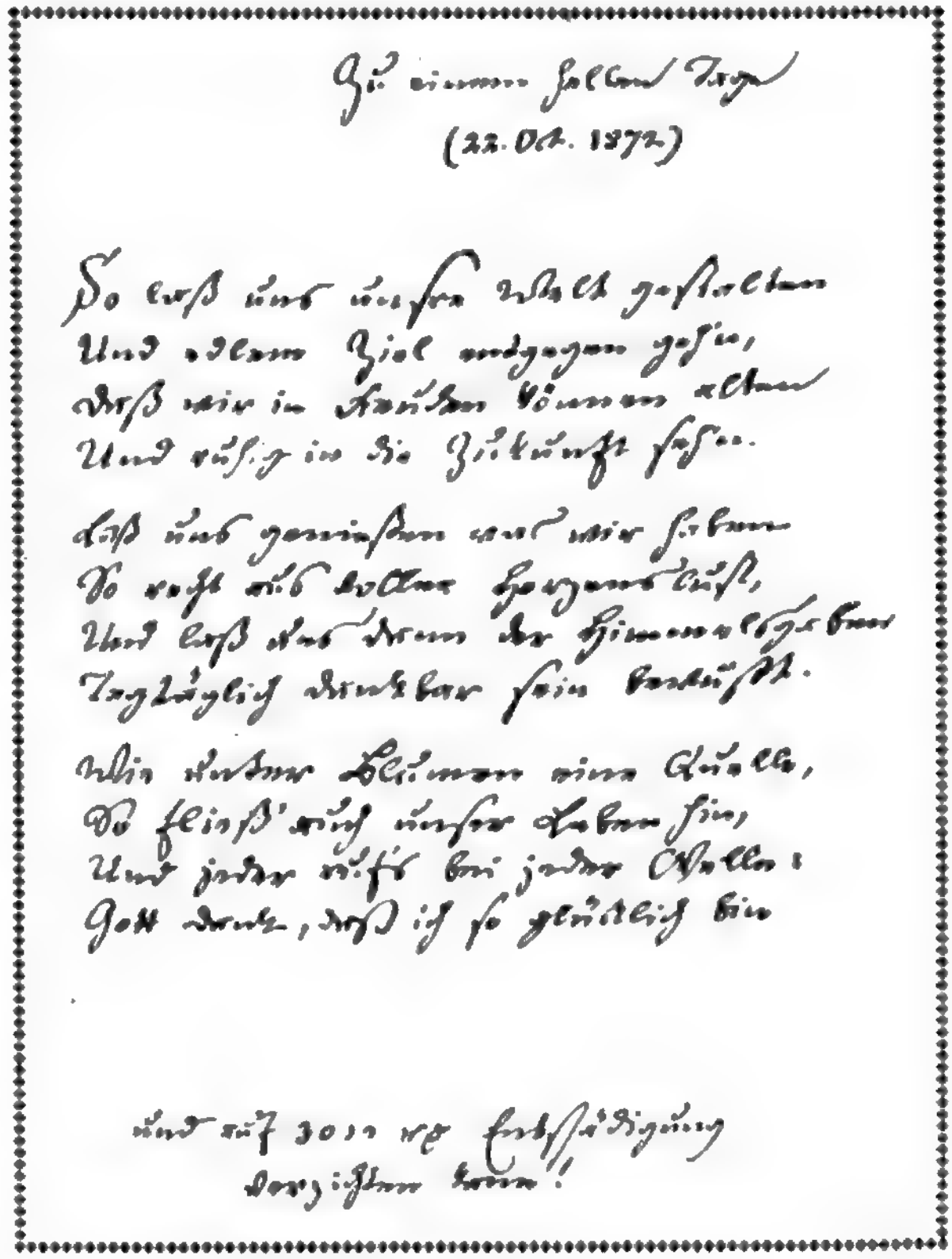
Wie die Ranken um die Reben
Spielen in der Lüfte Hauch,
Überrankt mit neuem Leben
Hoffnung unsre Herzen auch.

Und die Hoffnung reicht den Becher
Unserm lechzendmatten Mund,
Und es tut der frohe Zecher
Dankbar seine Freude kund.

So genießt er, was der Reben
Blüte heut ihm schon beschied — —
Ist doch Traum nur alles Leben,
Jede Freud' und jedes Lied!

Kreis von Freunden des Hauses, darunter mancher dichterisch beanlagte, schloß sich zu einer Turniersgenossenschaft zusammen, der Hoffmann als „Oberturnierer" vorstand; eine Art Sängerkrieg entspann sich, in dessen Verlaufe manches Scherzlied, das Kind eines heiteren Einfalls, und nur für die flüchtige Stunde von Wert und Bedeutung, hin und her flog.

Alle diese im Lipperheideschen Hause entstandenen Lieder sind von Hoffmann in den bekannten, festen Zügen, denen man sein hohes Alter nicht ansieht, mit größter Sorgfalt für Frau von Lipperheide niedergeschrieben und von ihr, wie auch seine Briefe*), liebevoll verwahrt worden. Nach ihrem Hinscheiden sind diese kostbaren Andenken an den Freund lange Zeit verschollen gewesen. Erst nach Franz von Lipperheides Tod glückte es, die längst vermißten und oft gesuchten Erinnerungsblätter wieder aufzufinden. —


Zu einem schönen Tage
(22. Okt. 1872)

So erst uns unsre Welt gefallen
Und allem Ziel entgegen gehn,
Erst wir in Ahnen können allen
Und rüstig in die Zukunft sehn.

Das uns genießen und wir leben
Wo recht mit vollen Herzen heißt,
Und erst das Wort der Himmelsgaben
Tagtäglich dankbar sein benützt.

Wir unsrer Heimat eine Hülle,
Wo fleißig unsre Lehren sind,
Und jeder nützt bei jeder Stelle:
Gott denke, daß ich so gesinnt bin

Und mit [illegible] Verehrung
Der [illegible]

*) Einige dieser Briefe sind dem Verfasser dieses Aufsatzes in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt für seine Ausgabe der Freundesbriefe Hoffmanns von Fallersleben, die im Herbst dieses Jahres im Verlage der Deutschen Verlagsanstalt Concordia (Hermann Ehbock) in Berlin erscheinen wird.

Digitized by Google

Santa Croce. Roman von Max Geißler.

(Fortsetzung.)

So war über Nacht aus der armen Küche der Nina Zeni, durch die vordem kaum einmal der Duft eines gebratenen Huhnes geschwommen war, ein Gasthaus geworden, in dem Frau Nina Roten schenkte. Wenn sie nun einmal Signora Margherita zuliebe baute und veränderte — wer mochte ihr verdenken, daß sie die Gunst der Stunde nützte?

Übrigens — Nina Zeni hatte doch nicht recht, wenn sie zur Beruhigung ihrer Mieter meinte, es würde nur selten einer seinen Durst an ihrem Roten stillen. Zuerst kamen sie aus Neugier — Männer und Frauen — und erfuhren: auf dem Eckplatz hat keiner von Euch zu sitzen; der Eckplatz gehört der Signora.

Da sahen sich alle den Eckplatz an, der ihnen verboten war, und beschieden sich dabei.

Sie erfuhren ferner: in der Osteria der Nina Zeni wird weder gestritten noch geschrien; es ist verboten, Mora zu spielen und sich stundenlang wild aus vollem Halse die Zahl der Finger entgegenzubrüllen, die der andere vermutlich auf den Tisch schlägt; denn Signore Riccardo ist ein Dichter, und sein Ruhm kann nicht die Welt erfüllen, wenn in Ninas Küche geschrien wird.

Sie beschieden sich auch dabei.

Und als sie nicht mehr aus Neugier kamen, kamen sie, weil es ihnen in dem sauberen, gemütlichen Hause gefiel, in dem Prisca waltete und Nina Zeni in dem breiten Stuhle mit dem Fächer die Fliegen sich scheuchte. Sie kamen auch, die blonde deutsche Signora zu sehen und mit ihr zu reden, die ihnen um so geheimnisvoller war, je gewisser sich das Gerücht durch die Gassen von Santa Croce fand: das schöne, goldhaarige Weib sei nicht die Frau, sondern die Geliebte des verrückten Deutschen, der in Nina Zenis Stube schon ein Stückfaß voll Tinte verschrieben habe; sie verehre ihn wie einen Heiligen und habe in närrischer Liebe zu ihm ihren Mann und ihre Kinder im Eise Deutschlands verlassen.

Was wahr und falsch war an dieser Rede, wußten sie nicht. Desto behender spannen sich die schimmernden Fäden märchenhaften Geheimnisses um die blonde Frau, und desto angelegentlicher suchten sie die Padrona Nina zu erforschen und tranken ihren Wein.

Und die kluge, verschlagene Nina Zeni, für die Margherita den Vorhang nur selten ein wenig gelüftet hatte, der ihre Vergangenheit verhüllte, — die verschlagene Nina tat um so geheimnisvoller, je besser sie sich dabei stand.

Über Tag war die Schenke in dieser Zeit meist leer, wie die anderen Trattorien von Santa Croce auch, und die solide Eichentür, hinter der nun noch die verschwiegenen Falten einer Zuggardine herabfielen, litt nicht, daß Signore Riccardo drüben über dem Flur aus seinem tiefen Sinnen erwachte.

Margherita erschien seit einiger Zeit schon früh in der Küche, sagte, es machte ihr Vergnügen, ihre Speisen selbst zu bereiten, und es ward allmählich auch zur Gepflogenheit, daß Richard und Margherita ihre Mahlzeiten am Schenktische gemeinsam mit den drei Bewohnern des Hauses einnahmen. Diese Gemeinsamkeit dehnte sich bald auch über den Kaffee und die Nachtischzigarre, und schließlich noch über ein Viertel Roten aus; denn Signore Riccardo hatte gefunden, daß Kaffee, Wein und Zigarre seinen Gedanken einen leichteren Flug liehen.

Der November ging vorüber. An den Berghängen waren die Oliven geerntet. Ein stiller Regen setzte ein, der mit seinem eintönigen Singen alles müde machte. Die Nebel verhingen die Berge. Beppino pfiff und fing Fliegen; und die oberflächliche Freundschaft der Frauen wandelte sich zu tiefer Vertraulichkeit, zu der die Angelegenheit Priscas die Brücke bildete. Nina Zeni entwickelte ihren Schlachtplan: es galt einen Kampf gegen alle Töchter von Santa Croce.

Und Margherita verstand und machte die Angelegenheit Priscas zu der ihrigen.

Published October 2. 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

Dazu war im ganzen Jahre keine glücklichere Zeit als die des grauen Regens, vor dem alle Türen und Fenster sich schlossen — da lagen die Häuser mit schlafenden Augen und errieten nicht, daß Priscas graue Haut der Wangen, daß ihr ganzer junger Körper alle Geheimnisse der arte cosmetica erfahren mußten.

Und wenn auf Priscas welker Haut ein Schimmer maiiger Frische zu spielen begann, oder wenn ihr knabenhaft harter Körper nach beharrlicher Pflege verriet, daß er für die sanfteren Linien und die schwellende Fülle knospender Weiblichkeit nicht schlechthin unempfänglich war, geriet Nina Zeni außer sich vor Freude und sandte ein Stoßgebet zur Madonna.

Dann gingen sie in der Gemeinschaft Margheritas im singenden Regen des Dezembers über die Berge nach San Tomaso und erstanden knisternde Seide und weiche schmeichelnde Stoffe zu Gewändern für das Mädchen, oder sie erstanden das feinste Linnen zur Leibwäsche; denn Nina Zeni zählte die Tage, die vergehen mußten, bis Ettore Torino nach Santa Croce heimkehrte.

Wenn Prisca zu einer der niedrigen Arbeiten im Hause sich anschickte, rang Nina die Hände: „O, Signora Margherita, kommen Sie und sehen Sie dieses Kind! Will es nicht trotzig all unsere Mühe zunichte machen?“

Da lächelte Margherita, und Prisca lachte ein helles Lachen, von dem Frau Nina dachte: ‚O, wenn es ein Lachen wäre, so glockenklar wie das der Teresina Margiotta!‘ Sie drängte Prisca zur Seite und übernahm die Arbeit, an die sie das Mädchen von früher Kindheit an gewöhnt hatte.

So änderten sich die Dinge im Hause, und Nina Zeni ward eine würdige Padrona, die sich ihrer trägen Herrlichkeit entäußerte und keine Stunde des Alleinseins vorübergehen ließ, ohne Margherita zu beteuern, wie alles Glück des Hauses Zeni von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Priscas abhinge.

„O, Signora Margherita, Sie sind über unsrem armen Dach aufgegangen wie ein Stern. Es ist die Hand der heiligen Mutter Gottes selbst, die Sie geleitet hat und deren Mund zu Ihnen geredet hat: Geh hin, Margherita, und hilf der braven, fleißigen, frommen Nina Zeni und ihren Kindern!“

Margherita sagte sich freilich hundertmal: ‚Es ist ein Narrenspiel, das die dicke Nonna spielt; aber der Einsatz ist ein Menschenherz . . .‘ Doch bei dieser heimlichen Zwiesprache mit sich selber umflog es die Lippen der blonden Frau wie Weinen. Ihr Blick umflorte sich. — ‚Der Einsatz ist ein Menschenherz!‘ wiederholte sie mit bitterherbem Zug um den weichen Mund.

Weil Frau Nina angesichts der Gleichgültigkeit Priscas gegenüber ihrer mühenden Sorgfalt oft in kreischende Verzweiflung ausbrach, ließ das Mädchen endlich wortlos über sich ergehen, was die Nonna für gut hielt. Sie war schließlich den Töchtern der heißen Berge von Santa Croce, an denen die Sonne den Wein und das Blut mit verzehrender Glut erfüllte, auch darin nicht gleich. Diese Menschen waren von einer dunklen, herben Schönheit; in ihren Augen leuchteten Wetter; ihre Herzen brannten wie rasche Feuer; ihre behenden Glieder drängten zum Tanze, bis zur Erschöpfung; sie waren eitel und stolz, eigensüchtig und falsch, schön und trutzig; die Frauen süß wie Melonen in gewährender Liebe, aber unversöhnlich in ihrer Rache für eine Schmach, die dieser Liebe angetan wurde.

Das alles zählte Frau Nina der Signora an den Fingern her, um am Ende zu wehklagen: „Eh, Signora Margherita, was meinen Sie zu Prisca? Sie ist nicht schön, wenn sie auch nicht gerade häßlich ist. Ihre Wangen sind bleich, in ihrem Herzen brennt ein Feuer, aber es wirft keinen Schein; ihre Augen sind still und tief wie die Nacht; und diese Augen sollten heiß sein wie das Herdfeuer. Madonna mia, was wird das werden? Mein Herz zerquält sich!“

So klagte die dicke Nina in der Felsengasse; dann ging Prisca und tat sich die neuen Gewänder an, oder sie trug Bänder und Ketten und Armgehänge herbei, und bat Margherita, daß sie sie damit schmückte.

Dabei legte Prisca sanft und scheu den Arm in den Margheritas, und die beiden gingen durch die schmalen Gassen

und kehrten heim und hörten das Klagelied der Nonna von neuem, die mit Priscas sanftem, fremdartigen Wesen nichts anzufangen wußte. Sie schalt sie undankbar und töricht, deutete nach dem Hause des Felsenjägers und sagte, wie Leonetta Margiotta über solch bunte, schöne Kleider in Jubel ausbrechen würde und wie die sich drehen und wenden und wie sie eitel und schön sein würde!

Dann wurden die Augen Priscas feucht; sie lehnte die Stirn gegen die Brust der blonden Frau und schluchzte, bis die weiche Hand auf ihrem glatten nachtschwarzen Haare sie beruhigte.

So war Prisca: das Kind einer Mutter, der sie an dem vergrämten Herzen gelegen hatte; sie war mit Kümmernis ernährt worden, und über ihr Schlaflied waren Tränen geglitten. Als sie vier Jahre war, hatte sie ihren Bruder Beppo versorgen müssen in allem, in dem ein Kind seines Alters auf Fürsorge wartet. Sie war in die Vigna gegangen, solange sie denken konnte; sie hatte alles Geld verdient, das je in das Haus geflossen war. Sie hatte gearbeitet für drei, sie hatte gesorgt und gewacht für drei und hatte Beppino geliebt, wie eine Mutter je ihr Kind lieben kann. Diese Liebe war das Rätsel ihres Lebens, diese Liebe machte sie sanft und duldsam, still und eifrig. Und als Nina Zeni sich in ihren närrischen Kopf setzte: Ettore Torino, der reiche, schöne Ettore Torino, dürfe keine andere zum Weibe nehmen, als Prisca, — da war diese Wandlung schon geschehen, und Prisca war ihrem Volke in ihrem tiefsten Wesen fremd geworden.

Wenn Nina Zeni in jener Stunde alle Mädchen von Santa Croce gerufen hätte, daß sie Prisca von nun ab mit zu ihrer abendlichen Passeggiata nehmen und daß sie mit ihnen singen und nach Liebe suchen sollten, sie wäre abseits gestanden und hätte keinen Weg zu den lauten Freuden der andern gefunden. Und wenn Nina Zeni sie mit den andern zum Tanze gezwungen hätte, — das Herz wäre Prisca gespalten.

Die Mädchen von Santa Croce rief Nina Zeni nicht; Nina Zeni rief Signora Margherita. Und die sanfte Art der Herrin machten Prisca noch stiller; sie tötete nicht die heiße Glut ihres Herzens, sie stillte nicht die dürstende Sehnsucht dieses Mundes nach den Lippen des einen, den sie lieb hatte, aber sie vernahm aus Margheritas Seele jenen schwingenden Klang, den ihre Seele suchte.

Das geschah alles, ohne daß Frau Nina oder gar Prisca selbst davon Rechenschaft sich gaben; nur die dunkle Ahnung Margheritas fand den Weg zu dem Rätsel dieses jungen Herzens. Und Margherita schwieg und ging der großen wachsenden Sehnsucht Priscas nach; denn sie kannte diese Stille der Seele, die in Bangigkeit und seliger Sehnsucht erwuchs!

Und doch blieb ihr dies Mädchen ein Rätsel; denn sie sah das eigene Leid, das sie gelitten, und die Liebe, die sie selbst beglückt: Gattenliebe, Kindesliebe, und ihr letzter großer Glaube an die Kraft und die Liebe des Mannes, dem sie in die Einsamkeit gefolgt war. Und sie sah die jungen Jahre Priscas dagegen und sah die Kargheit ihres Glückes und fand keine andere Erklärung für dies Wesen, das so tief und rein zu dem ihren sich zu stimmen vermochte, als die andere Art des Volkes, dem dieses Mädchen entsprossen war.

⁂ ⁂ ⁂

Um Beppino kümmerte sich in jener Zeit geschäftiger Sorge kein Mensch. Er schoß Vögel in der Vigna und ließ sie sich von Leonetta braten. Kleine Vögel mit Reis, — ah, was war das für eine Herrlichkeit! Nicht zu begreifen wie die blonde Signora entsetzte Augen machen konnte, wenn er bei dem Gedanken an gebratene Vögel mit Vergnügen die Zunge schnalzte.

Oder Beppino ging mit Giulio Margiotta in die Felsen und ließ sich von dem Jäger anschleifen und an den Steilhängen auf Zacken herniederlassen, die nur die Geier im Fluge erreichen. Dabei leuchteten die heißen Augen des heranwachsenden Jungen.

„Giulio Margiotto," schrie er, „ich werde ein Geierjäger wie Du, oder" — er sann einen Augenblick — „ja, ich will's doch!"

„Na, Beppino, was willst Du?"

„Mit den Sbirren will ich die Berge durchstreifen!" Und dabei gruben sich die

weißen Zähne in die Lippe, und Beppino stand vor dem Jäger, als möcht' er ihm die Büchse entreißen.

Das sanfte Blau der Veilchen leuchtete um die Kanten der Felsen; Beppino streifte an den Hängen in der himmelblauen Seide der Frühlingslüfte. Die Februarsonne bestickte die Runsen der Berge mit goldenen und purpurroten Sternen. Da dachte Beppino daran, daß Leonetta Margiotta ihn verlacht hatte, als er damals für sie die goldenen Eier finden wollte. Ach, das war wohl ein Märchen; aber in den überblühten Felsenhöhlen mußten in dieser schimmernden Zeit des Frühlings Wunder sich ereignen — Wunder, die das begehrliche Herz Leonettas glücklich machen konnten!

Warum sie ihn nun allein über die Felsen streifen ließ — nun da die Tage golden geworden waren! — und war doch im vorigen Jahre immer um ihn und mit ihm gewesen? Warum kam sie jetzt nur noch selten, sie, auf die der Frühling zu warten schien und für die er die Berge mit Bunt und Gold umwoben hatte?

Beppo hatte im vorigen Augenblicke noch gesungen, und nun warf er sich auf die blaue, duftende Matte der Bergveilchen und war traurig. Traurig? Nein, das konnte Beppino nicht sein, — er war zornig. Und plötzlich schoß der Gedanke in ihm auf: ‚In Nina Zenis Hause reden die Frauen von der Heirat der Prisca, so oft es angeht. Verrückt ist's von der Nonna, zu glauben, der reiche Ettore Torino würde die arme Prisca lieb haben . . .'

So spannen sich seine Gedanken; plötzlich sprang er auf und rannte in langen Sätzen über die Matten der Hänge, an denen die hohen Säulen der Zypressen im Golde des Frühlingslichtes standen. Da klang aus einer der schlanken, klaren Säulen ein Lachen; und war doch niemand sichtbar weithin!

Beppino erschrak und suchte mit staunenden Augen nach einem Wunder.

Aber schon sprang Leonetta Margiotta über das schillernde Gras, der Bergwind spielte mit den Flammen ihres Haares, und sie wollte nicht aufhören zu lachen. „Du fürchtest Dich, Beppino!" höhnte sie.

Stolz reckte sich der Junge: „Bah," sagte er, „fürchten! Ich!" Und er warf sich mit finsteren Augen ins Gras.

„Hast Du Dich geärgert, Beppino?" Jedes Wort klang wie Hohn.

„Jawohl!" knirschte er. „Soll sich einer nicht ärgern, wenn die Frauen daheim närrisch geworden sind?"

„Was haben sie Dir denn getan?"

„Leonetta, Du quälst mich! Alle quält ihr mich, alle! Verrückt sind sie! — Eh, Leonetta, warum kommt Du nun so selten?" Beppo hatte sich aus seiner liegenden Stellung aufgerichtet und zog Leonetta am Saume ihres Rockes neben sich ins junge Gras. „Redet Ihr daheim auch vom Heiraten? Und redet Ihr auch von — von Ettore Torino?"

Wie der Junge diesen Namen aussprach! Es war, als schösse er Pfeile zwischen seinen Lippen hervor!

Und Leonetta Margiotta legte sich platt auf das Gras und kaute nachdenklich an einem süßen Halme. Aber sie antwortete nicht. Sie dachte: ‚Um Ettore Torino dreht sich ganz Santa Croce.' Sie hatte ihn kaum angeschaut, als er noch in den Bergen war. Nur einmal, als sie in der Viale vor der Fabrik an ihm hatte vorüberhuschen wollen, hatte er sie bedrängt und an ihren fliegenden Haaren festgehalten. Damals biß sie ihn in die Hand; da ließ er sie laufen. Aber er rieb sich lachend die Hand, in die die Zähne Leonettas sich eingegraben hatten, und fluchte nicht einmal hinter ihr drein.

Und jetzt?

Wenn Beppino zwei Jahre älter gewesen wäre, hätte sie gesagt: ‚Beppino, bist Du neidisch auf Ettore Torino?'

‚Neidisch,' dachte sie; denn was wußte Leonetta Margiotta von Eifersucht? ‚Und Beppo Zeni — es war ja zum Lachen!'

„Na, Leonetta Margiotta, wollen sie Dich auch mit Ettore Torino verheiraten? Und kommst Du nicht mehr, weil Du auf ihn wartest?

„Bah!" machte Leonetta. „Der Schnapsbrenner! Und heiraten?"

Sie sagte das als etwas Sternenfremdes. Dann war das Ende des jungen Halmes zwischen den Granaten ihrer Lippen verschwunden. Sie sah Bep-

Digitized by Google

pino eine Weile sinnend an, mit heißen Augen, und kroch dicht an ihn heran, wie eine Katze, die zum Sprunge sich anschickt. Sie drückte den Jungen neben sich rücklings aufs Gras, preßte ihren Mund auf den seinen, bis ihm der Atem ausging. Der Reichtum ihres goldig roten Haares fiel ihm über das Gesicht, daß er die Augen schließen mußte.

Als er das Mädchen endlich mit beiden Armen zurückgedrängt hatte, sah er die Wildheit, die plötzlich in ihren Augen war, und sah, daß diese Augen dicht über den seinen brannten.

„Beppino —“ kam es über ihre Lippen, „ich glaube, ich hab' Dich lieb!“

Richard Krauß hatte lange in grüblerischem Sinnen vor seinem Schreibtisch gesessen. Es ging gegen Abend, und die Sommersonne krauste das Blatt Papier auf dem Tische, das unbeschrieben war. Die Asche der Zigarette war darüber geglitten.

Krauß war herzlich verstimmt.

Er stand auf, um in düsterem Selbstgespräch die nüchterne Stube zu durchschreiten. Er sah in die leuchtende Sonne, sah auf die lachenden Berge. Dann öffnete er die Tür und rief nach Margherita.

„Rita,“ sagte er, „wenn ich Dich nicht bei den Mahlzeiten träfe, so sähe ich Dich überhaupt nicht! Und nun schlägst Du die Augen nieder, als hätte ich Dich auf einer Falschheit ertappt.“

Um den Mund der blonden Frau lagen die herben Schatten, die seit Wochen immer tiefer zu werden schienen. Richard sah ihr scharf in die Augen. Da erriet er wieder jene Sehnsucht, die er darin wahrgenommen hatte, als er zum erstenmal in diese blauen Rätsel geblickt hatte. Das war damals gewesen, als er durch die grüne Straße der Vorstadt geschlendert und in müßigen Gedanken in das zweite Stockwerk jenes Hauses emporgestiegen war, an dessen Tür eine Aufschrift verkündigte, daß man hier ein Zimmer vermietete.

Und diese Augen, die ihm in jener Stunde so still und doch so beredt die Geschichte einer unverstandenen Frauenseele erzählten, diese Augen, in denen doch noch ein Traum von einem fernen Glücke schlief, wollte er auf ihre heimlichen Rätsel durchforschen.

Dann wohnte Krauß in der grünen Vorstadtstraße und sah täglich in diese Augen. Wenn die Nacht kam, trug ihm die sanfte Frau die Lampe mit dem roten Schirm zu seinem Schreibtisch — —

Und endlich hielt er die Frau des anderen in einer seligen Stunde in den Armen und küßte sie und flüsterte ihr in das Ohr: „Margherita, liebe Margherita! Erkennst Du den Morgenschein Deines fernen, traumhaften Glückes? ... Über den Bergen wohnt das Glück! Zieh mit, auf daß wir es gemeinsam finden!“

An diese Stunde dachte Richard Krauß und biß sich in die Lippe.

Margherita starrte verloren vor sich hin. „Antworte mir!“ sagte er barsch.

„Was soll ich Dir sagen, Richard?“ entgegnete sie. „Muß ich nicht glauben, ich trage die Schuld, wenn Dein Werk nicht gedeiht? Muß ich nicht glauben, daß die tiefe, ungestörte Einsamkeit, die Du ersehnt hast, Dir und Deinem Schaffen allein förderlich wäre? Und darum halte ich alles von Dir, was Dich stören könnte — jedes Geräusch, jede Zerstreuung, und zuletzt — mich selbst ...“

„Margherita, Du lügst!“

Er faßte sie an den Gelenken ihrer Hände, daß ein zitternder Schreck sie überkam. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du die Seele meines Dichtens seist? Ist nicht allen Großen das Weib die Sonne gewesen, die die herrlichsten Blüten ihrer gewaltigen Geister gezeitigt hat? Margherita, hast Du Deine Kinder verlassen, um Dein Leben mit einer fetten italienischen Schenkin zu teilen?“

Da sank die blonde Frau auf den Rand ihres Lagers, vergrub ihr Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich.

Krauß ging hinaus und setzte sich hinter den Schenktisch zu einem Liter Roten. Er verfiel in ein qualvolles Sinnen. Ein drohendes Gespenst schlich an ihn heran, tastete sich an der Tischkante entlang, setzte sich ihm gegenüber — auf jenen Platz, an dem ihn Margherita verraten hatte. Und immer mußte er seine finsteren Augen auf den düsteren Schatten richten. Er goß den

Digitized by Google

Rest des Weines über seine Lippen und verlangte neuen.

Da sah ihn Frau Nina kopfschüttelnd an.

Natürlich fragte die Nonna nach der Signora. Natürlich log er und sagte: „Sie schläft!“

Die listige Frau Nina mit den scharfblickenden Augen, die das Herz Margheritas längst um sein ängstlich behütetes Geheimnis bestohlen hatten, sank in den breiten Lehnstuhl am Herd. „Signore Riccardo,“ sagte sie, „wissen Sie, daß die Signora nach Ihrer Liebe dürstet? Und Sie lassen sie verschmachten.“

Krauß sah die dicke Wirtin betroffen an und schlug auf den Tisch mit den feuchten Ringen abgetragener Gläser. Nina setzte den neuen Wein vor ihn auf den Tisch und ging aus der Küche. Sie dachte: ‚Signore Riccardo trinkt zwei Liter Roten! Madonna mia, was will der Signore in dieser Flut ersäufen?‘

Mitleid überkam die Nonna — nicht mit dem finsteren, hochmütigen Signore Riccardo, der die blonde, schöne Signora um ihr bißchen Glück betrog — nein, die Angst um Margherita, die die Folgen seiner Trunkenheit würde tragen müssen.

Aber Nina Zeni fand die Türe zu dem Zimmer verschlossen. Sie lauschte. Kein Laut drang heraus; doch drüben in der Schenke hörte sie sprechen.

Es war niemand in der Küche. Nina Zeni setzte sich auf den Herdrand, ohne daß Krauß ihre Rückkehr wahrnahm. Er starrte immer noch den gespenstigen Schatten an, den die Nonna nicht sah, und sprach mit ihm; er sprach leise und ward lauter, bis ein tolles Gewirr von Verwünschungen aus seinem Munde brach.

„Neidisches Gespenst! Verfluchter Weggenosse des Genies! Weiche, Du bleicher, gieriger Schatten, Du trinkst mir das Herz aus! Du zerbrichst mir den Willen! Zerschlägst mir den Geist! Ich bin ausgezogen in Herrlichkeit und stehe ohnmächtig, Scherben zu sammeln!“

Nina Zeni sah, wie Krauß sich erhob, trunken und wild; sie hörte, wie er über den Tisch schrie, als säße der böse Feind dort. Immer verzweifelter klang sein Rufen — nun schleuderte er die Karaffe gegen die Wand ...

Ninas Angstschrei klang durchs Haus.

Da erwachte Krauß, er fiel auf den Stuhl zurück, der Kopf sank ihm auf die Brust. Margherita schlich mit verweintem Antlitz in die Küche und sah die Nonna händeringend auf dem Herdrande. Leise trat sie zu Richard, legte ihm die Hand auf die Schulter und rief seinen Namen.

Es war, als übte diese milde Hand noch einmal ihren alten Zauber. Er hob seine Augen auf und lächelte. Er faßte Margheritas Hand, drückte sie an seine Lippen und legte sie auf sein Herz.

„Warum jammert Nina Zeni?“ fragte er weich.

„Weil Du krank bist, Richard.“

Sein Kopf sank ihm wieder auf die Brust. Lange lehnte er willenlos gegen den Tisch: „Du hast recht, Margherita!“ sagte er dann dumpf. „Ich habe dreiviertel Jahre versonnen und nichts geschaffen — nichts, was ewig ist. Daran ist das Gespenst schuld — siehst Du den Schatten, Rita? Das zermürbt mich; das stiehlt mir meine beste Kraft. Das steht hinter meinem Stuhle, wenn ich sinne; das tritt an mein Bett und weckt mich aus dem Schlafe. ‚Ohnmächtiger Tropf! Klopfe Steine! Tritt in die Fron des Tages! Arbeite mit Deinen Händen!‘“

Krauß trat dicht vor Margherita und starrte sie an — mit so stierem Blick, daß sie die Hand zur Abwehr hob und ihre Lider senkte. Und mit dem Pathos, mit dem er einst droben auf dem Felsen von Santa Croce gegen das erstehende Licht des Tages gerufen und Margherita die aufgehende Sonne des gemeinsamen Glückes gezeigt hatte, sprach er weiter: „Aber das bleiche Gespenst sagt noch eins; es sagt: ‚Margherita hat den Glauben an Dich verloren!‘ — Du siehst mich nicht an, Margherita! So hat der Schatten die Wahrheit geredet? Margherita, mich deucht: es stehe ein Stein an der Straße, es sei eine Stelle, da gehen unsere Wege auseinander!“

Da kam Prisca von ihrem Gange zurück; und die blonde Frau umschlang sie mit ihren Armen und weinte an ihrem Herzen.

* * *

Nach diesem Tage kamen für Richard die Wochen der Reue.

Bald voll helläugiger Hoffnung, bald in quälerischer Selbstanklage verbrachte er seine Tage, verwarf alle Arbeiten, griff sie wieder auf und versuchte, sie mit Margherita zu besprechen.

Aber ihr Herz folgte ihm nicht mehr in die sonderlichen Gärten seiner Kunst. Denn in ihr zitterten die Schrecken des bleichen Gespenstes jenes furchtbaren Tages nach, an dem Richard vor ihr gestanden hatte — mit nackter Seele; jenes Tages, an dem sein Mund all die klingenden Worte vergaß, von denen sie wußte, daß sie durch ihren gleisnerischen Glanz sich hatte blenden lassen.

Nachts klangen diese Worte in ihren Schlaf und schlugen ihre Seele, daß sie zitterte. Und wie ein Kind, wenn die Blitze um die Berge flattern und die Himmel knatternd zusammenstürzen, so fürchtete sich Margherita vor diesen qualvollen Nächten. Je seltener ihr Herz sie tagsüber an Richard mahnte, desto heftiger rang sie mit der Reue. Sie fürchtete sich vor der Stille, die um sie war — der tiefen Einsamkeit dieser sonnigen Gärten, in denen sie ihr Herz von allen Wunden hatte heilen wollen.

Nina Zenis Neugier wuchs mit jedem Tage; jede Stunde des Alleinseins benutzte sie, ein Geheimnis zu stehlen. Aber die tiefe, reuige Verschwiegenheit Margheritas verstand sich selten zu einer Andeutung, nie zu einem Bekenntnisse.

„Sie hatten Kinder, Signora Margherita?"

Da nickte sie in Tränen: „Zwei."

„Und sie sind tot?"

Margherita verhüllte ihr Gesicht und weinte in ihr Tuch: „Sie — sind — mir — gestorben."

Weil der Nonna Wissenschaft über die geheimnisvolle Vergangenheit Margheritas auf den dürftigen Andeutungen sich aufbaute, die ihr hingeworfen wurden, ohne daß Margheritas Herz sich preisgab, so hatte sie daraus eine Geschichte sich erdichtet, die an Verworrenheit und schimmernder Romantik nicht ihresgleichen hatte — warum sollte sie nicht?

Nur Teresina Margiotta erfuhr davon — Teresina Margiotta, die ihr dafür verraten sollte, was sie mit Leonetta vorhatte, und ob die schöne Leonetta ihr nicht einmal gesagt hätte, sie müßte Ettore Torino besitzen um jeden Preis.

Aber Teresina Margiotta tat, als wäre dieser Ettore Torino weder ihr noch ihrem Kinde einen Augenaufschlag wert, und Teresina Margiotta lachte — sie lachte, bis Ninetta den Stuhl unter sich heiß werden fühlte und entsetzt aufsprang. Und Teresina Margiotta sagte, Nina Zeni möchte sich doch nicht über Dinge den Kopf zerbrechen, die Ettore Torino mit sich ausmachen würde, mit sich ganz allein, ohne auch nur eine der Frauen von Santa Croce darum zu fragen.

Das war ein vernünftiges Wort; aber der Vernunft war Ninetta in diesem Punkte nicht zugängig. Darum prasselten ihre Klagen und Schmähreden auf Teresina hernieder wie Dezemberregen.

Von nun ab kam Teresina Margiotta seltener — fast ebenso selten wie Beppino, der behauptete, er wäre in der Lehre bei — — Giulio Margiotta. Nun ja, bei Giulio Margiotta, dem Geierjäger! Er müßte lernen, wie man zielt und Patronen macht und wie man die Geier ausstopft.

Dazu nickte Frau Nina Zeni ihr Einverständnis und strahlte bei dem Gedanken, daß ihr lieber, schöner Beppino das stolze Gewerbe des Margiotta ergriff.

88 88 88

Manchmal, wenn die Einsamkeit vernehmbar durch das Haus schritt, hörte Margherita ihr Herz mahnen; und oft war ihr, als müßte sie stille halten und tragen, wenn dies Herz sie verklagte. Sie fühlte, daß in solchen Stunden jene Stelle am Wege ihrem Blicke immer klarer ward, an der die Straße sich teilte, die sie gemeinsam mit Richard gegangen war. Und eine tiefe Mutlosigkeit überkam sie.

Da ward die Hoffnung Priscas die ihre; da ward dies rätselvolle, stille und doch so unbeschreiblich heiße Herz die Stätte ruhevoller Einkehr für sie.

Wer hätte auch Leid und Glück, Furcht und Hoffnung dieser jungen Seele ermessen können, wenn nicht Margherita?

Sie zählten die Tage bis zu Ettore Torinos Rückkehr und sannen halb scherzend, halb im Ernst auf Wege, die sie in harmloser List beschreiten wollten.

Und je mehr die Sonne über dem Leben Margheritas sich verhüllte, desto

dankbarer war sie für das harmlose Glück, das ihr aus dem Bewußtsein erwuchs, daß sie in dieser Fremde doch einem Menschen etwas zu sein vermöchte.

Aber die bittere Erkenntnis der künstlerischen Ohnmacht Richards und seiner Selbsttäuschung, die furchtbare Überzeugung, daß dieser Mann eine Lüge war, wuchsen in ihr mit jedem Tage. Die Stelle sah sie nicht nur, an der ihre Wege sich schieden — nein, sie stand schon an jenem Straßensteine, von dem Richard gesprochen hatte; sie lehnte daran — ein heimatloses, gebrochenes Weib. Sie sehnte sich fort, weit fort, in die grüne Straße der Vorstadt, sehnte sich in jenes Haus, dessen Türe sie in einer Stunde der Pflichtvergessenheit hinter sich zugeschlagen hatte — — für immer.

Und wenn der Mut der Verzweiflung sie überkommen würde, der aus der verzehrenden Sehnsucht des Mutterherzens erwächst, — und wenn sie den Weg zurückginge, mit reuigen Tränen und mit blutender Seele — was sollte ihr Mund stammeln, wenn sie kniend und wie eine Bettlerin wegemüde vor jener Türe ränge, hinter der die wohlbekannten Kinderstimmen erklangen?

Nein! Nein! Das war zu viel! Es gab einen kürzeren, viel milderen Weg, — den Weg durch die dunkeln Pforten des Todes . . .

Wieder vergingen Wochen, und immer mächtiger dehnten sich die Schatten um sie her.

Sie stand am Fenster neben dem Arbeitstische Richards und sah in das leuchtende Gold der Berge von Santa Croce; die goldenen Bälle der Limonen reiften; die Trauben tranken die Sommersonne; die Zikaden sangen, und Richard Krauß streifte seit Tagen allein in dieser Sommereinsamkeit durch das Gelände.

Da war ihr, als müßte in dieser Stille sein Herz nach ihr suchen und ihren Namen in die Berge rufen, damit ihn die Felsen — die harten, trutzigen Steine — zurückriefen, weil sie selbst für ihn kein Wort der Liebe mehr fand.

Wie im Traume schritt sie aus dem Hause und schritt die Felsengasse empor. Sie durchquerte die Vignen und ging unter dem flüsternden Silber der Oliven. Sie suchte Richard — suchte ihn wie einst. Über die Matten ging sie, auf denen die hohen Säulen der Zypressen standen. Da lag Richard im Grase, das nun den falben Schimmer vergehenden Lebens zeigte. Er zerknitterte unwillig ein Papier in der Hand und warf es fort.

„Rita!“ sagte er staunend. „Nun ja —“ er zog die Achseln, und um seinen Mund spielte ein mokanter Zug — „diese Stunde hätte mir ein Gedicht geschenkt, das meinen Namen wieder einmal durch die Heimat getragen hätte! Schicksal! Eine Frucht, die vom Baume fiel, ehe sie reifen durfte! Das ist mein Los! Was gräm' ich mich noch darüber!“

Margherita stand dicht neben ihm und sah ihn traurig an: „Ich hatte Sehnsucht nach Dir, und mir war, Dein Herz verlangte nach mir. Da ging ich Dir nach.“

„Ich sage ja: der beste Wille bei Dir; der beste Wille bei mir; und der tötende Neid des Geschickes um uns beide! Dagegen können wir nicht an. Wir können nicht dagegen an, sag' ich Dir!“

„Ich will umkehren, Richard. Ich will Dir wieder entgegengehen, wenn der Abend über die Täler schattet.“

Er lachte höhnisch auf: „Das heißt: ich soll nun weiterschreiben, nachdem meine Ideen durcheinandergestürzt sind? Das bist Du — ganz und gar! So seid ihr alle — alle ohne Verständnis für dieses erdgewaltige Schaffen! Als ob die Größe der Gedanken, die Gunst eines königlichen Augenblickes sich kommandieren ließen — wie das Zuckerbacken! Was habe ich gehofft von diesen Tagen der Bergeinsamkeit!“

„So sagst Du, daß ich die Schuld trage!“

Richard stützte das bärtige Kinn in die Hand und starrte vor sich hin: „Du? Ich? Meine mangelnde Kraft? Zu großes Wollen? Schicksal? So könnte ich Dir an den Fingern die Fragen herzählen, auf die ich keine Antwort weiß. Es ist das Rätsel des Genius, das wir nicht lösen werden — oder: jetzt noch nicht!“

Margherita flog ein Schauer an: das war wieder das Klingen der Worte, dem sie einst gelauscht hatte wie dem feierlichen Sange der Kirchenglocken in ihrer Jugend. „Ich verstehe das wohl nicht,“

sagte sie ausweichend, „oder — Du kannst mir damit nichts mehr sagen . . .“

„Nichts mehr?“ fiel ihr Krauß ins Wort. „Was soll das heißen? Soll das heißen: ‚Du bist nichts! Du kannst nichts!‘ — So redest Du, weil Dir die Enge Deines Spießertums anhängt wie Staub. Weil Du für unsere Liebe nicht reif bist! Die Reue quält Dich; und die Freiheit, die ich Dir errungen habe, ist Dir zu weit. Zwinge mich nicht mit hinein in die Hürde, in die ihr eingepfercht sein wollt! Das sage ich Dir!“

Margheritas Augen wurden weit und glanzlos; aber es brach keine Träne daraus — es war, als müßte ihr diese Stunde die Klarheit schaffen, um die sie monatelang vergeblich gerungen hatte. Sie stand vor ihm, und sie sah zutiefst in seine Seele. „Sprich weiter!“ bat sie.

Aber er schwieg.

„Du hast mir das eine noch nicht gesagt!“

„Welches?“

„Glaubst Du an Dich? Oder belügst Du Dich und mich, wenn Du von Deiner künstlerischen Sendung redest? Was hast Du geschaffen in dieser langen Zeit? Richard — Du sagst, ich habe den Glauben an Dich verloren — wie steht's mit Deinem Glauben an Dich selbst?“

Da begann sein Blick unstät in dem Golde des Tages zu suchen; er flog umher wie ein gescheuchter Vogel. Aber er schwieg — es war, als fände er sich in sich selber nicht zurecht.

So wandte sie sich zum Gehen.

„Rita,“ rief er, „warum gehst Du nun?“

„Weil ich Dir Zeit lassen will zur Rechenschaft mit Dir selbst.“

Sie blickte nicht rückwärts, wie sie sprach; denn sie fühlte ihre Knie wanken und sah dunkle Schatten über ihre Augen fallen. —

Als sie in das kahle Zimmer trat, flog sie wieder der Schauer von vorhin an. Sie schaute ringsum, als müßte sie die Dinge suchen, die sie mitnehmen wollte — mitnehmen zu einer langen, langen Reise . . .

Es war so kalt in diesem Raum, und es war alles ohne Freude.

In Gedanken ergriff sie eine Anzahl Gegenstände, die ihr an jedem Tage zur Hand sein mußten, und legte sie auf einen Stuhl. Sie sammelte alles ganz mechanisch und ohne zu bedenken, was sie eigentlich tat; denn ihr Sinnen war unter den Zypressen geblieben. Auf dem Tintenfaß und auf dem Schreibtisch lag eine feine Schicht Staubes, in der keine Spur einer Hand sich zeigte. Richard hatte Tisch und Zimmer tagelang gemieden — es war, als hätte die heiße Schönheit dieser Bergmatten sich über ihn gesenkt wie ein süßes Gift, das seinen Willen vollends lähmte.

Sie fragte sich: ‚Bist Du nicht voll Vertrauen mit ihm an diesen Abgrund geschritten? Willst Du nun nicht mit ihm verderben?‘ Aber dann erfaßte sie ein heftiger Drang nach dem Leben, eine zitternde Sehnsucht nach ihren Kindern.

Die Gedanken jagten sich in ihr.

Sie sprang vom Bettrand auf und zog die Uhr aus dem Gürtel. Es war um die Mitte des Nachmittags — Zeit genug, um im Lichte dieser langen Tage die steinigen Bergwege hinabzusteigen und noch bei einbrechender Nacht die nächste Bahnstelle zu erreichen.

War dieser Plan nicht Wahnsinn? War es nicht die augenblickliche Verzagtheit, der sie willenlos nachgab?

Sie öffnete ihre Reisetasche und warf hastig hinein, was ihr in die Hände fiel.

Dann rief sie nach Beppino. „Beppino, hier sind fünf Lire! Beppino, die gehören Dir, wenn Du mit mir gehst, mich führst . . .“

„Wohin, Signora?“

„Zur Bahn. Ich muß verreisen.“

Nina Zeni steckt den Kopf zur Türe herein: „Verreisen, Signora? Madonna mia, was ist geschehen? Was soll ich Prisca sagen, wenn sie Sie nicht mehr findet — die arme, verlassene Prisca? Ist jemand gestorben, Signora Margherita?“

„Ja,“ sagte sie zögernd und dachte: ‚Seine Liebe und mein Glaube.‘

„Und weiß Signore Riccardo?“

„Ja, schon längst — und früher als ich! . . . Aber gehen Sie, Nonna, gehen Sie! Ich möchte noch einen Augenblick allein sein.“

Margherita ergriff ein Papier und schrieb einige Abschiedsworte für Richard.

Digitized by Google

Sie legte ein Goldstück in den Schubkasten des Tisches und bedeckte es mit dem Zettel. Dann ging sie raschen Schrittes Beppo nach. Und in der Haustür stand Nina Zeni und weinte und küßte ihr die schlanken, weißen Hände, die so sehnsüchtig aussahen. Aus dem Fenster drüben nickte die schöne Teresina Margiotta einen stummen Scheidegruß.

Und Margheritas Tritte verhallten in der sommerstillen Felsengasse.

⁂ ⁂ ⁂

Ninettas Herz ging in Sprüngen.

Die gute, dicke Frau Nina hatte sich eigentlich die Heimkehr Ettore Torinos anders gedacht. Wenn er aus der Viale Sardegna auf die Piazzetta von Santa Croce einbog, hätte ihn dort eine Banda mit klingendem Spiele begrüßen müssen. Bunte Tücher mußten aus allen Fenstern wehen, und die Mädchen von Santa Croce — das wünschte sich Ninetta nicht, aber sie dachte, daß es geschähe! — würden kichernd und in schmucken Festgewändern zu Ehren Ettores ihre Passeggiata gehen.

Von alledem war nichts zu sehen.

Einige steckten neugierig die Köpfe zu den Häusern heraus oder guckten heimlich hinter den Jalousien, weil sie zu faul waren, schon am Vormittage sich so zu kleiden, daß sie einem jungen Manne sich zeigen konnten. Wahrhaftig, es ging kein Mensch in den Gassen von Santa Croce, als Nina Zeni ihre behäbige Fülle durch die unteren Gassen trug; denn Nina Zeni mußte Ettore Torino bei seiner Heimkehr begrüßen.

Aber die törichte, scheue Prisca war nicht einmal zu bewegen gewesen mit ihr zu kommen. Mein Gott, sie konnte das Mädchen doch nicht mit einem Gesichte vor Ettore Torino stellen, auf dem noch die Spur der Tränen war; der hätte ja gedacht, Nina Zeni mißhandelte das Kind.

Und Ettore Torino kam, und Nina Zeni traf ihn von ungefähr.

„O, virgine santissima, ist das nicht Giani Torinos Sohn, der aus den Bergen von Afrika heimkehrt? Ettore Torino?! Ich will zur Kirche gehen und ein Bittgebet tun! Was bist Du stolz und schön geworden bei den tapferen Bersaglieri! Es ist nichts neu geworden in Santa Croce — nur Nina Zeni hat sich verändert: Nina Zeni schenkt den besten Wein der Berge. Nina Zeni hat einen verrückten deutschen Dichter in ihrem Hause wohnen; es war auch noch eine bildschöne, blonde Frau bei ihm. Sie ist fort; sie hatte Heimweh nach den Nebeln Deutschlands. O, welch wirre, tolle Geschichte, die Geschichte der blonden deutschen Signora! Aber gut anzuhören bei Nina Zenis rotem Wein!"

Da nickte Ettore Torino und versprach zu kommen — noch diesen Abend, den verrückten deutschen Dichter zu sehen und die tolle Geschichte von der schönen Signora sich erzählen zu lassen.

Sie waren vor die Stufen des Kirchleins gekommen, und Ettore hatte seine Freude an den glücklichen Augen der Nonna, die seine Schönheit bewunderten. Er lachte und zwirbelte seinen schwarzen Schnurrbart.

Und Frau Nina stieg die Stufen zum Kirchlein empor; Ninetta tat im Betstuhl ein heimliches Gelübde, Ninetta ging heim und schmückte Prisca und erzählte ihr, Ettore Torino wäre stark wie ein Löwe, hätte Augen wie ein Adler und wäre noch schöner als Giulio Margiotta.

„Hörst Du, Prisca, schöner als Giulio Margiotta!"

Prisca hörte sich das an, wie etwas, das sie längst wußte, und Ninettas laute Freude wollte mit dem Leuchten ihrer Augen sich nicht bescheiden. Sie schrie: „O, heilige Mutter Gottes, warum hast Du mich mit der Prisca gestraft? Und warum hast Du die sanfte deutsche Signora geschickt, die mir das Kind stumm gemacht und die ihr das fremde Herz geschenkt hat?"

Frau Nina Zeni brach in lautes Wehklagen aus; denn sie dachte daran, welche heimliche Flammen an jenem Abend in Prisca gebrannt und wie ihre Sinne in sehnsüchtigem Verlangen gezittert hatten, als sie mit ihr zum ersten Male über Ettore Torino und ihre Absicht gesprochen hatte. Damals hatte Priscas junger Mund geglüht wie lange verhaltenes Feuer, und ein stammelndes Bekenntnis hatte wie eine Erlösung von ihren Lippen sich gefunden. Und dann war Margherita

Digitized by Google

gekommen, deren reife Frauenschönheit und sanfte Art Frau Nina Zeni als eine Segnung des Himmels gepriesen hatte.

Nun war das alles vergessen, und die Nonna fand keine andere Erklärung für das rätselvolle Wesen dieses Mädchens und ihre fremdartige Verschwiegenheit als die verschwundene Frau. Schön war sie gewesen mit ihrem goldenen Haar, aber sie hatte bei all ihrer Schönheit nicht einmal Geschick gehabt, einen Funken aus dem Herzen des Signore Riccardo zu schlagen.

Und Signore Riccardo, der nun reichlich viel von Nina Zenis Wein trank, dieser Signore Riccardo war zwar ein verrückter deutscher Dichter, aber er war doch ein schöner Mann!

⁂ ⁂ ⁂

Frau Nina grub aus den Tiefen ihres Rocksackes ein Fünfliresstück und befahl Prisca eine Reihe Besorgungen; denn Ettore Torino würde kommen und Ninettas neuen Wein trinken, er würde ganz bestimmt kommen, der schöne Torino, und man müßte sich ja schämen, wenn man ihm mit den kargen Vorräten aus Küche und Keller aufwarten wollte. Und dann ließ Nina Zeni den liebenswürdigen Signore Riccardo in ihr Herz gucken, der um so liebenswürdiger wurde, je seltener er mit dem Silber in seiner Hosentasche klimperte, was er noch vor wenigen Tagen getan hatte, als er zu Ninas ehrlichem Entsetzen seine Geldtasche — als ein Zeichen seiner gründlichen Verachtung aller überfeinerten Kultur — über die Gartenmauer von Santa Croce schleuderte.

Ninas Herz mit seinen Kammern voll von merkwürdigen Geheimnissen und Plänen nahm das Interesse des Signore Riccardo in ungewöhnlichem Maße in Anspruch; er versprach, Ettore Torino im Sinne der Nonna ordentlich zu bearbeiten, was um so leichter sein würde, da sie ja alsbald die Bande enger Freundschaft verbinden müßten; denn die Padrona hätte ja gesehen, daß er sein grüblerisches Sinnen in tiefster Zurückgezogenheit aufgegeben hatte und nun ein vernünftiger Mensch werden wollte mit einer herzhaften Freude am Leben.

Natürlich bestätigte die Nonna: mit wem wollte denn der wohlhabende Ettore Torino verkehren, der zudem drei Jahre die Accademia del commercio besucht hatte — mit wem sonst, als mit dem deutschen Dichter der Frau Nina Zeni?

Nachdem sie ihn mit dankbarem Augenaufschlag ihrer Gunst versichert, trank Richard Krauß ihren Wein — diesmal ohne Bezahlung, wie er stillschweigend als selbstverständlich annahm.

⁂ ⁂ ⁂

Ettore Torinos freigebige Art, der recht wie ein Galantuomo sich benahm, und die Dankbarkeit der dicken Nina veranlaßten Richard Krauß an einem der nächsten regnerischen Tage zu einem mannhaften Trunke hinter Nina Zenis vereinsamten Schenktisch und zu fruchtbarem Nachdenken über die nächste Zukunft.

Solche sehr reale Sorgen hatte er, während Margherita noch in seiner Nähe weilte, entrüstet von sich gewiesen: sie ernüchterten ihn zu sehr und waren seiner überhaupt unwürdig.

An jenem Tage, der die Felsengipfel um Santa Croce mit triefenden Nebelschleiern verhängt hatte, setzte er sich seufzend hinter Ninettas Tisch. Er dachte, er wollte aus einem Becher Wein Erleuchtung über die beste Verwendung seiner in der Truhe Ninas ruhenden Werke sich holen. ‚Fragmente!‘ sagte er sich. ‚Bah, was tut das? Fragmente aus einem solchen Geiste und unter den sonnigen Himmeln Italiens geboren!‘ Die Zeitungen, denen er damit aufwarten wollte, mochten froh sein, wenn Richard Krauß mit etwas Halbem zu ihnen kam!

Die Nonna am Herde klapperte aufgeregt mit Pfannen und Löffeln — denn wenn Signore Riccardo deutsch redete, so hatte er gewiß ein Geheimnis vor ihr! Und wen sollte das sonst angehen als sie und Prisca und Ettore Torino? Am Ende gar Leonetta Margiotta! Es war nicht auszudenken, was er alles verbergen konnte in dieser niederträchtigen deutschen Sprache!

Weil ihm die erhoffte Erleuchtung noch nicht gekommen war, verlangte er neuen Wein. Und wie seinen Gedanken die Schwingen wuchsen, hatten sie die Truhe mit den vielen angefangenen Arbeiten vergessen und waren bei Ettore Torinos freigebiger Freundschaft und bei

Gainsborough.

Mistress Lee Boyd, Lady Boyd, a Portrait.

Photograph, by the Fine Art Photographic Association.

Nina Zenis tausendmal verbürgter Dankbarkeit angelangt. Das waren Faktoren, mit denen sich etwas herausrechnen ließ; er durchlebte jetzt — daran war kein Zweifel — eine Übergangszeit in seiner künstlerischen Entwicklung. Er mußte aller kleinlichen Sorgen um des Tages Nahrung und Notdurft überhoben sein, darum mußte er einstweilen von der Freundschaft Torinos und der Dankbarkeit der Nonna Gebrauch machen.

‚Das alte Leid!‘ sann er tröstlich. ‚Wer kümmert sich im Vaterland um den Propheten? Wer fragt nach dem Namen Richard Krauß? Das Vaterland hat ihn verkannt, aber in der Fremde wird sein Stern mit unvergleichlichem Glanze aufgehen.‘ —

Als die Regentage des Dezembers vorüber waren, hatten sich die Bande der Freundschaft zwischen Ettore Torino und dem Deutschen so fest geknüpft, daß dieser mit einiger Sicherheit die Richtigkeit seiner Rechnung vom Schenktische feststellen konnte. Ettore Torino war mit der ausgesprochenen Absicht in die väterliche Zederwasserfabrik zurückgekehrt, für die Jahre strengen Dienstes in köstlicher Freiheit sich zu entschädigen. In einer leichten Vettura fuhren Krauß und Torino hinunter in die Ebene, und wenn sie, oft erst nach Tagen, heimkehrten, versicherte Signore Riccardo die Nonna von dem festen Vorsatze Torinos, Prisca noch vor der Olivenernte zum Altare zu führen.

Und Frau Nina Zeni bezeigte in realer Schätzung der Verdienste dem klugen, lieben Signore, gegen dessen Schwächen sie mit mütterlicher Liebe sich verschloß, ihre Dankbarkeit.

⁂ ⁂ ⁂

Am zweiten Weihnachtstage hingen die Nebel um die Dächer von Santa Croce, daß die Klänge der Tanzmusik Mühe hatten, durch die Felsengasse sich zu finden. Nina Zeni stand in ihrem Spitzentuche, das ihr kokett in die Stirne fiel, wie auf Kohlen: die säumige, dumme Prisca war nebenan in der Kammer und wurde nicht fertig mit ihrem Anzug. Nina Zeni schwätzte in ihrem Unmut wie eine Felsenschwalbe. Vom Tagesgrauen hätte sie der sorglosen Dirne Zeit gelassen und jetzt, da schon die Klänge des ersten Tanzes lockten, dächte sie daran, sich zu bereiten!

Und endlich, endlich erschien Prisca!

Sie war hübsch in ihrem stillen, bescheidenen Wesen, mit ihren rätseltiefen, dunklen Augen, mit ihrer madonnenhaften Stirn. Auf ihren sonst farblosen Wangen brannte das heimliche Feuer ihres Herzens: diese Frühlingsstunde ihrer Seele hatte ihre Wangen mit Blüten geschmückt, die waren zart wie die Blüte der Pfirsiche an den Bergen.

Und dann gingen die beiden durch die tropfenden Nebel.

Droben hinter den Fenstern glühten schon die vielen kleinen elektrischen Lampen, und die Nonna war gerade daran, in ein gemäßigtes Wehklagen auszubrechen über die sündhafte Verschwendung des künstlichen Lichtes, da fiel ihnen blendender Glanz entgegen. Schon standen sie mitten im Schwarme fröhlicher Menschen, und die Nonna ließ ihre Blicke durch den Saal fliegen.

„Wo ist Ettore Torino?“

Nina Zeni stieß Prisca heimlich an: „Ist er etwa in jener Ecke des Saales, in der die Burschen und Mädchen die Hälse recken?“

Prisca antwortete nicht, und die Nonna steuerte quer über den Tanzboden; eine bittere Ahnung sagte ihr, dort müßte er sein, und dort ließe er sich huldigen. Sie merkte gar nicht, daß Prisca im Gespräch mit einigen Altersgenossinnen zurückblieb. Aber so dicht umringten die jungen Burschen jene Ecke des Saales, daß es der runden Ninetta nicht möglich war, sich eine Gasse zu bahnen.

Allmählich drängten die Mädchen aus dem dichten Kreise heraus, achselzuckend und mit mühsam verborgenem Neid. Die Burschen aber stießen sich an, flüsterten und hielten unzweideutige Zwiesprache mit den Augen: ‚Habt ihr sie gesehen, diese Leonetta Margiotta? Sie ist noch halb ein Kind und ist schöner als alle.‘

Da hatte Frau Nina alles vergessen, was sie von diesem Tage gehofft hatte, und mußte an sich halten, ihrer Bitterkeit über Teresina Margiottas Falschheit nicht in schallenden Schmähreden Luft zu machen. Sie drängte sich zitternd

zwischen den Jungen hindurch, und ihre Augen leuchteten in maßlosem Haß.

Teresina Margiotta saß neben ihrem Kinde. Leonetta trug ein leichtes Kleid aus himmelblauer weicher Seide, das jede Bewegung ihres schmiegsamen, erblühenden Leibes verriet. Die Fülle ihrer goldroten Haare strahlte, ihre Augen waren wie lebendiges Feuer — alle Mädchen und Frauen ärgerten sich über diese Augen, von denen die Burschen sich betören ließen. Und wie Teresina Margiotta vor Genugtuung strahlte!

Die Frauen im Saale, die mit ihren Töchtern gekommen waren, ärgerten sich und schmähten tapfer, wenn auch heimlich: „Was soll denn das werden mit dieser Leonetta? Sind denn alle Burschen geblendet?“

Aber sie vergaßen auch nicht, Teresina Margiotta wacker zu schmälen, die an ihrer eigenen Schönheit nicht genug hatte und die ihr Kind nun so eitel und begehrlich machte. Und von Mund zu Mund flog es: „Habt ihr gesehen? Alle Mädchen von Santa Croce tragen ihre schlichten goldenen Reifen in den Ohren oder die schwingenden Glocken, die sie von ihren Müttern ererbt haben. Aber Leonetta Margiotta hat in jedem Ohre eine Perle — im linken eine schwarze und im rechten eine weiße Perle! Ist so etwas dagewesen in Santa Croce?“

Und nun dehnten sie wieder die Hälse und suchten die weiße und die schwarze Perle. O, diese Teresina Margiotta, die versteht's!

Nicht lange, und kein Mädchen war noch unter denen, die die Frau des Geierjägers und ihr verführerisches Kind umringten.

Da besann sich auch Nina Zeni auf Prisca; Ettore Torino — der besonnene, stolze Ettore — war nicht bei Leonetta. Darüber beruhigte sich ihr Zorn. Und als sie sich wandte, um Prisca zu suchen — wahrhaftig, da stand sie mitten im Saale unter den Mädchen, und Ettore Torino stand neben ihr und redete mit ihr — mit ihr ganz allein!

Frau Nina warf Teresina Margiotta einen Blick zu: ‚Na, Teresina Margiotta, was sagst Du nun?‘

Aber Teresina Margiotta hätte nicht geantwortet, auch wenn sie die stolze Freude der Nina bemerkt hätte; denn die Geigen erklangen, die Bläser setzten ein und — — Ettore Torino führte Prisca Zeni zum Tanze.

Ninetta thronte auf ihrem Sitz an der Wand wie eine Königin und strahlte wie die Sommersonne.

Auch Leonetta Margiotta tanzte — Himmel, wie sie tanzte! Es war, als berührten die Spitzen ihrer blauen Atlasschuhe den Boden nicht. Alles an ihr war Musik. Und wieder hingen alle Augen an ihr und gingen ihr nach zwischen den wirbelnden Paaren.

Während Prisca Ettore Torino im Arme lag und ihre Sinne zitterten, war das knospende Rot ihrer Wangen in der Sonne ihres Glückes völlig erblüht. Und doch war ihr Gesicht still wie das der Madonna.

Nach dem dritten Walzer, den er mit ihr getanzt hatte, war das Paar verschwunden. Die erste, die das wahrnahm, war Teresina Margiotta. Die tat, als hätte sie die Nachbarin schon den ganzen Abend gesucht: „Madonna mia, Ninuccia, kannst Du Dich unsichtbar machen? Bin ich Dir keinen Gruß wert?“

Nina Zeni versuchte zu lachen, aber es gelang ihr nicht.

„Ninetta, liebe, treue Ninetta, was ist Dir geschehen? Bist Du müde? Möchtest Du nach Hause?“

Da wachte Frau Nina Zeni auf, und aus ihrem übervollen Herzen rann ein Tropfen Gift in ihre Rede: „Ah, warum wünschest Du, daß ich fortgehe?“

Teresina hob ihre Hand, als wollte sie den heimlichen Zorn dämpfen: „Aber nein, liebe Ninuccia, die ganze Nacht sollst Du bleiben und stolz sein! Ist Prisca heim? Und ist Ettore Torino mit ihr gegangen? Eh, Ninetta, wollen sie allein sein?“

Und Nina forschte in Teresinas Augen und ließ sich verraten, was der Mund der schönen Frau ihr verheimlichte.

„Und wenn sie heimgegangen sind, was geht das Dich an, Teresina Margiotta?“

„Prisca wird in den Mund der Leute kommen!“

„Was geht das Dich an, Teresina Margiotta?“

Digitized by Google

„Ja, wenn es nicht Ettore Torino wäre . . .“

„Ärgerſt Du dich? Und kann ich Prisca nicht allein hüten?“

„Warum ſoll ſie unglücklich werden?“

Ninetta ſprang auf und faßte Tereſinas Arm: „Warum redeſt Du ſo, Tereſina Margiotta? Hat Ettore Torino nicht bloß mit ihr getanzt?“

Tereſina zog die Achſeln und warf den Kopf, daß ihre Ketten klangen: „Ettore Torino iſt wild wie ein Berglöwe!“

„Was willſt Du damit?“

„Alle Heiligen, was ſoll ich Dir noch ſagen!“

Da höhnte Nina Zeni: „Tereſina Margiotta, quält es Dich, daß er nicht ſieht, wie verführeriſch Du Leonetta gemacht haſt? O, Du biſt eine Künſtlerin!“

„Pah, was kann ich dafür, daß ſie die Schönſte iſt?“

„Warum ſchaut Ettore Torino ſie dann nicht an?“

„Sie hat ihm noch keinen Blick geſchenkt!“

„Eh, etwa Prisca?“

Tereſina legte ihr in erzwungener Ruhe die Hände auf die runden Achſeln: „Die Felſenſchwalben ſchwätzen von ihrer heimlichen Qual! Und die Zikaden ſingen in allen Bergen von Ninuccias närriſcher Sorge! Addio, Ninetta mia! Addio!“

Tereſina Margiotta lachte höhniſch und winkte mit ihrer ſchmalen Hand, daß die Armketten klirrten.

Die Nebelfrauen ſchleppten die Säume ihrer Kleider in ſtummem Zuge durch die Gaſſen. Die Lichter des Saales ſtanden ſchläfrig hinter den naſſen grauen Floren; denn es brannte in jener Nacht kaum noch in einem anderen Haus ein Licht, die ewige Lampe im Kirchlein ausgenommen.

Prisca und Ettore ſchritten in der feuchten, kühlen Dezemberluft; einmal zog er ihr das Schultertuch zurecht, das ihr an der Seite herabgeglitten war. Sie gingen über die Piazzetta; der Brunnen rauſchte, und ein altes Weiblein ſchlürfte am Stocke über die naſſe Kirchenſtiege herab. Die Türe des Bethauſes fiel langſam hinter der Alten zu und zerſchnitt den Schimmer des roten Lichtes, der ſich hinter ihr dreintaſtete.

Bis die Greiſin vorüber war, ſchritt Ettore ſtumm neben dem Mädchen. Dann ſprach er wieder laut — es ſchien faſt ſo, als wollte er neugierige Ohren hören laſſen, daß er mit ſeiner Begleiterin kein Geheimnis hatte.

Prisca antwortete ſelten; er redete von Afrika und von der ſtolzen Truppe der Berſaglieri und von der langen, köſtlichen Freiheit, die er nun genießen wollte. Prisca dachte: ‚Hat Signore Riccardo nicht geſagt: ehe die Oliven reifen . . .‘

Hallende Tritte klangen auf den Steinen der Gaſſe. Es war eine Frau mit einem Korbe verzuckerter Früchte, die ſie auf dem Saale feilbieten wollte.

„Möchteſt Du etwas, Prisca?“ fragte Ettore und blieb ſtehen.

„Ja! Schön ſein wie — Leonetta Margiotta! . . .“ ſtammelte ſie und bedeutete der Händlerin, daß ſie gehen ſollte. Dann wandte ſich Prisca kurz und raſch. Der ſo mühſam gefeſſelte Brand ihres Innern brach hervor. Aber ſchon ſchämte ſie ſich des verräteriſchen Wortes. Sie wandelte nun eine Stunde neben Ettore Torino in der Nacht, deren Nebel wie feines Silber ſich über die Kleider ſchlugen und die mit feuchten Händen die zierlichen Ringe ihres Stirnhaares löſten. Und der kecke Ettore Torino ſchritt neben ihr, und während droben die Geigen lockten, redete er von gleichgültigen Dingen. Eine dunkle Ahnung ſagte Priscas hellhörigem Herzen, daß Ettore Torino ſie am Ende gar in die Nacht geführt hatte, um die anderen zu ärgern und ſich ſelbſt erſt recht ſuchen zu laſſen. Nun würden ſie alle nach ihm fragen, und nun würden erſt recht alle Blicke an ihm hängen, um die Wahrheit zu ſehen.

Jene ſchwermütige Verträumtheit, die Margheritas Vermächtnis war, hing in dieſer Stunde über Priscas Seele wie der Bergnebel. Aber während Margherita in Stunden träumeriſcher Schwermut ganz willenloſe Hingabe geweſen war, verfiel Prisca in ein grübleriſches, grauſames Sinnen über ſich ſelbſt.

Ettore Torino war eine Zeitlang ſtumm neben ihr geſchritten. Nun ſagte er:

Digitized by Google

„Bah, schön wie Leonetta Margiotta? Warum gerade wie die?"

„Weil sie die Schönste ist!"

Da fühlte Torino die Hände des Mädchens an den Flügeln seiner Jacke, — wie sie fester und fester faßten, als wollten ihre zitternden Finger sich in seine Brust krallen. Er fühlte es, wie sie ihn in die tiefen Schatten jener schmalen Gasse zogen, die auf den Markt mündete, und wie ihr heißer Atem um sein Kinn flog.

„Ettore Torino," flüsterte sie, und es war als rasten die Flammen eines Fiebers durch ihre Glieder, — „Ettore Torino, und warum soll ich nicht schön sein wie Leonetta Margiotta?"

Torino lachte: „Was soll ich Dir sagen?"

„Und wenn ich schön wäre wie sie, würdest Du mich dann lieb haben?"

„Hab' ich Leonetta Margiotta lieb?"

„Ich weiß nicht, und ich frage nicht!"

„Hab' ich sie mit einem Auge gesucht?"

„Du! Als ob man nicht jemand aus dem Wege gehen und ihn doch lieb haben könnte!"

„Was willst Du wissen?"

„Nichts, nichts will ich wissen. Auch nicht, ob Du sie oder eine andere lieb hast. Aber das eine sag' ich Dir . . ."

Ihre Hände glitten langsam von der Brust Torinos herab; ihre Stimme verlor den zitternden Klang und ward still und klar, und ihre Worte waren wie ein Gebet: „Ettore Torino, spiele nicht mit mir! Verabscheue mich! Verachte mich! Aber spiele nicht mit mir! Sei nicht grausam und quäle mich nicht zu Tode! Du, du sollst mit mir beginnen, was Du sonst magst — aber, wenn es kommt, daß die andern mich verlachen Deinetwegen und ihren Spott mit mir treiben, Deinetwegen, — Ettore . . .!"

Sie schrie den Namen, daß die tiefe Stille der Nacht vor ihrem wilden Rufe erschrak. Torino hatte die Hände in die Taschen geschoben und lehnte gegen die nebelfeuchte Mauer.

Prisca sprang davon.

„Wo willst Du hin?"

„Heim!" sagte sie leicht. „Heim!" Nun klang ihr halblautes Lachen: „Ich kann mit diesen Haaren nicht zum Tanze gehen und in diesen nassen Kleidern! Ich komme wieder!"

„Ich werde mit Dir tanzen!"

„Wenn Du magst!" —

Prisca trat leise in das Haus und noch leiser in die Küche. Es war kein Licht in dem Raum, aber die glühenden Kohlen auf dem Roste des Herdes verbreiteten ein geheimnisvolles Dämmerlicht. Und am Herde kniete Beppino und starrte mit weiten Augen in den glimmenden Brand.

„Eh, Beppino, warum schläfst Du nicht?"

„Was treibst Du da?"

„Was geht's Dich an?"

„So leg Dich schlafen!"

„Ich will nicht."

„Warum starrst Du so auf die Kohlen?"

„Ich möchte sie Leonetta Margiotta in die Schuhe legen!"

„Heilige Mutter Gottes!"

„Sie hat gesagt: ich sollte sie heute sehen, und sie ist doch heimlich gegangen. Ist sie schön, Prisca?"

„Schön wie die Sonne!"

„Eh, Prisca, — und sie ist meine Freundin!"

Da erhob sich Beppino, schob die Hände in die Säcke seiner Hose und ging stolz hinaus in die Kammer.

88 88 88

Mit seltsamen Gedanken und mit wunderlich nachdenklichen Augen mischte sich Ettore Torino wieder unter die laute Jugend. Begehrliche Mädchenaugen gingen ihm nach, und die heimlichen Blicke Nina Zenis prüften ihn. Prisca war nicht da, und der nächste Tanz ging vorüber; Torino lehnte am Pfosten der Saaltüre. Endlich wurde er durch Richard Krauß aus seiner Versonnenheit geweckt. „Ah, Signore Riccardo!"

Als hätte Torino schon längst auf ihn gewartet, legte er seinen Arm in den des schwarzbärtigen schlanken Mannes und durchmaß mit ihm in langen Schritten den Vorraum des Saales, der während der Tänze fast leer blieb.

„Was ist das mit Prisca, Signore Torino?"

„Was wißt Ihr? Hat sie mit Euch gesprochen?"

Digitized by Google

„Ein Wort. Sie kleidet sich daheim um und kehrt alsbald zurück."

„Hat sie Euch verraten —"

„Was?"

„Hm," machte Torino. „Sie hat ein tapferes, ehrliches Herz. Aber . . ."

„Na?"

„Aber — —" Torino sprach noch leiser — „ein wunderliches Wesen. Ist sie herrisch?"

Krauß lachte laut auf: „Wenn ich nicht wüßte, daß sie eine Italienerin wäre, würde ich meinen Kopf dafür einsetzen, daß sie eine deutsche Träumerin sei. Dort oben wächst die Melancholie wild, mein Freund!"

„Ist sie verwöhnt?"

„Unsinn! Sie, die ihr Lebtag in Giani Torinos Vigna gefrönt hat!"

Ettore Torino biß sich die Lippen.

Sie stiegen die Treppe hinab.

Da ging Prisca Zeni erhobenen Hauptes an ihnen vorüber und schaute an ihnen vorbei.

„Habt Ihr ihr wehgetan?" fragte Krauß. „Das verschmerzt sie nie!"

Torino zog die Achseln. Dann setzten sie sich in das untere Zimmer zum Wein.

Am nächsten Morgen — die Leute von Santa Croce lagen noch im Schlaf, denn der Tag war nebelgrau und müde — erklangen Schläge an die Zimmertüre Richards. Er hatte die Läden schon aufgeschlagen, lag wach im Bette und sah den Bergnebeln zu, die in phantastischem Zuge um die Kuppen des Gebirges zogen.

Auf seinen Ruf trat Beppino in das Zimmer und reichte ihm einen Brief.

„Eh, Signore, wird die schöne, blonde Tedesca wiederkommen?" Er hatte Margheritas Handschrift erkannt.

Krauß richtete sich im Bett auf, sank jedoch alsbald wieder in die Kissen und hieß Beppo hinausgehen. Der steckte draußen den Kopf zur Küchentüre hinein: „Nonna! Prisca! Er ist weiß geworden wie eine Wand, der Signore Riccardo!"

Dann lief er in das Haus des Geierjägers.

Endlich erbrach Krauß den Umschlag. Er entfaltete viele Seiten mit der ruhigen, klaren Schrift. Und so schrieb ihm Margherita:

Lieber Richard!

Ich fürchte mich vor dem Ende dieses Briefes, weil ich nicht weiß, ob die Festigkeit meines Willens mich verlassen wird, wenn ich mir sage: nun kommt das Letzte. Aber ehe die große Nacht über meine Seele sinkt, die große Nacht, von der niemand weiß, ob Wege darin gehen, die in ein klares, stilles Licht führen, habe ich noch mit Dir zu reden.

Ich bin nicht von Dir gegangen, in der Heimat zu versöhnen und dort Verzeihung zu erlangen für das, was ich tat. Und ich komme dies letzte Mal nicht zu Dir mit dem kindischen Verlangen: nimm mich wieder auf, wir wollen alles vergessen, was geschehen ist, und wollen ein neues Leben beginnen! Sollte ich das Unmögliche für möglich halten? Nein; ich war blind und bin sehend geworden, ich ging in Lüge und fand die Wahrheit.

Zu spät? Auch dies nicht; denn ich zerschneide die lange Kette der Irrtümer meines Lebens, ehe sie mir und anderen zu noch größerem Leide wird.

Wie wir mit heißen Herzen und einem köstlichen, starken Glauben aneinander durch die Nacht flohen, entzog ich mich den Pflichten gegen meine Kinder. Ich wußte, daß man mir hinterdreinfluchen würde; ich wußte aber auch, daß viele verstehen würden, wenn ich die unwürdigen Bande zerriß, die mich an einen ungeliebten Mann fesselten. Aber ich wußte doch, daß niemand war, der die Mutter entschuldigen könnte, die ihren Kindern sich entzog, um, fern von ihnen, in herzloser Selbstsucht ein Glück zu besitzen.

Richard, Du weißt nicht, wie meine Seele damals geblutet und wie sie gerungen hat! Aber Du sollst es wissen, daß ich in der Überzeugung Dir folgte: es ist besser, diese Kinder wachsen nicht in jene tiefen, mitleidlosen Schatten hinein, die das unselige Verhältnis ihrer Eltern über sie wirft. Besser eine tote Mutter, als eine gehaßte, hassende, unselige Frau! Und an jenem Tage meiner Flucht mit Dir war ich meinen Kindern gestorben, der Weg war frei, der eine andere, freudige, glücklichere Mutter zu

Digitized by Google

ihnen führte. Ich aber übernahm neue Pflichten, vielleicht für neue Kinder — sicherlich neue Pflichten in dem Bewußtsein, Deine künstlerische Kraft zu fördern und ihr dienen zu können.

Ein Kind versagte mir — das Mitleid des Himmels. Und für uns beide waren wir gegenseitig zu schwach. Du für mich: denn mein Herz ist das Herz eines Weibes mit seinen Vorzügen und Schwächen. Mein Hang zur Melancholie, der unter der wuchtenden Last der Verhältnisse krankhaft sich auszuwachsen drohte, und die Sanftheit meines Gemütes forderten die zielsichere Kraft und Führung durch einen Mann. Wir waren zu schwach: — ich für Dich; denn ich vermochte Deinen Willen nicht zu stählen, Deinen Geist nicht zu beflügeln; Deine Neigungen zu einem sorglosen Künstlervagantentum vermochte ich nicht zu bannen, und mein Glaube an Dich ging verloren, weil ich erkannte: Du täuschst Dich mit klingenden Worten und eingebildeter Größe.

Ich war Dir ohne diese Erkenntnis gefolgt und saß nun in der Einsamkeit der Fremde — ohne Pflichten. Ohne Pflichten sein, heißt übrig sein. Und darum konnte ich gehen; denn ich wußte nicht, ob nicht jene Stelle noch offen war, an der meine Kinder ihre Mutter suchten.

Richard, ich bin an einem nebligen, trostlosen Spätsommerabend in die Heimat meiner Kinder heimgekehrt. Ich weiß nun: es ist alles gut um sie, es ist besser, als wäre ich daheim geblieben.

Und wenn es nicht gewesen wäre?

Dann hätte ich als eine Bettlerin um Liebe vor jener Türe gekniet — oder ich hätte einen anderen Weg gefunden, gut zu machen — —

Es ist nichts mehr, was mir nach einem verfehlten Leben zu tun übrig bliebe, als über das zu verfügen, was ich besitze. Bis auf einen kargen Rest, mit dem ich hoffe, nach meinem Tode mehr an Dir fördern zu können, als mir dies auf einem kurzen, gemeinsamen Lebenswege beschieden gewesen ist, ist über mein Vermögen zugunsten meiner Kinder verfügt. Wenige hundert Mark werden Dir ausgehändigt werden.

Mir ist bange vor einem unnützen Leben. Aber ich fürchte mich nicht vor dem kurzen, nächtlichen Gange, ich zage nicht vor dem flüchtigen Augenblicke, der ein Ende ist aller Qual und Reue. —

Du hast mir einst gesagt — weißt Du noch? es war unter den Zypressen von Santa Croce! — ‚gegen dies Schicksal können wir nicht an!‘ Ich hab' es nicht vermocht! Vielleicht findest Du selbst nun die Kraft, die mir fehlte.

Lebe wohl! Margherita.

Richards Hand, die den letzten Bogen mit den letzten Worten einer Sterbenden hielt, sank wie gelähmt an der Bettstatt herab. Er legte die andere Hand über die Augen und hörte nicht, daß — wie er schon lange regungslos gelegen hatte — die Türe sich öffnete und der Nonna rundes Gesicht erschien.

„Signore Riccardo, kann ich ihr denn widerstehen, dieser neugierigen, ungeduldigen Prisca? Ich kann nicht und muß hereindringen! Warum kommen Sie nicht, uns zu erzählen? Ist ein Gruß von der Signora für Prisca darin und für mich? Kommt sie zurück? O, schreiben Sie ihr, Signore Riccardo, schreiben Sie ihr: es wird alles gut werden! Ettore hat mit Prisca getanzt, tanzte immer mit ihr, und nur einmal mit Leonetta Margiotta. Schreiben Sie ihr das!“

„Sie wird nicht wiederkommen und wir können ihr nicht schreiben — Margherita ist tot.“

* * *

Faschingszeit.

Es war, als wollte man die grauen Gespenster der Nebel in den Bergen von Santa Croce mit Narrenkappe und Pritsche austreiben. Wochenlang waren sie in den Klüften herumgekrochen, und nun hingen sie wie Leichentücher an den Zacken und über den Kuppen und bewegten sich nicht mehr. Die Blauamseln stimmten schon in den kahlen Maulbeerbäumen; die Veilchen auf den Matten warteten auf die Sonne. Aber die Oliven tropften, die Dachkändel rannen über der Mitte der engen Felsengassen, und an den Leitungsdrähten vor Nina Zenis Hause marschierten die silbernen Tropfen immer bis zu einer bestimmten Stelle und fielen dann in eintönigem Falle herab.

Beppino lehnte die Stirn an die be-

Digitized by Google

schlagene Scheibe, schielte nach dem müßigen Spiele der Tropfen und schielte nach Leonetta Margiottas Fenster, ob drüben etwa ein bunter Flitter ihres Maskenstaates sich zeigen wollte.

Aber es blieb trostlos und nebelgrau.

Da schmälte Beppino und forderte von Signore Riccardo Rechenschaft über das Geheimnis der Drähte, die den feurigen Strom trugen. „Und aus den tosenden Wassern der Felsen käme dies Feuer? Wasser gießt Feuer aus — und dieses Feuer macht es lebendig?"

Beppo war in solchem Nebelgrau zum Grübeln geneigt; er ärgerte sich, daß Leonetta Margiotta ihm nicht verraten wollte, wie sie zum Karneval gehen würde — nicht einmal ihm! Freilich hatte er ihr gesagt: und wenn sie sich noch so toll vermummte, er fände sie doch aus allen heraus — aber er ärgerte sich dennoch. In allen wollte er sich irren, nur in Leonetta Margiotta nicht! Die konnte so höhnisch lachen; und wenn dies Lachen ihm galt, weil er eine knabenhafte Dummheit gemacht hatte — das war zum Tollwerden!

Überhaupt — diese Zeit vor Fasching war zum Tollwerden. Wenn er wenigstens hätte mittun können! Aber die Nonna war diesmal hartnäckig; sie versprach ihm für den Karneval des kommenden Jahres alle Herrlichkeiten mit jenem Leichtsinn, mit dem sie dem heiligen Antonius von Padua einst silberne Herzen gelobt hatte, — aber diesmal durfte der liebe Beppino nur zusehen. Basta!

Da trotzte Beppino: der Nonna tat das Herz weh, sie erfüllte ihm alle Wünsche, — und Beppinos Begehrlichkeit war märchenhaft! — aber auf den Karneval gehörte er noch nicht. Diese verrückte Ansicht der Nonna war unwandelbar. Und darum war Beppo der einzige Mensch in der Felsengasse, der in den Tagen der Nebel und Narrheit kein Geheimnis hatte. Er ärgerte sich über alle, am meisten aber über Leonetta Margiotta.

Plötzlich klappten ihre roten Pantoffel draußen über die nassen Fliesen. Da war er auch schon auf der Gasse und glitt als ein Schatten hinter dem ihren drein.

„Leonetta Margiotta!"

„Eh, Beppino?"

Sie sah seine schneeweißen Zähne dicht vor ihren Augen. Er faßte sie am Zipfel ihres Tuches und flüsterte: „Leonetta Margiotta, weißt Du, daß Du mich nicht mehr küssen darfst?"

Sie zitterte wie ein Laub im Frost. Und Beppino sah, wie alles Blut aus ihren Lippen wich. Er sah in die Angst ihrer Augen.

„Dio Cristo! Beppino, hast Du uns verraten?"

„Eh, Leonetta, fürchtest Du Dich?" höhnte er.

Sie schloß die Lider, und ihre Zähne schlugen klirrend aufeinander. „Hast Du verraten — —"

Wenn sie jetzt weinte, weinte um ihn, — alle Heiligen, was sollte er tun? Er zog sie an dem Tuche noch näher zu sich heran, so dicht, daß der zitternde Hauch ihres Mundes seine Stirn umwehte: „Unsinn, Leonetta! Verraten! Eher mögen sie mir die Augen ausstechen."

„Warum soll ich Dich nicht mehr küssen?"

„Weil Du falsch bist!"

„Willst Du mir wieder glühende Kohlen in die Schuhe legen?" Sie lachte schon wieder.

„Wenn Dir das lieber ist! — Höre, Leonetta Margiotta, Du kannst mich auch wieder küssen und darfst wild mit mir sein, aber Du mußt mir verraten, wie Du zum Karneval gehst!"

Leonetta warf den Kopf zurück: „Und alles für Deine Küsse?"

Da merkte Beppino, daß er zum Ziele gelangte. „Was willst Du noch, Du?" fragte er.

„Du mußt mir verraten — aber nur mir, hörst Du? — wie Ettore Torino sich verkleidet."

„Hast Du den auch lieb?"

„Was liegt daran? Aber wissen muß ich's. Bis morgen nacht. Hörst Du?"

Die Schatten, die die Nonna vom Fenster der Schenke her im Nebel auseinanderlaufen sah, verschwanden. Aber Beppo kam nicht heim, Beppo schlenderte zwischen den Gartenmauern hin und dachte daran, wie er Ettore Torino um sein Geheimnis bestehlen könnte, mochte es kosten, was es wollte. Am dritten Tage war Fastnachtstanz. Wenn die Welt klar gewesen wäre, hätte er an

Digitized by Google

dem Berghang über Ettore Torinos Fenster auf die Lauer sich gelegt. Aber man konnte ja kaum die Hand vor den Augen sehen.

Nun war er an der Fabrik. Er lief um das Haus — es war niemand da. Er kroch in dem blattlosen Gerank des Weins an der Wand empor — er kroch durch Ettore Torinos Fenster: da lag eine Geige, da lag eine Schärpe aus feuerroter Seide, eine Sammetkappe, ein buntes, phantastisches Wams —

Plötzlich waren draußen auf dem Flure Tritte vernehmbar — — er riß einen Fetzen von dem zerschlissenen Seidengurt, hielt ihn mit den Zähnen und glitt lautlos am Gemäuer hinab.

Als er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt die Felsengasse hinabschlenderte und den roten Fetzen in der Tasche dabei krampfhaft in der Hand hielt, steckte Leonetta Margiotta den Kopf zum Fenster heraus: „Eh, Beppino!“

„Was willst Du?“ fragte er in stolzem Siegesbewußtsein.

„Kommst Du?“

„Wenn Du Wort halten kannst!“

„So eil' Dich!“

Auf der Treppe flog sie ihm entgegen. Er umschloß das Stück Seidenzeug so fest mit der Hand, daß sie keinen Faden sehen konnte: „Wenn Du das hast, hast Du ein Stück von Ettore Torino!“

Leonetta wollte ihm die Faust öffnen. Er widerstand. Sie zog ihn in ein leeres Zimmer und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. Es half nicht. Sie biß ihn in die Hand, daß das Blut rann.

„Katze!“ knirschte er und zerbiß seinen Schmerz. „Rede!“ keuchte er dann.

„Was soll ich Dir sagen?“

„Wie willst Du Dich anziehen?“

„Wie — wie Ettore Torino, wenn Du mir's verrätst!“

„Weißt Du, daß ich Dir das Gesicht zerbeiße, wenn Du lügst?“

„Ich weiß es!“

„Da!“ sagte er und reichte ihr das Stück rote Seide. Sie wischte ihm mit ihrer Schürze das Blut von der Hand und schloß die Wunde mit ihren Lippen.

„Schmerzt es Dich, Beppo?“

„Pah! Aber — wenn Du's nicht getan hättest — ich glaube, es täte weh!“

Und Beppo erzählte: so und so habe Ettores Kleid ausgesehen und eine Geige sei dabei gewesen. Das Seidenzeug sei aus dem zerschlissenen Gürtel gerissen.

„Ein Zigeuner!“ riet Leonetta. „So will ich als Zigeunerin gehen, Beppo. Aber — wenn er kein Zigeuner wäre?“

„Dann wirst Du ihn an dem zerfetzten roten Gurt erkennen oder an der Geige.“

„Natürlich werde ich das!“

Da flog sie hinaus.

Und mit dem schmalen, flatternden Stück Seide winkte sie ihm von ihrem Fenster aus in die Nebel.

⁂ ⁂ ⁂

Auch Signore Riccardo hatte in diesen Tagen sein Geheimnis, das ihn in rätselhafte Geschäftigkeit versetzte. Nicht daß er daran dachte, an dem bunten Spiele der Masken teilzunehmen! Der Brief Margheritas befand sich noch in seiner Brusttasche, und so oft seine Hand tastend von ungefähr an dies Amulett rührte, überkam ihn eine nachdenkliche Stille. Das Gedächtnis jener Frau schützte er nicht nur vor für die Unmöglichkeit seiner Teilnahme am Fasching — er folgte einem Gebote seines Herzens.

Die Einkehr in sich selber hatte zwar nicht veranlassen können, daß er in völliger Läuterung zu jenem starken Willen und zu zielsicherer Klarheit über die aus seinem Talent ihm erwachsenden Aufgaben gelangt wäre; aber er hatte mit festem Vorsatze die ‚Fragmente‘ verworfen und trug sich mit der Idee eines großen Werkes, weil er sich sagte: das Bergdorf wimmelte ja von Typen, deren jeder seine bestimmte Verwendung in einem Versepos oder zum mindesten in einem figurenreichen Romane forderte. Da war das Haus des Geierjägers mit der schönen Teresina und der wilden Leonetta mit der Feuerseele; da war die köstliche Ninuccia mit ihrem Abgotte Beppino. Da war auch Prisca — das wundersamste Rätsel, dem er je begegnet war. In ihr brannte ein Vesuv; in ihrem Herzen loderte die Leidenschaft einer Liebe, wie nur je in dem Herzen einer Tochter ihres Volkes. Aber in ihrem Antlitz war eine unwandelbare Stille. Die andern waren eitel, kokett, wollten Spielzeug sein und wollten spielen. Und

Digitized by Google

Elida.
Radierung von Arnold Rauch.

Prisca? Er dachte, sie müßte einer großen, schier überirdischen Aufopferung fähig sein, und einer Stetigkeit der Gefühle, die sonst keine besaß.

Von dem Tag ab, an dem er den Plan zu seinem Werke entwarf, ging er mit den Augen des Psychologen umher.

Er machte Ettore Torino Andeutungen und geriet darüber wieder in seinen alten großsprecherischen Ton, der Torino zu der Überzeugung gelangen lassen mußte, Krauß stünde bereits vor dem unmittelbaren Abschluß des Werkes.

Mit sich selber setzte sich Richard Krauß in anderer, nicht weniger befriedigenden Weise auseinander — erstens: an einen Anfang wäre überhaupt noch nicht zu denken, da gerade unter den für seinen Roman ausgewählten Menschen Dinge sich vorzubereiten schienen, die ja erst die Handlung der Erzählung ausmachen sollten. Zum andern aber würde er durch den Verkauf seines Werkes wirtschaftlich zu einer Zeit sichergestellt, in der der Rest seines Vermächtnisses — von dem man natürlich in Santa Croce keine Ahnung hatte — aufgebraucht sein würde.

So wartete er auf die kommenden Dinge und ließ es sich angelegen sein, das Schicksal womöglich ein wenig zu leiten. Dazu bot ihm der Mummenschanz des Karnevals erwünschte Gelegenheit.

Einmal, wie er in diesen Tagen beim Weine saß und nur die Nonna daheim war, sank sie plötzlich in einer Anwandlung tiefer Verzagtheit auf den Herdrand. Sie begann zu seufzen und verfiel alsbald in ein wüstes Schelten.

Wenn Frau Nina Zeni schalt, so schalt sie auf alles: auf Gott und des Himmels Gerechtigkeit, auf Teresina Margiotta und ihre Tochter, auf das Wetter, auf Ettore Torino und Prisca. Ettore Torino käme zu selten, ihren Wein zu trinken, und wenn er da wäre, so hielte ihn Signore Riccardo ab, mit Prisca zu reden. Und er hätte doch versprochen, Sorge zu tragen, daß . . .

Nun ja, Frau Nina Zeni schalt so lange, bis Signore Riccardo vergnüglich hinter dem Schenktische hervorkroch.

„Ninuccia," begütigte er sie und tätschelte ihre Wangen, „ungeduldige Ninuccia, es wird sich alles schicken!"

„Wird sich's?"

„Natürlich! Es muß! Aber Ihr könnt's nicht erwarten, Ninetta mia!"

„O Herr, ich habe Geduld wie eine Heilige!"

„Das wäre gut!"

Nina sann einen Augenblick; dann tauchte sie ein Tuch ein und wischte die Kreide von dem schwarzen Brette: „Signore Riccardo, bin ich nicht gut und geduldig?" Sie lächelte, und Richard Krauß hatte in freudiger Rührung einen Einfall. „Ninuccia," sagte er, „wißt Ihr, wie Prisca zum Karneval gehen sollte?"

„Na, Herr?" Sie zog ihn dicht neben sich auf den Herdrand. „So reden Sie doch!"

„Als Zigeunerin!"

„O Herr, dazu ist sie nicht wild und schön genug!"

„A pah — sie geht als Zigeunerin. Basta! Ninuccia —" fuhr er nach einer Weile lockend fort, „Ninuccia, soll ich Euch etwas verraten?"

Nina Zeni holte neuen Wein — sie wollte es also wissen um jeden Preis.

„Aber ich werde es Euch doch nicht sagen!"

„O, Signore Riccardo! Hab' ich nicht im vorigen Augenblick die ganze Schuld mit diesem Tuche getilgt?"

Das rührte Signore Riccardo: „Ninuccia, könnt Ihr schweigen?"

„Wie ein Grab, Herr!"

„So hört: Ettore Torino kommt als Zigeuner!"

Da faßte sich Nina Zeni in freudigem Schreck an das Herz: „So werden die beiden sich zusammenfinden und miteinander reden bis Mitternacht?"

„Das werden sie."

„Aber woher wißt Ihr?"

„Ich habe ihn dazu beredet. Ist mein Plan nicht gut?"

„O, lieber Signore Riccardo, vortrefflich, ganz vortrefflich! Trinken Sie! Finden Sie nicht, daß es Frühstückszeit ist? Ich werde Eier in die Pfanne schlagen! Was meinen Sie?"

„Der Plan ist ebensogut wie der meine."

Und nun redete Frau Nina und schlug die Eier in die Pfanne und stürzte sie auf den Teller, und sie aßen und Nina

Digitized by Google

Zenis dankbare Freude erfann süße Worte für das liebe, gute Herz des Signore Riccardo und für seine Klugheit, die es gar nicht wunderlich erscheinen lasse, daß er ein großer deutscher Dichter sei.

Damit war die Redseligkeit des Signore Riccardo aber auch erschöpft. Und wenn die Nonna gleich nicht übel Lust zeigte, die verschwiegensten Kammern seines Herzens, die gewiß noch allerhand Geheimnisse bargen, mit einem gebratenen Huhne sich aufzuschließen: Krauß verriet nichts mehr, sondern reizte die Neugier der Nonna durch allerhand wunderliche Andeutungen zur Qual. Ihre Erwartungen wuchsen ins Himmelblaue.

* * *

Natürlich war schon am Tage vor dem Karneval in Santa Croce kein Mensch an der Arbeit — die Mühlräder standen still, die Zederwasserfabrik des Giani Torino lag am Hange, als wäre sie tot; die Türen der Häuser und jene Fenster, durch die ein spitzbübischer Blick hätte dringen können, waren verschlossen.

Am Morgen des Tages, an dem die Jungen schon frühzeitig in Narrenkleidern, die Mädchen in farbenbunten Röcklein durch die Gassen streiften, aus denen die Nebel nun endlich sich verlaufen hatten, an diesem Tage ärgerte sich Beppino und spuckte mißmutig in Frau Ninas Herdbrand. Er ärgerte sich, weil er zu alt war, auf der Straße mit den andern Narrenspossen zu treiben, er ärgerte sich, weil er zu jung war, am Abend unter die Tanzenden sich mischen zu dürfen — er, der Freund Leonetta Margiottas! Er, der tanzen konnte wie keiner!

Während er der Nonna seine tiefe Verachtung kundgab, — leider war die zu sehr beschäftigt, um ihren lieben Beppino bemitleiden zu können — legte Signore Riccardo plötzlich die Hände auf Beppos Schultern. Der wandte sich und sah in ein Paar vergnügte Augen.

„Eh, Beppino, was treibst Du?"

„Ich spucke in die Kohlen."

„Hast Du nichts Besseres vor?"

„Nein; denn ich darf nicht zum Tanz!"

„Wenn ich Dich mitnehme?"

„Dann könnte die Nonna nicht schelten!" Beppo erwachte.

„Beppino!" rief Krauß.

„Ja, Herr!"

Was für glückliche Augen der Junge haben konnte!

„Ein Geheimnis, Beppino! Komm!"

Sie gingen hinaus, und Beppo wurde mit einem alten Zeltdache beladen; der Signore schleppte die Stangen hinter sich drein. Dann schritten sie nach dem Saale, wo der Tanz stattfinden sollte, errichteten das Zelt und sannen und schleppten herzu, was sie erlangen konnten, bis ein regelrechtes Zigeunerlager in jener Ecke des Saales erstanden war, in der Leonetta Margiottas Schönheit ihren ersten Sieg errungen hatte.

Es war alles herrlich bunt und malerisch, und Beppos Augen leuchteten bei dem Gedanken, daß Leonetta Margiotta als Zigeunerin kommen würde. Dann wollte er ihr sagen: ‚Eh, Leonetta, das hab' ich für Dich gebaut!'

Die Nacht kam.

Die Lichter gingen an.

Die Musikanten stellten sich ein. Droben, wo sie spielten, hatte Krauß für Beppo einen Platz erwirkt. Beppo mußte dafür auf den jedesmaligen Wink des Kapellmeisters das Triangel und das Becken schlagen, wenn es nötig sein würde.

Beppino lief durch die Gassen wie der Bergwind. Auf dem Wege begegnete er den ersten Masken; er rannte an Prisca vorüber und erkannte sie nicht. Auf die Piazzetta traten sie aus allen Gassen. Einen Augenblick hielt er im Lauf inne — dann umkreiste er ein schlankes, feingliedriges Mädchen, das in einen nebelgrauen Schleier gehüllt war, der nichts sehen ließ als ein Paar Sandalen und das maskierte Gesicht.

Nun glitt er an sie heran: „Leonetta Margiotta," flüsterte er, „hast Du das Stück rote Seide nicht vergessen?"

Die Maske wollte an ihm vorüber.

„Warum antwortest Du nicht, Leonetta Margiotta?"

„Dio Cristo, weshalb erkennst Du mich?"

Beppino zeigte ihr die weißen Zähne: „Eh, weil Du — eben weil Du Leonetta Margiotta bist! Wir haben den ganzen Tag gebaut, droben im Saale — für Dich, hörst Du? Und ich sitze bei der Banda. Du sollst einmal nach mir auf-

Digitized by Google

schauen! Es ist schön — und alles für Dich!"

* * *

Eine Stunde später fand Krauß die Nonna in fiebernder Erregung auf ihrem Wandplatz im Saale. Sie hatte kein Auge für ihren lieben, stolzen Beppino, der das glänzende Becken mit der Miene eines Königs schlug. Frau Nina atmete schwer, und der Fächer in ihren rastlosen Händen surrte auf und zu. „Signore Riccardo, was ist das?" flüsterte sie und hatte Mühe, ihrer Aufregung Herr zu bleiben.

Krauß zog die Achseln: „Schicksal, Padrona!"

„Warum haben wir für Prisca nichts anderes gefunden als die Zigeunerin? Warum nicht, wenn noch eine andere da ist? Ist sie nicht zu dumm, diese Prisca?"

„Warum meint Ihr?"

„Weil sie nicht ein Wort dagegen gesagt hat! Warum hat sie sich nicht gesträubt? O, ich werde sterben, Signore Riccardo!"

Krauß erkannte den ganzen Ernst der Lage; eine dunkle Ahnung war in ihm, als müßten sich in dieser Stunde Schicksale entscheiden, — aber in anderem Sinne als in dem, den er erhofft hatte. Auch ihm war es nicht entgangen, daß die andere Zigeunerin Ettore ganz zu fesseln verstand. Ettore Torino hatte Prisca wohl in sein Lager geführt, um das in buntem Wechsel die Menge der Masken sich scharte; aber nicht lange, so war die zweite Zigeunerin erschienen — jene, die mit einem kecken Sprung ins Lager setzte, die Torinos Hand ergriff, um ihm mit leiser Stimme daraus zu wahrsagen, und die vor ihm ihren schmiegsamen Leib in einem Tanze wiegte, — in einem Tanze, bei dem Nina Zeni die Lippen sich biß, daß sie bluteten. Wie die wilde Kleine das Tamburin warf und wie die Kastagnetten klappten, das konnte Nina Zeni — und Ettore Torino dazu! — um den Verstand bringen. Der süße, betörende Asti schäumte in sein Glas — aber er reichte es nicht Prisca, sondern er reichte es jener tollen Hexe!

„Alle Heiligen, Signore Riccardo!" Frau Nina Zeni lehnte sich gegen die Wand, als wandelte sie eine Ohnmacht an.

„Alle Heiligen," wiederholte sie unter abgrundtiefem Seufzen, „wenn das Leonetta Margiotta wäre!"

„Warum gerade die?"

„Weil sie wild und schön ist wie jene! Aber nein, Leonetta Margiotta — dort ist sie — ihre roten Haare! Wie dumm von dieser Teresina Margiotta, daß sie die Leonetta zum Karneval schickt, ohne ihre Haare zu verbergen!"

„Wo ist übrigens Teresina Margiotta?" fragte Kraus und suchte die Frau des Geierjägers unter den Müttern.

Die verängstigten Augen der Nonna liefen denen Richards nach, hilflos und als fürchtete sie, noch etwas Schreckliches sehen zu müssen. Dabei hatten sie gar keine Zeit, denn sie hatten unausgesetzt im Zigeunerlager zu tun. Die Geigen riefen zum Reigen — Ettore Torino umschlang wie im Rausche die wilde Kastagnettentänzerin und wirbelte sie durch den Saal — die raste wie fliegendes Feuer in ihrem flammenroten Seidenrocke und dem brandroten Atlas, der ihr Haar deckte, das in schwarzen Ringen ihr ins Gesicht fiel.

„Wo ist Teresina Margiotta?" fragte Nina atemlos.

„Sie ist unter den Masken."

„Diese Schlange!" zischte Ninetta. Hatte ihr Teresina nicht bei allen Heiligen geschworen, daß sie sich nicht verkleiden würde? — Aber die tiefe Falte auf Frau Ninas Stirn glättete sich schon, sie ergriff Richards Rockzipfel, weil ihr Ruf in dem Lärm und in den wilden Klängen der Geigen unterging.

„Signore Riccardo, **das** ist Teresina Margiotta! Das ist sie!"

Sie deutete auf die kecke Zigeunerin, die noch immer mitten im Saale und immer auf einer Stelle wie ein brennender Kreisel im Arme Torinos sich drehte, wild und teuflisch — Ettore Torino mußte rasend werden!

„Seht sie Euch an, Signore!" (Ninuccia brauchte in dieser Nacht zum erstenmal das vertrauliche ‚voi'.) „Wer hat so geschmeidige Glieder in den Bergen? Teresina Margiotta. Wer tanzt so toll und begehrlich? Keine wie sie!

Digitized by Google

Alle Teufel sind in ihr — eh, Signore, es ist Teresina Margiotta!"

Krauß schwieg — er dachte, der Wunsch der Nonna wäre der Vater dieses Gedankens. Aber sie konnte dennoch recht haben. Da war noch die Kleine mit dem roten Golde der Haare — sie und die Zigeunerin hatten beide die gleiche Schmiegsamkeit des Leibes, die gleiche Zierlichkeit der Gelenke, die unnachahmliche Grazie der Bewegungen und waren von gleicher Größe.

Die Geigen schwiegen; das bunte Treiben der Masken begann von neuem. Ettore Torino führte seine beiden Zigeunerinnen in das Lager. Wieder schäumte der perlende, süße Asti in die Gläser. Ettore aber umschlang die wilde Tänzerin und hatte kaum noch ein Auge für Prisca.

„Heilige Mutter Gottes," klagte Nina Zeni, „was sagt Giulio Margiotta zu seiner Felsentaube? Er wird sie schlagen, wenn sie heimkommt!"

„Er wird sie küssen!" lachte Krauß.

„Ist Giulio Margiotta denn verrückt!"

„Er ist verliebt!"

Krauß antwortete verstimmt; er ärgerte sich; denn seine Rechnung war falsch gewesen. Wer konnte auch daran denken, daß diese andere alles zuschanden machen würde? Und wie Blei lastete die Ahnung von der Bedeutung dieser Stunde für die Wendung der Menschenschicksale wieder auf seiner Seele, die schon einmal düster über ihn gekommen war. Er durchschritt das Gedränge der Gaffer und Masken und ging hinaus in die Nacht. Es war sternenhell und — es war Frühling geworden in den Bergen von Santa Croce.

Seine Gedanken aber irrten noch durch den Saal. Er kannte Ettore Torinos leicht entzündbares Herz.

Nina Zeni wandte kein Auge von dem Zigeunerlager.

Jetzt, wie sie sich an ihn drängte! Sie hielt einen Fetzen roter Seide in der Hand und hielt ihn Ettore vor die Augen. Sie sprach leise zu ihm: „Kennst Du das, Ettore Torino?"

„Wie weißt Du, daß ich's bin?"

„Weil ich ein Stück Deines Gürtels besitze!"

„Woher?"

„Ich hab' es gestohlen!"

„Eh, Du hast den Gurt zerfetzt?"

„Wer sonst?"

„Und warum?"

„Weil ich ein Stück von Dir haben mußte, wenn ich Dich selber nicht haben kann!"

„Liebst Du mich?"

„Ich möchte für Dich sterben!"

„Wer bist Du? . . ."

Da schlugen die Glocken auf der Felsenkirche Mitternacht. Und droben schmetterte das Trompetensignal. Ettore Torino riß seine Maske vom Gesicht und schleuderte sie in den Saal. Sie lösten alle ihre Masken — aber die eine stand wie eine Säule vor Ettore Torino.

Er löste ihr die Ketten, mit denen der feurige Atlas um ihre Haare geschlungen war, hundertfältig und immer wieder. Und das Kopftuch fiel, und eine Flut rotgoldenen Haares sank über die Schultern — Leonetta Margiottas.

Nina Zeni unterdrückte einen Schrei maßlosen Hasses: Dort, mitten im Saale, sah sie die andere, an deren rotem Haar sie während des Tanzes Leonetta Margiotta erkannt zu haben glaubte: es war Teresina Margiotta selbst!

Da raffte sich Nina Zeni auf. Nun stand sie vor Teresina Margiotta.

„Bestia, bestia, brutta bestia!" schrie sie und schlug ihr den Fächer ins Gesicht, daß er zerbrach. Teresina Margiotta spie sie an.

„Hinaus mit ihr! Ist Nina Zeni betrunken? Hinaus mit ihr!"

Und an der Türe des Saales begegnete die von hundert Armen geschobene Ninetta dem Deutschen.

„Alle Teufel! Was ist geschehen?"

Er schützte sie mit seinem Leibe vor dem nachdrängenden Volke.

„Signore Riccardo," sagte sie in knirschender Wut, „es ist alles verloren!"

Sie hängte sich an seinen Arm und zog ihn die Treppe hinab.

Prisca hatte in der Karnevalsnacht nach der Maskenabnahme jeder Annäherung sich entzogen, wiewohl infolge der Szene, die die Nonna heraufbeschworen hatte, die Jugend erst recht sich an sie zu drängen suchte. Der lauten Freude

Digitized by Google

des Festes war durch den Zwischenfall in keiner Weise Eintrag geschehen. Zwei keifende Weiber, ein paar Schläge mit dem Fächer, ein Mund roher, derber Schimpfworte — was lag daran?

Der nächste Tanz sah Teresina Margiotta schon wieder guter Dinge, und ihre Augen strahlten in stolzem Glück. Sie hatte Nina Zenis lange vorbereiteten Plan zerstört, sie hatte einen Sieg errungen gegen ganz Santa Croce!

Das sahen alle: Ettore Torino hatte sich unlöslich in die Netze verstrickt, die sie und Leonetta über ihn geworfen hatten. Und nun flog ihr schönes, wildes Kind schon wieder im Arme des schönsten und reichsten Burschen der Berge durch den Saal! Ja, Teresina Margiotta dachte: ‚Wenn die dicke Nina in dieser Nacht ihr nicht aufsässig gewesen wäre, wenn sie nicht nach ihr gespuckt und sie nicht geschlagen hätte — sie hätte nicht halb so glücklich und stolz sein können!‘

Während die Geigen schwiegen, verfiel Teresina Margiotta einmal in tiefe Nachdenklichkeit: eigentlich war es Beppo Zeni gewesen, der die glückliche Wendung der Dinge herbeigeführt hatte. Ausgerechnet der Beppo aus der Felsengasse, der verhätschelte Liebling der Nonna, Beppino, für den seine Schwester die Hand in die feurigen Kohlen gelegt hätte!

Und Teresina Margiotta kannte Nina Zeni viel zu gut, als daß sie nicht gewußt hätte, welch unversöhnlicher Haß gegen die Margiottas nun drüben eingezogen war, und welch unsägliches Leid diese Nacht über das Haus der Zeni heraufbeschworen hatte.

Alle hätten sie sich in dieser Nacht einem andern in die Arme geworfen, wenn sie an Priscas Stelle gewesen wären, alle! Ja, es mochte mehr als eines unter den bunt und schön geputzten Mädchen sein, das mit noch viel bestimmteren Hoffnungen auf Ettore Torinos Liebe zu dem Spiel des Faschings sich begeben hatte. All diese Hoffnungen hatten sich, da sie sich nicht erfüllten, in Enttäuschung und in Verachtung oder gar in Haß verwandelt. Aber keines der Mädchen litt unter dieser Nacht; alle hatten Ersatz gefunden. Prisca allein stand in schweigsamer Bescheidung und verließ unbemerkt und bekümmert den Saal.

Die steilen Gassen waren ganz still. Fern rauschten die Bergwässer, und ein Duft von Veilchen war in der Nacht.

Prisca war auf dem geraden Wege nach Hause gewesen; allein, wie sie ihren Fuß in die Felsengasse setzte, erbebte sie und kehrte um. Es war ihr, als könnte sie nicht heimgehen, jetzt nicht! Die Nonna würde komisch sein in ihrem närrischen Schmerze, würde sie mit häßlichen, ungerechten Vorwürfen überhäufen, sie und — Ettore Torino. Und wenn Prisca den keifenden Zorn der Nonna ertragen wollte, soweit er sie selbst anging — gegen Ettore Torino sollte ihr törichter Haß sich nicht wenden! Denn Prisca wußte: wenn jeder Fluch und jede Verwünschung aus Ninettas Mund in dieser Nacht in einen Stein sich verwandelte — ganz Santa Croce hätte man darunter begraben können.

So sinnend schritt sie durch die erste Frühlingsnacht. Der Mond war über die Berge gestiegen und säumte die scharfen Kuppen mit strahlendem Silber. Den Fächer in der rechten, die Maske noch immer in der linken Hand, durchwanderte sie die nächtlichen Vignen und ging an der Zederwasserfabrik vorüber. Die lag am Berghang, als wäre sie tot.

Prisca fühlte ihre schlagenden Pulse; die weichen Lüfte strichen so mild um sie, daß sie dachte: sie wollte die ganze Nacht auf diesen verschwiegenen Wegen wandern, bis die Nonna schlief oder bis die Flammen ihres ersten jähen Zornes niedergegangen waren. Aber sie verwarf diesen Vorsatz; denn Frau Nina würde sich dann um so länger quälen, sie würde sich überhaupt Wochen und Monde quälen — — es war nicht auszudenken, was sie anstellen könnte!

Und die Wehmut überkam Priscas Seele; ein Traum schritt ihr zur Seite: noch einmal der Traum von jenem Glück, in dem sie so oft selig gewesen war. O, wenn alles sich erfüllt hätte, wie die gute, sorgende Nina sich's ausgedacht hatte! Das war nun vorüber! — War vorüber? Litt nicht die Freiheit dieser Nacht alles, weil es schon im Lichte des neuen Tages vergessen, verziehen war?

Digitized by Google

War es nicht die lustige Tollheit der Faschingsnacht, die bis zur Neige genossen werden mußte? War das denn überhaupt eines Kummers wert, was da vor den Augen aller sich ereignet hatte, und was sie morgen alle vergessen haben mußten, wenn Ettore Torino selbst nicht mehr daran denken wollte?

O, es war ein furchtbarer Ernst in diesem Scherze gewesen, der Nina die Herrschaft über ihre Sinne geraubt hatte! Ettore Torino hatte nach Mitternacht erst recht kein Auge für alles gehabt, was außer Leonetta um ihn war. Leonetta Margiotta hatte sein Herz in Brand gesteckt. Wer so um ein Mädchen warb — und sei es selbst inmitten der trunkenen Lust der Faschingsnacht — der hatte vor den Augen und den Ohren aller ein Gelöbnis abgelegt. Und wenn niemand hätte daran glauben mögen, so wäre das geschehen, weil sie der schönen und viel zu jungen Leonetta ihr Glück nicht gönnten.

Prisca war es, als erleuchtete sie die strahlende Klarheit der Frühlingsnacht. Vor ihr lag eine Zeit — wer wußte, wie lang sie sein würde? — die war dunkler als die Nacht. Aber es war ihr, als könnte sie nun alles tragen, als würde dies Leid ein wunderliches, köstliches Leid sein — denn sie litt es um den, den sie lieb hatte.

Da rann ein heller Schein vor ihr auf den Weg. Und wie sie aufschaute, war es das Licht aus Nina Zenis Küche.

Sie trat hinein. Signore Riccardo saß beim Wein. Beppo lag auf dem Herde vor einem Haufen süßer Mandeln, die ihm die Nonna geschenkt hatte; und Frau Nina, die mit ihrem bleichen Zorne und großen Schritten den Raum durchmaß, warf, ohne an den Deutschen zu denken, das Spitzentuch ab, das sie um ihre entblößten Schultern geworfen hatte. Sie stand eine Weile unbeweglich.

Prisca sah in die Augen Beppinos — da erkannte sie: die Nonna war schon im Hause umhergefahren wie Feuer vor dem Sturme.

Wie die Alte noch mit sich rang und Prisca schweigend in die Kammer gehen und sich umkleiden wollte, stand Krauß vom Tisch auf. Es war, als wollte er der Nonna den Weg zu dem Mädchen vertreten.

Beppo kauerte vor seinen Mandeln und war vergnügt wie ein Eichhorn — er hatte das Unheil angerichtet und zur Belohnung süße Mandeln bekommen! War das nicht zum Lachen?

Ehe die Schwester die Kammertür öffnete, rief Nina: „Na, Prisca, was sagst Du?“

„Leonetta Margiotta hat ihm besser gefallen!“ antwortete sie in tiefer Wehmut.

Da brach ein verzweifeltes Lachen aus Nina Zenis Munde. Sie fuhr sich mit beiden Händen in die Stirnlocken.

„Und was sagst Du noch, Prisca?“

„Er wird Leonetta Margiotta heiraten.“

„Und Du?“

„Es wird alles so sein, wie es die ganze Zeit her mit mir gewesen ist.“

„Du wirst ihn lieben! Du wirst Dir das Herz zerquälen! Du wirst sterben!“

„Und wenn das käme, was liegt daran?“

„O, heilige Mutter Gottes, sie hat den Verstand verloren!“

Und Nina Zeni warf sich am Herde nieder, vergrub ihr Gesicht in die Hände und schrie zum Himmel. Da trat Prisca hinzu und legte ihr die Hand auf die Achsel: „Nonna, liebe Nonna! . . .“

Aber ihre Lippen schlossen sich; denn Prisca wußte: was vermochte hier ein Wort des Trostes? Und *ihres* Trostes? Nina Zeni jammerte; aber sie klagte nicht um Prisca, sie klagte, weil Teresina Margiottas List und Schönheit über sie triumphierte; sie klagte, weil ihr eigener närrischer Hochmut betrogen worden war. Prisca hatte gearbeitet, damit Nina Zeni faul sein konnte — die Nonna erinnerte sich nicht mehr daran! Prisca hatte klug und umsichtig ihrem Hause vorgestanden — die Nonna hatte alles vergessen! Prisca, die wunderliche, törichte Prisca würde wohl mit sich fertig werden, — aber daß Frau Nina durch sie zum Spotte der Leute geworden war — alle Heiligen, wie sollte das enden?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Anna Schieber, Alle guten Geister ... (Eugen Salzer, Heilbronn 1907). — August Friedrich Krause, Sonnensucher (Berlin 1907, E. Fleischel & Co.). — Charlotte Niese, Menschenfrühling (Leipzig 1907, F. W. Grunow). — Max Grad, Unsere liebe Frau (Zwei Bände, Berlin, E. Fleischel & Co.). — Johannes Trojan, Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Erich Kloß (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Mit heller Freude und daneben mit einem verwunderten Kopfschütteln muß ich heut von einem Buche erzählen, das anders ist als andre Bücher, das wie eine schöne Predigt ist und doch mehr als eine Predigt, das Menschen vor uns hinstellt, die wir zu Vätern, Brüdern, Schwestern, Freunden haben möchten, das alles Gute in uns anspannt, das uns fröhlich und getrost macht und das nach diesem Leben, in dem die Geigen oft unrein klingen, uns ein andres ahnen läßt, wo sie süß und rein tönen. Wie ein Märchen aus einer schönen, verlornen Heimat ist das Buch, aber vielleicht wie jedes gute Märchen voll der höchsten Wahrheit, und hinter ihm steht eine so tröstliche Zuversicht, eine so tapfre Gewißheit, eine so klare Menschlichkeit, daß unser Herz längst Ja und Amen zu dem Buche sagt, wenn der kritische Verstand mit leisem Vorbehalt noch bei dem „Ja — aber" ist!

Hab' ich nicht recht, mich über ein solches Buch zu verwundern? Doppelt zu verwundern, wenn es von einer bisher ganz unbekannten Frau stammt? Diese Frau heißt Anna Schieber — wer ist das? wer erzählt mir von ihr und ihren Schicksalen? Und ihr Buch, das der Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn auf den Markt bringt, führt den Titel: „Alle guten Geister ..." Man könnte sich wohl einen andern Titel denken, aber wenigstens so viel ist richtig, daß alle guten Geister bei dem Werke Pate standen. Und das ist doch die Hauptsache.

Erledigen wir erst das zögernde „Ja — aber" des Verstandes, ehe wir das fröhliche Amen des Herzens sprechen. Es ist ja das Herrliche gerade an jedem neuen Dichter, daß er das Wunder der Schöpfung vor uns wiederholt, daß er eine neue Welt, in der uns alles köstlich frisch und eigen anmutet, ohne uns doch fremd zu sein, vor uns aufbaut. Deshalb ist das erste Werk eines Poeten gewöhnlich dasjenige, das die Herzen am meisten berauscht und am stärksten klopfen macht. Wenn wir nun fragen, ob Anna Schieber diese neue d. h. neugesehene und empfundene Welt vor uns aufschlägt, so könnte die Antwort leicht verneinend ausfallen. Denn von der ersten Seite ab fühlen wir uns von einer vertrauten Art durch eine vertraute Umgebung geleitet, und wir wissen wohl: das Land, das wir durchschreiten, trägt die Farben Wilhelm Raabes und grenzt an ein Reich, in dem Gustav Frenssen König ist. Dagegen läßt sich nicht wohl streiten; und der naheliegende Schluß würde demgemäß lauten, daß Anna Schieber zwar ein ganz unzweifelhaftes, doch aber kein recht originales Talent sei, sondern nur eins von höchster Einfühlungskraft. Aber die Herzhaftigkeit und Lebendigkeit ihres Buches protestiert gegen diese Annahme. Was darin gegeben wird, das ist doch nichts Anempfundenes und Angelesenes mehr, sondern eigen Durchfühltes, und so wenig der bestimmende Einfluß Wilhelm Raabes geleugnet werden kann, so wenig soll seine Hervorhebung das uns neu zuwachsende Talent kränken und drücken. Wir glauben ihm vielmehr gern, daß mehr innere Wesensverwandtschaft als äußerliches Nachstreben zu den ähnlichen Ausdrucksformen geführt hat.

Es sind Leute des verschiedensten Schlages, die sich in den Roman von Anna Schieber hineindrängen. Der eigentliche Träger der Handlung ist der jüngste Sohn eines ehrbaren und nicht weiter interessanten Bäckermeisters, — ein Menschenkind, das gleich dem unsterblichen Hans Unwirrsch den heiligen Hunger hat und aus der Tiefe zum Lichte strebt. Auch Georg Ehrensperger ist auf dem Wege, ein Hungerpastor zu werden, aber er sattelt dann um, weil ihn Frau Musika lockt, um schließlich reich an Enttäuschungen als Lehrer in einer Blindenanstalt unterzukriechen. Aber wir haben ihn inzwischen so kennen gelernt, daß wir wissen: dies ist nicht das Letzte, sondern nur ein Durchgangspunkt für ihn, dem eine Aufgabe immer aus der andern, **ein Können aus dem andern wächst.** Diesen Georg sehn wir in kurzen Höschen, ihn begleiten wir in die Schule und ans Sterbebett der Mutter, ihm folgen wir nach Tübingen auf die Universität, ihm nach München, wo er im Dachkämmerchen komponiert. Wir grüßen seine Freunde und Bekannten, grüßen die beiden Mädchen, die seinen Weg begleiten, die schöne Lore und die kernige Gertrud, grüßen die ganze junge Generation, die heranwächst, sich formt, sich anschickt, dem Leben so oder so beizukommen. Das ist der eine Kreis, den Anna Schieber schlägt, und es sollte der wichtigere sein, da auf ihm die Handlung beruht. Aber wenn man es ruhig bedenkt, ist es doch ein zweiter und andrer Kreis, der dem Roman das Gepräge gibt, ihm höhere Wärme verleiht und am festesten in uns haftet. Neben die ganz jungen nämlich stellt Anna Schieber die ganz alten. Es ist sehr charakteristisch für sie, daß sie die dazwischenstehende Generation fast völlig ausschaltet. Und diesen ganz alten, stillen, abgeklärten, gütigen Menschen, die vom Leben nichts mehr begehren,

gehört ihre heimliche Liebe. Da las ich vor Jahren in der Kappsteinschen Frommelbiographie von einem alten Berliner Prediger, der seiner treuen Gemeinde die herrlichen Worte sagte: „Sehen kann ich nicht mehr, hören kann ich auch nicht mehr, aber lieben kann ich noch!“ Das etwa ist eine Gestalt nach dem Herzen Anna Schiebers. Und ihre Liebe bedrängt sie so, daß ihr der Griffel ausrutscht und daß sie uns im ganzen doch bei den Alten länger festhält, als die Ökonomie des Romans es eigentlich erlaubt. Sie sagt selbst: „Wir wollen uns im Leben und im Buch nicht allzuweit von den Alten entfernen. Denn sind sie nicht vor uns dagewesen und haben einen Zaun um uns geschlossen, ehe die Unbilden des Lebens uns hart anließen? Haben sie uns nicht gegeben, was sie zu geben hatten, und ist nicht jetzt noch manches von ihnen zu holen, das wir zu unsrer jungen, eignen Weisheit hin gut und nötig brauchen können? Sie könnten eines Tages nicht mehr da sein, wenn wir nach Hause kommen. Sie könnten leise fortgegangen sein, wenn wir's uns nicht versehen haben; ja, wenn wir uns in der weiten Welt umhertreiben und aus allen Bechern trinken, und nach aller Weisheit suchen und aller Kunst, — es wäre doch möglich, daß wir darüber etwas versäumten, das wir später nicht mehr wiederfinden.“

So genießen wir denn diese Alten reichlich, und wenn der schriftstellerische Kontrapunkt, um den sich ja auch Raabe selten gekümmert hat, dabei wirklich etwas zu kurz kommt, — wir werden genügend entschädigt durch die Bekanntschaften, die uns zuwachsen, durch den Korbmacher Hollermann, den Flickschneider, Turmwächter und Glöckner Meister Nössel, den Rektor Cabisius. Um diese greisen Gestalten ist ein schöner Friede, der uns das Herz füllt, und es redet aus ihnen eine schlichte Weisheit, die doch nicht gar zu klug und weise sein will. Wie sich bei Raabe das göttliche Licht oft sonderbar verkleidet und aus den seltsamsten Masken hervorleuchtet, so strahlt es auch hier aus armen und unscheinbaren Hüllen, aus Leuten, welche die innere Fülle wohl ungelenk, steif und wortarm macht. Aber Poetenwort ist Zauberwort: die Riegel springen, und der verborgene Glanz überströmt uns, daß wir doppelt stark berührt werden durch den Gegensatz zwischen der Dürftigkeit des Gefäßes und dem Reichtum des Gehaltes. Gewiß: die Kühnheit, mit der unser Braunschweiger Meister den schlechten irdischen Ton zusammenmengt mit dem Göttlichen, die hat Anna Schieber nicht. Sie wagt ihren Lieblingen nicht zu viel zu nehmen, gerade daß sie ihnen ein paar harmlose Schwächen gibt, die sie noch damit entschuldigt, daß der große, alte Zwetschgenbaum in Großmutters Garten außer den süßen Früchten ja auch eine Anzahl merkwürdiger Knorpel trug, die sogenannten „Zwetschgennarren“. Aber sie zeichnet auch durchaus nicht ins Süße und Himmelblaue hinein, sondern bleibt in Sprache und Gestaltung immer fest und körnig. Es wird viele geben, die es ihr nachtragen, daß sie ihrem Helden am Schlusse nicht ein gutes Weib anhängt, besonders da es doch da ist und treuen Herzens wartet, sondern daß Gertrud Cabisius ihre starke Liebe verbeißen muß und dem Jugendgespielen nur die Schwesterhand hinstrecken darf. Man sieht daraus, daß Anna Schieber eigensinnig sein kann wie der Braunschweiger Raabe, und man wird im ganzen bemerkt haben, wie sehr sie auch sonst seine Sprache redet. Die Vorliebe für das schmerzhaft Aufstrebende, für alle, die den heiligen Hunger haben; die Vorliebe für alte Gassen und Winkel; für alte Frauen und Männer, die gleich dem Chor im griechischen Drama die Begebnisse kritisierend begleiten und unser Gefühl ins Lot bringen; die Vorliebe für die Tiefdenkerischen, die Stillen im Lande, sinnierende Schneider und Tischler, Nachtwächter und Kopisten, die sich ihren eigenen Vers auf das Leben machen, für die Schulmeister besonders und den lateinischen Konrektor, die Vorliebe endlich, in Weisheitssprüchen abzuschweifen und in besonderer Art zu predigen — sie hat Anna Schieber mit unserm alten lieben Meister Wilhelm gemeinsam. Nur ist sie, wie gesagt, nicht ganz so kühn, nicht ganz so tief, nicht ganz so hart und groß. Sie ist weicher — und das ist das Frauliche an ihr. Sie läßt wohl ihren Helden in Not und Heimweh einen ganzen Topf Zwetschgenmus ausessen, bis das Herzweh in Leibschneiden übergeht, aber sie macht die schöne Lore nicht zum Studentenliebchen, sondern schiebt sie doch noch auf den rechten Weg, daß sie als Bäckersfrau wie ein Pfannkuchen aufgehn kann. Wilhelm Raabe marschiert in die Beinhäuser und Wolfsgruben hinein, Anna Schieber schlägt einen Haken drum. Und ihre Weltanschauung hat einen stärkeren spezifisch christlichen Einschlag. Ihr lebt das frohe Bewußtsein: „Es muß ein Sinn in dem allen liegen, den wir nicht verstehen. Das Leben ist wie ein Gewebe, dessen Rückseite so verworren aussieht. Und alles, was wir tun können, ist: zu vertrauen, daß es von vorne klar und schön sein und daß der Weber keinen Webfehler machen werde.“ Aus diesem Vertrauen wächst ihre Fröhlichkeit, und ein tapfres „Seid fröhlich in Hoffnung!“ predigt ihr ganzer Roman. Er gibt uns Glanz in die Augen und Glanz ins Herz — ist das nicht etwas Gutes und Schönes?

Aber immer wieder kommt doch dazwischen die Verwunderung, und zwar eine doppelte. Erstens: daß gerade eine Frau so tapfer auf den Bahnen Wilhelm Raabes marschiert. Das ist keine Kleinigkeit; der Braunschweiger ist ein ganz männlicher Dichter, und obwohl ich weiß, daß er unter Frauen begeisterte Anhängerinnen besitzt, mein' ich doch, daß sie zu den Ausnahmen gehören. Und zweitens macht mich staunen, daß solch ein Roman aus Süddeutschland kommt. Wilhelm

Miss Marie Cahill. Smith in the Star Theatre.

Raabe hat in Schwaben zwar gerade seine herrlichsten Werke geschrieben, aber er ist doch spezifisch niederdeutsch. Und auch Anna Schiebers Roman hat mehr Schwere, als man im Süden, der seinen begnadeten Kindern Flügel verleiht, sonst findet. So wäre ich nicht überrascht, wenn in Anna Schieber ein Tropfen norddeutschen Blutes rollte. Damit sei es genug. Aber all denen, die sich an Raabe erquicken, die aus dem Jörn Uhl einst „Mut des reinen Lebens" tranken, sei dieses Buch empfohlen, das gewiß einen Abstand von den genannten Meisterwerken hält, aber verwandter Art ist und einen Teil ihrer Kraft in sich hat.

Ein andres Buch, das doch gleichfalls feineren Lesern willkommen sein wird, legt uns der Schlesier August Friedrich Krause in seinem Roman „Sonnensucher" vor (Berlin 1907, E. Fleischel & Co.). Auch hier ringt sich in schmerzlichem Streben ein Kind der Tiefe ans Licht, der kleine Rudolf Richter, der als Knabe unter der Fuchtel seines harten Großvaters am Webstuhl sitzt und das Rad tritt, dessen Kinderherz voll großer, unnennbarer Sehnsucht ist und der Hand in Hand mit seiner Spielgefährtin Tilde gläubig der versinkenden Sonne nachzieht. Ein Kind der Liebe, durch dessen Adern „zweierlei Blut pulst, in dessen Seele sich zwei Kulturen treffen"; das Kind eines reichen, ästhetisch verfeinerten, aber degenerierten und lebensunkräftigen Malers und eines lebenstrotzenden Dorfmädchens aus hartköpfiger Bauernfamilie; ein Kind, das daher „eine seltsame Mischung von Kraft und Schwäche, von Trotz und Anmut, von Ungebärdigkeit und Willensschwachheit, von Ursprünglichkeit und wirklichkeitsabgewandter, scheuer Träumerei" hat. Seine Mutter wird durch den halsstarrig-brutalen Großvater so gebrochen, daß der Knabe keinen Halt an ihr hat. Erst in ihrer Sterbestunde — in einer wunderschönen Szene — bringt sie so viel Kraft und Größe auf, um den alten Mann zu zügeln und ihrem Kinde den Weg freizumachen. Der Junge will nicht hinter den Webstuhl; er will Schulmeister werden; er läuft bei Nacht und Nebel fort und hat das Glück, als er müde in einem entfernten Dorfe zusammenbricht, von dem alten Lehrer Partsch aufgenommen zu werden. Das zweite Buch zeigt uns den jungen Seminaristen in den Frühlingsäquinoktien des Lebens, die Schmerzen und Wachstum bringen; zeigt ihn uns im trotzigen Kampf gegen den verknöcherten Direktor, in seinem Verhältnis zu Lehrern und Mitschülern, in seinem Ringen mit religiösen Zweifeln. Das dritte Buch bannt uns in die Kreise des jungen Dorfschulmeisters, der bitter einsam ist und sich doch ganz in Liebe hingeben möchte, der sich zu dem Entschlusse durchringt, für die Allgemeinheit zu leben, und der in sozialem Mitleid dem Volke helfen, es heben, es zum Licht führen möchte. Er veranstaltet Volksunterhaltungsabende, aber seinem glaubensstarken Idealismus fehlen die Erfahrungen, ihm selbst fehlt die rechte Fühlung mit dem wachen Leben, kleinliche Motive des Ehrgeizes sprechen mit, und nach bittren Erfahrungen muß er sein Werk scheitern sehn. Da springt er aus dem Amt heraus, geht nach Breslau, wird Redakteur. Und dem Amtlosen, der nun ganz sich selbst lebt, begegnen wir im vierten Buch. Eine etwas romantisch eingefädelte Ehe, die der Tod der Frau bald löst, lehrt ihn viel. Er lernt, daß er zu weich und zu kraftlos ist. Er lernt auch, daß dies bloße Fürsichselbstleben ihm keine Befriedigung verschafft, daß „die Quellen des Genusses, die in uns selbst liegen, bald versiegen, wenn wir nicht den Mosesstab besitzen, der aus andrer Herzen Wasser des Lebens schlägt". Da geht er, wie das fünfte Buch uns erzählt, in seine Heimat zurück, dorthin, wo doch die starken Wurzeln auch seiner Kraft liegen, läßt sich von neuem in den Schuldienst einstellen und beginnt, reifer, lebenskräftiger und erfahrener, das einst gescheiterte Werk von neuem. Nur fängt er es diesmal am richtigeren Ende an: er begreift, daß er die Seelen seiner Wilhelmstaler erst gewinnen und bessern kann, wenn ihre äußere Lage sich bessert, wenn sie hinreichenden Verdienst haben. So beginnt er auf praktische Weise für sie tätig zu sein, richtet eine Verkaufsstelle für Webereiwaren ein, und es glückt ihm nach Überwindung aller Widerstände in seinem Evangelium, daß die Tat erlöst, selber glücklich zu werden und glücklich zu machen. Ein Sieger, sein junges Weib zur Seite, dieselbe Tilde, mit der der Knabe einst die Sonne gesucht hatte, schreitet der Mann mit „lebensgläubiger Seele" dem Licht der roten Sonne entgegen.

Also einer der vielen Erziehungs- und Bildungs-, einer der vielen biographischen Romane, deren Häufung ich doch für ein gutes Zeichen halte. So stark wie jetzt treten sie nur in Zeiten höherer literarischer Kultur auf. Eine gewisse Weitläufigkeit nimmt gewöhnlich jeder von ihnen als gutes Recht in Anspruch, auch diese „Sonnensucher". Aber die Breite stört mich bei einem so durch und durch ehrlichen und tüchtigen Werk nicht. Man spürt: hier steckt die treue Arbeit vieler Jahre; man spürt: hier wird eine Entwicklung nachgebildet, die vorher durchlebt ist. So oft ich aber ein Werk ähnlichen Charakters hier anzuzeigen habe, muß ich auch auf das eine aufmerksam machen, um wie viel farbiger der die Kindheit schildernde Teil gewöhnlich ist, als das übrige. Es kam August Friedrich Krause da sehr zugute, daß er seine Geschichte so eng lokalisieren konnte; sie spielt in Schlesien, um den Zobten herum, und im schlesischen Dialekt, der von vornherein Farbe gibt und der uns nach Holtei, mehr noch nach Hauptmann ganz vertraut ist, sprechen die armen Weberkinder ihre Sehnsucht aus. „O Heimat, o Frieden!" sagt der zurückkehrende Rudolf Richter er-

griffen und steht da, als wollte er einwurzeln in die Heimaterde. Ja, man kann fast sagen: je ferner dem Zobten, um so weniger sicher ist der Erzähler. Die einzige falsche Note in diesem echten und tüchtigen Buche findet sich nach meinem Gefühl in dem Teil, der in der Großstadt spielt. Das romantische Auffinden Heddys, den „Purpurrausch" mit Champagnerschäumen — beides machen wir nicht mehr mit. Es kommt dabei allerdings dazu, daß August Friedrich Krause gar kein Dichter der Leidenschaft ist. Wenn seinem Buche etwas fehlt, so ist es der Atem eines stärkeren Temperaments. Deshalb muß er sich hüten, den Kreis des bürgerlich Tüchtigen zu verlassen. Er ist nicht auf die Liebe gestellt, wenigstens nicht auf die leidenschaftliche. Ehe ich von dem Buche aber scheide, möcht ich noch auf die feinen Episoden aufmerksam machen, die sich mit der Haupthandlung verflechten. Am einprägsamsten ist diejenige, die zwischen dem Lehrer Wiedemann und Frau Pohl spielt und in ihrer Loslösung eine prachtvolle, auch stofflich sehr eigne Novelle abgeben würde.

Zu meiner Freude kann ich im Loben gleich fortfahren, denn auch das dritte Buch, das ich diesmal erwischte, präsentiert sich als eine herzerfreuliche Leistung: die Erzählung „Menschenfrühling" von Charlotte Niese. (Leipzig 1907, F. W. Grunow.) Man trifft es bei dieser Dichterin ja recht ungleich: sowie sie eine romanhafte Handlung erfindet, halt' ich den Atem an. Aber wenn sie sich in Episoden gehen läßt, langsam zum Ziele schlendert, behaglich plaudert und sonderlich ihre Freunde, die Kinder, beim Wickel hat, dann ist es ganz wundernett bei ihr, und man fühlt sich wie zu Hause. Diesmal kommen wir mitten in die Behaglichkeit hinein. Denn die „Heldin", von der erzählt wird, ist die kleine Anneli Pankow, die noch weit weg ist von Liebesgeschichten und nirgends zum Angelpunkt der Handlung wird. Nur am Horizonte wetterleuchtet es romantisch-abenteuerlich auf, und allerlei Schicksalsverkettungen offenbaren sich darin, aber die Nähe ist klar, und klar sind Annelis Augen. Durch diese Augen sehen wir Menschen und Verhältnisse. Mit einem reizenden Humor, der kaum jemals zu einem satirischen Mundspitzen, geschweige denn zum Pfeifen wird, schildert Charlotte Niese das Milieu der Kleinstadt. Und wenn sie sich über das Kaffeekränzchen der Damen ein wenig mokiert — ich wette doch, sie macht es am Ende selber ganz gern mit. Schmunzelnd, mit heiterem Lächeln führt sie uns all die braven Leute vor: Mamsell Rike Bindseil, die niemals eine eigne Meinung hat, die gekränkte Stina, die auf die Männer schimpft, das Schleckermaul von Kandidaten, dem man nachsagt, daß er keine Bibel besäße, sondern nur das Buch vom gesunden und kranken Menschen nebst einer Unterweisung im Bratenspicken — und man ist in dem engen Kreise bald heimisch und freut sich ebenso sehr über die Schokolade der alten Tänzerin, die „sehr alt und würdig schmeckt", wie über die Glanzleistungen der kleinstädtischen Feuerwehr. Auf den tragischen Einschlag würde man dabei nicht ungern verzichten. Diese Welt, die sich hier vor uns aufschließt, muß freundlich bleiben, wenn sie uns halten will. Und wir empfinden es als zu bittere Buße, daß die Christel für einen allerdings bösen Narrenstreich ihr junges Leben in den Fluten läßt. Von den weiteren Schicksalen Annelis soll dann ein späteres Werk erzählen, das in Kürze unter dem Titel „Aus der Sommerzeit" erscheinen soll. Hoffentlich wird das romantische Wetterleuchten darin nicht zum romantischen Gewitter, und hoffentlich läßt sich Charlotte Niese auch da nicht aus ihrem ebenen Tritt bringen, den wir an ihr so schätzen.

Turbulenter geht es in dem zweibändigen Roman von Max Grad: „Unsere liebe Frau" zu (Berlin, E. Fleischel & Co.). Da folgen wir der Traudl Degenhardt von der Wiege an durch ihr Leben, amüsieren uns mit dem Backfisch, laufen mit ihr zu den „Nubiern", freuen uns, daß sie so frank und gerade in einem etwas zigeunerhaften Haushalt aufwächst und begleiten sie in die Ehe mit Roland Halliger. Es geht alles fix: Der Pegasus von Max Grad fegt gern im Galopp einher und riskiert ziemliche Sprünge. Eh man sich's versieht, hat Traudl Halliger geborene Degenhardt zwei heranwachsende Kinder. Da wird ihr Gatte, dem sie eine gute, treue Frau ist, von einem unheilbaren Leiden erfaßt, und beinah gleichzeitig tritt ihr in Detlev von Dombrowsky der Mann entgegen, der ihr Schicksal ist und zu dem alles Unausgelebte in ihr hindrängt. Die beiden Leutchen kämpfen und siegen; sie könnten sich nach Halligers Tode auch heiraten, wenn nicht Traudls Tochter ein böses Spiel spielte. Erst als diese Tochter selber ihre erste unglückliche Backfischliebe durchmacht, begreift sie die Mutter, gesteht ihren schändlichen Streich, der zwei Menschen unersetzliche Jahre gekostet hat, ein und macht die Bahn frei, daß aus Traudl Halliger nun eine Baronin Dombrowsky werden kann. Eine Reihe andrer kleiner Romane verknüpfen sich mit der Haupthandlung: der Roman von Grete Mannes, der Roman von Ottilie Burkstaller, der Roman von Camilla Sonca, der Roman von Traudls Eltern und Geschwistern. Und wenn man nicht wüßte, daß sich hinter dem Pseudonym Max Grad eine Dame verbirgt, so würde man es bald merken an dem etwas überstürzten Gang, der Vorliebe für den Superlativ, der Unruhe der Erzählung, die das Präsens bevorzugt, an der ganzen Technik. Mit unleugbar starkem Talent ist dabei das Milieu gegeben, besonders soweit es münchnerisch ist. Für das Norddeutsche hat Max Grad viel weniger Farben. Aber die Zigeunerwirtschaft im Hause des Bankdirektors Degenhardt ist sicher lebensecht dargestellt, und der Hausherr selbst,

Papa Uz, der noch als Großvater hinter hübschen Kellnerinnen her ist, ist sogar eine Prachtfigur, die uns in all ihrem Leichtsinn bis zuletzt herzlich sympathisch ist. Um ihn herum kribbelt und wibbelt es von Schriftstellern und Malern. Wenn Max Grad jemand erhöhen will, so läßt sie ihn Werke schreiben oder Bilder malen. Selbst Detlev von Dombrowsky muß seine Bedeutung dadurch erweisen, daß er Reisewerke verfaßt, die „von Kapazitäten gelobt" werden. Da schmunzelt man wohl ein wenig, und wenn der Bilderbogen durch die Trovata- und Redoutenromantik gar zu grell zu werden droht, schüttelt man auch den Kopf. Doch dazwischen gibt's immer wieder eine feine Szene, einen gutgesehenen Menschen. Und in rascher, allerdings auch sehr unruhiger Art wird man vorwärts geführt. Reicht ein Motiv nicht aus, so schiebt Max Grad unbedenklich ein neues vor, damit der Faden in aller Geschwindigkeit abrollen kann, und nicht selten müssen auch überraschende Zufälle ihre getreuen Nothelfer sein. „No also, Traudl — manchmal is's halt komisch mit dem Zufall," sagt der berühmte Maler Anton Buchlehner, der getreue Eckart, der gute alte Onkel, der mit stillen Händen alles Verwirrte in Ordnung bringt. Und so fügt sich am Ende auf gute Weise zusammen, was zusammengehört, und die Dornenkrone unsrer lieben Frau bedeckt sich über und über mit den purpurnen Rosen des Glückes.

In den „Büchern der Weisheit und Schönheit", die der Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart herausgibt und die vieles bringen, was einem sonst nicht leicht zugänglich ist (— ich erwähne von den letzten Publikationen nur die von Fritz Lienhard besorgte Auswahl aus den Schriften des halbverschollenen Bogumil Goltz —), ist gleichsam als ein kleines Ehrendenkmal zum siebzigsten Geburtstag des Dichters (15. August 1907) eine Auswahl aus den Werken von Johannes Trojan erschienen — ein schmucker, nicht mal sehr umfangreicher, von Erich Kloß eingeleiteter Band. Und ich möchte an diesem Buche nicht vorübergehen. Es gibt ja viele, die mit Johannes Trojan nichts Rechtes anzufangen wissen. Die politische Lyrik, die er als Kladderadatsch-Redakteur durch fast vier Jahrzehnte gepflegt hat, steht seit alters in keinem guten Ruf. Und das Wort, das Nikolaus Lenau einst in einem Briefe auf Anastasius Grün münzte: es sei das Hetärenlos der politischen Muse, schnell und ohne Liebe genossen, rasch und ohne Dank vergessen zu werden — das gilt noch heute, so wenig ich den schlichten, treuen, warmherzigen Trojan mit den politischen Trompetern der vierziger Jahre vergleichen möchte. Er hat selber seine noch dazu oft anonyme Arbeit am Kladderadatsch ein „unsicher angelegtes Eigentum" genannt. Bleiben seine unpolitischen Gedichte und Geschichtlein. Auch ihnen hab' ich früher nicht mehr zuerkennen wollen, als eine saubere Nettigkeit. Aber ich sehe immer mehr ein, daß ich ihnen unrecht tat. Es steckt in den kleinen Schnurren und Skizzen und Gedichten oft so viel echt Menschliches; es spricht sich zwar kein großes poetisches Talent darin aus, aber eine „Natur". Wie wunderschön in ihrer Schlichtheit sind die Verse, welche „die gute Zeit" preisen, wo sich auf den Arbeitstisch noch manchmal ein hölzernes Schäfchen verirrte, eine Puppe, ein Kinderstrumpf! In wie vielen anderen prägt sich ein bescheidener, aber doch ganz besonderer Humor aus! Welche Offenheit des Herzens tritt uns hier und da entgegen, besonders wenn sich dieses Herz der Natur zuwendet oder den Kindern! Es muß ein treuer und eigentümlicher Mensch sein, der sich bis ins hohe Alter, der sich im Strom der Welt, der sich — horribile dictu — als politischer Redakteur diese Schlichtheit und Natürlichkeit des Empfindens bewahrt hat. Und mit freundlichen Gesinnungen begleiten wir auf seinem Wege das Buch, das so liebenswürdige Proben des Trojanschen Schaffens versammelt!

Höhenrausch.

Läßt der Herbst die Höhen rauschen,
Lausch' ich seinen harten Harfen.
Hei! mit seinen blitzesscharfen
Äxten schlug der Sturm sich Lichtung
In dem Hochwald hoch am Hange! —
Und da steh' ich wie die Dichtung
Einsam über Waldeskronen,
Und da lausch' ich seinem Sange.
Höhenrauschen! —

Wilhelm von Scholz.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm I. von Baden. Zum Regierungsantritt des Großherzogs. Mit 10 Abbildungen. — Die Kaiserin Friedrich in Florenz. Mit 3 Abbildungen. — Die Kaiserin Friedrich in Florenz. Mit 3 Abbildungen. — Die Kaiserin Friedrich in Florenz. Mit 3 Abbildungen.

Am 9. September 1852 wurde der Großherzog Friedrich I. von Baden geboren. Er ist der Sohn des Großherzogs Leopold und der Großherzogin Sophie, einer Tochter des Königs Gustav IV. Adolf von Schweden. Seine Jugend verlebte er in Karlsruhe, wo er auch seine Erziehung erhielt. Er besuchte das Gymnasium und studierte dann in Heidelberg und Bonn. Nach seinem Studium trat er in die badische Armee ein und diente als Offizier. Im Jahre 1885 heiratete er die Prinzessin Luise von Preußen, eine Tochter des Kaisers Wilhelm I. Aus dieser Ehe entstammen drei Kinder. Im Jahre 1907 starb sein Vater, und er bestieg den Thron. Seine Regierung war von Anfang an durch Reformen gekennzeichnet. Er setzte sich für die Einführung des allgemeinen Wahlrechts ein und förderte die Entwicklung der Industrie und des Handels in seinem Land.

Großherzog Friedrich II. von Baden. Nach der Photographie von Hofphotograph Hermann Brandseph in Karlsruhe.

Im Jahre 1913 feierte er sein 25jähriges Regierungsjubiläum. Aus diesem Anlaß wurden ihm zahlreiche Ehrungen zuteil. Er starb am 28. September 1928 in Karlsruhe.

Kochherd mit Gas- und Kohlenfeuerung, System Schmidt & Walter, Aktiengesellschaft für Kochherde, Berlin.

Abb. 134. Ein in jeder Hinsicht sehr gut durchgebildeter Herd, der sich in den meisten Küchen leicht unterbringen läßt. Die Gasfeuerung ist mit einem Backofen und einem Wasserschiff versehen, während die Kohlenfeuerung einen Backofen und einen Wasserkessel besitz

the auction, and the sale of the Duke of Roxburghe's library in 1812 was the most famous of all. Sir Thomas Phillipps, who died in 1872, left a collection of 60,000 manuscripts, which took 30 years to sell. Sotheby's has had its own premises since 1917.

Sotheby's Auction Room, 1924

Christie's was founded by James Christie in 1766. Its first sale was of the effects of Sir Edward Walpole, brother of Horace Walpole. Christie's moved to its present premises in King Street, St James's, in 1823. Its first sale of books was in 1859.

Phillips was founded by Harry Phillips in 1796. It moved to its present premises in New Bond Street in 1965. Its first sale of books was in 1968.

Bonhams was founded by Montagu Bonham in 1793. It moved to its present premises in New Bond Street in 1793. Its first sale of books was in 1793.

Sotheby's Auction Room, 1924

Bernini, Gian Lorenzo, Bildhauer, Architekt und Maler, * Neapel 7. 12. 1598, † Rom 28. 11. 1680, Sohn des florentinischen Bildhauers Pietro B. (* 1562, † 1629), der ihn in seiner Jugend unterrichtete. Seine Begabung zeigte sich schon früh, und bereits mit 16 Jahren schuf er eine Marmorbüste des Papstes Paul V. Borghese. Seine Hauptwerke sind: Apollo und Daphne (1622–25), David (1623–24), Raub der Proserpina (1621–22), Äneas, Anchises und Askanius (1618–19), alle in der Galleria Borghese in Rom. Seine Kunst ist gekennzeichnet durch eine Vereinigung von Malerei und Plastik, durch Bewegung und Leben, durch Pathos und Dramatik. Er ist der Hauptvertreter des Barock in der Bildhauerkunst.

Bernini, Gian Lorenzo, Apollo und Daphne

Bernini, Gian Lorenzo, Raub der Proserpina

Bernini, Gian Lorenzo, David

Bernini, Gian Lorenzo, Äneas, Anchises und Askanius

Bernini, Pietro, Bildhauer, * Sesto Fiorentino 1562, † Rom 1629, Vater des Gian Lorenzo B., der ihn in seiner Jugend unterrichtete. Seine Hauptwerke sind: Ceres (1606), Allegorie der Barmherzigkeit (1616), Allegorie der Gerechtigkeit (1616), alle in der Galleria Borghese in Rom.

Bernini, Pietro, Ceres

Bernini, Pietro, Allegorie der Barmherzigkeit

Rodin, Der Kuß. Marmor. Luxembourg-Museum, Paris.

Rodin, Der Kuß. Bronze. Luxembourg-Museum, Paris.

Rodin, Camille Claudel. Marmor. Luxembourg-Museum, Paris.

Rodin, Der Denker. Marmor. Luxembourg-Museum, Paris.

Rodin, Der Denker. Bronze. Luxembourg-Museum, Paris.

Rodin, Balzac

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 3. November 1907

Komm' mit! Novelle von Rudolph Stratz.

Es war die kälteste Zeit einer Manövernacht — eine Stunde vor Sonnenaufgang. Und alles still. Bei unsern Feldwachen draußen im Dunkel war seit langem kein Schuß gefallen, und hier bei uns, beim Gros, hörte man nichts als das Raunen des Nachtwinds über die weite Hochebene. Er ging bis auf die Knochen. Die Mannschaften hatten sich am Boden als eine Masse grauer Mäntel gleich einem Haufen Schafe zusammengedrängt, und wir Offiziere saßen, eng in unsere Paletots geknöpft, auf dem Stroh beisammen.

Bei solchen Gelegenheiten wird die Unterhaltung stets ernst, schon durch die ungewohnte Umgebung, dies tausendfache Geglitzer des herbstlich klaren Sternhimmels über uns. Wovon wir redeten — der Zufall hatte es so gefügt — das waren die Schicksale von Kameraden, die nicht mehr unter uns waren — ein, zwei drüben in Amerika, ein paar tot, andere sonstwie aus unserem Gesichtskreis verschollen. Und unser Gespräch streifte, anders als sonst zwischen Hauptleuten und Leutnants, den Urgrund der Dinge — woher das Schicksal kommt — wohin es den Menschen führt — welche Geheimnisse uns fortgesetzt, von der Wiege bis zur Bahre, umgeben. Und schließlich hatte niemand mehr Lust, sich doch nur mehr oder minder dumpf und ungeschult über diese sonderbaren, uferlosen Fragen zu äußern, die gewissermaßen um uns herum in der dunkeln Nacht waren, und es trat allgemeines Schweigen ein.

Mitten in dieser Stille sagte jemand: „Mir ist auch einmal etwas Ähnliches bei einem Freunde passiert!"

Das klang aus der Finsternis. Wir konnten den, der sprach, nicht erkennen. Wir merkten nur an der Stimme: es war der Major selber!

Der ging sonst nie ganz aus sich heraus. Man wurde nicht recht warm gegenüber dem großen, stattlichen Mann mit dem schon ergrauenden Schnurrbart.

Nur einmal im Jahre vollzog sich eine Wandlung in ihm. Und das war eben im Manöver. Da erwachte der Feldsoldat, die Lust am Abglanz des Krieges. Er wurde dann mitteilsamer als sonst — aber nie in einer jovialen Landsknechtsart wie sonst manch höhere Vorgesetzte am Lagerfeuer — er blieb auch dann nachdenklich und ernst. Und der älteste Hauptmann fragte: „Wollen Herr Major uns nicht die Geschichte erzählen?"

„Gott, Becker — sie ist nicht sehr amüsant . . ."

Aber die Herren baten nun alle. So räusperte sich der Kommandeur und versetzte trocken: „Na — wie Sie wollen! Nur schimpfen Sie nachher nicht, wenn Sie sich gelangweilt haben! . . . Es ist nicht für jedermann, sondern eine wunderliche . . . wunderliche Sache. Und dabei wahr! Deswegen müssen Sie mir gestatten, daß ich den Namen des Betref-

Digitized by Google

fenden ändere! Da mein Bursche drüben . . ." Er schien den Kopf im Dunkeln nach der schlafenden Mannschaft zu drehen: „— der heißt Tausendfreund. Übrigens ein toller Name für den Kerl — was? Na, so können wir den Helden meiner Geschichte auch heißen. Er war Premierleutnant, ich Leutnant im selben Regiment — fünf Jahre etwa jünger als er — das alles ist zwei Jahrzehnte her.

Daß wir damals einander näherkamen, das verdankten wir dem Weidwerk. Wir hatten zusammen eine Jagd gepachtet. Auf solchen gemeinsamen Gängen in Feld und Flur redet man natürlich von manchem — und so hat er mir einmal das ganze Abenteuer erzählt.

An diesem Premierleutnant Tausendfreund war nun weiter nichts Besonderes. Ein sehr gut aussehender Offizier, seit zwei Jahren glücklich mit einer molligen kleinen Frau verheiratet, der Tochter eines Bezirkskommandeurs — es hatte so gerade knapp mit dem Kommißvermögen gelangt — Vater eines strammen Bengels, bei Vorgesetzten und Kameraden wohl angeschrieben, tüchtig im Dienst — wenn auch nicht gerade ein Kirchenlicht — kurz, an sich ganz und gar nicht ein Mensch, nach dem solche dunkle und wunderbare Einflüsse im Leben langen sollten . . ."

Der Major machte eine Pause, um sich eine Zigarre anzuzünden. Dann fuhr er fort: „Also — dieser Premierleutnant Tausendfreund ging eines Abends nach des Tages Last und Mühen behaglich in Flausrock und Pantoffeln in seinem Zimmer auf und ab, rauchte seine Jagdpfeife, trank sein Bier und plauderte mit seiner Frau, die auf dem Sofa saß und beim Schein der Lampe stickte und zuweilen aufstand, um nach dem Stammhalter nebenan zu sehen. Er dachte — ich glaube, meine Herren, wenn ich ehrlich sein soll: Er dachte an nicht viel. Das war nicht seine Sache. Und da plötzlich klingelt es im Flur.

Beide wundern sich natürlich! Wer kann jetzt noch kommen! Vielleicht eine Ordonnanz? Nein. Sie hören eine Frauenstimme, die mit dem Burschen spricht, und dann tritt der ein: „Die Schwester ist draußen, hat sie gesagt — soll ich sagen!"

„Wessen Schwester, Du Kamel . . .?"

Darauf grinst der Kerl nur dämlich, und der Leutnant Tausendfreund geht selber hinaus, um nachzusehen.

Da stand eine Diakonissin. Und er entschuldigte sich: „Verzeihen Sie! Ich wußte nicht . . . der Bursche . . ."

Aber sie unterbrach ihn: „Haben Sie jetzt Ihre Zeit frei, Herr Leutnant?"

„Ja! Was steht zu Diensten?"

„Ich soll Sie an ein Sterbebett holen."

Er schaute sie verblüfft an. Und sie fuhr fort: „Bei General von Göntz . . ."

Es war dies der Kommandeur der Kavallerie-Brigade — ein äußerst vornehmer, durch seine Frau millionenreicher Herr. Er machte weitaus das größte Haus in der ganzen Stadt. Der Leutnant Tausendfreund war vor Jahren wie alles, was in der Garnison Tanzbeine hatte, zu zwei oder drei seiner Bälle eingeladen gewesen. Nach seiner Verheiratung hatte das aufgehört. Es war kaum glaublich, daß sich der Freiherr von Göntz überhaupt seiner entsann.

Die Schwester bemerkte sein Erstaunen. Sie sagte: „Fräulein von Göntz liegt doch auf dem Tode. Wissen Sie das gar nicht?"

„Nein!"

„Sie hat sich vorige Woche beim Ball im Dragonerkasino eine Lungenentzündung geholt. Die Ärzte geben keine Hoffnung mehr!"

Der Leutnant Tausendfreund hatte Fräulein von Göntz mindestens drei Jahre nicht mehr gesehen, oder höchstens von ferne auf der Promenade, beim Rennen. Es war, bei ihrem Hochmut, einem bescheidenen Linien-Infanteristen auch wenig geraten, ihr nah zu kommen. Sie beachtete ihn doch nicht. Aber trotzdem erschütterte ihn die Nachricht. — Dies schöne Mädchen! . . . Die Schönste in der ganzen hiesigen Gesellschaft — schon seit Wintern und Wintern. Denn sie war nicht mehr ganz jung. Niemand begriff, warum sie eigentlich nicht heiratete. Er sah sie im Geiste noch vor sich wie zuletzt auf dem Ball, vor Jahren: sehr groß und schlank und hellblond, prachtvoll angezogen, mit einem kühnen und stolzen Gesichtsausdruck und kalten blauen Augen. Die sollte nun auf einmal ster-

ben! So wenig es ihn auch anging — er stieß doch hastig die Türe zum Wohnzimmer auf und rief seiner Frau, die sich erstaunt zur Begrüßung der Diakonissin erhob, zu: „Denk' Dir nur, Fräulein von Göntz liegt im Sterben!"

„Vela Göntz?"

„Ja! Hier — die Schwester sagt es!"

„Ach Gott — die armen Eltern!" Die kleine Frau Tausendfreund dachte zuerst an diese — die schöne Vela war deren einziges Kind — und fragte dann: „Wissen Sie es ganz bestimmt, Schwester?"

„Ich komme eben von dort! Außerdem ... ich bin eine Cousine von Vela ..."

Also jedenfalls auch von altem Adel! Die kleine Leutnantsfrau wurde bedeutend respektvoller und schob selbst der Diakonissin einen Stuhl hin, da sagte ihr Mann: „Ja — und denke: da schickt man nach m i r!"

Die Gatten tauschten einen erstaunten Blick. Dann meinte Frau Tausendfreund: „Das muß ein Mißverständnis sein! Vielleicht zwei Häuser von hier, Schwester! Da wohnt ein Leutnant Graf von ..."

Die Diakonissin war stehen geblieben und versetzte leise, aber mit der sanftmütigen Bestimmtheit der Krankenpflegerin: „General von Göntz selbst hat mir vor einer Viertelstunde gesagt: ‚Bitte — gehe und ersuche Herrn Leutnant Tausendfreund, so rasch wie möglich hierher zu kommen!' ..."

„Ja — aber was heißt denn das nur?"

Die andere wurde etwas ungeduldig: „Gnädige Frau, es ist wirklich nicht die Zeit zu langen Gesprächen! Sonst kommen wir vielleicht überhaupt zu spät. Im allgemeinen ist es wohl üblich, dem Wunsch von Sterbenden — oder von Angehörigen Sterbender — Folge zu geben ..."

Der Leutnant Tausendfreund schwieg. Endlich sagte er: „Gut! Ich bin im Augenblick wieder da. Aber natürlich ist es ein Irrtum! Bitte ersparen Sie also m i r nachher die Vorwürfe ..."

Damit machte er sich fertig und trat mit der Diakonissin auf die Straße. Draußen war greuliches Wetter. Wind und Regen schlugen ihnen in das Gesicht, und die Schwester duckte sich so hinter ihren Schirm, daß sie die Hälfte von dem, was er sagte, nicht hörte oder nicht hören wollte, und auf die andere Hälfte ihm immer nur die Antwort gab: „Kommen Sie ... Kommen Sie nur rasch!"

Sie hatten auch nur fünf- oder sechshundert Schritte zu gehen, da waren sie vor dem Portal. Viele Fenster des Hauses waren matt erleuchtet. Auf dem Straßenpflaster lag Stroh und dämpfte jeden Laut. Herrschaftsdiener und ein Offiziersbursche, die Erkundigungen eingeholt, kamen den beiden auf der Treppe entgegen. Oben stand ein Haufen Jungfern und Mägde mit vom Heulen ganz verwaschenen Gesichtern. Die Diakonissin ging an ihnen vorbei und klinkte behutsam eine Türe auf.

Da war das Sterbezimmer — dämmerig — ganz voll Menschen. Undeutliches Gefunkel von Uniformen — Damenfederhüte in den Ecken — am Bett, das man nicht recht erkennen konnte, ein paar Ärzte. Daneben knieten der General von Göntz und seine Frau und schluchzten — und es murmelte eine Stimme — das war die des Geistlichen: „Wir wissen aber, so unser irdisches Haus zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel ..." Er beugte sich vor und streckte die Hände aus. „Der Herr segne Dich und behüte Dich ..."

Die Frauen weinten hellauf, und ein baumlanger Kürassierleutnant sagte zu der Diakonissin zwischen den Zähnen: „Aus..."

Die Schwester erwiderte nichts. Sie kümmerte sich auch nicht weiter um den Premierleutnant Tausendfreund. Sie drängte sich zu dem Bett hin und faltete die Hände vor der Toten.

Und durch die offenen Türen traten scheu die Dienstboten herein ... Das ganze Haus war eine große Familie, eine einzige Trauergemeinde geworden, und in deren Mitte fühlte sich der Leutnant Tausendfreund als ein ungerufener Eindringling. Noch beachtete man ihn nicht. Er stand in der Türe im Halbdunkel. Aber — was sollte er schließlich sagen, um sein Hiersein zu erklären? Jetzt war zur Erörterung von Mißverständnissen nicht Zeit und Ort. Und ein Mißverständnis war es offenbar.

Und so ging er auf den Fußspitzen hinaus und verließ das Haus. Und als er

wenige Minuten darauf wieder bei seiner Frau in der guten Stube saß, da erschien ihm das ganze Erlebnis wie ein Traum. Sie redeten hin und her und fanden doch keinen Schlüssel zu der Geschichte, und auch am nächsten Morgen und in den folgenden Tagen ließ ihm das Rätsel keine Ruhe, um so mehr als jetzt der Tod des Fräulein von Göntz überall das Tagesgespräch bildete. Schließlich hatte seine Frau das unnütze Kopfzerbrechen satt und sagte am dritten Tag beim Mittagessen: „Jetzt beruhige Dich endlich, Männe!... Es wird sich schon einmal irgendwie aufklären — wahrscheinlich ganz prosaisch — das ist gewöhnlich so... Nimm lieber noch ein paar Preißelbeeren — es sind unsere letzten!"

Dabei lachte sie. Und er lachte mit und ließ sich das Kompott schmecken. Aber mitten darin horchte er auf: „Was ist denn das für ein Gefahre da unten?"

Von der Straße herauf klang ein langsames Rollen wie von vielen Wagen. Er sprang auf und öffnete das Fenster.

Da unten trug man die Freiin Vela von Göntz-Bullau zu Grabe. Der Sarg war über und über mit Blumen bedeckt. Es leuchtete schneeweiß und dunkelgrün durch den trüben Frühlingstag, dessen Regen auf die schwarzen Schabracken der Pferde troff. Und lang, endlos lang folgte dahinter im Schritt der Trauerzug. An jedem Kutschenschlag prangte ein Wappen. Der halbe Adel der Provinz war vertreten. Dann kamen die Mietsdroschken. Es schimmerte in ihnen von Uniformen. So zog sich das hin und verlor sich endlich, langsam, in der Ferne.

Und der Premierleutnant Tausendfreund aß nicht weiter — zum Kummer seiner Frau — sondern stützte den Kopf in die Hand und sann wieder nach. Er hatte noch mit niemandem über die Sache gesprochen — außer mit seiner Frau. Und die hatte sich mit dem Vorfall abgefunden und vergaß ihn schon halb — ein wenig hausbacken wie sie war. Und er — ja für sich klärte er dies Geheimnis, das ihn drückte, nicht.

So verging wohl eine Woche, und er kam eines Nachmittags von einem Schuh- und Stiefelappell, bei dem er die Freude seines Hauptmanns über das viele alte Leder gar nicht hatte teilen können. Da sah er plötzlich die Diakonissin von neulich.

Sie erkannte ihn auch, und ihm schien, als wollte sie ihm ausweichen. Aber nun holte er sie gerade mit langen Schritten ein und begrüßte sie und sagte: „Guten Tag, Schwester!... Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie zufällig treffe!"

Sie erwiderte nichts und ging weiter. Aber er hielt sich an ihrer Linken und fuhr fort: „Sie sind mir doch noch eine Erklärung schuldig, Schwester: Man holt doch nicht jemanden wider seinen Willen nachts in ein fremdes Haus und läßt ihn da stehen und tut hinterher, als wäre gar nichts vorgefallen..."

Nun meinte sie: „Das ist nicht meine Schuld. Ich habe im Auftrag des Herrn Generals gehandelt. Wenden Sie sich doch an den!"

„Wie kann ich denn das?... Ich kann doch unmöglich jetzt einem Mann, der eben seine einzige Tochter verloren hat, mit der Geschichte kommen..."

„Ja — wie dem auch sein mag — an mir ist es nicht, zu reden..."

„Aber ich halte mich an Sie!"

Die Diakonissin überlegte. Dann sagte sie: „Gut! Ich sehe meinen Onkel heute ohnedies. Da werde ich ihn erinnern."

Dabei ergriff sie die Klinke der nächsten Ladentüre — es war ihm ganz klar, daß sie nur vor ihm flüchten wollte — und schloß: „Ich hoffe, Sie werden Nachricht bekommen! Adieu!"

Damit war sie weg, und der Leutnant Tausendfreund ging nach Hause und berichtete seiner Frau die Begebenheit, und plötzlich bekam die kleine Frau Tausendfreund einen roten Kopf und fragte schnell: „Gesteh' mal: Hast Du je etwas mit dem Fräulein von Göntz gehabt?"

„Ich?"

Er mußte beinahe lachen. So sonderbar erschien ihm die Vermutung, daß Vela Göntz überhaupt einen Linien-Infanteristen vom andern hätte unterscheiden können. Dann meinte er: „Mieze — was sind das für Ideen? Wie kommst Du nur darauf?"

„Du warst doch bei ihnen im Hause?"

„Ich war ein paarmal zum Tanz befohlen, wie die ganze Garnison..."

„Hast Du auch mit ihr getanzt?"

Digitized by Google

Er überlegte. „Einmal, bei der Damenwahl, da hat sie mich geholt! Zufällig, weil ich gerade vorn stand. Das war so eine Art Symbol — auf Wunsch des Vaters — daß sie auch die Infanterie und Artillerie einmal mit ihrer Gnade auszeichnete."

„Da hast Du auch mit ihr gesprochen?"

„Wenig genug. Sie war unausstehlich von oben herab."

„Und sonst?"

„Was denn: und sonst? Also — nun im Ernst, liebes Kind: ich habe nie mit Fräulein von Göntz anders als höchstens ein paar gleichgültige Worte geredet — ich habe ihr nie geschrieben oder einen Brief von ihr bekommen — ich war auch nie im geringsten in sie verliebt, wie so viele andere — ich habe überhaupt seit Jahren nicht mehr an sie gedacht — darauf gebe ich Dir mein Wort! ... Und nun Schluß mit diesem Unsinn!"

„Verzeih!"

Sie sprachen nicht weiter von der Sache. Aber schon der nächste Morgen brachte ein schwarzumrändertes Schreiben, und Tausendfreund las es seiner Frau vor.

„Euer Hochwohlgeboren

würden mich zu besonderem Danke verpflichten, wenn Sie mir heute nachmittag in Ihrer dienstfreien Zeit die Ehre Ihres Besuches schenken wollten.

Mit der Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung

ergebenst

Freiherr von Göntz-Bullau."

Jetzt lag kein Stroh mehr auf der Gasse, als der Leutnant sich in Helm und Epaulettes dem Hause des Generals näherte. Innen empfing ihn ein Kammerdiener und öffnete ihm ohne weiteres die Türe zum Arbeitskabinett.

Der Freiherr von Göntz-Bullau war ein kleiner, korpulenter Herr, dem das Monokel fest in dem vergrämten Gesicht mit dem gesträubten grauen Schnurrbärtchen saß. Er trug auch volle Uniform und sagte leise: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Bitte, nehmen Sie Platz! So! ... Meine Nichte hat gestern mit mir gesprochen. Gewiß ... Ich bin Ihnen Aufklärung schuldig! Ich hätt' es auch schon getan, wenn nicht — na ... Sie verstehen ... Es ist keine Kleinigkeit, sein einziges Kind zu verlieren ..."

Er räusperte sich und schaute einen Augenblick zu Boden. Dann hob er wieder den energischen Graukopf: „Ehe ich rede: Bitte, Ihr Versprechen, daß nie ein Mensch etwas von dem, was ich Ihnen jetzt sage, erfährt ..."

„Ganz gewiß, Herr General!"

„Ich danke Ihnen! ... Na — also nun zur Sache ... Was hilft mir die Herumdrückerei ... Wir sind ja keine Pensionsmädchen — wir kennen das Leben und wissen: Es ist vieles unberechenbar darin — und am unberechenbarsten, warum und wo und wann sich jemand in jemand anderen verliebt. Na — und so ist's eben meiner Tochter gegangen ..."

Der Premierleutnant Tausendfreund konnte nichts erwidern. Er saß dienstlich aufrecht da. Sein Herz hämmerte.

Der kleine General von Göntz hub wieder an: „Daß ich Ihnen beileibe nicht zu nahe trete! ... An sich ist's ja ganz begreiflich, daß Sie Ihren Eindruck machen! Das Eigentümliche ist ja nur, daß meine Tochter Sie schließlich kaum gekannt hat ... Und trotzdem ..."

Er schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Meine Frau und ich haben das Bela auszureden versucht ... Sie nehmen das nicht übel, nicht wahr? — Aber es war mit ihr nichts zu machen: da waren Sie — und sonst gab es nichts!"

Dem Leutnant Tausendfreund schien, als ob er träumte. Aber der General von Göntz sprach ganz nüchtern weiter: „Oder vielleicht auch nicht direkt Sie, sondern was sie sich unter Ihnen gedacht hat. Junge Mädchen machen sich ja wohl so ein Phantasiegebilde zurecht. Hab' ich ihr auch gesagt! Half auch nichts! ... Sie blieb nun einmal dabei!"

Wieder hielt Herr von Göntz inne, noch in der Erinnerung ratlos. Endlich nahm er seine Rede auf: „Das war vor vier Jahren! Im nächsten Winter gaben Sie keine Karte mehr ab! ... Sie waren kommandiert, nicht wahr?"

„Zu Befehl, Herr General! Nach Berlin, auf Zentral-Turnanstalt!"

„Na ja — na — und der Sommer brachte dann erst recht nichts Neues! ... Der nächste Herbst auch nicht. Ich sah

Digitized by Google

die Geschichte nun schon Jahr um Jahr mit an! — Und entschloß mich wieder zu warten — na — und so trödelte sich das bis in den Herbst vor zwei Jahren hinein, da wurde es mir endlich zu bunt — da sagte ich mir: Na, denn in Gottes Namen und meinetwegen, da sie es durchaus will und meine einzige Tochter ist! — nnd wollte Ihnen vertraulich nahelegen lassen, doch ein bißchen mehr bei uns zu verkehren — na — und das weitere hätten Sie ja dann merken müssen! . . . da brachte die Post uns eines Morgens Ihre Verlobungsanzeige. Da war nun natürlich alles aus, und ich konnte nichts mehr tun, um meiner Tochter zu helfen . . ."

Es war eine lange Pause. Endlich fuhr der General fort: „Und seitdem ist sie tiefsinnig gewesen. Trotzdem machte sie alles mit und noch mehr als früher! Niemand sollte etwas merken. Sie wollte sich auch betäuben! Aber mit der Gesundheit ging es ihr nicht mehr gut. Und wie nun vor vier Wochen die Influenza zu uns in die Stadt kam . . ."

Der General von Göntz sprang auf und ging im Zimmer auf und ab. Der Leutnant Tausendfreund erhob sich mechanisch zugleich mit ihm, und der andere blieb vor ihm stehen und sagte: „Der verfluchte Dragoner-Ball! Da lag sie im Bett, mit starkem Fieber, und der Doktor erklärte ihr: ‚Jetzt aufstehen — heißt die schwerste Lungenentzündung!' Ich war damals dienstlich verreist, meine Frau selbst unwohl — und meine Tochter macht sich fertig, fährt zu einer befreundeten Familie und mit der doch auf den Ball!"

Der Freiherr von Göntz dämpfte seine Stimme: „Und auf dem Heimweg hat sie sich erkältet — und dann auch glücklich ihre Lungenentzündung gekriegt und das erreicht, was sie wollte!"

Er schluckte ein paarmal. „Na — 's war mein einziges Kind! . . . Und nun, um zu Ende zu kommen: Wie keine Hoffnung mehr war, da hat sie mich gebeten: sie wollte Sie nur noch einmal sehen — weiter nichts! . . . Und wie Sie nicht so rasch kamen — da hat sie mir das Versprechen abgenommen, Ihnen nach ihrem Tod das alles zu sagen, was ich Ihnen jetzt gesagt hab'! . . . Dies Versprechen hab' ich hiermit erfüllt! . . ."

Der Premierleutnant Tausendfreund griff nach seinem Helm, stand stramm und sagte: „Ich danke Herrn General gehorsamst!"

Draußen vor dem Hause faßte der Posten wie sonst sein Gewehr an, als der Offizier vorüberschritt, die Leute auf dem Bürgersteig machten ihre gewöhnlichen Gesichter, der Märzwind trieb ebenso wie vor einer halben Stunde die grauen Wolken über den Himmel, nur dem Leutnant Tausendfreund drehte sich im Kopf das Unterste zu oberst. Zu Hause kam ihm seine Frau gleich auf dem Flur entgegen und fragte erregt: „Nun, Männe . . . was hat's gegeben?"

Und er sagte, während er Helm und Säbel abtat, so leichthin, wie ihm nur möglich war: „Was ich mir gedacht hab': Es war ein Mißverständnis. Der General wollte jemanden ganz anderen geholt haben . . ."

„Hat er Dir denn nicht gesagt: wen?"

„Nein. Irgendeinen Verwandten! . . Ja — so klären sich die Sachen immer ganz einfach auf!"

Sie schaute ihn gespannt an.

„Aber warum bist Du dann so blaß?"

„Ich? Mir ist nichts!"

„Hat er Dir noch von ihr erzählt?"

„Was soll er mir denn noch von ihr erzählen? — Sie ist ja doch tot!"

„Eben — wie das so plötzlich gekommen ist?"

„Wie alles im Leben kommt!" sagte der Leutnant Tausendfreund ungeduldig.

Und sie war ganz erstaunt über seine ungewohnte Schroffheit: „Aber Männe — was hast Du denn nur?"

„Ach nichts! . . . Verzeih! . . . Nur . . . man muß die Toten ruhen lassen."

Ja — wenn die Toten einen ruhen ließen! . . .

Es war ja nur natürlich, daß der Leutnant Tausendfreund das Gleichgewicht seiner Seele so rasch nicht wiederfand. Er mußte stets an Vela Göntz denken und durfte doch nicht von ihr sprechen und hatte seiner Frau verboten, sie zu erwähnen. Und die kleine Frau Tausendfreund fügte sich und plauderte den ganzen Nachmittag und Abend alles mögliche, während sie über ihrem Stickrahmen saß und zuweilen hinausschlüpfte,

Digitized by Google

nach der Wiege oder nach dem Herd — und er konnte das alles schließlich nicht mehr anhören. Er setzte sich in seinem Arbeitszimmer nebenan an den Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände, starrte vor sich hin und konnte nur den einen Gedanken fassen: ‚Hätten sie mir doch lieber gar nichts davon gesagt!' Nebenan zählte seine Frau sich ihre Stickmuster halblaut und sagte dazwischen aus ihren stillen Träumereien heraus: „Weißt Du . . . die Vela Göntz war doch immer eine überspannte Person! . . . Ich hab's von verschiedenen Leuten gehört . . . Was sie an der ihren Nerven herumgedoktert haben — da mußt Du mal die Pytz fragen . . .!"

‚Die Pytz' — ein altes Freifräulein — war die lebende Chronik der Stadt, mit Gott und der Welt verwandt. Und er dachte sich: ‚Natürlich war sie überspannt! Wie hätte sie sonst so in Dich verliebt sein können . . .' Und drinnen versetzte die kleine Frau reumütig: „Ach, verzeih' — Wir wollten ja nicht mehr von ihr reden! Es ging mir nur so gerade durch den Kopf . . ."

Es kam keine Antwort,

Sie wurde bange und lüftete den Vorhang: „Männe — bist Du krank?"

Er verneinte stumm, halb geistesabwesend, und sie zog sich verschüchtert zurück. Da saß er nun wieder und sann den ganzen Abend und schlief sehr schlecht diese Nacht. Oder eigentlich — er schlief gar nicht bis zum ersten Morgendämmern. Da begann er zu träumen und wachte mit dröhnendem Herzklopfen wieder auf. Vela Göntz war ihm erschienen. Sie hatte irgend etwas mit ihm gesprochen — etwas von ihm gewollt — was war das nur? Das verschwamm schon wieder im hellen Tageslicht der Wirklichkeit — es war wie etwas Feindseliges gewesen — und er schüttelte zornig den Kopf und steckte ihn in eine Schüssel mit kaltem Wasser. Was war das für ein dummes Zeug — von Toten träumen! — Gut, daß das Pferd schon unten stand, das er sich für den heutigen Sonntag von seinem ihm befreundeten Kompagniechef geliehen.

Er ritt weit vor die Stadt hinaus. Da stand irgendwo an der Landstraße ein prunkvolles Herrenschloß inmitten von Parkanlagen und Teichen. Und plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: ‚Wenn Du Vela Göntz geheiratet hättest — dann besäßest Du jetzt eben solch ein Schloß! Ein noch viel schöneres!'

Solch ein Gedanke: Gutsherr auf eine Meile im Umkreis — die schönsten Gäule sich selber züchten — eine Jagd aus dem vollen . . . Und zur Manöverzeit das ganze Schloß voll Offiziere — ein buntes Treiben voll fürstlicher Gastfreundschaft. Zu einer solchen Jagd, zu solch einem Nachbar kamen sie alle — der ganze landsässige Adel — Vela Göntz war ja mit einem jeden, wenn auch nur durch einen Scheffel Erbsen und bis auf die Hussitenzeit zurück verwandt.

Da ritt er mit seinen Gästen über das Feld heim — Turmspitzen tauchten über dem Parkgrün auf — die Diener eilten heraus, um die Pferde abzunehmen — und auf der Altane stand eine wunderschöne, blonde Frau und winkte ihnen entgegen.

Und ihm war, als sagte neben ihm eine Stimme im Märzwind: ‚Du Esel . .! Vela Göntz ist doch tot! . . .'

Er schaute verstört um sich, und wie er weiterritt, erfaßte ihn die Reue. Ein Zorn gegen sich selbst. Andere hätten sicher etwas gemerkt! Er nicht! . . . Er hatte nicht begriffen, was Vela Göntz wollte, als sie damals ihn, gerade ihn sich zum Tanze geholt!

Der Leutnant Tausendfreund trabte in einer ihm selber fast unerklärlichen Traurigkeit heim. Und die wuchs noch, als er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Sonst freute er sich auf sein trauliches Heim. Heute dünkte es ihm kahl und ärmlich. Er hätte alles ganz anders im Leben haben können.

Auf dem Tisch stand die Suppe. Seine Frau erwartete ihn voll Freude. Aber er war schweigsam und aß fast keinen Bissen. Sie suchte ihn aufzuheitern, aber plötzlich unterbrach sie sich und bekam nun doch feuchte Augen und fragte: „Um Gotteswillen — Männe — was hast Du denn nur! Ich rede und rede, und Du bist mit Deinen Gedanken ganz wo anders . . . wenn Dir was nicht recht ist, dann sag' es doch! . . . Ich kann es doch nicht erraten! . . . Ich kann doch nichts dafür . . ."

„Du kannst freilich nichts dafür!"

„Für was denn nur?“

Sie rang die Hände ineinander und weinte jetzt hellauf in ihrer Ratlosigkeit. Er erhob sich und versetzte: „Sei mir nicht böse, Mieze ... ich muß jetzt eine Weile allein sein! Störe mich nicht!“

Sie antwortete nicht. Sie schluchzte nur und war tief gekränkt und lief zu ihrem Kind über den Flur. Und drüben saß der Leutnant Tausendfreund in seinem Lehnsessel und rauchte ...

Und schließlich kam ihm da doch zum Bewußtsein, wie unrecht er seiner kleinen Frau tat: Wenn man das alles hatte: Frau, Kind, Gesundheit, auskömmliche Lage, einen lieb gewordenen Beruf, eine geachtete Stellung — was brauchte man denn da eigentlich noch vom Leben?

Und er dachte weiter in der Stille des Sonntagnachmittags: Selbst wenn es dazu gekommen wäre — wenn er Vela Göntz geheiratet hätte — besonnen hätte er sich ja freilich nicht lange — wäre das nun wirklich solch ein Glück gewesen? Vielleicht gerade im Gegenteil.

Man mußte die Geschichte philosophisch ansehen. Vor ein paar Jahren, als es nach seiner Verlobung noch mit dem Kommißvermögen haperte, hatte er einmal ein Lotterielos gekauft. Das hatte nichts gewonnen, und kaum zehn Nummern weiter war der Haupttreffer gefallen. Damals hatte er mit den Achseln gezuckt und sich getröstet. Das mußte er sich jetzt auch vorhalten. Wer konnte wissen, wozu es gut war.

Nun war er wieder beruhigt und ging zu seiner Frau und der Mutter seines Kindes und fand sie an dessen Wiege und trat reumütig vor sie hin: „Sei mir nicht böse!“

Und die kleine Frau Tausendfreund ließ sich nicht lange bitten. Sie hatte sich so schrecklich unglücklich gefühlt ohne ihren Männe und immer wieder gegrübelt, wodurch sie es plötzlich mit ihm verdorben habe, und sich Vorwürfe gemacht, ohne zu wissen für was. Und nun küßten sie sich, und es war alles gut. Die schwarze Wolke lag hinter ihnen, und er bat sie nur, nie zu fragen, was das eigentlich gewesen. Eine unglückliche Geschichte mit einem Kameraden, die ihm im Kopf herumgegangen. Mehr dürfe er nicht sagen.

Damit gab sich seine Frau auch ganz zufrieden. Ihr war es genug, daß er wieder der alte war und sie nach dem Abendessen gemütlich wie sonst beisammen vor der Lampe saßen, gerade wie damals, als plötzlich die Schwester gekommen war, um ihn zu Vela Göntz zu holen.

Und nun, wo alles vorüber war, durfte er ja auch von Vela Göntz reden. Jetzt hatte das ja keine Gefahr mehr, und Frau Tausendfreund interessierte sich natürlich auch dafür und war froh, daß er sein Schweigegebot von neulich vergessen zu haben schien. Beide unterhielten sich wieder von der dritten, und ihm war es ein sonderbares Gefühl, daß er da eigentlich zwischen zwei Frauen stand — der ahnungslosen Lebenden und der Toten, die in seinem Leben war. Unheimlich war das. Wenn ein Mensch abgeschieden war, dann sollte er doch Ruhe geben. Sie aber hatte in ihren letzten Minuten dafür gesorgt, ihm seine Ruhe zu nehmen. Das war gar nicht Liebe gewesen. Das war die Rache dafür, daß er sie unbewußt verschmäht hatte. Im Leben hatte er nichts von ihr wissen wollen. Um so mehr wollte sie nach dem Tode Macht über ihn haben, und er kam mit seinen Gedanken von Vela Göntz nicht mehr los, auch die folgenden Tage nicht.

Aber in einer ganz anderen Form als zuerst. Das Äußerliche — die reiche Partie, das Schloß, die Gäste, die Pferde und Diener — das war ja alles Plunder. Damit war er nach einer kurzen Anwandlung fertig geworden. Aber sie selber blieb.

Sie wuchs.

Von Tag zu Tag.

Und es war für alles zu spät.

Mit Reue sagte er sich das auf einsamen und ziellosen Spaziergängen, die er immer häufiger gegen Abend nach dem Dienste unternahm. Und eine Sehnsucht wuchs in ihm mehr und mehr.

Wonach? Vela Göntz war ja tot. Die rief keine Macht mehr zurück. Er wußte so wenig von ihr. Und hatte ihr doch so viel bedeutet. Bis in den Tod. Im Leben war sie ihm fern gewesen. Jetzt, aus dem Grabe heraus, war sie ihm nah. Wenn er sich das sagte, dann überfiel ihn ein leises Zittern. So wenig nervös er sonst war, glaubte er dann

förmlich ihre Gegenwart um sich zu spüren.

Einmal hatten bei einem Liebesmahl im Kasino die Kameraden von ihr zu sprechen angefangen, und er hatte mit pochendem Herzen zugehört. Aber es kam nichts Gescheites zutage. Allerhand Klatsch — ein paar Geschichtchen von Bällen und Schlittenpartien — nahe gekommen war ihr von den Herren ja niemand, und sie verließen auch bald das Thema.

Um so öfter sprach der Leutnant Tausendfreund zu Hause mit seiner Frau darüber. Sie war ja seine einzige Vertraute — so groß der Widerspruch auch war, daß er bei der Frau, die er geheiratet hatte, gegen die Frau, die ihn geliebt hatte, Schutz suchte.

Eine Weile hörte seine Frau auch geduldig zu. Sie hatte auch einmal mit dem Fräulein von Pytz bei einer Kaffeegesellschaft von Vela Göntz gesprochen, und aus deren Klatschereien war, wie sie ihrem Mann sagte, klar geworden, daß jene doch, gelinde gesagt, ein bißchen verdreht gewesen sei. Die meisten ihrer Einfälle seien natürlich nicht an die Öffentlichkeit gekommen. Dafür hätten die Eltern schon gesorgt. Aber was solle man dazu sagen, daß sie sich einmal, Gott weiß wie, einen Totenkopf besorgt habe . . .

„Was für ein Ding?"

„. . . einen ganz richtigen Totenkopf . . . wie gräßlich — stelle Dir das nur vor — vor zweieinhalb Jahren — ungefähr um die Zeit, wo wir geheiratet haben, Männe! Und den hat sie in ihrem Zimmer auf die Etagere gestellt — da mußte er bleiben — und einmal, wie sie vom Ball nach Hause kam, hat sie aus ihrem Rosenbouquet einen Kranz gemacht und hat den dem Totenkopf aufgesetzt. Da wurde es ihrem Vater doch zu toll — und er hat den Schädel wegschaffen lassen. Und sie hat nur gelacht und gesagt: ‚Meinetwegen . . . er bleckt doch bloß die Zähne. Er ist ein furchtbar dummer Kerl . . .'"

Dem Leutnant lief eine leichte Gänsehaut den Rücken herunter. Er hätte lieber nicht mehr von der Toten geredet.

Aber er tat es doch beharrlich, bis seine Frau eines schönen Tages die Geduld verlor: „Jetzt sag' nur, Männe — was ist das mit der Vela Göntz? Laß doch der armen Seele ihre Ruhe. . . So interessant war sie doch schließlich auch nicht, daß man immer und ewig sich mit ihr beschäftigen muß . . .?"

„Wer weiß . . ."

Sein grübelnder und sonderbarer Ton reizte sie, eben weil sie ihn nicht verstand, und sie versetzte heftig: „Ach was . . . eine hochmütige Pute war sie — Gott verzeih' mir die Sünde . . . aber es ist wahr . . ."

Der Leutnant Tausendfreund schwieg. Endlich sagte er ruhig: „Gut! . . . Ich werde nie wieder mit Dir über Vela Göntz reden. Du hast ganz recht!"

Von dieser Stunde ab war er ganz allein.

Seine Frau merkte anfangs gar nicht, wie sehr sie sich ihn durch die paar Worte über die Verstorbene innerlich entfremdet hatte. Erst allmählich kam ihr die Veränderung in ihm zum Bewußtsein, als er immer länger von zu Hause wegblieb. Und nicht etwa wie sonst, der Jagd wegen oder um im Kasino Kameraden zu treffen — er blieb für sich allein — irgendwo da draußen, wo die Stadt aufhörte — am liebsten gegen Abend in der Dämmerung.

Und kam er heim, so erschien ihm das so nichtig, was seiner Frau wichtig war und ihren Geist und ihre Hände beschäftigte — all der Tausendkram des Tages. Er konnte dem, was in seinen vier Pfählen geschah, kein Interesse mehr abgewinnen. Er kam sich in seiner Häuslichkeit wie ein Fremder vor. Er zwang sich zuzuhören, wenn die kleine Frau schon mit immer unsicherer und bangerer Stimme, etwas sprach, und vermochte es doch nicht, sondern dachte an Vela Göntz. Allmählich merkte sie doch, daß seine Ohren gegen sie taub geworden waren — sie wußte nicht warum — und wurde immer schüchterner und lernte allmählich auch das Schweigen.

Und nun ärgerte es ihn wieder, daß seine Frau so still und kummervoll an ihrer Stickerei arbeitete. Und die Bilder an der Wand ärgerten ihn, die törichten Rehgehörne, die Plüschmöbel, der Kanarienvogel, dieser ganze behagliche Plunder — und er selber, wie er da saß,

Digitized by Google

ärgerte ihn am meisten, und er bekam Mißtrauen und Überdruß vor sich selbst.

So verstrichen die Tage in einer Beklommenheit, die immer schwerer auf beiden lastete.

Und endlich gab es einen entscheidenden Auftritt zwischen ihnen. Die kleine Frau Leutnant wußte sich keinen Rat mehr. Auf einmal verlor sie ganz die bis dahin mühsam bewahrte Fassung. Sie schluchzte verzweifelt auf und schrie los: Was das denn sei? Wodurch sie das verdient habe ... Und das hielte sie nicht mehr aus ... diese unwürdige Behandlung ... man glaube ja förmlich, es sei ein böser Geist ins Haus gefahren und mache ihren Mann ganz verdreht. Und der zuckte dabei zusammen und schwieg — und sie verfiel in Weinkrämpfe und erklärte mit erstickter Stimme, bebend vor Erregung, wenn das so weiter ginge, dann zöge sie zu ihrem Vater — oder zum Onkel Alexander aufs Gut — mit dem Kind — dann könne er schauen, wie er allein hier mit sich und allem fertig würde — und er hörte das an und gab ihr nur die Hand — sie erwiderte seinen Druck nicht, sondern weinte still — und ging wieder hinaus in die Dämmerung. Sein Weg führte ihn immer am Hause des Generals von Göntz-Bullau vorbei, das jetzt tot, mit herabgelassenen Läden dalag. Denn die Eltern Velas hatten eine Urlaubsreise nach Italien angetreten. So fiel es gar nicht auf, wenn der Leutnant Tausendfreund so oft vor diesem Gebäude stehen blieb. Ihm war, als müsse an dem noch etwas von Velas Nähe haften. Hier hatte sie doch gelebt. Hier war sie gestorben. Und weiter wußte er eigentlich nichts von ihr.

Er konnte sich nicht einmal ihr Äußeres genau aus der Erinnerung heraus einprägen.

Da sah er, als er jetzt durch die abendlichen Straßen ging, daß einige Leute das hell erleuchtete Schaufenster eines Photographen betrachteten. Er warf auch einen geistesabwesenden Blick hinein und machte jäh halt.

Das war sie. Der Photograph hatte ihr Kabinettbild noch einmal ausgestellt, zwischen den Porträts anderer gleichgültiger, lebender und dumm lächelnder Leute. Der Leutnant Tausendfreund erkannte sie sofort. Sie sah durch die Scheibe hindurch ihn an — gerade ihn, mit ihren großen Augen. Er konnte den Blick nicht von der Photographie losreißen. Das dauerte wohl eine Viertelstunde. Um ihn war der Lärm der Straße. Die Leute kamen und gingen. Ihn störte das nicht. Er sog seine Augen voll an ihren Zügen, die ihm förmlich zu leben und für ihn wieder eine Weile zu atmen schienen. Dann räusperte sich jemand neben ihm. Es stand da ein Herr vor dem Schaufenster. Es schien, als ob er den Leutnant Tausendfreund mißbilligend von der Seite her betrachtete: Ein Herr in seinen Jahren, in sehr elegantem Zivil, mit Schmissen aus der Korpsstudentenzeit auf der linken Wange. Er war vor einer Viertelstunde auch schon dagewesen und hatte sich Vela Göntz angesehen. Der andere erkannte ihn wieder. Nun musterten sich die beiden Nebenbuhler stumm, mit einer Art von Feindseligkeit. Dann drehte sich der Leutnant Tausendfreund um und setzte seinen Weg fort.

Aber von jetzt ab ging er jeden Abend zu dem Laden, wo die Photographie schon auf ihn wartete. Und fast jedesmal war auch der fremde Herr mit den Schmissen da oder schritt wenigstens hinter ihm vorüber und ungeduldig auf und ab. Beide kannten sich nun schon. Sie wußten, daß sie sich im Wege waren. Und der Leutnant Tausendfreund ließ sich durch den Unbekannten von dieser Stätte nicht verdrängen, bis eines Tages ihr Bild aus dem Schaufenster verschwunden war und der Photograph das Porträt eines dicken, lächelnden, die rechte Hand in der Hosentasche vergrabenden Herrn an ihre Stelle gesetzt hatte. Doch nun wußte der Leutnant Tausendfreund ganz genau, wie sie aussah. Er brauchte nur die Augen zu schließen, so stand sie vor ihm in ihrer kalten, blonden Schönheit. Und das tat er jetzt immer. Er rief sie sich, wo er ging und stand — auch daheim — auch im Dienst — er konnte nicht anders — sie gehörte zu ihm — oder vielmehr er gehörte zu ihr ... oder gehörte überhaupt ihr ...

Digitized by Google

Dabei aß er wenig und magerte ab und bekam eine gelbe Gesichtsfarbe und machte Dummheiten im Dienst und hörte nicht zu, wenn die Vorgesetzten sprachen, und gab den Kameraden zerstreute Antworten. Es war nicht richtig mit ihm. Das merkten allmählich auch die andern.

Das Bataillonsexerzieren hatte inzwischen begonnen. Und eines Tages, als der Leutnant Tausendfreund vom Übungsplatz, wo er mit seinem Zug sehr bedenkliche Manöver ausgeführt hatte, nach Hause gekommen war, klingelte es und der Stabsarzt ließ sich bei ihm melden.

Der dicke, joviale Herr kam nicht dienstlich. Beileibe nicht. Er wollte sich nur einmal erkundigen, ob der Leutnant Tausendfreund nach jenem bösen Sturz vom Pferde, wegen dessen er ihn vor einem Jahre behandelt, am Ende gar noch irgendwelche Folgeerscheinungen habe?

„Nicht im geringsten!"

„Kein Kopfdruck . . . kein Schwindel . . . keine allgemeine Unruhe?"

„Wie kommen Sie darauf, Herr Stabsarzt?"

„Gott . . . Es hinkt doch leicht etwas nach, bei solchen Geschichten . . . gerade auch melancholische Gemütszustände sind nach solchen Insulten der Hirnschale beobachtet worden. Die geben sich wieder. Man muß nur was Vernünftiges dagegen tun. Sie sehen mir viel zu trübe aus den Augen, mein lieber Tausendfreund!"

„Mir fehlt gar nichts!"

Der Blick des Militärarztes ruhte forschend auf ihm. Dies Mißtrauen reizte den Premierleutnant. Er fragte schroff: „Hören Sie 'mal: Hat Sie am Ende der Oberst hergeschickt?"

„Wo denken Sie hin?"

„Oder sonst ein Vorgesetzter?"

„Auch nicht. Ich bin rein zu meinem Vergnügen gekommen!"

„Das glaube, wer mag!" murmelte der Leutnant Tausendfreund und begleitete seinen Besucher bis zu der Flurtüre. Dann kehrte er in das Zimmer seiner Frau zurück und schrie: „Warum hast Du nach dem Arzt geschickt?"

Sie war erschrocken. Sie hatte den Stabsarzt doch so ausdrücklich gebeten, nicht zu verraten, daß er auf ihren Wunsch käme, und sie sagte gedrückt und doch mit einem Trotz, der ihr sonst fremd war: „Ich hab' es für nötig gehalten!"

„So — weshalb denn?"

„Weil Du krank bist . . ."

„Nein!"

„Doch! Der Sturz von damals geht Dir nach!"

„Der war gar nicht so schlimm!"

„So? . . . Und drei Tage hast Du keinen Namen von irgendeinem Mann Deiner Kompagnie mehr gewußt — und vergessen, wie der Oberst heißt — und die Worte verwechselt, wenn Du gesprochen hast. Mit solch einer leichten Gehirnerschütterung darf man doch nicht spaßen. Da besteht immer noch eine Zeitlang ein Reiz, der . . ."

Der Leutnant Tausendfreund zitterte vor Zorn. „Ich bin gesund! Wie es mit mir steht, das kann niemand außer mir selber beurteilen. Auch Du nicht! Und daß Du mich derart überwachst — daß Du mich vor dem ganzen Regiment als krank hinstellst und sie jetzt schon womöglich im Kasino Witze über mich reißen — dazu bin ich nicht der Mann! Das verbitte ich mir! . . . Mich muß man meine eigenen Wege gehen lassen . . ."

„Ich werd' es nächstens tun . . ."

Die kleine Frau sagte das nicht tränenerstickt wie sonst, sondern mit ganz fester Stimme. Und als er sie befremdet ansah, setzte sie hinzu: „Wenn das so fortgeht, dann ist es vielleicht am besten, ich selber gehe mal fort — auf einige Zeit — damit Du mich los bist und einsiehst, daß ich für nichts kann . . ."

Und als Tausendfreund ein paar Tage später vom Dienst nach Hause kam, da war der Mittagstisch wohl bestellt, wie sonst, aber es war nur für einen gedeckt. Sein Haus war leer. Seine Frau war abgereist, zum Onkel Alexander aufs Land, und hatte das Kind mitgenommen. Sie würde überall sagen, daß es wegen dessen Gesundheit geschehe, schrieb sie, damit niemand Verdacht schöpfe. Und sie sei ihm gar nicht böse. Sie wisse, er sei krank und sie ihm jetzt nur zur Last. Sowie sie einen Brief von ihm erhielte: ‚Jetzt brauche ich Dich wieder!' so käme sie sofort und würde alles zu vergeben und zu vergessen suchen!

Der Leutnant Tausendfreund lächelte

Digitized by Google

trübe. Er wunderte sich über nichts mehr. Seine Frau tat ihm leid. Aber er konnte ihr nicht helfen — so wenig wie sich selber.

Seltsam, wie still die Wohnung von nun ab war — wie totenstill! Das war das rechte Wort, wenn man wie er fortwährend an eine Tote dachte. Vielleicht war das wirklich eine fixe Idee ... Vielleicht kam das von dem Sturz mit dem Pferde. Sehr wahrscheinlich. Aber was nutzte ihm diese Erkenntnis? Er konnte ja nicht einmal damit zum Arzt gehen und sich offenbaren. Er mußte die Ursache, den Anstoß zu seiner Krankheit verschweigen. Sein Versprechen hielt ihn gefangen. Deswegen gab es für ihn auch keine Rettung: vor Vela Göntz. Denn nun war sie Herrin im Hause. Überall sah er sie im Geiste vor sich. Sie schaltete in der Wohnung und ordnete die Blumen am Fenster und begoß die Palme in der Ecke und strich sich vor dem Spiegel das Haar und saß ihm bei Tisch gegenüber und ließ in der Dämmerung die Tasten des Klaviers leise in rätselhaften, verhallenden Akkorden erklingen.

Dabei wußte er doch ganz gut, daß sie nicht eigentlich da war — daß er sich sie nur einbilde. Aber nur, solange es heller Tag war. Mit Einbruch der Dämmerung erfaßte ihn eine Angst, die er früher nie gefühlt: Angst vor Vela Göntz selbst. Dann war sie ihm nicht das vertraute Bild, wie im Sonnenschein — dann wurde sie schrecklich.

Ein paar Abende hatte er es versucht, es bei der Lampe und einem Buch auszuhalten. Der Platz seiner Frau auf dem Kanapee war leer. Aber er fühlte von da einen kalten Hauch — das war Vela Göntz, die unsichtbar sich neben ihn gesetzt hatte und ihm half, die Seiten umzublättern, und er sprang auf und schritt im Zimmer auf und nieder und bildete sich ein, Vela Göntz ginge hinter ihm her, unhörbar, wie sein Schatten, und plötzlich stürmte er in den Vorflur, nahm Degen und Mütze und sprang die Treppe hinab auf die Straße.

Auf der konnte er schließlich nicht bleiben. So suchte er eine kleine Weinkneipe in der Nachbarschaft auf. Offiziere verkehrten sonst da nicht. Da saß er nun jeden Abend mutterseelenallein, in alte Zeitungen starrend, bis um ein Uhr das Lokal geschlossen wurde, und trank jedesmal seine zwei, drei Flaschen Wein. Wenn er dann nach Hause kam, war er so betäubt, daß er einige Stunden fest schlief. Wachte er dann auf, so war es jetzt im Mai schon wieder heller Tag.

Natürlich erfuhren auch die Kameraden bald von seinem Aufenthalt und schüttelten die Köpfe. Wenn ein Strohwitwer schon jeden Abend ausgehen mußte, dann gehörte er doch in das Kasino. Aber dort oder sonst unter Bekannten zeigte er sich nicht mehr. Er wich ihnen auch auf der Straße geflissentlich aus.

Beim Dienst kam er ja noch mit den anderen Offizieren zusammen. Aber auch da verfehlte er es mehr und mehr, und eines Tages sagte ihm sein Hauptmann und Freund vertraulich: „Also, nun einmal ein offenes Wort — auch im Namen der oberen Bonzen ...“ Dabei wies er nach den Herren mit dicken Epauletten. „So geht das nicht weiter! ... Melde Dich krank!“

„Woran denn?“

„Das wird Dir der Stabsarzt schon sagen! Der erzählt schon seit Wochen, Du gehörtest 'mal auf einige Zeit in so 'ne Kaltwasserkunst! Und — ehrlich gestanden — mir und den andern kommt das allmählich auch so vor! Heute hast Du beim Rechtsabmarsch in Kolonne Deinen Zug einrücken lassen ... lieber Freund: Das waren keine Soldaten mehr, sondern ein Kegelverein auf 'ner Landpartie ... ne — da muß nun ein Wandel eintreten!“

So bekam der Premierleutnant Tausendfreund acht Wochen Krankheitsurlaub. Er sollte in ein Sanatorium abreisen, das ihm der Stabsarzt bezeichnet hatte. Aber vorher ging er noch auf den Kirchhof, zu Vela Göntz' Grabe. Das hatte er bisher noch nie getan. Eine letzte Scheu hatte ihn davon abgehalten.

Nun stand er doch vor dem mächtigen und von einer Menge verwelkter Kränze umgebenen Marmorkreuz und las darauf:

‚Isanthe Christine Vela Freiin von Göntz-Bullau, geboren den 22. November 1860, gestorben den 9. März 1886,

Digitized by Google

und dachte sich: ‚Gestorben an Dir' — — und ihn fröstelte. Er war in keiner andächtigen Stimmung. Auch nicht in der Trauer, mit der man am Grabe eines Menschen weilt, den man geliebt hat, und der einen — nein, jetzt hatte er die Empfindung, daß sie ihn nicht geliebt, sondern nur begehrt hatte — in einem ganz irren, blinden Drang — und weil sie ihn nicht bekommen, hatte er nun einen Feind da unten liegen, einen Todfeind ... der war tot und lebte doch und griff nach ihm ...

Wie hatte doch der Arzt gesagt: diese unergründliche, unfaßbare Schwermut kam zuweilen als die Folge eines Unfalls, aus einer empfindlich gebliebenen Stelle im Gehirn? Er sprach noch einmal darüber mit jenem und der bestätigte ihm: „Lieber Tausendfreund, Sie sind damals zu hart auf den Kopf gefallen — nun wünschte ich nur, es fiele Ihnen wieder etwas auf den Kopf und rückte ihn gewaltsam gerade — bildlich gesprochen — irgendeine ungewöhnliche Erschütterung. Man hat schon Leute durch den Schrecken kuriert, indem man sie unversehens in kaltes Wasser stieß! ... Na — das läßt sich nicht erzwingen! ... Wann reisen Sie denn?"

„Morgen!"

Der Leutnant Tausendfreund packte daheim entschlossen seinen Koffer. Er wußte besser als der Doktor: Es war die höchste Zeit!

Ehe er am nächsten Abend fuhr, wollte er von Vela Göntz' Grabe Abschied nehmen. Am späten Nachmittag betrat er den Friedhof.

Neulich war es vor dem Marmorkreuz still und menschenleer gewesen. Aber heute sah er zu seinem Zorn: Es stand schon jemand an dem Hügel. Still wie eine Schildwache. Das war der Herr mit den Schmissen, der früher immer vor dem Schaufenster in das Bild von Vela Göntz versunken gewesen, und jener erkannte sofort auch ihn wieder.

Der Leutnant Tausendfreund wollte warten, bis der andere, der ihn störte, sich entfernt haben würde. Aber eine Stunde verging, die Sonne schien auf das dunkle Kirchhofgrün, die Vögel sangen, und der fremde, elegante Herr rührte sich nicht. Der verteidigte seinen Platz. Und er auch. Er war gereizt. Er faßte auf der anderen Seite des Grabes Posten und schaute zuweilen ungeduldig nach dem Störenfried hinüber. Ihre Blicke trafen sich immer häufiger, und in ihnen lag allmählich nicht nur die Feindschaft von Nebenbuhlern, sondern auch die Gemeinschaft von Schicksalsgefährten — eine stumme Frage: ‚Auch Du?'

Und so verstrich wieder eine lange Zeit. Keiner von beiden wich. Da sagte plötzlich der fremde Herr, und es war seltsam, wie diese Menschenstimme das Schweigen des Grabes unterbrach: „Sie haben sie auch gekannt?"

„Ja."

Es war eine Pause. Beide wußten nicht, ob und was sie weiter reden sollten. Dann hub der andere doch wieder an: „Sonderbar ... ich kann mich gar nicht erinnern, Sie im Hause gesehen zu haben ..."

„Das ist auch schon einige Jahre her!"

„Ach so."

Wieder die Stille.

Und nun fragte der Leutnant Tausendfreund: „Aber Sie waren oft dort?"

„In den letzten zwei Jahren, seit ich hier bin, sehr oft. Fast jeden Tag."

Die beiden schauten sich an, und der Fremde holte auf einmal hastig das Vergessene nach: „Sie gestatten ... Regierungs-Assessor von Ortlieb."

„Premierleutnant Tausendfreund."

„Sehr angenehm."

Und nun gingen sie nebeneinander immer rund auf dem Kiesweg um das Grab. Anfangs stumm. Dann fragte der Assessor: „Ihnen ist's wohl auch so gegangen?"

„Wie?"

„Na — wie allen ..."

Dabei zuckte er die Achseln, und nun begriff der Leutnant Tausendfreund: Jener meinte, daß er sich auch seinerzeit seinen Korb von Vela Göntz geholt und seitdem ihre Nähe habe meiden müssen, und er nickte wie zur Bestätigung, und Herr von Ortlieb sagte: „Da war ich schlauer. Ich hab's nie eigentlich versucht. Ich wußte, unter der Hand — von ihr selber — daß es aussichtslos war. So hab' ich wenigstens bei ihr im Hause verkehren können, bis zuletzt ..."

Digitized by Google

Dem Leutnant Tausendfreund schlug das Herz. Da war jemand, der von ihr kam, der ihm etwas von ihr erzählen konnte. Er begann auf Umwegen, andeutungsweise, ihn auszufragen. Aber diese Vorsicht war gar nicht vonnöten. Der andere war glücklich, von Vela Göntz reden zu dürfen. Auch seine Lippen waren ja sonst versiegelt, im Getriebe der großen Stadt dahinten, die Vela Göntz schon halb vergessen hatte. Wie konnte er da von dem, was er auf dem Herzen hatte und wie ein Heiligtum pflegte, anfangen, am Stammtisch der Herren von der Regierung, wo sie ihre Mikoschwitze rissen, oder in den Salons, wo ihn jedermann als den ewigen Freier kannte und seit zwei Jahren belächelt hatte. Nun fand er endlich eine gleichgestimmte Seele. Einen Menschen, der atemlos zuhörte, bei allem, was er ihm von der Toten da unten berichtete.

Und der Leutnant Tausendfreund erfuhr jetzt endlich etwas über Vela Göntz' äußeres Sein. Wie sie den Tag verbracht, mit wem sie verkehrt, was sie für Kleider getragen, wer ihre Freundinnen gewesen — wenn sie überhaupt welche hatte — erfuhr über ihre Verehrer, ihre Lieblingsblumen, die Bücher, die sie gerne las ... der Assessor von Ortlieb kannte das alles. Er war eine Art Hausfreund gewesen, der Berater bei Bällen und lebenden Bildern und Liebhaber-Aufführungen, der Vertraute von Vela Göntz in vielen Dingen — es mußte ein seltsames Verhältnis zwischen ihnen gewesen sein, das auf dem hoffnungslosen Verzicht seinerseits beruhte — eine Art Kameradschaft. Unter deren Schutz hatte sie sich unbefangener und offener als sonst gegeben und ihn manches erraten lassen, was die anderen nicht wußten.

„Und doch war in ihr etwas Unergründliches!" sagte er, während sie im Abenddämmern zusammen der Stadt zuschritten. „Es lag ein Schatten über ihrem Leben — den ahnte man wohl — aber was es eigentlich war, das hat niemand herausgebracht. Jedenfalls war sie nicht glücklich ... nie ..."

Und nach einer Weile hub er wieder an: „Sie war ja ein wunderlicher, wunderlicher Mensch — so voll Rätsel und Widersprüche. Manche nannten es selbst krankhaft — mag sein — wenn das eine Krankheit ist, was der Rechte so leicht hätte vielleicht heilen können!"

Man merkte ihm an, wie gerne er selbst der Arzt ihrer Seele geworden wäre — ein Mensch, der, seit er sie kannte, vom Leben nichts wollte als sie. Und doch war jetzt, wo er sie verloren, in ihm solch eine merkwürdige Ruhe. Er sprach ganz klar und gelassen, er lächelte zuweilen sogar in der Erinnerung an sie, er schien ganz mit dem Schicksal ausgesöhnt, und diese leidlose Stärke begriff der Leutnant Tausendfreund nicht. Aber gerade darum zog ihn der andere so mächtig an. Der war der Gebende, er der Nehmende, der ein Held, er nur schwach dagegen — eben darum ergänzte er ihn und war jenem willkommen.

Sie waren auch am Abend zusammen in der Weinstube und sprachen wieder von Vela Göntz, oder vielmehr der Assessor von Ortlieb sprach, und der Leutnant Tausendfreund hörte andächtig zu. Daheim stand sein Koffer halbgepackt. Er schloß ihn nicht. Er reiste nicht ab. Er konnte nicht weg, jetzt, wo Vela Göntz plötzlich Stimme und Gestalt bekommen hatte und durch den Mund jenes Dritten zu ihm redete.

Am nächsten Tag trafen sie sich wieder auf dem Friedhof und trennten sich erst um ein Uhr nachts. Und als der Stabsarzt am dritten Tag den Leutnant Tausendfreund zur Rede stellte: „Was — noch hier?" da wurde der so heftig, daß es einen Auftritt zwischen ihnen gab und jener drohte, er müsse es jetzt dem Oberst melden! Das ginge so nicht — den Krankheitsurlaub hier in der Garnison zu verbringen! Der Leutnant Tausendfreund aber zuckte nur die Achseln. Mochte der Oberst sagen, was er wollte. Das war ihm gleich. Eigentlich war ihm alles gleich, was nicht Vela Göntz betraf.

Und das fühlte er doch wieder als solch ein Unrecht gegen seine Frau — gegen sein Kind — gegen alle Menschen, daß er in dieser Zeit ganz am Leben verzweifelte. Wo sollte das schließlich hinaus? Er hatte kein Recht mehr zu sein. Das wiederholte er sich so lange in dumpfer Entschlossenheit, bis er es

selber glaubte, und eine schreckliche Versuchung in ihm wuchs und ihn quälte, dem allem ein Ende zu machen. Denn diese Traurigkeit — diese Reue war nicht zu ertragen. Das kam nicht mehr von seinem Sturz. Nein. Er war wirklich ein Ausgestoßener. Ein Elender unter den Menschen. Er sah die Seinen nicht wieder. Er sah bald den blauen Frühlingshimmel nicht mehr und das ganze liebe lachende Leben. Es zog ihn fort daraus — in das Dunkel — an einer unsichtbaren Hand, und er konnte sich nicht dagegen wehren und brach in heiße Tränen aus. Und plötzlich fürchtete er in seiner Mutlosigkeit, er würde noch über der Geschichte verrückt — vielleicht bald — er war doch offenbar schon auf dem Weg dazu, und der Gedanke war ihm zu viel. Den ertrug er nicht. Dem mußte er vorbeugen. Und als er sich an diesem Tage später als sonst zum Ausgehen fertig machte, da steckte er sich, als müsse das so sein, den Revolver in die Tasche und schritt so wie ein Schlafwandler nach dem Kirchhof. Und ihm war, als träumte er das alles, was er vorhatte, und wisse, daß es ein Traum sei, und könne sich doch nicht von ihm befreien.

Als er den Friedhof betrat, dämmerte es. Dort drüben war Vela Göntz' Grab. Und auf einmal blieb er stehen und riß die Augen auf und fuhr sich mit der Hand über sie hin und schaute wieder nach vorn in das Abendgrauen, und was er dort sah, das blieb: er sah sich selber bereits tot auf dem Grabe liegen . . . den Revolver daneben . . .

Und so schrecklich das war, er dachte nicht an Umkehr. Er mußte vorwärts, während sein Herz stillstand — vorwärts zu sich hin — den kalten Schweiß auf der Stirne — die Füße trugen ihn wider Willen, Schritt um Schritt, einem Anblick entgegen, bei dem er den Verstand verlieren mußte, wenn er ihn überhaupt noch besaß, und er sagte sich, wie er auf den Fußspitzen, als könne er sonst die Vision verscheuchen, durch die Dämmerung schlich, mit einer unheimlichen, lächelnden Neugier: ‚Ich muß doch einmal sehen, wie ich ausschau' . . .'

Dabei dachte er doch unwillkürlich, die Erscheinung würde sich, wenn er näher käme, in Nichts auflösen. Sonst hätte er doch wohl nicht den Mut gehabt, so mit seinem bißchen Hirn und seinen fünf Sinnen zu spielen. Aber der Tote auf dem Grabe blieb. Der erwartete ihn. Und als der Leutnant Tausendfreund vor ihm stand, da erkannte er: das war überhaupt gar nicht er! — Das war der Regierungsassessor von Ortlieb.

Der hatte ohne Vela Göntz nicht weiter leben mögen und sich da, wo sie ruhte, erschossen. Sie hatte sich ihren Freund und Vertrauten zu sich heruntergeholt, unter die Erde. Da lag er nun. Still wie ein Schlafender. Und dem Leutnant Tausendfreund war, als ruhte auf diesen aschfahlen, schmerzlichen, feierlich-starren Zügen eine Warnung und Mahnung: Für Dich lieg' ich hier! . . . Für Dich hab' ich es getan, ohne es zu wollen — nicht für die da unten, die nichts mehr von meinem Opfer erfährt: Geh' hin und tu' nicht desgleichen! Geh' hin und sei ein Mann! . . . Geh' hin ins Leben und laß' die Toten ruhen . . .

Lange, lange stand der Leutnant Tausendfreund und sah auf den Assessor von Ortlieb nieder, dem er nicht mehr helfen konnte. Denn der war schon ganz kalt, und seine Hand, die er aufhob, war steif. Und allmählich kam durch die Erschütterung dieser Stunde eine gewaltige Last in ihm ins Wanken und Weichen, sie sank Zoll um Zoll von ihm, daß er wieder Luft schöpfen konnte, wie früher — und wälzte sich wuchtig, dröhnend wie ein Zentnerstein, hernieder auf den da unten, der sie tragen konnte, weil er sie nicht mehr fühlte und sie mit sich nahm in das Nichts. Und er, der da oben stand, der da atmete, der da lebte — er wurde frei, frei durch dieses dräuende Spiegelbild seines eigenen Schicksals — er gewann Kraft und Mut, den natürlichen Stolz des beseelten und bewußten Menschen gegen die träge, aus den Reihen des Seins gestoßene Masse da vor ihm, die bisher der Assessor von Ortlieb gewesen.

Und so ward ihm der Tote zum Wegweiser in das Leben. Eine Verachtung gegen jenen, der gegen das Schicksal zu schwach gewesen, stieg in ihm auf und

Digitized by Google

wurde zu einem erschütternden und heilenden Schrecken vor sich selber, der das gleiche hatte tun wollen, und zum Willen zur Umkehr und zur Gesundheit. Er brauchte nur in dem Zwielicht des aufgehenden Mondes das bleiche Antlitz des Assessors von Ortlieb mit dem halbgeöffneten Munde und der Kugelspur in der Schläfe und den starren Augen, in denen förmlich ein: ‚Tu's nicht! Tu's nicht!' zu lesen war, anzusehen, so schüttelte ihn ein Grauen, ein Ekel, und plötzlich drehte er sich um und eilte davon und floh den Weg hinab bis zum Gitter des Gottesackers. Das war schon verschlossen. Er klingelte dem nebenan wohnenden Pförtner und bat, ihm zu öffnen, weil er sich verspätet habe, und sagte, als er draußen war, nur zu dem Mann: „Sehen Sie einmal nach: Auf dem Grab von Fräulein von Göntz hat sich jemand erschossen!" und ging, ohne die Antwort des verblüfften Totengräbers abzuwarten, fort in die lichterhelle Stadt, zu den Menschen, zu dem Leben zurück.

Daheim wartete sein Schwiegervater auf ihn. Der war aus seinem Wohnort gekommen, um ihm noch einmal ins Gewissen zu sprechen. Aber er ließ den alten Major gar nicht erst zu Worte gelangen. Er faßte seine beiden Hände und sagte: „Verzeih mir! ... Verzeiht mir alle! ... Und fragt nach nichts. Denn ich kann keine Aufklärung geben. Und macht mir keine Vorwürfe. Denn ich kann nichts dafür. Ich war krank. Sehr krank. Aber nun werd' ich wieder gesund. Das fühl' ich. Und bleib' es!"

Und da der alte Herr ihn erstaunt ansah, fuhr er fort: „Bitte, führe mir meine Frau und mein Kind wieder zu. Ich hab' solche Sehnsucht nach ihr ... sie muß mir helfen, ganz zu genesen!"

Da sagte der Major a. D. nur: „Dann komm'! Wir wollen zu ihr fahren!"

Und am nächsten Morgen reisten sie zusammen ab, und er brachte der Tochter ihren Mann und dem Enkel seinen Vater wieder und ..."

* * *

Draußen, bei den Doppelposten, fiel ein Schuß. Ein zweiter, ein dritter, ein Geknatter hinterher. Wir Hauptleute und Leutnants waren so in die Erzählung des Majors vertieft gewesen, daß wir uns jetzt erst in die Manöverwirklichkeit zurechtfanden. Um uns graute schon der Morgen. Aus den Leinwandbahnen der Windschirme kroch schlaftrunkene Mannschaft durcheinander, und schon gellte durchdringend die Stimme des Majors, während er den Degen herausriß: „An — die — Gewehre! ..."

Dabei schwang er sich auf das Pferd. Ein Hauptmann fragte noch schnell: „Und wie ist es mit dem Leutnant Tausendfreund dann noch geworden, Herr Major?"

Und er erwiderte: „Was soll noch viel mit ihm geworden sein! Er hat eben von da ab in Ruhe weiter gelebt wie andere Leute und lebt wahrscheinlich heute noch ..."

Von drüben her kam der Angriff. Es krachte und böllerte, und mitten darin schoß es mir durch den Kopf: ‚Herrgott — der Major hat da vielleicht seine eigene Geschichte erzählt ...'

Aber es war nicht mehr Zeit darüber nachzudenken. Vor uns, über dem Hügelkamm, tauchten schon in langen Reihen die weißen Helmbezüge des Gegners auf, ganze Feuerlinien prasselten, und alles verlor sich im Lärm und Getümmel des Gefechts.

Die Sehnsucht.

Meine Jugend hatte einst ein Haus,
Das von vielen Fenstern helle war.
Schwalben flogen, zogen ein und aus,
Blumen standen, wo die Schwelle war.

Ging ein Licht in meiner Jugend Haus,
Das der Sehnsucht seine Opfer brannte,
Flogen Wünsche, wie die Vögel, aus,
In die Ferne, die mein Herz nicht kannte.

Überm Wald, vor meiner Jugend Haus,
Standen nachts die Himmel voller Kerzen.
Zu der Schwelle lehnt' ich mich hinaus,
Lag die Sehnsucht still an meinem Herzen.

Will Vesper.

Digitized by Google

Hausfrau.

Gemälde von Prof. Eduard v. Gebhardt.

Digitized by Google

Die Herrenmode im XIX. Jahrhundert.

Zylinder und Frack — zwei zahm gewordene Revolutionäre. Von Ed. Heyck.

Es wird nicht allzu viele Deutsche geben, die sich nicht verpflichtet fühlen, über den Frack und desgleichen über den Zylinder, der in diesem Fall Schlot oder Angströhre genannt wird, schlechte Witze zu machen. Man kann daraus auf die einfachste Weise entnehmen, daß beide, Frack und Zylinder, als etwas Höheres betrachtet werden, denn so ist der Deutsche einmal; es gehört zu seiner bürgerlichen Männlichkeit, man kann sagen, zu seiner kulturellen Vormärzlichkeit, daß er über alle Dinge, die ihm im ehrlichen Grunde Respekt oder irgendwie ein feierliches Gefühl abnötigen, vom Kaiser bis zu der Schwiegermutter, mit einer Art schamhafter Selbstverleugnung spötteln muß. Man stöhnt über eine ungerechte Zumutung, wenn man den Frack anziehen muß, — und bei eben diesen Gelegenheiten, etwa einem Tanzfest, wäre es doch ganz gewiß schrecklicher, im warm zugeknöpften Bratenrock zu sein. Ich will damit nicht als Ritter der Schönheit des Fracks auftreten, am wenigsten eines schlecht sitzenden. Das steht auf einem anderen Blatt, es handelt sich an dieser Stelle nicht um Ideale und Phantasien auf dem Gebiete der Kleidung, sondern um Relativitäten auf Grund des „Bestehenden", dessen symbolische Bekrönung der Frack nun einmal ist.

Noch mehr aber gilt von dem Zylinder, daß die tuerische Abneigung gegen ihn nichts als ein meinungsloses Mitreden, und daß sie, wenn ehrlich, ein empfindlicher Mangel an Kulturgefühl ist. Wenigstens — denn der Vorbehalt muß gewahrt werden — wieder innerhalb des Bestehenden, nach Maßgabe des Systems unserer Mode und ihrer Differenzierung. Ohne Frage ist der Zylinder ästhetisch gar nichts so Übles, und außerdem hat er nicht geringe, um das Wort noch einmal zu wiederholen, Kulturwerte, erzieherische sowohl, wie anzeigende. Er ist wie kein anderer Hut ein Taxameter der Persönlichkeit, die ihn trägt.

Jeder andere Hut schafft Kategorien, läßt den Menschen an sich in einen Stand oder Beruf hinein versinken. Mit Schlapphut, Brille und etwas länglichen Locken stellt genau so gut, wie der Theaterfriseur, auch die Täglichkeit aus beliebigem Material einen Gelehrten her, mit Schlapphut und wehendem Schlips bringt sie den Künstler zurecht; mit kleinem Strohhut, ein recht buntes Bändchen drum, macht sie einen Greis zum Bonvivant; mit dem steifen, schwarzen Kürbishut proklamiert sie die Gesinnung des juste milieu, die Mimicry des Verschwindens in die anständige Üblichkeit, weil momentan kein Wunsch ist, aus ihr herauszutreten. Aber der Zylinder hebt bis zur Schonungslosigkeit die Kategorien und die Anpassung auf. Er verlangt, genau wie der Lakai, daß ein wirklicher Herr zu ihm gehört; unerbittlich zeigt er an, wer in ihm zu Unrecht stolziert, und auch die Menge solcher, die ihn mißbrauchen, überwindet ihn nicht. Dieser lautlos seine Kritiker erhebt, wie das Monokel, das Schafsgesicht in seinen eigenen Superlativ, er stellt der modegekleideten Nichtigkeit das zuverlässigste Zeugnis aus, und wiederum ist er es, der einen wirklich guten Kopf, ein bedeutendes oder vornehmes Gesicht am reinsten zur individuellen Geltung bringt. Sodann gehört er zu den bequemstsitzenden Hüten. Und vor allem, er verstärkt den vertikalen Eindruck der Erscheinung, er streckt sie, macht sie länglicher, anstatt breiter, und erfüllt eine Ästhetik, die nicht nur den kräftigen Figuren zugute kommt, sondern die auch für die schmalen wiederum das Logische ist. Kurzum man sollte, statt zu räsonieren, bekennen, daß er uns wohlwollend regiert.

Zu dem Regierenden, Herrschenden, dem Tonangebenden gehört er ja in der Tat. Und ebenso der Frack. Sie tun es beide in ihrer schon angedeuteten Eigenschaft als soziales oder kulturelles Symbol. Es ist ein wundersamer Weg,

den sie damit durchlaufen haben, von ganz unten nach ganz oben, und auch dieser ihr Kulturweg wieder ist Sinnbild von vielem, was für unsere Nation charakteristisch ist. Der bei den Deutschen, überhaupt den Germanen, lebendige Sinn geht nun einmal durchaus nicht, wie bei anderen Völkern, auf die Nivellierung, auf die flache Gleich- oder Faulmacherei. Vielmehr der ganze Strudel strebt nach oben; wir mögen uns noch so demokratisch gebärden, solange wir unten sind: es ist doch die Richtung nach aufwärts, wohin alle die bloß unbefriedigten, bloß ungünstig placierten Kräfte drängen. Nicht dahin geht der Sinn unserer Freiheitsauffassung, sich als einzelner von einer demokratisierenden Gemeinschaft mitschleppen zu lassen, sondern unser Freiheitssinn ist Individualitätssinn. Er drängt nach den erreichbar besten Möglichkeiten für persönliches Leisten, für Vorankommen der einzeln vorhandenen Tüchtigkeit. Hierin aber ausgedrückt steckt unsere Energiesumme als Volk, die unerschöpfliche Ergänzbarkeit des Verbrauchten und Überlebten in unseren sozialen Lebensordnungen; seit länger als tausend Jahren hat sie an der ständischen Gliederung unseres Volkes die bezeichnendsten Umformungen vollzogen, zum Beispiel erhob sie, um nur eines zu nennen, aus unfreien, reitenden Knechten des frühen Mittelalters, als sie wichtig wurden, einen adligen Ritterstand. Drum ist es nicht so lächerlich, wie man immer im ersten Augenblick meinen möchte, wenn gerade die „linke", betont-liberale Presse mit Wonnen, die von keiner anderen Seite erreicht werden, in Adelsverleihungen oder in dem Titelchen Exzellenz plätschert, sobald einer befreundeten Größe derlei Errungenschaft gelingt; lächerlich ist nur das, in Deutschland das innerste Wesen des so geheißenen Freisinns mit echter, nivellierender Demokratie nach romanischem Muster zu verwechseln; wer das tut, erlebt die schwersten Enttäuschungen durch seine liberalen Freunde zeitlebenslang.

Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise.
Stich von F. W. Rettling nach E. Hampe (1798).

Das Amüsante ist nun aber, daß in mehr als einem Beispiel auch das „Objekt" sich von dieser deutschen Psychologie belebt erweist und dieselbe Kurve nach oben sucht: von der Zugehörigkeit zur Masse bis zum Herrengefühl, von der heischend unpolierten Gebärde zur korrekten, welche beschwichtigt.

Aus diesem Sinne gehören Frack und Zylinder zusammen, obwohl sie vielfach getrennt marschieren. Zusammen sind sie auch auf der Bildfläche der europäischen Kultur erschienen und haben in enger Fühlung ihre Wandlungen durchgemacht.

Merveilleuses und Incroyables. Zeitgenössischer Stich.

Als sie auftraten, da regierte die elegante Welt mittels anderer Symbole. Dies waren der hellbuntseidene oder auch sammetene, höfisch zierliche Galarock mit den Knöpfen bis unten, dem Tressenbesatz und den gesteiften Schößen, und der zierlich flache Dreispitz, — jener selbe, den man bis heute, wenn auch nicht gerade zierlich mehr, bei Berliner Leichenwagenkutschern sieht, als seien sie immer noch dran, das ancien régime, das XVIII. Jahrhundert, zu Grabe zu fahren. Und dazu gehörten der galante Degen, die Zöpfchen und Toupets, die niedrigen Schuhe mit den silbernen, oft diamantbesetzten Schnallen, die seidenen Strümpfe und seidenen Kniehöschen, die Culottes, die Spitzenmanschettchen und das gekräuselte Jabot, der zwischen Knopf und Knopfloch aus dem Spältchen sprudelnde Busenstreif.

In diesem Jahrhundert, um die Zeit des altgewordenen Ludwig XV. und der vielen kleinen deutschen Höfe, kamen Frack und Zylinder als Revolutionäre gegen das Bestehende auf, als Bekenntnis bewußtgewordenen Verlangens nach neuen Lebensformen und neuem Menschentum. Als das äußere Abzeichen einer sowohl französischen wie deutschen Periode von Sturm und Drang: jener geistigen Vorrevolution, die der großen, gewaltsamen Umformung am Ende des XVIII. Jahrhunderts vorherging und die Überleitung zu ihr hin, aber zum Glück auch über sie hinaus, enthielt.

Nun wird aber von revolutionär gesinnten Drängern selten etwas rein originales erdacht. Sie kochen auch mit Wasser und operieren genau so, wie der Gesetze ausbrütende Bureaukrat, am bequemsten mit etwas, das es schon irgendwo gibt. Das Land, wo sie damals für alle Neuerung und Weltbeglückung ihre hastigen Anleihen machten, das war England, und, wenn man schon überhaupt im Plagiieren stecken blieb, mit Recht. In England hatte man immer „natürlicher“ und einfacher gelebt, als in Frankreich mit seiner raffiniert überkünstelten, für den Kontinent maßgeblichen Rokokokultur. Man trug nun zwar in England im Grunde auch keinen anderen Rock, als den sogenannten Habit oder Justaucorps, der vom Hofe Ludwigs XV. aus die ganze modische Welt beherrschte. Aber

Digitized by Google

man dispensierte sich doch mehr oder minder entschlossen von den goldnen und gestickten Besätzen nebst den dekorativen Taschen oder Taschenklappen, und man verzichtete aus den nächstliegenden Gründen auf die knappe Steifheit der Schöße. Denn da man hier sich höchst selten in gepolsterten Sänften tragen ließ und sehr viel weniger in Sälen scharwenzelte, als im Freien lebte, und da vor allen Dingen die ganze Modewelt ritt — der Landedelmann, der Gutsbesitzer und ihre Gäste aus der Stadt, der Kaufmann, der seine Kundschaft, der Arzt, der seine Landpatienten besuchte — so machte man den Franzosenrock hierzu vernünftiger geeignet, durch Erleichtern und teilweises Wegschneiden der Schöße. Das so Entstandene nannte man kurzfertig frock, und daraus ist das Wort „die" oder „der Frack" ungefähr gegen 1775 auch nach Deutschland gekommen. Zum Frack trug man ferner nun nicht die Culotten nebst Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen der festländischen Hofsitte, sondern man trug hirschlederne Reithosen oder solche aus festem Tuch, und dazu Stiefel.

Herrenmode vom Jahre 1798. Stich von D. Chodowiecki.

Den Hut trug man nicht, wie der gepuderte Galan, in der Hand und unter dem Arm, sondern setzte ihn richtig auf. Er war ziemlich hoch im Kopf, im Gegensatz zu dem chapeauclaquemäßigen, möglichst flachen Dreispitz, hatte eine mäßige, nicht aufgebogene, sondern mit leichtem Schwung abstehende halbweiche Krempe, und als Schmuck eine Schnur mit Schnalle darum. Die Ahnen dieses Hutes waren alt; um die Zeit der van Eycks, um 1400, war daraus schon einmal ein nach unseren Begriffen richtiger, allerdings sehr schwerer, Zylinder geworden. Das Wesentliche ist: diese geschichtliche alte Form eines ziemlich hohen, frei-

Promenadenkostüme des Jahres 1823. Stich von Lohse.

Modeblatt vom Jahre 1823. Stich von Lohse.

krempigen Hutes war in England und vollends in den Urwäldern Pennsylvaniens den vom Absolutismus Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger diktierten Verflachungen und Aufbiegungen entgangen, die den Dreispitz daraus machten und ihn ganz von dem zierlich frisierten Kopfe ablösten.

Die Begeisterung des festländischen Europas für den Befreiungskampf der Nordamerikaner machte diesen Pennsylvanierhut dann populär und vermählte ihn in friedlicher Gesinnungseinheit mit dem Frack und den Reithosen der Engländer. Denn das ward nun die Tracht, die man bei der Opposition in Frankreich wie in Deutschland gegen das höfische Salonwesen ausspielte. Und darüber hinaus wurde diese Tracht jetzt noch allgemeiner das Zeichen der nicht mit allem fügsam Zufriedenen, der Weiterbegehrenden, der Selberdenkenden, der Genialischen, der Naturen überhaupt. „Gestiefelt, im blauen Frack mit gelber Weste" ward Lottens keineswegs nur durch seine unbeherrschte Liebe in Widerspruch zu allem Gültigen gesetzter Werther gefunden. Die Werthertracht der damaligen Jugend bedeutete genau so eine Betonung bewußtgewordener persönlicher Inhalte, wie kürzlich bei uns das weibliche Reformkostüm. Womit nicht gesagt sein soll, daß Selbständigkeit und Inhalt von Werthertracht oder Reformkostüm abhängig seien und diese nicht viel mehr, anstatt die Persönlichkeit, ihr Temperament charakterisieren.

Schon zur Wertherzeit war das ancien régime nach eigenem Gefühl überlebt, von sich selber aufgegeben. Entsprechend suchte man, von den Höfen und auch von einem Teil des Adels her, Annäherungen

Modebild vom Jahre 1823. Stich von Lohse.

Digitized by Google

an das mit bürgerlicher Freiheitstendenz auftretende Frackkostüm, da sich in den Modedingen, so launenhaft sie im wesentlichen sind, immer ein Teil Gesinnungsgeschichte abspielt. Diese Annäherung der festländisch konservativen Kreise an das freigeistig genialische Wertherkostüm, das wieder dem Ursprung nach das Kleid der englischen Landaristokratie und Gentry war, wurde nur weiter begünstigt durch die für sich nuancierten Kostümexperimente, die das republikanische Frankreich sowie der in erster Linie gegen Englands Übermacht sich wendende Napoleonismus unternahmen. So ist es gekommen, daß Englands Sitte schließlich auf das engste mit der der altmonarchischen Kontinentalmächte, die einst Frankreich gefolgt waren, in der Männertracht zusammengerückt war; daß weiter auch nach dem Unterliegen Napoleons, welches zugleich das Unterliegen des Empirestils war, als Herrentracht der „Restauration", der Wiederherstellung des legitimistischen Europa, das Frackkostüm mit dem hohen Hut sich behauptete. Zwar an Versuchen fehlte es nicht, mit der Gesinnung auch das Hofkostüm des ancien régime zu restaurieren. Aber der Erfolg war ein sehr beschränkter. Er setzte sich durch, wo widerspruchslos der Hofmarschall und seine Schemata bestimmten; auf den Einladungen zum Hofball stand der Vermerk „Anzug: Schuhe und Strümpfe." Das bedeutete also noch wieder die Seidenstrümpfe bis ans Knie, zur alten Culotte, der seidenen Kniehose. Die Julirevolution hat dann auch über sie, mit der gewissen Sanftheit, die ihr in allem zu eigen ist, triumphiert, etwa mit 1832 siegten auf höfischen Bällen die langen Pantalons, die längst das allgemeine Beinkleid geworden waren.

Die Pantalons sind das Kind der großen Revolution. Man berief sich für den Namen auf die Pantaloni, auf die nach ihrem Schutzpatron Pantaleone so genannten burlesken venezianischen Komödianten, die es bis 1792 so viel in Frankreich gab. Tatsächlich aber — denn nirgends werden so kurzfertig irrtümliche Ableitungen behauptet, als in der Geschichte des Kostüms — waren es die englischen Reithosen, die man für die aristokratenfeindliche Gesinnungstüchtigkeit jetzt noch mehr verallgemeinerte. Sie waren denn auch gar nicht, wie die weiten Tanzhosen der Pantaloni, aus Leinen, sondern waren enge Beinlinge aus dem verschiedensten Leder oder aus ähnlich aussehenden, hellen und glatt geschorenen Tuch- und Baumwollstoffen. Noch heute erinnern allbekannte Ausdrücke, wie Buckskin (Bockfell) und Doeskin, an diese Ursprünge und Weiterentwicklungen. Die „Sansculotten" der Revolution waren demnach nicht, wie oft gemeint wird, zu Zynismen der Armut fanatisiertes Proletariat ohne Hosen, sondern es waren vielmehr die Langbehosten, die republikanisch grundsätzlichen Gegner der kurzen culottes. Es war damals überhaupt ja alles grundsätzlich, viel mehr als vernünftig. Vom Standpunkt des Freiheitlichen, des sozial und praktisch Ungezwungenen hätte die Revolution, die das Zeitalter der Gleichheit einleitet, viel eher ein für

Auf der Promenade.
Lithographie von Villain nach J. Scheffer „Scènes de jeunes gens", Paris. um 1825.

Digitized by Google

alle, namentlich die Arbeitenden und die viel zu Fuß Gehenden, zweckmäßiges Kostüm aufrechthalten müssen. Nämlich die kurzen Kniehosen, die gar nicht nur höfisch, sondern überhaupt das Allgemeine und Alte waren. Auf sie hat denn ja auch die wirkliche, beharrliche Praxis nie verzichten wollen, man denke an die Altbayern und österreichischen Älpler, auch an die verschiedensten Küstenbewohner und Fischervölker; und schließlich haben die praktischen Engländer, wo sie nicht ritten, sondern Touristen und Sportleute waren, die breeches, die uralte Bruch- oder Kniehose, wieder gegen den französischen Doktrinarismus zu Ehren, wenn auch keineswegs schon zum Siege gebracht.

Aber dies geschah erst ganz neuerdings. Bis dahin trug man — und trägt man eigentlich noch immer — getreu den Muscadins nach 1789, aus Freiheitssinn und sozialer Gesinnung, das unbehaglichste, unzweckmäßigste, in seiner Erscheinung fragwürdigste Beinkleid der ganzen Kostümgeschichte, das obendrein dem Oberkörper die spannenden und heißmachenden Hosenträger als beengende Notwendigkeit auferlegt. Das außerdem noch für lange Jahrzehnte die haltenden und straffziehenden Stege unter dem Fuß herum erfordert hat.

Um 1797, als Friedrich Wilhelm III. in dem damaligen Luxusbade Pyrmont mit Pantalons erschien, sah man deren propagandistischen Sieg über das alte Kostüm unaufhaltsam gesichert. Der „Neuheit" widersteht einmal im Gebiet der Moden weder die abweichende prinzipielle Weltanschauung noch der aus Sachsinn begründete Verstand. Die Pantalons hatten gesiegt, und nun konnten sie beginnen, konzilianter zu werden, Kompromisse einzugehen. Trotz der Reitform dieser Hosen, die den Stiefel voraussetzt, gesellt man zu ihnen nun wieder auch den althöfischen Schuh, so unbehaglich, unterhosenmäßig das aussieht. In diesem Falle werden die engen Stegenhosen, anstatt zugebunden, unten sichtbar zugeknöpft — was weiterhin, zur Zeit der Lützower, — die spanische Mode übernehmen läßt, die Beinkleider von unten bis oben an der Naht mit Knöpfen zu besetzen. Die

Lithographie von Villain nach J. Scheffer aus dem Werk „Scènes de jeunes gens", Paris, um 1835

äußerste Enge war zunächst noch das Maßgebliche, blieb überhaupt noch lange das Korrekte; man erinnere sich an die Bildnisse Friedrich Wilhelms III. oder Alexanders von Rußland. Diese engen Lederhosen trug die ganze bessere Schicklichkeit, auch der wohlanständige Schüler; und am Sonnabend abend war alles dabei, sie naß auszureiben und diskret ihre Flecken zu übertünchen, so wie man es sonst von den Lederhandschuhen kennt. Die Szenen beim Anziehen in den Kasernen und Erziehungsanstalten waren ähnliche, wie sie heute der chargierte Student noch kennt, vom Seufzer des Geduldigen bis zur Verzweiflung. Schlimm war, wenn einer darin hinfiel; und wer sich hinsetzen wollte, zog den Stuhl bis dahin, wo er ihn wünschte, und ließ sich dann mit ihm zusammen vorsichtig nieder.

Daneben kamen nun aber früh doch auch weite Pantalons ohne Stegen auf. Zunächst als Ausnahmen, als bequeme, luftige Sommerhosen aus leichtem, hellem Stoff, die schon etwas richtiger eine Beziehung auf die alten Pantaloni vertrugen und sich natürlicher mit dem Schuh

Digitized by Google

verbanden. Nach 1815 wurden die weiten Beinkleider viel verbreiteter, da man in den Feldzügen erstaunt gesehen hatte, wie häufig sie das vermeintlich höchst korrekte, eben nur aus den Modejournalen beurteilte zivile Frankreich trug. So wurden sie fortan nun auch aus Tuch oder aus sonst den bisher den engen Hosen vorbehaltenen dichten Geweben gemacht. Immer mehr erobern von da ab die geräumigeren Beinkleider das Publikum, und die Stegenhosen sterben langsam ab, mit einigen Reaktionen der Mode und Erholungsrückfällen, an die sich mancher Leser persönlich erinnern wird.

Mit der zunehmenden Verbreitung der weiten Beinkleider hängt es zusammen, daß der Reitstiefel, der Stulpenstiefel, zunächst darunter verschwindet. Es hat dann aber keinen Zweck mehr, ihn elegant zu machen, wenn man ihn nicht sieht: die gelben Schäfte der Werther- und der Kongreßzeit kommen an die Reitknechte und Bedienten. Somit tragen nun aber noch, soweit nicht gelegentlich Schuhe zu tragen die Gelegenheit ist, alle diese Leute, die im Zeitalter der verbesserten Postkutschen, der Diligencen, der Dampfer und Eisenbahnen das geschäftliche und touristische Reiten völlig verlernen, den zierlos verborgenen Stiefelstulpen unter dem Beinkleid. Das ist sinnlos, und etwa seit 1840 beginnt der Steifstiefel — auch sehr allmählich, wie die Stegenhose — abzukommen. Damals ungefähr tauchen die ersten Kompromißformen aus wetterfestem Stiefel und niedrigem Salonschuh auf, welche seitdem, als Stiefeletten, Zugstiefel, Schnürschuhe, Knöpfschuhe, ihre vielgestaltigen Nachfolger gefunden und durch sie die tägliche Praxis gänzlich erobert haben.

Wie die Pantalons die Culottes besiegen, so entthront trotz der Reaktion seit 1815 der einst so gesinnungsverdächtige Frack das höfische Habit. Er unterscheidet sich von diesem am entscheidensten und dauerndsten, außer durch die „Schwalbenschwanz"-Form der Schöße, durch seine Formengebung um den Hals herum. Er hat nicht mehr, wie der Justaucorps, die aufrechte, kleidsame Borte, die heute noch die konservativen Uniformen, auch die Amtstrachten der Divisionspfarrer und der katholischen Geistlichen zeigen. Sondern bei seinem Ursprung aus dem Reitkostüm hat er den breiten, aufklappbaren Umschlagkragen mitgebracht, der bis heute alle unsere gute Kleidung beherrscht. Solche seltsame Sprünge macht die Logik oder Unlogik im Kostüm sehr oft: der Frack mit dem Kragen kam als ein wetterfesteres Kleid gegenüber dem stubenverzärtelten Justaucorps, und heute sieht man wieder den Stehkragen des Justaucorps nebst dessen bis oben geführter Knopfreihe von den Propagandisten „natürlicher" Lebensweise getragen. — Während der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts bleibt dieser durch den Frack eingebürgerte Überschlagkragen ein elliptischer breiter Hohlraum, der unausweichlich an das Kummet der Pferde

Lithographie von Villain nach J. Scheffer „Scènes de jeunes gens", Paris, um 1825.

Digitized by Google

Moden des Jahres 1825. Stich von Lohse.

erinnert. Erst seit den vierziger Jahren wird er, noch schüchtern genug, dem Bügeleisen unterworfen. Er erlebt sodann, um 1850, mit sonstigen, absichtlich vormärzlichen Anklängen im Kostüm eine kurze Auferstehung bei den reaktionären Kreisen, behält aber endlich doch die Richtung auf das Platte, Knappliegende mit Entschiedenheit bei.

Die Farbe des aus Tuch, dem hauptsächlichen Stoff Englands, gearbeiteten Fracks war von Anfang an ernster gewesen, als die der seidig hellen Justaucorps. Bald differenzieren sich diese Farben nun auch. Blau oder dunkelblau trägt um und nach 1815 der sich als vornehm einschätzende Mann und setzt in freiwilliger Annäherung an die Hoflivreen gern auch blanke Messingknöpfe an den Frack — der darum, ohne Tressen oder Stickerei, noch keine Hofuniform ist. Dunkler oder heller, braun, nach violett hinüber, oder grün trägt den Frack der allgemeine Stand der „besseren“ Leute, der Gutsbesitzer und städtischen Honoratioren. Bis in die sechziger Jahre hat sich zuletzt dieses Dunkelgrün erhalten, sowie das alte Verfahren noch, daß man zu halbfeierlichen Gelegenheiten, daher nun auch mit Vorliebe zum Photographiertwerden, den Frack mit hellem Beinkleid und gemusterter Weste anzieht. Dann aber siegt im Frack endgültig das Schwarz.

Es war bereits vor Ausgang des XVIII. Jahrhunderts, infolge der Franklinbegeisterung und des amerikanischen Puritanereinflußes, als die feierlichste Farbe anerkannt worden. Seitdem war es, in langsamem Vordringen, für den Hochzeitsfrack und überhaupt für die bürgerliche höchste Gala, auch die der fröhlich gestimmten Feste, unerläßlich geworden. Es wird uns heute nicht ganz leicht, uns vorzustellen, daß vor nicht viel über hundert Jahren noch Geistliche im weißen oder hellen festlichen Habit erschienen. Um 1860 hatte zur Festgelegenheit das Schwarz durchaus und längst als Festfarbe gesiegt, und da nun damals der Frack schon sehr auf dem Rückzuge war und endgültig aus der Täglichkeit in die besondere Veranlassung wich, so mußte er zu jenem Bündnis mit dem Schwarz gelangen, das seitdem noch kein versuchter Anlauf wieder mit allgemeinem Erfolge durchbrochen hat.

Andere Wandlungen der Herrenmode des XIX. Jahrhunderts sind unwesentlich. Die Taille will bald möglichst knapp und geckig sein, bald wieder wird sie behaglicher; ähnlich steigen an den Beinkleidern die Schwellungen und Verjüngungen im großen Kurvenspiel auf und ab; ähnlich spitzt sich der Zylinder nach oben leise zu oder weitet sich wieder ins oben Überschweifende. Das ist ungefähr alles. Diese ganze Tracht ist unendlich entwicklungsarm, weil sie von Anfang

Digitized by Google

Illustration von Gavarni aus seinem Werke „La vie de jeune homme", Paris 1846—1848.

an auf schiefer, gewaltsamer Logik steht und dies auch dunkel empfindet. Es ist das Jahrhundert der geistigen Doktrinen, der Ideen, der Gelehrsamkeit und Bücherbildung: das von allen Zeitaltern trostlos ärmste an unmittelbarem Nachgeben an die ästhetische Empfindung, an naiv anschauendem und zuversichtlich aus sich selber folgerndem Geschmack.

Darum auch bestimmen die Geschichte des Kostüms in diesem Jahrhundert, so viel von solcher zu sagen ist, dessen politische und doktrinengeschichtliche Ereignisse. Nach den Befreiungskriegen geht man bei den Romantikern und Burschenschaftern auf die herzlich gut gemeinte Suche nach einer „deutschen Nationaltracht" und gerät dabei ins Theatermäßige und Widersinnige. Die Studenten und Bürger, die als freie Teutsche den jetzt so loyal und höfisch gewordenen Frack vermeiden möchten, tragen sich polnisch mit dem Schnürrock, die Studenten auch mit dem festlichen Barett. Oder sie nehmen den schweren Schoßrock des Barock auf, den Ludwig XIV. Europa diktiert hatte und der längst seitdem, verdrängt und zu den unteren Schichten gleitend, Bauerntracht geworden war. Noch in der Gegenwart sieht man ja bei Schäfern auf dem Lande mit Schoßrock, Kniehosen und aufgebogenem Hut das im System vollkommen korrekte Kostüm aus jener verschollenen Zeit, und zwar ist der Rock dann sehr gern hell, auch weiß, eben noch nicht dunkel oder schwarz. — Den Schoßrock oder Leibrock im frühen XIX. Jahrhundert besetzt man dann wieder polnisch, damit er altdeutscher sei. Aus dem weichen Barett aber, wenn es der Philister mit großem Lederschirm trägt, entsteht eine bequeme Mütze, deren sich auch der sonstige Zylinderträger für Jagd oder Reise bedient. Inspektor Bräsigs „viertimpige" Mütze mit der Quaste ist eine Reminiszenz an diese Mützenform, die unserer einfach runden und gern im Deckel steifen Mütze vorhergeht.

Aber auch der Bart zeigt, wie ein Manometer, seines Trägers politische Denkweise an. Das Empire hatte rasiert oder nur ein kleines Bürstchen vor den Ohren übrig gelassen. Durch Vermittlung englischer Sonderauffassung wurde das letztere nach 1813 in zweifacher Hinsicht empfohlen. Erstlich kennzeichnete es nun plötzlich die legitimistische Loyalität, und zweitens, indem es augenfälliger, breiter, ausgekämmter wurde, erkannte man daran den größeren Kaufmann und Mann von Welt im englischen Stil. Dies ist der „Favoritbart", der allmählich ganz ums Kinn herumwuchs und zu dieser Zeit, während er bei den großen Reedern nun schon wieder allmählich abkam, an ihre Kapitäne überging. — In Süddeutschland, wohin der englische Einfluß nicht so drang, wie der französische, zeigte der Gustav-Adolf-Bart oder Richelieubart, den die Franzosen mit gewohnt schnellfertiger Verwechslung den Henri quatre nannten, die Gesinnung

des konstitutionell-liberalen Juste-Milieu an. Der radikale echte Demokrat endlich ließ möglichst wild wachsen, was nur wachsen wollte, und näherte sich damit dem sonst ihm über alles Maß verhaßten Russentum. Und als die Völkerstürme von 1848 losbrachen, trugen der Demokrat und der entschiedene Liberale den weichen Schlapphut, der aus Italien als Revolutionär herübergekommen war.

Das Ergebnis von 1848 ist ja wesentlich die Ermüdung und Resignation des leidenschaftlichen Prinzips. So auch auf dem Gebiete des Zeugnisablegens durch äußere Erscheinung und Tracht. Die Enttäuschung, Ratlosigkeit und insofern die Milderung der Gegensätze führen auch zu Friedensschlüssen in Sachen von Hut und Bart. Über den Zylinder zwar bleibt diejenige gewisse Lächerlichkeit durch den politisch-oppositionellen Haß dekretiert, wovon er sich noch heute nicht ganz erholt hat. Er rettet sich von da ab erst recht in die nicht bezweifelte, ihm vorgeworfene Feinheit, er hört auf, rauhhaarig, grau oder weiß zu sein, wird spiegelblank und feierlich schwarz. In die von ihm verlassenen mittelparteilich-bürgerlichen Gebiete rückt der rundliche Demokratenhut ein, aber auf die Weise, daß er eine versöhnende Steifform von sich abzweigt, den Kürbishut oder „Filzhut". Den echten Schlapphut dagegen tragen die betont „unabhängigen" Gelehrten, die Dichter und nach wie vor die Freidenker und echten Volksmänner. Der Vollbart, den man möglichst bei allen diesen findet, schließt jetzt nicht mehr grundsätzlich von der „guten" Gesellschaft aus; Prinz Wilhelm und die Armee kommen ihm in Gestalt des W-Bartes mit dem ausrasierten Kinn einigermaßen entgegen. Endlich wird bei den großen Kriegen von 1866 und 1870/71, wo der Kronprinz die Pfeife des Landwehrmannes raucht, der Vollbart mit einem Schlage im schönen Sinne populär. Die modische Freude an ihm drückt ein gut Teil der herzlichen Stimmung aus, die alle Versöhnungen einschließt und das ganze deutsche Volk als Einheit in Begeisterung und männlichem Gefühl umfaßt. Der englische Favorit- oder Kotelettbart aber wird seitdem der des Oberkellners; nur

Im Salon der Pariser Oper. Stich von Portier nach Compte Calix. Um 1865.

Digitized by Google

vereinzelte Diplomaten und Börsianer halten noch in respektabler alter Standestreue zu ihm.

Aber auch über die feinere Werktagsexistenz des Fracks ist seit 1848 im verneinenden Sinne entschieden. Schon vorher ist, wie wir sahen, gegen ihn der Rock ins Feld gerückt, der auch, während der Mantel vorläufig aus der Mode schwindet, dem neuen Überzieher die Form gibt, als langer Schoßüberzieher, kürzerer Paletot und ganz kurzer Roupp. In diesen letzteren Formen aber kündigt sich bereits die Jacke, der Sackrock, die Joppe, als etwas Neues an. Etwas richtig Neues im Grunde nicht, in der Kostümgeschiche ist fast alles „Neue" nur etwas Vergessengewesenes. Seit 1848 ermutigt sich dieser Siegeszug der kürzeren, schoßlosen Oberkörperbekleidung, bereitet sich ihr neueres praktisches Übergewicht vor; und endlich sehen wir nun in der charakteristischen Erscheinung des Smoking, wie sogar diese schoßlose Jacke eine verräterische Annäherung an den Frack macht, sich seinem feinen Stoff, Tuch und schwarzer Seide, seiner Farbe anpaßt, nur um dem Frack noch wieder ein Stückchen mehr seines so schmal gewordenen Gebietes zu entreißen. Ein Vorgang, der freilich sein Analogon darin hat, daß ganz dasselbe Spiel vorher schon der einst so demokratische Schoßrock gespielt hatte, mit schmeichelnd glattem Tuchgesicht und feierlich schwarzer Miene. Kurzum, sie alle immer nur wieder, die von unten Geborenen, tendieren zur Eleganz und zum Emporkommen, der Frack, der Rock, gar die kurze Jacke zuletzt, und sie erfüllen damit allgemeinere Kulturgesetze, die durch dieses spezifische Beispiel zwar einen ironischen Mitklang erhalten, aber dennoch wichtig genug für die Psychologie und die Wesensart des Germanentums sind.

Es ist das unlustigste und schleppendste Stück Kostümgeschichte, das wir hier betrachtet haben. Aber dafür das uns am meisten angehende: wir stecken ja noch darin, und zwar nicht in den Ausläufern nur. Zu allen Zeiten sind die Extravaganzen der Mode getadelt, ist gegen solche gejammert worden, das ist ein Gebiet für sich; aber niemals ist so eine Tracht, wie die neueste, die inzwischen die fünf Erdteile sich unterwirft, der Gegenstand kältesten Abscheus der über sie Nachdenkenden gewesen. Und da in keiner Gegend bei uns soviel selbstdenkende und selbstgewachsene Menschen sind, wie seit zwei Jahrhunderten in Schwaben, so sind es von Hermann Hauff, dem Bruder Wilhelms, an bis zu dem herzaufrichtenden Fr. Th. Vischer und länger in erster Linie Württemberger gewesen, die die Kulturlosigkeit des männlichen Kostüms im XIX. Jahrhundert den Deutschen kräftig bewußt gehalten haben. Es gibt nicht mehr so gegen Extravaganzen zu zetern, das Charakteristische ist vielmehr das Fehlen der Extravaganz, ist die Mutlosigkeit, die Unsicherheit zum Wagnis, die gänzliche Abwesenheit von Freude in dieser Tracht. Mögen wir über die farbig bunten, komplizierten, im Stoff prunkenden, oft sinnlos kostspieligen Trachten der spätmittelalterlichen Niederländer, Deutschen, Franzosen denken wie wir wollen: sie waren den Leuten doch eine Lust, es war ihr Luxus, für den

König Eduard VII. von England als Prinz von Wales. (Aufnahme von Bassano.)

Digitized by Google

sie das Denkbare ausgaben, wie wir für Wohnungen, Reisen oder Automobile, sie waren beglückt und eitel wie ein kleines Mädchen durch sie. Gewiß, das ist naiv und ist in keiner Richtung ein kulturelles Ideal, selbst noch nicht, wenn man den Kleiderluxus so geschmackvoll verfeinert wie es im Quattrocento an manchen Zentren des italienischen Lebens geschehen ist. Aber darum wird man nicht ganz übersehen: das Unsrige ist eben unsere gänzliche Vertriebenheit aus dem Paradiese der Naivität, die uns jetzt bewußt und leid werdende totale seelische Unfähigkeit zu ihr — denn das Naivgetue von Dichtern und Malern ist angequälte Verlogenheit und zählt nicht, ist lediglich Symptom. Man kann geschichtlich sehr viel leisten, wie unter anderem die Hansezeiten zeigen, und wieder kindlich herzensfröhlich sein. Uns aber fehlt diese naive Frohgesinnung; die Zugift nicht nur, sondern das ganze Erscheinungsbild unserer Tüchtigkeit ist die Kälte, die Zugeknöpftheit, die Kargheit, das Mißtrauen; zum guten Ton gehört es, nicht aus sich herauszugehen, und bei allem ist ein gut Teil Grundlage unserer Gesellschaftskultur der Widersinn. Dazu freilich paßt eine Tracht, die von Anfang an keinen echten Zweck erfüllte, sondern etwas hergeliehen Erkünsteltes, Gezwungenes war. Dazu paßt ihre geringe Freudigkeit, ihre Farbenscheu, die für eine Frist wenigstens noch die dunkelnden oder matteren Töne im Wechsel zuließ, aber dann auch sie schon als zu viel empfand und gänzlich in das Einerlei der Melierungen, des Grau und Braun, am liebsten des „Pfeffer und Salz“ versank,

Heute regen sich Reaktionen gegen alles das, gegen den ganzen Kulturjammer des einseitig von Meinungskämpfen und Theoriestreiten erfüllten Jahrhunderts, gegen die zunehmende Entseelung des Lebens durch einen großen Teil seiner Ergebnisse. Ein Sehnen geht durch alle: glücklicher, freudiger, fröhlicher wieder zu sein, freier — aber in Wirklichkeit frei, als Menschen, und nicht nach öden, enttäuschenden Schablonen. Allerorten, auf allen Wegen begegnen uns die Symptome, und so denn nun auch in der Kleidung schon, was vielleicht am meistbeweisenden ist. Zurzeit sind darin einmal die Frauen voran: unfraglich ist Grazie und Anmut in ihre Tracht zurückgekehrt, viel mehr, als man fast in der ganzen Spanne seit 1815 dort suchen mag. (Was nicht ausschließt, daß immer wieder einzelne Geschmacklosigkeiten aufgebracht werden, wie momentan die halblangen Ellbogenärmel, die nicht zu Damen stehen und sie aussehen machen, als müßten sie in die Küche und Kaffeetassen spülen.) Aber auch bei den Männern zeigen sich Ahnungen und Anzeichen von Logik und Fortschritt: am nachdrücklichsten von den Tennisplätzen, überhaupt den verschiedensten Sportbetrieben her, was natürlich nur Merkzeichen ist, noch nicht die Lösungen enthält. Ein Jahrhundert lang und mehr hat jetzt die abendländische Männerwelt ein Kostüm getragen, das beziehungslos, gegensätzlich sogar, zum Wirklichen, zum Lebensinhalt, zu allem schaffenden Geschehen war. Die Aufgabe ist nicht zu suchen, sondern sie ist längst da, steht schon gegeben: aus Unlogik und Disharmonie hier wieder Einklang zu schaffen. Nicht in jäher Übereilung, wie das französische Revolutionskostüm eine war, sondern unter Schonung der sozialen und anderer Werte, die innerhalb der Tracht auch durch die Mode zum Ausdruck gelangen. Es handelt sich um Befreiung, die nicht, wie nach 1792 der Fall war, ins doktrinär Plebejische und damit ins Episodische führt, sondern in die Bahn der wirklichen Reform: jener besten und dauerhaft wertvollsten, die identisch mit innerer Wahrhaftigkeit und Vornehmheit ist, insofern als sie aus Sinnlosigkeit und Freudlosigkeit herausdeutet.

Staatsanwalt und Verteidiger.

Vom Geh. Oberregierungsrat Max Werner.

Die Erscheinung, daß es zwischen dem Staatsanwalt und dem Verteidiger zu Konflikten kommt, die über das Gebiet sachlicher Meinungsverschiedenheiten weit hinausgehen und einen zu persönlicher Gegnerschaft sich zuspitzenden Charakter annehmen, ist in den Annalen der Strafrechtspflege keineswegs neu. Insbesondere sind es die von der großen Masse mit fast fieberndem Interesse verfolgten Schwurgerichtsverhandlungen über irgend eine cause célèbre, die sogenannten Sensationsprozesse, in deren meist mehrtägigem Verlauf es leider nicht selten zu einem Zusammenprall zwischen dem Vertreter der öffentlichen Klage und dem Rechtsbeistande des Angeklagten kommt; was dann den Gerichtsreportern die erwünschte Gelegenheit gibt, den Lesern ihrer neuerdings mit Vorliebe durch fettgedruckte Stichworte mundgerecht gemachten Berichte einen besonderen Gaumenkitzel mit der breiten Schilderung des „interessanten Zwischenfalls" zu bereiten. Immerhin darf es als ein nicht gerade häufig wiederkehrender Vorfall bezeichnet werden, daß der Verteidiger aus dem Verhalten des Staatsanwalts gegen ihn einen Anlaß herleitet, ihm eine Duellforderung zukommen zu lassen, wie es in dem auch sonst an Sensationen überreichen Mordprozeß der Fall gewesen ist, der im Juli dieses Jahres vor dem Schwurgericht in Karlsruhe seinen dramatisch hochbewegten Verlauf nahm.

Solche für die Würde und das Ansehen des deutschen Strafverfahrens überaus bedauerlichen Vorkommnisse deuten mit zwingender Gewalt darauf hin, daß etwas krank an den in Mitleidenschaft gezogenen Organen ist. Es wäre auf das tiefste zu beklagen, wenn derartige Auswüchse und Wucherungen weiter um sich griffen, wenn die öffentliche Meinung — was leider nur gar zu schnell geschehen kann — sich gewöhnte, in ihnen etwas Selbstverständliches, in der Sache Beruhendes, ihr untrennbar Anhaftendes zu sehen. Unsere deutsche Strafrechtspflege würde damit einen gar nicht wieder gut zu machenden Schaden erleiden.

Geht man den Ursachen dieser unerfreulichen Erscheinung nach, so dürfte die Diagnose auch hier, wie zumeist bei nicht rein zufälligen, sondern mit einer gewissen Regelmäßigkeit sich wiederholenden Konflikten, dahin lauten: peccatur intra muros et extra; die Schuld liegt, ohne übrigens irgendwie auf den erwähnten Karlsruher Fall exemplifizieren zu wollen, sondern ganz allgemein gesprochen, auf beiden Seiten.

Ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß ich während meiner etwa achtjährigen staatsanwaltlichen Tätigkeit in keinerlei persönliche Differenzen mit einem Verteidiger geraten bin, jedenfalls in keine ernsteren, die Würde des Verfahrens gefährdenden, trotzdem ich reichlich temperamentvoll bin und mir nie in meinem dienstlichen Leben, wie man zu sagen pflegt, habe an den Wagen fahren lassen. Es geht also auch so! Ich halte es für notwendig, diese persönliche Bemerkung voranzuschicken, um von vornherein dem Vorwurf zu begegnen, daß eine Krähe nicht der anderen die Augen aushacke, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß der Leser am Schlusse meiner Ausführungen mich nicht der Parteilichkeit zeihen, vielmehr anerkennen wird, wie ich gerade an die strenge Sachlichkeit, die unerschütterliche Ruhe und den sicheren Takt des Staatsanwalts auch in seinem Verkehr mit dem Verteidiger die höchsten Anforderungen stelle.

Um zu erkennen, worin auf der einen und auf der anderen Seite gesündigt wird, muß man sich zunächst ein zutreffendes Bild von der Stellung des Staatsanwalts und des Verteidigers, der beiden „Gegner" im Strafprozeß verschaffen. Ich habe absichtlich die Bezeichnung „Gegner" in Gänsefüßchen gesetzt; denn der Gedanke, von dem der Gesetzgeber bei der Einsetzung des Staatsanwalts und des Verteidigers ausgegangen ist, sieht in ihnen keine Gegner, sondern zwei an dem Strafverfahren beteiligte Faktoren, die gemeinsam, ein jeder von seinem Standpunkt aus, an der Findung der Wahrheit, an der Verwirklichung des Rechtes mitzuwirken haben. Beide Faktoren haben also, oder richtiger gesagt, sollten also das gleiche Ziel für ihre Tätigkeit haben. Staatsanwälte und Verteidiger, die, dieses ideale Ziel vor Augen, ihren Beruf ausüben, werden für persönliche Konflikte keinen Boden finden. Ebenso falsch, wie von „Gegnern", ist es auch, von „Parteien" im Strafprozeß zu sprechen. Will man Staatsanwalt und Angeklagten einschließlich seines Verteidigers zusammenfassend bezeichnen, so mag man sie „Prozeßbeteiligte" nennen, wie es in der Regel auch das Reichsgericht tut. Parteien, wie sie die notwendige Voraussetzung für einen Zivilprozeß sind, kennt die Strafrechtspflege nicht. Gegenstand des Strafprozesses ist nicht ein Streit zwischen zweien um Recht und Unrecht, sondern eine dem Angeklagten zur Last gelegte Straftat; ob sie erwiesen ist und welche Sühne sie zu finden hat, darauf richtet sich die Rechtsfindung. Handelte es sich wirklich nur um einen Streit zwischen dem Staatsanwalt und dem Angeklagten,

wer recht und wer unrecht hat, so wäre ja kein Raum gegeben für eine Parteistellung der beiden, sobald ein glaubhaftes Geständnis des Angeklagten vorliegt. Daß die Stellung des Staatsanwalts im Strafprozeß durchaus nicht den Charakter einer Parteirolle trägt, ergibt sich überdies ganz klar aus der gesetzlichen Vorschrift, daß die Staatsanwaltschaft den Sachverhalt zu erforschen, und zwar nicht bloß die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln hat (§ 158 der Reichs-Strafprozeßordnung). Wo in aller Welt wäre es aber Aufgabe der einen Partei, im Interesse der anderen tätig zu sein?! Die Staatsanwaltschaft ist ein vom Staate eingesetztes Organ der Rechtspflege, ebenso wie das Gericht; die erstere berufen, die Ahndung strafbarer Handlungen herbeizuführen, das letztere, die durch die Hauptverhandlung erwiesenen strafbaren Handlungen durch Verhängung der Strafe zu ahnden. Schon in einem Reskript des preußischen Justizministers aus dem Jahre 1849, dem Geburtsjahre der preußischen Staatsanwaltschaft, ist ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Gerichte und die Staatsanwaltschaft koordinierte Behörden sind, die den gleichen Zweck verfolgen. Deshalb trägt auch der Staatsanwalt, um diese Gleichstellung mit dem Gericht äußerlich zu markieren, die gleiche Amtstracht wie der Richter, sitzt er in der Hauptverhandlung zusammen mit dem Gericht auf dem erhöhten Podium.

Eine kleine Episode aus meiner Staatsanwaltschaftszeit, die sowohl in meiner passiven wie in meiner aktiven Beteiligung nicht des Humors entbehrt, mag als Illustration für diese Gleichstellung dienen. Es war in einer Strafkammersitzung, der Vorsitzende hatte mir das Wort zur Stellung und Begründung meiner Anträge erteilt, ich wollte mich zum Plaidoyer erheben, fühlte mich aber durch eine unsichtbare Gewalt am Stuhle festgehalten, bis unter mir das Geräusch zerreißenden Stoffes erklang und derjenige Teil meiner Amtsrobe, auf dem man zu sitzen pflegt, sich gewaltsam von ihrem Besitzer löste. Eine demnächst während der Beratung des Gerichtshofs von mir angestellte Okularinspektion ergab, daß der aus einer elastischen Holzplatte bestehende Sitz in dem für den Staatsanwalt bestimmten Sessel mitten durchgesprungen war und daß meine Robe sich zwischen den beiden federnden Hälften der Platte festgeklemmt hatte. Bei der Gelegenheit stellte ich fest, worauf ich bis dahin nicht im geringsten geachtet hatte, daß die Sessel der fünf Richter Lederkissen bedeckten, während dem staatsanwaltlichen Sessel eine gleiche Erhöhung vorenthalten war, so daß er sich — horribile dictu! — abgesehen von dem Sprunge und dem in ihm haften gebliebenen Teile meiner Robe in nichts von dem Sessel des Gerichtsschreibers unterschied. Mich kitzelte der Schelm: ich nahm einen Aktenbogen und berichtete an meinen Chef, den Ersten Staatsanwalt, über das mir widerfahrene Mißgeschick und dessen Ursache, sowie über die aus diesem Anlasse gemachten Wahrnehmungen; neben meinem Antrage, zur Vermeidung derartiger Sachbeschädigungen beim Präsidium des Landgerichts die Ersetzung der gespaltenen Holzplatte durch eine neue, unbeschädigte erwirken zu wollen, stellte ich zur geneigten Erwägung, ob es sich nicht im Interesse der sichtlichen Markierung völliger Gleichstellung des Staatsanwalts mit dem Richterkollegium empföhle, die Beschaffung eines Lederkissens auch für den staatsanwaltlichen Sessel zu beanspruchen. Diese Anregung fiel bei meinem Vorgesetzten auf fruchtbaren Boden, er nahm sie durchaus ernst und forderte das Lederkissen für den Staatsanwalt, dem dank der zerrissenen Robe seine ihm gebührende sella curulis wurde.

Ich hatte vorhin dargelegt, daß Staatsanwalt und Verteidiger, wenn sie ihre Stellung im Strafprozeß richtig auffassen, beide das gleiche Ziel ihrer Tätigkeit haben müssen, nämlich die Verwirklichung des Rechts. Der Weg, der zu diesem Ziele führt, muß für jeden von beiden naturgemäß ein anderer sein, denn es wäre ein Unding, zwei getrennte Faktoren des Strafprozesses zu schaffen, wenn beide dasselbe Ziel auf gleichem Wege erstreben sollten. Der Staatsanwalt soll das gesamte Belastungsmaterial gegen den Verdächtigen beschaffen, aber auch ebenso gewissenhaft jedem Entlastungsmoment nachgehen. Der Verteidiger ist lediglich zur Vertretung der Interessen des Angeschuldigten da. Wie dieser nicht Belastungsmaterial gegen sich selbst zu liefern braucht, ist dies auch nicht Aufgabe des Verteidigers. Seine Tätigkeit bewegt sich vielmehr lediglich in der Richtung, seinen Klienten von dem gegen ihn bestehenden Verdacht zu entlasten und im Falle seiner Überführung alles für ihn geltend zu machen, was bei der Strafzumessung zu seinen Gunsten sprechen könnte; endlich für seinen Klienten, der meist ein Rechtsunkundiger sein wird, darüber zu wachen, daß die Garantien, die in dem gesetzlich geordneten Strafverfahren zum Schutze des Angeklagten gegeben sind, diesem überall gewahrt bleiben. In der Ausübung dieser Tätigkeit hat der gewissenhafte Verteidiger die Grenzen zu beobachten, die ihm als einem an der Ermittelung der Wahrheit, an der Verwirklichung des Rechts Mitwirkenden gezogen sind. In der Praxis wird sich nicht selten für den Verteidiger ein Konflikt zwar nicht der Pflichten, wohl aber der von ihm zu vertretenden Interessen — nämlich der Verwirklichung des Rechts einerseits und der Fürsorge für seinen Klienten anderseits — ergeben; um in solchen Konflikten das höhere Interesse der Wahrheit und des Rechts vor Gefährdung zu schützen, hat das Gesetz dem Verteidiger gewisse Schranken gezogen, die für den Staatsanwalt, der solchen Konflikten nicht ausgesetzt ist, nicht bestehen. Hierher

gehört beispielsweise die vielfach ganz zu unrecht als eine ungerechtfertigte Benachteiligung des Verteidigers bekämpfte Bestimmung, daß ihm vor Abschluß der Voruntersuchung die Einsicht der gerichtlichen Untersuchungsakten nur insoweit zu gestatten ist, als dies ohne Gefährdung des Untersuchungszwecks geschehen kann; eine Bestimmung, die in der Praxis allerdings vielfach zu einer Verweigerung der Akteneinsicht und damit zu einer Behinderung des Verteidigers in der freien Entfaltung seiner Tätigkeit während der Voruntersuchung führen muß. Wenn aber aus dieser und anderen in der Stellung des Verteidigers als Rechtsbeistand des Angeklagten begründeten gesetzlichen Bestimmungen die Berechtigung zu dem Rufe nach völliger Gleichstellung des Verteidigers mit dem Staatsanwalt hergeleitet wird, so liegt darin eine völlige Verkennung der, wie ich dargelegt zu haben glaube, trotz des gleichen idealen Zieles der Rechtsverwirklichung doch notwendigen und tatsächlich vorhandenen Inkongruenz zwischen den Aufgaben dieser beiden Prozeßbeteiligten im Strafverfahren. Eine solche scheinbare Gleichstellung im Gesetz würde im Gegenteil die Position des Verteidigers im Gegensatz zu der des Staatsanwalts derart stärken, daß von gleichem Licht und Schatten für beide in Wirklichkeit nicht die Rede sein könnte. Denn man verkenne doch nicht, daß es nicht der Verteidiger, dem obliegt, die Beweise für die Unschuld des Angeklagten zu erbringen, sondern der Staatsanwalt ist, der seinerseits die Beweise für die Schuld schaffen muß, um seine Anklage zu stützen, daß also bei einer Strafsache, die nicht von vornherein durch die erdrückende Last der Beweise für den Angeklagten unrettbar verloren ist — und gerade die zweifelhaften Sachen sind die wahre Domäne für die Verteidigung —, der Angriff viel schwieriger ist als die Abwehr: Es ist leichter, ein Gebäude einzureißen, als es aufzubauen! Man übersehe ferner nicht, daß der Staatsanwalt, indem er die Anklageschrift mit allen von ihm gesammelten Beweismitteln vorlegt, mit offenem Visier kämpft, während der Verteidiger, dem nach erhobener Anklage die gesamten Untersuchungsakten zur Einsicht offenstehen, durch keine gesetzliche Bestimmung gezwungen ist, den Staatsanwalt in seine Karten blicken zu lassen; daß er es durchaus in der Hand hat, seinen Entlastungsapparat vorzubereiten, den er oft aus taktischen Gründen erst im letzten Moment zur Erschütterung des mühevoll beschafften Belastungsbeweises aufdecken wird: eine Taktik, die besonders gern und häufig vor den Geschworenen und nicht immer zum Siege der Wahrheit angewendet wird. Gleichviele Garantien auf der einen wie auf der anderen Seite gegen eine Verdunkelung der Wahrheit, das ist die wahre Gleichstellung, die gefordert werden darf und muß; beim Staatsanwalt liegt diese Garantie in der Ehrenhaftigkeit und moralischen Intaktheit des deutschen Beamtentums, während sie bei Angeklagten selten und bei Verteidigern wenigstens nicht in demselben Maße besteht. Loyale Verteidiger erkennen auch unumwunden an, daß es einer äußeren gesetzlichen Gleichstellung mit dem Staatsanwalt nicht bedürfe, daß ihnen auch innerhalb der vom Gesetz auferlegten notwendigen Schranken die Vertretung der berechtigten Interessen des Angeklagten vollauf gewährleistet ist, während die Beseitigung jener Schranken gerade dem skrupellosen Verteidiger, der unbekümmert um die Wahrung des Rechts dem Grundsatze: „Der Zweck heiligt die Mittel“ huldigt, neue und im Interesse einer gesicherten Rechtspflege überaus gefährliche Waffen in die Hand geben würde, um durch geflissentliche Verdunkelung der Wahrheit den schuldigen Angeklagten der verdienten Strafe zu entziehen und sich dadurch den der Vermehrung seiner Klientel dienenden Ruf eines erfolgreichen Verteidigers zu verschaffen.

Gerade diese Skrupellosigkeit in der Wahl der Verteidigungsmittel, mit der schon jetzt die Staatsanwaltschaft und nicht minder das Gericht leider oft und schwer genug zu kämpfen hat, ist eine der innersten und hauptsächlichsten Ursachen für die bedauerlichen Konflikte, die in den öffentlichen Gerichtsverhandlungen zum unermeßlichen Schaden ihrer Würde zum Ausbruch kommen. Es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß in ihrer Mehrzahl diese Konflikte von dem Verteidiger veranlaßt worden sind. Man halte mir nicht entgegen: natürlich, das sagt der ehemalige Staatsanwalt! Die natürliche Erklärung für diese Tatsache ist leicht zu finden: der Staatsanwalt ist ein der Dienstdisziplin unterworfener Beamter, jede Ungehörigkeit, jeder Mangel an Takt setzt ihn der Rüge seiner Vorgesetzten, ja der Entfernung aus dem staatsanwaltlichen Berufe aus. Bei der Staatsanwaltschaft hat man es also mit einem sorgfältig durchgesiebten Beamtenmaterial zu tun, während jeder Rechtsanwalt zur Verteidigung zugelassen ist. Es liegt auf der Hand, daß der Staatsanwalt schon im eigensten Interesse Konflikte, die ihn vor der Öffentlichkeit bloßstellen könnten, viel eifriger vermeiden wird, als der Verteidiger, der nicht Beamter ist, der ein Einschreiten des Ehrengerichts der Rechtsanwälte nur bei schwerer Verletzung seiner Berufspflichten zu gewärtigen hat und dessen Stellung als Rechtsbeistand des Angeklagten eine um so größere Verführung zu temperamentvoller Entgleisung bietet, je mehr er sich im Gegensatz zum Staatsanwalt, dem die Person des Angeklagten ferner steht, für letzteren engagiert, sich sozusagen in seine Seele hineinlebt; ganz abgesehen davon, daß für den skrupellosen Verteidiger solche Konflikte mit dem Staatsanwalt zur billigen Reklame beim Publikum dienen, das nur gar zu leicht geneigt ist, den schneidigen Herrn, der dem gefürchteten Staatsanwalt

Auf der Themſe. Gemälde von Rudolf Hellwag.

Digitized by Google

kühn die Zähne zeigt, für den richtigen Mann am richtigen Platze zu halten. Wird man also in Würdigung der angeführten Gründe mir zugeben können, daß die vom Verteidiger verschuldeten Konflikte mit dem Staatsanwalt die Mehrzahl bilden, so stehe ich anderseits nicht an, die vom Staatsanwalt durch brüskes, überhebendes Verhalten gegen den Verteidiger oder durch verächtliche Behandlung des Angeklagten provozierten Konflikte um so schwerer zu verurteilen.

In mein Handbuch des Strafrechts, das ich während meiner staatsanwaltlichen Tätigkeit täglich im Gebrauch hatte, habe ich mir einst als Leitmotiv ein goldenes Wort aus einem vortrefflichen Werke von Dr. Vargha über die Verteidigung in Strafsachen eingetragen, auf welches sich jeder, der seinem Vaterland als Staatsanwalt zu dienen den Beruf in sich fühlt, vor sich selbst verpflichten sollte: „Der Staatsanwalt darf keinen Augenblick vergessen, daß er der Erhabenheit seines Berufes nur dann genügen könne, wenn er selbst erhaben über alle persönliche Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit, sowie über alle Beeinflussungen von außen her, mit jener imposanten Ruhe, die dem Gesetze innewohnt, es auch zu vertreten weiß.“ Er würdige sich nicht bloß zum öffentlichen Ankläger herab, der lediglich seinen Stolz darin sucht, daß der von ihm Angeklagte à tout prix verurteilt wird. Daß der Staatsanwalt den Ehrgeiz hat, auf die von ihm erhobene Anklage einen Schuldspruch zu erzielen, ist ihm nicht zu verübeln, vorausgesetzt natürlich, daß er auch nach dem Ergebnisse der Hauptverhandlung von der Schuld des Angeklagten überzeugt ist; nie aber darf ihn dieser Ehrgeiz verleiten, eine Anklage aufrecht zu erhalten, die er vor seinem Gewissen nicht mehr rechtfertigen kann. Nichts stärkt den so wertvollen Glauben an die Objektivität des Staatsanwalts mehr, als der freimütige Antrag auf Freisprechung eines Angeklagten, für dessen Schuld er seine eigene Überzeugung nicht mehr in die Wagschale werfen kann. Dem Staatsanwalt, der sich die für die Ausübung seines Berufes unentbehrliche Objektivität zu wahren weiß — wem sie fehlt oder in irriger Auffassung seiner Berufspflichten abhanden gekommen ist, der eignet sich nicht zum Staatsanwalt! —, wird es auch gelingen, dem Angeklagten und dessen Verteidiger gegenüber das allein mit der Würde seiner Stellung vereinbare Verhalten unter allen, selbst den schwierigsten Umständen zu beobachten.

Freilich, nicht eben selten wird die Ruhe und Mäßigung des Staatsanwalts auf eine harte Probe gestellt. Wenn der Angeklagte lügt, so ist das schließlich sein Recht, er braucht sich nicht durch wahrheitsgemäße Angaben zu belasten; wenn aber der Verteidiger die Versuche seines Klienten, sich aus der Schlinge zu ziehen, durch rabulistische Kniffe und verschlagene Dialektik unbekümmert um die Wahrung des Rechts unterstützt, dann mag dem Staatsanwalt wohl die Galle überlaufen; aber er hüte sich auch dann, seinem Widerwillen in gereizten Ausfällen gegen den Verteidiger Luft zu machen. Mir sind in meiner Tätigkeit neben Verteidigern, deren Auftreten vor Gericht vorwurfsfrei war, andere begegnet, bei denen ich nicht den geringsten Zweifel hatte, daß ihnen die Ermittelung der Wahrheit herzlich gleichgültig war, wenn sie sich nur das ausbedungene Extrahonorar durch Erzielung eines Freispruchs sicherten; oft geistvolle Redner, gerade wegen ihrer Skrupellosigkeit besonders begehrte Verteidiger, die ihr Handwerk mit klingendem Erfolge trieben, bis den einen und den andern von ihnen schließlich das wohlverdiente Schicksal vor dem Ehrengerichtshof erreichte.

Ich habe einen Anwalt gekannt, auch einen mit großer Klientel, der seine Tränendrüsen derart in der Gewalt hatte, daß er die Gerechtigkeit des Himmels herunterflennen konnte für einen Kerl, dem ich nicht fünf Groschen zur Ablieferung an einen Dritten anvertraut hätte. Durch solche und ähnliche Mätzchen sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, mag nicht für jeden leicht sein. Und doch ist es weit gefehlt, wenn sich der Staatsanwalt durch derartige zweifelhafte oder für ihn schon nicht mehr zweifelhafte Erscheinungen auf der Verteidigerbank zu Angriffen verleiten läßt, die vom rein sachlichen Gebiet in das persönliche abirren.

Völlig zu verwerfen ist es, wenn er aus üblen Erfahrungen, die er oder andere Staatsanwälte mit einzelnen Verteidigern gemacht haben, die Berechtigung glaubt herleiten zu dürfen, jeden Verteidiger um deswillen, weil er Verteidiger ist, von oben herab oder gar als eine minderwertige Persönlichkeit zu behandeln. Manche Staatsanwälte gefallen sich darin, den Verteidiger vornehm zu ignorieren, seine Ausführungen mit ungläubigem stummen Lächeln oder lauten Sarkasmen zu glossieren; ein durchaus ungehöriges Verhalten, lediglich geeignet, den Verteidiger zu reizen und Konflikte heraufzubeschwören, die das Ansehen des Staatsanwalts nur zu leicht gefährden können. Auch dem Angeklagten gegenüber wahre sich der Staatsanwalt davor, eine ostentativ feindselige Stellung einzunehmen oder ihn gar verächtlich zu behandeln, er setze sich nicht dem Verdacht aus, als persönlicher Feind des Angeklagten leidenschaftlich aufzutreten; der Verteidiger, der nicht um seiner selbst willen, sondern wegen der seinem Klienten vom Staatsanwalt zugefügten Unbill mit diesem in Konflikt gerät, wird die Sympathien stets auf seiner Seite haben. Auch persönliche Ungehörigkeiten des Verteidigers gegen ihn, die er natürlich auf das entschiedenste zurückzuweisen hat, dürfen den Staatsanwalt nicht aus seiner Ruhe und Würde herausbringen. Kurz, er bewahre, wie überall so auch dem Angeklagten und dessen Rechts-

beistand gegenüber Takt und vornehme Gesinnung; „fortiter in re, suaviter in modo", so wird er am besten persönlichen Differenzen mit dem Verteidiger vorbeugen*).

Wie sehr das Verhalten mancher Verteidiger geeignet ist, Konflikte mit dem Staatsanwalt herbeizuführen, sofern dieser nicht ganz wetterfest ist, wird der unparteiische Leser bereits aus den vorhergegangenen Ausführungen entnommen haben. Ich würde aber die Objektivität verletzen, die zu wahren ich als Staatsanwalt stets bestrebt war, wollte ich unbeachtet lassen, daß in der Stellung des Verteidigers gewisse Milderungs-, wenn auch nicht Entschuldigungsgründe liegen. Niemand im Strafverfahren steht dem Angeklagten so nahe, wie der Verteidiger, der Schutz des Angeklagten liegt ganz besonders in seiner Hand, er ist sein Sekundant in dem von ihm um seine Ehre, seine Freiheit, seinen Kopf geführten Kampfe. Ich habe an mir selbst erlebt, wie die Aufgabe des Verteidigers geradezu verführerisch wirkt, nichts unversucht zu lassen, um den Angeklagten freizubekommen; wie leicht ist da, insbesondere wenn die Verteidigung zum Erwerbsberuf wird, die Grenze überschritten, hinter der sich nur für eine skrupellose Fechtweise geeignete Kampfesmittel finden, und die um deswillen dem Staatsanwalt naturgemäß verschlossen bleiben muß. Das Interesse des Verteidigers, einen Freispruch zu erzielen, ist ein viel persönlicheres und deshalb intensiveres, als das Interesse des Staatsanwalts an der Verurteilung des von ihm für schuldig gehaltenen Angeklagten. Die beiden Fälle, in denen ich als Referendar zum Offizialverteidiger bestellt war, illustrieren dies trefflich; es sei mir deshalb gestattet, sie hier kurz zu erzählen. Die Strafprozeßordnung kennt für gewisse Fälle eine notwendige Verteidigung: dem Angeschuldigten muß, wenn er sich nicht selbst einen Verteidiger gewählt hat, ein solcher von Amts wegen bestellt werden. In den einfacheren Fällen nimmt das Gericht hierzu mit Vorliebe Referendare, deren Vorbereitungsdienst auch die Übung in den Aufgaben der Verteidigung in sich schließt. Mir war beide Male die Verteidigung eines jugendlichen Angeklagten vor der Strafkammer zugefallen.

In dem einen Falle handelte es sich um einen vierzehnjährigen Bengel, der bereits zweimal wegen Diebstahls bestraft war und nun unter der Anklage des versuchten Diebstahls im wiederholten Rückfalle stand. Er hatte die riesige Menschenansammlung anläßlich des Brandes der Berliner Hygiene-Ausstellung, der diese im Frühjahr 1882 in Asche legte, benutzen wollen, um eine sogenannte „Klauenfahrt" zu machen. Der Herr, dem das Portemonnaie aus der Tasche gestohlen werden sollte, hatte die Hand des Diebes an seiner Tasche gefühlt und in schnellem Griffe sie gepackt, noch ehe es zur Entwendung des Portemonnaies gekommen war. Ein Leugnen war bei dieser Sachlage unmöglich, die Anklage führte auch als Beweismittel lediglich das Geständnis des Angeschuldigten an. Bei der ersten Unterredung, die ich mit meinem jugendlichen Klienten hatte, ließ ich mir den tatsächlichen Hergang genau schildern; er demonstrierte mir an meiner eigenen Hosentasche, wie er durch vorsichtige Betastung sich von dem Vorhandensein des Portemonnaies überzeugt hatte und eben die Hand in die Tasche des Besitzers habe stecken wollen, als er sie ergriffen fühlte. Ich war damals gerade bei dem Untersuchungsrichter, dem durch die Mordprozesse aus den siebziger und achtziger Jahren bekannten Landgerichtsrat Hollmann, einem Bruder des Admirals, zu meiner Ausbildung beschäftigt und erzählte diesem den Fall, über mein Mißgeschick klagend, daß an der Sache doch nichts zu verteidigen wäre. Der erfahrene Mann verblüffte mich, den praktisch noch ungewandten, durch die Erwiderung, daß hier überhaupt kein strafbarer „Versuch", sondern lediglich eine nach unserem Rechte straffreie „vorbereitende Handlung" vorläge. Mir ging plötzlich ein Licht auf: der strafbare Versuch hat zur Voraussetzung, daß die Ausführung der strafbaren Handlung zwar nicht vollendet, wohl aber begonnen ist. Wie der Arzt noch nicht mit der Operation begonnen hat, der, um aus einer Wunde die Kugel zu entfernen, zunächst die Wunde mit einer Sonde untersucht, so lag auch hier lediglich eine Sondierung der Gelegenheit zum Diebstahl vor, noch kein Beginn seiner Ausführung. Mein in diesem Sinne sich verbreitendes Plaidoyer vor der Strafkammer hatte den Erfolg, daß die Verhandlung vertagt wurde, um den Herrn, gegen den der Diebstahl begangen werden sollte, als Zeugen über den Hergang zu vernehmen. Vor der zweiten Hauptverhandlung hatte ich meinen Klienten noch besonders instruiert, bei seinen Erklärungen sich ledig-

*) Wer den schweren und klippenvollen, dafür aber an moralischen Werten reichen Beruf des Staatsanwalts ergreifen will, der lese vorher den Schlußabschnitt des auch sonst für ihn lesenswerten Buches meines alten Kollegen und Freundes, des früheren Staatsanwalts, jetzigen Justizrats Dr. Otto: „Die preußische Staatsanwaltschaft" und prüfe sich gewissenhaft, ob er den hohen Anforderungen, die der Verfasser mit Recht an den Staatsanwalt stellt, sich gewachsen fühlt. Auf der anderen Seite enthalten neben dem bereits genannten umfangreichen Werke von Dr. Vargha der 1873 im Druck erschienene Vortrag des Wiener Advokaten Heinrich Jaques „Über die Aufgabe der Verteidigung in Strafsachen" und die Inaugural-Dissertation von August Köhler (Erlangen 1897) „Die Lehre von der Verteidigung nach der Reichs-Strafprozeßordnung" sehr beherzigenswerte Ausführungen über die Pflichten des Verteidigers.

lich auf die mir gegebene Sachdarstellung zu beschränken und im übrigen den Mund zu halten. Der Zeuge konnte nichts anderes bekunden, als daß er einen Druck an seiner Hosentasche empfunden und die Hand des Jungen außerhalb der Tasche gepackt habe. Nun war ich meiner Sache ganz sicher und plaidierte mit dem Hochgefühl des Erfolges auf Freisprechung; ich sah den fünf Richtern an, daß sie ohne weitere Beratung meinem Antrage zu entsprechen entschlossen waren. Um der Gesetzesvorschrift zu genügen, die dem Angeklagten das letzte Wort gewährt, fragte ihn der Vorsitzende, ob er noch etwas den Ausführungen seines Verteidigers hinzuzufügen habe. Und statt „nein" zu sagen, erklärte der Bengel, das wäre alles so richtig, er habe nichts weiter getan, als von außen nach dem Portemonnaie gefühlt und es in die Höhe geschoben, um es so leichter aus der Tasche herausholen zu können. Drei Monate Gefängnis waren die Quittung für diese Erklärung! Ich war weit entfernt Genugtuung darüber zu empfinden, daß der Gerechtigkeit zum Siege verholfen war, machte vielmehr meinem Zorn gegen meinen Klienten in den Worten Luft: „Das ist dir ganz recht, mein Junge, weil du das Maul nicht gehalten hast."

In dem zweiten Falle war ein fünfzehnjähriger Bursche beschuldigt, sich an einem Kinde vergriffen zu haben. Die Mutter des Angeklagten erzählte mir, sie hätten freundnachbarlich mit der Familie, der das Mädchen angehörte, nebeneinander gewohnt; die Mutter des Mädchens habe ihr dann einmal über das angebliche Vorkommnis Mitteilung gemacht; sie habe der Geschichte zwar keinen Glauben geschenkt, habe aber die Kosten für die ärztliche Untersuchung des Kindes der Frau erstattet, auch die ihr später noch abgeforderten drei Mark für das ärztliche Attest gegeben und damit sei die ganze Sache anscheinend erledigt gewesen. Nachher sei Feindschaft zwischen den beiden Mietsparteien ausgebrochen, und um sich an der Mutter zu rächen, habe die Nachbarin den Sohn denunziert. Mir kamen die nachgeforderten drei Mark für das Attest, das übrigens einen negativen Befund bescheinigte, sonderbar vor, und meine Anfrage bei dem Arzt ergab, daß die Denunziantin sie erschwindelt hatte. Nun hatte ich die Frau in der Hand: sie war die einzige Belastungszeugin, die eidlich vernommen werden konnte; wenn ich die Zeugin in der Hauptverhandlung befragte, ob sie drei Mark für das Attest gezahlt hätte, würde sie, davon war ich überzeugt, das bejahen und auf ihren Eid nehmen. Ich gestehe offen zu, daß ich nicht ohne schweren Kampf dieses für meinen Klienten gewiß vorteilhafte, aber zweifellos verwerfliche Vorgehen aufgab; ich sagte mir doch, daß ich unter keinen Umständen einen Menschen einen Meineid leisten lassen dürfe, wo die Möglichkeit für mich gegeben war, es zu verhindern. Ich beantragte also, die Beeidigung der Zeugin bis nach Abschluß ihrer Vernehmung auszusetzen, diesem Antrage wurde Folge gegeben; die Zeugin beantwortete, wie ich erwartet hatte, meine Frage wegen der drei Mark wahrheitswidrig und gestand erst, als ich die schriftliche Auskunft des Arztes vorlegte, zu, daß sie diesem für das Attest nichts gezahlt habe. Die Glaubwürdigkeit der Zeugin war sonach zwar erschüttert, sie aber vor dem Meineid bewahrt. Ich führte daraufhin aus, daß bei der Unglaubwürdigkeit der Zeugin, deren Denunziation überdies auf Gehässigkeit beruhe, ihre wenn auch beeidete Aussage nicht ausreichen könne, die Anklage zu stützen, sowie daß eine Beeinflussung des gleichfalls vernommenen Kindes durch die Mutter nicht ausgeschlossen sei, und beantragte nach dem Grundsatz „in dubio pro reo" ein non liquet und damit die Freisprechung für meinen Klienten. Das Gericht gewann aber aus dem Gesamtbilde der Verhandlung doch die Überzeugung von der Schuld des Angeklagten und verurteilte ihn; ich glaube selbst, ohne einen Fehlspruch getan zu haben. Wie nahe lag hier die Gefahr für einen bedenkenfreien Verteidiger, die Zeugin schwören zu lassen und erst nach der Verurteilung seines Klienten mit der Beschuldigung des Meineids hervorzutreten, um daraufhin die Wiederaufnahme des Verfahrens zugunsten des Verurteilten herbeizuführen!

In der Wahl seiner Verteidigungsmittel wird den gewissenhaften Anwalt Takt und anständige Gesinnung vor Mißgriffen schützen. Der Verteidiger sei immerdar bestrebt, sich die Gleichstellung mit dem Staatsanwalt, die das Gesetz der Verteidigung aus zwingenden Gründen verweigern muß, moralisch zu erobern, indem er in würdigem Verhalten mit dem Staatsanwalt wetteifert; ich habe stets gefunden, daß eine vornehm geführte Verteidigung der beste Schutz des Angeklagten ist. Einem solchen Verteidiger wird auch der Staatsanwalt neidlos den errungenen Sieg gönnen; ein kollegiales Band wird beide Streiter für Recht und Wahrheit verbinden, den Verteidiger des einen, der Rechtsschutz für seine Person begehrt, und den Verteidiger der Gesamtheit, die des Schutzes gegen die Verächter des Rechts bedarf.

Die verbotene Frucht.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

Als Jutta am Morgen nach der Nilfahrt erwachte, hob sie rasch den Kopf und sah sich durch das Moskitonetz im Halbdämmer um.

Gustavs Bett war leer.

Nur ganz allmählich entsann sie sich der Vorgänge vom Tage vorher.

Ihr Erlebnis wollte ihr jetzt fast wie ein Traum vorkommen.

Woher hatte sie nur den Mut genommen? Und woher sollte sie den Mut nehmen, ihrem Manne alles zu sagen?

Sie hatten sich des Vetters wegen im Streit getrennt. Gustav würde also voraussetzen, daß sie den Besuch in Bedracheïn nur ausgeführt hatte, um ihn noch mehr zu reizen.

Ziemlich niedergedrückt, von den Strapazen der großen Tour zudem körperlich zerschlagen, zog sie sich an. Dabei fiel ihr wieder das verletzende Benehmen der Frau von Druhsen ein, die sie auf der Heimfahrt ‚geschnitten' hatte. Eine gewisse Unstimmigkeit hatte zwischen ihnen ja schon an Bord bestanden. Jutta konnte diese Sorte Frauen nicht leiden — und sie besaß nicht die kühle Routine, es zu verschleiern. Jedes Wort, das Frau von Druhsen sagte, reizte Jutta zu einer Erwiderung, denn alles, was sie vorbrachte, war so unglaublich rückständig. Sie hatte die Dame bisher stets mit leiser Ironie behandelt — einer Ironie, die so fein war, daß nicht einmal Gustav sie jedesmal merkte. Immerhin hatte sie vor sich selber kleine Triumphe der Redekunst gehabt.

Aber dem eisigen Schweigen gegenüber fühlte sich Jutta machtlos.

Auch für die übrigen Teilnehmer des Ausflugs war sie auf der Heimfahrt ‚Luft' gewesen.

Nur Herr Schneider, der Kohlenbaron, hatte Anschluß an sie gesucht. Und den hatte sie — wie immer — abfallen lassen.

Gestern war ihr Herz so voll gewesen, war so unendlich viel Neues, Großes, Schönes, Wunderbares auf ihre Sinne eingestürmt, gestern hatte sie sich noch gar nicht recht klar gemacht, was dieser Umschwung bedeuten sollte. Aber jetzt in der nüchternen Morgenstimmung, in der Einsamkeit des Hotelzimmers, jetzt wuchs ihr Unbehagen darüber.

Der erste Schritt unter die Leute brachte ihr neue Überraschungen. Als sie die Halle durchmaß, um sich zum Frühstückssalon zu begeben, begegnete ihr die Gesellschafterin der Freifrau von Druhsen. Bisher hatte sie sich vor dem Redeschwall, den überflüssigen Fragen, den wichtig vorgetragenen meteorologischen Vermutungen der jungen Dame nie schützen können: diesmal ging Fräulein von Wehl mit einem kaum merklichen Kopfneigen stumm an ihr vorüber. Frau von Druhsen selbst, die noch an ihrem gewohnten Platz saß, als Jutta den Teesalon betrat, stand rasch auf und begab sich in den Garten, auffällig interessiert nach einem Boskett ausschauend, obwohl dort gar nichts zu sehen war. Trotzdem Jutta sich ärgerte, entging ihr doch die gewisse Komik der Situation nicht: einer der Kellner sprang diensteifrig herzu und riß die Gartentür auf — und Frau von Druhsen spazierte richtig hinaus und richtete an den Kellner, nur um beschäftigt zu sein, eine botanische Frage.

Es blieb also dabei: das Tischtuch zwischen ihnen sollte zerschnitten sein.

Daß der Grund dafür in ihrer Haltung Fritz von Succo gegenüber zu suchen war, das schien ihr zweifellos. Unklar blieb ihr nur, was gerade Frau von Druhsen veranlassen konnte, in einer Angelegenheit der Familie Succo so ohne weiteres Partei zu ergreifen.

Jutta suchte sich über die gesellschaftliche Maßregelung hinwegzusetzen, aber ein Unbehagen blieb doch zurück.

Und bildete sie sich's nur ein, weil sie jetzt etwas argwöhnisch geworden war, oder hatte der Klatsch der Landsleute

Published November 1. 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

wirklich schon insgeheim seine Schuldigkeit getan: auch aus ein paar Damengruppen der amerikanischen Gäste streiften sie eigentümlich forschende Blicke.

Das erste Gespräch an diesem Morgen hatte sie mit dem Hotelmanager, der sie fragte, ob sie sich an dem Ritt nach dem Dorfe Abu-Roasch beteiligen würde. Dort lag, wie sie gestern gehört hatte, eine Abteilung des Kamelreiter-Regiments; die Besichtigung der Kaserne war schon vor mehreren Tagen verabredet worden. Jutta hatte keine Aufforderung erhalten, mitzukommen; sie lehnte also das Anerbieten des Managers, noch rasch Pferd, Sandwagen oder Reitesel für sie zu bestellen, mit kurzem Dank ab. Übrigens setzte sich die Karawane, die sich draußen an der zu den Pyramiden emporführenden Straße zusammengefunden hatte, soeben schon in Bewegung.

Im Begriff, die Hauptstraße zu verlassen und auf den nach Abu-Roasch nördlich ins Niltal führenden Weg abzubiegen, gab's plötzlich eine Stockung in der Kolonne. Man hörte ein paar bewundernde Ausrufe — die hohe Stimme des Gesellschaftsfräuleins — gleich darauf huschte ein schlanker, junger Araber im weißen Burnus raschen Schritts in den Hotelgarten.

Und nun entrang sich auch den Lippen all derer, die auf der Terrasse und in der Halle saßen und standen, ein überraschtes „Ah!" Der junge Araber hielt nämlich einen Riesenstrauß von wunderbaren La France-Rosen in der Hand.

Jutta erkannte den Boten sofort. Es war Achmed.

Schnurstracks hielt er auf sie zu.

Wieder hatte sie eine gewisse Unfreiheit zu überwinden — ebenso wie gestern, als Achmeds Herr sich ihr genähert hatte. Und inzwischen war die Lage ja noch kritischer für sie geworden: man beobachtete sie von allen Seiten — Fräulein von Wehl war sogar eigens unter irgendeinem Vorwand nach der Gartenpforte zurückgekehrt, um den Verbleib des jungen Arabers und des Rosenstraußes festzustellen. Aber gerade das neugierige Köpfewenden, das Tuscheln und Sichverwundern der Hotelgäste forderten Juttas Trotz heraus.

Als Achmed vor ihr hielt und mit seinen großen schwarzen Augen sie fragend ansah, nickte sie ihm freundlich zu. Sie nahm den Strauß, den sein Herr ihr schickte, entgegen und vergrub für ein paar Sekunden ihr Antlitz in den Rosen, deren Duft einer breiten Welle gleich über die Halle flutete.

Achmed überbrachte ihr auch einen Brief.

Sie zwang sich zur vollen äußeren Sicherheit, zum Selbstbewußtsein, sie wollte mit keinem Blick von den mehr oder minder erstaunt ihr zugewandten Mienen Notiz nehmen. Mitten in der Halle ließ sie sich an einem der leeren Tische nieder, legte die Rosen darauf und begann zu lesen.

Der Brief enthielt eine Einlage: das Schreiben, das Fritz von Succo an seine Mutter richtete und das er nicht verschlossen hatte, weil sie es lesen sollte.

Je weiter sie in der Lektüre kam, desto mehr versank die Umgebung für sie: — aus diesen Blättern sprach in trotzigen, bitteren und doch stolzen Worten ein ganzes Menschenschicksal.

„. . . Daß ich in all dem Elend nicht untergegangen bin, Mutter, das ist weder Dein noch Onkel Bodos Verdienst. Ich hab' mir ganz allein aus dem Hafenschlamm der Antwerpener Dockarbeitergesellschaft wieder herausgeholfen. Ja, wenn ich die Haltung der Verwandtschaft überlege, so komme ich sogar zu der Überzeugung: sie hat gar kein Interesse daran gehabt, daß ich mir heraushalf. Im Gegenteil, sie hat mir's damals schwer verübelt, daß ich mir nicht durch eine wohlgezielte Revolverkugel einen kavaliermäßigen Abgang aus meinem selbstverschuldeten Unglück verschafft habe. Vielleicht hattest Du's damals selbst nicht anders erwartet gehabt — und hattest Dich in das Unvermeidliche schon gefügt. Nun, ich bereue es aber heute trotzdem nicht, daß ich dem ungeschriebenen Sitten- und Ehrenkodex der Familie Succo getrotzt habe. Denn hernach — draußen in der Welt — hab' ich gelernt, derlei Sittengesetze zu belächeln. Der Kampf ums Dasein hat mich gezwungen, über die chinesische Mauer, mit der Ihr Succos Euer Denken, Euer Empfinden

umgebt, hinüberzuklettern. Und ich bin auf dieser Klettertour allmählich zu ein paar Aussichtspunkten gelangt, die mich für all die Strapazen entschädigt haben. Ich sehe darum das Leben Eures Kreises heute von einer ganz andern Warte, als Ihr es damals gesehen habt — und vielleicht noch immer seht. Das ist auch der Grund, weshalb ich so lange geschwiegen habe: ich mußte ja fürchten, daß wir einander nicht mehr verstehen würden. Das klingt überheblich, nicht wahr? Ist's aber nicht. Denn wenn Du das, was ich in diesen sieben mageren Jahren erreicht habe, mit dem Succoschen Maßstab missest, so kann es Dir nicht sonderlich imponieren. Ja, vielleicht gibst Du ohne weiteres Onkel Bodo recht, der gewiß spöttisch lächelnd ausrufen wird: mein Gott, einer aus dem Heer der Beamten des Khediven ist er nun glücklich geworden, wo er's bei seinem hübschen Talent und seinen glänzenden Beziehungen mit Leichtigkeit zum Ersten Geschäftsträger des Deutschen Reiches dort hätte bringen können! Aber vielleicht hast Du in stillen Stunden in dieser langen Spanne Zeit Dich von dem Groll gegen Deinen aus der Art geschlagenen Sohn freigemacht. Und dann genügt Dir's vielleicht doch, daß er immerhin den Mut gehabt hat, kein Lump zu werden. Wozu ihm im Lauf dieser sieben langen Jahre so reichliche Gelegenheit geboten worden ist. In diesem Falle würde ich meinen nächsten Urlaub dazu benutzen, wieder einmal nach Deutschland zu kommen und Dir Guten Tag zu sagen. Schreibe also dem vizeköniglichen Zuckerfabrikdirektor, was der Antwerpener Dockarbeiter damals trotz Bittens und Bettelns nicht hat in Erfahrung bringen können: ob ihn auch seine Mutter für alle Zeiten aus der Liste der Lebenden gestrichen hat ..."

Achmed stand noch immer auf Antwort wartend draußen in der Sonne.

Jutta hatte das Schreiben zweimal gelesen — aber sie blieb unschlüssig in der Halle sitzen und sann und sann.

Sie suchte sich das Charakterbild von Tante Eveline zu vergegenwärtigen. So unscheinbar war ihr die alte Dame erschienen. Ja, entsann sie sich recht, so war sie ihr damals geradezu altjüngferlich in all ihrer Prüderie und Unselbständigkeit vorgekommen.

Mit raschem Entschluß erhob sie sich und trat ins Portal. Sofort stand Achmed ihr gegenüber.

„Ich will Deinen Herrn sprechen, Achmed. Wo ist er?"

Achmed erwiderte: der Effendi weilte in Nezlet el-Akta, zwei Kilometer weiter südlich im Niltal, auf einer der Plantagen.

Am liebsten wäre Jutta wie sie ging und stand mit Achmed mitgelaufen.

Aber sie fühlte jetzt ordentlich körperlich die neugierigen, gespannt auf sie gerichteten Blicke der Hotelgäste. Sie wußte: sie würde jeden Schritt, den sie tat, hernach verantworten müssen. Sie war ihrem Manne Rechenschaft schuldig.

Ein trotziges Lächeln zuckte da plötzlich in ihrer Miene auf.

„Laufe zurück, Achmed, und sage Deinem Herrn: es würde mich freuen, ihn hier begrüßen zu dürfen."

Achmed war gleich darauf jenseits der Sykomorenallee entschwunden. Jutta kehrte zum Tisch zurück, überlas noch einmal den Brief und senkte dann, die Augen schließend, ihr Antlitz wieder auf die La France-Rosen, die das Schreiben des ‚Ägypters' begleitet hatten.

Nein, nein und tausendmal nein, sie bereute ihren Auftrag doch nicht! ... Wenn sie Fritz von Succo in der Abwesenheit ihres Mannes hier im Hotel empfing, dann mußte Gustav ihn hernach ebenfalls empfangen. Er scheute das Gerede und den Klatsch der lieben Nächsten — sie nicht. Und so zwang sie ihn, dem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen. Wenigstens kam auf diese Weise endlich einmal eine Aussprache der beiden Vettern zustande. Fritz sollte so offen und ehrlich zu ihrem Mann sprechen, wie er zu ihr gesprochen hatte. Gustav mußte ihn anhören — und danach mochte er anklagen, verteidigen oder richten. Aber dieses Schweigen hatte dann ein Ende — dieses Ausweichen gab es dann nicht mehr für ihn. Denn er konnte doch unmöglich in den Augen seiner Frau für feige gelten wollen.

Jutta wußte, daß es ein gefährliches Spiel war, auf das sie sich da einließ. Aber der trotzige Stolz, der sie nun erfüllte, ließ keine Furcht und keine Unsicherheit mehr zu.

Als sie hernach von ihrem Zimmer aus in die kleine Veranda trat und die Rosen dort in der großen irdenen Vase arrangierte, die auf dem Rohrtisch stand, schweifte ihr Blick über das Niltal — und schon in beträchtlicher Ferne gewahrte sie die schlanke Knabengestalt im weißen Burnus, die dem wie eine Insel aus den grünen Plantagen ragenden Dorf Nezlet el-Akka zustrebte.

Jetzt bewegte sie aber eine neue Sorge: — ob der ‚Ägypter' ihrem Ruf überhaupt folgen würde?

Eine unruhvolle Halbstunde verging. Sie setzte ihre gestrickte weiße Sportmütze auf und wanderte im Gärtchen vor dem Hotel auf und nieder. Die Sonne stach gewaltig. Schließlich kehrte Jutta heiß und nervös wieder in die Halle zurück.

Im offenen Portal stand sie dann lange und wartete — von allen Seiten her begafft, das fühlte sie.

Equipagen und Fiaker, Automobile und die elektrische Straßenbahn brachten jetzt, in den Hauptbesuchsstunden der Pyramiden, Hunderte von Fremden nach Gizeh. Schon frühzeitig setzte sich der bunte Zug der Hotelgäste auf den Boulevards von Kairo in Bewegung, überschritt auf der langen Gitterbrücke den Nil und begann auf der breiten Sykomorenallee eine tolle Wettfahrt. Dicke, weiße Staubwolken hüllten auch jetzt die Straße oft ein.

Juttas Blick heftete sich immer gespannter an den schmalen Grenzstrich zwischen dem fruchtbaren, sattgrünen Niltalland und der braungelben Wüste mit ihren ins Unendliche zerfließenden Wellenlinien.

Lange Karawanen zogen da am Wüstenrand entlang. Hintereinander, in feierlicher Prozession, schritten die Kamele. Vornehme Araber in weißen Gewändern hockten darauf. Sie saßen auf stuhlartigen Sätteln, das Schiff der Wüste an einem einzigen Strick steuernd. Bei jedem Schritt, den das Tier ausführte, machten die Reiter eine nickende Bewegung. Eines der Kamele trug statt des Sattels hüben und drüben je einen langgestreckten Korb, die beide durch ein Hängegerüst miteinander verbunden waren. In den Körben befand sich ein halbes Dutzend eng beisammen hockender Weiber. Sie waren in ihren schwarzen Tüchern und dicken, schwarzen Schleiern so unansehnlich wie Plaidbündel. Aber malerisch wirkte doch das ganze Bild. Klar und zum Greifen deutlich, trotz der weiten Entfernung, waren vor allem die eigenartigen Silhouetten, die sich jetzt, wo die Karawane auf den Rücken eines der kleinen Höhenzüge gelangte, gegen den blauen Himmel absetzten.

Plötzlich tauchte über dem grünen Fruchtland des Niltals ein weißer Punkt auf, der rasch und stetig wuchs.

Ein Schimmel — ein Reiter.

Im schlanken englischen Trab hielt der Reiter auf die Sykomorenallee zu. Ein paarmal wechselte er die Gangart — setzte mit kurzen Galoppsprüngen über die kleinen Kanalgräben hinweg, die von der winterlichen Nilüberschwemmung her noch voll Wasser standen.

Immer deutlicher erkannte Jutta die Gestalt. Nun erkannte sie auch schon die Gesichtszüge.

Aus dem sonnegebräunten Antlitz blitzten helle, trotzige Augen.

Es lag etwas wie Siegesbewußtsein in diesem Ausdruck.

Wenige Minuten später saß Fritz von Succo drüben im Hof des Stallgebäudes vom Menahouse ab und kam durch den Vorgarten auf die Halle zu, in deren offenem Tor Jutta seiner harrte.

„Da bin ich, gnädige Frau."

Jutta hatte ihm die Hand gereicht. Sie fühlte dabei ein innerliches Zittern.

„Ich mußte Sie noch einmal sehen. Ich habe eine Bitte an Sie. Sie sollen mit meinem Mann sprechen, sobald er aus dem Fajum zurück ist. Hinter seinem Rücken kann ich den Auftrag nicht übernehmen. Ich darf es nicht — will es auch nicht. Aber ich werde ihn bestimmen — und Sie müssen mir's möglich machen — zwischen Ihnen und Ihrer Mutter zu vermitteln."

Er bemerkte ihre Erregung — er sah

Digitized by Google

auch die neugierigen Blicke, mit denen man sie und ihn von allen Seiten maß. Ein Lächeln trat in seine Züge.

„Also — ein neues Programm, gnädige Frau?“

„Sie dürfen's nicht mißverstehen. Es ist bloß die allernotwendigste Rücksicht. Und die schädigt die Sache selbst nicht, im Gegenteil, sie fördert sie.“

„O ich verstehe wohl. Aber es ist gegen die Verabredung. — Sie überrumpeln mich. Wissen Sie das?“

Sie atmete tief auf. „So geht es doch nicht weiter.“

„Sie glauben also: der Weg zum Herzen der alten Dame in Königsberg führt auch heute noch durch die Succosche Torwache. Einen direkteren gibt es nicht?“

„Vorläufig nicht. Das ist traurig, ich gebe es zu. Aber Ihr Brief allein — würde daran auch noch nichts ändern.“

„Er hat Ihnen nicht gefallen?“

„Ich fürchte, daß die Adressatin ihn nicht versteht.“

Sie hielt den Brief unschlüssig in der Hand, und er griff danach.

„Dann geben Sie mir ihn zurück.“

„Nein. Was wollen Sie damit?“

„Ihn zerreißen.“

„So. Und alle guten Vorsätze sind wieder in den Wind geschlagen?“

„Sind sie denn wirklich gut gewesen, diese Vorsätze?“

Sie sah ihm ernst ins Auge. „Jetzt, wo ich Ihren Brief gelesen habe, könnte ich's selbst fast bezweifeln.“

„Ich sagte es Ihnen ja im voraus: ich nahe meiner Mutter nicht im Büßergewand des verlorenen Sohnes. Für die Rolle hab' ich kein Talent. Und hab' auch keinen Anlaß, sie zu übernehmen. Bitten und betteln kann ich nicht mehr. Das war damals. Heute kann ich nur fordern.“

„Drum eben brauchen Sie einen Beistand. Einen guten und ehrlichen Anwalt Ihrer Sache. Der im andern Lager Gewicht und Stimme hat. Jedenfalls mehr als ich.“

„Wer soll das sein?“

„Mein Mann.“

„Vetter Gustav. So, so.“

„Es wird einen Kampf kosten. Das weiß ich. Einen schweren Kampf. Aber der Sieg ist Ihnen gewiß. Denn Ihre Sache ist die gerechte. Und soviel steht für mich felsenfest: ehrlich und gerecht ist mein Mann.“

„Er war es gegen mich nicht, gnädige Frau. Damals nicht. Nehmen Sie mein Wort darauf.“

„Er wußte doch nicht alles. Er übersah nicht alles. Er sah es nicht im rechten Licht. Aber jetzt werden Sie beide — Mann zu Mann — mit einander reden, auch die letzte Unklarheit beseitigen. Und dann stehe ich dafür: Sie werden Frieden miteinander schließen.“

Er blickte mißmutig und trotzig drein und vergrub seine Fäuste in den Jackentaschen. „Das ist ganz gegen unsere Verabredung, gnädige Frau.

„Ja, es ist ungehorsam von mir, ich sollte ja keinen Frieden zwischen Ihnen stiften. Aber wenn mich's doch so drängt . . . Ich kann mir's eben gar nicht mehr vorstellen, daß jetzt noch eine Feindschaft zwischen Ihnen beiden bestehen soll.“

„Die besteht ja gar nicht. Es ist ihm nur eine Genugtuung, daß er ein offizielles Recht hat, mich zu verleugnen.“

„Aber verleugnen will ich Sie nicht. Denn unaufrichtig gegen meinen Mann zu sein, auch nur in Gedanken, das bring' ich nicht über mich. Also, bitte, helfen Sie mir.“

„Wem ist damit gedient, gnädige Frau? Ihrem Mann so wenig wie mir.“

„Tun Sie's, weil ich Sie darum bitte. Ist es denn wirklich soviel verlangt?“

„Sehr viel, gnädige Frau. Allen Groll — und auch alle Bosheit — und allen Zorn so mit eins von sich schleudern, bloß weil eine gutherzige, junge Frau mit ein paar freundlichen Worten und einem liebenswürdigen Lächeln darum bittet?“

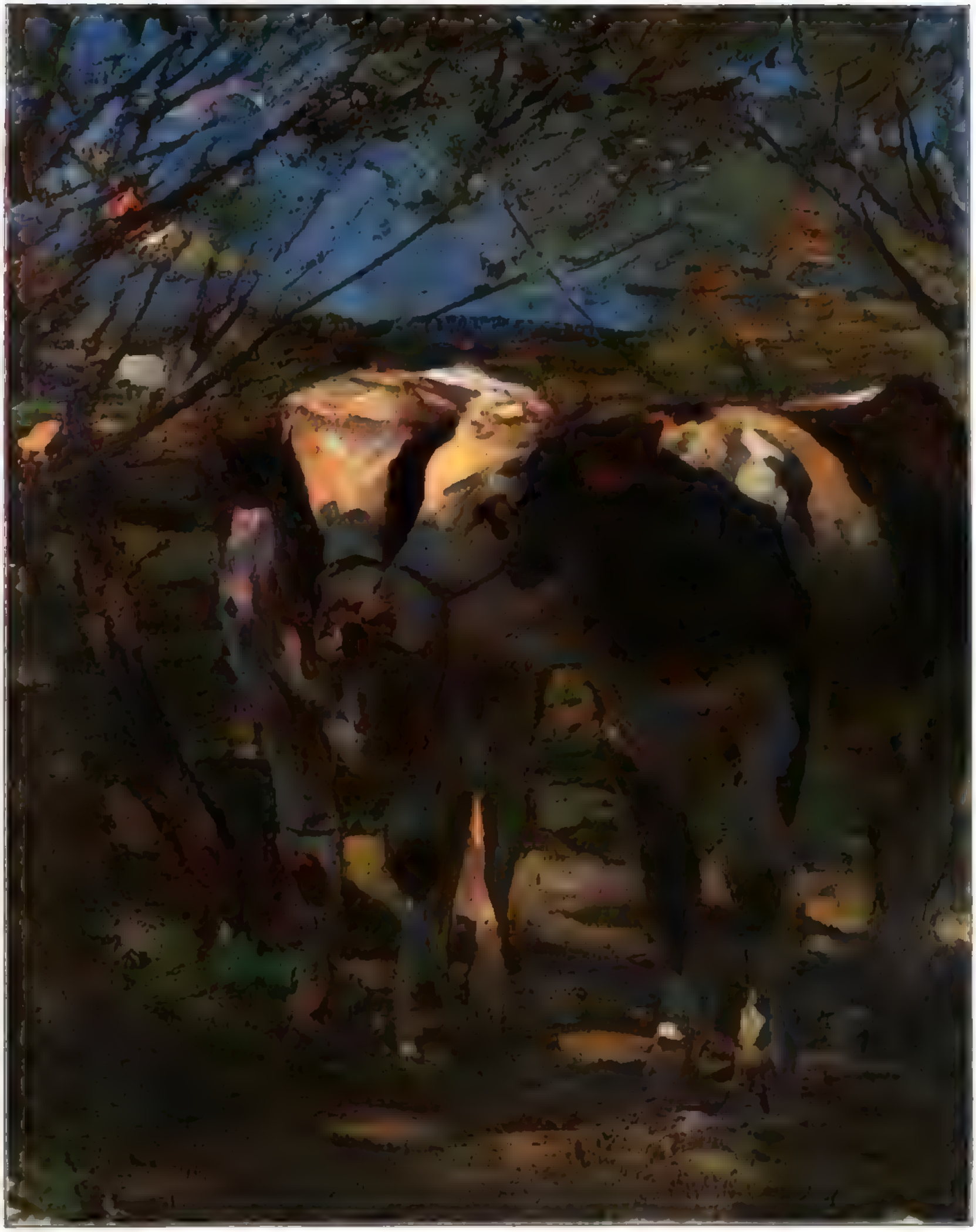
„Weil — eine Freundin Sie darum bittet.“

„Eine Freundin?“

„Ja. Eine aufrichtige Freundin.“

„Das ist ein schönes Wort, Frau von Succo. Aber auch ein großes und ernstes. Einen Freund hab' ich in meinem ganzen langen, wechselvollen Dasein noch nicht besessen.“

Digitized by Google



Satt.

Gemälde von Prof. Heinrich Zügel.

Digitized by Google

„Es soll nicht nur ein Wort sein. Ich will es Ihnen durch die Tat beweisen."

Sie hatte ihm ihre Hand hingehalten, und er nahm sie und hielt sie fest.

„Was sind Sie doch für eine mutige kleine Frau," sagte er, in wachsendem Staunen ihr ins Auge blickend.

Und er hörte ihren Vorschlägen zu — schon fast entwaffnet.

* * *

Als sie das Menahouse verließen und draußen auf der Sykomorenallee auf und ab schritten, war die internationale Hotelgesellschaft um eine Sensation und ein ergiebiges Plauderthema reicher.

Man hatte sich für die pikante, lebhafte junge Deutsche, die so gar nichts vom biederen Durchschnitt ihrer uneleganten Landsleute besaß, schon immer interessiert. Doppelt interessierte man sich nun für ihren Flirt. Denn daß sich da in der Abwesenheit des Ehemanns ein Flirt angebandelt hatte — ein recht gewagter sogar — daran hegte niemand einen Zweifel mehr. Ein paar Amerikanerinnen fanden die unverschleierte Art, in der sich die junge Deutsche ihrem kleinen Roman widmete, ‚shocking', — aber das hielt sie nicht ab, mit um so größerer Spannung der weiteren Entwicklung zu folgen.

Jutta hatte sich vom Groom ihren weißen Spitzenschirm aus dem Zimmer holen lassen. Ohne Jackett und Handschuhe wanderte sie an der Seite des ‚Ägypters' in der Sonne weiter.

Sie waren beide so vertieft in ihr Gespräch, daß sie die beobachtenden Blicke der Hotelgäste nicht mehr wahrnahmen. Sie merkten nicht einmal, daß die verschiedenen Pärchen, die ihnen wiederholt begegneten, eigens ihretwegen herausgekommen waren.

Fritz von Succo geriet mehr und mehr in eine seltsam festliche Stimmung. Was für einen wundervollen Menschen erlebte er da! Seit den ersten Begegnungen an Bord hatte er sich in Gedanken ja schon vielfach mit dem Rätsel beschäftigt, als das sich ihm der Charakter dieser jungen Frau darstellte. Er hatte Eigenschaften an ihr entdeckt, die ihm mit einer Angehörigen des Hauses Succo ganz unvereinbar erscheinen wollten. Eigenschaften, die ihm bei Frauen überhaupt noch so selten begegnet waren. Sie besaß vor allem einen stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, — bei aller weiblichen Weichheit eine goldene Rücksichtslosigkeit, die überaus erfrischend und herzerquickend auf ihn wirkte.

Sie sprachen nicht mehr über den ‚Fall' — sie waren unversehens ins Philosophieren geraten.

Was sich in den drei Jahren ihrer Ehe in Jutta ganz unbewußt als stummes Anklagematerial gegen die Succosche Lebensauffassung angesammelt hatte, das hörte sie nun den Vetter in seiner temperamentvollen, großzügigen Art in lebhafte Worte fassen.

„Die Succos und Leute ihrer Art leben in einem selbstgeschaffenen Gefängnis. Sie blicken nach rechts und nach links, nach oben und unten, immer in der Furcht, da oder dort anzustoßen. So fesseln sie sich selbst — sehen sich ewig hinter Gittern, die ihnen nur ihre eigene Abhängigkeit gezogen hat. Und sie fühlen bei jedem Schritt, den sie tun, tausend Richter und Splitterrichter über sich, statt nur einen einzigen anzuerkennen: sich selbst."

Jutta war's, als ob ihr Herz sich weitete, als ob ihr Blick größer würde. Die letzte Unklarheit, die letzte Unfreiheit schwand ihr. Es war ihr eine wahre Wohltat, nun endlich einmal mit sich selber über diese Dinge ins reine zu kommen.

Wie sie dem Schicksal dankbar war, daß sie gerade jetzt — in einer Art seelischer Krisis — diesen famosen Menschen kennen gelernt hatte. Der überlegene Spott ihres Mannes, verbunden mit seiner gewandten Redekunst, die ihr immer wieder ‚Unlogik' nachwies, wo sie ihrem innersten Empfinden folgen wollte, hatte sie schon oft an sich zweifeln lassen. Aber was Fritz von Succo ihr nun freimütig als sein Lebensbekenntnis darlegte, das bestärkte sie immer mehr darin, daß sie trotz aller Einwendungen ihres Mannes auf dem rechten Wege gewesen war.

„Ja — weg mit der abscheulichen, feigen Menschenfurcht — und mit der

noch abscheulicheren, feigeren Scheu vor den Prinzipien!“

Das kam so trotzig und kampflustig von ihren Lippen, als ob sie in diesem Augenblick einem Forum gegenüberstünde, das aus lauter Succos gebildet wurde.

Und plötzlich lachte sie herzlich auf.

„O wenn doch jetzt nur Onkel Bodo da wäre! Wenn er mich hier so sähe — im Komplott mit Ihnen! Und wenn ich ihm da nun einmal alles sagen könnte, was mir schon so lange das Herz abdrückt!“

Er reckte sich leicht und lachte ebenfalls. „Ja, das wünschte ich auch. Es würde ja nichts fördern. Absolut nichts. Aber es wäre doch immerhin eine wohltuende Gemütserleichterung.“

Sie hatten die Sykomorenallee verlassen, dem Staub entfliehend, den die Karawanen, die Landauer und die Autos hier aufwirbelten. Sie schlossen sich auch nicht dem bunten Menschenstrom an, der nach der Ankunft jedes Zuges der elektrischen Straßenbahn die Richtung zu den Pyramiden nahm. Unversehens waren sie in ihrem lebhaften Gespräch in ein flottes Wandertempo geraten. Nachdem sie ein paarmal längs der hinterm Hotel dem Überschwemmungsgebiet abgetrotzten Rennbahn auf und ab marschiert waren, spazierten sie aufs Geratewohl eine Strecke am Wüstenrand weiter.

Da plötzlich — bei einem kleinen Taleinschnitt des links sich erhebenden lehmbraunen Sandwellengebirges — fielen ein paar zottige, wüstenfarbene Köter sie an, und gleichzeitig umringte sie eine Schar halbnackter, bronzefarbener Kinder. Das kleine Gesindel erhob die Hände, in dem üblichen Wimmerton den üblichen Backschisch erbettelnd.

Sie waren in die Nähe eines Beduinenlagers geraten.

Das Gebell und Gekreisch riß sie aus ihrem lebhaften Gedankenaustausch. Sie erklommen den nächsten Sandhügel und sahen sich um.

Das Lager befand sich in einer kesselartigen Vertiefung des Flugsandes, ziemlich dicht an dem scharf absetzenden Wüstenrand. Zelte, von Lumpen zusammengestoppelt, umgaben in weitem Umkreis einen freien Versammlungsplatz. Die Zelte waren nach der Mitte geöffnet. In Lumpen gewickelt lag das Nomadenvolk auf dem nackten Wüstensand in der weißen Sonne. Da und dort war ein Feuer entzündet. Bärtige, braune Gesellen hockten dabei. Die Frauen gingen schleierlos. Manch dunkles Glutauge blitzte aus den braunen Gesichtern. Bei aller Erbärmlichkeit des Äußeren lag in der Haltung dieses Volkes eine feierliche Würde, die durch die weißen, langwallenden Gewänder noch gehoben wurde. Und es waren besonders unter den würdigen, schlanken und sehnigen, gleichmäßig bronzenen und weißbärtigen Alten klassisch schöne Köpfe zu sehen.

Niemand aus den malerisch in der Sonne und bei den Feuern lagernden Gruppen rührte sich.

Aber jenseits des Lagers erhob sich nun Lärm, und gleichzeitig wirbelte eine Staubsäule auf.

Die beiden Wanderer hätten es noch gar nicht bemerkt, wenn nicht die Beduinenkinder, kaum daß sie ihren Backschisch eingestrichen hatten, mit fabelhafter Geschwindigkeit die Richtung dahin eingeschlagen hätten.

Eine Karawane näherte sich dem Lager von der anderen Seite her — aus Abu-Roasch.

Sie konnten die Gesichter der Reiter noch nicht unterscheiden, da wußten sie schon, daß sich Deutsche unter den Ankömmlingen befanden. Sie hörten ein paar Zurufe in ihrer Muttersprache — gleich darauf unterschied Jutta auch einzelne Stimmen. Es war der Trupp, der vom Besuch der Kasernen des Kamelreiter-Regiments zurückkehrte.

„Wie schade!“ sagte Jutta.

Und um nicht der ihr widerwärtigen Gesellschaft zu begegnen, schlug sie ihrem Besuch die Rückkehr vor.

Aber die scharfen Augen von Fräulein von Wehl hatten das Paar längst erspäht. Auch Frau von Druhsens Lorgnette nahm die beiden aufs Korn. Und jetzt hoben sich sogar die Krimstecher.

„Das ist doch unerhört!“ meinte Frau von Druhsen.

Die Damen ihrer Begleitung meinten das auch — und die Herren schmunzelten.

Ganz gehoben kehrte Jutta heim.

Sie hatte den ‚Ägypter' noch ein Stück Wegs auf Nezlet el-Akta zu begleitet. Den Schimmel hatte er im Stallgebäude in Empfang genommen, aber nicht bestiegen, sondern er trug die Zügel lose über den Arm gestreift, und das schöne Tier schritt gehorsam an seiner Seite. Succos Fäuste steckten in den Taschen — sinnend blickte er im Vorwärtsschreiten über das grüne Niltal hin ins Weite.

Es war nichts Großes zwischen ihnen geschehen — nur ihre Seelen hatten Fühlung miteinander gefunden.

Und als gute Freunde waren sie auseinandergegangen. Mit festem Handschlag.

In der Einsamkeit des Abends, den sie nicht in der allgemeinen Halle verlebte, wo konzertiert wurde, sondern bei stiller Lektüre in ihrem Zimmer, weilten ihre Gedanken weder beim Buche noch bei ihrem Mann. Sie folgten dem Paria des Hauses Succo nach seiner weltverlorenen neuen Heimat am Nil — dem ersten Succo, den sie wirklich verstand und von dem sie sich ganz und gar verstanden wußte.

Und sie erschrak nun nicht mehr darüber, daß sie sich das eingestand. Die offene Aussprache mit ‚Vetter Fritz' hatte sie geläutert, hatte sie ihr Leben in einem ganz neuen Lichte sehen lassen.

Eine Aufgabe stand vor ihr. Eine schwere Aufgabe, das wußte sie. Sie hatte ihrem Mann eine große Beichte abzulegen. Oder nein, keine Beichte war es — eine ernste Abrechnung. Er würde zuerst böse sein, er würde nur Trotz sehen, wo eine ehrliche Überzeugung in ihr lebte. Aber wenn sie dann die rechten Worte fand, um ihm zu Herzen zu sprechen, wenn sie's wirklich dahin brachte, daß er diesen kleinlichen, ungerechten Haß überwand: was für ein schöner Sieg!

Nur dies eine einzige Mal sollte er ihr nachgeben, sollte er Größe beweisen, sich von einem Vorurteil freimachen, das seiner unwürdig war!

Ja, er *mußte* es. Sie ertrug den Gedanken nicht: Fritz von Succo sollte kein Recht haben, ihren Mann mit der ganzen übrigen Verwandtschaft zusammenzuwerfen. Nein, er sollte ihn achten. Er sollte ihn achten *können*. — Denn sie selbst wollte doch zu ihrem Mann aufschauen.

Am Schluß dieser Gedankenkette hatte sie den vollen Seelenfrieden wieder. Und in den halbwachen Stunden dieser Nacht und der ihr folgenden Frühdämmerung schwand die letzte Unfreiheit in ihr.

Als sie bei der Toilette war, klopfte es an der Tür. Man brachte ihr ein Telegramm.

Es kam aus Alexandrien: eine Depesche ihres Vaters, die ihr über die Hoteladresse von Kairo folgte.

„Bin 3. März abends acht Uhr Shepheard. Freue mich Wiedersehens. Tausend Grüße Euch beiden. Vater."

Sie jubelte fast. Besseres konnte ihr gar nicht geschehen.

Endlich, endlich sollte sie ihren Vater wiederhaben, der schon immer ihr großherziger Freund, ihr verständnisvoller, kluger Berater gewesen war!

Noch nie hatte sie seiner so dringend bedurft wie am heutigen Tage.

Ihr Vater war ja auch der einzige Mensch außerhalb der Succoschen Sphäre, der ihrem Mann imponierte.

Hatte sie ihn als ihren Verbündeten, dann konnte alles, alles gut werden.

Sie erschien heute in ganz anderer Stimmung als gestern im Frühstückssalon: geradezu festlich erwartungsvoll und strahlend. Heute bedurfte es bei ihr auch gar nicht der Absicht, Frau von Druhsen und deren Anhang zu ignorieren. Sie fühlte sich so weltfern von ihnen, daß sie sie wirklich übersah.

Während sie die nachgesandten Zeitungen und die kleine Post durchflog — es war auch ein auf der Hinreise aufgegebener Kartengruß ihres Mannes dabei — ließ sie sich den Hotelmanager herrufen.

Ob er wüßte, wann die Gesellschaft, die die Tour nach dem Fajum unternommen hatte, hier in Gizeh zurück zu erwarten wäre? War im Cookschen Reiseplan nicht vorgesehen, daß sie heute mit dem Abenddampfer an der langen Brücke von Bulak eintreffen sollte? Und konnte sie einen Dragoman haben, der sie dahin begleitete? Sie wollte dann ihren Mann von der Landungsstelle abholen.

Der Manager meinte, es wäre sehr ungewiß, ob sie ihn dort träfe. Die Cooksche Gesellschaft hielte bei dieser Tour in Bedracheïn für die Gäste aus dem Menahouse immer Reitgelegenheit parat: es wäre üblich, den Rückweg aus dem Fajum mit dem Besuch der Apisgräber und der Pyramiden von Sakkarah zu verbinden.

Jutta war enttäuscht. „Dann sind die Herren also erst spät am Abend hier?

„Frühestens um halb acht Uhr. Es kann aber auch halb neun werden. Das hängt eben davon ab, wie lange die Herrschaften unterwegs Teestation machen."

Die Vorstellung, ihren Vater nicht gleich bei seiner Ankunft in Kairo begrüßen zu sollen, war Jutta sehr schmerzlich. Er wußte ja noch nicht einmal, daß sie übergesiedelt waren.

Wenigstens mußte sie ihm nach dem Hotel ein Telegramm schicken — ihm für alle Fälle ihre Adresse geben. Er würde sich dann sicher telephonisch mit ihr verbinden lassen, und sie fand so Gelegenheit, ihn willkommen zu heißen und ihm auseinanderzusetzen, weshalb sie nicht zu seinem Empfang da war.

Eine peinliche Empfindung hatte sie dabei nun doch. Sie schämte sich, ihrem Vater darüber zu berichten, daß Gustav sie so skrupellos hier im Hotel, in stockfremdem Lande, mutterseelenallein gelassen hatte. Er würde gewiß sofort die Verstimmung wittern, die zwischen ihnen bestand: die Rücksichtslosigkeit, die Gleichgültigkeit, die in der Überstürzung des für viel später geplanten Ausflugs lag, mußte ihm ja auffallen. Natürlich würde er fragen — und mit zwei, drei Worten ließ sich am Telephon über das, was sie getrennt hatte, keine Auskunft geben. Oder er würde nicht fragen — und sich sorgen, sich vielleicht die Sache viel schwerer vorstellen, als sie war.

Daß ihr Vater nicht gleich heute abend noch zu ihnen herauskommen konnte, das wußte sie. Er reiste nicht zu seinem Vergnügen, sondern in verantwortungsvollem Amt. Nach seiner Ankunft hatte er in Städten, in denen sich Agenturen befanden, immer sehr wichtige und dringende Dienstgeschäfte zu erledigen oder vorzubereiten: Rechnereien, Revisionen, Konferenzen.

Den ganzen Tag wartete sie auf ein Telegramm von ihrem Gatten. Er mußte sich doch über die Route, die er zur Heimkehr einschlug, inzwischen schlüssig geworden sein.

Keine Nachricht kam.

Nachmittags berichtete ihr der Manager, die beiden jungen Amerikaner, die den Jagdausflug mitmachten, hätten von Silut el-Akta aus, einer Nilstation, ans Hotel telegraphiert, daß sie morgen die Tour nach Sakkarah mitmachten.

„Also fahren sie heute sicher bis nach Kairo durch," meinte er.

Später traf beim Manager dieselbe Bestellung vom Heidelberger Professor ein.

Bloß ihr Mann schwieg.

Es war ihr unbegreiflich.

Vorübergehend schien ihr's am besten, selbst nach Bedracheïn zu fahren. Dort konnte sie ihren Mann auf alle Fälle treffen: ob er sich nun den Amerikanern anschloß, oder ob er den Weg über Sakkarah nahm.

... Aber gerade nach Bedracheïn —?!

Nein, das ging jetzt nicht, das wollte sie auch nicht. Zudem war's dazu schon zu spät. Wenn sie pünktlich um acht Uhr in Shepheards Hotel in Kairo sein wollte, mußte sie den Zug der elektrischen Straßenbahn, der kurz nach sieben Uhr hier dicht beim Menahouse abfuhr, benutzen. An der Endstation, der langen Nilbrücke, stünden Droschken bereit, versicherte ihr der Manager.

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück und zog die leichte Seidenbluse aus, die sie den Tag über in der Sonne getragen hatte, um sie mit einer wärmeren zu vertauschen, denn mit Sonnenuntergang sank die Temperatur rasch.

Die Verandatür stand noch auf. Im Begriff, sie zu schließen, kam ihr von draußen eine Welle wunderbaren Rosenduft entgegen — an dem Strauß, den Achmed ihr überbracht hatte, waren inzwischen fast sämtliche Knospen aufgegangen. Sie trat angenehm überrascht hinaus, beugte sich über die Vase und sog den süßen, berauschenden Duft in vollen Zügen ein.

Ein paar Augenblicke verlor sie nun wieder die Unrast, die ihr den ganzen

sonnenschönen, sommerwarmen Tag gestört, geraubt hatte.

Der Pakt, den sie mit Fritz von Succo geschlossen hatte, erfüllte sie mit siegessicherem Stolz. Sie freute sich ihrer Aufgabe, so schwer sie war. Das eine wußte sie: daß ihr Vater sie verstehen und daß er seinen Einfluß aufbieten würde, um Gustav für die gute Sache zu erobern.

Binnen drei Tagen sollte der ‚Ägypter' Nachricht haben. Gar keine Nachricht — so hatte er verlangt — oder die Aufforderung zu einer Aussprache mit ihrem Mann. Sie hoffte: es würde der Ruf zur Versöhnung sein!

Aus ihren Gedanken schreckte sie ein Geräusch auf. Ein Hotelgast promenierte auf dem Weg, der dicht an der Veranda vorbeiführte. In der Dämmerung erkannte sie nur die Umrisse. Soeben war er stehen geblieben — Jutta hörte ein leichtes Schurren und Kratzen an der kaum meterhohen Mauer der Veranda — und gleich darauf tauchte über dem niedrigen schmiedeeisernen Gitter, das die Veranda abschloß, ein Panamahut auf.

Jutta wich erschrocken zurück und blieb unbeweglich im Dunkeln neben der Tür stehen. Ihrer unvollkommenen Toilette wegen wollte sie sich nicht im Türrahmen zeigen.

Da traf sie ein leichtes, verstecktes Lachen — eine schlanke Gestalt im hellen Anzug richtete sich auf — flugs schwang der Eindringling ein Bein über das Gitter und blieb im Reitsitz auf der Balustrade sitzen.

„Das hatt' ich mir schon seit drei Tagen vorgenommen! Nie kam's dazu — stets war die Gnädige vergeben!"

Das Gesicht konnte sie immer noch nicht erkennen. Aber die Stimme war ihr bekannt. Herr Eberhard Schneider — ‚der Kohlenbaron' — war der seltsame Besucher.

Jutta war mehr verblüfft als verlegen. Sie hatte den jungen Schlesier, der sich nun schon so lange vergeblich bemühte, den Salonlöwen zu spielen, bisher überhaupt noch nicht ernst genommen.

„Was wünschen Sie, Herr Schneider?" fragte sie, ohne sich aus der dunkeln Ecke wegzurühren, so ruhig und gleichgültig ihr's möglich war. Sie hatte die ungewisse Empfindung, daß der junge Mann im Grunde feig war, daß er sich zu einer solchen Abenteuerlichkeit nur künstlich aufstachelte, und daß er darum durch einen kühl ironischen Ton eher zu maßregeln war als durch Zorn.

Aber was dann folgte, raubte ihr die Fassung doch.

Der Kohlenbaron, der inzwischen auch das zweite Bein übers Geländer geschwungen hatte, steckte die Hände in die Taschen und sah augenblinzelnd nach der Stelle, wo sie stand. „Ich weiß alles, meine Gnädigste," sagte er, die Stimme noch mehr dämpfend.

Sie zuckte die Achseln, ohne zu verstehen.

„Jawohl, alles. Mir spielen Sie keine Komödie vor."

Es lag etwas Lüstern-Vertrauliches in seiner ganzen Art.

Jutta war bis zum Türpfosten zurückgewichen. „Ich habe Sie schon einmal gefragt, Herr Schneider, was Sie wollen?" fragte sie scharf.

„Wenn ich nun sagte: Schweigegeld?" Er lachte kurz und heimlich auf, aber seine Stimme schlug ihm dabei über.

„Ich habe nicht die Absicht, Rätsel zu lösen. Übrigens ist hier kein Eingang."

Sie wandte sich rasch von ihm ab und tastete innerhalb des Zimmers bei der Tür nach dem Stuhl, auf dem ihre Pelzjacke lag. Aber Schneider war hastig hinter ihr dreingekommen. Sie fühlte plötzlich seine eiskalte Hand ihren bloßen Arm streifen und stieß einen kurzen Schrei aus. Noch immer lachte er in seiner versteckten Art. „Lassen Sie doch! — Das ist ja sehr hübsch so ..." Er hatte in der Finsternis auch ihren anderen Arm eingefangen und schob sich mit ihr weiter ins Zimmer hinein.

Sie nahm an, er wäre angetrunken. Angst und Abscheu rangen in ihr.

„Ich frage Sie: was Sie wollen!"

Er kehrte sich nicht an ihren Befehlston. Mit erzwungenem Übermut, ohne dabei sein Lachen einzustellen, sagte er atemlos: „Ah — sehen Sie — nun sind Sie in meiner Hand! Was, soll ich ausplaudern? Von den kleinen Tête-à-têtes?" Er trällerte: „Und so intim

Digitized by Google

— in dem Kostüm . . .! Aber so schlecht bin ich nicht. Ich klatsche nicht. Bloß — Sie müssen nett sein. Ja, wollen Sie nett sein?"

Nein, das war keine Trunkenheit, das war Wahnsinn! Denn was die Worte andeuteten, war so unglaublich, so infam, wie noch nie in ihrem Leben zu ihr gesprochen worden war.

Ein paar Sekunden lang stand sie hilflos da. Sie sah im Zwielicht das blasse Gesicht dicht vor sich. Am liebsten hätte sie danach geschlagen. Aber eine Art körperlichen Ekels hielt sie davon ab. Mit einem Ruck riß sie sich los und eilte um den Tisch herum an die Tür zum Korridor, wo sich die Lichtleitung befand, außerdem die elektrische Klingel für das Personal. Auf dem Weg dahin schlüpfte sie in ihre Jacke.

Er folgte ihr, stieß sich in der Dunkelheit aber heftig an den Tisch. Eine Karaffe klirrte — ein Glas fiel um, rollte zu Boden und ging in Scherben.

Im gleichen Moment hatte Jutta das Licht aufgedreht.

„Verlassen Sie das Zimmer!" rief sie.

„Gott, haben Sie sich doch nicht gleich so! Das ist doch bloß — Scherz!"

„Verlassen Sie das Zimmer. Und auf demselben Weg. Sofort. Sofort. Oder ich rufe die Bedienung."

Er hatte nun doch nicht mehr die Stirn, Übermut zu heucheln. Seine Blamage ärgerte ihn. So suchte er denn den Überlegenen zu spielen.

„Tolle kleine Frau sind Sie. Ganz tolle kleine Frau. Wahrhaftig. Aber wenn Sie Lärm schlagen wollen: bitte. Mich tangiert's nicht. Dann geben Sie dem Hotel eben noch ein Schauspiel."

Nun klingelte sie lang und anhaltend.

Der Kohlenbaron wartete das Eintreffen des Arabers, der die Zimmerwartung versah, nicht ab, sondern entfernte sich rasch durch die Verandatür.

Hastig lief Jutta hinter ihm drein, warf die Tür ins Schloß, riegelte sie ab und ließ die Vorhänge herunter.

Mit zitternden Knien stand sie da, ganz hilflos und verwirrt, als es an die Korridortür klopfte.

Der Araber meldete sich.

Sie konnte kaum sprechen. Ohne hinzuhören, gab sie einen beliebigen Auftrag, nahm ihn aber sofort wieder zurück und zeigte dem stumm abwartend in der offenen Tür stehen gebliebenen Schwarzen mit einer schroffen Handbewegung an: er wäre überflüssig, sie brauchte ihn nicht.

Als sie wieder allein war, suchte sie sich zu überlegen, was denn eigentlich geschehen war, wie die Szene sich abgespielt hatte.

Aber sie konnte sich nicht an einzelne Worte erinnern. Nur das eine war ihr klar: das Recht, zudringlich zu ihr sein, hatte der junge Mensch aus dem Klatsch abgeleitet, der über sie und Fritz von Succo unter den Hotelgästen umlief.

Sie stampfte zornig auf.

Bei einem Blick auf den Tisch nach der Karaffe sah sie ihre Uhr. Es fiel ihr ein, daß sie sich eilends fertig machen mußte, um den Zug der Straßenbahn noch zu erreichen.

Sieben Uhr —.

Wenn Gustav direkt über Kairo gekommen wäre, hätte er jetzt schon hier sein müssen.

Daß sie ihn nicht sprechen konnte! Daß er nicht da war, um sie zu schützen!

Als sie gleich darauf das Vestibül durchmaß, in dem die Hotelpensionäre in Frack und Gesellschaftstoilette des Gongzeichens für das um sieben Uhr stattfindende Diner harrten, mußte sie gegen ein Weinen ankämpfen.

Sie kam sich beschimpft vor. Es war ihr jetzt, als ob sie unter den Blicken der Gäste Spießruten liefe.

* * *

Soviel Menschenkenner war der Rittmeister von Stangenberg immerhin, um noch im Verlauf des ersten Reisetages herauszubekommen, daß in Herrn von Succos Ehe eine ‚Unstimmigkeit' herrschte. Succo zeigte dabei durchaus nicht etwa eine gedrückte Stimmung. Im Gegenteil, seit Marseille war er überhaupt noch nicht so lebhaft und für alles empfänglich gewesen. Stangenberg ward sogar mehrmals wieder an den leichten Biwakton erinnert, den Succo als Junggeselle damals im Ostpreußischen angeschlagen hatte, als er zum Manöver eingezogen war. Allein es klang da ein Unterton mit, der dem Rittmeister nicht entging.

Digitized by Google

Auf Biwak- und Junggesellenmanieren war der äußere Verkehr während dieses recht strapaziösen Ausflugs überhaupt gestimmt. Wenigstens innerhalb der Gruppe von deutschen Herren, die eine der ‚Zeltgenossenschaften' in dem Touristenlager am Kurunsee bildeten.

Stangenberg und Succo hatten sich bei Cook gemeinsam für die Reise gemeldet, also richtete der Reiseleiter die Platzverteilung stets so ein, daß sie sich nicht zu trennen brauchten.

So anregend, so gesprächig sich Succo bei diesem fortgesetzten Zusammensein gab: sein Begleiter merkte doch, daß er sich zwang, unterhaltsam zu sein. Und eines erschien ihm besonders auffällig. Stangenberg hatte gleich bei der ersten Begrüßung seine pflichtschuldige Anfrage nach ‚dem Befinden der Gnädigen' angebracht, Succo hatte korrekt dankend darauf erwidert und aus dem Stegreif eine freundliche Empfehlung erdichtet. Seitdem aber war von Frau Jutta nicht mehr die Rede gewesen. Während der ersten Tage wenigstens mit keinem Wort. Und Stangenberg war es bald genug klar: sein Reisegenosse vermied das Thema absichtlich — er schnitt auch ihm jede Möglichkeit ab, davon anzufangen.

Sonst gab es wohl kaum ein Thema, das *nicht* herangezogen wurde. Man ‚fachsimpelte', erledigte Kolonial- und Flottenvereinspolitik, rollte die englische Frage auf, trieb etwas Rang- und Quartierliste, sprach über Theater und zerriß ein paar Modebücher, woran der auf hohe Auflageziffern stets sehr eifersüchtige Professor energisch teilnahm. Bei den Mahlzeiten gaben die übrigen deutschen Herren das Niveau der Unterhaltung an, das etwas niedriger war: man sprach da über Hotels und Trinkgelder, über die Tingeltangel von Kairo, die farbenbunte, berüchtigt sinnverwirrende Messe von Tanta und die ‚tolle Weiberwirtschaft' in den spanischen und arabischen Singspielhallen ... Und beim Mokka wurden gewöhnlich sehr scharfe Anekdoten internationalen Charakters erzählt. Man war ja ‚unter sich'.

Stangenberg machte bei solchen Gelegenheiten im gemütlichen Herrenkreis aus seinem Herzen keine Mördergrube. Er war von Hause aus denkbar pessimistisch veranlagt — oder durch sein eigentümliches Eheschicksal allmählich um sämtliche Illusionen gekommen — die Auffassung vom Weibe, die sich in seinen pikanten kleinen Erzählungen verriet, stand jedenfalls auf tiefer Stufe. Er hielt es mit dem Mephistophelischen: ‚Und ist doch all ihr Weh und Ach ...'

Anfangs hatten sich die fremden Herren, die alle ledig waren, im Ton etwas zurückgehalten, da sie an Succos rechtem Goldfinger den Trauring sahen. Aber sie erkannten bald: er war kein Spielverderber. Ja, aus dem, was er gelegentlich zum besten gab, sprach sogar eine solche Mannesüberhebung, daß selbst Stangenberg stutzig ward.

Mit ein paar kühnen Seitensprüngen war man von den ägyptischen Bauchtänzerinnen und den schwarzäugigen Andalusierinnen zu Schopenhauer und Nietzsches blonder Bestie gelangt.

Die geistige und sittliche Inferiorität des Weibes war in den Grundzügen vom Heidelberger Professor in einem lichtvollen Vortrag schlagend bewiesen worden. Selbst der ledige Wiener Bankdirektor, der seltsamerweise als einziger eine idealere Auffassung zu vertreten suchte — er gab zwar zu, daß er mit verschiedenen jungen Damen vom Josefstädtischen Theater schon die bedenklichsten Erfahrungen gemacht hatte — mußte ihm schließlich beistimmen.

Man hatte diese eifrige Debatte am Lagerfeuer vor einem Cookschen Zelt bei den Trümmern eines Ptolemäertempels. Araber servierten Scherbet, man rauchte Zigaretten und hörte ab und zu in der Ferne der Wüste einen Schakal bellen, was die Stimmung ungemein anregte.

Jeder gab seine Meinung ab. Succo führte in seinem überlegenen Juristenton ein paar Beispiele aus Zeugenvernehmungen an, um dem optimistischen Wiener Bankdirektor seinen Irrtum klarzumachen. Denn darin pflichtete er dem Staatsrechtslehrer aus Heidelberg ohne jeden Vorbehalt bei: weibliche Berichterstattung war in fünfundneunzig von hundert Fällen minderwertig. Jeder Prozeß bewies das aufs neue. Gerade die weiblichen Vorzüge — weicheres,

wärmeres Empfinden, Subjektivität, Aufopferungsfähigkeit — bedingten seiner Meinung nach diese Mängel.

Als die Herren unter dem sternklaren Himmel des Fajum schlafen gingen, war sich die Mehrzahl darin einig: daß all die gewaltsamen und verschrobenen Emanzipationsbestrebungen der letzten beiden Jahrzehnte im lieben deutschen Vaterland das Gros des weiblichen Geschlechts über die Entwicklungsstufe des Halbtiers nicht wesentlich hinauszuheben vermocht hätten.

Stangenberg hatte insgeheim sein diabolisches Vergnügen daran, auch Herrn von Succo, den er bisher für das geduldige Objekt eines graziösen kleinen Pantoffels gehalten hatte, unter den ‚Ketzern' zu sehen. Die Unstimmigkeit mußte zwischen dem Ehepaar schon ziemlich stark entwickelt sein, wenn Succo plötzlich so leidenschaftlich diesen Theorien beipflichtete. In Gegenwart der redegewandten, erstaunlich schlagfertigen, kapriziösen und geistreichen Frau Jutta hätte er's sicher nicht gewagt. Es lag also wohl ein gewisser heimlicher Racheakt in diesem alles negierenden Bekenntnis.

‚Und — er ist maßlos eifersüchtig!' sagte sich Stangenberg.

Daß Succo alle Ursache zur Eifersucht auf den famosen ‚Vetter Fritz' hatte, darüber war sich niemand klarer als Stangenberg, der an Bord das Hinundher der beiden ja schon genügend beobachtet hatte. Allen, die nicht gerade die Seekrankheit vom Bordleben ausschloß, war es aufgefallen. Die einen hatten es milder, die andern bedenklicher beurteilt. Tatsache war, daß man das junge Pärchen, während der bedauernswerte Eheherr Kabinenarrest hatte, in den verschiedensten Schiffsgegenden in recht verfänglicher Harmonie angetroffen hatte. Fräulein von Wehl war der jungen Frau des Oberstaatsanwalts einmal sogar dicht vor der Tür der Kabine, die der ‚Ägypter' innehatte, begegnet. Ganz entrüstet hatte sie sich darüber gegen die Baronin geäußert. Herr Schneider wiederum hatte die beiden am Abend vor der Landung in zärtlichem Tête-à-tête im Dunkeln auf dem oberen Promenadendeck beobachtet. Das hatte er dem Rittmeister mit dem ihm eigentümlichen, vielsagenden Augenblinzeln unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut.

Stangenberg brauchte hierzu nur noch seine eigenen Wahrnehmungen zu fügen — die an Bord selber, die hernach in Kairo im Hotel — und er konnte sich seinen gutgereimten Vers darauf machen.

Freilich: wie weit der Flirt zwischen den beiden gegangen sein mochte, das wagte er doch nicht zu entscheiden.

Auf der einen Seite hatte die kleine Frau ja unbedingt einen Zug ins Abenteuernde. Ihr Temperament war nicht umzubringen, sie hatte Rasse, war sensibel bis in die schlanken Fingerspitzen. Aber so ohne weiteres im Sturm zu nehmen wie andere ‚heiße Weiber', mit denen er schon erfolgreich angebandelt hatte, war sie nicht. Sein Anlauf im Garten von Shepheard war jedenfalls mit Grazie abgeschlagen worden.

Immerhin bereitete es Stangenberg ein nicht unangenehmes Nervenprickeln, sich in Frau Juttas Abenteuer zu vertiefen. Denn so oder so: daß die verwegene kleine Frau sich von ihrem Manne auf die Dauer nicht ausgefüllt fühlte, das stand für ihn fest. Das war auch gar nicht so verwunderlich. Noch ganz andere Männer als der pedantische Succo hatten Überraschungen zu erleben.

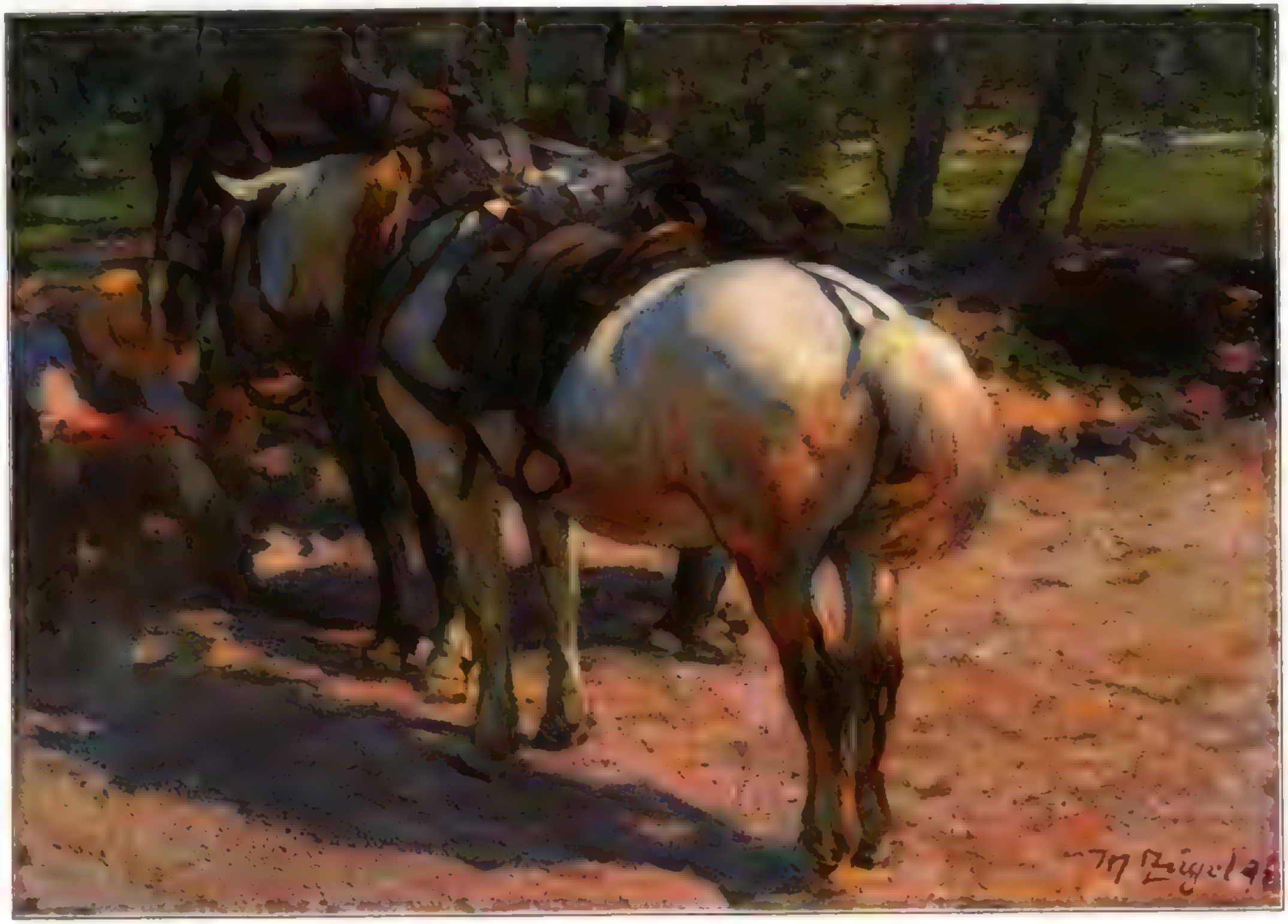
Sensationell war in diesem Falle eigentlich nur die Person des mit ihrer Gunst Beglückten.

„Ausgerechnet der! Ausgerechnet der Todfeind ihrer ganzen Wahlverwandtschaft! Das ist doch zum Längelanghinschlagen!"

Frau von Druhsen, mit der er bei seinem Besuch in Menahouse die pikante kleine Herzensgeschichte der hübschen Frau Jutta natürlich auch durchgesprochen hatte, war darauf der Meinung gewesen: „Ich finde es im Grunde gar nicht so verblüffend, lieber Herr von Stangenberg. Im Gegenteil, glauben Sie mir: das ist echt weibliche Psychologie. Oder Physiologie. Die verbotene Frucht. Voilà tout. Sie verstehen."

Und Stangenberg verstand.

„Übrigens sind dann ja wohl auch die Beweggründe des Herrn Vetters psychologisch nicht so ganz unergründbar," sagte er. „Ich meine — vom rein Mensch-



Mittagsraft. Gemälde von Prof. Heinrich Zügel.

Digitized by Google

lichen, Allzumenschlichen abgesehen," setzte er hinzu, anzüglich lächelnd.

Frau von Druhsen drohte ihm mit dem Finger. Aber das Thema war ihr doch behaglich. „Übrigens wieso?"

„Ja, gnädigste Baronin, gibt es denn eine süßere und treffsicherere Rache eines Mannes an einem andern als eben die?"

„Sie haben eine grausame Phantasie."

„Erfahrungsgrundsätze. Wie Sie wissen, teuer erworbene. Übrigens — gottlob in beiden Richtungen."

Das Gespräch endigte damit, daß der Rittmeister aus dem Rigoletto summte: „Donna è mobile . . ."

Wie stets in Fällen einseitiger Eheirrungen schien der Ehemann ganz allein noch keine Ahnung davon zu haben, daß er der Gegenstand so verletzenden Bedauerns war. Wenigstens hatte Stangenberg auch beim Wiedersehn in Kairo am ersten Reisetag nicht die Empfindung gehabt, daß Herr von Succo über sein Malheur schon unterrichtet war.

Erst die auffallend hitzige Art und Weise, in der Succo den Bekenntnissen der illusionslosen Hagestolze zustimmte, schien ihm ein Beweis.

Was Stangenberg aber aufs höchste wunderte, das war dabei der Umstand, daß Succo seine junge Frau gerade jetzt, wo doppelte Vorsicht — vielleicht auch doppelte Aufsicht — geboten gewesen wäre, allein gelassen hatte.

Er konnte sich's nicht versagen, ein paar Anspielungen zu machen. Beileibe keine direkten, plumpen Hinweise. Nein, bloß so eine Art Parallele bei der Erzählung von ein paar Skandalgeschichtchen aus der Garnison. Wo die junge Frau ins Bad gefahren war und Sonntags den Besuch ihres Mannes, die Woche über den ihres ‚Bruders' hatte, der ihr so merkwürdig unähnlich war. Und dergleichen mehr. Stangenberg erzählte dabei stets vom Standpunkt des Attentäters, nie von dem des Angegriffenen aus. Es war ihm ein gewisser Trost.

Succo dagegen versetzte sich in den Debatten, die sich manchmal daran anschlossen, prinzipiell auf die Seite des Ehemannes. Er verfiel auch bei der Bezeichnung einer schuldigen Frau stets in eine ganz krasse alttestamentarische Ausdrucksweise, die sein Begleiter nicht geschmackvoll fand.

„Der Franzose ist galanter," meinte Stangenberg. „Er spricht in einem solchen Falle nicht einmal von ‚tromper', sondern er sagt human lächelnd: ‚madame s'amuse.' Allerdings spricht so nur — der andre."

War es die tropische Hitze dieser Wüstenwanderungen und langen Ritte, war es die Erinnerung an die üppigen Bilder des ersten Abends in Medinet el-Fajum, die das Blut kochen machte, war es ein heimlicher Vergleich mit eigenen Erlebnissen, eigenen Verdachtsmomenten, der zu peinvollen Vorstellungen und Verirrungen der Gedanken führte: auf Succos Stirn perlte zuweilen ein leichter Schweiß.

Stangenberg glaubte nun bestimmt zu wissen: innerlich verging der Ärmste vor Eifersucht. Es war übrigens nicht Grausamkeit, was ihn verleitete, diese Themen zu bevorzugen, es war auch nicht einmal der Wunsch, der kleinen Frau Jutta einen Stein in den Weg zu werfen. Nein, seine Phantasie beschäftigte sich nun einmal am liebsten mit derlei Dingen; sie waren für ihn das Leben. Und das Alpha und Omega seiner Weltanschauung lautete: „Ich glaube von jedem Menschen das Schlechteste, bis er mich vom Gegenteil überzeugt hat."

Was den Oberstaatsanwalt auf der ganzen Reise so nervös und nachdenklich und zerstreut erscheinen ließ, das hatte einen ganz andern Grund als Stangenberg annahm. Er machte sich Selbstvorwürfe darüber, daß er sich von seiner Frau einer Bagatelle wegen im Groll getrennt hatte. Jutta war noch so jung, so wenig welterfahren, ihre Erziehung war noch nicht vollendet. Es hätte einer Meinungsverschiedenheit wegen — die doch eigentlich ziemlich akademischer Natur war — nicht zu einem solchen Zerwürfnis zu kommen brauchen.

Auf der Nilfahrt von Wasta aus, die den Abschluß der Reise bildete, war Succo recht sentimental. Man fuhr an Bord einer Cookschen Dahabije, auf der sich auch noch andere, von Luksor und Assuan und weiterher nach Kairo zurückkehrende Vergnügungsreisende befanden.

Die Gruppen trennten sich. Succo suchte nun auch das Zusammensein mit Stangenberg etwas einzuschränken. Er hatte einen Platz ganz vorn im Boote gewählt, rauchte unausgesetzt Zigaretten — in geradezu krankhaft nervöser Hast — und ließ den Blick ungeduldig über die Nillandschaft schweifen.

Die Bilder, die an ihm vorüberzogen, waren eigenartig, aber in ihrer feierlichen Ruhe und Monotonie auf die Dauer doch ermüdend. Die Fellachendörfer, die Palmwälder, die Scheichgräber und Minaretts, die schmutzigen Bettelkinder, die an den lehmbraunen Ufern des breiten, stillen Stromes mitliefen, die unabsehbaren Mengen der die Dörfer umflatternden Tauben, das Gekreisch der Esel und der Ziehbrunnen — es war auf der ganzen weiten Fahrt immer dasselbe, immer dasselbe. Er hatte keinen Sinn mehr für die fremdländische Schönheit. Es drängte ihn heimzukommen.

Und was er dabei kaum vor sich selber wahrhaben wollte, wirkte mit, seine Sehnsucht zu verstärken: er empfand eine gewisse Scham darüber, daß er sich ganz so wie in seinen Junggesellenzeiten in den zynischen Ton dieser Herrengespräche hatte mit hineinziehen lassen. Es war ihm nun, als hätte er an Jutta etwas wieder gutzumachen.

In Bedrachein war Aufenthalt — und Lösung der durch Cook ins Leben gerufenen Freundschaften. Ein Teil der Gäste vom Menahouse fuhr über Kairo nach Gizeh, ein anderer wollte am gleichen Tag noch die Apisgräber von Sakkarah besichtigen.

Succo verhandelte noch mit dem Dragoman darüber, welche Route eine frühere Ankunft im Menahouse versprach, als er Stangenberg einen Bekannten von der ‚Holstein' begrüßen sah: Herrn Marcks, den Apotheker aus Dresden. Auf die Bekanntschaft mit diesem Landsmann hatte Succo nie Wert gelegt. Es wunderte ihn daher, daß Stangenberg so lange und angelegentlich mit ihm sprach. Er bemerkte dann auch, daß der Rittmeister im Gespräch mehrmals halb verstohlen zu ihm herübersah — offenbar etwas verstört — und daß er darauf Herrn Marcks einen zurechtweisenden Wink mit den Augen gab: er möchte nicht so laut sprechen, man könnte sonst in der Nachbarschaft hören!

Succo hatte sich, über die Route noch immer nicht im reinen, ungeduldig abgewandt — da tauchte plötzlich Stangenberg an seiner Seite auf und sprach ihn, den Ton merkwürdig diskret dämpfend, an: „Hören Sie, lieber Herr von Succo, dieser sächsische Bundesbruder da, Herr Marcks, der Weltenbummler, stellt hier coram publico eine so unsinnige Behauptung auf, — ich glaube, Sie müssen sich den Mann einmal vorbinden."

„Der Herr ist mir — offen gesagt — schon immer gräßlich gewesen."

„Mir auch. Aber die Geschichte geht Sie nahe an. Wenn's nämlich nur etwa ein niederträchtiger Klatsch sein sollte, so dürfte man sich die Geschichte unter keinen Umständen gefallen lassen . . ."

„Was will er?"

„I — er warf da in Gegenwart des Professors und der beiden Amerikaner — übrigens anscheinend ganz harmlos — eine Bemerkung hin . . . Also das wäre hierher gegen Abend sein gewöhnlicher Ausflug — er hat sich in Heluan niedergelassen, nimmt da Schwefelbäder oder so einen Unfug — in Heluan wär's zum Sterben langweilig, aber hier in Bedrachein träfe man unter den Passanten immer Landsleute . . . Ja, und denken Sie sich, unlängst hätte er hier auch Ihre Frau getroffen, sagte er."

„So. Mit der Hotelgesellschaft?"

„Ja. Zum Teil. Aber — es ist da noch was ganz Absurdes dabei."

„Was Absurdes?"

„Hier liegt doch die vizekönigliche Zuckerfabrik, deren Direktor Ihr Vetter Fritz von Succo ist?"

Succo horchte auf. Dann sagte er gezwungen lässig: „Möglich. Es war mir so gleichgültig, daß ich's nicht behalten habe."

„Und Herr Marcks behauptet nun — ich sag's Ihnen lieber sofort brühwarm wieder, ganz so wie er's vorbringt — Ihre Frau hätte die Gesellschaft gleich nach der Ankunft hier verlassen, und dieser Herr von Succo hätte sie am Fabrikeingang in Empfang genommen. Die Bekannten wären sofort darüber

einig gewesen, daß es zwischen ihnen eine abgekartete Sache war, denn Ihre Frau — na kurz und gut, sie wäre dann richtig den ganzen Nachmittag, bis zur Abfahrt des Dampfers, bei ihm gewesen."

Succo lachte zuerst nur leicht auf. „Bei ihm gewesen. So." Dann verzog er aber grimmig die Stirn. „Bei ihm gewesen. Was soll das heißen? Wie meint der Herr das?"

„Weiß der Teufel wie. Er ist ein ganz infernalisches Klatschmaul. Das scheint mir todsicher. Natürlich hat er sich darüber gefuchtet, daß Sie beide an Bord unnahbar für ihn waren ... Er tut ja allerdings wunder wie naiv. Dabei wette ich aber zehn gegen eins: er weiß genau, wie Sie mit Ihrem Vetter stehen."

„Er war ja dabei — an Bord, am ersten Tage — wie ich ganz offiziell meine Erklärung abgab."

„Na also."

„Ich werde mir den Herrn kaufen."

Und eine Weile später langte Succo bei dem Sachsen an, den er kordial herablassend begrüßte. Aber in seinen Augen flackerte dabei etwas wie Haß.

„Das ist ja sehr nett: Herr von Stangenberg sagt mir, Sie haben neulich meine Frau hier gesprochen?"

„Gesprochen leider nicht, Herr Oberstaatsanwalt. Als ich von Heluan herüberkam, war die gnädige Frau mit Ihrem Herrn Vetter schon weg. Drinnen in der Fabrik. Ja."

Succo behielt die Zigarette zwischen den Zähnen, während er sprach. Da ihm der Rauch in die Augen und in die Nase biß, lehnte er den Kopf ziemlich weit zurück. Diese Haltung hatte etwas Examinatorisches, dabei sehr Hochmütiges.

„Sagen Sie mal, Herr — eh — Marcks, das dürfte aber doch wohl ein Irrtum sein. Verwechslung. Nicht? Ich kann mir im Leben nicht erklären, wie meine Frau dazu käme ..."

„Ja, die anderen Herrschaften konnten sich's auch nicht erklären," beteuerte Marcks, dessen Stimme ein wenig flackerte, sofort lebhaft. „Die Baronin von Druhsen meinte aber noch: aha, deswegen hätte Frau von Succo darauf bestanden, daß man über Bedrachein zurückkehrte. Die Herrschaften hatten nämlich die Tour nach Sakkarah gemacht."

„Von Sakkarah nach Gizeh ist doch ein ganz direkter Weg."

„Eben."

„Hören Sie mal — ich weiß ja nicht, was Sie für ein Interesse daran haben sollten, mir hier irgend etwas vorzureden ..."

„Aber Herr Oberstaatsanwalt, ich bitte sehr, ich hatte Herrn von Stangenberg ganz harmlos erzählt ..."

„Ganz harmlos. Natürlich. Es ist nur seltsam, daß Sie trotzdem eben sagten: die anderen Herrschaften konnten sich's auch nicht erklären. Wie meinen Sie das? Und die Bemerkung der Frau von Druhsen — die ist ja geradezu — äußerst merkwürdig."

„Ich kann nichts anderes anführen als: relata refero. Ich werde doch nichts Unwahres verbreiten. Frau von Druhsen sagte noch zu mir: ‚Lieber Herr Marcks', sagte sie, ‚bitte, tun Sie mir den Gefallen und geh'n Sie doch mal Frau von Succo in die Fabrik nach — am besten, Sie lassen sich unter irgendeinem Vorwand direkt beim Chef melden ...'"

„Wie kommt die Dame dazu?!"

„Ja, sie meinte, sie hätte Ihnen versprochen, Ihre Frau Gemahlin zu chaperonieren, sagte sie."

„Hm. So. Das meinte sie. Nun, und Sie übernahmen den Auftrag?"

„Ei gewiß. Ich kam auf den Hof. Fremden wird die Einrichtung der Fabrik öfters gezeigt. Ich kenne alles, bin schon zweimal dringewesen. Aber diesmal ward ich nicht vorgelassen. Der Direktor war in seiner Privatwohnung und hatte da Besuch. Ja. Ich bin mit dem kleinen Araber noch selbst bis zur Tür mitgegangen, weiter ließ er mich nicht ... Herr Jesus, Sie sehen einen aber an, Herr Oberstaatsanwalt ... Man braucht doch nicht gleich das Schlimmste zu denken."

Succo hatte Fäuste gemacht. Immer hastiger stieß er die kleinen, dicken Rauchwolken aus. Die Zigarette war soweit aufgeraucht, daß er sich die Lippen leicht verbrannte. Er wandte hastig den Kopf und spie den Stummel aus.

Schon während der letzten Sätze des berichteifrigen Apothekers war Stangen-

Digitized by Google

berg dazugestoßen. Er hörte die Darstellung nun ein zweites Mal. Einen kleinen Nervenkitzel — eine gewisse Schadenfreude — empfand er dabei ja unverkennbar. Es lag ihm im Blute, sich über derlei zu amüsieren. Er nahm kein Weib ernst — nahm also auch solche kleinen Liebes- und Eifersuchtsdramen nicht tragisch.

Aber die letzte Bemerkung des Sachsen — man brauchte sich ja nicht gleich das Schlimmste zu denken — erschien ihm denn doch zu plump und geschmacklos.

Succo hatte den Apotheker stehen lassen, ohne Abschiedsgruß.

„Ein Urteil in moralischer Hinsicht, Herr Marcks, war ja wohl nicht von Ihnen erbeten," sagte nun Stangenberg scharf und von oben her, zuckte die Achsel und klopfte sich leicht an die Stirn. Dann folgte er Succo und schob den Arm unter den seinen. „Er ist ein komplettes Roß. Sie dürfen ihm das nicht übel nehmen. Dumm geboren und nischt hinzugelernt — wo soll da die höhere Intelligenz herkommen!"

Auch für diese gutgemeinten Trostversuche war Succo nicht zugänglich. „Lassen Sie, lassen Sie, lieber Herr von Stangenberg. Das ist eine infame Sache. Eine ganz infame Sache. Ich bin noch so vor den Kopf gestoßen ... Das ist ja so ungeheuerlich ..."

„Kommen Sie lieber von hier fort. Man steht ja auf offenem Markte. Und nun glotzt der gute Professor auch noch. Es geht doch nichts über Diskretion."

„Leisetreterei ist hier durchaus nicht angebracht. Zum Teufel auch. Nein, man muß sich das nur vorstellen. Meine Frau. Meine eigene Frau. Das ist ja so absurd, so — so ... Ich finde gar keine Worte."

„Glauben Sie dran — oder glauben Sie nicht dran? Die Frage scheint mir die wesentlichste."

„An der Tatsache läßt sich doch nicht mehr zweifeln. Übrigens ruft er ja das ganze Hotel Menahouse als Zeugen an."

Sie waren etwas abseits von der Gruppe der andern Reisenden getreten, wurden aber von Eseljungen, Bettlern, Händlern und aufdringlichen Führern derart umdrängt, daß sie sich kaum verständigen konnten.

„Ich würde jedenfalls nicht gleich alles auf eine einzige Karte setzen," sagte Stangenberg, „wenn ich mir überhaupt einen Rat erlauben darf, aus meiner traurigen Erfahrung heraus."

Das Wort wirkte auf Succo wie ein Peitschenhieb. Den Abend zuvor hatte ihm Stangenberg ganz skrupellos ein paar Details aus seinem Scheidungsprozeß erzählt. Die Parallele demütigte — und reizte zugleich — Succo dermaßen, daß er energisch seinen Arm freimachte.

„Danke sehr. Aber — man ist doch nicht umsonst nebenher noch Jurist." Damit schien Succo, der die Augen zusammenkniff und in plötzlichem Entschluß auf den Dragoman zuhielt, die Unterhaltung abbrechen zu wollen.

Eine lebhaftere Bewegung ging soeben durch die Gruppen: es läutete zur Abfahrt des Cookschen Bootes. Mehrere Karawanen hatten sich bereits zusammengefunden, um den Ritt nach Memphis und Sakkarah zu unternehmen. Im letzten Augenblick entschied sich Succo dafür, den in einer halben Stunde fälligen Eisenbahnzug zu benutzen, mit dem er — eine Station vor Kairo — den besten Anschluß zum Menahouse fand.

Er wollte dies Stangenberg, der gerade im Begriff war, an Bord zurückzukehren, nur rasch noch zurufen. Aber der aufreizende Verdacht hatte schon derart Besitz von ihm ergriffen, er fühlte sich so unsicher, daß es ihm dann doch unmöglich war, sich vom Rittmeister so ohne weiteres zu trennen.

„Pardon, noch eine Frage, Herr von Stangenberg. Ich weiß freilich nicht, ob ich Sie zurückhalten darf."

„Es erwartet mich bei Shepheard niemand als der arabische Kellner, der mir das Diner servieren will. Sagen Sie ein Wort, und ich fahre gleichfalls mit der Bahn mit."

„Gut. Ich weiß auch, wie das Wort lauten muß. Ich bitte Sie um den Freundschaftsdienst, bei mir zu bleiben."

„Aber mein verehrtester, bester Herr von Succo —!"

Das war von Succos Seite aus alles in starker Erregung und in hastigem Tempo gesagt und getan. Stangenberg erkannte Succo, den stets so nüchternen

Digitized by Google

und überlegenen, gar nicht wieder. Sonst war Succo doch in erster Reihe Mann des Gesetzes — und dann erst Mensch.

Und so kam es denn zu der demütigenden Frage, deren Succo sich, indem er sie formte, über alle Maßen schämte, und zu der noch demütigenderen Antwort Stangenbergs.

Woher mochte Frau von Druhsen das Recht leiten, ohne weiteres anzunehmen, daß zwischen seiner Frau und seinem Vetter Fritz ein Einvernehmen bestand? Um nicht geradezu zu sagen: ein unerlaubtes Verhältnis, ein verbrecherisches? — Glaubte Stangenberg, daß sie irgendwelche Anzeichen besitzen könnte — oder gar Beweismittel?

„Und — Sie selbst, lieber Freund. Haben Sie solche Wahrnehmungen gemacht? — Hand aufs Herz, Mann gegen Mann! — Nein, ausweichen dürfen Sie mir jetzt nicht, es handelt sich um zu Ernstes, um zu Wichtiges —!"

„Eben deshalb, lieber Herr von Succo, wird mir's höllisch sauer. Klatschpastete wie dieser Signor Marcks aus Elb-Florenz bin ich nicht. Außerdem ist es noch stets mein Grundsatz gewesen, mich in andrer Leute Liebeshändel nicht einzumischen. Aber wenn Sie mich gleich beim großen Ehrenwort zu packen kriegen —"

„Das tue ich hiermit, Herr von Stangenberg."

„Na, dann bleibt mir nichts andres übrig, als Ihnen reinen Wein einzuschenken. Also — na ja denn. Daß zwischen Ihrer Frau Gemahlin und Herrn Fritz von Succo etwas bestand, daran war allerdings weder für mich ein Zweifel noch für irgendeins von den Herrschaften, die an Bord mit herübergekommen sind."

„So. So. Und das — das haben Sie die ganze Zeit mit sich herumgetragen, auch diese letzten Tage über, im Fajum, ohne mir ein Wort — ohne mir auch nur ein einziges Wort . . ."

„Erlauben Sie, Herr von Succo, abgesehen von der Geschmacklosigkeit, so aus dem Stegreif heraus den Hetzer und Petzer markieren zu sollen: wie hätten Sie denn die Geschichte aufgenommen? Das sah man ja vorhin bei Marcks. Es fehlte nicht viel, und er hätte seine Senge besehen. Deswegen schlotterten ihm ja auch die Knie, und das Herz war ihm in die Hosen gefallen. Na, und mir hätten Sie ja wohl keine Fäuste gemacht — aber Sie hätten mir zweifellos Ihre Zeugen geschickt. Oder etwa nicht?"

„Ja, Sie haben recht, das hätt' ich. Mein Gott . . .!"

Sie waren auf der entsetzlich staubigen und sonnigen Straße, geplagt von Mücken und von zerlumptem kleinen Ägyptergesindel, dem die Fliegen in dicken Klumpen an den Augen, den Ohren und an der Nase hingen, zum Bahnhof gelangt. Succo hatte seinen Panama abgenommen. Er schwitzte vor Aufregung und Schwäche. Fortgesetzt trocknete er sich Stirn und Nacken mit dem Taschentuch.

Über alles, was Stangenberg mit eigenen Augen gesehn und was ihm der Klatsch zugetragen hatte, war Succo, als sie endlich in das heiße, niedrige Coupé einstiegen, informiert.

Glied reihte sich da an Glied zu einer lückenlosen Kette.

All die aufreizenden, nichtsnutzigen Erzählungen, Abenteuer und Anekdoten, womit man sich im Herrenkreise in den letzten Tagen die Zeit vertrieben, hatten den Boden seiner Phantasie vorbereitet. Auch das Klima trug dazu bei — auch die üppigen Szenen, die sie am ersten Abend der Reise bei den arabischen Tänzerinnen gesehen, hatten die Sinne erhitzt. Es war wie ein Tropenkoller.

Als der Zug die am Beginn der Sykomorenallee gelegene Station Gizeh erreichte, von wo aus die elektrische Bahn den nächsten und besten Anschluß bot, saß Succo ganz erschöpft in der Coupéecke. Mit beiden Händen preßte er seine Stirn. Dabei schloß er die Augen, als brauchte er so die Bilder nicht zu sehen, mit denen ihn seine Phantasie folterte.

Wie abscheulich — wie unsagbar abscheulich!

Stangenberg hatte sich mehrmals ausbedungen, daß der ‚Freund' — denn so dürfte er ihn doch nennen — den Boten von seinem Amt zu trennen wüßte; Succo hatte es auch ganz selbstverständlich beteuert. Aber als sie sich nun trennten, mit kurzem Händedruck, ohne

Digitized by Google

einander fest ins Auge zu sehen, hatten sie beide die Empfindung: daß sie einander doch nicht trauten.

Es dunkelte. Der Zug fuhr weiter. Succo sah ihm nach. Irgend jemand lehnte sich, die Ellbogen aufstützend, aus einem Wagenfenster heraus. Er bildete sich ein, das wäre Stangenberg, der ihn in seinem Unglück aushöhnte.

Und mit einemmal dachte er daran, wie Stangenberg diese ganze Zeit über mit einem gewissen zynischen Behagen immer und immer wieder über die Ehe gespöttelt hatte.

Was für eine dreiste Beleidigung hatte er sich da ungesühnt bieten lassen!

Aber er war ja selbst mit daran schuld, daß Stangenberg so weit gegangen war: Juttas Unbotmäßigkeit und Anmaßung hatten ihn gereizt, und es hatte ihn amüsiert, mit anzuhören, wie hier über das ganze weibliche Geschlecht der Stab gebrochen wurde.

Darüber kam er indes nicht hinweg: Stangenberg hatte da schon gewußt, was er, der Gatte, nicht wußte! Und hatte sich über ihn lustig gemacht!

Auf der Fahrt in der jetzt nach Sonnenuntergang fast ganz leeren Straßenbahn suchte er wieder Herr seiner Gedanken zu werden. „Nicht alles auf eine Karte setzen!“ Darin hatte Stangenberg ja recht. (Und Stangenberg besaß Erfahrung. Es war Succo eine Genugtuung, das jetzt festzustellen.)

Er wollte sich also beherrschen. Es hatte keinen Zweck, sofort bei seiner Ankunft im Menahouse Jutta zur Rede zu stellen. Da hörte er selbstverständlich nur irgendeine Ausflucht, die sie doch für alle Fälle bereit haben mochte. Er mußte sich inzwischen mit allem Bedacht das Zeugenmaterial verschaffen: Frau von Druhsen über das unerhörte Ereignis vernehmen, die andern Hotelgäste, wenn irgend möglich einzeln nacheinander. Ganz wie bei einer Anklagesache. Es galt hier ja das Meisterstück juridischer Kunst: einen Indizienbeweis.

Sobald Succo seine Nerven soweit gemeistert hatte, um die Sache mit dem klaren Juristenverstand zu durchdringen, unabhängig von persönlicher Empfindung, sah er gewonnenes Spiel vor sich.

Nur noch wie ein jäher, scharfer Stich, nicht mehr als lähmender Schmerz, wirkte dabei die Vorstellung: gerade mit seinem einzigen Feind hatte ihn seine Frau hintergangen. Mit dem Manne, der eine satanische Freude daran haben mußte, ihm den Schimpf anzutun.

Und aus dem heißen Wust der Herrengespräche über allerlei Perversitäten grinste es ihn wie eine Fratze an.

O wie bodenlos gemein das doch war!

Als er das Hotel betrat, war die Halle ganz leer. Die Gäste befanden sich bereits beim Diner.

Er suchte das Zimmer auf. Der feine Veilchenduft schwebte noch im Raume, der Juttas Wäsche eigen war. Den Atem anhaltend, blieb er an der Schwelle stehen und drehte das Licht auf. Er sah die breiten englischen Betten schon zur Nacht abgedeckt unter den mächtigen Moskitonetzen, die wie ein geschlossener Baldachin wirkten. Da und dort bemerkte er aus kleinen Anzeichen, daß Jutta Toilette gemacht hatte.

Natürlich saß sie drüben im Speisesaal.

Er wollte verhindern, sich ihr Bild auszumalen. Gerade in der letzten Zeit hatte sie etwas ungemein Verführerisches gehabt. Er dachte noch an die bewundernden Blicke, die ihr immer in Nizza, in Monte Carlo gefolgt waren. Insgeheim war er doch ein bißchen eitel auf diese kleinen Erfolge seiner Frau gewesen — trotzdem er die Herren immer sehr scharf verweisend fixiert hatte.

Ob die wohl alle, alle geglaubt hatten, sie wäre so leicht zu nehmen wie irgendeines der ‚heißen Weiber‘, die in dem breiten Strom dieser internationalen Touristengesellschaft mitschwammen, dieser lockeren ‚kleinen Frauen‘, von denen die Reisebekannten mit so unzweideutigem Augenzwinkern gesprochen hatten?

Er stampfte mit dem Fuße auf.

Wohin führte das? Zum Henker — er wollte doch geordnet und logisch bleiben. Er wollte diese Anklagesache als sein eigener Untersuchungsrichter führen.

Rasch klingelte er.

„Ob Madame drüben im Speisesaal wäre,“ fragte er den Araber.

„Non, monsieur, madame est sortie.“

„Fortgegangen? Wann?“

„Il y a quinze minutes, monsieur.“

„Und wohin?“

Der Araber hob die Schultern. „Je ne sais pas, monsieur.“

Als er wieder allein war, sagte er sich: Nur Ruhe, Ruhe. Nur keine Überstürzung. Nur ja sich nicht gleich vor den Dienstboten verraten.

Aber dann schoß ihm ein widerwärtiger, hitziger Gedanke durch den Kopf: Vielleicht wußte der schwarze Bursche mehr, als irgendwer ahnte — diese Hotelbediensteten hatten ja eine solche Menschenkenntnis — vielleicht war der Sohn der Wildnis längst in die Schmach eingeweiht, die dem ‚Monsieur‘ durch ‚Madame‘ angetan war.

Er riß den Hut ab und schleuderte ihn auf die Chaiselongue. Dann ging er zur Verandatür.

Als er sie öffnete, drang ihm Rosenduft entgegen. Er trat erstaunt hinaus. Und da sah er den Riesenstrauß von La France-Rosen auf dem Tischchen.

„Das hat ja nichts auf sich, das hat ja gar nichts auf sich,“ suchte er sich nervös zu beschwichtigen, indem er mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. „Das kann hier irgendwo gekauft sein. Oder von Kairo mitgebracht.“

Merkwürdig, daß er während dieser Fajumreise bis zum letzten Abend sich kein einziges Mal gefragt hatte: was tat Jutta wohl jetzt, wo war sie jetzt, mit wem sprach sie jetzt?

Und er überlegte: wie war's früher gewesen, wenn er sich von ihr einer kurzen Reise halber hatte trennen müssen?

Hinterher hatte sie ihm stets in ihrer lebhaften Art anschaulich dargestellt, was sie getrieben hatte. Es war ihm dann immer so, als wäre er dabei gewesen. So unbedingt schenkte er ihr Glauben.

Und er zermarterte sein Hirn: hatte er vorher je Grund zur Eifersucht gehabt?

Allerlei nebensächliche, untergeordnete Situationen fielen ihm ein — Situationen, an die er gar nicht mehr gedacht hatte, von denen er vordem überhaupt nie geglaubt hätte, daß er sie jemals für verfänglich würde halten können. Ein sommerlicher Tanzabend bei Landrats, die italienische Nacht in dem weiten Park, — und Jutta in ihrem ausgeschnittenen Kleid von weißer indischer Seide am Arme Schaufferts, der ihr auf Tod und Leben die Cour schnitt. Er sah sie plötzlich lachend und erhitzt aus dem Dunkel des Parkwegs auf die Lichtung treten, wo das rote bengalische Licht aufflammte. Warum dachte er jetzt daran? Warum? Und die Fahrt in der überfüllten Semmeringbahn damals. Haarscharf stand es ihm vor Augen. Der junge Ungar, der rechts von ihr saß, über dessen Drolligkeiten sie so herzlich lachte, dem sie dann noch zweimal begegnet waren, auch an dem Abend, wo Jutta ihm zugeredet hatte, drüben in der Post mit den Herren noch ein Glas Wein zu trinken. Sie wäre müde, sagte sie, und wollte gleich zu Bett. Aber als er dann zurückkehrte, saß sie noch im Garten, rauchte eine Zigarette, und der junge Ungar war dabei und erzählte. Warum fiel ihm das nun wieder ein? Warum?

Er verwünschte diese Possen, die ihm sein Gedächtnis spielte.

Zum Henker, um wen und was handelte sich's denn? Um ein Chormädel, um eine Büfettmamsell?

Es war Frau Jutta von Succo, deren Ehre da angetastet wurde.

Aber boten denn Stellung, Name und Rang eine Gewähr?

Die nichtswürdigen Klatschgeschichten Stangenbergs fielen ihm ein — all die großen Skandalprozesse der letzten Jahre — Stützen der Gesellschaft, die man für unantastbar gehalten hatte, Prinzessinnen und gekrönte Häupter waren gefallen . . .

Und so unglaublich waren einem diese Verirrungen zuerst erschienen. Diese Frauen legten ihr ganzes Leben, ihre Ehre, ihr Familienglück, das Wohl ihrer Kinder, den Namen ihrer Eltern und Brüder, ihre soziale Stellung, alles, alles auf eine Wagschale — und jäh schoß sie empor . . . Oft eine einzige Stunde der Lust, eine Minute des Vergessens . . .

Wie schändlich, wie unbegreiflich! — Oder auch bloß: wie krankhaft, pervers!

. . . Die verbotene Frucht! . . .

Da hockte er wieder mitten drin in Stangenbergs Theorien — die freilich niemals anklagten, sondern immer mit weltmännischer Laxheit entschuldigen.

Das Rätsel Weib!

Er war nicht imstande, Toilette zu machen, um drüben im Speisesaal am Diner teilzunehmen, ganz als ob nichts Außergewöhnliches vorläge.

Von der Chaiselongue riß er wieder den Hut an sich und stürmte hinaus.

In der Halle traf er dann den Manager. Er beobachtete sich im Gespräch mit dem Manne ganz genau. Während der ihm Bericht erstattete über die Verhandlungen, die seine Frau mit ihm gepflogen hatte, bemühte er sich, ein gelassenes Wesen zur Schau zu tragen. Aber es war ihm doch, als steckte in dem geschmeidigen Oberkellnergesicht ein Zug frecher Neugier.

Soviel reimte er sich leicht zusammen: Jutta hatte Nachricht bekommen, daß ihr Vater heute abend in Shepheards Hotel eintraf, und sie hatte beabsichtigt, an der Dampferstation von Kairo das Eintreffen der Cookschen Dahabije abzuwarten.

Aber auch da knüpfte sofort sein Verdacht wieder an. Er sagte sich: das kam ihr nun wohl sehr gelegen, daß auf diese Weise ihr erstes Wiedersehn nicht unter vier Augen stattfand. Denn natürlich würde sie ihren Vater gleich mitbringen, an dem sie einen Beistand hatte.

Ob sie insgeheim Furcht empfand? Ob sie sich wohl sagte, daß der Hotelklatsch ihm über kurz oder lang d o c h alles zutragen mußte?

Sie hatten ja allerdings vorgehabt, morgen früh das Menahouse zu verlassen. Mit den Leuten, die sie hier in seiner Abwesenheit beobachtet hatten, kam man dann unter Umständen nie im Leben wieder zusammen.

Nie im Leben wieder.

Wie leicht war es doch im Grunde für eine abenteuerlustige Frau, auf solch einer Reise in fremdes Land den Gatten zu betrügen —!

Er hätte fast weinen können über diese furchtbare Ungewißheit, diesen grausam nervenfolternden Verdacht.

Einer der Kellner kam und fragte ihn, ob nachserviert werden sollte. Für die Nachzügler ward im Restaurant gedeckt.

„Gut. Ja. Ich komme."

Aber der Löffel zitterte dann in seiner Hand, und als er sich Wein einschenkte, goß er über.

Er aß fast nichts, trank aber hastig fast die ganze Flasche leer.

Mit rotem Kopf, eine Zigarette zwischen den Lippen, begab er sich darauf in die Halle und begrüßte die Bekannten, die sich inzwischen vom großen Speisesaal aus hier an den kleinen arabischen Tischchen zusammengefunden hatten: fast alle Herren im Frack oder im Smoking, die Damen in heller Abendtoilette.

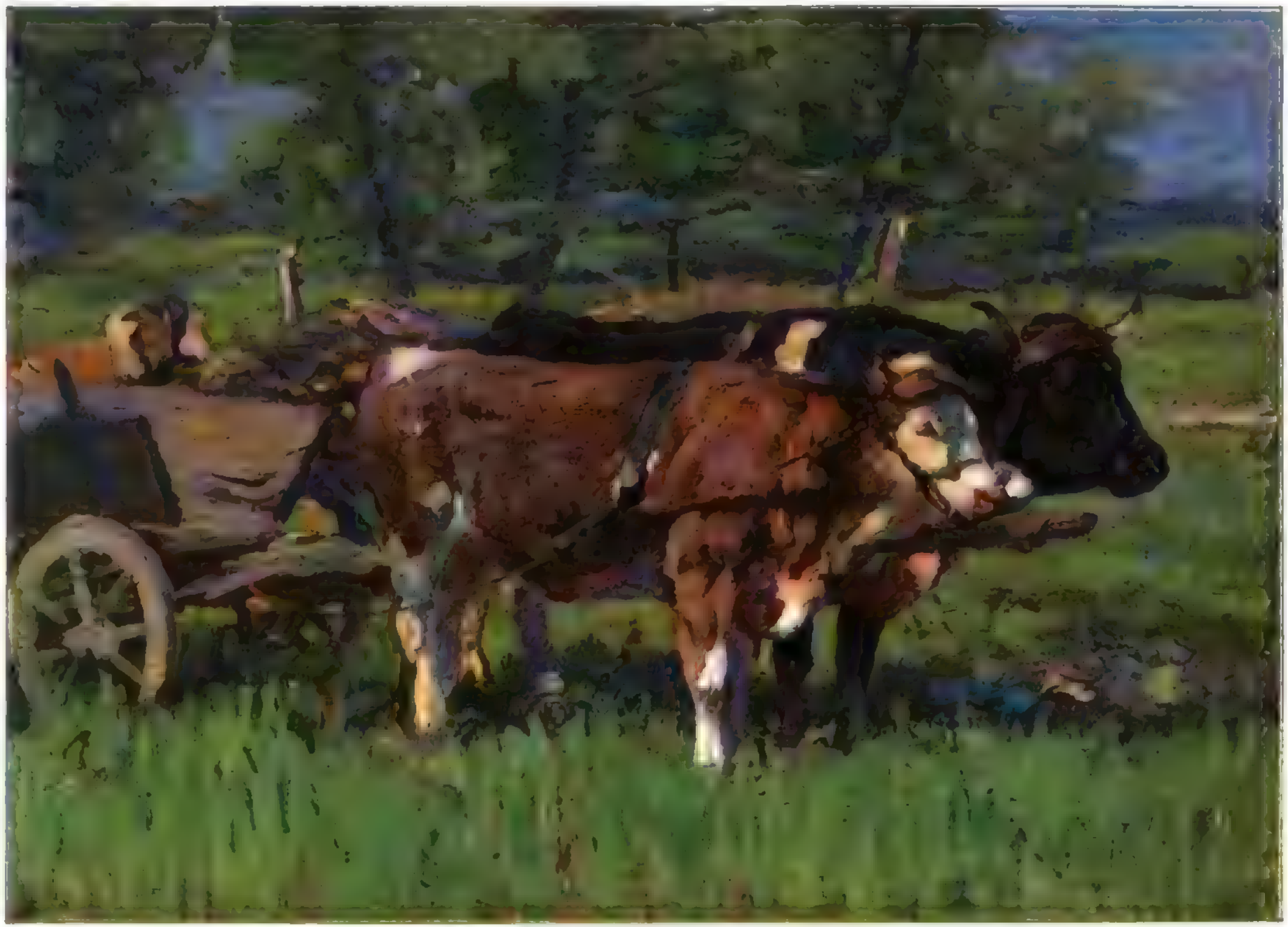
Er ging von Gruppe zu Gruppe. Man fragte ihn nach dem Fajum und berichtete ihm von den eigenen Ausflügen, und da und dort mußte er mit auf einem der tiefen, weichen Fauteuils Platz nehmen. Die Musik spielte, man schlürfte Mokka, überall wurde geschwatzt, geflirtet.

Wie in einer Spirale gelangte er so über allerhand Plauderstationen bis zu Frau von Druhsen, die mit ihrer Gruppe ziemlich die Mitte des großen Raumes einnahm. Er hatte sie bis jetzt erst von weitem begrüßt. Nun küßte er ihr die Hand und machte von ihrer Erlaubnis Gebrauch, neben ihr Platz zu nehmen.

Eine ihm unerklärliche Feigheit hatte ihn bestimmt, diesen Moment so weit als angängig hinauszuschieben. Jetzt, wo er mit ihr im Gespräch war, hatte er aber wieder die Herrschaft über sich.

Er lehnte sich weit im Fauteuil zurück. Auch Frau von Druhsen lag fast mehr, als daß sie saß. Die Amerikanerinnen bevorzugten das. Sie drehten sich, bevor sie sich niederließen, einmal halb um sich herum, so daß die Röcke unterhalb der Knie sich wie eingeschnürt um die Glieder legten, darauf sanken sie in sanftem Schwung auf die Kissen. Aus dem Spitzengerinnsel der Dessous ragten dann verführerisch die eleganten Schuhe, die den Boden nicht mehr berührten, mit dem in seidenen, durchbrochenen Strumpf steckenden Beinansatz über das Ende der diwanartigen Stühle. Fräulein von Wehl war die einzige Dame, die korrekt aufrecht dasaß; sie hielt es mit ihrer Stellung als Gesellschafterin wohl nicht recht vereinbar, die legere Sitte mitzumachen: vielleicht vertrug sich's auch nicht mit ihrer sittlichen Auffassung oder mit den bescheidenen Reizen ihrer Dessous.

Succo beobachtete, wie gespannt alle herüberlauschten, um von seiner Unter-



Gespann. Gemälde von Prof. Heinrich Zügel.

Digitized by Google

haltung mit Frau von Druhsen etwas aufzuschnappen, während sie doch taten, als wären sie selbst in angelegentlichem Gespräch. Die meisten besaßen darin eine bemerkenswerte Gewandtheit. Er selbst war jetzt so ruhig und kalt, als ob er einen Zeugen vernähme.

Frau von Druhsen hatte zuerst etwas Gekränktes in ihrem Ton an den Tag gelegt. Mehr und mehr schwand das. Und da sie feststellte, wie gefaßt der unglückliche Mann über die unglaubliche Verirrung seiner Frau sprach, so verdoppelte sich ihr Eifer, ihm jede, auch die kleinste Handhabe zu geben.

„An Bord konnt' ich's Ihnen ja nicht sagen, Herr von Succo. Da glaubt' ich auch selbst noch nicht daran, daß es wirklich wahr sein könnte. Aber Sie werden sich erinnern: auf der Fahrt von Alexandrien hierher hab' ich eine Anspielung gemacht. Und dann auch mehrmals vor Ihrer Abreise ins Fajum."

O ja, daran hatte sie's nicht fehlen lassen, an Anspielungen.

Aber nun handelte sich's um nackte Tatsachen.

Er wollte alles, alles, alles wissen.

Und so erfuhr er denn auch, was ihm für ein paar Sekunden das Herz stillstehn machte: seine Frau hatte Fritz von Succo sogar hier empfangen!

Der Rosenstrauß war der Bote gewesen, der seinen Besuch ankündigte.

Ja, hier im Hotel, dort an dem Tischchen — wo jetzt die rotblonde Amerikanerin saß, die übrigens von ihren durchbrochenen, seidenen Strümpfen reichlich viel, fast zu viel sehen ließ — dort hatten sie zuerst miteinander gesprochen. Die Baronin hatte sich alles ganz genau schildern lassen. Das Paar war ja überall aufgefallen, man hatte sich doch selbstverständlich allgemein dafür interessiert. Vielmehr: darüber gewundert. Es gab also keine Lücke in dem Bericht. Nur auf ihren einsamen Wanderungen hatte man die beiden nicht begleiten können. Frau von Druhsen konnte daher nur über den Moment sprechen, wo sie, von Abu-Roasch kommend, dem Paar bei dem Beduinenlager begegnet war. Im übrigen — die heiße Sandwüste Libyens hatte natürlich keine Zeugen.

Succo fühlte es mit wachsendem Zorn, wachsendem Ekel: es lag so viel Grausamkeit, so viel versteckte Bosheit und Lust am Gemeinen in dieser Darstellung, trotz der moralischen Entrüstung.

‚Und ich höre mir das an — ich höre mir das alles so ruhig an, als ob es bloß die Ehe und die Ehre eines andern anginge!' sagte er zu sich.

War sie ihm denn schon so gleichgültig geworden? Hatte er sich mit dem Faktum denn schon endgültig abgefunden?

Einer der Hall-Porters stand plötzlich vor ihm: Mr. Succo möchte ans Telephon kommen, man rufe aus Kairo.

Er sprang auf. Flüchtig entschuldigte er sich bei Frau von Druhsen und folgte dem Angestellten. Als er von der Halle in die Telephonzelle eintrat, sah er noch eben, daß Fräulein von Wehl bereits seinen Platz neben der Baronin eingenommen hatte und angelegentlich mit ihr sprach.

Eine sonore Männerstimme klang aus dem Apparat: „Hallo, mein Junge. Gustav, bist Du's?" Kapitän Plaschke war's, sein Schwiegervater. „Grüß Gott, alter Freund. Heil zurück aus der Wüste? Ihr seid ja wahre Globetrotters geworden. Hör' mal, Jutta ist bei mir, sie will mit dem letzten Zuge nach Gizeh zurück. Ich lasse sie aber nicht weg. Wie wär's, wenn Du nachkämst, wie?"

„Das geht nicht, Papa. Ich bin todmüde hier angelangt."

„Na, dann sehn wir uns morgen. Ich habe von zehn bis ein Uhr Konferenzen. Aber zum Lunch seid Ihr hier bei mir. — Wie? — Na, höre, liebster Sohn, Du nimmst es uns doch nicht übel?"

„Bewahre. Wenn Jutta vorzieht, über Nacht dort zu bleiben — bitte."

„Sie ist in meinem Zimmer oben, will mir durchaus auspacken helfen. Soll ich sie rufen?"

„Nicht nötig. Wir sehn uns dann ja morgen früh."

„Gut. Ich setze sie um neun Uhr ins Hotelautomobil — und zum Frühstück bringt sie Dich im Triumph mit an. — Abgemacht? — All right. Auf Wiedersehn, Gustav."

Von der Sprechzelle aus begab sich Succo nach ein paar zwecklosen Gängen

Digitized by Google

durch die Hotelkorridore und die fast menschenleeren Salons wieder ins Zimmer.

Und hier erfaßte ihn mit einemmal eine fieberhafte Unruhe.

Plötzlich ertappte er sich dabei, wie er Juttas Koffer, ihren Schrank, ihre Handtasche öffnete. Er kam sich jämmerlich vor — aber er konnte die Ungewißheit nicht länger ertragen.

In der Schublade des Schreibtisches lag ihre Briefmappe. Sie war verschlossen.

Ein paar Sekunden zögerte er. Dann riß er sie auf: das feine, kleine Schloß hing an einem Fetzen des weichen Leders.

Die Briefmappe enthielt einen kurzen Brief an seine Frau. Von Fritz von Succo. Die Einlage, von der darin die Rede war, befand sich nicht dabei.

Er durchkramte noch einmal alles, auch das Toilettenzeug. Die Einlage war nicht zu finden.

Also hatte Jutta sie vernichtet oder mit sich genommen.

In dem durchwühlten Zimmer verlebte Succo eine trostlose Nacht.

Sobald der Morgen graute, machte er sich fertig. Er hielt's in dieser Einsamkeit nicht länger aus. Eine dicke Schwüle legte sich auf ihn. Alles erinnerte ihn hier an Jutta. Und eine sinnliche Erregung überfiel ihn plötzlich. Aber zornig stampfte er auf.

Er öffnete die Tür zur Veranda.

Da standen noch die Rosen.

Eine Sekunde lang suchte er den quälenden Verdacht einzulullen. Es konnte doch nicht sein — wie hätte sie ihm wieder ins Auge sehn können ... Er preßte die Stirn in die Hände und starrte über die Balustrade hinweg ins Leere.

Betroffen ließ er plötzlich die Hände sinken.

Der schmale Rasenstreifen dicht unterhalb der Veranda war zerstampft. Man sah den Abdruck eines Herrenschuhs.

Wie sofort wieder seine Phantasie arbeitete und ihn marterte!

Das bedeutete ja nichts. Torheit — Torheit. Und doch — hier auf den Fliesen der Veranda setzten sich die Spuren fort: Spuren von gelbem Gartenkies und Erde. Da an der Balustrade war etwas Mörtel abgekratzt.

Er beugte sich über das Geländer und sah sich die Außenwand an.

An dem Schlinggewächs, das die Mauer bekleidete, zeigten sich geknickte Ästchen. Kein Zweifel: da war jemand von draußen eingestiegen.

Er drehte sich hastig um und verfolgte die Spur. Sie war auch noch drinnen auf dem Teppich deutlich wahrzunehmen.

„O pfui, pfui!" Ganz laut stieß er das aus. Dabei erschrak er über seine eigene Stimme. Und er wußte nicht einmal, ob der Ausruf des Abscheus nicht ihm selber galt. Denn er schämte sich der Rolle, die er nun spielte.

War er nicht wie ein Detektiv?

Dennoch verfolgte er die Spuren noch einmal, ängstlich, mit angehaltenem Atem, während er den kalten Schweiß auf seiner Stirn fühlte.

„Das ist ja zum Wahnsinnigwerden. Das ist ja nicht auszudenken! O mein Gott — mein Gott!"

Ganz erschöpft ließ er sich dann im Zimmer auf einem Sessel nieder.

Aber die dumpfe Wut seiner Eifersucht duldete ihn hier nicht lange. Wohin er sah — überall sah er Jutta. Und neben ihr den feigen, frechen Räuber seines Glücks, seiner Ehre.

Er zog die Uhr aus der Tasche. Es war noch nicht acht. Vor halb zehn konnte er Jutta kaum erwarten.

Sie kam allein, ohne ihren Vater.

Gut. Sie sollte ihn hier wiederfinden. An dieser Stelle.

Solange wollte er draußen in der Morgenkühle umhergehen, sich sammeln, seine klaren Gedanken zusammenfassen, wieder Meister seiner Nerven werden.

Denn die Stunde dieses Wiedersehens brauchte einen ganzen Mann — sie entschied über sein ferneres Schicksal.

Es war die Lebenswende.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Napoleoniden. Von Martin Stein.

Die neuliche Begegnung des deutschen Kaisers mit der Witwe Napoleons III. hat wieder einmal die Aufmerksamkeit auf die Erben des kleinen Leutnants Buonaparte gelenkt, der eine Weile der größte und mächtigste Herrscher Europas gewesen ist. Das, was der Traum seines Lebens war, ist nicht in Erfüllung gegangen: Napoleon hat keine Dynastie gegründet trotz der Opfer, die er diesem Wunsche gebracht hat. Denn man darf annehmen, daß es wirklich ein Opfer für ihn gewesen ist, sich von seiner ersten Frau scheiden zu lassen, wenn auch die vorgerückten Jahre der älteren Frau dabei eine Rolle gespielt haben mögen. Die österreichische Prinzessin, die als Nachfolgerin der einst schönen Josephine de Beauharnais Kaiserin der Franzosen wurde, schenkte ihrem Gatten und dem französischen Volke den ersehnten Erben, aber der König von Rom wäre wohl auch dann kein echter Bonaparte geworden, wenn er das Mannesalter erreicht hätte. Ein echter Sohn des Kaisers war eher der Graf Walewski, den eine polnische Gräfin dem Kaiser geboren hatte und der unter Napoleon III. eine nicht unbedeutende politische Rolle gespielt hat.

Mit dem Herzog von Reichstadt schwand der legitime direkte Nachkomme des Kaisers, dagegen existieren die aus seinem Verhältnisse mit der schönen Polin entstammten Nachkommen noch heute. Der Graf Walewski hat nicht nur aus seiner legitimen Ehe mit der Fürstin Ricci, sondern auch aus einem illegitimen Bunde mit der berühmten Schauspielerin Rachel Felix Kinder hinterlassen, deren Nachkommen weiterblühen. Diese „Seitenlinie" konnte aber für die Nachfolge nicht in Betracht kommen, und als der Herzog von Reichstadt gestorben war, hielt man Musterung unter den legitimen männlichen Nachkommen seiner Brüder, um den allein echten und berechtigten Thronerben ausfindig zu machen. Zum Glück fehlte es nicht an legitimen Seitenlinien. Madame Mère hatte dafür mit einem Eifer gesorgt, den man heutzutage selbst in Korsika kaum noch antrifft, und im übrigen Frankreich erst recht nicht. Sie hatte ihrem Gatten eine ganze Reihe Kinder geschenkt, deren Anzahl nicht genau feststeht, weil einige, vier oder fünf, schon als Säuglinge gestorben sind und deshalb nicht mitgerechnet werden. Fünf Söhne und drei Töchter haben Familien gegründet, außer Napoleon sein älterer Bruder Joseph und die drei jüngeren, Lucian, Ludwig und Hieronymus, sodann die Schwestern des Kaisers, Elisa, Pauline und Karoline. Aber die Söhne und Töchter mehrten sich nicht in dem Grade, wie es der alte Carlo und Madame Mère getan hatten, und so sind die Napoleoniden, die Nachkommen der Brüder und Schwestern Napoleons, heute lange nicht so zahlreich, wie sie es bei tüchtiger Befolgung des von Carlo Buonaparte gegebenen Beispieles geworden wären.

Einige der Seitenlinien sind bereits ganz ausgestorben, und wenn, wie es den Anschein hat, die Brüder Victor und Ludwig keine berechtigten Erben hinterlassen, wird man die von Napoleon im Jahre 1804 erlassene Sukzessionsregelung umstoßen und abändern müssen, um überhaupt noch einen ordentlichen Prätendenten zu haben. Denn Napoleon, der trotzdem und alledem etwas vom Parvenü an sich hatte, hielt sehr auf blaues Blut, und da Lucian und Hieronymus in ihrem plebejischen Unverstande bürgerliche Mädchen geheiratet hatten, wurden ihre Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen. Später freilich bereute wenigstens Hieronymus den begangenen Fehler, ließ seine Amerikanerin sitzen und heiratete nach dem Wunsche des Bruders eine württembergische Prinzessin, also daß seine Nachkommen wohl gut genug wären, um Kaiser zu sein, wenn die Franzosen sie nur wollten. Lucian war hartnäckiger und eigensinniger als Hieronymus, was er nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern auch in politischen Dingen gezeigt hat. Er wollte überhaupt gar nicht kaiserlicher Prinz sein und zog den ihm vom Papste verliehenen Titel eines Fürsten von Canino vor, und auch sonst verursachte dieser begabteste und sympathischste Bruder des Kaisers dem Gewaltigen viel Sorge. Josephs Gattin war eigentlich auch nicht ganz blaublütig, da er aber mit Zustimmung des Bruders lange vor der napoleonischen Herrlichkeit geheiratet hatte, wurde bei ihm ein Auge zugedrückt. Seine Frau war die Tochter eines Marseiller Seidenhändlers, und ihre Schwester hatte ungefähr zur nämlichen Zeit den General Bernadotte geheiratet, also daß Frau Joseph Bonaparte die Großtante des gegenwärtigen Königs von Schweden gewesen ist. Da Joseph nur Töchter hinterließ, ist seine Familie bei der Thronfolge nicht in Frage gekommen. Ludwig Bonaparte endlich, der von seinem Bruder gezwungen wurde, Hortense, die Tochter der Kaiserin Josephine aus ihrer ersten Ehe, zu heiraten, ist der gesetzliche Vater des Thronerben geworden. Ich sage „der gesetzliche", weil Frau Hortense etwas locker lebte, also daß ihr Gatte selbst — und der mußte es doch besser als andere Leute wissen — seine Vaterschaft stark in Zweifel zog. Daß diese Linie mit dem im Zulukriege gefallenen Prinzen Ludwig geendet hat, ist weltbekannt. Indessen existiert doch noch eine Nachkommenschaft der Königin Hortense: aus ihrem

Verhältnis mit dem Grafen von Flahault entstammte der Herzog von Morny, der unter seinem Halbbruder Napoleon III. Minister war. Morny war mit einer Fürstin Trubetzkoy verheiratet, und ein Sohn aus dieser Ehe ist der Gatte der Tochter des ehemaligen Präsidenten von Venezuela, Gusman Blanco.

Um einen richtigen und legitimen Thronerben zu finden, durchmusterten die Bonapartisten nach dem Tode des Prinzen die Schar der Napoleoniden und schüttelten betrübt die Köpfe. Da die Nachkommen Lucians von der Thronfolge ausgeschlossen waren, mußte man als einzig berechtigten Thronerben Plonplon gelten lassen, den Sohn des wackern Königs „Immer Lustik" und einer württembergischen Prinzessin. Plonplon war nicht so lustig wie sein Vater Hieronymus, aber Spaß machen konnte er auch. Sein Hauptspaß bestand darin, daß er sich als Republikaner und grimmiger Pfaffenfeind aufspielte. Unter dem Kaiserreich war er dadurch mit seinem Vetter Napoleon III. und mehr noch mit der sehr klerikalen Kaiserin Eugenie vielfach in erbitterten Streit geraten, und so war er weder der ehemaligen Kaiserin noch dem sehr starken klerikalen Flügel der Bonapartisten als Prätendent recht. Da aber Recht Recht sein muß, fügten sich die Gegner und beschränkten ihre Gegnerschaft darauf, daß sie Kassen und Taschen zumachten. Dem braven Plonplon lag daran nicht viel, denn zu leben hatte er, und ehrgeizige Pläne machten ihm kein Kopfweh. Als die französische Republik proklamiert worden war, hatte er sich sogar öffentlich zu ihr bekannt. Allerdings lebte damals der abgesetzte Kaiser noch, und an eine Thronfolge Plonplons dachte kein Mensch. Aber diese Erklärung republikanischer Gesinnung machte ihn doch zu einem schlechten Kandidaten, und der Rückgang und Verfall des Bonapartismus in Frankreich ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß nach dem Tode des Prinzen in Afrika kein Prätendent vorhanden war, der den Enthusiasmus der Kaiserlichen hätte wecken und anfachen können.

Das wurde auch nicht viel besser, als Plonplon gestorben war und sein ältester Sohn Victor seine Ansprüche geerbt hatte. Plonplon hatte eine Tochter des Königs Victor Emmanuel von Italien geheiratet, seine beiden Söhne sind also Vettern des gegenwärtigen Königs von Italien. Der älteste, der als legitimer Erbe des kaiserlichen Thrones Napoleon VI. heißen müßte, ginge es mit rechten Dingen zu, wohnt in Brüssel und hat nicht mehr imperialistischen Ehrgeiz als sein Vater. Die entschiedenen Bonapartisten verübeln ihm das sehr, und eine Zeitlang sprachen sie davon, ihn abzusetzen und seinen jüngeren Bruder Ludwig, der General in russischen Diensten ist, auf den Prätendentenschild zu heben. Eine Deputation wurde von Paris nach Brüssel geschickt, um dem faulen Prätendenten klarzumachen, daß das nicht so weitergehen dürfe. Man wies auf das Beispiel des Herzogs von Orleans hin, der den Dreyfusrummel in emsiger Geschäftigkeit benutzte, um dem französischen Volke zu zeigen, wie viel besser ein Königreich als eine Republik sei. Aber Victor jagte die Deputation einfach weg, und als einige Monate später eine andere Gesandtschaft erschien, um ihm vorzustellen, da er doch nichts tun wolle, um den Thron seiner Väter zu besteigen, sei es seine Pflicht, abzudanken und seine Ansprüche an seinen Bruder abzutreten, wurde er grob und benahm sich, als ob er wirklich Napoleon I. und seine Ratgeber Minister des ersten Kaiserreiches wären. Seither wird er in Ruhe gelassen, und man kann sagen, daß der Bonapartismus in Frankreich nicht mehr existiert.

Oder vielmehr: der Bonapartismus ist in einen gesunden und festen Schlaf versunken, der dem Tode recht ähnlich ist, und der sich vielleicht mit der Zeit in Tod verwandelt. Solange Victor lebt, ist jedenfalls nichts zu hoffen für die kaiserliche Sache. Nach seinem Tode aber kommt sein Bruder an die Reihe, der ein sehr schneidiger Herr sein soll. Wenn er nur nicht dreißig Jahre lang auf die Nachfolge warten muß! Sonst dürfte auch ihm die Schneidigkeit längst vergangen sein. Einer der Gründe, und vielleicht der Hauptgrund, daß Victor Napoleon nichts von Agitation und Intrigen wissen will, ist in seinem Privatleben zu suchen. Victor ist zwar nicht legitim, aber doch fest und sicher verheiratet und glücklicher Familienvater. Als Kaiser der Franzosen müßte er diese seit zwanzig Jahren bestehenden Bande zerreißen, um irgendeine Prinzessin zu heiraten. Das Kaiserwerden zeigt sich ihm also von einer unangenehmen Seite, und so ist er im stillen ganz froh, daß die Gefahr nicht sehr groß ist.

Vor ein paar Jahren wurde ihm nicht nur von den Bonapartisten, sondern auch von anderer Seite stark zugesetzt, damit er das Privatisieren aufgeben, seine stille Klause verlassen und sich als kaiserlicher Prinz und Thronerbe in die Öffentlichkeit begeben möge. Die jüngste Tochter des Königs von Belgien, die Schwester der einstigen österreichischen Kronprinzessin und der in der letzten Zeit allzuviel besprochenen Prinzessin Louise von Koburg, wollte den Prinzen Victor heiraten, und von allen Seiten wurden Einflüsse aufgeboten, um das Projekt zustande zu bringen. Indessen vermochten die Reize der allerdings den Vierzigen bedenklich nahen Prinzessin nicht mehr über den Erben Napoleons als die Vorstellungen der Bonapartisten, und so ist er in seinen verschwiegenen vier Wänden geblieben, unbekümmert um das Kaiserreich, dessen Eroberung die Bonapartisten ihm zur Pflicht machen möchten. Und wenn man sieht, wie wenig Erfolg die krampfhaften Anstrengungen des royalistischen Prätendenten in den letzten zwanzig Jahren gehabt haben, kann man nicht umhin, dem Prinzen Victor

recht zu geben, der den Spatz in der Hand der Taube auf dem Dache vorzieht.

Lucians Nachkommen werden bei der bonapartistischen Nachfolge nicht berücksichtigt, obgleich er, wie schon gesagt, bei weitem der begabteste der Brüder Napoleons war. Sie werden um so weniger mitgezählt, als Lucian auf den kaiserlichen Prinzentitel verzichtet hatte. Am bekanntesten ist sein jüngster Sohn geworden, der als kaiserlicher Prinz anerkannt unter Napoleon III. in Paris lebte, aber wenig bei Hofe verkehrte und dem kaiserlichen Vetter viel Sorge machte, einmal, indem er ein Mädchen aus dem Volke heiratete, und dann durch seine heftige politische Agitation, die den Wünschen des Kaisers wenig entsprach. Am bekanntesten aber wurde er durch den Fall Victor Noir. Im Auftrage des späteren sozialdemokratischen Deputierten Paschal Grousset sollte der Journalist Noir den Prinzen Peter Bonaparte zum Duell fordern, der Prinz aber ergriff einen Revolver und schoß den Journalisten nieder, während sein Begleiter floh. Die Beerdigung Noirs gestaltete sich zu einer großartigen republikanischen Demonstration, und nachmals wurde dem Benehmen Peter Bonapartes vielfach die Schuld für die Unbeliebtheit des Kaiserreichs aufgebürdet. Übrigens wurde er vor Gericht gestellt und freigesprochen. Sein Sohn Roland Bonaparte gehört augenblicklich zu den bekanntesten Trägern des Namens Bonaparte. Er hat weite Reisen unternommen und wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, die ihn zum Mitgliede vieler in- und ausländischer Akademien gemacht haben. Sehr blaublütig ist er allerdings nicht, oder vielmehr muß man sagen: er hat gar kein blaues Blut in den Adern, man müßte denn die Bonaparte selbst, wie es von den Schmeichlern des Kaisers geschehen ist, zu den ältesten Adelsfamilien rechnen. Die Großmutter des Prinzen Roland war eine Witwe Jouberthon, die Lucian trotz dem heftigen Widerspruche seines Bruders geheiratet hatte, und seine Mutter die Tochter eines Pariser Arbeiters. Es muß also sehr an ordentlichen Prätendenten hapern, ehe die Bonapartisten diesen Zweig der Familie mit der Geltendmachung der kaiserlichen Rechte betrauen. Wenn trotzdem in diesen Tagen ein echter Prinz eine Verbindung mit diesem Zweige der Napoleoniden geschlossen hat, so dürfte das wohl seine Gründe anderswo als im blauen Blute haben. Wie gesagt, war die Mutter des Prinzen Roland ein Mädchen aus dem Volke, und die Hochzeit der Eltern fand obendrein erst statt, als Roland schon zwölf Jahre alt war. Desto mehr Glück hatte Roland selbst: er heiratete die Tochter des Spielpächters Blanc, die ihm ein riesiges Vermögen brachte. Prinz Georg von Griechenland, der sich soeben mit der Prinzessin Marie Bonaparte verlobt hat, erhält also nicht nur eine außergewöhnlich kluge und gebildete Frau, sondern obendrein eine Mitgift von 25 Millionen, was auch nicht zu verachten ist. Durch diese Verbindung werden die Bonaparte mit den Hohenzollern verschwägert, was aber durchaus nicht das erstemal ist, wie wir weiter unten sehen werden.

Peter Bonaparte war nicht der einzige, wenn auch der geräuschvollste Sohn Lucians. Ganz im Gegenteil erfreute sich der Fürst von Canino einer sehr zahlreichen Nachkommenschaft: von einer ersten Gattin hatte er zwei Töchter, von der zweiten fünf Söhne und vier Töchter. Mehrere davon haben Familien gegründet, da aber ihre Nachkommen zumeist in Italien leben, sind sie den Franzosen etwas aus den Augen gekommen. Sein ältester Sohn Karl, der mit einer Tochter Joseph Bonapartes verheiratet war, hatte nicht weniger als zwölf Kinder. Karl war ein sehr begabter Mensch, der sich besonders durch seine wissenschaftlichen Untersuchungen über die amerikanische Vogelwelt einen Namen gemacht hat. Daneben war er auch politisch tätig und spielte in der römischen Revolution eine bedeutende, den Absichten seines kaiserlichen Vetters sehr entgegengesetzte Rolle. Bekanntlich wurde die Herrschaft des Papstes durch die französischen Truppen wieder eingerichtet, und ohne diese französische Hilfe wäre die römische Republik, worin Karl Bonaparte Vizepräsident der konstituierenden Versammlung war, kaum gestürzt worden. Napoleon III. liebte also diesen Vetter ebensowenig wie den bösen Peter, und als Karl Bonaparte nach dem Sturze der römischen Republik nach Frankreich kam, wurde er auf Befehl seines Vetters aufgegriffen und auf ein nach England gehendes Schiff gebracht. Später erlaubte ihm der Kaiser den Aufenthalt in Paris, wo er im Jahre 1857 starb. Nur einer von seinen drei Söhnen hat Nachkommen hinterlassen, der älteste starb unverheiratet, der zweite wurde Priester und brachte es bis zum Kardinal. Der dritte, Karl Napoleon, heiratete eine Fürstin Ruspoli und von seinen beiden Töchtern ist die eine an den italienischen Offizier Enrico Gotti, die andere an den Urenkel des „Braven der Braven", Napoleon Ney, Fürsten von der Moskwa, verheiratet. Durch die Töchter Karls sind die Bonapartes außerdem mit mehreren andern italienischen Familien in Verbindung gekommen, so mit den Markgrafen Gallo di Roccagiovine, den Grafen Primoli, den Grafen Campello della Spina und den Fürsten Gabrielli. Eine Tochter Karls hat einen Grafen Cambaceres geheiratet, und die beiden Töchter aus dieser Ehe sind die Gattinnen von Angehörigen anderer bonapartistischer Adelsfamilien: der Herzöge von Albufera und von Feltre, beides von Napoleon I. geschaffene Titel.

Eine Schwester Karls und Peters verpflanzte die Familie Bonaparte nach einem Lande, wohin der Gründer ihres Glückes niemals hatte kommen können, und dessen unversöhnliche Feindschaft vielleicht die Haupt-

ursache seines endlichen Sturzes war: nach England. Lätitia Bonaparte heiratete im Jahre 1821 den englischen Diplomaten Thomas Wyse, der vierzig Jahre später als Minister Großbritanniens in Athen starb. Durch die Nachkommen dieses Paares sind die Bonapartes mit dem bekannten ungarischen General Türr, mit der italienischen Familie Ratazzi und mit den Spaniern de Rute y Gruer verschwägert. Ein Sohn von Thomas Wyse und Lätitia Bonaparte hat sich durch provenzalische Dichtungen einen Namen gemacht. Endlich sind noch zwei Töchter Lucians zu nennen, deren eine den Markgrafen Honoratti, die andere den Grafen Valentini geheiratet hat. Durch die Nachkommen dieses Grafen Valentini wurde die Familie Bonaparte wiederum mit mehreren alten italienischen Geschlechtern verschwägert, so mit den Grafen San Venanzio, den Markgrafen Torello Torelli, den Grafen Bracci-Castracane und andern.

Damit ist aber die Ausbreitung der Familie Bonaparte noch lange nicht beendet. Wir haben die Nachkommen des Vaters Carlo und der Madame Mère in Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und Großbritannien gefunden und gesehen, wie sich die Napoleoniden mit dem alten und den ältesten Adel ganz Europas verschwägern. Wenn wir nun noch die Nachkommen der Schwestern Napoleons und besonders die seiner Adoptivfamilie Beauharnais berücksichtigen, so verdoppeln sich diese Verbindungen und zeigen uns ganz sonderbare Verwicklungen, die eine Art von Vetterschaft zwischen dem deutschen Kaiser, dem Zaren von Rußland, dem Könige von Italien und der Familie Bonaparte bewirken. Denn alle diese Herrscherhäuser — und sie nicht allein, denn die Verbindungen der Familie Bonaparte umfassen auch das österreichische Kaiserhaus und die königlichen Häuser von Württemberg, Bayern, Sachsen, ganz abgesehen von der schon erwähnten Verlobung des Prinzen Georg von Griechenland mit der Prinzessin Marie Bonaparte, welche die Nachkommen von Carlo Bonaparte mit der Familie des einstigen „Schwiegervaters von Europa" und so mit fast allen souveränen Häusern in Verbindung bringt, — sind irgendwie mit dem Hause Bonaparte-Beauharnais verschwägert, wie wir im folgenden sehen werden.

Elisa Bonaparte, Großherzogin von Toscana, schenkte ihrem Gatten Felix Baciocchi mehrere Kinder, doch ist ihre Nachkommenschaft ausgestorben; Marie Pauline, die zweimal verheiratet war, mit dem General Leclerc und mit dem Fürsten Camillo Borghese, hatte keine Kinder. Dafür blüht die Nachkommenschaft Carolinens, die als Gattin Murats Königin von Neapel wurde. Ihre mit dem Grafen Castiglione verheiratete Tochter Letizia wurde durch ihren Sohn Joachim Napoleon, Markgraf von Pepoli, die Schwiegermutter einer Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, und so wurden die Hohenzollern zum ersten Male mit den Bonapartes verschwägert. Mit der Familie Murat bestand die Verschwägerung schon: Fürst Karl von Hohenzollern-Sigmaringen hatte eine Nichte Murats geheiratet. Prinz Leopold von Hohenzollern, der die unschuldige Ursache oder vielmehr der Vorwand zu dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland wurde, war also eine Art von Vetter Napoleons III. Durch andere Töchter Letizias verbanden sich die Napoleoniden mit den Fürsten Ruspoli, den Grafen Zucchini, den Markgrafen Trotti-Estense-Mosti.

Im Mannesstamm blüht die Familie Murat ebenfalls noch. Der älteste Sohn des Reitergenerals starb ohne Kinder, ein zweiter Sohn aber, der eine Nordamerikanerin geheiratet hatte, hinterließ drei Söhne und zwei Töchter. Der jetzige Chef des Hauses Murat hat eine Enkelin Neys geheiratet. Seine Mutter war eine Berthier, Prinzessin von Wagram, also daß dieser Familienstamm ganz und gar bonapartistischer Adel ist. Im übrigen sind die Nachkommen von Murat und Caroline Bonaparte nicht weniger weit verbreitet als die übrigen Napoleoniden. Unter den Familien, mit denen sie verschwägert sind, seien genannt: die Herzöge von Lavello, die Grafen Goluchowski (die Gattin des österreichischen Staatsmannes ist eine Urenkelin von Murat und Caroline), die Herzöge und Fürsten von Mouchy und Poix, die Fürsten von Mingrelien, die Herzöge von Rohan-Chabot, die Grafen Rasponi, die russische Familie von Somoff, die Nachkommen des ehemaligen Hospodars der Walachei, Ghika.

Murat hat übrigens beinahe so gut für seine Geschwister gesorgt wie sein kaiserlicher Schwager. Die Mutter Murat hatte wie Madame Mère eine große Kinderschar, deren Zahl nicht genau feststeht. Man zählt nur die vier Töchter und drei Söhne, die Nachkommen hinterlassen haben. Die meisten davon sind im Volke verschwunden, dem ihre Eltern angehörten, einigen aber gereichte das Glück des Bruders oder Onkels zum Heil, und ein kleiner Strahl von der Sonne seiner Herrlichkeit kam ihnen zugute. So hat eine Nichte Murats den Grafen von Mosburg, Finanzminister des Königreichs Neapel, geheiratet, eine andere wurde die Gattin des Fürsten von Caramanico, eine dritte heiratete den Herzog von Avalos, eine vierte wurde, wie schon erwähnt, am 4. Februar 1808 von dem Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen heimgeführt, nachdem der Kaiser ihr vorher den Titel Prinzessin verliehen hatte, und ein Bruder Murats erhielt den Grafentitel, der sich auf seinen Sohn und Enkel vererbte, jetzt aber erloschen ist.

Nicht weniger Glück als die Familie Bonaparte hatten die Nachkommen der von Napoleon adoptierten Mitglieder der Familie Beauharnais. Es waren ihrer drei: außer Eugen und Hortense, den Kindern der Kaiserin Josephine, hatte Napoleon eine Nichte seiner

Frau adoptiert, die uns ganz besonders interessiert, weil sie die Gattin eines deutschen Fürsten wurde. Ja, es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Großherzöge von Baden diesen Titel heute nicht führen könnten, wenn nicht der erste von ihnen vor hundert Jahren Fräulein Stephanie de Beauharnais geheiratet hätte. Napoleon offenbarte eine Vorliebe für die junge und hübsche Nichte seiner Frau, die bald die Eifersucht Josephinens, den Neid der Familie Bonaparte und den Eifer aller bösen Zungen erregte. Jedenfalls hegte Napoleon zärtliche Gefühle für „unsere Tochter Stephanie", wie er sie in dem Hofbefehle nannte, worin er ihr den Titel einer kaiserlichen Prinzessin gewährte und bestimmte, daß Stephanie in der Rangordnung unmittelbar nach dem Kaiser und der Kaiserin, also vor den Brüdern und Schwestern des Kaisers, figurieren solle.

Als sich daher der Sohn und Erbe des Markgrafen von Baden als Freier Stephaniens einstellte, wurde er von der ganzen Familie Bonaparte, die Kaiserin mit einbegriffen, bewillkommt und unterstützt, denn man hoffte, sich so der gefährlichen Rivalin zu entledigen. Stephanie selbst ließ sich erst nach langem Überreden für den deutschen Fürsten gewinnen. Die Macht Napoleons hatte ihr etwas den Kopf verwirrt, und weniger als ein König schien ihr nicht gut genug. Um den Freier annehmbarer zu machen, gab ihm der Kaiser den großherzoglichen Titel, und Stephanie siedelte mit ihm nach Karlsruhe über. Sie schenkte ihrem Gatten fünf Kinder, drei Töchter und zwei Söhne. Beide Söhne starben bald nach ihrer Geburt, und die Tatsache, daß am badischen Hofe die „Mésalliance" des Landesherrn sehr unbeliebt war, daß man nach dem Sturze Napoleons alles in Bewegung setzte, um den Großherzog zur Verstoßung seiner Frau zu bewegen, und daß man die Weiterführung des großherzoglichen Hauses durch die Nachkommen einer Beauharnais als eine Art nationalen Unglückes empfand, all dies trug dazu bei, um den Tod der beiden Prinzen verdächtig zu finden. Man munkelte allenthalben im badischen Ländchen von finstern Hofintrigen, von vorsätzlichem Ersticken der Neugeborenen oder von der Vertauschung der lebenden Knaben mit andern toten Kindern. Als dann der geheimnisvolle Kaspar Hauser auftauchte, erhielten alle diese Gerüchte neue Nahrung und feste Gestalt: Kaspar Hauser war nach ihnen niemand anders als der badische Erbprinz, den die Intriganten des Hofes, um der Nachkommenschaft Stephaniens den Weg zum Throne zu versperren, weggeschafft und nach seiner Entdeckung ermordet hatten. Und wahrscheinlich gibt es heute noch Leute genug, welche an diese Identität Kaspar Hausers mit dem badischen Erbprinzen ebenso unerschütterlich glauben wie an die Identität Naundorffs mit dem aus dem Temple entwichenen französischen Dauphin.

Eine Tochter Stephaniens wurde die Gattin des Königs Albert von Sachsen, eine andere heiratete einen Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, der schon zu den Napoleoniden gehörte, da seine Mutter die Nichte Murats war. Aus dieser Ehe entsproß der im Jahre 1870 zum König von Spanien gewählte Prinz Leopold, die Gattin des Königs Pedro V. von Portugal, der König Karl von Rumänien und die Gräfin von Flandern, die Mutter des belgischen Kronprinzen. Die dritte Tochter Stephaniens wurde die Gattin des Herzogs von Hamilton, und aus dieser Ehe stammte die erste (geschiedene) Gattin des gegenwärtigen Fürsten von Monaco, die Mutter des Erbprinzen von Monaco.

Hortense, die Cousine Stephaniens, hatte sich von seiten ihres kaiserlichen Stiefvaters kaum weniger Gunstbezeugungen zu erfreuen, als die nachmalige Großherzogin von Baden, und die bösen Zungen genierten sich hier noch weniger als dort. Es war eine schwere Aufgabe für ihren Stiefvater, einen geeigneten Gatten zu finden. Der General Moreau schlug die ihm angebotene Verbindung mit der Familie Bonaparte brüsk aus, und so zwang Napoleon schließlich seinen jüngeren Bruder Ludwig zu dieser Ehe. Ludwig Bonaparte, der spätere König von Holland und Vater Napoleons III., hat bei einer Gelegenheit selbst erklärt, er habe nicht länger als vier Monate als Gatte mit Hortense verkehrt, und diese Bemerkung gab, verbunden mit anderen Beweisen des lockeren Lebenswandels der Königin Hortense, den Feinden des Kaiserreiches unter Napoleon III. vielfachen Anlaß zu ihren satirischen Angriffen.

Eugen, der Bruder Hortensens, wurde ebenfalls mit Beweisen seiner Gunst und Liebe überhäuft und verdankt dieser Gunst seinen Ruhm, der seiner recht mäßigen Durchschnittsbegabung auf anderem Wege sicherlich nicht zum Preise geworden wäre. Er wurde zum kaiserlichen Prinzen und zum Erzkanzler des Reiches ernannt, erhielt dann den Titel eines Fürsten von Venedig mit der Aussicht auf den Thron Italiens und heiratete auf diese schöne Zukunft hin eine bayerische Prinzessin, die Tochter des vierzehn Tage vorher mit dem Königstitel beschenkten Kurfürsten von Bayern. Man kann also sagen, daß zwei deutsche Bundesfürsten ihre Titel der Verbindung mit der von Napoleon adoptierten Familie Beauharnais verdanken. Mit der italienischen Herrschaft des Prinzen Eugen wurde es nichts, zur Entschädigung gab man ihm das Großherzogtum Frankfurt. In den letzten Sturmestagen des Kaiserreiches befehligte Eugen in Oberitalien, wo er im Einverständnisse mit seinem Schwiegervater eine etwas zweideutige Rolle gespielt und hinter dem Rücken Napoleons Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten angeknüpft haben soll. Nach dem Sturze des Kaiserreiches zog er sich nach München zurück, wo er mit offenen

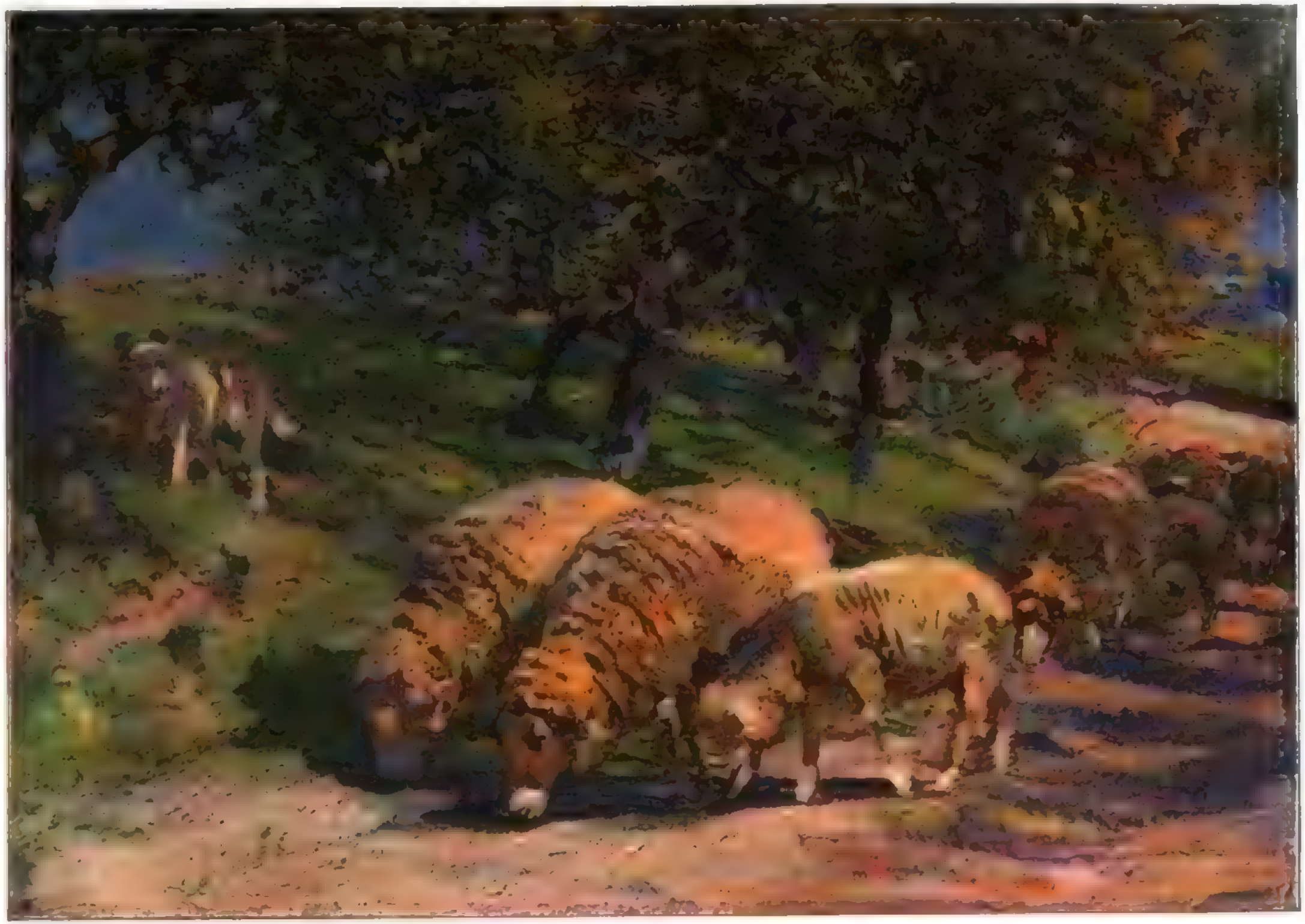
Armen aufgenommen wurde: er brachte dreißig Millionen bares Geld mit und wurde von dem König zum Herzog von Leuchtenberg und zum Fürsten von Eichstädt gemacht.

Seine männlichen Nachkommen, welche die beiden letztgenannten Titel führen, sind mit der russischen Herrscherfamilie verschwägert und leben in Rußland, wo sie im Range den Großfürsten gleichstehen. Maximilian, der Sohn Eugens, hatte im Jahre 1839 die Tochter des Zaren Nikolaus I. geheiratet, und aus dieser Ehe stammen die jetzigen Herzöge von Leuchtenberg, denen der Zar außerdem den Titel „Fürsten Romanowski" verliehen hat. Weibliche Nachkommen Eugens haben dann die Familie Bonaparte-Beauharnais mit dem vornehmsten russischen Adel in Verbindung gebracht, eine Tochter Eugens wurde die Gattin des Kaisers Peter von Brasilien, eine andere heiratete den König Oscar I. von Schweden, eine dritte den Fürsten Friedrich Wilhelm von Hohenzollern-Hechingen und eine vierte den Grafen Friedrich Wilhelm von Württemberg.

Wie man aus allen diesen, vielleicht etwas trockenen Angaben ersieht, gibt es heute kaum ein fürstliches Haus, das nicht irgendwie mit der Dynastie Bonaparte verschwägert wäre.

Nachdem wir so den „legitimen" Nachkommen der Familie Bonaparte in aller Herren Ländern gefolgt sind, erübrigt noch von einigen „Seitenlinien" zu sprechen, die dem Stamme so nebenbei entsproßt sind. Den Grafen Walewski, den natürlichen Sohn des ersten Napoleon, haben wir schon kennen gelernt. Außer der Gräfin Walewska hatte eine andere Frau dem Kaiser nahegestanden, eine Madame Revel, die dem Kaiser im Jahre 1806 einen Sohn schenkte. Der Sohn erhielt Titel und Namen eines Grafen Leon, er war verheiratet und hinterließ drei Söhne und eine Tochter, wovon zwei ebenfalls Nachkommen haben. Von Hortense, der Stieftochter und Schwägerin des Kaisers, stammten die schon erwähnten Grafen Morny; auf ihren Gatten Ludwig, König von Holland, wird die Abkunft des Grafen von Castelvecchio zurückgeführt, der zwei Töchter hinterlassen hat; der „immer lustige" König von Westfalen war der Vater zweier Damen: die eine wurde zur Gräfin von Wintersheim ernannt und heiratete den 1869 als preußischer Landrat gestorbenen Baron von Schlotheim, die andere, Pauline von Schönfeld, starb als Nonne in Paris. Auch Napoleon III. hat wie sein großer Onkel nicht nur den legitimen Erben hinterlassen. Der vor wenigen Wochen gestorbene Graf von Bechevet, der von mehreren Kindern und Enkeln beiderlei Geschlechts überlebt wird, wurde zu Recht oder Unrecht für einen Sohn Napoleons III. gehalten. Seine Mutter war eine Engländerin, über deren intimes Verhältnis zu dem Kaiser kein Zweifel besteht. Sie hieß Mrs. Howard und wurde zur Gräfin von Beauregard gemacht. Zwei andere Söhne wurden dem späteren Kaiser von einem Mädchen geboren, das später den Milchbruder des Kaisers Pierre Bure heiratete. Beide Söhne erhielten den Grafentitel, und zwar gerade noch zur rechten Zeit: im Juni 1870. Der ältere wurde zum Grafen von Orx, der jüngere zum Grafen von Labenne gemacht. Beide sind ohne Nachkommen.

Vielleicht müßten auch die Nachkommen Bernadottes berücksichtigt werden, denn die von Bernadotte stammende Familie gehört von Rechts wegen zu den Napoleoniden so gut wie die Nachkommen der Beauharnais und Murats. Auch Berthier, der Fürst von Wagram, der eine bayerische Prinzessin geheiratet hat, müßte mit seinen Nachkommen angeführt werden. Aber ich denke, meine Leser waten schon lange genug in diesen genealogischen Daten herum. Begnügen wir uns also mit der kurzen Erwähnung eines Zweiges der Familie Bonaparte, von dem in der letzten Zeit viel die Rede gewesen ist, obgleich er durch den Machtspruch des Kaisers sozusagen vom Stamme abgesägt und weggeworfen worden ist. Ich meine die Nachkommen des immerlustigen Hieronymus und der Elisabeth Patterson, die der junge Bonaparte geheiratet hatte, als von königlicher Zukunft noch nichts zu merken war. Frau Bonaparte war gar nicht einverstanden, als der Kaiser ihre Ehe für ungültig erklären ließ. Sie versuchte im Gegenteil alles in ihrer Macht, um als Gattin Jeromes und als kaiserliche Prinzessin anerkannt zu werden, aber der böse Schwager ließ sich nicht gewinnen, und Immerlustig war nicht der Mann, um, wie der ältere Bruder Lucian, dem Willen des Kaisers zu trotzen. Frau Patterson-Bonaparte kehrte also in die Heimat zurück, wo sie mit nicht gewöhnlichem Geschick das vom Vater ererbte große Vermögen verwaltete und vermehrte, also daß sie bei ihrem im hohen Alter von 94 Jahren erfolgten Tode eine stattliche Reihe Millionen hinterließ. Ihr einziger Sohn Jerome heiratete eine Amerikanerin, und zwar gegen den Willen der Mutter, die ihm gerne eine europäische Prinzessin ausgesucht hätte. Von den beiden Söhnen Jeromes ist der eine heute weltbekannt als früherer Marine- und jetziger Justizminister der Vereinigten Staaten, der andere war Offizier und hat einen Sohn, der als tüchtiger Businessman in Washington lebt. Charles Jerome Bonaparte, der gegenwärtige Attorney-General der Vereinigten Staaten, hat äußerlich nichts, was an die Familie Bonaparte erinnern könnte, und wenn seine amerikanischen Bewunderer in seinem politischen Kampfe Ähnlichkeiten mit den von Napoleon geführten Kriegen finden wollen, so vergessen sie, daß er nicht vom Kaiser abstammt und daß sein Großvater Immerlustig durchaus kein großer Kriegsmann gewesen ist.



Mittagssonne. Gemälde von Prof. Heinrich Zügel.

Digitized by Google

Herbst. Dekoratives Gemälde von Prof. Fritz Erler im Gartensaal der Villa Reisser in Breslau.

Die Scholle. Von Fritz v. Ostini.

Die Scholle ist eine Vereinigung jüngerer Münchener Maler, die noch kein volles Dutzend Mitglieder umfaßt und doch zurzeit — im besten Sinne! — mehr von sich reden macht, als alle anderen künstlerischen Korporationen Deutschlands. Das sei kein Lobeshymnus, sondern einfach die Feststellung einer Tatsache. Sie erklärt sich leicht: sonst allenthalben und nicht nur in Deutschland allein, ist jetzt in Kunstdingen ein Stillstand nicht zu verkennen — hier ist Bewegung! Und die Maler der Scholle haben nicht, wie es sonst die bevorzugte Art junger Kunstrevolutionäre ist, sich begnügt, durch wilde Draufgängerei den Spießbürger zu erschrecken. Hinter ihrer Kühnheit sah jeder, der sehen konnte und wollte, einen starken, schönen Willen und hinter ihren Wagnissen künstlerische Arbeit — vom Talente, das in der Gruppe vertreten ist, fürs erste gar nicht zu reden! Das ist kein Auftrumpfen mit jugendlicher Muskelkraft und nicht jene „Wurschtigkeit“ gegen die Meinung der Leute, die der Bohême immer und der Talentlose recht oft zeigt; das ist Streben nach einem klar erkannten Ziel, Streben in zäher und ruhiger Arbeit, das gerade durch seinen Ernst sich unterscheidet von dem lässigen Behagen, mit dem auch viele der Besten von den Älteren auf dem Erreichten auszuruhen lieben. Die künstlerischen Physiognomien der einzelnen Schollenbrüder sind recht verschieden — ihr Ziel ist eins: Kunst um der Kunst, Malerei um des Malerischen willen, aber nicht in dem hochmütig artistischen Sinne, der eigentlich gleichbedeutend ist mit Dekadenz. In den Ausstellungen der Scholle

Digitized by Google

spürt jeder einen Hauch robuster Gesundheit, nicht die Blüte überreifer, verfallender Kultur. Die Kunst, die sie durchsetzen wollen, hat ihre Wurzeln im Heimatboden, aus der „Scholle", auf der sie leben, saugt sie ihre Kraft. Sie wollen ein Anfang sein, kein Ende. Man wird bei diesen Malern einer recht schroffen Ablehnung der Wünsche und Meinungen Außenstehender begegnen; aber auch einer so strengen Selbstzucht und gegenseitigen Kritik, wie man sie nicht oft und jedenfalls nicht in größeren Malerkorporationen trifft. Und in unserer stark materiell gewordenen Kunstepoche, in der das „Banknotenmalen" so manches schöne Talent dem Kitschteufel in die Arme geführt hat, trifft man in diesem Kreise einen künstlerischen Opfermut, vor dem man den Hut ziehen muß. Man braucht nur im Sommer einmal eine Viertelstunde in den Scholle-Sälen des Münchener Glaspalastes zu verbringen, und man wird unfehlbar von gewissen Ausstellungsbesuchern vor diesem oder jenem Bilde die Bemerkung hören: „Aber so was kauft ja doch kein Mensch!" Und es wird dann meist eines der besten dieser Bilder sein, vor dem die weisen Worte gesprochen sind!

Also die Intensität der Arbeit auf rein künstlerischer Grundlage und die rücksichtslose Geradlinigkeit des Wollens, das sind die vornehmsten Kennzeichen der hier gepflegten Kunst. Über den Namen Scholle darf man sich nicht allzusehr den Kopf zerbrechen, Name ist Schall und Rauch, und einen Titel, der ein Dutzend Individualitäten vollkommen deckt, wird einer überhaupt schwer finden. Zunächst, wie schon angedeutet, wies der Titel „Scholle" auf das Bodenständige dieser Malerei hin, deren Ergebnisse im innigsten Verkehr mit der Heimatnatur gewonnen wur-

Nordlandsjäger. Gemälde von Erich Erler-Samaden.

Digitized by Google

Kuckucksrufe. Gemälde von Reinhold Max Eichler.

den. Das ländliche Leben, die Bauernarbeit, alles was Erdgeruch hat, zog einen Teil der Schollenmitglieder von jeher besonders mächtig an. Sie verbrachten und verbringen einen großen Teil des Jahres draußen in der unberührten Natur und holen sich hier ihre malerischen Gedanken, ihre Stimmungen und ihre Andacht aus der Scholle. Vielleicht deutet der Name auch ein wenig die beabsichtigte und bis jetzt festgehaltene Abgeschlossenheit der kleinen Genossenschaft an, deutet an, daß sie ihren, von einer ziemlich zufälligen oder doch unsymmetrischen Linie umschlossenen Mitgliederkreis nicht erweitern wollen, daß dieser so wenig zu ergänzen sei, wie eine Scholle, die draußen auf dem Eismeere schwimmt. Auch das hat sein Gutes: Alles, was die anderen Künstlergesellschaften sonst immer wieder schädigt, ist die Rücksicht auf die Mitgliederzahl. Die kleine Gruppe von kaum zwölf Malern kann sich viel leichter auf rein künstlerische Absichten beziehen und findet bei Ausstellungen doch auch immer ihren Vorteil: So gut gehängt, so frei und übersichtlich ist nicht leicht ein anderer Saal, als der der Scholle!

Was diese Künstler zunächst zusammenführte ist wohl eine Art Schulkameradschaft: ein großer Teil von ihnen hatte auf der Münchener Akademie die Schule Paul Höckers besucht, eines Malers, der als schaffender Künstler seine Verdienste hat, viel höhere aber durch seine bahnbrechende Lehrtätigkeit. Er war der erste, der, in wörtlichem, wie in übertragenem Sinne, Licht und Luft in die Akademie hereinließ, seine Schüler frei und freudig schaffen lehrte. Statt im dumpfen Atelier das ganze Jahr durch trostlose Akte und Studienköpfe herunter zu malen und zwar so sklavisch nach dem Rezept des Meisters

Digitized by Google

herunter zu malen, wie das gerade viele Münchener Professoren forderten, durften die Höckerschüler in freier Natur, in freiem Licht und in freier Wahl farbig darstellen, was ihnen gefiel. Alle Welt war geradezu verblüfft, als die Höckerschule am Schlusse des Semesters ihre Arbeiten ausstellte: da wehte der Hauch einer neuen Zeit! Da war Freiheit und Frische, Kraft und Fröhlichkeit! Die jungen Maler des Höckerateliers entwuchsen der Schule schneller als die anderen, weil ihnen diese nichts weiter mehr zu bieten hatte, schlugen sich munter durch, zum Teil durch illustrative Tätigkeit, für welche moderne Zeitschriften ein günstiges Feld boten, fanden sich hier wieder zusammen, zogen noch einige Gleichgesinnte an — und so ward die Scholle. Die Emanzipation von den großen Künstlervereinigungen war ein trefflicher Gedanke, denn sie bot ihnen die Möglichkeit, unabhängig von den Absichtlichkeiten und Zufälligkeiten der „Jurys" aufzutreten und zu wirken. Jetzt „reißen sich" diese großen Korporationen, wenn sie Ausstellungen veranstalten, um die Scholle, die unter eigener Verantwortung fast immer glänzend abschneidet.

Die Gruppe setzt sich heute aus folgenden Mitgliedern zusammen: Gustav Bechler, Reinhold Max Eichler, Erich Erler-Samaden, Fritz Erler, Max Feldbauer, A. Hoefer, Adolf Münzer, Walter Püttner, Leo Putz, Wilhelm Voigt und Robert Weise. Zum Führer gewählt haben sie sich den Schlesier Fritz Erler, geboren 1868 in Breslau; er steht auch, was Kraft, Umfang und Eigenart seines Talentes angeht, an ihrer Spitze, und es ist die freudige Anerkennung seiner geistigen Führerschaft, die ihn auch zum offiziellen Führer der Scholle machte. Erler hat sich außerordentlich mannigfaltig betätigt, und zwar gleich von Anfang seiner Malerlaufbahn an, wie er auch von seinen frühesten Anfängen an seinen merkwürdig ausgesprochenen persönlichen Stil zeigte. Ich habe nie eine jener konventionellen Anfängerarbeiten von ihm gesehen, mit denen fast jeder beginnt, und es ist kennzeichnend für ihn, daß auch die Pariser Schule, in der er sein zeichnerisches und malerisches Können erwarb, sein Wesen nicht im geringsten veränderte. Seine frühen Pariser Arbeiten, Bildnisse, der famose Schlittschuhläufer, Salas y Gomez, der Königssohn und die Seeräuber, das Wiegenlied — sie waren von einem seltsam fesselnden persönlichen und poetischen Hauch beseelt, und dieser Hauch — man verzeihe mir das verpönte Wort! — war deutsch! Es war — man verzeihe mir abermals ein von den deutschen kunstgesetzgebenden Autoritäten schwer verpöntes Wort! — ein Zug von Romantik in Erlers Bildern, einer herben, keiner süßlichen Romantik, und eine, manchmal an die Gotik anklingende, nicht aber mit ihrer herkömmlichen Sprache redende Neigung, zu stilisieren, die früh darauf hinwies, was das eigentlichste Gebiet dieser reichen und starken Begabung sein mußte: die große dekorative Kunst.

Was Erler macht, ist dekorativ empfunden: seine ungezählten Zeichnungen für Buchschmuck aller Art, seine Plakate, seine Staffeleibilder, seine Bildnisse. In zwei großen Aufgaben konnte er sich in dekorativem Schaffen ausleben: in dem großen Musiksaal im Hause des Geheimrats Neisser in Breslau, in dem er die verschiedenen Arten und Ziele der Musik in farbenprächtigen und gedankenreichen Allegorien, weitabgehend von allem Überkommenen, verherrlicht hat, und in den Riesenbildern des neuen Kurhauses in Wiesbaden, die jetzt so viel umstritten sind. Mag sein, daß die großzügige Kompositionslinie der Bilder, der kühne, einheitliche Rhythmus ihrer farbigen Werte und die ungewohnte Freiheit, mit welcher der Künstler stereotyp gewordene Begriffe behandelt, manchen befremden, daß die aufgewandte Wucht nicht recht zu dem zierlichen Detailreichtum der umgebenden Muschelarchitektur stimmen will: die Leistung an sich aber ist erstaunlich und geht weit über alles Dekorative hinaus, was in den letzten Jahrzehnten in Deutschland geschaffen wurde. Erler verfügt über eine überquellende Fülle von Gedanken, eigenen Gedanken, und die Furcht vor der Idee, die jetzt bei uns Mode und Dogma geworden ist, wird vor der Tatsache zu-

Im Birkenwald. Gemälde von Adolf Münzer.

schanden, daß Erlers Ideenfülle den Wert seiner Malerei nicht stört, sondern trägt. Vielleicht hat überhaupt noch keiner vor ihm die Aufgabe so kühn und virtuos gelöst, fünf Riesenbilder auf den gleichen Farbenakkord zu stimmen und dabei doch im einzelnen Bilde farbig so reich zu wirken. Wer für Stil im Kolorit kein Auge hat, der mag freilich über die Sachen lächeln. Der Maler kann's abwarten: die Zeit wird ihn glänzend rechtfertigen. — Andere dekorative Arbeiten Erlers sind die Bilder im Gartensaale des Hauses Neisser, die vier famosen Weinbilder im Weinhause Trarbach zu Berlin, ein paar prächtige Surporten in der Münchener Ausstellung für angewandte Kunst 1905.

Über seine Bildnismalerei wäre ein eigenes Kapitel zu schreiben; sie vereint den großen Zug seiner dekorativen Kunst mit einer erstaunlichen Kraft des Ausdrucks; in erster Reihe stehen die Bildnisse des Geheimrats Neisser, der

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Leo Putz.

Musiker Richard Strauß, Sarasate, Mahler, Erich Erlers usw. Auf die vielen kleineren und großen Gemälde, die Triptychen „Pest“ und „Johannisnacht“, die kunstgewerblichen Entwürfe und noch so manches andere einzugehen, was der noch nicht vierzigjährige Künstler geschaffen hat, verbietet leider der beschränkte Raum. Bewunderswert sind nicht nur Umfang und Zahl der Arbeiten, sondern vor allem auch ihre künstlerische und gedankliche Mannigfaltigkeit!

Der um zwei Jahre jüngere Erich Erler hat in der ersten Zeit, nachdem er sich der Malerei zuwandte, eine unverkennbare Ähnlichkeit mit seinem Bruder gezeigt, eine verwandte Vorliebe für den Reiz der Gestalten phantastischer Gotik, gebildet vielleicht an den wundervollen Details, die man an alten französischen Kathedralen und im Pariser Trocaderomuseum studieren kann. Aber bald kamen andere Einflüsse bestimmend dazu.

Er hielt sich seiner Gesundheit halber viel im Engadin, in Samaden auf und lernte Segantini kennen, auch einen Mann, der aus der „Scholle“ Gigantenkräfte gezogen hat. Erich Erler sah und malte die Natur, wie er sie in der eigenartig kristallendurchsichtigen Luft der Engadiner Hochtäler sah, besonders den Winter; den Schnee mit seinen warmrosigen Lich-

Digitized by Google

tern und blauleuchtenden Schatten stellte er mit einer großen Vorliebe dar und Menschen, die in eine solche Natur hineinpassen, Skiläufer und Jäger, Gestalten, die etwas Trutzig-Nordisches bekamen; bekanntlich konvergieren ja auch die Typen in der Natur des Hochgebirges und des Nordens oft ganz überraschend in ihrer Erscheinung. Erich Erler ist heute besonders gekannt als ein ebenso eigenartiger als kraftvoller Darsteller des Wintersports, namentlich auch für Plakatzwecke. Auch eine gewisse architektonische Romantik pflegt er gerne, malt wunderliche heimelige Landhäuser und Gärten, die einer überall vergeblich suchen würde und die doch in irgendwelchem schönen und stillen Erdenwinkel recht wohl so dastehen könnten, wie er sie sich geträumt hat. Er hat sicher, wie sein Bruder, ein bestimmtes Talent für Architektur, das er übrigens auch in seinen kunstgewerblichen Entwürfen vielfach bewährte. Dieses verhältnismäßig spät und autodidaktisch entwickelte Talent, das seine malerische Kultur auf eine gediegene geistige Kultur gründet, hat noch ungezählte Möglichkeiten zur Entfaltung vor sich, mögen sich nun seine darstellerischen oder seine poetischen Neigungen vertiefen. Auch das letztere wird ihn auf gute Wege führen; die Tage, in denen einer unverlacht einen Künstler deshalb deklassieren darf, weil dem Manne — etwas einfällt, sind doch wohl, hoffe ich, bald vorüber!

Man kann nämlich nicht nur ein gedankenreicher Poet und zugleich ein ernsthaft zu nehmender Maler sein, man kann sogar jene dichterischen Qualitäten mit einem besonders eindringlichen Ringen um das spezifisch Malerische vereinigen. Das beweist auch ein dritter von der Scholle, Reinhold Max Eichler. Zäher, unermüdlicher als er wird sich keiner um die Farbe mühen, aufmerksam keiner die Erscheinungen der Wirklichkeit zu verstehen suchen. Aber er hat noch nie ein Bild ausgestellt, an dem das Was? weniger gefesselt hätte als das Wie? Vielleicht hat er als Naturschilderer das innigste und zarteste Empfinden unter den Männern der Scholle; er gibt jeden Eindruck als allerpersönlichstes Erlebnis wieder und jeder Natureindruck, den er

Kohlestudie von Max Feldbauer.

Digitized by Google

malt, hat jenen geheimnisvollen Reiz eines Bildes, das man im Spiegel ſieht. Im Spiegel eines Temperaments! Eichlers Können als Maler, in unermüdlicher Arbeit an großen und ſchweren Aufgaben geübt, iſt weit gereift. Aber was die letzten Ziele ſeiner Kunſt ſein werden, läßt ſich noch nicht entſcheiden. Er hat mit großen Werken dekorativen Stils angefangen, mit Bildern, die nicht nur im Raum, ſondern auch im Wurf und in der farbigen Geſtaltung groß waren. Und doch hatten auch ſeine wändegroßen Bilder ihren beſten Vorzug in der Innerlichkeit, die daraus ſprach. Seine Formate wird er darum wohl noch verkleinern, was übrigens auch andere Mitglieder der Scholle tun werden. Bei Eichler ſcheint mir aber ganz beſonders das Suchen nach dem richtigen Format mit dem Suchen nach dem endgültigen Stil zuſammenzutreffen. Die Frage heißt dann einfach: dekorative Malerei oder Staffeleibild? Eine Reihe Eichlerſcher Rieſenbilder weiſt recht deutlich auf das Dilemma hin, ſo ſeine bekannten allegoriſchen Darſtellungen des Herbſtes und des Winters mit ihrer wunderbar friſchen und wahren Natur: ſo der große „Kuckucksruf“ von 1906, die junge Frau in der famoſen Herbſtlandſchaft von 1905, ſelbſt ſein kühnſtes Wagnis, die gewaltige dekorative Leinwand „Naturfeſt“, eine Sturmjubelhymne in Farben von ſtärkſter Wucht und Pracht.

Durch alle dieſe Schilderungen klingt ein feiner traulicher Ton von poeſiereichem Behagen, klingt durch trotz aller Breite und Wucht des Vortrags; ein reiches und eigenes Innenleben ſpricht ſich aus in der Sprache modernſter Farbenkunſt. In ſeiner Andacht vor der Natur und ſeiner Neigung, ſie mit Elementargeiſtern zu beleben, zeigt ſich Eichler wohl als einer, der die Pfade Böcklins verſteht. Aber er achtet die Kunſt und jenen Großen im beſonderen zu hoch, als daß er ihn auch im formalen Stil und in der Palette kopieren ſollte. Dafür zeigt er, wie kein anderer, was Meiſter Arnold auch der modernen Kunſt zu geben hatte. Und dieſer arbeitsfrohe, ſo wenig ſelbſtgenügſame, aber ſelbſtſichere Künſtler ſieht nicht danach aus, als werde er ſich durch die Schlagworte einer geräuſchvollen neuen Äſthetik irre machen laſſen. — Außerordentlich reiche und originelle Tätigkeit hat R. M. Eichler als Zeichner entfaltet, und zwar wie die Mehrzahl der Schollen-Brüder im künſtleriſchen Stile der Jugend; er ſteht in der erſten Reihe der deutſchen „Illuſtratoren“, wenn man für dieſe eminent ſelbſtändige Arbeit

Interieur. Gemälde von Adolf Höfer.

Digitized by Google

Familienbildnis. Gemälde von Robert Weise.

das allmählich etwas diskreditierte Wort brauchen darf! R. M. Eichler erblickte das Licht der Welt 1872 zu Mutzschen in Sachsen.

Adolf Münzer ist ein Schlesier wie die beiden Erler! An sicherer Eleganz der Zeichnung steht er dem berühmten Pariser Steinlen kaum nach. Sein Stift nimmt freilich lieber die Anmut der vornehmen Frauen der großen Welt, die kultivierte Zierlichkeit mondäner Kinder und gelegentlich das Frou-Frou der Halbwelt zum Gegenstand, als die Midinettes und Arbeiterinnen der Vorstädte, die Steinlens Domäne sind. Mit bewundernswert leichter Hand gibt er den Zauber duftiger Toiletten, den ganzen flüchtigen Reiz derer wieder, die nicht säen und nicht ernten und doch so prächtig gekleidet sind. Aber diese leichte Hand wird gelenkt von einem gewichtigen Ernst des Strebens, von dem Grundsatze, alles künstlerisch vollwertig zu leisten, auch die Arbeit für den Tag, die zeichnerische Journalistik. Wer die trostlose Widerlichkeit jenes gewissen Wiener Chics in der Darstellung eindeutiger Weiblichkeit kennt und Münzersche Lebensschilderungen daneben hält, versteht, warum sich ein Mann wie dieser gegen den Titel eines Illustrators sträubt. Das hat freilich einen weiteren Grund darin, daß ihm bei aller Intensität, mit der er seine zeichnerische Arbeit angeht, diese doch nur die eine, die weniger wichtige Seite seiner Kunst ausmacht. Auch er will in erster Linie malen — er will es, und er kann es! Während der letzten Jahre hat er in ununterbrochener Reihe Bilder geschaffen, in denen er rein malerischen Problemen nachging, meist lebensgroße Frauengestalten im Freien oder im Dämmer des Innenraums darstellend, unbekleidet oder

Digitized by Google

in duftigen Gewändern. Unser Bild „Der Birkenwald“ gibt eine, freilich, da die Farbe fehlt, nur recht unvollkommene Probe. In Wahrheit ist das Bild von prickelndem Reiz der Farbe; mit Meisterschaft ist zumal der dünne, leichte Frühjahrssonnenschein gemalt, der über die Birkenstämme und das lichtgelbe Gewand der Dame hinstreift. Im gleichen Jahre (1906) hatte Münzer den nicht minder gelungenen Akt einer badenden Frau an schattigem Waldweiher gemalt. Weich, klar und saftig, von volltöniger Harmonie ist seine Farbengebung dabei, alles gesehen, kein konventioneller Ton und kein raffinierter Trick: Arbeit, Arbeit, Arbeit, freudige und heilig ernste zugleich! Die Aufgaben, die Adolf Münzer die Intelligenz seiner Zeitgenossen stellen wird, werden bestimmen, wo er landet — an der Küste der Phäaken sicher nicht!

Wie die meisten seiner künstlerischen Mitkämpfer hat er übrigens sich auch an umfangreichen dekorativen Aufgaben versucht, hat in einem Riesenbilde das tolle Maskentreiben des Faschingdienstags auf den Münchener Straßen geschildert und heuer eine noch ausgesprochener dekorativ gedachte, fein abgewogene und koloristisch schöne Allegorie auf Herbst und Wein in den Glaspalast geschickt. Münzers Geburtsjahr ist 1870.

Eins der kräftigsten und vielseitigsten Künstlertemperamente Jung-Münchens ist der Meraner Leo Putz, eine Begabung von urwüchsiger Kraft, überquellendem Lebens- und Betätigungsdrang und kecker, schöpferischer Phantasie. Der nunmehr achtunddreißigjährige Künstler hat von jeher Aufgaben der absoluten Malerei stets mit verblüffendem Geschick gelöst und sich diese immer so schwer als möglich gestellt: Frauenakte in Sonne, Halbsonne und Schatten, von Lichtkringeln und farbigen Reflexen überstreut usw. Solche Dinge malt Putz mit souveräner Meisterschaft flüssig herunter und gibt ihnen einen sinnlichen Reiz, der an den Großmeister künstlerischer Sinnenfreudigkeit, an P. P. Rubens, erinnert — in der Empfindung natürlich, nicht in der Farbenskala. In der letzten Zeit wird der Pinselstrich des Leo Putz immer breiter und sein Ton tiefer, seine Farbenakkorde klingen einfacher und klarer. Das anziehende Bildnis einer jungen Dame, das wir hier wiedergeben (S. 390), ist eine Probe dieses seines neueren Stils. Oft hat er sich auch auf dem Gebiete kühnster Phantastik bewegt und dabei einen seltsam burlesken Humor und den erfinderischen Geist eines orientalischen Märchendichters bewiesen — aber immer gab er raffinierte und kostbare farbige Leistungen dazu; dann ließ er putzige Weiber mit Pfauenschweifen lustwandeln, schillernde Perlenfeen aus Muschelschalen steigen, er verkörperte die Lebensfülle des Meeres in seltsamen Gestalten, Schnecken und Muscheltiere halbmenschlich umdeutend, er ließ Nymphen mit wilden Bestien in lustiger Balgerei raufen, Eisbären mit juwelenbedeckten Huldinnen aus Tausendundeiner Nacht kosen, oder er bannte die Gespenster des Rokoko. Porträts von „molligen“ Schönen in grüner Sommerlaube, Picknicks lustiger Herren und Damen im Baumschatten, Boudoir- und Ankleideszenen, Theatergarderoben mit mehr und minder enthüllten Figurantinnen — das waren andere Vorwürfe, die Leo Putz mit fröhlichem Wagemut, pikant und farbenfroh, fast immer lebensgroß auf die Leinwand brachte — immer malerisch so gut und bedeutsam, daß die Pikanterie des Stoffes nur eine Nuance im Ganzen und nie den leidigen Hauptzweck abgab.

Als Maler hat Leo Putz einen klugen, klaren Blick für große vergangene und gegenwärtige Vorbilder, aber die vollblütige Gesundheit seines Talents sichert ihn vor jeder sklavischen Abhängigkeit von großen Mustern, wie sie ihn auch trotz aller speziellen Veranlagung für die Farbe, für das Handwerkliche des Malers vor einer eigensinnigen „Nurmalerei“ bewahren wird. Gerade an Erscheinungen wie Putz wird die Theorie von dem ausschließlichen Selbstzweck der „guten Malerei“ in ihrer allzu extremen Auffassung zuschanden.

An Farbentalent steht ihm der gleichalterige Max Feldbauer gleich, ein Bayer, und zwar ein typischer Bayer in seinem ganzen Wesen, knorrig und zähe. Die Strenge der Selbstkritik, die ja auch seine

Dame in Schwarz. Gemälde von Robert Weiſe.

Digitized by Google

übrigen Kameraden zum Grundsatz erhoben haben, bei ihm wird sie zu einer grundsätzlichen Selbstunzufriedenheit. Und diese ist groß genug, um eine nicht ungefährliche Fessel für seine Schöpferkraft zu bedeuten. Er möchte alles ganz phänomenal gut malen, das übrige ist ihm gleichgültig. Handelt es sich um das Malerische, so kommt die korrekte Gefälligkeit der Form für ihn nicht in Betracht; will er eine Bewegung treffen, so sieht er nicht auf das Stoffliche. Mit einer unbändigen Kraft und Wildheit sind seine Gestalten oft „hingebürstet", vielfach nur aus dem Rohen gehauen, aber unendlich charakteristisch. Daß eine gewisse nonchalante Behandlung der Zeichnung bei Feldbauer nicht Bequemlichkeit oder aus der Not gemachte Tugend bedeutet, zeigt er dann, wenn er zeichnen *will*. Die Bauerndirndeln auf unserer Nachbildung (S. 391) sind ganz erstaunlich gut. Und wenn der Maler in seinen Studien für die Mehrzahl der Bildbeschauer auch oft allzu leidenschaftlich drauf los zu wüten scheint, weil er eben den flüchtig enteilenden Eindruck in voller Frische festhalten will, entschädigt er wieder durch köstlichen Schmelz und eine wundervolle Harmonie der Farbe. Am stärksten spricht sich Feldbauers Individualität vielleicht in seinen Pferdebildern aus. Das Pferd hat er von früh an geliebt und verstanden, anders und besser verstanden als die meisten der beliebten Modesportmaler, die meist das, was am Pferde schön ist, gar nicht sehen: den schlechthin vollkommenen teleologischen Ausdruck der Kraft in der Form des Tierleibes! Nicht umsonst gaben die Hellenen ihrem stärksten Symbol der Naturkraft, dem Kentauren, einen Pferdeleib! Feldbauer malt besonders gern die schweren Pferde, wie man sie in vollendet schönen Exemplaren vor den Münchener Last- und Bierwagen sieht, Pinz-

Der Bauernschlitten. Gemälde von F. Wilhelm Voigt.

Digitized by Google

gauer und Belgier, um der gewaltigen runden Form und wohl auch um der Farbe willen. In ein paar ausgezeichneten, kühn bewegten Rennplakaten hat er die Früchte seiner scharfen Beobachtungen am Pferde verwertet.

Der Münchener Adolf Höfer, geboren 1869, ebenfalls ein Schüler P. Höckers, hat in einer Anzahl von Bildnissen und Interieurstudien, wie auch unsere Abbildung (S. 392) eine wiedergibt, seine Berechtigung erwiesen, diesem hochstrebenden Malerkreise anzugehören. Seine Farbe ist frisch und warm, sein Strich fest, und besonders schön ist sein Ton im Innenraum. Ein paar kleine Akte, die er im Vorjahr ausstellte, z. B. der Frauenakt vor dem Spiegel, standen ebenbürtig neben den besten Arbeiten, die damals die Scholle zu bieten hatte. Im Porträt zeigt er eine solide Eleganz der Auffassung. Er hat sich auch als Zeichner modernen Stils bewährt.

Hausiererin. Gemälde von F. Wilhelm Voigt.

Robert Weise, der 1870 in Stuttgart geboren wurde, hat zunächst als kraftvoller, stark persönlich empfindender, dem Herkömmlichen und Abgebrauchten mit Takt aus dem Wege gehender Landschafter Aufsehen erregt; bald aber wandte er sich der Menschendarstellung, dem Bildnisse zu mit der Besonderheit, daß er fast ausschließlich seine Figuren ins Freie stellt, und zwar nicht nur vor einen landschaftlichen Hintergrund, sondern so, daß Figur und Landschaft zusammen ein einheitliches Ganze bilden. Am bekanntesten wurde sein Familienselbstbildnis, wenn man es so nennen darf (Abb. S. 393), und eine früher gemalte Dame, die durch eine kühle, ein wenig traurige Herbstlandschaft schreitet. Ein andermal stellte er eine lichtgekleidete Dame an den Seestrand usw. Immer ist das Bildnis dann auch Bild im weiteren Sinne, und wir empfinden den Natureindruck, den uns der Maler übermittelt, auch als die Seelenstimmung der dargestellten Person — ein kluges und vornehmes Mittel, dem Bildnis zu eindringlicher Bedeutung zu verhelfen. Weise kommt es besonders zugute, daß er von Haus aus die Landschaft so vorzüglich beherrscht; ein trefflicher Zeichner und ein Figurenmaler von Kraft und Geschmack ist er dazu.

Franz Wilhelm Voigt, geboren 1869, schildert das Volks-, vor allem das

Digitized by Google

Bauernleben und schildert es in einem gemütvollen Ton, nicht versüßlichend und idealisierend, aber auch nicht mit der unerbittlichen Herbheit, die z. B. Max Feldbauer an ländlichen Vorwürfen erprobt. Auch in der Malerei hat er einen weicheren Ton, als er sonst in der Scholle üblich ist, ein ‚Sfumato', wie es den Maler der Aufenthalt auf der oft so dunstigen oberbayerischen Hochebene wohl lehren

welche die gewaltigen Formen der Bergriesen in erhebender Majestät erscheinen lassen, sind seine Ausdrucksmittel. So hat er sich unter den vielen süddeutschen Gebirgsmalern einen eigenartig sicheren und isolierten Standpunkt errungen. Phrasenlos, fast wortkarg und doch vielsagend ist seine Kunst!

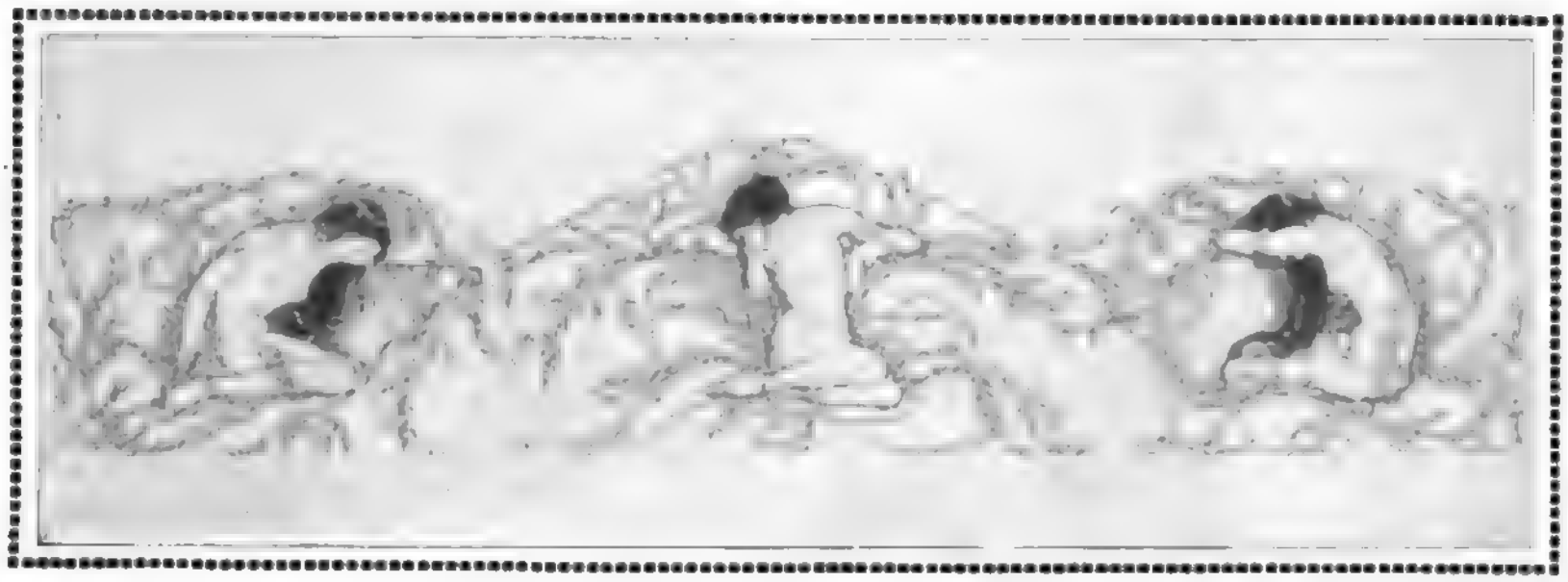
So sehen wir in der Scholle die verschiedenartigsten Künstlerpersönlichkeiten

Märzensonne. Gemälde von Gustav Bechler. Im Besitz der Königl. Pinakothek zu München.

kann. An Kraft fehlt es ihm darum nicht, und seine Figuren sind immer groß gesehen, oft mit einer gewissen Melancholie aufgefaßt. Gustav Bechler, der 1870 in München zur Welt kam, ist der einzige Rurlandschafter der Scholle, und die schlichten großen Stimmungen der Bergwelt sind seine Domäne. Er gibt wenig Detail und sucht die Natur nicht bei ihren heitersten und farbigsten Festen auf — breite Flächen, starke Kontraste,

durch ein festes Band geeint: durch den kraftvollen Willen, das Beste zu schaffen, das Höchste mit reinen Mitteln zu erreichen. Die unbeugsame Energie, mit der sich der straff organisierte, kleine, aber gewichtige Künstlerbund, seit er sich im Jahre 1899 zusammenfand, durchsetzt, und zwar ganz ausschließlich durch die eigene Kraft, verdient ebensoviele Bewunderung, wie die Summe künstlerischen Vermögens, die in ihm vereinigt ist.

Digitized by Google



Die Müllerstochter.

Nach einer alten Chronik von Marx Möller.

Ich hatte es in der Chronik gelesen,
Und später bin ich da selber gewesen,
Im Mühlengarten, versteckt und verschlafen,
Wo nichts als Dornen und Unkraut wächst,
Wo kein Vogel singt, keine Blume lacht,
Wo es umhergeht in jeder Nacht,
Wo die Müllerstochter den jungen Grafen
Durch ihren schwarzen Zauber behext.

Er kam geritten im Jagdgewand,
Den behelmten Falken trug seine Hand,
Er war ermattet vom hastigen Ritt,
Sein Schimmel ging im gemächlichen Schritt;
Und als er kam, wo die Gasse sich biegt,
Wo des Müllers verschwiegenes Gärtchen liegt,
Und als er über die Hecken sah,
Da war's, als ob ein Wunder geschah;
Sein junges Herz, das klopfte so laut;
Seine Augen, die nie noch nach Frauen geschaut,
Seine grauen Kinderaugen, die starrten
Wie gebannt in den Müllergarten.
Denn in dem Garten, den hölzerne Planken
Und dichte Büsche und kletternde Ranken
Fußgängerblicken züchtig verschanzt,
Hat ganz für sich ein Mädchen getanzt.
Sie drehte sich hin, sie drehte sich her,
Die Haare fielen vom Kopfe ihr schwer,
Schwer, wie üppig strömendes Gold
War es aus den Zöpfen gerollt;
Ihre Arme waren zierlich und nackt,
Ihre Füße sprangen und glitten im Takt,
Her und hin, ohne Rast und Ruh,
Ihre Lippen sangen ein Lied dazu,
Ihre Schürzenbänder wippten und wehten,
So tanzte sie zwischen den Blumenbeeten,
Zwischen Phlox und Mohn und rotem Dorn
Und brennender Liebe und Rittersporn
Und Thymian und Klee und Salbei;
Und dann hat er schnalzend den Schimmel gehetzt,
Und über den Heckenzaun ist er gesetzt.
Und er ist geblieben in ihrem Bann.
Und ehe ein halbes Jahr verrann,
Da kamen die heimlichen Gänge ans Licht,
Und die Dirne kam vor ein Ketzergericht,
Und man hat sie des schwärzesten Zaubers verklagt,
Und als man zum drittenmal hart sie gefragt,
Da hat sie vor allen Zeugen gestanden,
Sie hätt' ihn gebunden mit höllischen Banden,
Sie hätte ihm Zaubertränke gekocht;
Wie hätte sie es auch sonst vermocht
Als Müllerskind einen Grafen zu fesseln!
Wie paßten zusammen Rosen und Nesseln?

Und von weither kamen die Gaffer gelaufen!
Und es flammte der Scheiterhaufen!
Und ihre Eltern wurden vertrieben!
Und die Aschenreste, die übrig geblieben,
Haben die Pfaffen und Büttel sogleich
Fluchend gestreut in den Mühlenteich ...
Da knarrte das Mühlrad und kreischte schrill —
Dann stand für ewige Zeiten es still.
Und Gerank hat sich darüber gedrängt,
Und Gestrüppe hat sich dazwischen gezwängt,
Und die Türen zerfielen, die Scheiben zersprangen
Unter des Wetters wechselnder Macht ...
Aber noch immer, in jeder Nacht,
Wenn bleich die Sterne den Himmel erhellen,
Da klingen auf einmal so klagend die Wellen,
Da kommt es aus bebenden Wassern gegangen
In den Mühlengarten so sohlensacht.
Das hebt sich zierlich und neigt sich und wiegt sich,
Das dreht und senkt sich und reckt sich und biegt sich,
Und zwei Arme schlenkern zierlich und nackt,
Und zwei Füßchen springen und gleiten im Takt
Wie damals, als Schürzenbänder noch wehten
Zwischen den lachenden Blumenbeeten,
Zwischen Phlox und Mohn und rotem Dorn
Und brennender Liebe und Rittersporn.

Digitized by Google

Das literarische Jung-Wien.

Von Prof. Richard M. Meyer-Berlin.

Viele Städte dürfen von sich behaupten, daß sie ihre eigene Geschichte besitzen; einer eigenen Kunstgeschichte können sich nicht wenige rühmen; aber Wien ist außer Paris wohl die einzige Stadt, die eine eigene bedeutsame Literaturgeschichte besitzt. Es ist nicht nur der lokale Ausschnitt allgemeinerer literarischer Bewegungen, wie das im wesentlichen für Berlin oder ganz für London gilt; es ist auch nicht eine „bodenständige", aber auch nur für die engere Heimat wichtige Literatur, wie etwa die von Venedig oder mancher deutschen Provinzialstadt. Nein: zu dieser Literaturgeschichte gehören die bedeutendsten Minnesinger und vielleicht die wichtigsten Mitarbeiter am „Nibelungenlied", gehören Grillparzer und Raimund, Anzengruber, Schnitzler, Hofmannsthal; und von diesen allen, von Reinmar dem Alten oder Walter von der Vogelweide so gut wie von dem Dichter der „Ahnfrau" oder dem der „Liebelei" darf man sagen, daß Wien für ihre Kunst bestimmend geworden ist.

Mancherlei hat dazu geholfen, der schönen Donaustadt diese ruhmvolle Stellung zu sichern. Keine zweite Residenz hat in so ununterbrochener Folge fast ein Jahrtausend lang vornehme, kunstfreudige Fürsten beherbergt, keine so mannigfaltige natürliche Einflüsse auf der Grundlage hoher nationaler Eigenart empfunden. Die nahen Berührungen der Habsburger zu Spanien spürt man bei Franz Grillparzer und Friedrich Halm und bei beiden auch die nahen Beziehungen fremder Elemente (der Tschechen, der Ungarn) mit den Deutschen. Die italienische Oper und überhaupt die italienische Musik hat unter dem Schutz eines so reichen Adels, wie ihn in diesem Verhältnis nicht einmal London besitzt, auf Raimund wirken können, das Bauerntum, das keiner andern Großstadt so nahe auf die Haut rückt, auf Anzengruber. Politische Verhältnisse schufen dazu eine lange, sehr lange Isolierung; von der stürmischen Entwicklung des nördlichen und mittleren Deutschland abgetrennt, blieb Wien in seiner engeren Tradition befangen, als Hamburg, Weimar, Berlin, München in neue Bahnen der Kunst schritten. Das meiste schließlich wird wohl Anlage sein: eine angeborene Neigung, sich im Eigenen zu gefallen und auch wenn man es schilt, es doch dem vielleicht besseren Fremden vorzuziehen.

Für diese wienerische Eigenart hat man oft den Wiener Walzer als Symbol genannt: heitere, liebenswürdige Kunst, die die Menschen zusammenführt und in gemeinsamem Rhythmus des Gefühls vereint, ohne sie im Tiefsten aufzurütteln, doch freilich nicht ohne sie sinnlich lebhaft zu erregen. Eine Kunst, die die älteste Zeit der Poesie zu erneuern scheint, in der noch Dichtung, Tanz und Musik untrennbar vereint waren; eine Kunst, die sich nicht an den Einzelnen wendet, sondern an eine zum Genuß versammelte Menge, und die von dieser ein gewisses, nicht ganz geringes Maß von Verständnis voraussetzt, nicht mehr aber, als eben allen Kreisen der Gesellschaft zugemutet werden kann: den oberflächlicher gebildeten Adligen wie dem in seinem Beruf aufgehenden Beamten, dem Gelehrten wie dem Mann aus dem Volk! Eine Kunst, die zwischen Künstler und Publikum eine größere Gleichartigkeit fordert und schafft, als die strengere etwa der in Wien angesiedelten Nichtösterreicher Beethoven oder Hebbel; und die nicht so viel verschiedene „Kreise" der Genießenden unterscheiden läßt, wie die „Bildungspoesie" hier, die grobe „Volksliteratur" dort etwa in dem Norddeutschland Goethes — und Claurens oder Zschokkes.

In der Tat ist mit diesem Gleichnis wohl das Wesentliche in der Eigenart wienerischer Kunst ausgesprochen: das vor allem, daß sie einen durchaus gesellschaftlichen Charakter trägt. Der einsame Dichter, der nur Aug' in Auge mit dem Umgebenden verkehrt, ein Leopardi etwa oder auch ein Hölderlin, der gehört in diese Überlieferung nicht; aber auch nicht der, der zu einem ganzen Volke spricht, wie Schiller oder Victor Hugo — so nah auch Anzengruber oder Raimund diesem Ziel manchmal zu kommen scheinen.

Wir wollen damit den Streit nicht erneuern, ob Schiller mit Recht Wien die Stadt der Phäaken, Grillparzer sie mit Fug das Capua der Geister genannt habe. Nicht jede Geselligkeit ist Verweichlichung; und gerade dem theaterfreudigen und tanzfrohen Völkchen an der schönen blauen Donau darf man nicht nachsagen: „Dieses Volk kann sich nicht anders freuen als bei Tisch!" Aber es ist damit ein bestimmtes und bestimmendes Element der wienerischen Kunst und vor allem auch der wienerischen Literatur gegeben, das ebenso notwendig bestimmte Formen und Arten der Poesie begünstigt, wie es andere hemmt und unterdrückt. Grillparzer, der viel von dem „Einsamen" hatte, vermochte sich doch in den Monologen der Lyrik nicht so frei und mächtig auszusprechen, als wenn er aus dem Mund seiner Theater-

Bildnis.

Gemälde von Prof. Franz v. Stuck.

Digitized by Google

figuren in bewegtem Dialog oder lebhaften Ensembleszenen sprach; und die Neuesten, wenn sie sich in aristokratischer Distanz von den „Vielzuvielen" entfernt halten möchten, verfallen nur zu leicht der zu eben diesen herüberschielenden Pose.

In diese alte Tradition einer gesellschaftlichen, in bestimmten harmonischen Schranken sich äußernden, Musik und rhythmische Bewegung mit dem leicht, aber selten originell gebrauchten Wort vereinigenden Kunst haben nun aber die letzten Jahrzehnte ein neues, aber auch gefährliches Ferment gebracht. Nicht nur Grillparzer und Bauernfeld — auch Anzengruber und Kürnberger, der gestrenge Kritiker und flotte Erzähler, gehören noch zu Alt-Wien; aber nach Königgrätz ist eine neue Generation aufgewachsen — Jung-Wien, freilich auch aber noch viel mehr wienerisch als jung!

Man betrachte nur einmal den letzten dieser Altwiener, den, 1833 geborenen, im vorigen Jahr durch eigene Hand aus dem Leben geschiedenen Ferdinand von Saar. (Ich rechne ihn mit dem Linzer Bahr oder dem Brünner Schaukal, oder dem Pester Lothar zu den Wienern; denn die literarische Heimat allein ist bestimmend: Theodor Fontane aus Neuruppin ist Berliner, und Paul de Lagarde aus Berlin ist es lange nicht so sehr wie er!) Saar trägt noch willig den Typus der Grillparzer, Bauernfeld, Raimund — natürlich eben nur in jenen Hauptfragen, die sehr verschiedene Individualitäten zulassen. Im Kamin sitzt er mit wenigen Bekannten und erzählt mit leiser Stimme, mit musikalischen Modulationen und eleganten Gesten eine Geschichte, deren er sich eben zu erinnern scheint — erzählt sie fast in dem Ton, in dem Grillparzer von seinem „Armen Spielmann" erzählte. Der Vortragende tritt zurück, erscheint fast nur als Berichterstatter, läßt nach Möglichkeit die Figuren selbst sprechen — wie es der Dramatiker Grillparzer tat, aber nie der Dramatiker Hebbel. Es ist eine gewisse Weichheit in dem Ton, eine Art Verlorenheit; eine große Ausgeglichenheit in der Sprache, selbst in der Handlung beinah eine gesellschaftliche Wohlerzogenheit.

Damit vergleiche man einen neueren Erzähler von starkem Talent, den ebenfalls kürzlich verstorbenen J. J. David (geb. 1859). Das ist ein leidenschaftlich Ringender, der mit der Sprache kämpft, mit der Handlung, mit den eigenen Figuren, und der die Zuschauer und Zuhörer darüber schier vergißt. Wiener Blut rinnt auch in seinen Adern — ob er gleich kein geborener Wiener ist, wie ja auch Saar nicht. Und er hat Anteil an der etwas sentimentalen und etwas ironischen Heimatsliebe und Heimatsfreude der Älteren; er hat auch eine Vorliebe für die von ihnen begünstigten Typen: den unwiderstehlichen Schwerenöter, den nervösen Künstler. Aber er sitzt nicht mehr still im stillen Zimmer: er hat sich mit seinen eigenen Gestalten auseinanderzusetzen; er kommt nicht dazu, sie den Zuschauern in Ruhe vorzuführen. Saar hatte in sich ausgekämpft, als er zu formen begann; David kämpft, indem er gestaltet. Es ist der Weg von Grillparzer zu Hebbel, den wir hier zurückgelegt sehen.

Oder nehmen wir eine andere Hauptgattung wienerischer Literatur: das Feuilleton. Sein letzter Meister alten Stils war auch ein Ferdinand, als solle der Name des letzten vormärzlichen Kaisers für den Vormärz der Wiener Schriftstellerei bezeichnend bleiben: Ferdinand Kürnberger. (Die Alten führten österreichische Namen: Franz Grillparzer, Ferdinand Raimund, Friedrich Halm; jetzt heißen sie Arthur, Richard, Hugo oder gern Otto — aber nicht nach den österreichischen Herzögen dieses Namens!) Kürnberger ist eine leidenschaftliche Natur, durchaus kein freundlicher Elegiker oder harmloser „Raunzer" (Raimund) vom alten Schlag; aber auch er spricht im geschlossenen Raum. Um ihn sitzen persönliche Bekannte; der Leserkreis der Neuen Freien Presse empfindet sich als ein Stammpublikum fast wie die Abonnenten des Burgtheaters. Vor ihnen doziert der kleine knorrige Mann, was sie von Robert Hamerling, vom Papst und der Denkmalswut zu halten haben. — Und daneben wieder einer von jenseits der Grenzscheide: Theodor Herzl (geb. 1860). Kürnberger weiß in dem Augenblick, in dem er sich an den Schreibtisch setzt, ganz genau, was er über jedes Buch und jede Erscheinung zu sagen hat — Herzl lebt es noch einmal durch, um sich mit dem Werk, mit dem Ereignis auseinanderzusetzen. Kürnberger befindet sich in einer bestimmten Gemütslage — Herzl reproduziert einen Vorfall, um sich in eine gewisse Stimmung hineinzuversetzen. Daher bei Kürnberger nicht selten Härte im Ausdruck, Einseitigkeit in der Auffassung, Monotonie im Vortrag; bei Herzl oft, was schlimmer ist, Pose, Affektation. Es ist ja kein Zufall, daß der „mährische Bauer" David so gut wie Herzl, der Vater des Zionismus, jüdisches Blut in ihren Adern haben; und ganz gewiß ist die starke Vertretung des semitischen Elements bei den Jungwienern an der Umgestaltung des literarischen Gesamtbildes beteiligt. Wenn jene „Taufsteinhistorik" lächerlich ist, die mit der Aussage über die „Rasse" das Urteil für erledigt hält, so kann doch gewiß auch keine gewissenhafte Literaturbetrachtung an der Analyse der angestammten Elemente vorbeigehen. Hofmannsthal und Schnitzler, Dörmann und Beer-Hofmann, Altenberg und Lothar, vielleicht auch noch andere, dazu viele von den kleineren Mitläufern haben eine spezifisch jüdische Sentimentalität, eine bei den Angehörigen von Minoritäten begreifliche Neigung zum Anempfinden von Gefühlen und Stimmungen, eine freilich auf österreichischem Boden auch sonst schon beliebte Neigung zum Effekt — die kein jüdischer

Schriftsteller so weit getrieben hat wie Eligius Reichsfreiherr von Münch-Bellinghausen genannt Friedrich Halm! — mitgebracht und verstärkt. Aber das Entscheidende haben nicht sie bewirkt, sondern eben die notwendige Weiterentwicklung jener Tendenzen, die mit dem alten Österreich zusammenbrachen, ohne zu verschwinden. So ist denn auch der erste Sturmvogel des neuen Wien in der Literatur ein „reinblütiger" Österreicher gewesen, freilich aber auch kein Sohn der Kaiserstadt, sondern ein Kleinstädter, der an dem Boden seiner Heimat nicht so fest haftete, wie noch heut viele Wiener Schriftsteller — Schnitzler z. B. oder gar Peter Altenberg.

Hermann Bahr aus Linz (geb. 1863) hat als Nationalökonom und Sozialdemokrat angefangen und ist (1886) mit einem Pamphlet gegen den bekannten konservativen Sozialpolitiker Schäffle zuerst hervorgetreten. Der hatte „Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie" geschrieben — Bahr schrieb „Die Einsichtslosigkeit des H. Schäffle" und offenbarte sofort schon im Titel sein Talent zu geistreichen Worten und effektvollen Umkehrungen. Er reiste viel, und als in Berlin mit der „Freien Bühne" ein Schauplatz für wirklich moderne Dramatik geöffnet schien — wir dürfen, nachdem die Phasen der Überschätzung und der Unterschätzung vorbeigegangen sind, ruhig sagen: auch geöffnet ward —, da war Bahr als eifriger journalistischer Helfer an Stelle. Er vervielfältigte sich, und als in der zur Unterstützung jenes Theaters gegründeten Zeitschrift der bei uns nie fehlende „häusliche Krach" erfolgte, trat Hermann Bahr gleich, wenn ich nicht irre, in vierfacher Gestalt auf: auch noch als „Hermann Linz", „Globetrotter" usw. (Es war die Zeit, in der andere Journalisten von etwas weniger Talent und sehr viel weniger Charakter in ein paar Organen ihren verschiedenen Seelen diametral verschiedenen Ausdruck liehen; bei Bahr war jeder solcher Widerspruch vor der letztgeäußerten Meinung stets durch die Auslandsfrist einer Entwicklung getrennt.) Dann zeigte er in einem den Skandinaviern nachgebildeten Drama („Die große Sünde", 1889) und einem noch viel stärker von französischen Mustern abhängigen Roman („Die hohe Schule", 1890) seine gefährliche Anpassungsfähigkeit. Ich habe eben den, für mich wenigstens, unsympathischst Mann von Alt-Wien genannt: Friedrich Halm; etwas von dessen bösem Talent, Tendenzen der Zeit sich anzueignen und vergröbert wiederzugeben, lebte in dem damaligen Bahr wieder auf.

Dann entdeckte er sich selbst — und ward ein in seiner Art unvergleichlicher Kritiker. Eine lange Reihe von packenden, geistreichen, aber auch gemütvollen Essays und Kritiken zeugt für ihn gegen seine vielen mißglückten Dramen. Auch diese gewinnen die rechte Beleuchtung erst, wenn man sie als dramatisierte Kritiken auffaßt. Er spielt gegen den Herrenkult, wie gleichzeitig der Irländer Bernard Shaw, die realistische Milieukomödie aus, und es entsteht ein an blitzenden Einfällen reiches Drama: „Josephine" (1898); er stellte der Zerrissenheit und Scheinsucht moderner Literatur die altmodische Einfachheit eines „guten Mannes" — des altösterreichischen Dialektdichters Stelzhamer — gegenüber und bildet die Idee zu dem liebenswürdigen Fünfakter „Der Franzl" (1900) aus; er kritisiert wiederum die philiströse Geniescheu, indem er aus dem Schicksal des Komponisten Hugo Wolf die tragische Szenenreihe „Der arme Narr" (1906) herausspinnt. Ein Schauspieler — Talma —, ein Dichter — Stelzhamer —, ein Komponist — Hugo Wolf — die kann er dramatisch rezensieren; will er allgemeiner politische Verhältnisse („Der Apostel", 1901), kulturelle Zustände („Der Athlet", 1899), „Der Klub der Erlöser", 1905) oder auch selbst theatralische Zeitbilder („Der Star", 1898) und künstlerische Lebensausschnitte („Das Tschaferl", 1897) vergegenwärtigen, so entstehen leblose Figuren, die mühsam in Situationen gebracht werden, aus denen man Pointen und Paradoxien hervorziehen kann („Ringelspiel", 1905).

Man pflegt zu sagen, der Dramatiker sei vor allem durch die Kraft gekennzeichnet, mit der er sich in fremde Seelen hineinzuversetzen verstehe. Aber es gehört dazu noch ein anderes: er muß die Seele erst schaffen, in die er sich einfühlen soll! So leidenschaftlich muß er sich in den Hamlet, den Tasso, den Tell hineinversenken, daß ein neues Wesen gezeugt wird, ähnlich den beiden Eltern: der überlieferten Figur — und dem Dichter. Dies ist Bahr versagt. Er kommt nicht so weit, er bleibt zu fest in seine Atmosphäre gebannt; nur über die Mauer spricht er mit den Gestalten seiner Phantasie. Genügte jene Bedingung, so wäre Bahr einer der ersten Dramatiker unserer Zeit. Denn in fremde Seelen sich einzufühlen, einzuwühlen, ist seine Leidenschaft und seine Virtuosität. Doch aber — es bleibt auch hier ein Aber.

Schon in dem alten Wien spielte die Literatur eine unverhältnismäßig große Rolle. Die Talente und Halbtalente sitzen zu dicht aufeinander; fortwährend treffen sie sich im silbernen Kaffeehaus — und reden Literatur. Selbst bei Grillparzer, viel stärker noch bei Schreyvogel oder Bauernfeld — wovon ist in Tagebüchern und Briefen die Rede? Von Büchern und vom Theater. Von Politik darf man ja nur mit Vorsicht reden; sie wird aber auch fast nur unter dem Gesichtspunkte der Zensurfreiheit und des verbesserten Buchhandels aufgefaßt. — Immerhin: das lebendige Theater stand als ein Stück künstlerischer Qualität neben der abstrakten „Literatur". Jetzt ist diese Realität zerflattert; das Burgtheater bedeutete unter Laube und Dingelstedt nicht mehr ganz, unter den Späteren gar nicht mehr, was es für die Wiener Dichter zur Zeit Schreyvogels bedeutete. Die einzige künstlerische Wirklich-

keit, die geblieben ist, ist — das Kaffeehaus, der Treffpunkt geistreicher Meinungen, wirksamer Paradoxien, die Versuchsbühne für merkwürdige Ideen, das eigentliche Theater geradezu, in dem die ehrgeizigen Autoren ihre Szenen vor einem kongenialen Publikum zum besten geben.

Man hat die Wichtigkeit dieses Eitelkeitsmarktes wohl überschätzt: Karl Kraus, Leo Hirschfeld in ihren Satiren auf das „Café Grienstadel" und Rudolf Lothar in seinem Kaffeehausroman „Halbnaturen", denen dann in Berlin analoge Parodien auf unser „Café Größenwahn" gefolgt sind. Das aber ist richtig: eine Zeitlang hat sich die jungwienerische Literatur nur für das Café stilisiert. Dahin gehören jene sonderbaren kleinen Unarten: die Leidenschaft, mit der Kenntnis von Kognakmarken und Zigarettenfirmen zu renommieren, wobei man so nüchtern sein kann wie der letzte — hoffentlich letzte! — in dieser Reihe: der prätentiös-wichtige Ludwig Hirschfeld, der richtige Epigone in der dritten Potenz. Dahin gehören aber auch Eigenheiten des inneren Zuschnitts wie die, alles nur sub specie literaturae anzusehen. Ihr offizieller Repräsentant ist der damalige Bahr.

Man kann sagen: es ist seine Größe, daß er überall Menschen sucht, daß er warmherzig Menschen zu fördern strebt — und dies ist seine Tragik, daß er nur Bücher findet. Die Seele, in die er sich einzufühlen versteht, die er künstlerisch umgebildet uns wiedergibt — es ist nie die Seele eines Menschen, immer die eines Buches. Das macht diese Essay-Sammlungen so interessant („Zur Kritik der Moderne", 1891; „Die Überwindung des Naturalismus", 1891; „Renaissance", 1892; „Premieren" 1901, u.a.): die Bücher werden lebendig, erzählen von ihrem Wollen und Werden; ihre Gedanken, dort erstarrt, werden wieder flüssig, die Gestalten neugeboren. Oft sieht Bahrs Darstellung dem Original so wenig ähnlich wie Schillers Wallenstein dem historischen — oft hat sie eine höhere Wahrheit als ein referierendes Porträt geben könnte. Vor allem aber: es sind Kunstwerke, weil das Eckchen Literatur stets durch ein Temperament ausgeebnet ist.

Und dies Temperament ist nicht nur „modern" — es ist auch individuell. Mag sich Hermann Bahr mit Eugen Wolff um die Priorität des so unschönen als unentbehrlichen Wortes „die Moderne" streiten, mag er das Wort „suggerieren" eine Zeitlang zu einem unvermeidlichen Modeartikel gemacht haben — die Hauptsache ist doch, daß hier ein Mensch war, für den es ein Glück war, wirklich oder scheinbar Morgenröten aufgehen zu sehen, die noch nicht geleuchtet hatten; für den es eine Seligkeit bedeutete, neue Sensationen zu empfinden und durch das Weitergeben das Gefühlsleben anderer zu bereichern. „Denn edlen Seelen vorzufühlen ist wünschenswertester Beruf." Gewiß lagen hier Gefahren, und er ist ihnen nicht entgangen. Die Jagd nach der literarischen Entdeckung; der Ehrgeiz, allein eingewertet zu sein; besonders aber die von Genuß zu Begierde stürmende Hast — sie arteten in eine Virtuosität des Vorschmeckens aus, die schließlich dem Vorprüfer selbst die Zunge verdarb. Nitzsche hat sich einmal den Don Juan der Erkenntnis genannt; auch der Don Juan der literarischen Entdeckerfreude fährt schließlich, nachdem er mit einem wahren Monument sein Spiel getrieben hat, zur Hölle. Bis dahin aber: welches bewundernswertes Schwelgen in fremden Seelenstimmungen und welches beneidenswertere in dem Glück des Vermittelns! Wie vielen hat er den Weg gebahnt, wie vielen gar die Augen geöffnet! Und hat er dabei auch geirrt — in unserm mit negativer Kritik allzu reich gesegneten Vaterlande sollte etwas zu viel Lob, etwas zu heftige Empfehlung williger verziehen werden!

H. Bahr war auch für „die Moderne" kein Doktrinär: mit Karlweis hat er ein Volksstück im alten Stil geschrieben, wie denn natürlich die altwienerische Literatur nicht ausgestorben ist und vor allem in den volkstümlicheren Gattungen — Drama und Roman — fortdauert. Aber für die jungen Talente hat vor allem er die Bahn gebrochen — und wenn er kein Lessing war, so hatte er eben auch keinem Goethe den Pfad zu bereiten.

Aber wie Lessing nicht bloß Größere vorbereitete, sondern auch Kleinere hervorrief, so ging von Bahr eine ganze Gruppe der Aneignungskünstler aus. Sie sind alle in der feuilletonistisch gehaltenen Kritik zu Hause, bei der sie es mehr auf das Nach- und Vorempfinden anlegen als auf das Urteilen; und wenn diese ganze Richtung der „impressionistischen Kritik" schon vor Bahr von Lemaitre in Frankreich begründet war, fügen sie durchgängig die spezifisch Bahrsche Nuance der Entdeckerwut hinzu. Vor allem zu bewundern, daß der „Bourgeois" auf dem Umwege über die Furcht in die Anbetung der jeweils neu entdeckten Götter gejagt wird — das ist die Losung! Äußeres Kennzeichen ist das stete Nebeneinander von kritisch-satirischen Genrebildern in dramatischer Form und Kritiken, die einen lebhaft bewegten, oft dramatischen Ton anstreben. Diese Schule beginnt etwa mit dem sehr produktiven Rudolf Lothar (geb. 1865), dessen Rührigkeit auch größere historische Darstellungen („Das Wiener Burgtheater", 1900, „Das deutsche Drama der Gegenwart", 1905) versuchte — leider benutzte er sie zu parteiischer Anfeindung und Belobigung. Seine klug ausgerechneten Dramen („König Harlekin", 1900) haben vor denen Bahrs die sichere Führung voraus und sind an Lebensblut noch ärmer. — Wie er die Geschichtsschilderung, fügt Richard Schaukal (geb. 1874) die Lyrik hinzu und kultiviert sie sogar besonders eifrig in seinen „Gärten", (Gedichte 1894). In der

Kunst, mit den eben kaum proklamierten Götzen auf Du und Du zu stehn, übertrifft ihn niemand; freilich begegnet es ihm dabei etwa, den guten Mainzer Victor Goldschmidt zu einem englischen Goldsmith zu machen, wenn er von dessen tiefsinnigen Zahlenspekulationen sprechen muß, als sei es sein tägliches Brot. Natürlich würde er sich schämen, einen größeren französischen Künstler zu kennen als Daumier oder einen größeren deutschen Dichter als Wilhelm Busch; natürlich bringt er auch in seiner Lyrik jedem Winde seinen Tribut. Unaufhörlich wirft er Verse, psychologische Skizzen, Novellen, Kritiken heraus, neuerdings auch (seit Bahr sich das angewöhnt hat) kritisch-ästhetische Dialoge. Ein klares Gefühl von der Ungebundenheit des zeitgenössischen Poesie-Chores spricht sich in seinen Betrachtungen aus, wenn er über den „Jahrmarktslärm der Gaukler und schwitzenden Ausrufer vor den Leinwandbuden der Cliquen" spricht oder vor dem Dilettantismus warnt, der sich an jedes Vorbild verliert (Literatur". In tyrannos, 1907); aber sobald er nun selbst schaffen will, verfängt er sich in den dreifach verschlungenen Netzen des literarischen Snobismus, und jene drei Dialoge selbst, in denen er zum Aussprechen der Individualität und zur Verachtung der Moden rät, sind kürzlich in einer witzigen Charakteristik des „modernen Essayisten" als Muster modesüchtiger Affektation persifliert worden. Er preist als Meister des einfachen Stils den seit der letzten Jubelfeier obligatorischen Adalbert Stifter oder den kürzlich neu herausgegebenen Helferich Peter Sturz; alsdann geht er hin und schreibt in einem von Parantheſe zu Parantheſe irrenden Satz voller gesuchtester Wortbildungen etwa folgendes Urteil über R. Dehmel: „Auch Heine (der übrigens trotz Dehmel ‚unsere Muttersprache' sicherlich etwas ‚mächtiger sprach als alle deutschen Müllers oder Schulzens', von Unbefangenen aber denn doch nicht — seine spezifischen künstlerischen Qualitäten in Ehren — als Muster ‚mächtiger' Sprache aufgestellt werden dürfte. O Friedrich Hölderlin, o Heinrich Kleist, o Meister Gottfried!), auch Heinrich Heine war ein mit vielen Facetten schimmerndes, kaum je zu künstlerischer Rundheit erlöstes Genie; der wissende Augur, der immer intellektuelle, mißtrauische Virtuose ätzenden Hohnes (Dehmel ist nicht ironisch, sogar pathetisch wie Schiller; Goethe ist nie pathetisch), der stets mit der spöttelnden Vernünftigkeit kokettierende Meister der unlyrischen „Pointe", fand selten einen vollen tiefen Seelenklang auf seiner mit unehrerbietigen Ironikerfingern so virtuos gehandhabten Laute, und erst der majestätische Schatten des Unentrinnbaren verklärt ihm die unruhigen Züge seines Schmerzes zum Adel des Leidens . . ." Uff! Dieses Monstrum, dieser Briefsack mit Nachrichten an die verschiedensten Adressen, diese von Heine zu Dehmel hin und her schwankende Verlegenheitskutsche mit glänzendem Lack und bunten Bilderchen kennzeichnet allein schon die innerliche Leere und Mittelpunktslosigkeit eines von allen Magneten hin- und hergerissenen Virtuosen. Daneben stehen natürlich auf Wunsch glatte einfache Verse . . . Und ein „Kritiker" hat ihm in Aussicht gestellt, er werde noch einer der größten Dichter werden.

Warten wir es ab. Vielleicht stiftet der Unvergleichliche sich zu Ehren — denn auf all seiner Poesie steht wie auf jenem Gedichtbande Vogelers aus Worpswede das eine große Wort: „Aus!" — einen Schakalpreis für die größtmögliche Unnatur im Gebrauch der deutschen Sprache. Freilich, da er, wo er nicht dichtet, ein kluger Kopf ist, würde er ihn wohl jedesmal sich selbst verleihen müssen!

In jener an sich höchst begreiflichen, ja lobenswerten Sehnsucht nach Erweiterung des eigenen poetischen Horizonts, nach Bereicherung der eigenen und der fremden Empfindungswelt, die uns als Hauptkennzeichen des jungen Wien erschien, liegen ja böse Versuchungen. Man täuscht sich in die erwünschten Stimmungen hinein, taumelt in derwischartige Verzückungen oder verfällt in die Unberührtheit des Fakirs — aber alles vor Zeugen. Und nicht, wie jene letzteren, vor einem engeren, verständnisvolleren Kreise, sondern vor all und jedem, auf der Straße. Und dabei betont man die Verachtung der Vielzuvielen unaufhörlich — auch das nicht unaufrichtig, sondern in Selbsttäuschung —; das individuelle Bedürfnis, zu jeder Erscheinung in neue, erlebte Beziehungen zu treten, ist ja wirklich die Quelle aller dieser oft so seltsamen Verrenkungen. Ein gewisses Maß von Affektation haben daher auch die Stärksten zu überwinden; die Schwächeren bleiben darin kleben. —

Wie Schakal mit künstlichen Formen und buntem Wechsel, so kokettiert Peter Altenberg (geb. 1862) mit Schlichtheit und Monotonie. Er strengt sich an, jeder noch so unbedeutenden Szene Bedeutung abzugewinnen („Wie ich es sehe", 1896; „Was der Tag mir zuträgt", 1900). Schweißtriefend hebt er Federn hoch, um ihr Zentnergewicht zu zeigen. In kleinen zerzackten Sätzchen schneidet er uns seine Empfindungen vor: was der von der Wiener Kaffeehauskultur ermüdete Literat beim Anblick eines nackten Negerkindes an Gefühlen produziert, wird uns feierlich dargereicht. Dazu bemerkt der Verfasser beständig: „O, es ist nichts! es ist nur — alles!" Adalbert Stifters pedantischer Altersstil, der uns keinen der Schritte schenkte, die der Held von der Tür bis zum Fenster zurücklegt, umkleidet sich mit hysterischer Symbolik. „So vergeht der Vormittag. Immer gehen Türen auf und zu, und alles sieht aus, als ob es nie in Ordnung käme." Folgen zwei Seiten gleichen Stils:

„Wie vergeht die Zeit bis Mittag?!"

„Sie vergeht."

Nach zwei Seiten:

„Nachmittag."

„Der Nachmittag vergeht."

Auf dem Wege dieser Fabrikation von „Extrakten des Lebens" ist Altenberg dann schließlich („Prodromos" — so! — 1906) bei der unerhörten Feinheit der Literaturpsychologie angelangt. Was wollen die Aphorismen der La Rochefoucauld und Nietzsche besagen gegen die Altenbergs:

„Idealstes Zahnputzmittel. In Wien bei Twerdj, Apotheke, Kohlmarkt" (S. 82).

„Meinem vergötterten Vater schickte ich zum 70. Geburtstage zwei Schachteln Tamarinden Grillon, Paris" (S. 16).

„Ambrosia — — — rohe Eidotter, in Hühr rbouillon gesprudelt" (S. 50).

Und so wären wir nach langem Umweg wieder bei dem „Volk der Phäaken: immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß". Nur sind leider der gute Appetit und die gesunde Verdauung verloren gegangen, die in der Backhähndelzeit Johann Strauß' und Moritz von Schwind's blühten. Ein nach diätetischen Rezepten lebender Gourmand — das ist der berühmte Schriftsteller Peter Altenberg.

Etwas ästhetischer wenigstens ist die Feinschmeckerei Felix Dörmanns (geb. 1870), der sich an Baudelaires krankhaft überreizter Genußphantasie zu den schwülen Sinnenräuschen seiner Lyrik („Neurotica", 1891; „Sensationen" 1892) erzog:

Ich liebe die Fahlen und Bleichen,
Die Frauen mit müdem Gesicht,
Aus welchen in flammenden Zeichen
Verzehrende Sinnenglut spricht ...

Ich liebe, was niemand erlesen,
Was keinem zu lieben gelang:
Mein eignes, urinnerstes Wesen
Und alles, was seltsam und krank.

Später hat er die Bedürfnisse seiner hysterischen Sehnsucht nach dem Ungesunden in schlüpfrigen Novellen und Dramen billiger befriedigt. Der alte Nestroy taucht aus der Versenkung auf, von dem Hebbel sagte: „Wenn der an einer Rose riecht, dann stinkt sie." Dem Behagen an sexuellem Witz, dem sich Grillparzers Klubgenossen Castelli und Bäuerle ergaben, wird mit raffinierterer Kunstfertigkeit ein Gang nachgemachter Maupassant nach dem andern aufgetischt. Und hier hat die Diät feinere Zubereitung nötig gemacht, aber leider nicht bessere Kost!

Doch auch stärkere Geister lockt das Ungesunde, das Verbotene. Das Motiv der Geschwisterehe hatte für Theodor Storm einen anziehenden Reiz, den sein Antipode Theodor Fontane abscheulich fand. Aber Storm hat es nur in der Ballade angerührt; zwei Wiener schwelgen in der Ausmalung dieses krankhaft wirkenden Motivs: der jungverstorbene Rechtsanwalt Otto Sachs, dessen Novellen („Von zwei Geschwistern", 1898) J. J. David herausgegeben hat, und dieser selbst („Frühschein", 1896). Sachs gehört schon in die Reihe jener Wortziseleure, die ihre künstlichen Empfindungen am liebsten in den Brokat mittelalterlicher Renaissancekostüme hüllen wie Beer-Hofmann und Hofmannsthal; vergleicht man seine Schilderung der verbotenen Glut mit der Davids, so erkennt man wieder, wie rasch das Verlangen, jeden Moment, jede Nuance auszukosten, über die einfachere, stärkere Ausdrucksweise des älteren fortgeschritten ist. In prachtvollen Bildern rollt sich bei Sachs das grauenvolle Mysterium ab; mit der Freude am Wort hat er seine eigenen Schauer überwunden ...

Das ist die Signatur auch für zwei reifere Künstler, die wir oben schon nannten. Schon ein äußeres Kennzeichen hebt sie von der Gruppe der Bahr und Schaukal ab: daß sie fast so sparsam produzieren, wie diese verschwenderisch. Von Leopold Adrian kenne ich überhaupt nur eine Veröffentlichung („Der Garten der Erkenntnis", 1895). Ich habe sie in meiner Literaturgeschichte schon eingehend charakterisiert: „Es ist eine zynische Skizzensammlung, wenn sie auch als fortlaufende Erzählung auftritt. Eine weiche, ja weichliche Stimmung ist über diese sonderbare Biographie des Fürsten, der das Leben erkennen wollte, gebreitet; so recht die Losung jener, die nach Ricarda Huchs Wort am „Heimweh nach dem Vaterlande in ihrer eigenen Brust" sterben. Das krankhafteste Produzieren ungesunder, verzerrter Halluzinationen wird hier auf den Gipfel getrieben; der Ton ist affektiert ... Dennoch gelingen hier Bilder, so ganz von einer fast einzuatmenden Luftschicht umgeben, so unnatürlich täuschend, daß wir uns selbst angesteckt fühlen und die Empfindungen dieser kranken Seele sich auf uns übertragen. Das liegt in der Ehrlichkeit, mit der Adrian den Glauben seines Helden, seiner Zeit teilt: den Glauben an die „königliche Verschwendung des Daseins", an das „Fest des Lebens". Freilich, ihm fehlt die Energie, dies Leben zu ergreifen, und so entgleitet ihm doch seine Schönheit.

Richard Beer-Hofmann (geb. 1866) hat in seinem „Tod Georgs" (1900) ein Seitenstück zu Adrians Traumarrangement geliefert, etwas realistischer freilich, wie er denn vorher („Die Verlassene", 1893) Novellen in jenem ironisch-naturalistischen Ton geschrieben hatte, den so viel Virtuosen in Wien beherrschen: Dörmann, Salten, Auernheimer und andere kleine Maupassants an der Donau. Um so mehr überraschte es, als er nach langer Pause mit einem historischen Trauerspiel hervortrat („Der Graf von Charolais", 1903). Literarischen Ursprungs war auch dies merkwürdige Werk: ein altes englisches Drama hatte es dem Dichter angetan. Wie Bahr, wie Hofmannsthal das Geheimnis fremder Kunstwerke nacherlebend umformen, so bemächtigt er sich dieser Fabel. Die wilde Grausamkeit wird in ihr durch tragikomische Groteske gesteigert, der Psychologie ein dunkles Rätsel aufgegeben; ein Zeitalter voll wildester Sensationen tut sich auf. Beer-

Hofmann versuchte es zu erneuern. Freilich, bis in das tiefste Geheimnis der Menschen tauchte auch er nicht, und der plötzliche Fall der tugendhaften Gattin bleibt ein dichterischer Gewaltakt. Aber wo der moderne Dichter sein eigenes Fühlen in die fremden Seelen gelegt hat, da erklingen wundervolle Töne: in den Klagen des Helden, in der Beichte des Richters von seiner eigenen Unsicherheit oder in der prachtvollen Nebenfigur des Virtuosen, den der Verlust seiner Stimme zum schlechten Kerl gemacht hat. Dazu dann weiter eine bewundernswerte Schulung des äußeren Sinns: die Theaterdekoration, das Bühnenbild als Symbol der Handlung und doch voll eigenen Zaubers. Wer kann den unvergleichlichen Eindruck jener Szene vergessen, da in dem verdüsterten Gemach nur noch die lodernde Kaminflamme zwei miteinander im Gespräch ringende Gestalten beleuchtet? Zumal wenn man die unvergeßliche Aufführung im Deutschen Theater gesehen hat, in der ein für die Darstellung solch kranker Sinnlichkeit geborener Schauspieler, Moissi, die interessanteste Figur verkörperte: den Liebhaber der Schönheit, dessen fieberhaft flackernde Schwäche zur unwiderstehlichen Stärke wird?

Wie nah sich all diese Talente verwandt sind, fühlt man am deutlichsten bei dem bedeutendsten unter ihnen: Hugo von Hofmannsthal (geb. 1876). Seine berühmtesten Werke: „Elektra" (1903), „Das gerettete Venedig" (1905), „Ödipus und die Sphinx" (1906) sind wie der „Graf von Charolais" Umdichtungen alter Dramen, und wie bei Beer-Hofmann hat sich der Prozeß vollzogen. Wenn Lessing (in „Emilia Galotti") die alte Virginiafabel in Kostüm und Fühlen seiner Zeit übertrug, so war es eben die Handlung, die ihn interessierte; wenn Goethe die Iphigenie des Euripides auf seine Bühne brachte, so reizte ihn die Gestalt der unter die Barbaren verbannten Hellenin; wenn Grillparzer in der „Jüdin von Toledo" ein Drama Lope de Vegas neu schuf, wirkte beides zusammen. Indes hier: es ist die Atmosphäre des Stückes, es ist der Gesamteindruck, der die modernen Dichter fesselt. Den suchen sie — mit anderen Mitteln natürlich! — in sich wiederzuerwecken und in uns: das dumpfe Grauen einer rechtlosen Zeit, die wilden Stimmungswechsel eines um Glück und Leben würfelnden Abenteurerlebens („Der Abenteurer und die Sängerin", in dem „Theater in Versen", 1899). Aus der Stimmung, aus der Lyrik sind diese Dramen geboren in Saars Novellen wie Adrians Erzählung. Und das widerspricht nicht der heimischen Tradition: an Grillparzers „Traum ein Leben" mit seiner wunderbaren Traumpsychologie, an Ferdinand Raimund kann erinnert werden. Sie aber schrieben nicht, um selbst noch einmal und nun bis zum Letzten und Allerletzten selbst die Stimmung auszukosten. Charakterzeichnung und Handlung ward ihnen die Hauptsache; den Wiener Dramatikern werden es Mittel, und Hauptzweck wird die Stimmung. Und hier treffen sie dann mit der norddeutschen Milieukunst, mit Hauptmanns Stimmungsdramatik zusammen.

Aber ein echter Wiener, ein typischer Jungwiener bleibt Hofmannsthal; nur daß er neben Schnitzler bei weitem der größte unter ihnen ist. Darum auch gerade wird er jetzt so unerbittlich angefeindet. Er sei nur ein Virtuos der Worte, heißt es immer wieder. Wortkunst gebe er statt Poesie. Nur eins übersieht man dabei: daß die Worte für Hofmannsthal Wert haben nur wegen ihres Stimmungsgehalts.

Nein, er gehört doch nicht zu denen, die nur „mit Worten Musik machen", so groß auch oft der Reiz ist, den der bloße Klang von Lieblingsworten auf ihn ausübt. Was aber macht sie ihm zu Lieblingsworten? Es sind die Assoziationen, die Gefühlswerte, die sich mit ihnen verbinden. Das unterscheidet ihn von romanischen Wortkünstlern wie d'Annunzio, die wirklich nur mit den Klängen der Vokale und dem Rhythmus der Akzente wirken. Der deutsche Wortkünstler aber geigt sich, wie Grillparzers „Armer Spielmann", die Laute an, die ihm die sicherste Stimmung schenken.

Nicht Worte, sondern Stimmungen zu komponieren, ist sein Ehrgeiz und seine Virtuosität. Diese Kunst erfand Heinrich Heine; aber bei dem weichen, oft selbst weichlichen Österreicher erinnert nichts an die Schärfe des Rheinländers, und der Mangel des Humors macht sich oft sogar empfindlich bemerkbar. — Verkörperte Stimmungen sind die Helden seiner Kunst- und reizvollen kleinen Gesprächspiele („Gestern", 1892, von dem Achtzehnjährigen verfaßt und in der goldenen Pracht des Ausdrucks von ihm selbst nur in dem „Tod Tizians" aus dem gleichen Jahre übertroffen; „Das Tor und der Tod", 1894; „Der Kaiser und die Hexe", 1897; „Das kleine Welttheater", 1898). Voll und reich sprechen sie sich aus, wie Stimmungen, die reif geworden sind; und wunderschöne Gleichnisse fließen aus der lyrischen Erregung hervor — freilich nicht ohne sich gern zu wiederholen, wie das von den „Vöglein im Nest". Wie von selbst gleiten bezaubernde Rhythmen dahin, finden und verflechten sich im Tanz die Reime. Aber wie diesen verkörperten Stimmungen das feste Knochengerüst eines bestimmten Willens fehlt, so erscheinen dem Dichter die Menschen überhaupt und ihre Schicksale als Schattenspiel ohne haltendes Gefüge; und wie Schnitzler bildet er sich aus seinen ästhetischen Neigungen und künstlerischen Gewohnheiten eine eigene Dichterphilosophie heraus. Sie kommt in jenen lyrischen Gesprächstücken oder in einzelnen fast vollendet zu nennenden Gedichten („Ballade vom äußern Leben" in den „Gedichten") noch stärker zum Ausdruck als in seinen Aufsätzen und Kritiken (Schriften in Prosa", I, 1907), weil sie eben

von Grund aus lyrisch ist und auch die Gedanken nur als Werkzeug der Stimmung nutzt. Denn auch diese Essays sind lyrische Rhapsodien, in denen der Reiz ausgelöst wird, den Shakespeares Dramen, Georges Dichtungen, Altenbergs Skizzen auf den liebenswürdig empfänglichen Freund ausgeübt haben. Auch sie zeigen noch mit Bahrs kritischen Umdichtungen Verwandtschaft, halten sich aber freilich auf ganz anderer Höhe der Stimmung; und eben deshalb ist es gerade hier, wo doch die volle Klarheit verstandesmäßigen Denkens erfordert wird, der Versuchung wirklich nicht immer entgangen, vor solcher störenden Helligkeit sich in das wohlige Helldunkel tönender, klingender Wortlaute zu flüchten.

Um so höher muß es gerade diesem Talent, das sich so gern auf dem schwellenden Polster weicher Formen dehnt, angerechnet werden, daß es an den strengen, scharfen Forderungen der dramatischen Technik seine Begabung auch zur Strenge auszubilden suchte. Schrittweise nähert er sich dem Ziel. Von den lyrischen Genrebildern und Stimmungsgemälden („Theater in Versen", 1899, „Der Abenteurer") steigt er zu seinem bis jetzt größten Werk: der „Elektra" (1903). Wieder ist es die düstere, grauenvolle Stimmung eines antiken Kunstwerks, die ihn gepackt hat; wieder sind die Figuren ganz auf eine Stimmung gestellt: einen Monolog der in unerhörter Erregung der Rachesehnsucht schwelgenden Elektra habe ich das Drama einmal genannt, in der die pathologischen, aber packend wahren Gestalten ihrer Mutter und Schwester wie Traumbilder der Heldin wirken. Aber ist es ihm nicht gelungen, diese ferne, furchtbare Atmosphäre wieder zu schaffen? Ist es ihm nicht gelungen, zu Trägern der Stimmung hier lebende Menschen zu machen, unseresgleichen — und das vielleicht zu sehr! — in Angst und Hoffnung und Verlangen? Wirkliche Größe birgt dies Drama — das einzige unter den vielen geistreichen, liebenswürdigen und bedeutenden Kunstwerken der jungen Wiener, dem ich das nachzusagen wage; nur allenfalls noch Schnitzlers „Kakadu" ausgenommen.

Denn Hofmannsthal selbst sinkt in dem „Geretteten Venedig" (1904) zu der undramatischen Stimmungskunst der früheren Dramen zurück. Auch diese Erneuerung des alten Schauspiels Otways ist ganz auf eine Stimmung gestellt: auf die Angst des Feiglings, der in wilde Abenteuer hinausgerissen wird. Dieser Seelenzustand mit seinen fiebernden Gesten übt auf die jungen Wiener einen besonderen Zauber aus: schon Hofmannsthals Casanova („Der Abenteurer") oder Schnitzlers „Leutnant Gustl" haben in dem phantastischen Auf und Ab der asthmatischen Seele die bewegende Kraft ihrer Monologe. — Aber so wirksam auch in einzelnen Momenten diese Poesie der Atemlosigkeit sich ausspricht, sie genügt nicht, um eine buntbewegte Handlung mit Leben zu erfüllen, und ohne die Macht einer alles beherrschenden Atmosphäre flattern auch andere kleine Stimmungsbilder — der unglücklich verliebte Greis bietet das ergreifendste — lose im Raume hin und her.

„Ödipus und die Sphinx" (1905) kommt in der Konzentration der Stimmung der „Elektra" näher, ohne sie doch zu erreichen, übertrifft sie aber in der Kunst dramatischer Spannung. In der Zeichnung von pathologischen Charakteren gibt der Dichter hier seiner Liebhaberei zu stark nach, und jener Magier, der die verwünscht, die ihn aus seinem Schlaf in die Unruhe des Lebens zurückverzaubert haben, damit er prophezeie — fast wird er ein Symbol für Hofmannsthals nur halb gelingende Kunst, Tote zu beschwören. Daß er aber, um sich die Bühne zu erobern, den Umweg über raffinierte Effekte und anspruchsvolle Dekorationen machen mußte, ist bei diesem Jungwiener begreiflich: nichts will er sich entgehen lassen, das Stimmung in sich birgt und trägt, kein Wort, keinen Rhythmus und auch keine Kulisse.

Viel einfacher und schlichter als der Virtuos Hofmannsthal tritt sein Nebenbuhler auf. In Arthur Schnitzler (geb. 1862) begrüßen wir den zweiten Gipfel dieser bei gemeinschaftlichen Grundlagen doch so verschieden nuancierten Kunst. Wie Hofmannsthal vom lyrischen Gedicht, kommt Schnitzler von der Novellette („Die Frau des Weisen", 1898) zum Drama; und auch für ihn ist das Gesprächspiel, die dialogisierte Novelle Durchgangsform („Anatol", 1893) — auch für ihn Durchgangsform, die er nicht immer übertreffen konnte. Aber diese Gesprächdramen sind bei ihm nicht lyrische Stimmungen, sondern geistreich-sentimentale Auseinandersetzungen. Seine Hauptfigur ist nicht, wie bei Hofmannsthal, der unersättliche Freund der Lebensfülle und Lebensbuntheit, der Bastard aus den Familien Hamlet und Don Juan, sondern der milde Ironiker, der sich den Scheinglanz aller Lebensfreude mit wehmütigem Entsagen mehr würzt als verkürzt. Dieser Scheinglanz verkörpert sich in dem „Süßen Mädel", diesem wienerischsten aller Typen: reizvoll, verführerisch, gutherzig, aber ohne Kraft und Tiefe — ein Nachkomme von Prévosts unvergleichlicher schöner Sünderin Manon Lescaut, aber sentimental, wo diese seelenlos-heiter ist. Und jene Resignation heißt „Anatol", ist der Wiener der heutigen besseren Jugend — mit geistigen Reizen so verführerisch ausgestattet wie sie mit körperlichen, und so unfähig zur Treue wie sie, nur daß ihm die Reflexion die heitere Beweglichkeit verdirbt, die ihr ihre Naivität gestattet. Die Reflexion — denn hinter allen Dingen steht für Schnitzler (der seinem bürgerlichen Beruf nach Arzt ist) das Gespenst des Todes. Wie für Hofmannsthal das Leben ein Schattenspiel ist, ist es für Schnitzler ein Totentanz. Hinter jeder Maske lauert das hypokratische Gesicht und

hinter jedem Spiel der tödliche Ernst („Der Schleier der Beatrice", 1900). Am geistreichsten führt die hysterische Komödie „Der grüne Kakadu" (1899) diesen Gedanken aus: wie die frivole Gesellschaft am Vorabend der Revolution sich am Spiel mit dem Furchtbaren ergötzt, bis plötzlich das furchtbare Gesicht der Wahrheit hervorgrinst.

Von dieser Anschauung aus nähert sich Schnitzler, wie Andrian und Beer-Hofmann, wie Lothar und Hofmannsthal dem romantischen Spielen mit dem Theater. Wahrheit und Wirklichkeit gehen durcheinander in der Seele des Todeskandidaten („Leutnant Gustl", 1901) wie in dem Traum von der Seelenwanderung („Lebendige Stunden", 1902). Die Menschen werden zu Figuren, die am Draht ihre seltsamen Sprünge machen („Marionetten", 1906) und, von einer Leidenschaft beherrscht, ihren Rundtanz der Passionen ausführen („Reigen", 1900); Schicksal regieren sie, so seltsam, daß auch das Tragische nur ironisch vorgetragen werden darf („Dämmerseelen", 1907).

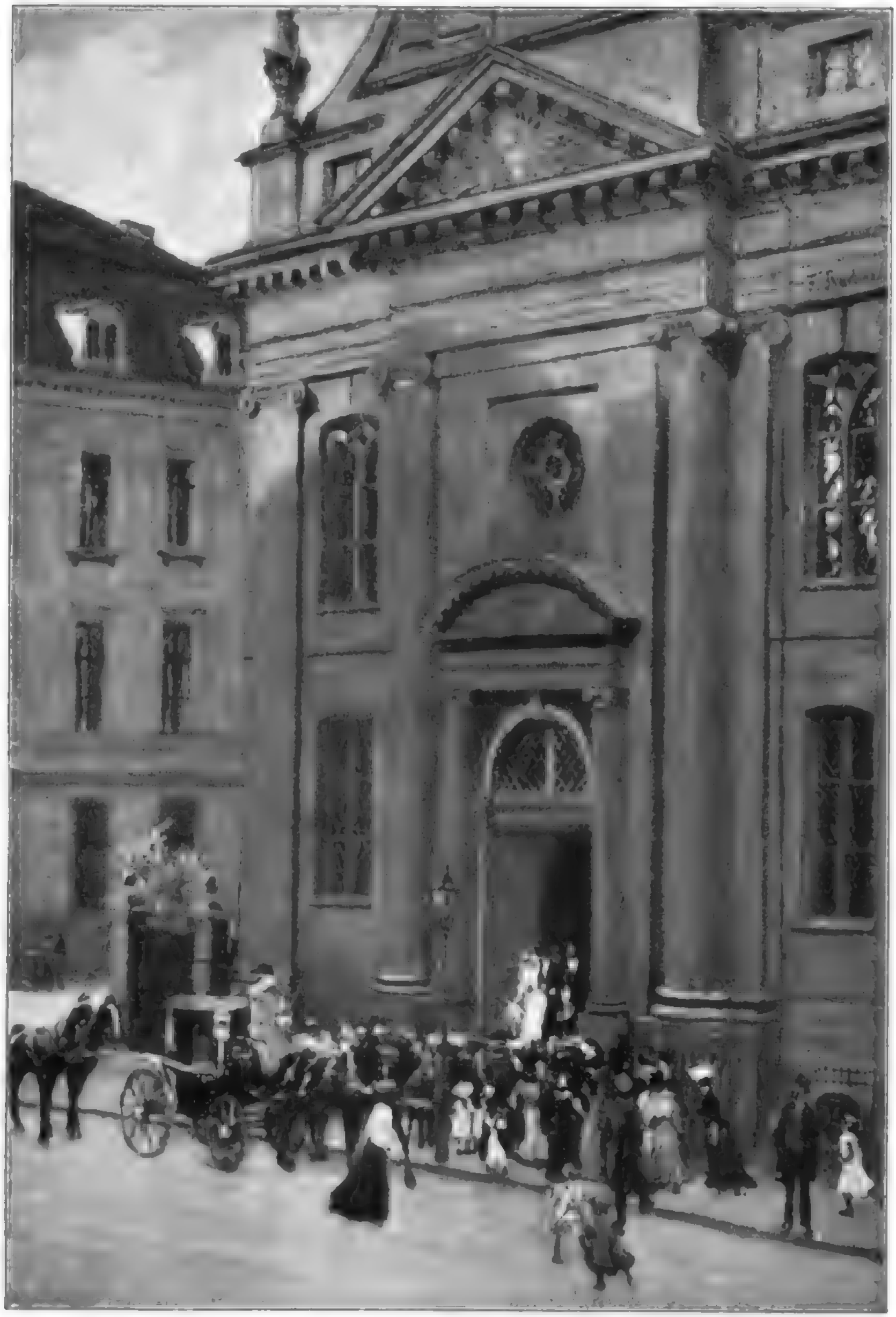
Aber wieder steht auch hinter seiner eigenen Frivolität tiefer Ernst. Möchte man ihm oft zurufen, wie Mephisto dem Faust: „Du sprichst ja fast wie ein Franzos", fehlt es gerade auch den späteren Erzählungen und Dialogen nicht an jener Kaffeehausluft der Wiener Maupassants, so stehen daneben ernste, grüblerische Romane („Frau Bertha Garlan", 1901) und Dramen („Der einsame Weg", 1904). Seine künstlerische Stärke zeigen sie nicht — die liegt in der energischen Konzentration, die selbst sein schönstes, stimmungsvollstes Schauspiel („Liebelei", 1895) epigrammatisch zuspitzt; aber sie zeigen die Stärke der Persönlichkeit, des suchenden Menschen, der sich über all die gefährliche Leichtigkeit der Luft im Capua der Geister zu höheren Sphären zu erheben sucht.

Schnitzler ist unter den Wienern der einzige Psycholog, wenn man an die Kenntnis individueller Seelen denkt — denn typische Seelenzustände wissen freilich auch Altenberg und noch mehr Hofmannsthal eindringend zu erfassen. Greifbare Gestalten wie in der „Liebelei" oder den Novellen weisen wieder zurück auf die ältere Wiener Kunst, die nicht beim Dichten grübelte, wie zuweilen freilich auch Schnitzler tut („Der Schleier der Beatrice"; „Der Ruf des Lebens", 1905), sondern fest erschaute Figuren hinstellte. Natürlich ist deren Tradition nie völlig erstorben: sie hat sich in Erzählern wie Emil Ertl (geb. 1860) mit der moderneren Luft an der detaillierten Ausmalung von Seelenzuständen verbunden („Die Leute vom blauen Guckguckshaus", 1906), oder weicht auch gerade absichtlich diesem gefährlichen Boden aus, wie der fast allzu sprachgewandte Übersetzer dänischer und chinesischer und holländischer Lyrik Otto Hauser (geb. 1876) es in seinen letzten Werken zu tun scheint („1848", ersch. 1906). — Ebensowenig fehlt es an Fortsetzern der alten Wiener Kritik: auf Kürnberger und Speidel folgt Alfred v. Berger (geb. 1853), freilich selbst schon ein älterer, bei dem die Verwandtschaft mit neuerer Art sich nur in dem Hang zu Paradoxien und in psychologischer Feinmalerei zeigt („Dramaturgische Vorträge", 1890, „Drama und Theater", 1900).

Aber herrschend ist doch jener Drang, sich mit den Dingen auseinanderzusetzen, indem man sie bespricht — nicht wie der Kritiker seinen Gegenstand, sondern wie der Naturarzt seinen Kranken „bespricht". Der Drang, sich in fremde Seelen einzuleben, hat in jener Übersetzertätigkeit Otto Hausers oder Karl Federns (geb. 1868) fast einen so leidenschaftlichen Zug der Unruhe, wie in der paradoxen Welterlösungsphilosophie des unglücklichen Otto Weininger (geb. 1880: „Geschlecht und Charakter", 1903), oder in den immer weiter ab von Klarheit in musikalische Mystik herabsinkenden kritischen Rhapsodien des geistreichen Rudolf Kassner („Die Moral der Musik", 1905). Jüngere, noch jüngere Kräfte wie Max Mell scheinen von ähnlichen „Sehnsuchten" (um eine ganz modernere Form zu gebrauchen) erfüllt, ob sie sie auch mit festerer Hand in reine Gestalt zu ballen suchen („Die drei Grazien des Traumes", 1906).

„Der Luft, dem Wasser, wie der Erden entwinden tausend Keime sich, im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!" Wir sehen sie an der Arbeit. Das alte, gemütliche, patriarchalische Wien ist dahin; Ferd. v. Saar hat ihm in den „Wiener Elegien" das Klagelied gesungen. Ungerecht aber ist die immer wiederkehrende Behauptung, es sei mit Wien überhaupt zu Ende. Eine mächtige Umgestaltung hat in das Wien der Barockpaläste und der engen Gassen die neuen Meisterwerke der Schmidt und Hansen und Ferstel gezaubert, um die die Welt die alte Kaiserstadt beneidet. Die politische Physiognomie der altliberalen Stadt hat sich gewandelt; aber neben dem vielen Unerfreulichen hat die Metamorphose großartige Pläne für die Verschönerung und gesundheitliche Besserung gezeitigt und nicht Verächtliches auch schon geleistet. Wien ist nicht mehr die einzige deutsche Kaiserstadt; aber einzig wird es bleiben.

Zwei Namen wie Hofmannsthal und Schnitzler hat Berlin nicht zu nennen; und mag Gerhart Hauptmann als literarische Persönlichkeit beide überragen — den Reichtum eigentümlicher Talente besitzen wir nicht, der jene beiden umgibt. Preußen ist immer monarchisch regiert, Österreich oft genug bei scheinbar monarchischer Spitze von seiner Aristokratie beherrscht worden. So steht es noch heut. Die Paläste dieses Dichteradels wachsen in rascher Blüte auf — alle mit prächtigen Fassaden, reich geschmückt, geistreich erdacht; nicht alle in dem Innenbau haltend, was die Straßenseite verspricht, manche aber doch erfüllt von hoffendem Leben. Wollten sie etwas langsamer bauen — vielleicht entstände manches Schloß, das noch späte Generationen bewundern würden.



Nach der Trauung. Gemälde von Prof. Franz Skarbina.

Digitized by Google

Santa Croce.

Roman von Max Geißler.

(Schluß.)

Beppo, der von je sich gewöhnt hatte, eine Gelegenheit wahrzunehmen, unauffällig der Gesellschaft der Nonna sich zu entziehen, hielt diesen Augenblick für besonders geeignet, zu entschlüpfen.

Am Hause des Geierjägers war kein Fenster hell. Darum kroch Beppino über die Mauer und kletterte im Weine bis vor das Kammerfenster Leonettas.

Sie war noch nicht daheim. Aber es war ein Gartenhaus am Hofe nach der Vigna hin; darin war die weiche Streu für die Ziegen Margiottas.

Beppino mußte diese Nacht noch mit Leonetta reden, wie das eigentlich werden sollte. Im Grunde tat ihm die arme Nonna doch leid; denn er trug an allem die Schuld. Und wenn Leonetta auch nur mit einem Worte verriet, daß sie Beppo als Kundschafter geschickt habe — — pah, das konnte sie ja gar nicht!

Er kroch in das Gartenhaus, zog die vermorschte Tür hinter sich zu, lag auf der Streu und knackte Mandeln. Der Mond spannte seine silbernen Bänder in den dunkeln Raum.

Da kam Ettore Torino mit Leonetta den Weg in der Vigna daher. Sie ließ sich von seinen Armen umschließen, sie ging mit hintenübergeneigtem Kopfe und ließ im Gehen sich von ihm küssen, soviel er mochte! Nun lehnten sie an der Ecke des Gartenhauses, dicht bei der Tür. Die Nacht war klar wie ein Tag.

Ettore Torino schlang sich die roten Haare des Mädchens um seine Hand und küßte die Haare. „Fiammetta!" lachte er. „Fiammetta! So sollst Du heißen, wenn Du mein bist!"

„Du!" drohte sie und warf ihm ihre weißen, bloßen Arme um den Hals — „Wenn Du mein bist! Ist das wahr?"

„Glaubst Du nicht, was alle wissen?"

„Und wirst Du mich immer küssen, so heiß wie in dieser Nacht?" fragte sie.

„Immer."

„Und wirst mich immer lieb haben?"

„Immer, Fiammetta!"

„Und Prisca Zeni — hast Du die vergessen?" forschte sie.

„Ich habe sie nicht lieb. Sie ist ein gutes, ehrliches Mädchen. Aber Du bist tausendmal schöner als sie."

„Schwöre!"

„Ich schwöre!" lachte Ettore. Er tastete an den Fingern seiner linken Hand: „Da! Laß Deine Hände los. Da!"

Er löste die Arme Leonettas von seinem Halse und zog einen Ring von seinem kleinen Finger. Den steckte er ihr an: „Du — siehst Du, der hat kein Ende, wie meine Liebe. Und er hält fester als ein Schwur!"

Leonetta jubelte hell auf, schmiegte ihren Leib an Ettore Torino und bedeckte sein Gesicht mit ihren heißen Küssen, bis ihr der Atem verging.

Beppino kauerte zitternd auf der Streu hinter der vermorschten Türe, die ihn mitleidlos sehen ließ, was Leonetta Margiotta begann. Es war ihm, als müsse er aufspringen und diesem Torino ein Messer ins Herz stoßen, mitten ins Herz! Ein Niegeahntes fraß in ihm: ‚Was ist das mit Leonetta Margiotta?'

Gestern hatte sie in heißen Süchten seine Hand zerbissen! Und gestern hatte sie an seinen Lippen sich festgesogen, wie heute an dem Munde des anderen! Und sie hatten doch einmal droben unter den Zypressen sich versprochen, sie wollten sich heiraten! Hatten auch schon die Jahre gezählt, die bis dahin vergehen mußten. Vier Jahre oder fünf; dann hätte es sein können; denn Beppo mußte nicht zu den Soldaten wie Ettore Torino. Ja, Ettore Torino hatte noch einen jüngeren Bruder. Aber im Hause der Nonna war außer Beppo keiner.

Da trat Teresina Margiotta ins Licht der Nacht und trennte die beiden. „Auf morgen, Ettore Torino, auf morgen!"

⁂ ⁂ ⁂

Als Ettore Torino endlich verschwunden war und als das ersehnte Licht hin-

Published November 1, 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Velhagen & Klasing.

Google

ter Leonetta Margiottas Kammerfenster anging, erklomm Beppo das Gemäuer.

„Leonetta Margiotta!“ rief er leise. Sie hatte das bunte Zigeunergewand abgelegt, stand vor dem hohen Spiegel und breitete mit den nackten Armen ihr Haar um sich, daß es sie umhüllte wie ein roter Mantel. Ihre heißen Augen flogen ihm entgegen. Dann trat sie ans Fenster.

„Na, Fiammetta!“ knirschte Beppo.

Sie kicherte, als sie diesen Namen hörte.

„Eh, Beppino, woher weißt Du?“

„Ich weiß alles.“

„Wenn Du nicht gestehst, sperr' ich das Fenster zu!“

„Wag's!“ drohte er.

„Was würdest Du tun?“

„Ich zerreiße Dir morgen das Gesicht!“

„Du hast gelauscht?“

„Natürlich hab' ich.“

„Was hast Du gesehen?“

„Daß Du d e n gerade so küßt wie mich.“

„Und warum soll ich nicht?“

„Küßt Du alle so?“

„Dich und Ettore. Sonst keinen.“

„Warum den auch?“

„Weißt Du das nicht?“

„Weil er Dich heiraten wird!“ knirschte Beppo.

„Natürlich wird er.“

„Und ich? Weißt Du denn nicht mehr, was ich Dir versprechen mußte?“

Sie zog die Achseln: „Das wirst Du mit Ettore ausmachen müssen!“ höhnte sie. „Kann ich dafür, daß er mich lieb hat?“

„Warum küßt Du ihn denn, als wärst Du wild geworden?“

„O, Beppino, wenn Du wüßtest, wie süß das ist!“ Sie grub ihm ihre Zähne in die Wange, daß er vor Schmerz aufschrie. Dann fragte er: „Und wenn Du sei — seine Frau bist?“

Leonetta Margiotta fühlte seinen eifersüchtigen Zorn. Darum tröstete sie: „Dummer Beppino! Was ficht das Dich an?“ Da kroch er noch höher hinan und setzte sich auf den Fensterstein: „Leonetta Margiotta, gib mir den Ring!“

„Madonna mia, er ist von Ettore Torino!“

„Eben deswegen.“

„Bist Du verrückt?“

„So gib mir den andern — Deinen!“

Sie zog den dünnen Reif mit dem Karfunkelstein vom Finger. Der Stein war rot wie ein Tropfen Blut: „Da hast Du ihn!“

„Und nun gib acht, Leonetta Margiotta!“ Er sprach mit den Worten Ettore Torinos, die ihm im Herzen brannten: „Der hat kein Ende — wie meine Liebe. Gute Nacht, liebe Leonetta! Ich zerreiße Dir das Gesicht, wenn Du lügst; dann bist Du häßlich und keiner mag Dich mehr, als ich! Du! Hörst Du noch? . . .“ Er war schon im Weingerank herniedergeglitten.

„Ich höre!“

„Du — ich zerreiße Dir das Gesicht — — m e i n Schwur hält fester als der Ring!“ Dann glitt er wie eine Katze über die Mauer.

* * *

So wenig jene Faschingsnacht die Hoffnungen erfüllt, mit denen Nina Zeni als mit unumstößlichen Gewißheiten gerechnet hatte, in um so peinlicherer Pünktlichkeit warteten die Tage der Fasten und die folgenden Wochen mit allem auf, was die Nonna fürchtete: Verkündigung der Namen des Brautpaares von der Kanzel, wachsenden Hochmut Teresina Margiottas, fieberhafte Vorbereitungen im Hause des Geierjägers —, Hochzeit.

Hochzeit! Zum Närrischwerden war's!

Zum erstenmal in seinem Leben hatte Richard Krauß die Genugtuung, an einen Platz sich gestellt zu sehen, den er nicht nur ausfüllte, sondern auf dem er zu einem Segen wurde. Aus Priscas wortkarger, aber inniger Dankbarkeit erwuchs ihm die Erkenntnis der Notwendigkeit seiner Vermittlerrolle immer klarer. Und am Ende war es der Deutsche, der Frau Nina Zenis Hauswesen in dieser Zeit ihrer gefährlichen Neigungen zu täglichen Lärmszenen zusammenhielt.

„Liebe Ninuccia,“ sagte er, „was wissen Sie, was weiß Ihre Feuerseele von den heimlichen Träumen einer Mädchennatur wie die dieser Prisca?“ Er sann einen Augenblick, dann schnippte er mit dem Finger: „Nun horchen Sie mal her, Ninuccia, und versuchen Sie, mich zu verstehen. Das werden Sie nicht können — na, dann g l a u b e n Sie mir! Denken Sie, das war das Schlimmste,

Digitized by Google

was Prisca widerfahren konnte? O nein! Sie ist eine von jenen, die Schmerzen mit einer wollüstigen Freude leiden. Wissen Sie, was das ist, Ninuccia?"

Frau Nina dachte zwar, was der Deutsche da wieder sich zurechtgesonnen habe, das könne kein vernünftiger Mensch verstehen, aber sie schwur bei allen Heiligen, daß Signore Riccardo so recht habe wie noch nie in seinem ganzen Leben; denn wenn Prisca nicht vollkommen einfältig sei, dann hätte sie Ettore Torino nach der Trauung an der Kirchtüre den Dolch ins Herz gestoßen.

Im übrigen trug Signore Riccardo Sorge, daß die Abende in Ninettas Schenke so kurzweilig wie möglich sich gestalteten. Er unterhielt lebhafte Beziehungen zu den meisten Bewohnern von Santa Croce und dachte noch ab und zu an sein großes Werk, und wie er sich die Ereignisse des Winters dazu nutzbar machen könne. Die Wahrnehmung, daß Nina Zenis Küche immer besuchter und ihr Wein begehrter wurde, hatte für die unglückliche Ninetta etwas Besänftigendes; sie hielt das für einen viel verständigeren Einfall des Schicksals, als daß es ihr in dieser Zeit der Not den deutschen Dichter geschickt hatte, der gewiß noch weit brauchbarer sein würde, wenn er nur ein Deutscher und nicht auch ein Dichter wäre.

Prisca tat wortlos das ihre — das war nicht zuviel, seit die Nonna die Faulheit nicht mehr als ihre alleinige Pflicht ansah. Aber sie war noch stiller geworden. Krauß versuchte, so oft es anging, Priscas rätselhaftes Herz sich zu erschließen, das in seltsamen Träumen und wohl in noch seltsameren Hoffnungen schlug. Aber es schien, als sei ihr dies Hoffen ein Heiliges: sie gab es nicht preis. Und wie eine Verklärung hatten die Ereignisse auf sie gewirkt. Sie war nicht schön — nur die Augen lagen in ihrer fremden, dunklen Tiefe unter ihrer Stirn, zwei geheimnisvolle Wunder — und die von der Nonna erworbenen Kleider machten sie nicht begehrlicher. Sie trug sie ohne Freude, und sie waren doch der Neid der Mädchen von Santa Croce. Aber es war etwas in ihrem Wesen, das war selten und keusch und gab erst dem sich zu erkennen, der lange mit ihr redete. Und dem war es unvergeßlich.

Derjenige, dem alle Dinge zum Heile ausgeschlagen waren, war Beppo Zeni. Er war der einzige Freund der Einsamkeit seiner Schwester, die schon als Kind Mutterstelle an ihm vertreten hatte. Die Nonna häufte all ihre närrische Liebe auf ihn: seine listigen Augen konnten von ihr fordern, was sie wollten — Nina Zeni hatte nicht die Kraft, zu widerstehen. Was sie Prisca entzog, fiel Beppo in den Schoß. Er tat den langen Tag über gar nichts — er durchstreifte sogar seltener denn je mit Giulio Margiotta jagend die Felsklüfte. Aber er gewann sich das Herz der Nonna immer mehr — wenn das möglich war. Die Alte war dem Jungen gegenüber von einer Zärtlichkeit, die Signore Riccardo unwürdig schalt. Mit ihm redete sie oft heimlich über Ettore Torino und sein junges Weib, das ja noch ein Kind war. Und Beppino war der einzige in Santa Croce, der mit Nina Zeni davon überzeugt schien, daß man diesen hochmütigen Schnapsbrenner hassen müsse. Nina Zeni fand eine gleichgestimmte Seele in ihm.

So ward er der Vertraute ihres Hasses und ihrer Hoffnung: wenn jemals einer die Schmach zu rächen imstande wäre, die Ettore Torino ihrem Haus angetan hatte, so sei es Beppino. Und eine dunkle Ahnung sagte ihr: der Tag der Rache werde kommen. Darum schürte sie den Brand des Hasses in dem Herzen des Jungen und hoffte, auch Leonetta Torino werde dies Feuer verbrennen.

88 88 88

Die Fenster der Häuser waren nicht mehr in den Rahmen. Alle Berge blühten, die Lüfte waren schmeichelnde Seide. Die Menschen waren in den Vignen oder hackten in den Oliveten.

Nina Zeni hätte in diesen Tagen gern wieder auf der Schwelle ihres Hauses gesessen, von der sie den steinernen Bogen über die Gasse sich wölben sah, über den der goldene Regen des verblühenden Ginsters rieselte. Aber sie sah von der Schwelle auch in Teresina Margiottas Küche und sah Teresina Margiotta, die sie haßte. Da sank Frau Nina auf den Herdrand und schalt auf die Sonne. Sie

drückte Beppino fünf Soldi in die Hand; damit kaufte sie sich das Herz des Jungen täglich von neuem. „Eh, Beppino, wie steht's um den Schnapsbrenner?"

Beppo schlug mit der Hand in die Luft: „Er ist mit Leonetta davongefahren — schon früh. Eine neue blanke Vettura, zwei weiße Maultiere."

Nina Zeni sprang empor. Jetzt fährt dieser Torino mit weißen Maultieren und einer neuen Vettura und läßt die Leute daheim für sich arbeiten! Die Nonna zischte wie eine Viper.

„Hast Du die Rote gesehen?"

Beppo nickte lachend — seine Augen redeten so lebendig, und die Nonna verstand ihn dennoch nicht. Da langte er den Goldreif aus der Tasche, an dem der Blutstropfen hing, steckte ihn an seinen Finger und legte Frau Nina die flache Hand mit dem Schmuck auf das Knie.

„Nonna! Was sagst Du?"

„Von Leonetta Torino?"

„Si, si, nonna mia, von wem sonst?"

‚Alle Heiligen,' dachte sie, ‚was fällt diesem Geschöpf ein!'

„Weiß Ettore Torino?"

„Pah, was geht das mich an?"

„Hat sie ihn lieb?"

„Sie wird ihn ja wohl lieb haben."

„Was sagt sie von ihm?"

„Er sei ein Galantuomo!"

Prisca hatte durch die offene Türe gehört, was die beiden sprachen. Nun kam sie herein: „Beppo, gib Leonetta Torino den Ring zurück."

„Ich müßte ein Narr sein!"

„Natürlich," bestätigte die Nonna, „Du behältst den Ring. Sie hat ihn Dir heimlich gegeben, eh?"

Beppo schwieg, aber er schwieg mit der Miene eines Triumphators.

Überdem rasselte Ettore Torinos Vettura die Felsengasse wieder entlang — heimwärts. Leonetta rief der lachenden Teresina im Vorüberfahren einige Worte empor. Ihr weißer Spitzenhut wehte beinahe im Winde des hereinbrechenden Abends, so duftig war er.

Frau Nina warf beim Anblicke des Hutes einen vernichtenden Blick nach Prisca: Leonetta Torino trägt einen Hut aus weißen Spitzen! Leonetta Torino ist die einzige in Santa Croce, die einen Hut trägt; sie ist eine Signora!

Aber Prisca schaute auf diese Herrlichkeit ohne einen Schein jenes Neides in den Augen, der in denen der Nonna brannte. Und Beppino hockte mit untergeschlagenen Beinen auf dem Herde — Leonetta Torino hatte unter dem Spitzenhute hervorgeschaut, und ihre Augen hatten ihn gesucht.

Dann sprang er hinaus, kletterte über die Mauer und legte sich mit fliegendem Atem an eine Stelle am Wege, an der die Vettura vorüberkommen mußte. Da sah er noch einmal in Leonetta Torinos erstaunte Augen. Er faßte das eine der Tiere an der Trense und leitete das Gefährt über den Steg, der vor der Fabrik über das Bergwasser führte. Er leitete es in den Hof, half Leonetta vom Wagen und schirrte die Tiere aus; denn der Bursche redete mit Torino; Giani Torino habe ihm aufgegeben, Spiritus aus den Fässern in die großen Flaschen zu füllen und er wisse sich keinen Rat.

Während Leonetta noch bei Beppo am Brunnen stand, stieg Ettore mit einem Licht und dem Burschen in die Wölbung des Felsens jenseits des Hofes. Dort war eine natürliche geräumige Höhlung zu einem Keller erweitert worden, in dem Fässer mit Äther und Spiritus lagerten. Eine Stiege führte hinab.

Die Schatten der Berge wurden düsterer; nur die Gipfel glühten noch, und die Luft war voll von dem schallenden Sange der Blauamseln.

Da — — ein dumpfes, entsetzliches Dröhnen.

Stürzen die Berge ein?

Blaue Flammen schlagen aus der Tür unter der Kellerwölbung. Geborstene Scheiben klirrten auf die Steine. Kreischende Mädchen drangen aus dem Haus auf den Hof. Die Maultiere hatten sich losgerissen und jagten davon.

Heilige Mutter Gottes, was ist geschehen? In wahnsinnigem Entsetzen standen die Menschen und starrten auf den Eingang zum Keller, aus dem die blauen Flammen schlugen — immer wieder, stoßweise, mit dumpf drängender Gewalt. Giani Torino rang die Hände und wollte durch das Feuer in die Tiefe. Leonetta

Digitized by Google

schrie, sie schrien alle, und Paolo, Giani Torinos junger Sohn, rang mit dem Vater und drängte ihn aus der Nähe des Brandes.

Da! Da!

Es steigt einer von unten herauf — — Ettore Torino! Mit brennenden Kleidern, mit weit vorgestreckten, tastenden Armen. Fliegende Eimer strömten ihr Wasser über ihn. Wie ein Gekreuzigter stand er; er folgte den Händen, die nach ihm sich ausstreckten.

„Licht! Licht!"

Das war seine Stimme. Es war taghell um ihn her; denn die elektrischen Lampen brannten, und aus dem tiefen Gewölbe im Felsen leuchtete der blaue, fürchterliche Schein. Aber um Ettore Torino hing tiefe Nacht. Es war ihm, als fräßen die gierigen Flammen noch immer an ihm. Er schrie nach Wasser.

Auf dem Felskirchlein von Santa Croce heulte die Feuerglocke und schreckte die Menschen. Es war ein wildes Hasten und angstvolles Schreien. Alle strömten sie droben zusammen und standen und starrten in den glühenden Rachen des Berges, der den Knecht verschlungen hatte, und aus dem stinkender Dampf quoll.

„Wasser!" forderten die einen. Aber die flammende Flut würde steigen, würde das Wasser besiegen und schwimmend die Stufen heraufsteigen, würde rinnen und strömen und — ein brennender Sturzbach — alle Häuser von Santa Croce fressen.

Etliche waren, die hoben das Standbild des Heiligen von dem hohen Steine auf der Piazzetta und trugen es zu der Unglücksstätte. Dort fielen sie alle auf die Knie und schrien zum Himmel.

Aus den Tiefen des Berges kam es manchmal wie eine Antwort — kam ein Dröhnen wie rollende Wetter, die um die Felsen brüllen. Und das dumpfe Murmeln der Betenden wurde zerrissen von dem entsetzlichen Schreien Ettore Torinos. Der lag an der Erde und flehte nach Wasser. Er lehnte mit dem Rücken gegen den steinernen Brunnentrog und rang mit der Kraft jener Männer, die ihn hielten, daß er sich nicht hineinstürze. Unablässig überschütteten sie seinen Körper, von dem die Kleider in versengten Fetzen hingen.

Endlich nahm Giulio Margiotta den Gemarterten in seine Arme und trug ihn in das Haus. Sie gossen ihm Öl über den verstümmelten Leib, und Leonetta Torino lag neben seinem Lager.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah sie Giulio und Teresina Margiotta, sah sie Giani Torino und seinen Sohn Paolo, sah sie Beppo Zeni, der ihre Lippen mit rotem Weine befeuchtete.

Es war Mitternacht.

Durch die zertrümmerten Fenster fiel das blaue, gespenstische Licht. Die Sturmglocke heulte noch. Leonetta sah hinüber nach Ettore Torino, schrie auf und deutete auf das Lager Ettores: „Das ist er?" fragte sie. Aber es antwortete ihr keiner.

Dort lag Ettore Torino mit verbranntem Haar und versengtem Barte; da lag er — der schöne, stolze Ettore — ein Bild des Jammers, lag mit wundem, halbverkohlten Leibe.

Er wollte die Nacht von seinen Augen reißen. Aber die Nacht wich nicht.

Er schrie nach dem Tode. Aber der Tod hörte ihn nicht; denn der Tod ist ohne Mitleid.

* * *

Als am andern Tage die Sonne am höchsten stand, saßen Teresina Margiotta und Leonetta am Bette des Kranken.

Es war ganz still. In der Fabrik ruhte die Arbeit; über den Hängen flirrten die Lüfte; die Zypressen und Ölbäume über dem Eingang in den Berg standen zu Kohle gebrannt, das Gras war weit hinan versengt.

Da regte sich Ettore Torino.

„Wer ist hier?" fragte er.

„Teresina Margiotta und Dein weinendes Weib."

„Warum weint Leonetta?"

„O heilige Mutter Gottes, sie weint in ihrem Schmerz."

„Warum legt Ihr Euch nicht schlafen, da es doch tiefe Nacht ist?"

Die Frauen sahen sich an.

„Es ist heller Tag."

Da krümmte sich Ettore Torino in der furchtbaren Erkenntnis, daß das Feuer ihm die Augen ausgebrannt habe.

„Blind! Blind!" schrie er. Und Leonetta schloß sich die Ohren mit ihren Händen und eilte hinaus.

Digitized by Google

So gingen die Tage. Die Arbeit in der Fabrik wurde wieder aufgenommen. Der Arzt kam und ging. Leonetta und ihre Mutter wachten am Schmerzenslager des unglücklichen Mannes. Aus den Wunden wurden Narben. Kraft und Jugend Torinos rangen Siechtum und Schmerzen danieder. Und ein Tag kam — nach qualvollen Wochen, da überzogen die Trauben des frühen Muskatweines in den Vignen sich schon mit dem sanften Blau künftiger Reife — an diesem Tage trat Ettore Torino an der Hand seines jungen Weibes wieder hinaus in die schimmernde Sommerwelt.

Haar und Bart waren ihm gewachsen. Aber sein Gesicht war entstellt, und Leonetta, die den Genesenden an ihrer Hand auf dem Wege durch die Vigna geleitete, entsetzte sich vor der Häßlichkeit dieses Antlitzes.

Beppo Zeni begegnete ihnen von ungefähr, und Beppino war listig.

„Du bist wieder gesund geworden, Ettore Torino. Das beste, was Du tun konntest! Nun wollen wir die Muli anschirren und spazieren fahren — hinab in die Ebene, über stille, weiße Straßen. Du mußt froh werden wie einst! Pah, wie die Welt aussieht, das weißt Du. Und Leonetta und ich wollen Dir von dem berichten, was um Dich ist."

Am andern Morgen schirrte Beppo die Maultiere an; und die neue Vettura rollte die Felsengasse hinab. Beppo leitete die Tiere. Nina Zeni reckte den Hals: „Signore Riccardo," sagte sie, „die Heiligen sind gerecht — auch in ihrer Strafe."

Aber Krauß schwieg und starrte voll Rührung und Entsetzen auf den verstümmelten Mann. Und Prisca Zeni legte ihre Hände vor das Gesicht und weinte.

Am Abende dieses Tages, als Ettore Torino in seine Stube sich getastet hatte, warf er sich klagend auf sein Lager. Leonetta hörte im Nebenzimmer das herzzerreißende Stöhnen ihres Mannes; sie öffnete die Türe vollends.

Und nun, da der Jammer das narbenvolle Gesicht mit den ausgelöschten Augen noch stärker entstellte — nun sank sie bei seinem Anblicke gegen den Türpfosten und legte die Hand über die Augen; denn sie entsetzte sich.

Sie wankte lautlos zurück. Sie sank in die Knie. Ihre Pulse flogen, ihre Augen verrieten die tiefe Verzagtheit ihrer hilflosen Jugend, ihrer Jugend, die nicht daran dachte, mit dieser Stunde um die Kraft zu ringen, dem furchtbaren Schicksale gefaßt zu begegnen. Sie betete, sie sprach wirre Worte — da zuckte sie zusammen und schwieg. Es war, als wäre ihr im Gebet eine Erleuchtung gekommen. Sie hörte reden — eine ferne, furchtbare Rede.

Es war die Reue. Die stand zum ersten Male neben ihr: ‚Leonetta, was hast Du getan? Du bist ein Kind und bist das Weib eines Mannes geworden. Du bist eitel und verblendet gewesen und hast Dich an einen Platz gedrängt, an dem Du nicht stehen durftest — Du nicht; denn Du bist ein Kind . . .'

Leonetta schloß die Augen und sah die bleiche, stille Prisca vor den Augen ihrer zitternden Seele vorüberschreiten. Sie ging langsam und sah aus wie die Mutter Gottes. Sie hob ihre schmalen, sanften Hände. Da dachte Leonetta Torino: ‚Diese Hände können Wunder tun; unter diesen Händen müßten Ettores Narben vergehen; solche Hände müßten ihm all sein Glück wiederbringen können.'

Sie sah auf ihre eigenen Hände hernieder. Ach, das waren Kinderhände, die nur nach Sonnenschein und nach den Faltern Beppo Zenis gelangt — Kinderhände, die nun hilflos und verängstigt waren, weil sie nur spielen gelernt hatten!

Und als das Bild Priscas verblaßte, stand da im klaren Golde der Sonne unter den Zypressen ein kecker, schöner Junge; dem flatterte eine feuerrote Schleife vor der Brust, der trug einen vergilbten Spitzhut mit einer kühnen Geierfeder, der hatte heiße Augen. Der ließ die Sonne in dem Blutstropfen spielen, der in einen Goldreif gefaßt war . . .

Leonetta schoß das Blut in die Wangen; sie raffte sich auf — Da verschwand das Bild Beppos. Sie sah wieder, was um sie war, hörte das Schluchzen Ettores, und tiefes Mitleid hieß sie an das Lager ihres Mannes treten. Sie setzte sich neben ihn — aber sie sah an ihm vorbei. Sie legte ihm ihre Hände auf das Herz:

Digitized by Google

„Warum bist Du traurig, Ettore? War das nicht ein köstlicher Tag?“

Teresina Margiotta trat in das Zimmer und war froh; denn Ettore Torino tastete über das weiche, rote Gold der Haare Leonettas und breitete seine Arme aus und küßte ihren Mund. Aber als Teresina in die Augen ihres Kindes sah, erschrak sie: da war der freudige Widerschein des Glückes erloschen, und was sie erkannte, war qualvoller Abscheu.

Teresina Margiotta begann zu reden: „Es ist recht, daß Ihr Euch endlich hinausgefunden habt! Du mußt nicht mehr traurig sein, Ettore! Seid Ihr nicht reich und könnt Ihr Euch nicht gewähren, wonach Euer Herz verlangt?“

Torino schwieg.

Dann sagte er: „Ich will nicht mehr fahren. Ich will die weißen Maultiere verkaufen!“

An den flinken Tieren hing Leonettas Herz. Sie bat, sie schmeichelte, man möge sie behalten. Und Beppino Zeni sei ein so flotter, hübscher Kutscher.

Da streichelte ihr Ettore die Wangen: „Mein glückliches Kind!“ sagte er. „So mögen sie bleiben!“

Aber er wand sich unter Leonetta, als habe er Schmerzen.

„Natürlich müßt Ihr mit den Schimmeln kutschieren! Natürlich!“ bestätigte Teresina Margiotta eitel.

Da seufzte Ettore Torino: „Teresina, es ist so tiefe Nacht um mich!“

„So müßt Ihr frohe Gäste in Euer Haus nehmen — könnt Ihr das nicht? Ist da nicht Signore Ricc — —“

Die Frau des Geierjägers sprach diesen Namen nicht zu Ende. Seit Wochen hatte sie den Deutschen nicht mehr gesehen — wenn er ihr und Leonetta gram wäre, weil Nina Zeni ihn mit ihrem Haß erfüllt hatte? Aber da war der lustige, kecke Beppino, der so feurig von den Jagden in den Felsbergen erzählen konnte! Es war überhaupt töricht von dieser Nina Zeni, daß sie ihr noch nicht einmal einen Gruß vergönnt hatte! Aber so ist Nina Zeni, trutzig und rachsüchtig! Man weiß in Sonnino eine Geschichte vom Geschlechte der Zeni — eine tolle blutige Geschichte, die klingt wie ein korsisches Märchen. Nina Zenis Großmutter hat dem Mörder ihres Liebsten den Dolch in das Herz gestoßen. Und aus solchem Blute ist Nina; zum Glück ist sie noch dicker als sie rachsüchtig ist.

So erzählte Teresina Margiotta, und Ettore lachte darüber. Er dachte daran, daß Nina ihm die Geschichte ihrer wilden Großmutter berichten solle; er sagte, der Deutsche könne kommen und ihm vorlesen; Beppo Zeni und Giulio Margiotta könnten ihm von den Geierjagden erzählen, und Leonardo der Geiger müsse ihm mit seinem Spiele die Zeit kürzen. —

Als Teresina Margiotta die Felsengasse herniederschritt, sah sie Nina am Herde. Signore Riccardo saß mit Leonardo dem Geiger beim Wein. Da lehnte sie die Arme auf den Fensterstock: „Eh, Leonardo! Kannst Du kommen?“

„Madonna mia,“ kreischte Nina Zeni, „sie lockt mir die Gäste fort!“

Krauß gebot ihr Ruhe; da sank sie auf den Herdrand und machte sich ärgerlich mit dem Spitzentuche zu schaffen.

„Was ist?“ fragte der Geiger.

„So kommt herein, Nachbarin!“ lachte Krauß. „Alle Teufel, ich will zwischen Euch und die Nonna fahren wie ein Sturm, wenn Ihr kampflustig seid.“

Nun lachten sie, und Beppo Zeni sprang auf den Fensterstein und rieb sich die Hände vor Vergnügen: „Eh, Signore, wie ein Sturmwind!“

Teresina Margiotta warf einen Blick auf die dicke Nachbarin und trat lachend ein: „Guten Tag, Nina Zeni!“

„Guten Tag,“ klang es mürrisch zurück.

„Ich muß mit Leonardo reden.“

„So rede.“ Einen Augenblick zauderte Nina Zeni, ehe sie das sagte. Aber die Neugier plagte sie: Was hat Teresina Margiotta mit dem Geiger wichtig zu reden, daß sie darüber vergißt, wie Nina Zeni sie geschlagen hat?

„Und ich habe auch mit Signore Riccardo zu reden,“ sagte Teresina, „und mit Euch allen.“

Beppo strahlte wie ein Frühlingstag.

Und Teresina Margiotta berichtete: „Ettore verlangt nach Euch! Geht, geigt und singt vor ihm und lest ihm vor! Erzählt ihm Geschichten, lustige Geschichten! Um Ettores Augen hängt Finsternis, und er möchte die Sonne sehen!“

Sie gingen noch am selben Abend: Krauß, der Geiger und Beppo.

⁂ ⁂ ⁂

Wochen waren seitdem verstrichen.

Leonetta Torino war wieder voll Sonne — — zu ihrem Blinden kam Signore Riccardo, kam der Geiger — und Ettore Torino spielte mit ihm. Sie brauchte nicht mehr die langen Tage um ihn zu sein; sie putzte sich, sie ließ sich von Beppo in der Vettura mit den Schimmeln spazieren fahren — natürlich saß Terefina Margiotta mit im Wagen. Eines Tages bemerkte die den Ring an Beppos Hand — und Terefina lachte, lachte mit so komischem Ernste, daß Beppinos Herz sich daran berauschte.

„Eh, Leonetta!"

„Was ist?"

„Komm auf den Bock, damit ich Dir zeige, wie man die Peitsche braucht."

Da setzte Leonetta sich ganz dicht neben Beppino. „Warum hat Ettore mich eigentlich nie kutschieren lassen?" fragte sie ärgerlich. „Ist es nicht nett, wenn ein Mädchen die Zügel führt — und rote Zügel von zwei milchweißen Tieren?"

„Faß an, Leonetta!" sagte er. Da legte sie ihre Arme über die seinen und griff über seinen Händen in die Zügel. Aber er ließ seine Hände nicht los. „Du," flüsterte er, wie ihr Ohr dicht an seinem Munde lag, „Du bist mir fast fremd geworden — aber nur um so lieber."

Die Schimmel setzten sich in scharfen Trab und drängten gegen die Gebisse, daß Leonetta immer fester an Beppo sich lehnen mußte. Und Leonetta entging die Glut nicht, in die ihre Nähe Beppo versetzte. Eine heiße Sehnsucht nach seinen Lippen überkam sie wie einst — nach diesen frischen, roten Lippen, nach diesen weichen, heißen Wangen. Sie dachte schaudernd der Häßlichkeit Torinos.

„Leonetta, soll ich Dir die Zügel allein lassen?"

Sie sah ihn an. Er verstand sie.

„Du fürchtest Dich noch!"

Er sah auf ihre Hand, die den Ring des andern trug. Nun flüsterte er wieder: „Gib mir den Ring, Leonetta, den mit dem blitzenden Stein!"

„Du bist verrückt!" — „Gib ihn mir!" — „Nein!"

Der Junge riß am Zügel. Die Tiere sprangen zur Seite, daß das Wäglein flog. Die Frauen schrien auf.

„Leonetta Margiotta!"

„So heiß' ich nicht."

„Für mich doch!"

„Was willst Du?"

„Ich fahr' alles in Stücke — den Wagen — und Dich und mich —"

„Warum?"

„Weil ich Dich lieb habe!"

„Dummer Beppino!"

Die Vettura rollte ganz langsam den Berg vor Santa Croce hinan.

„Wirst Du mir den Ring geben?"

„Nein!"

Beppo riß ihr die Zügel aus der Hand. Sie wandte sich ab. „Gerade in Santa Croce will ich kutschieren," schmollte sie und griff wieder nach den roten Zügeln. „Den Ring bekommst Du nicht. Aber ich bin bei den Zypressen, wenn der Mond aufgeht. Kommst Du?"

„Ich komme!" sagte er.

Dann rollte der Wagen durch die Felsengasse und in den Hof hinter der Fabrik.

⁂ ⁂ ⁂

Diesen Nachmittag hatte Krauß in der Gesellschaft des Blinden verbracht und hatte erkannt, wie alles in ihm sich geändert hatte. Der kecke Mut des schönen Burschen hatte sich zu beschaulicher Verinnerlichung seines ganzen Wesens gewandelt. Wenn er sprach, klang eine sanfte Wehmut in seinen Worten, die zu rühren vermochte. Und so oft er von dem Vergangenen redete und dankbar war, daß ihm doch noch soviel geblieben sei — sein junges Weib, seine wachsende Kraft, seine Güter — dann verklärte ein Schimmer wachsenden Glückes seine häßlichen Züge, und er sprach davon, wie er vor der tiefen Finsternis seiner Augen sich gefürchtet habe und wie sie nun doch nicht so furchtbar sei.

Es sei ihm, als verfeinerten sich alle seine Sinne, dieses fehlende Licht zu ersetzen; so daß endlich ein Tag sein werde, von dem er sagen könne: er sehe wieder —

Er hatte sich im täglichen Zusammensein mit dem Deutschen in eine Heiterkeit des Herzens hineingesonnen, die er in den Tagen seiner tiefen Schwermut unwiederbringlich verloren gegeben hatte.

Digitized by Google

Ruhende Frau. Skulptur von Richard Engelmann.

Digitized by Google

Die Nacht spann ihre leisen Flore durch die Fenster. Da sagte Torino: „Ich weiß, daß es nun finster wird, ja ich habe wohl sogar eine sichere Vorstellung von dem Grade der Dämmerung."

Er wandte sein Gesicht mit den geschlossenen Lidern jener Stelle zu, in der des Abends die Gespinste aus feinem Silber um die Felsenkuppen hingen, wenn der Mond über die Berge heraufstieg.

„Mir ist sogar, der blanke Saum des Mondes liege auf den Zacken."

„Ja," antwortete Krauß, „auch das ist richtig."

Der Blinde wandte sein Antlitz lange gegen die strahlenden Gipfel. Dann blickte er rasch gegen eine Felswand hinter dem Hofe, von der er glaubte, daß sie nun schon in tiefer Nacht liegen müsse. Und er sagte enttäuscht: „Ich dachte, es müsse wohl ein Schimmer jenes blanken Lichtes in meine Augen treten — aber es ist nun doch nicht so."

Krauß lehnte schweigend in seinem Stuhle. Die lockende Klarheit des Sommerabends, in die die Bergwässer wie klingendes Silber fielen oder in die ihr fernes, starkes Rauschen dröhnte, umfing den Blinden. Die Sehnsucht, die in den Mondnächten ist, überkam ihn zum ersten Male wieder, seit seine Wunden geheilt waren — ja, diese Sehnsucht war tiefer und heimlicher denn je.

„Wo ist Leonetta?" fragte Ettore.

Auch Krauß hatte an sie gedacht; es konnte ihm nicht entgehen, daß sie sich der Gesellschaft Torinos entzog, sobald sonst jemand mit ihm redete. Und er entschuldigte sie: „Sie ist neben Dir elend geworden; es ist ein Wunder, daß ihre Jugend alles getragen hat."

„Wo ist sie?" wiederholte Torino.

„Wo wird sie sein? Bei Teresina Margiotta! Oder sie wird mit ihr schon die Felsengasse heraufschreiten und wird sich von ihr Rat holen."

„Rat holen?"

„Nun ja — hast Du denn ihre Jugend vergessen? Sie war vor einem halben Jahre noch ein Kind und flatterte umher wie ein Schmetterling. Und dann sanken die Schrecken jener Tage um sie wie stürzende Felsen! Ich meine, Du solltest ihr Zerstreuung gönnen, so viel sie braucht."

Ettore schritt durch das Zimmer; sein Gang war unsicher, hastig — es war, als ringe er mit sich selbst. Aber die Dunkelheit der Nacht, in der nur das zarte Gewebe des Mondlichts lag, verbarg die Bewegtheit seines entstellten Antlitzes. Einmal entrang sich seiner Brust ein quälender Seufzer — aber er begann alsbald ein gleichgültiges Pfeifen, von dem Krauß dennoch erriet, daß es zu seiner Täuschung geschah.

„Riccardo," sagte er nach einer Weile, „es ist eine Ahnung in mir — ich weiß nicht, es wird Torheit sein, daß ich ihr nachgebe; es wird noch mit den vergangenen Tagen zusammenhängen, es ist eine Ahnung in mir, als wäre Leonetta in dieser Stunde ein Leid geschehen. Möchtest Du nicht gehen, sie zu suchen? Suche sie bei Teresina Margiotta. Wo soll sie sonst sein, Riccardo, als bei ihr? Sage ihr, ich hätte Verlangen nach ihr."

Krauß zog die Achseln und sagte im Hinausgehen nachdenklich: „Hüte Dich, das Kind zu quälen ... Gute Nacht!"

Nicht lange, so kam Leonetta — sie schritt ganz leise die Treppe empor und blieb draußen stehen, an der Tür zu lauschen, ob Ettore schlafe. Sonst geigte er oft um diese Stunde. Auch Signore Riccardo hörte sie nicht mehr sprechen? Und sie hatte ihm doch gesagt, er solle bleiben, bis sie komme!

„Warum bist Du allein?" fragte sie erstaunt.

„Weil ich Riccardo nach Dir geschickt habe. Hat er Dich gefunden?"

„Mein Gott, ‚gefunden'! Natürlich — wenn ich mit Teresina Margiotta in der Felsengasse auf und ab gehe!" log sie.

Torino streckte seine Hände aus und ließ sie über Leonettas Arm gleiten. Er tastete über ihre Stirn: „Ich hatte Angst um Dich — ich weiß nicht, warum. Vielleicht, weil ich krank gewesen bin. Warum brennen Dir die Wangen so?"

„Ich bin gelaufen, seit ich wußte, Du wartetest auf mich!"

„Wo hat Dich Riccardo getroffen?"

„Vor Nina Zenis Schenke."

„Und was hat er gesagt?"

Digitized by Google

Leonetta zitterte vor Angst und Ärger: „Madonna! Warum quälst Du mich?"

„Hat er gesagt, ich hätte Sehnsucht nach Dir?"

„Was soll er sagen als das, was Du ihm aufträgst?"

Der Gedanke peinigte sie, sie möchte sich verraten; denn sie war dem Deutschen nicht begegnet. Wie sollte sie? Sie war quer durch die obere Vigna geschlichen. Die Angst, er möchte weiter in sie dringen, und die bestimmte Wahrnehmung seines Mißtrauens drängten sie an ihn: „Dummer, lieber Ettore," schmeichelte sie, „ich habe gelogen: Sehnsucht nach Dir hat mich heiß gemacht — das Verlangen nach Dir!"

Sie überwand sich und preßte ihre Lippen an seinen Mund — die Lippen, die sie noch süß schmerzten, weil Beppinos Zähne sich in wilder Lust in sie vergraben hatten.

* * *

Als schon der Duft von reifen Trauben süß in den Vignen schwamm, war der verklärende Schimmer auf Ettore Torinos narbigem Gesichte verschwunden wie das Blühen der Berge in der sonnigen Glut des Sommers. Die Heiterkeit des Herzens, mit der das Schicksal oft blinde Menschen segnet — wie in einer Anwandlung von Mitleid — war einer herben Verschlossenheit gewichen.

Teresina Margiotta kam nur noch selten; es war, als verbiete ihr das Bewußtsein heimlicher Schuld die Einkehr im Haus am Berge. Und dem Blinden entging nicht, daß Leonetta immer eifriger beflissen war, Menschen um ihn zu sehen, die ihn vergessen lassen sollten, daß sie sich selbst fernhielt.

Das Mißtrauen Torinos wuchs wie Stechapfel, wuchs um so mehr, je untrüglicher ihm die wachsende Schärfe seines Fühlens verriet, daß Leonetta von seinen Armen sich umschließen ließ und ihre Seele dabei von ihm fortdrängte. Er streichelte ihre weichen Wangen, aber sie legte nie den Arm um seinen Hals. Oft umarmte er sie im heißen Rausch und suchte ihre Lippen. Aber er mußte ihr Antlitz wenden, damit ihr Mund sich finden ließ, der seine heißen Küsse nicht mehr erwiderte.

Manchmal fuhr er mit Leonetta in die Ebene, um in den Städten reiche Kleider für sie zu erstehen. Beppino lenkte die Muli. Und Ettore dachte, er wolle das junge Herz sich mit seinem Reichtume wieder erkaufen, das in dem Leide sich noch nicht zurechtfinde. Dann hörte er Leonetta jauchzen beim Anblick der Gewänder, in denen sie von namenloser Schönheit sein mußte — allein das eine blieb, wie es war: sie ertrug seine Liebe, aber sie erwiderte sie nicht.

Da spann die Trübsal die Seele des Blinden unaufhaltsam ein wie die Winternebel die Felsen von Santa Croce. Er hatte von den Qualen seines Leibes mit den Nachbarn reden können und fand Trost in ihrem Mitleid. Aber die nagende Pein seines Herzens mußte er allein tragen. Er verlangte nach keiner Zerstreuung, wußte sich selbst der Gesellschaft des Deutschen zu entziehen, und Leonardo der Geiger sollte auch nicht mehr zu ihm kommen.

So suchte und fand er einen Weg zu tiefer, qualvoller Einsamkeit, die zu unterbrechen keinen gelüstete; denn Ettore Torino war unzugänglich und eigensinnig, undankbar und feindselig gegen seine Umgebung geworden; dabei aber von einer Hellhörigkeit und einer eifersüchtigen Verfolgung Leonettas, die diese oft in lautes Weinen ausbrechen ließ.

Und — ein so dunkles Rätsel ist das Menschenherz! In seinem ruhelosen Schlage zwischen Mitleid und Abscheu, zwischen Furcht und Pflicht, zwischen eitler Erkenntnis, wie hübsch die Wohlhabenheit Torinos und wie unendlich süß das Geheimnis sei, das es zu Beppino drängte — in diesem ruhelosen Schwanken begann Leonettas Herz zu sinnen und zu suchen: ‚Wenn Ettore doch diese Prisca Zeni zu seiner Frau genommen hätte! Dann hätte sie seine Häßlichkeit und seine gierigen Küsse zu tragen! Und der wären sie gerade recht; denn sie ist stark und geduldig und hat ihn lieb, daß sie für ihn sterben könnte. Diese Prisca Zeni ist allein mit ihrer Einsamkeit — gerade wie Ettore. Und Ettore dürstet nach Liebe — er will Liebe, die ihm Leonetta nicht geben kann. Der arme, unglückliche Ettore! Wenn er doch Prisca Zeni lieb haben könnte.

Ein so dunkles Rätsel ist das Menschenherz!

Leonetta Torino wachte in ihrem Bette; Mitternacht war vorbei. Der Blinde lag in tiefem Schlafe. Sie regte sich nicht — sie wußte: seit das Licht seiner Augen tot ist, hat er hundert Ohren, und es ist, als sähe er mit den Fingerspitzen!

Einen Augenblick erschrak ihr Herz vor sich selbst. Dann redete es wieder — heimlich: ‚Du solltest mit Beppo darüber reden, was er zu Prisca meint!‘

Ach nein, Beppo Zeni wird so etwas nicht verstehen — Beppo Zeni ist noch so jung, aber er ist so schrecklich hübsch!

‚Wenn du ihm aber sagst, daß du ihn wieder allein lieb haben wirst, Leonetta Mar — Margiotta?‘

Dann, ja freilich ...

So lag sie in wirren, quälenden Gedanken ... Es würde kein Mensch etwas davon ahnen; und sie wolle gewiß in jedem Jahre zweimal zu dem allerheiligsten Bilde der Himmelsmutter durch die sieben Täler pilgern und wolle sich die Füße wund laufen auf dem langen, glühenden Wege. Und wenigstens fünf blutrote Kerzen wolle sie ihr weihen! Und wolle das Bild mit einem Distelkranze schmücken — zum Bekenntnisse ihrer heimlichen Schuld. Und wenn die Madonna dann sähe, wie ernst es der sündigen Leonetta sei mit ihrem Beten und mit ihrer Reue, dann werde sie sicherlich gerührt sein.

Leonetta preßte in verfrühter Dankbarkeit die Hände auf ihr Herz; denn sie zweifelte nicht, daß die Madonna ein Einsehen haben werde.

Das Morgenlicht fiel durch die Jalousieläden. Da wandte Ettore den Kopf und wandte ihr seine toten Augen zu. Mein Gott, es war als sähe er sie!

„Leonetta,“ sagte er, „warum hast Du die Lippen immer bewegt? Warum hast Du nicht geschlafen?“

„Ich wollte zur Frühmesse und fürchtete, ich verschliefe. Ich wollte zur Beichte.“

Sie sprang vom Lager und kleidete sich an — die Frühglocke auf dem Felsenkirchlein klang den Englischen Gruß.

„Leonetta, willst Du nicht an einem andern Tag gehen?“ fragte Ettore, als sie das schwarze Spitzentuch sich überwarf. Aber sie antwortete nicht und schritt hinaus.

Auch der Blinde kleidete sich an; es war ihm, er müsse sich in die Kirche schleichen und, von einem verborgenen Platz aus, sie beobachten — ja, er würde schon sehen lernen, wenn es galt, die Falschheit seines Weibes zu entdecken!

Wie er das vordem getan hatte, als noch die Wunden des Feuers ihn schmerzten, strich er sich mit zitternden Händen über das Gesicht: er wollte herunterreißen, was ihn das Licht der Sonne nicht sehen ließ. Dann sank er in knirschender Wut zu Boden und schlug seine toten Augen, weil sie ihm den Dienst versagten.

Als er sich wieder aufgerichtet hatte und seiner quälenden Pein Herr zu werden versuchte, schalt er sich töricht, daß er Leonetta mit seiner Eifersucht quäle; denn er sagte sich, sie würde sich nun erst recht von ihm wenden.

Aber er verwarf auch diesen Gedanken, und schickte zu Nina Zeni. Nina solle Beppo senden, damit er nun alle Tage gegen reichen Lohn mit ihm durch die Vignen schreite.

Dann dachte er auch daran, daß Leonetta mit dem Knaben Beppo eine innige Freundschaft verbunden hatte. Jetzt war Beppo kein Kind mehr, aber — Leonetta war eins geblieben. Wie, wenn diese Freundschaft zur Leidenschaft geworden wäre?

Ettore Torino lachte höhnisch auf. Auf welch verrückte Einfälle ihn diese Ungewißheit, diese Vertrauenslosigkeit zu sich selbst brachte!

Nicht lange nachher trat Beppo ins Zimmer. Er trug keine Jacke, aber er behielt den Spitzhut, an dem die kühne Geierfeder steckte, auf dem Kopfe.

„Guten Tag, Ettore Torino.“ — „Eh, Beppino, guten Tag!“ — „Du willst ausgehen, Torino?“ — „Du sollst bei mir sein.“ — „Warum ich?“

„Du hast die hellsten Augen in Santa Croce!“ lachte der Blinde.

„Das will ich meinen!“

„Du sollst damit für mich sehen. Und Du sollst dafür Geld bekommen.“

„Eh, Torino — so wollen wir gehen!“

Als sie unter die Zypressen gekommen waren, im Grase saßen und Ettore seine Hände ausstreckte, damit die milde Herbstsonne sie streichele, begann Beppo zu fragen: „Schläft Leonetta noch?“

„Nein, sie ist beichten.“

„Beichten? Haha, was will sie beichten?“ fragte er; aber seine Zähne vergruben sich in seine roten Lippen; er erschrak und lachte nun nicht mehr.

Da zog ihn der Blinde ganz dicht zu sich heran und sprach leise mit ihm: „Beppino, weißt Du, warum?“

Und Beppo fürchtete sich vor dem häßlichen Gesicht, das sich nicht deuten ließ. Er fragte: „Ich? Warum ich? Gehen die Frauen von Santa Croce nicht häufig zum Priester?“

Der Junge sah Torino aus den Winkeln seiner Augen an: „Ettore Torino, Du könntest der glücklichste Mensch in den Felsbergen sein, meint Nina Zeni; denn Du bist der reichste. Warum bist Du nicht glücklich?“

Natürlich schwieg Torino; Beppo schwätzte zu dumm. Aber die ungeschickte Frage machte ihn doppelt nachdenklich. Sie fiel ihm auf das Herz wie Öl in die Flamme, denn er fühlte, daß Beppo heute ihm etwas verberge — natürlich das verbarg, was er aus dem Jungen gerade erforschen wollte.

„Weißt Du, wo Leonetta gestern abend war?“ begann er wieder.

„Ich habe sie nicht gesehen.“

„Warum kommt der Deutsche nicht mehr?“

„Ich weiß nicht.“

„Du solltest es von Nina erfahren!“

„Ach, ich weiß es doch! Er sagt: Du wolltest ihn nicht mehr. Du seist jetzt unduldsam und widerwillig geworden gegen alles, was um Dich ist. Auch gegen Leonetta.“

„Sagte er das?“ — „Natürlich, Ettore Torino.“ — „Hat er recht?“ — „Es mag sein.“

„Sagen die andern das auch?“ forschte Torino.

„Was weiß ich? Ich frage nicht danach. Ich fahre Teresina und Leonetta spazieren. Was kann mich das andere kümmern? Und ich gehe mit Giulio Margiotta Geier jagen.“

„Hast Du den Deutschen und Leonetta Torino miteinander sprechen sehen? Ich will Dir ein Silberstück geben, wenn Du mir's verrätst. Und Du mußt horchen, was sie zueinander sagen.“

„Eh, Torino, ein Silberstück! Ich will lauern wie eine Katze.“

Torino hörte das heimliche Feuer, das aus diesen Worten brannte und lächelte doch nicht. „Beppino!“

„Was willst Du?“

„Du mußt schweigen wie ein Grab.“

„Natürlich!“

„Du mußt den Tag über bei mir sein und auch des Abends!“

„Und soll zugleich dem Deutschen auflauern?“

„Das kann Nina Zeni besorgen. Aber Du mußt listig sein. Weißt Du, daß Nina Zeni mein Weib haßt?“

„Ich weiß.“

„Hat sie diesen Haß nicht vergessen?“

„Sie wird ihn nicht vergessen, solange —“

„Na, Beppino! Bist Du auch falsch, wie die andern?“

‚— bis Prisca Dich nicht mehr lieb hat!‘ ergänzte sich Beppo.

Es war, als habe er Leonetta ins Herz gesehen, als habe er ihre närrischen, wilden Gedanken erraten. Oder — der Wunsch sprach aus ihm: Ettore möchte Leonetta nie mehr berühren. Sie hatte ihm gestern ins Ohr geflüstert: sie hasse dies häßliche Gesicht . . .

Beppo richtete seine Blicke durchdringend auf das narbenbedeckte Gesicht, ob es traurig oder reuig würde, oder ob es ein Zeichen der Rührung zeige, wenn er ihm von der heimlichen, verzehrenden Liebe Priscas sprach.

Aber Ettore Torinos Antlitz blieb ein Rätsel.

Dann sagte er: „Was weißt Du davon! Wir wollen einmal zu Nina Zeni zum Wein gehen! Dann will ich selber mit ihr reden.“

„Jetzt?“

„Nein, morgen — in einigen Tagen — ich weiß nicht!“

„O, wie stolz wird Nina Zeni sein!“

Es war die Zeit, in der die Sonne an den Hängen auslöschte: die Feigen-

Digitized by Google

bäume ſtanden in goldenem Laube, und abends wehten die weißen Schleier der Nebel um die Füße der Berge.

„Ettore Torino," mahnte Beppo, „Du wollteſt wieder einmal zu Nina Zenis gutem Weine kommen. Signore Riccardo wartet auf Dich. Sie warten alle auf Dich — auch Prisca."

„Ich werde nicht zu Nina Zenis Wein gehen — jetzt noch nicht!"

Er lachte ein höhniſches Lachen. Darüber ärgerte ſich Beppo: „Ettore Torino, meine Augen ſollten für Dich ſehen. Nun ſehen ſie, und Du biſt dabei unerträglich geworden. Ich will nicht mehr kommen. Warum ſoll ich mich von Dir quälen laſſen? Du bildeſt Dir Dinge ein, die nicht ſind, und wirſt ein ſiecher Mann, ſiech durch Deine tollen Gedanken. Weißt Du, was Teresina Margiotta ſagt? Du ſeiſt eiferſüchtig."

„Schweig und rede, was ich Dich frage!" herrſchte ihn der Blinde an.

„Biſt Du nicht unerträglich?"

„Ich bin krank. Und die Nebel machen mich mürriſch," ſagte Torino.

Da trat Leonetta in das Zimmer. Beppino legte ſeinen Zeigefinger über die Lippen und redete mit den Augen: ‚Wundere Dich nicht, Leonetta. Verrat' uns nicht! Es iſt furchtbar, um dieſen Blinden zu ſein. Ich weiß das nun auch."

Er reichte ihr einen Brief; ſie nahm ihn, barg ihn an ihrer Bruſt und ſagte: „Guten Tag, Beppo Zeni. Du ſollteſt einmal mit Ettore weit fortfahren, damit er wieder froh wird!"

Torino ſprang auf: „Weit fort? Auch über Nacht? Meinſt Du ſo, Leonetta?"

„Warum nicht?"

„Kommſt Du mit?"

„Ich möchte wohl — aber ich bin elend geworden, und wenn wir nebeneinander ſitzen, ſo quälſt Du mich!"

„Leonetta!"

Der Blinde knirſchte; es war, als wolle er ſich an dem Weibe vergreifen. Sie floh nach der Tür, um raſch entſchlüpfen zu können. Und ſie reizte ihn. Das tat ſie nun oft — früher war ſie heimlich davongegangen, um ihn zu ſchonen. Jetzt verfolgte er ſie; er verſchloß die Türe ihres Zimmers, wenn ſie darin war, damit ſie nicht außerhalb des Hauſes ſein könne, während er mit Beppo in den Vignen ſich erging.

Ganz Santa Croce redete von Ettore Torino und Leonetta. Sie zogen alle die Achſeln. Ettore ſei ein Krüppel und ſei blind — aber wenn er eiferſüchtig ſei, ſo werde er wohl Urſache dazu haben ... So ſagten die Leute und machten deutſame Augen.

An dieſem Morgen war Ettore Torino von einer unerklärlichen Unruhe. „Willſt Du ſchon wieder fort?" fragte er Leonetta.

„Schon wieder?" höhnte ſie. „Ja und diesmal geh' ich. Es iſt tauſenderlei einzukaufen."

„Du kannſt eins der Mädchen ſchicken."

„Nein. Ich geh' ſelbſt."

Beppino ſetzte ſich, nachdem er ihr noch einen langen Blick zugeworfen hatte, Ettore gegenüber. Er begann vorzuleſen. Torino hörte kaum. Seine Hände glitten ruhelos über ſeine Kleider, glitten über ſein Haar.

„Komm, Beppino, wir wollen hinaus."

„Es wird regnen."

„Wir gehen in den Gaſſen."

Vor Nina Zenis Hauſe ſah Beppo Leonetta mit dem Deutſchen ſtehen.

„Ah, Signora Torino!" ſagte Krauß. „Sind Sie entwiſcht, Sie armes, gefangenes Vöglein? Ich will mit Ihnen gehen — laſſen Sie mich noch dieſen Morgen bei Ihnen ſein."

„Wovon reden Sie, Signore Riccardo?"

„Ich werde Santa Croce bald verlaſſen. Ich werde in Rom an meinem großen Werke arbeiten. Ich muß, denn das, was ich beſaß, reicht kaum noch einen Monat zum Leben in der Capitale."

Er ſprach leiſer und ſchaute empor, ob Teresina Margiotta am Fenſter ſei. Sie war nicht dort. Es war niemand in der Nähe. Da trat er in den Flur des Hauſes und zog Leonetta nach.

Sie ſah ihn mit ihren kindlichen Augen an und wußte nicht, wie ihr geſchah ... „Wie traurig dieſe Augen nun geworden ſind, Leonetta," ſagte er. Aber er ſtockte. Er ſchaute zu Boden und taſtete nach Leonettas Händen. Sie ließ es wortlos geſchehen.

„Werden Sie an mich denken, wenn ich weit von hier bin? Und darf ich

Teresina fragen, ob es Ihnen wohlgeht? Ich fürchte, das Schlimmste ist noch nicht durchlebt!"

Leonetta sah ihn an und wunderte sich der Sorge des fremden Mannes, der ihr nie so nahe gestanden und den sie immer für schrecklich klug gehalten hatte.

„O, Madonna, wie ich leide!"

„Mir ist, ich müßte Ihnen helfen. Fern von hier könnten Ihre Augen wieder leuchtend werden."

„O, Signore, das wird nie, nie mehr geschehen!"

„Leben Sie wohl, Leonetta — oder lassen Sie mich mitgehen, kommen Sie!"

Sie gingen nebeneinander die Gasse hinab. „Wann reisen Sie?"

„Morgen. Vielleicht auch heute — wahrscheinlich sogar. Ich habe nun doch hier nicht gefunden, was ich suchte." Er sah sie mit verlangenden Augen an: „Wenn etwas ist, das mich veranlassen könnte, zu bleiben, so sind Sie es."

„Ich? Ich?"

Da bogen sie auf die Piazzetta hinaus. Da standen sie vor Ettore Torino und Beppo — so dicht, daß der Blinde die Stimme Leonettas erkannt hatte.

„Ah, Leonetta! Wer ist bei Dir?"

„Krauß," antwortete der Deutsche. „Ich nehme Abschied von ihr. Ich bin auf dem Wege zu Dir, Ettore."

„Wohin gehst Du?"

„Nach Rom."

„Für immer?"

„Vielleicht. Die Wege eines Künstlers sind wunderbar."

Leonetta reichte ihm nochmals die Hand: „Leben Sie wohl, Signore Riccardo!" sagte sie. Und ihre Stimme zitterte; sie dachte, daß er gesagt habe: das Schlimmste sei noch nicht gelebt!

Ettore Torino entging die Ruhelosigkeit nicht, mit der sie sich verabschiedete. Er hängte sich mit erzwungener Freundlichkeit in den Arm Richards. „Komm," sagte der, „zu einem Scheidetrunk! Und Du sollst mir sagen, wie das alles gekommen ist!"

„Wir wollen lange beieinander sein — den ganzen Tag," meinte Krauß. Er sprach unsicher, es war als fänden seine Worte sich nicht zurecht — als wäre sein Herz Leonetta nachgegangen.

So setzten sie sich zu Nina Zenis rotem Wein. Frau Nina haderte mit dem Geschick, das ihr nun auch ihren treuen Riccardo entreiße. O, es sei zu grausam, daß er die einsame Nina allein mit ihrem Kummer lassen wolle!

„Du bist nicht einsam, Nina Zeni. Hast Du nicht Deine Augen und hast Du nicht Prisca?" sagte der Blinde wehmütig.

„O, Ettore Torino, — Prisca? Es ist, als habe Prisca die Sprache verloren, seit jener Nacht. Ja. Nun ist's gesagt: seit jener Nacht!"

„Wo ist Prisca Zeni?" fragte Ettore.

„Wo soll sie sein? In ihrer Kammer."

„So führe mich zu ihr!"

Er reichte Nina Zeni die Hand und ließ sich geleiten. Sie öffnete die Tür.

„Ich möchte mit Prisca reden, ganz allein," sagte er und drückte die Tür hinter sich zu. Nun stand er mitten in der Kammer und hob suchend die toten Augen und streckte seine Arme aus.

„Prisca, wo bist Du?"

Sie ging ihm entgegen und faßte seine Hand.

„Warum zitterst Du, Prisca? Fürchtest Du Dich, weil ich nun häßlich bin?"

„O nein," sagte sie. „Ich wußte nicht, daß ich zittere. Es wird sein, weil ich Dich nicht erwartete, oder — weil ich dachte, daß ich nie mehr mit Dir reden würde."

Sie führte ihn zu dem kleinen Tisch am Fenster, rückte ihm einen Schemel hin und setzte sich ihm gegenüber. Er legte die Arme auf den Tisch und suchte ihre Hände. „Gib sie mir!" bat er.

Dann war eine lange, tiefe Stille um sie, so tief, daß sie den Schlag ihrer Herzen hörten.

„Prisca, geh hinaus und sage: Nina Zeni soll zum Abschied Asti bringen, süßen Asti — Weißt Du noch, Prisca?"

„Ja!" nickte sie und rief hinaus, was ihr Ettore gesagt hatte. Als sie zurückkam, saß er und hatte sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt. „Prisca," begann er, „hat Leonetta mit Dir geredet?"

„Wann?"

„In den letzten Tagen?"

„Nein."

„Prisca, warum bist Du nie zu ihr gekommen, seit sie mein Weib ist?"

Digitized by Google

„Möchteſt Du, daß die Leute über mich lachen?“

„O, Prisca, wenn jene Nacht auszulöſchen wäre in meinem Leben — ich gäbe meine rechte Hand noch dafür und bin doch ſchon elend genug.“

Er ſank vor ihr nieder und barg ſein Geſicht in ihrem Schoße. „Lege Deine Hand auf meine Stirne,“ bat er.

„Nein, Ettore Torino.“

„Nein!“ wiederholte er dumpf. „Es iſt recht — Du darfſt nicht. Aber, Prisca — wenn alles anders wird —“

Der Blinde atmete tief — er redete laut und lauter — in der Küche mußten ſie jedes ſeiner Worte vernehmen. „Prisca, wenn ich nicht ſterben könnte, ohne daß Deine Hände und Dein Mund mir ſagten: ‚Ich habe Dir alles verziehen!‘ Würdeſt Du nicht kommen?“

Prisca war aufgeſprungen und ſah mit entſetzten Augen die Türe ſich öffnen. Es war Krauß, der in die Kammer trat. Er verſtand Priscas Blicke, hob Ettore Torino auf und führte ihn in die Schenke.

„Komm,“ ſagte er, als habe er kein Wort verſtanden, „komm, es iſt die letzte Stunde — wir werden uns lange nicht ſprechen, Ettore. Die letzte Stunde ſei eine fröhliche Stunde des Glückes!“

Der ſchäumende Aſti perlte in die Gläſer, Krauß ſcheuchte in übermütiger Heiterkeit die Schatten, die über dieſes letzte Zuſammenſein ſich legen wollten. Er ſprach von ſeinen Plänen und wie er bei den Hirten der winterroten Campagna leben wolle und wie er einſt reich ſein werde an Geld und Ruhm. Er tat ein blitzendes Dolchmeſſer aus der Scheide. Ettore Torino betaſtete den Griff und die Klinge. Und Beppinos Augen blitzten den blanken Stahl an, in dem ſein entzücktes Geſicht ſich ſpiegelte.

„Was koſtet der?“ fragte er und griff in die Taſche. Er warf einen Blick auf die Nonna, ob ſie ihm dazu verhelfen wolle. Aber Frau Nina verſchloß ſich diesmal hartnäckig.

Da ſchlug Ettore Torino ein Goldſtück auf den Tiſch: „Da, Riccardo! Laß mir den Dolch!“ Er bezahlte mit dem dreifachen Werte. „Was ſoll er Dir — und unter den Räubern der Campagna! Ich will ihn behalten zu Deinem Gedächtnis, Riccardo. Und Du ſollſt den Revolver noch dazu haben, weißt Du, jenen, mit dem wir das Echo in den Schlünden wachgeſchoſſen haben.“

„So nimm ihn und vergiß mich nicht!“

Er ließ ſein Glas an das Ettore Torinos klingen. Und auch Beppo hob das ſeine und ſchlug es — wie in ſüßem Rauſche — dagegen.

Da barſt das Glas, die Scherben klirrten auf den Tiſch. Die Nonna erſchrak: es war ihr, als wär' ihr das Herz zerſprungen. „Du ſollſt nicht mehr trinken, Beppino!“ mahnte ſie ſorglich.

Beppo machte trotzige Augen.

„Eh, Beppo!“ beſann ſich Krauß. „Komm her. Um vier Uhr ſoll der Knecht die weißen Muli anſchirren und ſoll bei dem Kaſtell der Carabinieri warten. Hörſt Du?“

„Was ſagt Ettore Torino?“

„Er wird mir dieſen letzten Freundſchaftsdienſt erweiſen.“

Ettore Torino hieß ihn den Wagen beſtellen. Der Nonna fiel ein, daß Beppo ihr allerhand herzutragen könne, wenn er einmal unterwegs ſei. Sie gab ihm Geld und hatte reichlich viele Wünſche — gerade jetzt, da Beppo ſo wacker den ſchäumenden Aſti trinken half!

Nina Zeni erhielt alsbald die Befehle Riccardos. „Teure Ninuccia,“ ſagte er mit der Liebenswürdigkeit, in die ihn Scheideſtimmung und Aſti verſetzt hatten, „teure Ninuccia, geht und ſammelt die Dinge, die mir gehören, und werft ſie in den Koffer.

Da ging Nina wehmütig an die letzte Arbeit für ihn. Sie war ſehr traurig, die gute, dicke Ninetta. Und ſie litt es, daß Krauß ihre runde Fülle im Überſchwang der Gefühle an ſein Herz zog. „So nimmt alles ein Ende, Ninuccia! Aber — wer kann dem großen Drange widerſtehen? Wiſſe, es iſt ein Köſtliches für einen Künſtler, das Werk ſeines Lebens vollendet in ſich zu tragen —“

Krauß blickte dabei mit Schelmenblicken auf Ettore Torino, ob er lache. Aber Ettore Torino hatte ſein Glas mit beiden Händen umſpannt, und wenn ſeine Augen nicht tot geweſen wären, ſo hätte er in verlornem Sinnen vor ſich auf den naſſen Tiſch geſtarrt. Da hieß

Krauß die Nonna sich eilen und schlug Ettore auf die Schulter: „Quälst Du Dich wieder, Ettore?“

„Nein,“ sagte der mit erzwungener Gleichgültigkeit, „ich dachte nur, Beppo hätte den Revolver mitbringen können — nein, nicht; denn er ist eingeschlossen. So will ich selbst gehen und ihn holen!“

„Du?“ wunderte sich Krauß.

„Warum nicht? Denkst Du, ich finde mich nicht die gerade Gasse empor?“

„Du sollst bei mir bleiben — es ist die letzte Stunde, Ettore. Wir wollen fröhlich sein!“

Er schenkte ein und suchte den Blinden zu zerstreuen, der wieder in jenes unselige Sinnen versunken zu sein schien, mit dem sein Leben sich verquälte.

Er dachte: ‚Wo ist Beppo so lange? Warum kommt er nicht? Seine flinken Füße müßten ihn schon zehnmal um Santa Croce getragen haben. Und Leonetta? Sie weiß, daß wir hier sind, den Abschied zu feiern. Warum läßt sie sich nicht sehen?‘

Es war Mittag vorbei. Die Mädchen kehrten aus der Fabrik nach Hause.

Es ward ein Uhr: sie gingen singend mit verschränkten Armen zurück zur Arbeit.

Als die Gasse wieder still geworden war, rief die Nonna herein, daß sie allein doch nicht ganz zurecht käme, Signore Riccardo möge ihr wenigstens noch einige Weisungen geben. Da erhob sich Ettore.

„Was soll geschehen?“ fragte Krauß.

„Ich will nach Hause — für eine Stunde; ich bin müde vom Wein, und ich muß Dir den Revolver bringen.“

„So will ich mit Dir gehen.“

Ettore Torino ärgerte sich über die Hilflosigkeit, die man ihm andichtete, er trotzte und bestand darauf, daß er allein gehe. Krauß leitete ihn über die Stiege aus dem Hause.

* * *

Ettore Torino ging nicht wie ein Blinder die Felsengasse zu Berge: sein Schritt war sicher und hastig, als hätte er seinen Gedanken nachzueilen, die ruhelos vorausgeflogen waren.

Als er in die Nähe der Fabrik kam, ging er ganz leise; und als er ins Haus trat, streifte er die Schuhe ab und stieg lautlos die Treppe empor. Er stand vor Leonettas Zimmer und horchte.

Es war ganz still.

Da riß er die Tür auf. Leonetta saß am Tisch und schrieb. Er hörte Papier knittern.

„Leonetta,“ sagte er und suchte seiner Erregung Herr zu werden. Seinen Ohren entging kein Laut.

„Was willst Du?“ fragte sie.

„Warum bist Du nicht gekommen? Wir warteten auf Dich?“

„Ich wußte es nicht.“

„Du wußtest doch, daß der Deutsche für immer fortgeht.“

„Ich erfuhr es eine Minute früher als Du. Nun hab' ich lange auf Dich gewartet. Das Essen steht bereit.“

„Ich will nicht essen. Wir trinken Abschied, und es ist Essen bei der Nina bestellt — für drei Uhr.“

Leonetta entging das wunderliche Spiel seiner Züge nicht.

„Was ist Dir, Ettore?“

Er zog sie an sich, wie um sie zu liebkosen. Da vernahm er wieder das Knittern des Papieres unter dem Kleid auf ihrer Brust, das sie dort verborgen hatte. Er preßte sie an sich, er umschloß sie mit seinem Arme, fest, fest, so daß sie sich wehrte. Er riß ihr das Kleid auf. Sie rangen miteinander, aber er entriß ihr das Papier.

„Ettore!“ bat sie in wildem Schmerz.

Er hielt sie mit beiden Armen.

„Warum fürchtest Du Dich, Leonetta?“

„Gib mir den Zettel — es ist nichts! Ich schrieb ihn in einer unseligen Stunde. Hörst Du nicht, daß ich Dir alles gestehe? Hast Du nicht genug daran?“

„An wen schriebst Du?“

„An keinen. Ich schrieb für mich — vielleicht an meine Mutter!“

„Warum schriebst Du?“

„Weil ich — ich weiß nicht. Ich dachte, mein Herz müsse mir leichter werden . . .“

Seine Hände umschlossen ihre Arme immer fester.

„Laß mich los, Ettore! Du tust mir weh!“

Er zog sie gegen die Tür und rief hinaus: „Paolo! Paolo!“

Digitized by Google

Bayerische Bauern.

Gemälde von Hermann Groeber.

Digitized by Google

Der Gerufene kam und sah die Angst in Leonettas Gesicht.

„Paolo, hilf mir!“ flehte sie.

Da reichte Ettore dem Bruder den Brief. „Tritt dorthin an das Fenster, Paolo, und lies!“

Er trat an das Fenster, überflog die Zeilen und erbleichte. „Was ist das?“ rang es sich über seine Lippen.

„Paolo, lies nicht! Ich beschwöre Dich! Er weiß ja alles!“ flehte Leonetta.

„Lies, Paolo!“ gebot Ettore Torino mit einer Stimme, vor der Leonetta erschauerte. Sie brach in den Armen des Blinden zusammen. Und Paolo las, las laut und mit wachsender Angst:

„Mein Schatz, Du Freude meines Lebens! Es ist nicht möglich, Dir die Qualen zu beschreiben, die Du mir bereitest, weil ich Dich nicht mehr sehen kann. Ettore Torino sieht mit seinen gestorbenen Augen wie ein Geier und bewacht Dich eifersüchtig. Ich ahne es, ich weiß es. Aber dennoch flehe ich Dich an mit gefalteten Händen: mache dieser unerträglichen Sehnsucht meines Herzens ein Ende. Es ist mir unmöglich, ohne Dich zu leben. Ich sterbe in dem Verlangen nach Deinem süßen Munde. O Grausame, warum findest Du keinen Weg aus der Haft, in der Dich der Blinde hält? Komm, sei heute wieder bei den Zypressen, wie einst. O, wäre Torino gestorben! O, hätten ihn die Flammen gefressen! Wenn er Dich aber auch heute bewacht wie ein Adler seine Beute, so gib mir wenigstens ein Zeichen — ich bin bei einbrechender Nacht am Hange — und mache glücklich

Deinen vor Sehnsucht sterbenden
Freund.“

So las Paolo. Leonetta lag mit geschlossenen Augen schweratmend zu Ettores Füßen.

„Paolo,“ sagte der Blinde, „hast Du alles gelesen? Lasest Du von beiden Blättern? Verschweige mir nichts . . .“

„Nein,“ antwortete der Bruder. „Es ist noch das andere. Das trägt die Handschrift Deines Weibes . . .“

„So lies auch das.“

Der Blinde lehnte sich an den Tisch. Er hielt sich mit beiden Händen und kehrte sein Gesicht jener Stelle zu, an der Leonetta niedergesunken war.

Und Paolo las: „Idolo mio! O, wie ist mein Herz froh geworden an der süßen Rede Deines Mundes! Hab Dank für Deine Sehnsucht! Ich will und ich kann das Leid nicht mehr tragen . . .“

Paolo schwieg.

„Nun, Paolo?“

„Hier bricht der Brief ab,“ sagte er. „Was soll geschehen?“

„Ich will mich besinnen!“ knirschte Ettore Torino. „Laß mich allein, Bruder, denn ich muß mit Leonetta reden. Es wird alles Trug sein, alles müßiges Spiel! Komm zu mir, Paolo, höre mich! Komm, gelobe mir, daß Du schweigen willst über alles, was Du jetzt erfahren hast — schweigen, nur eine Stunde oder zwei — schweigen, bis ich Dich rufe.“

Paolo versprach's und ging hinaus.

Die Uhr auf der Felsenkirche schlug zwei.

⁂ ⁂ ⁂

Die Zeit flog. Ettore stand regungslos, stand mit fliegendem Atem an den Tisch gelehnt. Er lauschte auf jede Bewegung Leonettas.

Da richtete sich Leonetta ein wenig auf, kroch mit gehobenen Armen zu dem Blinden, umschlang seine Knie: „O, Ettore Torino, was hast Du getan?“

„Leonetta Margiotta,“ sagte er bitter, „was hast Du getan? Willst Du mir gestehen, wer jenen Brief an Dich schrieb und wem Du in so heißen Worten zu erwidern gedachtest?“

„Ich will alles sagen,“ schluchzte sie, und ein Lachen der Verzweiflung klang hindurch. „Hörst Du nicht, Ettore, daß ich lachen muß, lachen über die Torheit eines Jungen, den Du ernst nimmst? Es ist Beppo, ist Beppo Zeni! O, Ettore, vergib mir! Ist er nicht der Freund meiner Kindheit —“

Sie ließ seine Knie nicht los. Aber er wandte ihr sein Gesicht nicht zu, das in furchtbarer Ruhe und unsäglicher Häßlichkeit gegen einen Winkel des Zimmers gerichtet blieb. Laut weinend preßte sie nun ihr Antlitz gegen seine Knie. Ihr Haar hatte sich gelöst und fiel ihr wie einer Büßerin über den Rücken. Sie beschwor ihn: „O, Ettore, habe ich das Furchtbare nicht schweigend getragen, das

Digitized by Google

über mich gekommen ist? Ich wollte zusammenbrechen und blieb standhaft — deinetwegen. Aber Beppo bedrängte mich. Ich habe ihn verlacht: das Feuer seines Herzens brannte um so heißer. Ich habe ihm den Tod geschworen: sein Rausch ward Wahnsinn. Da hab' ich mich küssen lassen, küssen lassen von dem dummen, verliebten Beppino! Ich hoffte: nun sei ich ihn los für immer. O, ich habe gefehlt, Ettore Torino! Aber ich habe heute morgen gebeichtet; die Himmlischen haben mir vergeben. Und Du könntest hart sein wie Felsen?"

Aber der Blinde fand kein Wort. Er stand wie ein Bild aus Stein, kalt, starr, narbig — als wäre er aus der Erde gestiegen.

Vom Turme des Felsenkirchleins klang die dritte Stunde.

Da faßte Ettore Torino sein junges Weib an der Schulter und zog es empor. Leonetta umschlang ihn mit ihren Armen. Er löste die Arme und führte sie in das anstoßende Zimmer — das war jenes, in dem einst das Maskenkleid des Zigeuners von Beppino entdeckt worden war, jenes, in das der Junge eingestiegen war, um für sie den Fetzen rote Seide zu stehlen. Er schloß die Türe hinter ihr und drehte den Schlüssel um.

Leonetta stand am Fenster, das von den Ranken des Weins und den goldenen Blättern fast umsponnen war. Sie preßte das Tuch vor ihren Mund, um das Schluchzen zu ersticken. Unten im Hofe zog der Knecht die weißen Maultiere aus dem Stalle. Halb vergessen fragte sie hinab: „Wohin, Ernesto?"

„O," rief der, „weit — zur Station! Den Tedesco fahren!"

„Wann?" — „Um vier Uhr." — „Von wo aus?" — „Vom Kastell!"

Dann warf sie sich auf das Lager und lauschte angstvoll den hastigen Schritten des Blinden.

Da hörte sie nebenan klopfen und hörte die Stimme Beppinos: „Eh, Ettore Torino! Es ist drei Uhr! Signore Riccardo wartet ungeduldig. Wo ist Deine Frau?"

„Dio Cristo," fluchte Torino und faßte den Jungen vor der Brust.

„Madonna mia, was willst Du von mir?"

„Kennst Du das?"

Der Brief sank zu Boden. Der Dolch blitzte in des Blinden Faust. Der kalte Stahl fuhr herab und fuhr Beppo Zeni in das Herz, mitten ins Herz. Ein kurzer, wilder Schrei.

Beppo Zeni war tot.

Und Ettore Torino schleuderte den blutigen Dolch entsetzt von sich.

Leonetta war, als sähe sie das Furchtbare, was hinter der Türe in diesem Augenblick sich ereignet hatte. Sie stürzte zur Tür, sie flehte, daß Torino öffne. Eine wahnsinnige Angst überkam sie. Sie riß die Ranken vor dem Fenster auseinander und wollte nach dem Knechte rufen — der Wagen war fort. Sie schwang sich hinaus, glitt im Weingerank hernieder und floh — keine Macht der Erde sollte je sie zurückbringen in diese qualvolle Gemeinschaft! Ohne daß sie wußte, was sie beginne, floh sie mit fliegendem Haar die Straße hinab. Sie gelangte an das Kastell der Carabinieri. Der Wagen war fort — dort trabten die weißen Muli schon.

Sie schrie, sie warf die Arme; der Wagen, der Richard Krauß aus Santa Croce führte, hielt; sie sprang hinein: „Alle Heiligen, Ernesto, fahre, fahr' was Du kannst!"

Krauß starrte sie an. „Um Gott, Leonetta, was ist geschehen? Reden Sie!"

Da warf sie sich an seine Brust: „Signore," schrie sie, und ihre Finger vergruben sich in den Rock des Deutschen, „Signore, ich glaube, er hat Beppo Zeni erstochen!"

„Erstochen? Erstochen?"

Und Leonetta kniete vor ihm: „Signore, bei allen Heiligen, ich gehe nicht zurück! Niemals! Er wird mich töten!"

„Was soll geschehen?"

„Fort! Fort!"

„Mit mir nach Rom?"

Da sah sie starr in seine Augen: „Ja," sagte sie, „nach Rom."

Der leichte Wagen flog über die steinichte Straße wie ein Ball. Leonetta schmiegte sich an Krauß wie ein Vogel, hinter dem der Falke gewesen ist. Der Wagen ratterte — er litt nicht, daß sie ein Wort wechselten.

Es ward dämmerig. Die Lichter der

Bahnstelle standen in der Ferne. Da richtete Leonetta sich auf und lehnte sich über die Lehne des Bockes: „Ernesto!“ schrie sie, „sage Teresina Margiotta, ich sei geflohen vor dem — — Mörder. Ja, Mörder! Sag' ihnen so! Wenn er Beppo Zeni nicht erstochen hat, so wird er mich erstechen, mich! Verschweige nichts! Und den Leuten von Santa Croce sag' auch: Leonetta Margiotta — jawohl so heiß' ich wieder! — Leonetta Margiotta hat diesen Elenden verflucht! Und Leonetta Margiotta ist geflohen — sie ist nach Rom!“

Die Vettura hielt vor der Station.

Fünf Minuten später rollte der Eilzug aus der Halle.

⁂ ⁂ ⁂

Eine Weile, nachdem Beppo Zeni in die Blutlache gesunken war, stand Ettore Torino noch regungslos. Ein stumpfes Sinnen überkam ihn; und wie es ihm klar ward, daß kein Hauch aus Beppos Munde gehe, sank er neben dem Toten in die Knie. Er streckte seine Hand aus, ihn zu betasten; aber er zog sie furchtsam wieder zurück.

Dann ging er hinaus, schloß die Türe und stieg die Treppen hinab.

Er rief nach seinem Bruder Paolo.

Der kam.

„Paolo, komm, führe mich, — geh' ein Stück mit mir!“

Sie traten hinaus. „Wohin willst Du?“

„Auf die Straße nach dem Kastell zu,“ antwortete Ettore. Die steinerne Ruhe lag wieder auf seinem Gesichte. Sie kamen zu dem Kastell bei der Porta furba, in dem die Carabinieri lagen.

„Führe mich hinein, Paolo.“

„Was willst Du bei den Carabinieri?“

„Ich muß mit dem Führer reden, — nur auf ein Wort, Paolo!“

Nun standen die Brüder dem Polizeisergeanten gegenüber.

„Warum kommen Sie, Signore Torino?“

„Ihnen zu sagen, daß ich Beppo Zeni erstochen habe, den Teufel, der mich um Glück und Ehre bestohlen hat.“

„Alle Heiligen,“ schrie Paolo, „was redest Du? Glaubt ihm nicht, Herr — er spricht im Fieber oder im Wahnsinn!“

„Ich habe ihn getötet,“ wiederholte Ettore. Sein Antlitz war wieder Stein geworden. „Hier ist der Schlüssel zu dem Zimmer, in dem der Tote liegt. Geht und seht! Aber zuvor nehmt mich gefangen.“

Auf einen Ruf des Sergeanten traten die Carabinieri ein. Sie nahmen den Blinden in ihre Mitte und schritten langsam gegen die Zederwasserfabrik.

Da fanden sie Beppo Zeni in seinem Blute.

⁂ ⁂ ⁂

Eine Bahre wurde gebracht. Der Gemordete ward mit einem scharlachroten Tuche bedeckt und in das Haus Nina Zenis getragen. Das Volk ging betend hinterdrein. Ein Alter, der Filippo, dem sie in den Bergen vor Jahren die Kugel in das Knie geschossen hatten, war dem stillen Zuge voraufgelaufen. Wenn die Nebel um die Höhen brauten und Sturm und Regen um die Gipfel flogen, ging Filippo lahm und forderte Almosen von den Leuten. Heute lief er, als trüg' er kein Blei im Knie und keine fünfundsechzig Jahr auf dem Rücken.

„Bist Du da, Nina Zeni?“ schrie er die Berggasse hernieder als er des Schildes am Schenkhause ansichtig wurde. Die Nonna hastete gerade mit geängstigtem Herzen zur Tür, um das Haus zu verschließen. Die Schatten der sinkenden Nacht krochen um Nina Zeni wie Gespenster. Dunkle Ahnungen ängstigten sie. Sie war allein im Hause; denn Prisca war bald nach dem Abschiede des Deutschen nach San Tomaso gegangen.

„Bist Du da, Nina Zeni?“ Filippo stand auf der Stiege und hielt mit der einen Hand den Türpfosten umfaßt. Die Nonna starrte den Alten an. Seine Lippen zitterten.

„Heilige Mutter Gottes, was machst Du für Augen, Filippo?“

„Es war grausig, Mutter Zeni,“ stotterte der Mann und sank auf einen Stuhl in der Küche. „An der Polsterbank hat er gelegen — in seinem Blute.“

„Um aller Heiligen willen, wer?“

„Beppino. Erdolcht. Von Ettore Torino.“

Da gruben sich die Hände der Nonna in ihr Haar. Sie schrie qualvoll auf: „Filippo! Das Messer!! An dieser Stelle

hat er's heute wie ein Kreuz in den Händen gehalten und hat lachend sein schönes, junges Gesicht in dem blanken Stahle gesehen. Verfluchter Mörder!"

Frauen liefen aus den Gassen vor die Türe der Schenke; denn der Schrei der Verzweiflung hatte sie aus ihren Häusern gelockt. Sie redeten durcheinander und erfuhren, was geschehen war.

„Seht, seht, sie kommen!" rief die eine. Nina Zeni sank vor der Stiege des Hauses nieder und kauerte in angstvollem Erwarten. Der Zug bewegte sich die Gasse herab. Nina rutschte zur Seite. Sie schritten über die Stiegen ins Haus. Es war Nacht geworden. Auf dem Flur setzten sie die Bahre in den roten Schein des Herdfeuers, das aus der Küche herausfiel. Einige Frauen traten mit gefalteten Händen zu der Leiche und murmelten Gebete.

Da richtete sich Nina Zeni empor, ganz langsam; sie sah aus wie eine Irre.

„Verdammter Mörder!" schrie sie über die Köpfe der Leute hin, die in die enge Gasse geströmt waren. Aber der alte Filippo erfaßte ihren Arm: „Still, Nina Zeni, Torino ist nicht dabei. Torino ist gefesselt abgeführt."

Die Nonna lief zur Bahre und schlug das blutrote Tuch zurück. „Warum tust Du Deine Augen nicht auf?" rief sie den Toten an. „Deine sonnenhellen Augen? Warum schließt Du Deine Lippen so fest? Richte Dich auf, Beppino, und verklag ihn, der Dir das kalte, spitze Eisen in das Herz stieß."

Sie warf sich über den Toten und ihre Haare lösten sich. In der Menge wurden Verwünschungen gegen den Mörder laut. Und Nina richtete sich auf: „Das Blut eines Kindes hast Du vergossen, das Blut eines verführten Kindes!"

Nina Zeni rutschte auf den Knien und unter immerwährender Anrufung in die Küche. Sie griff in die Asche des Herdes, warf sie über sich und stäubte sie über die Leiche. Und drüben im Hause des Felsenjägers lag Teresina Margiotta auf den Knien. Sie schlug sich die Brust und schrie um Rache. Da riefen sie alle um Rache.

Die Nonna aber hob noch einmal das Haupt ihres lieben, starren Beppino. „O heilige Mutter Gottes," schrie sie, „hör mich, Beppino! Hör' noch dies letzte Wort: wir werden Dich rächen!"

Dabei richtete sie ihre Augen auf den Toten, stier, wild.

„Madonna, Nina Zeni wird wahnsinnig!" schrien etliche.

„Führt sie fort!"

Aber Nina Zeni drängte die Männer zurück und erkannte Prisca, die heimkehrend durch die Menge sich drängte. Das Mädchen stürzte wie entseelt an der Bahre nieder.

Als die Menschen in diesem Augenblicke der Nonna ins Gesicht schauten, dachten sie wieder daran: ‚Nina ist aus jenem Geschlechte des Räubernestes Sonnino, in dem das Gelübde der Blutrache gelebt hat, solange zu denken ist —'

Da hörten sie ihren verzweifelten Ruf: „Schrei lauter, Prisca, sonst hört er Dich nicht!" Sie erfaßte den Arm des Mädchens und riß es empor. Sie hob Priscas Schwurhand hoch und sprach zu dem Toten — es war eine alte steingewordene Formel — und klang dumpf und schwer: „Wie Dein Leben soll das Leben Deines verdammten Mörders dahingehen. Das Herz Deiner Schwester soll nicht aufhören zu schlagen und ihre Hand soll nicht vermorschen im Grabe, ehe das Blut des Mörders darübergeflossen ist!" Sie hob ihre Augen zu Prisca: „Räche! Räche! Räche!"

Prisca stand wie entgeistert und sagte: „Ich schwöre."

Es war ganz still geworden im Haus und in der Gasse, als Nina Zeni den alten, starren Spruch sagte, der im weiten Felsgebirge längst vergessen war. Nur in Nina Zeni war er lebendig — das Erbe von Sonnino.

Der Wind warf die goldenen Blätter vom Wein und von den Feigenbäumen und wirbelte sie über das Grab Beppinos. Die grauen Spätnebel kamen und spannen die Berge ein.

An diesem Tage war's, als wäre Santa Croce gestorben. Sie waren alle in die Winternebel hineingegangen, hin zum Tage des Gerichts, um zu hören und zu sehen, ob der blinde, siechе Mann unter der Wucht der Stunde zusammenbrechen werde.

Die langen Wochen hatte Prisca in qualvoller Angst vor diesem Tage gezagt. Nina Zeni hatte zu ihr gesprochen — ein einzigmal: „Du hast ein Gelübde getan, und dies Gelübde kann nicht gebrochen werden."

Als die Dämmerung des Spätnachmittags in die Nebel sank, wuchs ihre Qual. Sie schlich aus dem Haus und ging in die Kirche. Dämmerig war es darin, und es war nur der Schein des ewigen Lämpleins, der still und warm um die Füße des Muttergottesbildes wob.

Der Pfarrer, der an seinem Fenster stand, sah das Mädchen die Stiegen zur Kirchentüre emporschreiten. Sie ging wie eine Büßerin, sie ging nicht wie eine, die den Himmel um Rache anrufen wollte.

Prisca warf sich im Dämmerlichte der Kirche vor dem heiligen Bilde nieder. Ihr Herz blutete, sie rang die Hände und betete: „O Madonna mia, Königin des Himmels, ich lege Dir all' meine Ketten zu Füßen, ich lege Dir zu Füßen, was ich an Schmuck besitze: zeige mir einen Weg zur Rettung! O Madonna mia, gib mir die Kraft und verzeihe mir — ich kann ihn nicht töten, ich kann meinen Schwur nicht halten. Ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht! Sein Mund hat mir einst von Liebe geredet; und ich könnte nicht leben, wenn ich ihm den Stahl in das Herz stoßen sollte, ihm, den ich lieb habe. Hat Gott in seinen heiligen Geboten nicht gesagt: ‚Du sollst nicht töten? Und hat Dein heiliger Sohn nicht selbst die unendliche Liebe gepredigt? O, Mutter Gottes, erleuchte mich! O Mutter Gottes, sag' mir das Wahre!"

Die Glocke auf dem Turme rief die nächste Stunde. Prisca Zeni kam nicht wieder.

Da dachte der Pfarrer, es könne ihr etwas geschehen sein. Er ging aus seinem Haus und trat in die Kirche.

Das Mädchen lag zu Füßen des heiligen Bildes. Sie lag dort wie eine Tote und hatte das Gesicht auf ihre Arme gelegt, die auf den kalten Steinen ruhten.

Er ging hinzu, und als er sie anredete, war es, als erwache sie aus einem tiefen, tiefen Schlummer. In ihrem Gesicht war das ganze Leid furchtbarer Wochen; aber in ihren Augen war nun auch eine heimliche Verklärung. Der Geistliche dachte nicht daran, daß dieses seltsame Licht erst in dem Augenblicke hineingekommen sei, in dem sie ihn erschaute.

„Du bist erstaunt, mich hier zu finden, Prisca," sagte er.

„Mir ist sehr bange, Signore Curato."

Sein Auftreten war Milde und Festigkeit. Er legte ihr die Hand auf das Haar und sagte: „Ich weiß, was Dein Herz zag macht."

Da erschrak Prisca. Sie hob die Hände, als wolle sie ihn anflehen. „Ihr wißt?"

„Ich weiß auch, daß Deine Furcht töricht ist. Du hast vor dem heiligen Bilde um Erleuchtung gefleht." Er reichte ihr seine Hände. „Ich habe gedacht, Du gehest längst auf einem klaren Wege, den Dir Dein Herz gewiesen hat."

„Signore Curato, mir ist so bange."

Der Pfarrer zog sie empor und ging langsam mit ihr der Kirchtüre entgegen.

„Sagte Dir Nina Zeni nicht, daß ich zu ihr gesprochen habe, wie es mir die Pflicht und mein Herz geboten?"

Prisca sah ihn erstaunt an: „Ihr spracht zu ihr? Was spracht Ihr denn zu ihr?" Es war als hätte der milde Ton seiner Rede ihr Herz aufgeschlossen.

„So sagt' ich zu ihr: ‚Nina Zeni, Du spielst mit dieses Mädchens Glück und Leben! Du spielst um Deine Seligkeit, Nina Zeni! Dein Beginnen ist Sünde!'

„Signore Curato, so habt Ihr zu ihr gesprochen?" Sie ließ ihre Hände in denen des Pfarrers, — die vorhin gezittert hatten, wurden nun ruhig.

„Und hat Dir Nina Zeni niemals davon geredet, Prisca?"

„Kein Wort, Herr!"

Es war als fiele ein tiefer Schmerz auf die Seele des Pfarrers. Er sprach lauter und sah Prisca mit traurigem Blick an. „Ich habe Nina Zeni zu dreien Malen ins Gewissen geredet, die Finsternis ihres Herzens zu erhellen. Die Nacht jenes furchtbaren Mißglaubens hängt um sie. Im Rausche eines lästerlichen Fanatismus schaut sie hinein in ihre Kindheit. Kindheit! Prisca Zeni, bei diesem Worte gehen anderen strahlende Gärten auf, frühlingsfrohe, köstliche

Weiten dehnen sich — aber wenn Nina Zeni an ihre Kindheit denkt, so öffnen sich ihrem Blicke die engen Gassen von Sonnino, in denen die Leute ihres Geschlechtes versteint sind zu starren Säulen, — jenes Geschlechtes, in dem das Gelöbnis der Blutrache unvergängliches Erbe war. Weißt Du davon, Prisca?"

„Ich weiß nur, daß die Nonna in Sonnino geboren ist —"

„Nun denn," der Pfarrer hob seine Hände wie zum Segen und legte sie auf Priscas Haar, „so sag' ich Dir: Laß Frieden und Stille in Dein armes, geängstigtes Herz einziehen! Laß dies Herz wieder läuten wie eine Feiertagsglocke, bei deren fröhlichem Klange Deine Seele einst glücklich gewesen ist . . ."

Prisca sank vor ihm nieder und küßte ihm die Hände.

Er sprach weiter: „Ich sage Dir: Dein Versprechen hat vor Gott keine Gültigkeit, und schon der Gedanke an die Erfüllung des Dir aufgezwungenen Gelöbnisses wäre Sünde."

Er schlug das Zeichen des Kreuzes über sie und richtete sie empor.

Sie traten langsam durch die Tür des Felsenkirchleins hinaus in den Abend.

Es hatte leise zu schneien begonnen.

Prisca bemerkte das sanfte, fremde Fallen der Flocken und streckte ihre Arme aus. Da legten sich die silbernen Sterne auf ihr dunkles Kleid. Voll tiefer, innerlicher Fröhlichkeit sah sie den Pfarrer an und sagte: „Signore Curato, die Sterne fallen. Seht, wie wunderbar! Wer hat denn die so wunderschön gemacht? Seht auf Eurem Kleid und hier auf meinem, wie hell es glänzt!"

„Es schneit —" Der Pfarrer sah lächelnd auf den glücklichen Wandel, der in dieser Stunde über das Mädchen gekommen war.

„Das sah ich noch nie."

Sie schritten die Stufen hinab. Auf dem Platze vor der Kirche blieben sie stehen, und der Pfarrer reichte ihr beide Hände zum Abschied. Er sprach: „Wo die Granaten blühn, ist Schnee ein Irrtum der Natur. Fern, hinter hohen Bergen, fällt um die Weihnachtszeit der stille Schnee ganz dicht und tagelang und webt ein weißes Tuch und deckt die Erde damit zu, daß sie darunter schläft —"

In Priscas Augen war eine wundersame Klarheit, auf ihrer Stirne war ein unirdischer, lieblicher Schein —: „Schläft? Wie ein Mensch ausruht in tiefem Schlafe, wenn seiner Seele angst und bange war. Warum das nun gerade heute niedergeht? Sagt Ihr nicht, die Himmlischen geben Zeichen, wenn ein Gebet zum Throne Gottes sich fand? So will ich dies für ein Wunder halten, das mir gesandt ist!"

„Deute Dir das, wie Dein Herz verlangt," sagte der Pfarrer, „nur deute es fröhlich." Dann ging er in sein Haus.

Prisca zündete daheim das Herdfeuer, das herniedergebrannt war, und bereitete alles zu Nina Zenis Empfang. Es war eine stille Freude in ihr. Die Nacht sank, und als Prisca vor die Türe trat, da fielen die weißen Sterne wie vorhin und legten einen leisen Glanz auf Stein und Stiege. Sie dachte: ‚Nun werden sie alle kommen und werden in dem silbernen Falle der Sterne des Himmels gehen. Auch Nina Zeni wird das Wunder sehen — und Ettore Torino wird mit seinen Händen fühlen, was geschah.'

⁂ ⁂ ⁂

Es war sechs Uhr vorüber. Um diese Zeit hatten sie daheim sein wollen.

„He, Prisca Zeni, weißt Du, was geschah?"

Der alte Filippo war den anderen voraufgelaufen und sprang über die Stiege in die Küche.

„Frei ist er, frei!"

Prisca preßte die Fäuste an die Schläfen. „Sahst Du ihn?" fragte sie den Alten. Der erkannte die Furcht, die in ihren Augen war . . .

Und wenn sie ihm nun begegnen müßte, oder wenn er sich noch einmal die Felsengasse herabfände, wie an jenem Tage, da er vor ihr kniete und zu ihr sagte: ‚Liebe Prisca!' Sie entsetzte sich und erfaßte die Arme Filippos. Was sollte geschehen, wenn sie Ettore Torinos Hände nach ihr sich ausstrecken sah?

„Povereta!" sagte Filippo und streichelte ihre Wangen.

„Filippo, weißt Du, daß er mich lieb hat? Und wenn er käme, Filippo —" ihr Gesicht verzerrte sich in wilder Angst

— „und er streckte die Arme wieder nach mir aus —“ Ein qualvoller Schrei brach aus ihrem Munde — „an seinen Händen ist das Blut meines Bruders gewesen!“ Sie sank auf die kalten Steine der Küche und umschlang die Knie des Mannes — „Das Blut meines Bruders!“ stammelte sie. „Und ich hatte ihn doch lieb, u Filippo . . .“

In der Felsengasse wurden Stimmen laut. Nina Zenis zornhelle Rufe drängten sich hindurch.

Da richtete sich Prisca empor. Aber die Knie wankten ihr, und in ihren Augen wuchs das Entsetzen. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Wand neben dem Herd und preßte die Handflächen gegen den kalten Stein. Das Haar hing ihr über die Stirne, sie war bleich, als hätte sie ein Gespenst gesehen. So erwartete sie die Nonna.

Leute traten in das Haus, kamen in die Küche. Niemand wunderte sich über Prisca Zenis verängstigtes Gesicht. Niemandem fiel es ein, daß sie dort stand, als erwartete sie Ettore Torino selber.

Nina Zeni schrie, sie warf ihren Korb in die Ecke und riß ihr Tuch von den Schultern. Es war, als läge die Asche jener Nacht noch in ihren Haaren. Sie zerrte ihr Kleid vor der Brust auf. „Gerechtigkeit? Alle Heiligen! Habt Ihr den Verstand verloren?“

Dabei kreischte sie und hob die Arme wie eine, die Hilfe sucht. Nun trafen ihre wilden Blicke auf Prisca. Sie schrie das Mädchen an: „Er ist heimgekommen, er ist hier in Santa Croce — und Du — wo bist Du gewesen?“

Nina spie nach ihr.

Prisca stand totenblaß und regte sich nicht.

„Du,“ schrie Nina Zeni, „hätt' ich Dich vor achtzehn Jahren liegen lassen, wo Du lagst, so wärst Du im Graben verkommen, und die Geier hätten Dir die Augen gefressen.“ Sie schrie immer wilder: „Ich habe mir die Hände blutig geschafft, damit ihr lebtet, und der, der mir's vielleicht vergolten hätte, den habt Ihr eingescharrt!“

Da sagte Prisca fromm und still: „Vielleicht war das eine Strafe des Himmels.“ Und sie dachte wieder der milden Worte des Pfarrers. Die gaben ihr Mut.

Aber Frau Nina schlug sich die Stirn und wühlte die Hände in ihre Haare: „Barmherzige Jungfrau, jetzt wirft sie mir meine Sünden vor!“

Da schritt Prisca zwischen denen hindurch, die um die Tische standen. Es war totenstill in der Schenke.

„Stoß mich hinaus, Mutter Nina,“ sagte sie. „Ich will arbeiten für fremde, harte Menschen bis mir die Finger bluten. Die Hände sollen mir bluten und die Sohlen der Füße — aber ich will mich nicht mehr fürchten vor Dir und —“

Nina Zeni sprang auf sie zu. Aber Filippo vertrat ihr den Weg; sie drängten sich alle gegen sie und stießen sie fort: „Du bist verrückt, Nachbarin. Die Lieder von Sonnino spuken Dir in Deinem Kopfe. Leg' Dich schlafen, Nina Zeni!“

Etliche Frauen waren an die Türe gelaufen. „Man soll die Carabinieri rufen!“

Nina Zeni aber war vor den drohenden Fäusten gewichen und vor den drohenden Rufen stumm geworden. Sie kauerte in der Ecke hinter dem Herd und hielt die Knie mit ihren Armen umschlungen. So starrte sie vor sich hin.

Der alte Filippo füllte denen, die noch da waren, die Becher mit Wein; sie tranken und gingen. Und Filippo blieb allein und wachte mit Prisca.

Als die Mitternacht vorüber war, hockte Nina Zeni noch in der Ecke beim Herde. Ihr Gesicht war wie altes Pergament, darüber Staub und Spinnen gesponnen haben. Sie begann zu jammern und unklare Worte zu stammeln wie eine Irre. Die Haare waren ihr über die Augen gefallen. Ihre murmelnden Worte wurden klarer . . . „Wie er stand und wie er ging — wie einer, der stirbt!“

„Sie redet von Ettore Torino,“ sagte Filippo leise zu Prisca. Dann trat er zu der Nonna: „Wir wollen Dich auf Dein Lager bringen, Nina Zeni!“ Aber sie starrte ihn wild an und schlug nach ihm. Da ließ er sie hocken.

„Wie einer, der stirbt,“ wiederholte er und senkte nachdenklich die Stirn. „Ein verbrannter Leib, zwei tote Augen, die Marter im Herzen . . .“

Um dieſe Stunde lag Ettore Torino angekleidet auf ſeinem Lager. Die tiefe Stille im Hauſe verriet ihm: es war noch Nacht. Er vernahm den kniſternden Fall der Flocken, die um die Scheiben ſpielten.

Vorhin hatten die Leute grüne Zweige auf die Schwelle ſeines Hauſes geſtreut und hatten die Stufen für ihn mit grünen Blättern gedeckt. Prisca Zeni war nicht unter denen geweſen, die ihn erwarteten.

Und nun dachte er jenes Tages, da er ſeine toten Augen und ſein zerriſſenes Geſicht in den Schoß dieſes Mädchens gepreßt hatte.

Er ſehnte ſich danach: die Hände Priscas möchten wieder auf ſeiner Stirne liegen, und er möchte noch einmal ihre Stimme hören.

Er ſtand auf und öffnete die Tür. Es war totenſtill. Da ſchlich er die finſteren Stiegen hinab und trat in das Freie und taſtete ſich an dem Gemäuer entlang. Warum gaben ſeine Tritte keinen Klang? Er beugte ſich nieder und griff den weichen, kalten Schnee.

Dann ging er, ging immer weiter. Er kam an die Stufen vor der Schenke, er taſtete an der Türe. Die war geſchloſſen. Das hohe, kleine Fenſter ſah er nicht und nicht den Schein des Herdfeuers, der in die ſpäte Nacht fiel. Da ſank er auf die Stufen und lehnte ſich mit dem Rücken gegen die Tür. Die Flocken fielen über ihn, und es war, als käme irgendwo aus den Bergen ein fernes, feines Singen wie der Wind ſingt, der in den Sommermorgen durch das Silber der Oliven ſtreicht.

Filippo hatte drinnen am Tiſche ſeinen Kopf auf die Arme gelegt und ſchlief.

Der Morgen war nahe, und das Dämmerlicht der Frühe mußte ſchon um die Kuppen der Berge ſpinnen. Da legte Prisca neue Scheite in die Glut und nahm die kupfernen Keſſel auf, um Waſſer zu holen; denn über dem Herdfeuer furrte nur noch ein karger Reſt.

Sie öffnete die Haustür und taumelte zurück. Die Keſſel entſanken ihren Händen. Aber kein Schrei des Schreckens kam über ihre Lippen.

„Filippo!“ rief ſie in die Küche. „Filippo!“

Der Alte ſprang empor. Prisca ſtürzte zum Feuer und riß ein Scheit aus der Glut. Mit der freien Hand drängte ſie Filippo aus der Tür. Nina Zeni kroch aus ihrem Winkel hervor und ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht.

Der Schein der Flamme fiel über Ettore Torino.

Filippo aber kniete in den Schnee und legte dem Starren ſeine Hand auf das Herz und hob ſeine Arme.

„Er iſt tot,“ ſagte er.

Prisca beugte ſich hinab über das ſtumme, zerriſſene Geſicht und über die Augen, die längſt geſtorben waren.

„Filippo . . .“ Sie ſank an den Türſtock; das brennende Scheit wollte ihrer Hand entfallen.

Da warf ſie die Fackel hinaus in den Schnee und ſank mit wehem Schrei über den toten Mann.

Abendlied.

Reglos ſteht der alte Baum,
Aller Laut verwehet.
Jedem wünſch' ich ſeligen Traum,
Der nun ſchlafen gehet.

Mir doch kommt der Schlummer nicht.
Mond und liebe Sterne
Tröſten mich mit ihrem Licht:
Hoffe in die Ferne.

Ach, von aller Luſt und Pein
Einmal auch entkleidet,
Wird dies Herz geborgen ſein;
Nichts, was es mehr leidet.

Guſtav Falke.

Digitized by Google

Sieſta. Gemälde von Carl Piepho.

Digitized by Google

Aus dem Tokaj-Hegyalja-Album.

Im Weinparadiese Ungarns.

Eine Herbstfahrt von Carl von Vincenti.

Kaiser Marcus Aurelius Probus, ein Spanier niedriger Herkunft, war ein großer Feldherr und Völkerbändiger. Er schlug die Franken, Burgunder und Vandalen, unterwarf die Sarmaten, züchtigte die isaurischen Räuber an den Grenzen Ägyptens und baute gegen die Deutschen die „Teufelsmauer". Seine größte Großtat jedoch bleibt, daß er den Weinstock brachte. Er brachte ihn im III. Jahrhundert in seine syrmische Heimat und zwang seine Soldaten in friedlichen Zeiten, Weinberge an Rhein und Donau anzulegen, von wo die Rebe an die Theiß kam. Als sechs Jahrhunderte später die Magyaren das Land nahmen, kamen sie in ein bereits altes Weinland. Und wenn auch der Weinbau an der Tokaj-Hegyalja erst im XIII. Jahrhundert, als König Béla IV. Weinbauern aus Italien und Morea mit ihren edelsten Sorten berief, kräftiger aufblühte, so verbleibt doch Kaiser Probus der Ruhm, als Erster Ungarn mit Wein gesegnet zu haben. Éljen Probus a Császár! — Unter den drei Hauptprodukten des gesegneten Ungarlandes — Weizen, Wein und Politik — ist der Wein sicherlich das am meisten sympathische. Süßer Ungarwein spielt in Ostelbien und im Polnischen eine ähnliche Rolle wie Sekt, Mosel, Rhein- und Pfalzwein im Westen und Rotspohn an der Waterkant. An allen diesen Kelchen habe ich im Laufe der Jahre genippt, bisweilen auch etwas mehr, doch einem unverfälschten (!) Tropfen vom Gelände der Tokaj-Hegyalja möchte ich fast den Vorzug geben. Wohl weckt er nicht jene unwiderstehliche Weinfröhlichkeit, womit den verständnisvollen Zecher die Edelgewächse des Westens begnaden, aber sein duftatmendes, mildes Feuer durchglüht den ganzen Menschen mit einem seltsamen, leise rauschigen Wohlgefühl, das etwas an die süß-schwere Ermattung gemahnt, die auf den Genuß von Santorinwein folgt. Als lebte noch ein griechischer Funke im Tokajer. Einen

Weinprobe auf der Veranda der Königlichen Weinbauschule zu Tarczal.

Digitized by Google

Gesamtansicht von Tokaj.

Fehler hat freilich dieses köstliche Gewächs, und zwar einen unverzeihlichen: Man kann nicht viel davon trinken.

Zahlreich sind die rühmenswerten und berühmten Weinlagen im Stefansreiche, nur ein ungarisches Weinparadies gibt's jedoch: die Tokaj-Hegyalja. Die Weinlese beginnt dort meist am 20. Oktober und zieht sich bis Mitte November hinein. Dorthin wallfahren wir. Die Rosen sind längst gestorben, um so übermütiger lodern die Feuerlilien. Nach wundervollen Septembertagen hat der Herbst, der große Kolorist, zwischen Nebelschwaden seine Farbentöpfe hingestellt, seine vollsten Akkorde angeschlagen. Unsere Birken haben ihr Goldvließ umgehängt und die Essigbäume ihren Purpur. Wir fahren von unserem Gutsdorfe aus, mitten im kernungarischen Szabolcs im Nordosten des Landes. Zuerst nach Kisvárda, der zweiten Stadt des Komitates, das die nationale Theiß mit ihren gelben Armen umfängt. Von dort nach Nyiregyháza, der Hauptstadt, und dann nach dem berühmten Gelände, das sich zwischen dem Szaboleser und Zempliner Komitat, zum letzteren gehörig, hinzieht.

Ist doch ein wunderhübsches Ding, solch ein ungarischer Viererzug, was auch die Autoschwärmer sagen mögen. Sie sind doch nur raumrauschige Wegverschlinger, Kilometerfresser. Der rechte Herrenfahrer ist der Vierfahrer. Mit weichem Knirschen gleiten die Räder durch den dünenfeinen, gelben Sand. Über uns verschränken, aus dichtverstricktem Buschwerk emporschnellend, hochwüchsige Akazien ihre Wipfel zu schattenkühlem Laubgang.

Dann sitzen wir im Coupé nach Nyiregyháza. Ein williger Boden. Überall wächst vortrefflicher Landwein. Viel

Tarczal.

Digitized by Google

Die Königliche Weinbauschule zu Tarczal.

Sonnenblumen als Ölfrucht. Wenn ich ihre braunen Gesichter von den überschlanken, schwanken Stauden im Winde nicken sehe, muß ich allemal an Grandville, den genialen Blumensymboliker, denken, der sie so poetisch belebte. Riesige Massen von Krautköpfen sind an den Stationen aufgetürmt. „Ein Jude," erzählt uns der junge Fürst Zoard Odescalchi, der in der Gegend blühende Hanfkulturen besitzt, „hat hier voriges Jahr 80 000 Gulden im Kraut verdient." Die lange Bahnstraße nach Nyiregyháza hinein ist mörderisch durch die Staubplage. Im übrigen nimmt die Komitatsstadt einen hauptstädtischen Anlauf. Reger Verkehr, schöne Hauptkirche in phantasievollem Stil, Museum, komfortables Hotel, dazu das unvermeidliche Denkmal. Nicht arm ist ja Szabolcs an denkmalwürdigen Söhnen. Ich nenne als die bekanntesten den vor einigen Jahren verstorbenen Reichsfinanzminister Benjamin von Kállay, den ausgezeichneten Regenten der bosnisch-herzegowinischen Reichslande, den Maler Benczur, den Lyriker Abrányi, Professor Korányi, der einer der berühmtesten Ärzte Ungarns ist, die Brüder Grafen Desewffy, Emil, Josef und Marcell, glühende Patrioten und bedeutende Schriftsteller. Der in Nyiregyháza auf dem Sockel steht, ist Bessenyi, einer der Wiederhersteller des ungarischen Schrifttums, der aus theresianischer Zeit in das XIX. Jahrhundert hineinragt. Er schrieb in drei Sprachen und war auch einer der stärksten Männer seiner Zeit. Am Wiener Hofe vor Maria Theresia produzierte er sich, indem er einen Kürassier zu Pferd in voller Ausrüstung hoch emporhob und von sich schleuderte. —

Von hier aus durchschneidet die Bahn

Der Theresienberg mit Kapelle.

Digitized by Google

Kapelle auf dem Thereſienberg zu Tarczal.

teilweiſe früheres Überſchwemmungsgebiet, wo es vor der Theißregulierung ſchwere Heimſuchungen gab. Vergebens würde man heute die vordem blühende Ortſchaft Nagyfalu ſuchen: die Waſſer haben ſie verſchlungen. Dort drüben, wo ſich der Fluß wie eine träge gelbe Rieſenſchlange ins Alföld windet, ſtößt eine blanke Turmſpitze in den Himmel. Es fällt das Wort: Tiſza-Eſzlár. Der Ort verdankt dem größten Ritualmordprozeß der Neuzeit ſeine traurige Berühmtheit. Vor fünfundzwanzig Jahren ſuchte jedermann dieſen verlorenen Fleck auf der ungariſchen Karte. Station Rakamaz: die imposante Kuppel des Tokajer Berges, 516 Meter hoch, die ſich ſchon aus der Ferne vom klaren Himmel ſcharf abgehoben hat, tritt uns jetzt ganz nahe. Drei Kirchtürme grüßen. Wir paſſieren eine Kettenbrücke; unten liegt ein kleiner Dampfer. Langgeſtreckt ſchmiegt ſich die uralte Weinſtadt Tokaj längs der Bodrog und der Theiß, die ſich hier vereinen, an den Oſtfuß des Berges. Dann biegt die Bahn gen Weſten und erreicht Tarczal, die zweite am Fuße des Tokaj-Hegy gelegene Weinſtadt.

Die Tokaj-Hegyal umfaßt fünf geographiſche Quadratmeilen. Sie bildet den ſüdlichſten Ausläufer jenes vulkaniſchen Gebirges, das ſich von Eperies faſt ununterbrochen bis Tarczal erſtreckt, wo es kühn in das große ungariſche Tiefland vorſtößt. Vor der Hegyalja breitet ſich eine Alluvialebene aus, die von der nördlichen Bodrog und der ſüdlichen Theiß beſpült wird. Weingebiet iſt etwa ein Fünftel des Areals. Die ſo geſchätz-

Gelände aus der Staatlichen Rebſchule zu Tarczal.

Digitized by Google

Thujenallee vor dem Preßhaus der Staatlichen Weinberge zu Tarczal.

ten Weine wachsen in einundzwanzig aneinander grenzenden Lagen, um die sich im weiten Kreise noch fünfundzwanzig weinbauende Ortschaften gruppieren. Ein kräftiger, fleißiger, stockmagyarischer, die Sprache rein und schön sprechender Menschenschlag bevölkert dieses gesegnete Gelände. Überall wird Geschichte lebendig. Die großen ungarischen Namen aus dem so stürmischen XVII. Jahrhundert, besonders die Rákóczy, Báthori, Bocskai, Tököly, klingen hier im Volke fort. Die Stadt Tokaj selbst bestand schon zur Zeit der Landnahme. Slawen bewohnten und befestigten sie. Árpád, der Landnehmer, schenkte dem tapferen Turzoll das Land am Bach Takta bis zum Zusammenfluß der Bodrog und der Theiß. Der baute hier eine Burg, die gegen Mitte des XIII. Jahrhunderts von den Tataren zerstört wurde, um erst zwei Jahrhunderte später von Böhmen wieder aufgebaut zu werden.

Im Jahre 1593 besetzt Sigmund Báthori, Fürst von Siebenbürgen, Tokaj. Dann kommt Stefan Bocskai, der Bekämpfer des Jesuitenkaisers und Protestantenverfolgers Rudolf II.; darauf Georg Rákóczy, nach Gabriel Bethlens Tod Fürst von Siebenbürgen und von Sultans Gnaden Oberherr der Moldau und Walachei; nach ihm des großen Franz Rákóczy II. Stiefvater, Graf Emerich Tököly, aus einem Zipser Geschlecht, der 1683 mit Kara Mustapha vor Wien zieht. Zuletzt nimmt Franz Rákóczy selbst Besitz von Tokaj. Er läßt die Burg dem Erdboden gleichmachen, Bodrog und Theiß darüber hinleiten. Im

Das Preßhaus der Staatlichen Weinberge. (Rechts der Verfasser.)

Digitized by Google

Jahre 1715 wird er besiegt, die Stadt ergibt sich den Kaiserlichen und wird ärarisches Gut. Wo einst die Burg gewesen, stehen heute die sogenannten Burghäuser, und der Theißarm, der sie umschlang, ist heute die „tote“ Theiß. Auch sonst im Gelände leben Rákóczy-Erinnerungen.

Winzerinnen.

Station Tarczal! Unsere Studienstation. Denn hier befinden sich die Königliche Weinbauschule und die Verwaltungssitze der staatlichen und der königlichen Weinberge der Hegyalja. An der Station erwartet uns das elegante Gefährt des Direktors Alexander v. Hegedüs. Unser Ziel ist die Winzerschule außerhalb der Stadt am Fuße des Theresienberges. Ein stattliches Gebäude in gefälligem Rustikalstil mit Vorgarten und Veranda, auf deren Treppe uns in Vertretung des abwesenden Direktors Inspektor Theodor Balogh herzlich willkommen heißt. Echt ungarische Gastfreundschaft wird hier geübt: Angenehme Unterkunft, köstliche Tropfen, kräftiger Imbiß. So sind wir zum ersten Rundgang gestärkt. Der Gesamtbesitz der staatlichen Weinbauschule umfaßt 127 Katastraljoch (das Joch = 0,5755 Hektar). Davon kommen auf die Weingärten des Theresienberges, teils einheimische, mit Schwefelkohlenstoff aufrechterhaltene Reben, teils amerikanische Veredelungen an 20 Joch; auf die amerikanische Mutteranlage 30, auf die Rebschule 15, die Baumschule 20 und den Obstgarten 19 Joch.

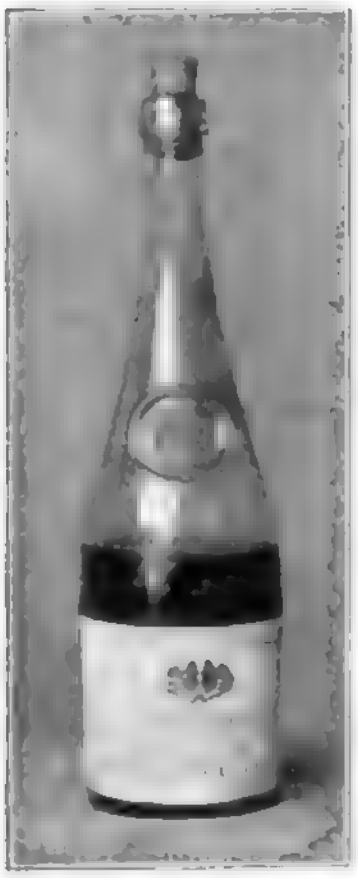
Beim Auslesen der Trockenbeeren.

Ein strahlender Herbsttag ist's. Zarte Goldschleier, hie und da grün und purpurbestickt, sind über die sanftbesonnte Anhöhe geworfen. Man atmet

Digitized by Google

mit Wonne die hier staubfreie Luft. Ein leiser Wind streicht über die Pflanzungen, sein Fittich duftet nach Wein. Solche Herbsttage sind Segenstage der Hegyalja. Und sie brachten einen vortrefflichen 1906er, viel Trockenbeeren. Vom Scheitel des 200 Meter hohen Theresienberges schimmert, ein Silberschrein, blendend weiß sich vom mildblauen Himmel abhebend, die Kapelle, welche Maria Theresia, die große

Ganzglorek, Original-Ungarweinflasche.



Tokayer-Original-flasche. Aus der K. K. Hofkellerei.

Königin, erbauen ließ. Langsam steigen wir empor. Der Kodak tritt in Aktion. Viel Charakteristisches bekommt er nicht abzuknipsen, denn die Neuzeit hat auch hier die Lokalfarbe von Menschen und Dingen fast weggewischt. Von oben schweift der Blick gen Westen, nach den schönen Bükkbergen, gen Südwesten in das weite Brotland des Alföld: Wein und Brot! Tokaj gibt dem altberühmten Gewächs der Hegyalja den Weltnamen, doch nicht den allerköstlichsten Wein; aus dem Perlit des Tarczaler Theresienberges, dem reinen Tonboden von Mád und Tálya wächst bisweilen noch Köstlicheres. Nach dem Abstieg gehen wir an der Rebschule entlang. Die Stöcke sind in Reihen gepflanzt (Lauben finden sich fast nur in Bauernweingärten); die Sorten sind auf weißen Tafeln angegeben. Wir lesen: Chasselas blanc. Vor dem großen Einbruch der Reblaus waren die berühmtesten Traubensorten der Hegyalja: Furmint (ein wohl aus Italien importierter Name), Weißling (fehér szölö), Lindenlaubiger (hárslevelü), Augster (gohér). Diese vier Sorten lieferten die edelsten Trockenbeeren zum Tokajer Ausbruch, der den Weltruf des Geländes begründet hat. Das überaus Zarte der Bälge, die frühe Reife, die Saftfülle, die Feinheit des Geschmacks und der Überreichtum an Zuckerstoff eigneten sie besonders dazu. Nach diesen vier edelsten Sorten rangierten: Muskateller, weiße Geißtuten, Batai und Purcsin. Auch heute kommen in erster Reihe Furmint und Lindenlaubiger für den Aszúbor (Ausbruch) in Betracht.

Nun stehen wir vor dem Preßhaus, zu dem von der Winzerschule eine schöne breite Thujenallee emporführt. Weiber halten im flachen Korbe die geherbsteten Trauben, Männer sind beim Auslesen der Trockenbeeren. Wie entstehen nun die Trockenbeeren, deren wohlgeratene Ausbildung eine Hauptbedingung einer wertvollen Lese bildet? Die Traube muß Ende September vollständig reif sein, dann braucht sie mehrere Tage Regen, damit die Beeren aufspringen. Es verdampfen nun die Wasserteile, der Pflanzenzucker wird bräunlich, die Beere

Ein Kulatsch, ungarische Originalweinflasche.

Digitized by Google

Blick in die amerikanische Mutteranlage in Tarczal. (Abendstimmung.)

runzelig und verschrumpft. Kühlere Jahrgänge, die keine Trockenbeeren liefern, sind zwar quantitativ ertragsreicher, zählen jedoch qualitativ zu den schlechteren. Ausbruch wächst nur zwischen 400 und 1200 Fuß am Gelände hinauf, unter 400 Fuß herab nicht mehr. Wir treten in das Innere des Preßhauses. Überall dieselbe Ordnung und Sauberkeit, die wir schon in der Winzerschule gefunden. Im Gärraum liegt ein Aufgebot von Fässern, das auf die Kellerschätze vorbereitet. Lustig surren und tanzen die weißporzellanenen Gärspunde. Die Fässer werden hier niemals bis zum Rande gefüllt und stark verstöpselt. So nimmt die Kohlensäure den leeren Raum oberhalb des Weines ein und da sie, schwerer als die atmosphärische Luft, fortwährend über der Weinfläche schwebt, gestattet sie nur sehr geringen Sauerstoffmengen der Luft Zugang zum Weine, wodurch die Hegyaljaweine ihre außerordentliche Lebensfähigkeit erlangen. Beim Kerzenschein durchwandern wir die Kellergänge, um, fast rauschig, wieder zum Tageslicht emporzusteigen.

Ein reiches Menu erwartet uns; dann ist Ruhepause. Inspektor Balogh erzählt in fesselnder Weise von der Glanzzeit der Hegyalja, der Weinbereitung, den Handelsverhältnissen. Die Glanzperiode fällt vor das Jahr 1780, vor die Teilung Polens. Die Polen sind bekanntlich Süßesser und Süßtrinker. Sie waren denn auch die besten Kunden des Weinproduzenten der Hegyalja, der seinen

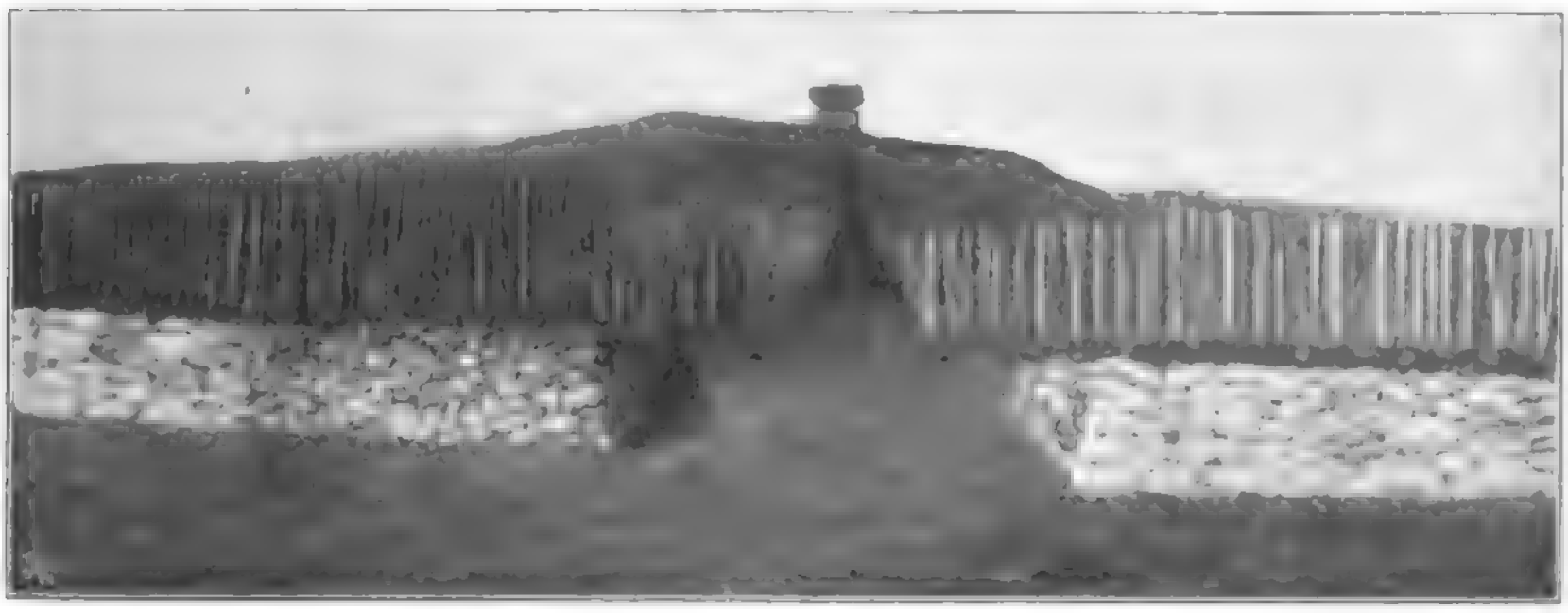
Tálya.

Digitized by Google

Mád.

Wein damals zu Hause verkaufte. Die Weinlese war der großartigste Weinmarkt; als Mittelpunkt des Verkehrs galt der auf dem Wege nach Satoralja-Ujhely reizend gelegene Marktflecken Mád, der noch anfangs der sechziger Jahre 885 Joch Weingärten besaß. Hier war zur Lesezeit der Sammelplatz der großen Weingutsbesitzer und fremden Weinhändler, der Schauplatz endloser, üppiger Feste, wo von allen Seiten die Viererzüge herbeieilten und den Zigeunerkapellen die Dukaten nur so zuflogen. Hier wurden auch die Preise für den Ausbruch und die Hegyaljaweine überhaupt bestimmt. Der Fall Polens und die zwischen Ungarn und den Erblanden aufgerichteten Zwischenzollschranken bewirkten einen schweren Rückgang. Erst mit Aufhebung der Zwischenzölle im Jahre 1848 und nach Überwindung der Revolutionsnachwehen kam langsam eine bessere Zeit. Am 30. Oktober 1853 wurde durch den Fürsten Ferdinand Bretzenheim, einen der reichsten damaligen Weingutsbesitzer des Geländes, in Mád zur Förderung des Weinhandels die Gründung einer Aktiengesellschaft angeregt, welche vier Jahre später unter dem Vorsitz des Grafen Georg Andrássy als Tokaj-Hegyaljaer Weinkultur-Gesellschaft ins Leben trat.

Da kam das Jahr 1885 und mit ihm die Reblaus, die innerhalb fünf Jahren das ganze Gelände von Grund aus verwüstete. In ganz Ungarn hatte das heimtückische Insekt nicht weniger als 300000 Katastraljoch Weinberge vernichtet. In der Hegyalja fielen ihr 14000 Joch zum Opfer, und nur zwei von den früheren Weingärten blieben verschont. Die Rekonstruktionsfrage kam erst in Fluß, als der Staat sie in die Hand nahm. Im Jahre 1894 bewilligte das Parlament für sie einen Kredit von 25 Millionen Gulden. Der sehr langsam fortschreitende neue Aufbau dauert heute noch an. In der Hegyalja sind bis jetzt 8000 Joch rekonstruiert worden. Was jedoch nicht wieder aufgerichtet werden konnte, ist die alte Herbstfeststim-



Teil des berühmten Mádер Weingebirges.

Digitized by Google

mung. Heute geht die Lese geräuschlos vor sich, und meist sind es nur mehr die bäuerlichen Besitzer, die sich von den Zigeunern aufspielen lassen.

Die Weinbereitung und -behandlung geschieht auch heute noch nach dem alten System, weil die Entwicklung der Hegyaljaweine eine längere Zeit beansprucht, als die anderer Weine. Man unterscheidet nach der Bereitungsweise folgende Sorten: Essenz (essenczia), Ausbruch (aszúbor), Wendung (forditás), Szamorodni, Nachwein (máslás). Essenz wird als kostbare Seltenheit bereitet. Die gleich bei der Lese von den Trauben gepflückten Trockenbeeren werden in unten durchlöcherte und mit Zapfen geschlossene Bottiche geschüttet, worauf der unter dem Druck der eigenen Schwere hervorquellende Saft in die untergestellten Gefäße abfließt. Dieser ist so zuckerhaltig, sirupartig konsistent und süß, daß er erst in einer langen Reihe von Jahren zum genießbaren Weine von intensivstem Aroma wird. Will man süßen Ausbruch, so mischt man in ein Faß von 140 Liter gewöhnlichen Mostes, je nach dem gewünschten Süßigkeitsgrade, eine bis fünf Bütten Trockenbeeren (zu je zehn Liter) ein. Diese Maische wird dann in andere Bottiche gegeben und zu einem Brei zerstampft, der, wieder in eigene Kufen geschüttet, bei wärmerem Wetter 12, bei kälterem 48 Stunden stehen bleibt, einigemale aufgerührt, dann vermittelst Preßsäcken abgeseiht und ins Faß gegossen wird. Fünfbüttiger Ausbruch ist natürlich der süßeste. „Wendung" oder zweiten Aufguß erhält man durch Übergießung der ausgestampften Ausbruchtreber; man rührt diese zweite Maische durcheinander, läßt sie etwa fünf Stunden stehen und drückt sie dann mit Preßsäcken aus. Szamorodni heißt der feurige Wein, der aus Trauben bereitet wird, von denen die Trockenbeeren nicht abgelesen wurden. Der ausgepreßte Saft kommt ins Faß, die in den Preßsäcken zurückgebliebenen Treber in Bottiche, werden ausgetreten und wieder mit dem Saft übergossen. Das Ganze bleibt dann einige Stunden stehen, bis die Gärung eintritt. Darauf kommt die Flüssigkeit wieder in Säcke, wird ausgetreten und dann in ein Faß geschüttet. „Nachwein" endlich ist ein Produkt der Kellermanipulation. Ausbruch oder Szamorodni wird nämlich vom Lager gezogen und mit gewöhnlichem Hegyaljaer Wein aufgegossen, eine Mischung, die sich zu einem lieblichen Getränk entwickeln kann.

Das ungarische Weingesetz vom Jahre 1893 hat ohne Zweifel einen gewissen Schutz für die Weinbereitung erreicht. Es verbietet unter Ausschluß einer Menge früher erlaubter Ingredienzien strengstens Wein aus etwas anderem als Weintrauben zu bereiten. Speziell beim Tokajer wird nicht einmal die Verwendung von Zucker gestattet. Auch darf nur

Digitized by Google

jener Wein als Tokajer etikettiert werden, der nachgewiesenermaßen in der Hegyalja gewachsen ist. Inwieweit das Gesetz die Geheimrezepte der Weinpanscherei unschädlich gemacht hat, läßt sich schwer beurteilen. Wie ziemlich allgemein bekannt, gibt es einen sogenannten Uso-Tokajer, zu dem spanische, griechische und italienische Rosinen und Cibeben benutzt werden. Es bekommt dieser Uso einen Zuckerzusatz vor der Gärung, oder man gibt zum vergorenen Traubensaft eine Zuckerlösung. So war's wenigstens vor dem Weingesetz.

Weinprobe! Inspektor Balogh läßt wohl ein Dutzend Sorten in bescheidenen weißen Flaschen aufmarschieren. Wir beginnen mit den minderen und steigen bis zur Essenz auf. Da ist ein herber 1904er Mádер, auf den wir einen 1902er Szamorodni folgen lassen. Obwohl ein schlechter Jahrgang und etwas säuerlich, verleugnet er doch nicht den ausgeprägten, eigentümlichen Geschmack und das Bouquet, welche dieser Sorte eigen sind; nur das kräftige Feuer vermißt man. Nun kosten wir zwei Jahrgänge Tolcsvaer, 1903 und 1901, der eine milde und süß, wie er an den hohen Rhyolithbergen wächst, der zweite ein höchst angenehmer „Máslás". Folgt ein 1901er Sárospataker, köstliches Gewächs, das von einem 1904er Ausbruch von Olasz-Liszka an würziger Süße und Kraft noch übertroffen wird. Die höchste Note gibt eine 1901er Essenz aus Tolcsva, eine Trinkkostbarkeit, die nicht in den Handel kommt und wovon ein halber Liter mit 50 Kronen bewertet wird. Kein Wunder, daß wir in dankbarster Stimmung für das Genossene auf der Veranda draußen unsere Befriedigung in einem kräftigen „Éljen a Király!" ausklingen lassen . . .

Dann geht die Fahrt nach den mitten in der Weinstadt gelegenen Direktionsgebäuden der Königlichen Weinberge. Wir passieren die amerikanische Mutteranlage, die einen malerischen Anblick bietet. Die Reben sind nämlich an sehr hohen Stöcken gepflanzt und fallen in graziösen Girlanden in schlanker Zeltform herab. Eine größere Winzergruppe, ernste, stille Menschen, ist mit Auslesen der Beeren beschäftigt. Direktor Aladár v. Rétу und seine anmutige, junge Frau empfangen uns mit gewinnender Liebenswürdigkeit. Das Haus ist ein alter Bau mit weitläufigen Räumen voll schöner, alter Möbel, darunter erlesene Empirestücke. Im Preßhause ist eine hydraulische Presse im Betrieb; im Gärraum liegen blankumreifte Fässer von sieben bis acht Hektolitern. Schwere, öldicke Flüssigkeit träufelt unter einer Presse in den Bottich. Herr v. Rétу fängt sie in einem Glase auf, wir kosten: Sechzig Prozent Zuckergehalt! — Die Königlichen, 100 Katastraljoch umfassenden Weinberge am Tokaj-hegy sind etwa dreiviertel Stunden von Tarczal auf dem Weg nach Tokaj gelegen. Kommt man näher, so sieht man hie und da eine schwarze Röhre

Erdö-Bénye.

Digitized by Google

Sáros Patak.

aus den sanft ansteigenden Weingärten emporstarren: eine Wetterkanone (viharágyú), womit schwerdrohende Wolken beschossen und zerstreut werden.

Es wird Abend. Gen Untergang glüht's. Ein unendlicher Friedenszauber liegt auf der herrlichen Landschaft, aus welcher, klarumrissen, der gesegnete Berg wahrzeichenhaft emporsteigt. Die letzte Lese vor Feierabend. Man zeigt uns das Lesegefäß: ein Schaff mit zwei angehängten Blechgeschirren, eines für die faulen, das andere für die Trockenbeeren. Wir tauchen die Hand in einen Bottich mit Trockenbeeren ... Furmint und Lindenlaubiger. Rasch improvisiert der zuvorkommende Aufsichtsbeamte eine Traubenjause. Es ist eine gar verlockende Auslage. Zum Abschied wird ein Ehrenschuß für uns aus der Wetterkanone abgegeben. Das singt und säuselt und wirbelt mit dumpfem Schall den Luftstrudel hoch empor. Es soll dieses Wolkenschießen, versicherten die Leute, bisweilen nicht vergeblich sein ...

Eine Bahnfahrt dem rechten Bodrogufer entlang, nach Sátoralja-Ujhely, der Hauptstadt des Zempliner Komitates und vorletzten Weinstation der Hegyalja nach Norden zu, lohnt sich. Die Besitzverhältnisse haben sich zwar seit der Reblauskatastrophe vielfach geändert und verschoben, aber auch heute sind unter den Weingutsbesitzern und Kellermanipulanten der Hegyalja Mitglieder der ersten Familien des Landes. Ich nenne einen Fürsten Windisch-Grätz, die Grafen Julius und Alexander Andrássy, den Grafen Stephan Tisza, die Grafen Dessewfy, Szirmay, Almásy, Eugen Pongrácz, die Familie Draskóczy. Als beste Lagen gelten, von Tarczal und Tokaj abgesehen: Tálya, Mád, Olasz-Liszka, Kisfalud und

Tolcsva.

Digitized by Google

Zsadány. An die Tályaer Weine knüpft sich eine Überlieferung. Das 1562er Tridentiner Konzil hat sie nämlich besonders ausgezeichnet. Und man weiß, die Herren vom Schlüssel Petri verstehen sich auf einen guten Tropfen. Der Vertreter Ungarns auf dem Konzil, Georg Draskovits, Bischof von Fünfkirchen und später Erzbischof und Kardinal von Kaloesa, hatte Talyaer Wein mitgebracht. Er reichte dem Papste ein Glas; der kostete und brach in die Worte aus: „Summum pontificem Talia vina decent.“ Olasz Liszka hat seinen Namen von den Italienern, welche König Béla aus den venezianischen Besitzungen kommen ließ, um die während der Tatarennot verwüsteten Weinberge wieder herzustellen.

Unter den Lagen zweiter Güte sind einige in mehrfacher Hinsicht interessant. Zunächst Bodrog Kereszstur, eine kleine Stunde von Tokaj, mit seinen in Perlit gehauenen Kellern. Seit Katharina II. von Rußland lag hier bis 1800 eine russische Militärkompagnie, welche den Weinkauf für den Petersburger Hof besorgte. Es wird wohl mehr Wein durch die russischen Soldatenkehlen geflossen sein, als nach der Newa verfrachtet wurde. Erdö-Bénye, in dessen Nähe ehedem nach Gold und Silber geschürft wurde, sendet seine besten Weine unter dem Namen „Zsákosak“ in den Handel. Hier befindet sich der größte Keller der Hegyalja, ein zwei Etagen bildendes, zweiundzwanzigfach verzweigtes Labyrinth, das ohne jedes künstliche Gewölbe in den Bimssteintuff des Nyolith gehauen ist und 2000 Fässer birgt. Dieser Felsenkeller ist historisch. Er gehörte ehedem der Familie Rákóczy, die auf diesem Hotter ausgebreitete Weingärten besaß. Einen ähnlichen Keller und ein Schloß dazu besaßen die Rákóczys in Sáros-Patak, dem auf mäßig hohen Trachytplateau an der Bodrog gelegenen Marktflecken. Das Schloß war von 1617 bis 1671 Rákóczy-Besitz. Hier wurde Georg Rákóczy begraben, und feierte Franz

Szántó mit seinen Weinbergen.

Rákóczy I. seine Hochzeit mit Helene Zrinyi. Der rote Schloßturm grüßt weithin. Später waren Schloß und Keller im Besitz des Fürsten Bretzenheim, heute gehören sie dem Fürsten Windisch-Grätz. Über Tolcsva, das ins Alföld schaut und einen Königlichen Keller besitzt, steigen hohe Nyolithberge empor; am Térhegy wächst köstlicher Wein bis weit über 1100 Wiener Fuß hinauf. Das schöne Kastell in Monok ist gräflich Andrássyscher Besitz. Szánto grüßt mit seinem Sátorhegy (Zeltberg) weithin. Ujhely endlich blüht kräftig empor. Hier nehmen wir Abschied vom Gelände und wenden uns nach Nyiregyháza zurück. Unvergeßlich wird uns diese Herbsttour ins Weinparadies der Hegyalja bleiben.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Jenseits der Berge. Von C. Frhr. v. d. Goltz.

Nur wer jemals auf gutem Pferde, gehörig ausgerüstet, bei froher Stimmung und kräftiger Gesundheit in einen noch unbekannten Landstrich hineingeritten ist, vermag den Zauber zu begreifen, der im Leben des Erforschers liegt. Die echte Reisefreude beginnt erst dort, wo die genaue geographische Kenntnis aufhört, wir auf spärliche Nachrichten über das vor uns liegende Land angewiesen sind und jeder Schritt nach vorwärts eine Überraschung bringen muß, deren Erwartung das Herz mit Spannung erfüllt. Die weißen Flecken in der Landkarte werden ja leider immer seltener auf unserer Erde, und nach wenig Generationen gibt es wohl kaum noch einen davon auszufüllen, es sei denn am Nord- oder Südpol. Vor dreizehn Jahren aber, wohin meine Erinnerung heute zurückschweift, waren ihrer selbst auf europäischem Boden noch verschiedene zu finden.

Einer davon hatte es mir besonders angetan, das Ländchen Zagor, wie es die Türken, Zagora, wie es die Slawen, oder Zagorion, wie es die Griechen nennen. [Das Z wird übrigens ganz weich, wie S, gesprochen.] „Jenseits der Berge" heißt es in der Verdeutschung, und so wird es in der Tat auch am besten bezeichnet. Es liegt auf der Grenze von Epirus und Albanien nördlich des Sees von Janina, gegen die übrige Welt von starren Bergketten abgeschlossen. „Terrains inexplorés" schrieb damals Kieperts neueste Karte der Balkanhalbinsel an jene Stelle.

In Konstantinopel hatte ich allerlei Abenteuerliches über Zagora gehört. Ein besonders unbändiger Volksstamm sollte „jenseits der Berge" hausen, der bei jeder Unruhe im Lande Zuzug von der nahen griechischen Grenze erhielte, um die anliegenden Gebiete zum Aufstande zu bringen. Besondere militärische Vorkehrungen waren für einen Mobilmachungsfall getroffen, um das zu verhindern.

Selbst in Janina, wo der dienstliche Teil meiner Reise abschloß, die einer Vorbereitung für die Verteidigung der griechischen Grenze galt, war nur wenig über Zagora zu erfahren. Nördlich des Sees, an dessen Ufern sich die freundliche, ziemlich ausgedehnte Stadt hinstreckt, erhebt sich, steil emporsteigend, die kahle Wand des Mischgel oder Mitschikeli Dagh. Starr und geschlossen, wie ein gestrenger Wächter, der ein Heiligtum zu bewahren hat, stand sie zu unserer Rechten, als wir am Seeufer zunächst in nordwestlicher Richtung der Chaussee nach Konitza folgten.*) Unsere kleine Reisegesellschaft setzte sich aus türkischen Generalstabsoffizieren, denen Zagora noch unbekannt war wie mir, und einem Begleiter aus Janina zusammen, einem jungen intelligenten Kavallerieoffizier, den uns der Gouverneur von Epirus, der tapfere Verteidiger von Gonij Dubniak, Achmed Hifzi Pascha, mitgegeben hatte. Aber auch dieser Führer war nur einmal bis zum Hauptorte Tschepelovon (oder Tschepelova) gekommen, bis wohin er die Wege kannte.

Es war ein glühend heißer Tag, der 5. Juni 1894, und nur hin und wieder bot uns ein mächtiger Ahorn oder eine Platane Schatten zu kurzer Rast. Eine davon maß ich und fand, daß sie an fünf Meter Umfang hatte. Diese einsamen Baumriesen sind die Wohltäter des Reisenden im orientalischen Süden; denn meist bergen sie unter dem breiten Laubdach eine Tscheschme, die steingefaßte rieselnde Quelle, der das klare Bergwasser oft aus weiter Ferne zugeführt wird. Die meisten tragen Inschriften, fromme Sprüche oder Wünsche für den Wanderer; denn sie verdanken insgemein milden Stiftungen ihren Ursprung. Die Gründung eines Brunnens an der Straße gehört zu den guten Werken, die dem Moslem zum besonderen Verdienste gereichen.

Drei Stunden lang ritten wir nur wenig ansteigend dahin, bei dem schattigen Lycostomo-, dem „Wolfsmund"-Han (Han = Wirtshaus) und dem Asphaki-Han vorüber. Dann zeigte sich zu unserer Rechten an der Bergwand das altertümliche Kloster Asprovangel- oder Asprangeli-Monastiri (Monastir-Kloster), ehemals ein bekanntes Räuberasyl, dem ein festes türkisches Blockhaus, der Dovrakule, sein Dasein verdankt. Bald danach verließen wir die Chaussee, um nach Norden hin die kahle, brennende Felswand zu ersteigen.

Eine prachtvolle Aussicht bot sich dem rückwärts gewendeten Blick noch lange über die Ebene von Janina und auf die fernen, vielbesungenen Berge von Sfuli dar, deren Einwohner sich sagenhaften Ruhm in den Kämpfen gegen Ali Pascha von Janina, den großen Tyrannen und Kulturträger des modernen Epirus, erwarben. Um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hauste dieser gewaltige Despot in jenen Gegenden, aber sein Andenken ist lebendig, als sei er erst gestern verstorben, und wo

*) Zum Zurechtfinden genügt die Karte der Balkanhalbinsel eines jeden besseren Hand- oder Schulatlas.

man nach dem Urheber eines großen Baues, einer Brücke, einer Straße fragt, antwortet der Landeskundige stolz: „Das hat Ali Pascha gemacht."

Nach einer guten Stunde war die Paßhöhe erreicht, unter der uns eine herrliche Quelle, die Dovra Tscheschmessi, noch einmal erquickte. Jenseits davon lag Zagora. Über Steingeröll führte unser Weg uns in eine Felsenge hinein, die schmaler und schmaler wurde. Janina hinter uns verschwand; dafür schweifte der Blick zunächst nordwestlich über hohe Berge mit schmucken Dörfern, deren weiße Mauern aus grünen Bäumen hervorlugten. Eines davon wurde mir als Sietza, der Sommeraufenthalt des Vali, bezeichnet, wohin dieser mich sogar dringend zu längerer Ruhe geladen hatte, für die man im glücklichen Orient ja immer die nötige Zeit hat.

Zwischen zwei gewaltigen Steinblöcken bot sich uns ganz plötzlich eine merkwürdige Aussicht, der erste Einblick in die Gebirgswelt hinter dem Mischgel Dagh: ein Gewirr von Felsen, Wäldern und Bergen, von senkrecht in blauende Tiefen abstürzenden Wänden, scharf eingeschnittenen Schluchten, den berühmten cañons der Felsengebirge ähnlich, und auf schneebedeckte Häupter, von denen der mächtige Rathovol, ein dem mystischen Olymp ähnlicher, breiter Rücken, alle anderen überragte. Ein Montenegro im kleinen lag vor uns, in dem man zunächst von Straßen und Pfaden keine Spur entdeckte.

Über Steingeröll hinweg begannen wir dann gegen Dovra, das erste Dorf im Ländchen Zagora, das auf unserem Wege lag, hinabzusteigen, und als die Enge sich öffnete, erwarteten uns zwei Überraschungen. Vor uns in der Tiefe lag ein ansehnlicher, großer Ort mit stattlichen Gebäuden, wie wir ihn in dieser Einöde gar nicht erwartet hatten, und sodann kam uns eine zahlreiche Abordnung der Einwohnerschaft entgegen, um uns auf dem Boden von Zagora feierlich zu begrüßen.

An ihrer Spitze schritt ein junger europäisch gekleideter Mann einher, dessen Äußeres alle Attribute des modernen Großstädters und Stutzers verriet und der uns in fließendem Französisch mit einer längeren Antrittsrede begrüßte. Er brachte die Freude seiner Mitbürger über unser Kommen mit echt orientalischer Höflichkeit zum Ausdruck. Selbstverständlich lud er uns in deren Namen feierlich ein, in Dovra zu rasten und nicht weiter zu reisen.

Der erste Eindruck, den ich von dieser Begrüßung empfing, läßt sich am besten durch die drastische Redewendung wiedergeben, die der Berliner in solcher Lage zu brauchen pflegt: „Nu brate mir eener en Storch, aber die Beene recht knusperig" — und meine Antwort lautete nicht viel anders als: „Wie in aller Welt kommen Sie denn hierher?" Daß sich abendländische Sommerfrischler schon bis Dovra verirrt haben sollten, schien mir unwahrscheinlich, wenn ihnen auch viel zuzutrauen ist. Es mußte mit dem Fremden seine eigene Bewandtnis haben, und ich erfuhr denn auch, daß der Sprecher Herr Michael Bokumi, ein echtes Kind von Zagora sei. „Unser Land hat nur Wasser, Steine und Wald. Es ist nichts darin zu erwerben, und seine jungen Männer ziehen alle hinaus in die weite Welt, bis nach Stambul, nach Alexandrien, Bagdad und Bombay, um ihr Glück zu versuchen. Aber wir lieben unsere Heimat, und im Alter kehren wir zurück, um hier ein Haus zu bauen, zu wohnen und unsere Tage zu beschließen. Kein rechter Sohn von Zagora wird seinen Bergen dauernd untreu."

Ganz Dovra empfing uns mit lautem: „Zito, Zito"-Rufe, und eine singende Kinderschar begrüßte uns mit patriotischen Liedern. In der Mitte des Ortes, unter zwei großen wilden Kirschbäumen, war alles schon zu unserer Bewirtung vorbereitet, und um die guten Leute nicht zu kränken, mußten wir uns, ganz gegen unsere erste Absicht, zu einem längeren Aufenthalt bequemen.

Hütten- oder Höhlenwohnungen eines entlegenen Berglandes mit wild aussehenden Bewohnern hatte ich erwartet und sah mich statt dessen in einem sauberen, ansehnlichen Flecken von etwa 120 bis 140 Häusern, der mich lebhaft an einen der primitiveren deutschen Badeorte in den heimischen Mittelgebirgen erinnerte. Alle Häuser waren in Stein gebaut und durchweg zweistöckig, mit Schiefer gedeckt, viele mit einem Frontispiz, Fenster und Türeinfassungen lichtblau gestrichen. Deutlich erkannte man nach ihrem Alter und der Bauart, wie die Bauherren bei der Rückkehr in die Heimat versucht hatten, ihre Vorgänger zu übertreffen. So war Dovra zu seinem ansprechenden Äußern gekommen, das in lebhaftem Widerspruch zu der Felswelt ringsumher zu stehen schien. Von Feldern war keine Spur zu entdecken; nur etwas Tabakskultur und kleine Gärten vor den Häusern gewahrte man hier und dort. Es war klar, daß es sich um ein Dorf von Rentiers handelte, ein Pensionopolis im Pindus.

Die uns dargebotenen Erfrischungen waren die im Orient üblichen: Bouletten, kleine gebackene Rollen und Klöße von gehacktem Fleisch, Beureck, ein Blätterteigkuchen, Dolma, d. h. reisgefüllte Weinblätter und eine ortsübliche Eierspeise, Kaigana oder ähnlich genannt — dazu ein recht trinkbarer weißer Wein mit etwas erdigem Geschmack, endlich die unvermeidlichen eingemachten Früchte.

Den Kaffee mußten wir im Hause des Gentleman nehmen, der uns so stilvoll empfangen hatte und der Wert darauf legte, uns noch in seinem einfachen, aber europäisch eingerichteten und sehr sauberen Heim zu sehen. Als wir insgesamt unsere kleinen türkischen Täßchen schlürften, trat er etwas verlegen an mich heran und fragte mich, ob ich wohl ein Geschenk von ihm annehmen würde, was ich unter der Bedingung bejahte,

daß es kein Gegenstand von Wert sei. Dann verschwand Herr Bokumi, kehrte nach wenig Minuten zurück und brachte mir zwei große Tafeln Schokolade. „Ich bin nämlich Schokoladenfabrikant in Beirut," fügte er hinzu.

Es war die erste Schokolade, die ich als Pascha, Divisionsgeneral und nach Vollendung meines fünfzigsten Lebensjahres geschenkt bekommen habe, und ich steckte sie daher mit gebührender Andacht in meine Satteltaschen, in denen sie auch den weiten Weg bis nach Konstantinopel an den heimischen Herd glücklich zurückgelegt hat.

Wir hatten Mühe, uns von den gastfreien Bewohnern von Dovra loszumachen; der Tag begann sich zu senken, und unser Weg war noch weit, seine Natur uns gänzlich unbekannt.

Der amtlichen türkischen Welt galten die Leute von Zagora für Griechen. Ich wurde aber schon hier in Dovra stutzig. Mir fiel die eigentümliche Tracht, zumal der Frauen, auf, die weder griechisch noch albanisch war. Die bekannte Fustanella, d. h. der faltenreiche weiße Hüftenrock, der beiden eigentümlich ist, fehlte ganz. Ein lang von den Schultern bis zu den Knöcheln herabfallender und nach unten sich erweiternder Rock, ähnlich den Roerenmänteln — scherzeshalber nach dem bekannten Reichstagsmitgliede so benannt —, die unsere jungen, eleganten Damen vor einigen Jahren mit Vorliebe trugen, hüllte die Schönheiten von Zagora ein und barg wie jene Mäntel sorgfältig die Körperformen. Auf der Brust wurde er indessen offen getragen und ließ ein zierlich gesticktes weißes Hemd und eine violette Weste erkennen. Die Ränder des Rockes, der in der Farbe meist ein etwas ins Violette spielendes Dunkelblau zeigte, waren mit roter Stickerei verziert. Hinten fiel über die Schultern noch ein gleichfarbiges Stück Stoff herab, das in zwei auseinanderfallende Zipfel auslief, wie ein Frack. Den Kopf umschlang ein eng anliegendes, ebenfalls gesticktes Tuch. Trotz des gänzlichen Mangels an Taille sah das Kostüm ganz anmutig und immer recht sauber und gut gehalten aus. Jung und alt im weiblichen Geschlecht trug diese zur Bergtracht gewordenen Babykleider, die einen recht scharfen Gegensatz gegen die bunten Mieder und faltigen Pumphosen der Griechinnen vom Lande bildeten.

Es war acht Uhr türkisch geworden — d. h. noch vier Stunden bis Sonnenuntergang —, als wir Dovra verließen und das Dovradere, den alten Xeropotamos, gen Osten hinabstiegen. Eine rauhe, öde Felswelt umfing uns. Zu immer höher werdenden Mauern schichteten sich die Steingeschiebe an beiden Seiten auf, oft mit senkrechten Stufen, in deren Spalten ein wenig grünes Gestrüpp wucherte. Die kleinen Felder und Gärten auf Terrassen, zu denen das fruchtbare Erdreich wohl, wie ich es auch in Anatolien am Karassu beobachtet, in Körben emporgetragen worden war, schwanden bald völlig, und vergeblich fragte man sich, wovon die Ortschaften sich ernährten, deren Namen unser Führer, nach rechts und links deutend, uns nannte. Auch vor uns in der fernen Öffnung der Schlucht kletterte, malerisch gelegen, ein ansehnliches Dorf, Kukule, unter schattigen Bäumen den gegenüberliegenden Berghang empor, über dem weit im Hintergrunde wieder der mächtige Rathovol thronte. Immer tiefer stiegen wir zwischen senkrechten Wänden hinab, bis wir nach einem Ritt von fünfviertel Stunden am Zusammenfluß des hier nach Nordost strömenden Dovradere mit dem von Südost kommenden Bajadere anlangten. Die Szenerie war die wildromantischste, die ich je gesehen. Zwei hohe Felsenpfeiler standen wie Posten am Ausgange des Tales, losgetrennt von den übrigen Steinmassen. Um den Pfeiler zur Rechten herum stürmten die Wasser des Bajadere, die anscheinend den bequemeren Weg durch ein dahinter gelegenes Wiesengelände verschmäht hatten. Eine Steinbrücke, steil zur Scheitellinie emporsteigend, führte darüber, mit zwei Etagen von Bogen übereinander erbaut, eine Konstruktion, deren Zweck uns nicht ganz verständlich schien. Vielleicht sollten die Hochwasser dadurch besseren Abfluß erhalten. Breite Schuttmassen neben dem Bette des Flusses bewiesen, daß dieser sich zur Zeit von Gewitterregen und Schneeschmelze in einen reißenden Gebirgsstrom verwandelte, der mit gewaltiger Kraft sich seinen Weg brausend durch die Bergenge sucht.

Drüben stiegen wir, an einer hübsch gelegenen Mühle vorüber, erst eine grüne Matte in nordöstlicher Richtung empor. Rückwärts und seitwärts uns umsehend, gewahrten wir hier, wo ein freierer Umblick möglich war, daß das romantische Bergland nicht so menschenarm sei, als es auf den ersten Blick erschien. Eine Anzahl Dörfer sahen wir hier und dort an den Hängen klebend, alle hübsch gebaut und von Bäumen umstanden.

Das Grün blieb aber bald hinter uns zurück, und unser Pfad führte wieder über nackten Stein von rotbrauner Farbe, der so wunderbar regelmäßig durch Risse in gleich große Platten geteilt war, daß wir die Zweifel nicht unterdrücken konnten, ob es sich hier nicht um die Reste einer alten Kunststraße handele.

An einem stattlichen, aber ganz einsam stehenden und verlassenen Gebäude — einer Schule — und bald danach an einem Kloster vorüber, zwischen zwei tief abstürzenden Schluchten, deren Boden sich unseren Blicken entzog, auf allmählich schmaler werdendem, vielgewundenen Rücken zog sich unser Pfad dahin. Zu beiden Seiten stiegen die Bergfüße mit vielen Seitenverzweigungen und dunkeln Schluchten dazwischen zur Tiefe hinab, riesigen Scolopandern gleich, den häßlichen Tausendfüßen, welche die sonnen-

An der Kirchhoftreppe.

Gemälde von Hermann Linde.

Digitized by Google

beschienenen Berghänge im Orient zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählen.

Streckenweise führte der Ritt auch an schwindelnden Hängen entlang. Von Zacken zu Zacken sich fortwindend, aber wohl gebaut und nicht, wie ich es einige Tage vorher auf dem Marsche nach Mezzowo gesehen, nur zufällig entstanden, so daß Pferd und Maultiere sich zwischen Blöcken am Schluchtrande selbst den Weg suchen mußten, zog sich eine künstliche, schmale Straße hin. Zwischen den Felsvorsprüngen waren Mauern von Steinen und Erdreich aufgeschichtet und oben sorgsam gepflastert, meist sogar mit einem Rande am Abgrunde versehen. Jede fünfte Steinreihe im Pflaster überragte dabei etwas die anderen vier. Die Steine waren in derselben nicht glatt niedergelegt, sondern auf die hohe Kante gestellt, um das Ausgleiten der Tragtiere zu verhüten, das leicht zum Sturz in die Tiefe führen kann. Die Breite war vollkommen ausreichend, und der schwindelfreie Reiter konnte unbesorgt seine Straße ziehen. Unserem Staunen über die imposante Steilheit des Spaltes, dessen Boden von oben nicht zu sehen war, setzte der Führer die Bemerkung entgegen, daß andere Schluchten, wie die von Bradetto, noch weit steiler seien. Mehrfach sollen die Wände einander so nahe treten, daß der Pfad sie auf einer kühn geschwungenen Brücke übersetzt und sich dann am gegenüberliegenden Hange weiter zwischen Wand und Tiefe dahinschlängelt.

Eine Gefahr droht diesen Brücken von dem Föhn, der von den hohen Berghäuptern herab gelegentlich durch die engen Schluchten fegt und selbst einen Steinbau zum Vibrieren bringen kann. Doch hat die Vorsicht der Einwohner für ein automatisches Sicherheitssignal gesorgt. Über der Brücke von Koniza beispielsweise, die besonders gefährlich sein soll, hängt eine Glocke, welche von selbst anzuschlagen beginnt, wenn die Schwankungen bedenklich werden, und die so den nahenden Wanderer warnt.

Sehr bezeichnend nennen die Einwohner diese Wege „Scala", türkisch „Iskelle", also Treppe. Jedes Dorf hat seine Scala, die nach ihm benannt wird, und es setzt einen Stolz darein, sie in gutem baulichen Zustande zu erhalten. Unser suchendes Auge entdeckte bald in der Ferne an den blauen Wänden fast überall die weißen Linien, die gezackt und gewunden zu hoch gelegenen Dörfern emporführten. Das waren die Scalas. Es ist geradezu staunenswert, welche großartige Arbeit die Bevölkerung durch Anlage dieser Wege ohne Zwang von oben her und aus eigenem Antriebe hier verrichtet hat — ein redendes Zeugnis für ihren Fleiß und ihre Intelligenz.

Streckenweise begleiteten eigentümliche Opferstöcke, aus Stein gehauene Pfeiler in Schulternhöhe, mit einer Nische im oberen Teile, den Pfad. Sie sollen zum Niederlegen von Opfergaben für arme Reisende dienen, zu denen sich aber auch die vorüberreitenden „Organe der öffentlichen Unsicherheit" — die Saptiehs — zu rechnen pflegen. Im heißen Sommer enthalten die Nischen auch wohl kleine Wasserkrüge, die vom nächsten Orte aus hineingestellt werden. Ich sah diese Opferstöcke auch in Thessalien, aber nicht überall, sondern nur an besonders öden Wegstrecken, in Pässen und auf Hochflächen.

Die Scalen von Zagora darf ich nicht erwähnen, ohne ein gutes Wort für ein braves, nützliches und doch schwer verleumdetes Geschöpf einzulegen, — nämlich das Maultier. Der tadelsüchtige Franke aus dem Norden und Westen sagt ihm nach, es habe den Instinkt, immer an der äußersten Kante des Abgrundes entlang zu gehen, und der Neuling, der beispielsweise von Brussa aus den Gipfel des Olymp ersteigt, wird diese üble Nachrede bestätigt finden. Wenn einmal an besonders enger Stelle die eine Körperseite des Reiters über der Tiefe hängt und sich in allen Gliedern des Unerfahrenen das sonderbare Kribbeln fühlbar macht, das diese ungemütliche Situation hervorruft, dann schilt er im Herzen gewiß sein Reittier, das an seiner inneren Angst geradezu eine hämische Freude zu empfinden scheint. Und doch ist das arme Mulo ganz unschuldig. Was wir für ausgesuchte Bosheit halten, ist nichts als seine Klugheit und Vorsicht. Man vergißt nämlich, daß es höchstens drei bis vier Monate im Jahre mit einem Reiter oder einer Reiterin im Sattel geht, die übrige Zeit aber mit rechts und links herabhängenden schweren Körben, in denen es Wein, Obst, Gemüse usw. aus den Bergen zum Markte in die Stadt trägt.

Die hauptsächlichste Gefahr besteht dann für das Tier darin, daß es mit dem inneren Korbe an einen Vorsprung der Felswand anstößt, vielleicht gar daran hängen bleibt, das Gleichgewicht verliert und auf der anderen Seite in die Tiefe abstürzt. Das allein ist auch der Grund, warum es so weit als irgend möglich von der Wand, nicht von der Schluchtkante abbleibt.

Man lasse es also mit losem Zügel gehen und vertraue sich ihm und Gottes Schutze an. Über schlimme Stellen kommt es sicherer hinweg als der menschliche Fuß. —

Tschepelova liegt tief im Tale des Tschepelova-Dere. Bei etwa 1250 Meter Meereshöhe erreichten wir die ganz nahe davor gelegene Paßhöhe, von der anfangs in enger Schlucht, dann dem Hange folgend eine besonders steile Scala, die Scala Tschepelova, in vielen Zickzacks sich zur Tiefe hinabsenkt. Ein prächtiger Blick ins Tal und auf den ausgedehnten Ort öffnete sich uns.

An einer freieren Stelle neben dem Pfade war uns wieder ein feierlicher Empfang bereitet. Alle Standespersonen von Tschepelova hatten sich dazu vereinigt, und auch die singende Kinderschar fehlte nicht. Sogar zwei Kompagnien Infanterie waren aufmarschiert, die hier in den Bergen zum

Schutze gegen das Bandenunwesen stationiert waren. Ein hoch aufgeschossener Jusbaschi, Hauptmann, wörtlich: „Haupt von Hundert", Pirmetli Ali Effendi, d. h. Herr Ali aus Pirmet, befehligte sie, eine stattliche Truppe von tannenschlanken, kräftigen Gestalten, echten Söhnen der Berge. In ihren Reihen fand ich auch einen schmächtigen Leutnant, der mich besonders freundlich ansah; denn er war ein junger Eleve der großen Militärschule in Konstantinopel, also auch mein Zögling gewesen. Hier lernte er das Kriegerleben an der Urquelle von seiner praktischen Seite kennen, aber über den Wert der großen und kleinen Taktik, die er noch vor kurzem mit „heißem Bemühen" verschlungen, und über den Unterschied zwischen Napoleons und Moltkes Strategie, die er zuvor beim Examen jedenfalls fließend auseinanderzusetzen vermocht hatte, mag er nach dieser kurzen Erfahrung unter des Lebens grünem Baum schon recht philosophisch gedacht haben.

Tschepelova ist nicht ganz so stattlich wie Dovra, ist aber doch, wie dieses, gut und völlig aus Stein gebaut. Es steigt in Terrassen den Berghang hinab, schöne Ausblicke auf das Gebirgstal bietend. Uns führte man zum ansehnlichsten Gebäude des Ortes, der Residenz des Müdir — des Kreischefs — Rapisch Agha, der uns freundlich und ungezwungen empfing. Für mich war ein großes Zimmer im oberen Stock hergerichtet, das gar nicht orientalisch aussah. Bis zur halben Höhe bedeckte Holzgetäfel die Wände; auch die Decke bestand aus Schnitzwerk mit einer großen, kunstvoll gearbeiteten Rosette in der Mitte. Saubere Vorhänge verkleideten die Fenster. Der ganze Raum mutete mich heimatlich an. Wären die Diwans — die breiten, flachen Polsterbänke — rings an den Wänden nicht gewesen, ich hätte im Augenblick vergessen können, daß ich im Pindus war und nicht auf einer Gebirgstour im Süden des Vaterlandes. Vor langen Jahren kannte man dasselbe praktische Möbel, sogar unter dem gleichen Namen, übrigens auch in den Gartensälen auf den Landgütern meiner ostpreußischen Heimat.

Tschepelova gilt im Ländchen Zagora, wie Dovra, als Luftkurort. Die reichen Leute aus Janina und den heißen Ebenen von Epirus und Thessalien kommen im Sommer hierher. „Schöne Luft und schönes Wasser haben wir — sonst nichts," erklärte Rapisch Agha ebenso wie Herr Michael Bokumi.

Bald vereinigte sich die ganze Reisegesellschaft in dem großen Mittelraume, der in keinem türkischen Hause fehlt, zum Abendessen, und schnell entwickelte sich die Unterhaltung über das Ländchen Zagora und seine Schicksale. Alle Eingesessenen trugen für dasselbe eine ausgesprochene Liebe im Herzen. Ich erfuhr, was ich schon in Dovra vermutet, daß Zagora weder griechisch, noch türkisch, noch gar slawisch, sondern ganz kutzovlachisch sei und ein Leben für sich führte. Stolz nennen die Vlachen sich Abkömmlinge der altrömischen Kolonisten, und sie rufen uns in der Tat in ihrem Äußeren und ihrem ganzen Auftreten italienische Bilder in die Erinnerung zurück. Es mag auch wohl sein, daß sich ihre Voreltern vor den über die Balkanhalbinsel hereinbrechenden slawischen Völkerfluten einst in die Berge geflüchtet und hier ihr Volkstum behauptet haben. Die Rumänen im Königreich gelten ihnen als die nächsten Stammesverwandten. Ähnlich wie hier wohnen sie im ganzen Pindus in einzelnen Gruppen beisammen, bis tief zum Golf von Patras hinab und auch in den Peloponnes hinein. Sie sind indes voneinander wieder durch die große Masse des griechischen, bulgarischen und muhammedanischen Bevölkerungselementes getrennt und waren jahrhundertelang für das ethnographische Bewußtsein Europas verschollen. Erst jetzt regt sich mächtig ihr eigenes nationales Empfinden, seit Serben und namentlich Bulgaren das ihre so kräftig geltend machen. Sie sind lebhaft und rührig; in Schulengründungen entfalten sie besondere Tätigkeit. Eine bedeutende Zukunft ist ihnen wohl sicher — sehr zum Groll ihrer neugriechischen Nachbarn. An den Räubergerüchten und -geschichten, die ich in Stambul von Zagora gehört, waren sie völlig unschuldig. Mit Genugtuung erzählte Rapisch Agha, der Müdir, daß, von der Truppe abgesehen, er und seine beiden Saptiehs die einzigen Muhammedaner in Zagora seien, und daß sie das Ländchen doch ohne Mühe in Ruhe und Ordnung zu halten vermöchten.

Freilich hatte es eine Zeit großer Unruhe und wüster Gewalttaten in den stillen Bergtälern gegeben; das war nach den griechisch-türkischen Grenzkonflikten von 1886 und 1887 gewesen, als Freischaren von jenseits der Grenze auf türkisches Gebiet hinüber kamen, um es in Aufruhr zu bringen. Manche Schauermär von damals wurde aufgetischt. An 2000 Menschen, wohl der zehnte Teil seiner ganzen Bevölkerung, sollen aus Furcht vor den Räubern Zagora verlassen haben. Dank energischer Grenzsperrmaßregeln der türkischen Regierung war das aber jetzt endgültig vorüber; Frieden und Eintracht herrschten zurzeit unter Rapisch Aghas Hirtenstab.

Übrigens war ja auch der Jusbaschi Ali Effendi mit seinen Getreuen da, um einzugreifen, wenn es noch einmal not tun sollte. Er hatte schon bei der Bandenverfolgung mitgewirkt und wurde im Lande nur der takib memuru, d. h. wörtlich übersetzt: „der Verfolgungsbeamte" genannt.

Er geleitete uns auch am nächsten Tage auf dem Weitermarsche, da er sich verpflichtet hielt, für unsere Sicherheit zu sorgen, die natürlich in keiner Weise bedroht war. Achtzig von seinen Leuten nahm er mit sich, prächtige, frische Burschen in der praktischen Tracht, die sich bei der türkischen Infanterie im Gebirge herausgebildet hat. Von der offiziellen Bekleidung war das blautuchene

Jackett mit rotem Passepoil und der Fes übrig geblieben, das andere aber verschwunden. Den Stiefel ersetzte der „Dolak", der bekannte albanische Bergschuh mit kleiner Quaste auf der Spitze, und das militärische Beinkleid, der „Tschorab", ein aus Ziegenhaar gewebter hoher filzartiger Strumpf, der allein imstande ist, dem Dornengestrüpp zu widerstehen. Die Patronen wurden nach Jägerart in einem um Schulter und Hüfte beweglichen Gurte getragen. Was der Soldat sonst noch etwa brauchte, das befand sich in seiner kleinen Seitentasche aus Ziegenleder, der landesüblichen „Tschanta". Ein Tornister fehlte gänzlich, wie er für den Krieger der abendländischen Kulturwelt unentbehrlich ist. Der Türke wüßte damit nicht viel anzufangen. Ich war einmal dabei, als ein Lieferant dem Kriegsminister einen solchen „Affen" neuester Art als Probestück vorstellte und ein graubärtiger Frontsoldat sein Gutachten darüber abgeben sollte. Das Ding schiene recht gut zu sein, meinte er, da brächte man die Drahtrollen des Feldtelegraphen unter, mit denen ein Soldat voranginge, um die Leitung zu legen — so etwas habe er kürzlich in einem illustrierten Journal gesehen. —

Ali Effendi nahm es mit seiner Pflicht sehr genau. Auf einem starken Maultier vorausreitend, lenkte er ganz nach deutscher Art seine Leute mit Signalpfeife und Wink. Es machte den Eindruck, als übe man bei uns eine Schützenkette im Bergklettern. Nur das übliche „Himmeldonnerwetter!" unserer Übungsplätze fehlte. Statt dessen hörte man die Zurufe „Oghlum!" mein Sohn, „Tschudschughum!" mein Kind, und am meisten natürlich „Kusum!" mein Lamm. Ich war ja an diese türkische Lieblingsanrede längst gewöhnt, aber doch machte es auf mich noch immer einen unwillkürlich komischen Eindruck, wenn mein Blick die großen breitschultrigen Gestalten mit dem dicken Schnurrbart und den buschigen Augenbrauen, die wild dreinblickende Augen beschatteten, zufällig streifte und ich mir vergegenwärtigte, daß dies alles Ali Effendis „Lämmer" seien.

Wie die Ziegen sprangen sie über Gestrüppe und Steine hinweg, ganz unnötigerweise zu den Seiten des Weges den Berghängen folgend, an denen nichts Verdächtiges sichtbar wurde, und doch hielten sie mit unseren Reittieren gleichen Schritt. Der Wert der Gepäckerleichterung, des Problems, an dem wir schon so lange arbeiten, wurde mir dabei recht deutlich vor Augen geführt. Freilich, das glückliche Klima des Südens erlaubt vieles, das uns versagt ist — auch den heiteren Sinn und die leichte Ausrüstung.

Unser Weg war weit. Wir wollten Perivolia, eines der größten und höchstgelegenen Dörfer der Zagora, erreichen. Der gerade gemessene Weg dahin betrug nur 30 Kilometer, aber das wollte nicht viel sagen; denn unser Pfad kletterte nach Herzenslust bergauf und bergab an den Abhängen entlang. In Wirklichkeit mag er nahezu das Doppelte betragen haben oder wenigstens doch eine Strecke von 50 Kilometern. Trotzdem hielt der größte Teil von Ali Effendis Infanteristen bis zum Ende aus. Sie langten frohgemut mit uns in Perivolia an und bewiesen mir, daß wir Deutsche auf unsere Marschleistungen, wenn sie auch für ein Kulturvolk recht ansehnlich sind, nicht allzu stolz sein dürfen.

Von Dovra aus hatten wir bisher meist eine nordöstliche Richtung verfolgt; von Tschepelova ab wendeten wir uns entschieden östlich Thessalien zu. Gleichzeitig änderte sich die Landschaft; die Felsmauern, die blauenden Abstürze und ihre Scalas verschwanden; ein hübsches Waldgebirge umgab uns. Anfangs ritten wir einen guten Pfad entlang, das Tschepelovadere unter wilden Kirsch- und Birnenbäumen hinauf, während sich drüben auf der anderen Seite des rauschenden Gebirgsbaches von Tannen bedeckte Felsklötze erhoben. Gegen Norden wurden an freieren Stellen wieder die schneebedeckten Rücken des uns von Dovra her bekannten Rathovol, dann des Avallo- und des über 2400 Meter hohen Ismolka-Dagh bei Samarina sichtbar. Wir kamen auch an einem der für den Pindus und Balkan so charakteristischen Punkte vorüber, an dem aus Felsrissen überraschend ein wasserreicher Bach hervorstürzt.

Dann verließen wir unser Tal, ritten, immer nach Osten gewendet, den waldigen Hang hinauf, zwischen zwei phantastisch verschlungenen großen Bäumen, die ein förmliches Tor bildeten, hindurch und stiegen mehr und mehr hinan, bis wir den höchsten Punkt nahe vor dem tief eingeschnittenen Tale der Vioussa — des alten Aeus — bei etwa 1800 Meter Meereshöhe erreichten. Ein Wachthaus krönte den Paß und sicherte den Pfad. Nun ging es steil durch Tannenwald nach dem 700 Meter tiefer am Aeus gelegenen Vioussa, einem wohlgebauten hübschen und betriebsamen Orte, hinab.

Dort ließ Ali Effendi fünfzehn seiner schnauzbärtigen „Lämmer" zurück, denen er den letzten Teil des Marsches nicht mehr zumuten wollte, und dann stiegen wir einen entsetzlich steilen Hang hinauf, den unsere kleinen Bergpferde und Maultiere auf einem etwas bequemeren Seitenpfade erklommen, um uns oben wieder zu treffen.

Die Schneidemühle, die das rauschende Bergwasser in der Tiefe trieb, hatte schon für die umliegenden Wälder nichts Gutes ahnen lassen, und hier bot sich als Spur ihrer Tätigkeit ein Bild sinnlosester Verwüstung dar. Der jetzt kahle und sonnige Hang war dicht bei dicht mit den meterhohen Stümpfen riesiger Edeltannen bedeckt. In ganzen Büscheln von vier oder fünf hatten die herrlichen Bäume beieinander gestanden; doch keiner war geschont worden. Eine Lichtung des düstern Urwaldes, der hier verschwunden war, wäre gewiß ganz angebracht

gewesen und hätte der menschlichen Gewinnsucht reichlich genügen können; aber die Habgier, die nur an sich und an kein nachwachsendes Geschlecht mehr denkt, griff zur Vernichtung. Bald werden die kahl gewordenen Berghänge von der Sonne verbrannt sein; die Vegetation verschwindet, und was sich trotzdem auf dem urkräftigen Boden an jungem Aufschlag einfindet, fällt den Ziegen anheim. Sind die Berge aber erst einmal entwaldet, dann stürzen die Tagewasser, die Herbst- und Frühlingsfluten mit zerstörender Gewalt ins Tal hinab, das Erdreich schwindet vom kahlen Fels, und das Waldparadies wird zur rauhen Einöde. Gesetze gegen die Waldvernichtung besitzt auch die Türkei und sogar recht gute — aber niemand kehrt sich daran.

Oben auf den Höhen stand freilich noch der Forst; das Hinunterschaffen der riesigen Stämme von hier war schon zu schwierig geworden, um die Arbeit zu lohnen. Keine einzige Ortschaft, wie wir sie bis dahin immer noch vom Wege aus hatten entdecken können, war hier zu sehen. Majestätische Stille und eine Waldeinsamkeit, wie ich sie bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte, umgaben uns. Ein fesselnder Blick in die Wildnis von Berg und Fels bot sich dem Auge dar. Kein Wunder, daß diese von der Sage zum Schauplatze ihrer Überlieferungen gewählt worden war. Vierzig Jahre zuvor — also 1854 — sollte hier Jaka,*) ein berühmter griechischer Räuber — Räuber oder Freiheitskämpfer; der Brauch des Landes macht keinen Unterschied darin — gehaust haben und die Gegend war noch heute voll von seinen Taten. Nach langen Kämpfen erst überwältigten türkische Truppen auch diesen Rinaldo Rinaldini. In der Nähe sollte die Jaka-Taboru, seine Räuberfeste, die er so standhaft verteidigt hatte, liegen, und wirklich fanden wir die Spuren einer primitiven Verschanzung von Erdwällen und Steinen im Walde auf. Davor stürzte ein tiefes, düsteres Tal hinab, „Badafurli", was so viel als „Briganten-Rendezvous" bedeuten soll. Das Wort ist, wie alle Namen ringsumher, vlachisch; denn wir waren noch immer in Zagora, obschon seiner Grenze gegen den Kasa Grebena nahe.

Noch einmal stiegen wir für zwanzig Minuten durch den Tannenwald höher hinauf. Dann öffnete sich dieser; Zagora mit seinen geschützten Felstälern lag hinter uns und vor uns eine freie Hochfläche. Ein nach dem heißen Tage recht erfrischend kühler Ostwind wehte uns entgegen.

Als die Sonne sich zu den waldigen Felsgebirgen hinter uns senkte, erreichten wir Perivolia, ein terrassenförmig in enger Waldschlucht zur Tiefe hinabsteigendes großes Dorf. Gegenüber erhoben sich wieder sattblaue tannenbedeckte Wände zu ansehnlicher Höhe. Mit prachtvollem Farbenspiel, das von rosenroten und violetten bis zu hellgrünen Tönen wechselte und das nur der Süden kennt, übergossen die letzten Sonnenstrahlen die vor uns liegende Landschaft. Der schöne Tag ging auf die Neige.

Perivolia war wie Dovra und Tschepelova zu unserem Empfange ausgerückt. Schon die Tracht der Einwohner lehrte uns, daß wir uns noch mitten unter Vlachen befanden. Aber ein kleiner Unterschied machte sich doch bemerkbar. Neben dem dunklen Faltenrock kam hier schon die Fustanella zum Rechte. Die Kinder, die uns mit der Sultanshymne singend empfingen und dann vor uns her von Felsstufe zu Felsstufe hinabsprangen, in den Händen lange grüne Zweige schwingend, sahen kleinen Balletteusen von irgendeinem Feentheater ähnlich — die ganze Szenerie hatte etwas höchst Malerisches.

Mit der Herrlichkeit von Perivolia, das uns noch Ali Effendi als einen Ort gepriesen hatte, in dem jedes Ding zu haben sei, das des Menschen Herz begehrt, scheint es bergab zu gehen. Der Ort soll einst an 1500 bewohnte Häuser gezählt haben, war aber jetzt beinahe verlassen und zum großen Teil auch verfallen. Zur Winterszeit steht er leer. Seine Bewohner ziehen dann in die wärmeren Ebenen hinab. Das sind die Folgen der Entwaldung und des dadurch rauher werdenden Klimas, welches allmählich die Bergweiden verschwinden läßt.

Ich fand in einem großen Hause ganz gutes Unterkommen und stand am Abend noch lange auf der offenen Veranda des oberen Stockwerks, die eigentümliche mondbeschienene Landschaft genießend. Unter mir lagerte Ali Effendis Truppe auf dem grünen Rasen um ein paar Feuer, an denen die Hammel brieten, die ich ihnen bei der Ankunft gekauft. Die bedürfnislosen Gesellen waren, trotz der großen Anstrengung des Tages, seelenvergnügt und mit meinem Geschenk und dem klaren Bergwasser, das Mutter Natur ihnen dazu spendete, vollkommen zufrieden. Bis in die Nacht hinein klangen zu mir ihre in einem näselnden Moll gesungenen melancholisch klingenden Lieder herauf. Wie gern hätte ich einmal einen Feldzug mit ihnen gemacht; es muß eine Freude für ein Soldatenherz sein.

Beim Empfange hatten sich zwei vlachische Geistliche emsig an uns herangemacht. Das ganze vlachische Bevölkerungselement ist der türkischen Herrschaft treu ergeben. Es findet auch in der Tat bei dieser allein Schutz und Hilfe gegen griechische oder bulgarische Vergewaltigung. So sahen die beiden Seelenhirten uns türkische Militärs auch ohne weiteres als Freunde an und vertrauten uns, als wir am nächsten Morgen weiterritten, ihre Aussichten und Hoffnungen an. Sie zeigten uns in der Ferne mit Stolz Avdela, den Heimatsort Apostolo Margaritis, des berühmten vlachischen Agitators, der sein Volk aus dem Schlummer geweckt, und Basch Daskal, wo Apostolo Makridi

*) Weich, fast wie Schaka, ausgesprochen.

hauste, ein anderer nationaler Führer. Ja, der eine von ihnen flüsterte uns zu, nachdem er sich vorsichtig umgeschaut, er sei auch in Rom gewesen und habe den heiligen Vater gesehen. Er gehörte also wohl der römisch-katholischen Minderzahl in seinem Volke an.

Unzweifelhaft kann die türkische Regierung sich auf die Vlachen verlassen und in ihnen ein Gegengewicht finden gegen die zentrifugalen Bestrebungen der anderen Balkanvölker, wenn sie klug verfährt. Die Wünsche, die jene hegen, sind bescheiden: Anerkennung ihrer selbständigen Nationalität, eigene Kirchen und Schulen und das Recht auf eine einigermaßen unbehinderte Entwicklung.

Nahe hinter Perivolia hatte Ali Effendi seine wackere Lämmerherde in Parade aufgestellt, und wir nahmen dankbar Abschied von ihr. Dann ging's noch ein paar Stunden fort durch eine anmutige, waldige Berglandschaft, die mich lebhaft an unseren deutschen Harz erinnerte. Endlich öffnete sich freieres Land. Jenseits der zu unseren Füßen liegenden Ebene tauchte die bekannte schlanke Silhouette des thessalischen Olymp auf, wo ehemals die Götter thronten.

Zagora lag nun einen halben Tagemarsch hinter uns, lebendig stand mir das Bild des eigentümlichen Ländchens nach dem kurzen Besuch vor Augen, und in meinem Herzen regte sich der Entschluß, es so bald als möglich gründlich zu durchstreifen, um es noch besser kennen zu lernen. Doch es ist damit, wie so oft im Leben, beim guten Willen geblieben. — Tempi passati!

Ich hatte auf der kurzen Reise nicht gefunden, was ich erwartete, kein kriegerisches, unruhiges Bergvolk, sondern freundliche Bewohner in stillen, entlegenen Gebirgen. Ich hatte auch kein Abenteuer erlebt, aber die Bekanntschaft mit der Wiege einer bedeutsamen nationalen Bewegung gemacht, die einen halbvergessenen, interessanten Stamm nach jahrhundertelangem Schlummer zu erwecken bestimmt ist, und die in der Geschichte des Landes ihren Platz finden wird. Mit voller Befriedigung konnte ich nach Stambul heimkehren und irrige Begriffe über das kleine Montenegro „jenseits der Berge" berichtigen.

Einkehr.

Eine Treppe führt zu Deiner Seele,
Hundert Stufen weit.
Fein und gläsern. Übersponnen,
Fast verloren, überronnen
Von den Wellen tiefster Dunkelheit.

Auf die Stunde mußt Du sorglich warten,
Da der Lärm sich legt.
Letzter Laut aus blasser Ferne.
Blinzeln schon schlaftrunkne Sterne.
Seufzer wo, der sich wie Windhauch regt.

Steige doch die Stufen nun hernieder!
Sieh, wie Orgelklang
Singt es schwebend Dir entgegen,
Leitet Dich zu tieferen Wegen,
Tiefer ... tiefer ... bis zum letzten Gang.

Jagtest Du nach Frieden nicht vergebens
Durch der anderen Land?!
Suchtest Rast im fremden Hafen,
Mit den Sorgen einzuschlafen,
Dumpf und glücklos — leer und ausgebrannt?! —

Eine Treppe führt zu Deiner Seele,
Ach, vertraue mir!
In die Weite führt Dich Dein Verlangen.
Deine Blicke an den Sternen hangen.
Doch die Einkehr findest Du bei — Dir!

Julius Berstl.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Isolde Kurz, Lebensfluten (Stuttgart 1907, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). — Paul Heyse, Gegen den Strom (Ebenda). — Adolf Wilbrandt, Sommerfäden (Ebenda). — Richard Schaukal, Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten (München 1907, Georg Müller). — Paul Barsch, Von Einem, der auszog (Berlin 1907, Ed. Trewendt). — Wilhelm Speck, Der Juggeli (Leipzig 1907, F. W. Grunow).

Wir wollen enger zusammenrücken, denn die Sonne ward wieder einmal alt und kalt, und das große Herbstweh überschauert die Herzen von neuem. Durch Blatt- und Nebelgerieſel tönen vom See herüber die Stimmen der wilden Gänse, ohne daß man doch sagen könnte, ob die verlorenen Rufe aus den verhangenen Höhen kommen oder aus dem Schilf und Rohr, das zitternd im Winde die braunen Fahnen schwingt. Und fröstelnd tritt man wohl vom Fenster zurück und wendet sich, da die grünen Blätter nun dahingingen, den weißen zu, um an den langen Abenden zu suchen, ob etwa ein Dichterherz einen Schimmer der entschwundenen Schönheit darinnen aufgefangen und festgehalten hat.

Viele Erzähler, bekränzte und unbekränzte, möchten auch heuer die Sehnsucht, die nicht nur zum Schaffen, sondern auch zum Lesen drängt, uns stillen. Nennen wir zuerst einen Namen, dem man nicht allzu oft begegnet, aber fast immer gern: Isolde Kurz beschert ihren Getreuen ein neues Novellenbuch „Lebensfluten“ (Stuttgart 1907, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). Und in diesem Buche gibt es eine Prachtnovelle — es ist die zweite: „Zenobia.“ Von einer armen Buckligen hören wir, der letzten Nachkommin einer vorzeiten eingewanderten französischen Hugenottenfamilie. Der hochtrabende Vorname, den der aufs falsche Pathos angelegte Vater ihr gibt, die Sonderstellung, die sie durch Abstammung und Sprache einerseits, durch ihr Gebrechen anderseits einnimmt, gewisse Anlagen und Einbildungen endlich verrücken schließlich ihr seelisches Gleichgewicht, und während sie sich durch Feinstickerei in saurer Fron ihren Unterhalt erwirbt, verkehrt ihr Geist mit den großen Gestalten vergangener Zeiten, lebt ihre Seele in einer ganz von heroischen Leidenschaften durchbrausten Welt, fühlt sie sich heimlich zu einem besonderen und gewaltigen Schicksal geboren. Und das Schicksal scheint ihr zu werden. Es ist die Zeit, da der märchenhafte Aufstieg Napoleons ganz Europa beschäftigt und blendet. Niemand aber wird stärker berauscht von diesem Siegesgott als die bucklige Stickerin. Und als nach der Kriegserklärung an Österreich französische Truppen durch Württemberg ziehn, jauchzt ihre Seele, jeden Chasseur hätt' sie am liebsten nach ihrem Abgott gefragt, und plötzlich geschieht es, daß sie selbst ihn erblickt. Mit einer glänzenden Suite reitet er durch die enge Gasse, und als die Bucklige, deren prachtvoller Kopf allein über den Blumentöpfen des Fenstersimses auftaucht, den Arm hebt, um ihm Rosen zuzuwerfen, wendet er sich ein wenig im Sattel, ein „kalter blauer Blitz schlägt aus seinen Augen in die ihren“, und wie ein Traum ist im nächsten Moment die ganze Erscheinung vorübergezogen. Seitdem weiß Zenobia, daß sie zu Ihm gehört, zu dem Manne mit dem marmornen Imperatorantlitz, der der Sonne von Austerlitz entgegenreitet. „Über Berge und Ströme hatte das Schicksal ihn auf ihren Weg geführt.“ Sie stickt nicht mehr für die Pfahlbürger ringsum, sie stickt an seinem Bilde, wie er in halber Lebensgröße, in der grünen Uniform mit goldenem Stern, die Arme gekreuzt, dasteht, zu seinen Füßen ein Bündel Trophäen und den Adler. Heiße, phantastische, kranke Träume berauschen sie, die Nachricht, daß der Kaiser sich von Josephine scheiden lassen will, gibt ihrer Vernunft vollends den Rest, ihr ganzes Leben ist ein Warten auf Ihn. Und er kommt noch einmal — zwischen Reitertrupps rollt die kaiserliche Berline hin — rollt durch die enge Gasse, doch kein Blick zuckt diesmal zu Zenobias Fenster empor. Wie vernichtet sinkt die arme Närrin zurück, aber dann rast sie keuchend, verzweifelt auf Feldwegen der lichtererhellten Chaussee zu. Schon donnert die Eskorte vorüber, im Fackelschein tauchen die hohen Bärenmützen der gendarmes d'élite auf, die Menge tost dem Kaiser entgegen. „Vive l'empereur!“ Etwas Dunkles, Formloses rollt vor die Hufe der Pferde, die erschrocken zurückbäumen; ein dichter Knäuel, Schreie, Verwirrung. „Was ist geschehn?“ Und während sich die Eskorte ordnet, die Postillons die Pferde beruhigen, und ein dunkler Körper zur Seite getragen wird, rapportiert der Offizier vom Dienst: „Ce n'est rien, Sire, c'est une femme bossue!“ Ein Wink — zwischen lodernden Holzstößen, Fackeln und Pechringen jagt der Kaiser weiter gen Westen, indes am Straßenrand neugieriges und erschrecktes Volk das blutige, im Tode lächelnde Haupt der buckligen Stickerin anstarrt.

Ich müßte den Inhalt dieser prachtvollen Novelle schlecht wiedergegeben haben, wenn

man nicht daraus schon ihre Bedeutung erkennte. Merkwürdigerweise hat Isolde Kurz nicht sie an den Anfang ihres Buches gestellt, sondern eine andere Erzählung, „Den Strom hinunter", deren Schwäche die bloße Andeutung des Stoffes schon verrät. Ein glückseliges Brautpaar macht, um noch einmal die Poesie seiner jungen Liebe auszukosten, einen Tag vor der Hochzeit einen heimlichen Ausflug. Die beiden schnäbeln und schwärmen nach Kräften, und als der Braut vor einem trüben Anblick schmerzliche Gedanken an Tod und Trennung kommen, predigt ihr Amoroso ihr seinen tröstlichen Glauben: daß wir durch Suggestionskraft unser Schicksal selbst lenkten, und daß dem Schicksal ihnen beiden gegenüber also keine andere Wahl bliebe, als sie nach ausgelebtem Leben zusammen hinwegzunehmen. Auf der Heimfahrt schlägt das Boot um, und beide ertrinken. Mit „stillen, emporgewandten Gesichtern" gleiten sie auf feuchter Hochzeitsreise, an den Gärten und Wiesen ihrer Jugend vorbei, den Strom hinunter, von der silbernen Mondsichel beleuchtet, deren Schein zu Hause gespenstisch auf den Falten des ausgebreiteten Brautkleides spielt.

Man merkt sofort, daß auf diese letzte, lyrisch sehr lockende Szene hin die ganze Geschichte geschrieben ist. Aber der Novelle als solcher fehlt durchaus der „Falke", fehlt die Angel, in der sich die Handlung schwingt. So wird man nicht durch eine aus dem Zwang der Verhältnisse und dem Wesen der dargestellten Menschen hervorwachsende Tragik ergriffen, sondern durch einen sinnlosen Unglücksfall niedergedrückt. Dazu kommt, daß das Liebespaar, vielleicht aus der ursprünglich lyrischen Anlage heraus, etwas verschwommen, ohne stärkere Eigentümlichkeit gezeichnet ist: die liebliche Thora mit den silberweißen Nixenarmen und ihr Bräutigam mit der kühngewölbten Brust mögen als Staffagefiguren, als Träger einer Stimmung hingehn, nicht mehr jedoch als Hauptpersonen einer Erzählung, die individuellere Gestaltung verlangt. Am Ende wächst uns also gerade aus der ersten Erzählung eine Enttäuschung: zur echten Novelle fehlt der Stoff, mangelt den Gestalten außerdem die Fülle, und das lyrisch-poetische Stimmungsbild wiederum hat sich Isolde Kurz dadurch verdorben, daß sie einen viel zu weiten Weg einschlug, auf dem sie zu spät zur feuchten Hochzeitsreise gelangte.

Von den übrigen sieben Arbeiten, die in den „Lebensfluten" gesammelt sind, zeigt der „Prinz Nika" einen feineren, das recht unwahrscheinliche „Liebesidyll des Herrn Registrators" einen gröberen Humor, während die beiden kleinen Skizzen, die das Buch abschließen, mit stillen Mitteln unser Herz rühren und ergreifen. Man hat Isolde Kurz, der Italien zu einer zweiten Heimat ward, oft zu einer klassizistischen Dichterin stempeln wollen. Aber wer nur ein wenig durch die Hülle zum Kern dringt, muß doch erkennen, daß sie viel mehr menschliche Schwere und innere Leidenschaft besitzt, als die eigentlichen gar zu glatt polierten klassischen Futteralmacher. Das strenge Formprinzip, zu dem sie sich bekennt, erstickt die Empfindung nicht, sondern bändigt sie nur. Und im übrigen will es mich fast bedünken, als ob die nun bald Vierundfünfzigjährige in ihrem Ton immer freier und wärmer würde, wie das vor kurzem erst ihre prächtigen „Neuen Gedichte" offenbarten.

Auch Paul Heyse, der Glückliche, dem die Götter in so hohem Alter noch jede Müdigkeit fernzuhalten scheinen, der noch immer schaffensfroh und tätig bleibt auch bei sinkender Sonne, hat uns Neues zu bieten: eine „weltliche Klostergeschichte", die er „Gegen den Strom" nennt (Stuttgart, J. G. Cotta, 1907). Auf dem Nonnberg, der über dem bescheidenen Städtchen Windheim liegt, haben sich in dem ehemaligen Sankt Annenkloster etwa ein halbes Dutzend „Entgleiste" angesiedelt — Männer der verschiedensten Berufe, die „gegen den Strom" schwimmen wollten und so oder so dabei Schiffbruch litten. Fern dem tätigen Leben, haben sie sich nun auf dem Berg eine grüne Oase des Friedens geschaffen, sperren die Tore gegen jeden Eindringling und führen ein etwas ziel- und zwecklose, aber wenigstens ruhiges Dasein. Der „Prior" ihres Klosters ist der Hauptmann von Greiner, an den sich die eigentliche Handlung knüpft. Er hat sich als Offizier geweigert, nach dem Spruch des Ehrenrats eine ihm selbst unsinnig scheinende Duellforderung anzunehmen, und bekommt darauf den Abschied ohne die Erlaubnis, die Uniform weiter zu tragen. Sein Schwiegervater, ein alter Oberst, sagt sich von ihm los und veranlaßt durch Fluchandrohung auch seine Tochter, die kindlich-junge Hauptmannsfrau, die sich noch ganz unter der väterlichen Gewalt fühlt, samt ihrem Kinde den Gatten zu verlassen. Im Tiefsten getroffen, flieht der Hauptmann nun die Welt und haust mit Leidensgenossen, die den Menschen gleichfalls den Rücken kehrten, in der Einsiedelei des Bergklosters. Aber inzwischen ist der tyrannische Schwiegervater gestorben, Juliane von Greiner hat sich auf ihre Pflicht besonnen und ersehnt in bereuender Liebe nichts so sehr, wie die Verzeihung des Gatten und ihre glückliche Wiedervereinigung, und da alle ihre Briefe uneröffnet zurückkommen, beauftragt sie ihre intimste Freundin, die verwitwete Baronin Rittberg, damit, in die Einsiedelei einzudringen und einen direkten Versöhnungsversuch zu machen.

Was der Dame auf dieser Expedition passiert, wie sie versucht, den Hauptmann umzustimmen, wie sie das ganze Kloster durch die Macht ihrer Schönheit und Persönlichkeit in Aufruhr bringt, wie sich sämtliche Affären am Ende aufs glücklichste ordnen und außer den Hauptpersonen auch noch alles andre, was um sie herum kreucht und fleucht, den Segen bekommt, das wird liebenswürdig in

dieser weltlichen Klostergeschichte erzählt. War Paul Heyse in seinem vorletzten Buch gegen die anmutige Demoiselle König gar zu hartherzig, so schiebt er diesmal jeder Fliege ihr extra Honigtöpfchen hin, damit sie es ja recht süß und wohlig hat. Der Hauptmann Greiner umfängt versöhnt wieder Weib und Kind und wird als Bürgermeister von Windheim dem tätigen Leben wiedergewonnen; der Arzt bekommt in Frau von Rittberg ein hochherziges Weib und macht mit ihrer Hilfe und ihrem Gelde Windheim zum berühmten Moorbad; der Maler erbeutet Lorbeerkränze und ein reizendes Frauchen; der Professor Simon, dem der Tod ein glückliches Familienleben zerstörte, findet einen gut einschlagenden Adoptivsohn, der Politiker, der sich keiner Partei anschließen kann, einen Verleger, dem er gerade so paßt, und der von der Kirche verstoßene Priester gläubige Seelen, die sich an seine Exkommunikation nicht stoßen. Alle Klosterbrüder zusammen könnten also ein Te Deum laudamus anstimmen, und die gütige Fee, der sie nächst dem Himmel am meisten zu danken haben, ist die Baronin Rittberg, die kraft ihres großen Herzens und des nicht minder wichtigen großen Portemonnaies als Ewig-Weibliches die Einsiedler hinanzieht. Wo sie allein nichts ausrichtet, schickt ihr Paul Heyse einen Dammbruch mit folgender Wassernot zu Hilfe und teilt lächelnd und freigebig „wundersame Fügungen" aus.

Gestehen wir ruhig bei allem Respekt vor ihrem Verfasser, daß diese Klostergeschichte ein wenig zu sehr ins Romantisch-Rosenrote hinüberschwenkt. Daß der Honigtopf am Schlusse gar zu voll und süß und groß wird, obwohl es gemeinhin doch so zu gehen pflegt, daß die Fliegenklatsche des Schicksals ebensoviel Arbeit verrichtet. Und doch hat es gerade in diesem Falle etwas menschlich Rührendes, daß der greise Dichter links und rechts alles Gute und Schöne austeilt. Die Erinnerung schweift zurück; verklungene Zeiten tauchen empor, wo das auch in der besseren Unterhaltungsliteratur selbstverständlich und notwendig war. Heut ist es anders. Aber wird nicht auch das vorübergehn? Im 32. Kapitel führt uns Paul Heyse ein junges Ehepaar vor. „Der Ehemann," sagt er, „ist uns nicht unbekannt; es ist unser Freund Peter Paul." Aber die Frau? „Wo haben wir die schwarzen Feueraugen und das schalkhaft geschürzte rote Mündchen, den braunen Lockenwald und die schlanken Schultern der Dame schon gesehn? Nun, es wird uns wohl noch einfallen!" Wer von der heutigen Generation — er sei, um im Jörn-Uhl-Stil zu reden, ein Uhle oder ein Kreye — würde diese Sätze noch schreiben? In solchen Kleinigkeiten zeigt sich der Wechsel der Zeiten verblüffend. Wie eine Anekdote etwa eine ganze Epoche illustriert, wie mir aus keinem Geschichts- und Dichterwerk das ganze Elend des Dreißigjährigen Krieges je besser aufgegangen ist, als aus dem traurigen Wort des Bauernjungen, den die Landsknechte aufknüpften: „Nun soll ich schon sterben und hab' mich noch niemals im Leben recht satt gegessen" — so steht in einer solchen Stilwendung, über die Tausende fortlesen, eine Vergangenheit vor uns, mit der Paul Heyses Name für immer verkettet ist.

Es erübrigt sich zu sagen, daß die schweren Probleme, die in der weltlichen Klostergeschichte anklingen, nicht verfolgt, sondern nur klug besprochen werden. Da ist die Frage der Standesehre und des Duells; die Frage, ob ein Arzt es nicht unter Umständen als Gewissenspflicht empfinden kann, einem qualvoll Leidenden und unrettbaren Kranken die nutzlose Pein zu verkürzen; da die Frage, ob ein Vater, der sich nach bittren Kämpfen von der christlichen Religion gelöst hat, seinen Knaben noch am Religionsunterricht in der Schule teilnehmen lassen soll. Auch andre Probleme klopfen noch an, aber sie werden, wie gesagt, rasch beiseite gestellt, und man staunt beinah darüber, wie schnell die Menschen, deren soziale Stellung dadurch, daß sie in solchen Fragen „gegen den Strom" schwammen, ins Wanken gerät, sich unverbittert neuer Tätigkeit zuwenden. Erst wenn jeder Kiel im rechten Fahrwasser schwimmt, entläßt uns der Dichter, und es scheint, er blicke den durch seine Schöpfergnade Glücklichgewordenen noch lächelnd einen Augenblick nach, ehe er mit seiner nimmermüden Lust am Fabulieren sich neuen Schicksalsverknüpfungen zuwendet. Ihm ward zuteil, was er in dem verflossenen Regensommer noch als das beste Geschenk des Schicksals pries: daß die Geisteskraft auch im hohen Alter nicht verwelke, der strahlende Schaffensmut sich nicht verliere.

Als ein Glückwunsch stehn diese Worte in einem Werke, das dem 70jährigen Adolf Wilbrandt von seinen Freunden dargebracht wurde. Fürst und Fürstin Bülow, Fitger und Voß, die Ebner und Wilhelm Raabe, Rosegger und Rodenberg treten darin neben Heyse und vielen andern zur Gratulationscour an, um dem Rostocker Jubilar allerlei gute und schöne Worte über sein Streben und Erreichen zu sagen, ihn kritisch zu preisen oder von gemeinsamen Erinnerungen zu plaudern. Aber wenn man das Buch durchblättert, fällt eins auf: sieht man von Wilbrandts engerem Landsmann Max Dreyer ab, so fehlt die gesamte Jugend. Und wir können und wollen es nicht vertuschen, daß zwischen ihr und dem ganz in der Sphäre von Literatur und Ästhetik erzogenen Professorensohn Welten liegen, daß man sich herüber und hinüber nicht versteht. Auch der neue Roman des Dichters „Sommerfäden" (Stuttgart 1907, J. G. Cotta) wird daran leider nichts ändern. Es sind da wieder Menschen, die sich trotz „Seelenbund" und Herzenssympathie ewig „auseinanderreden", die sich begeistert oder empört ihre Anschauungen über alle möglichen Kulturfragen entgegendeklamieren, die sich

am Ende „zusammenreden"; Menschen, die ständig unter Dampf stehn, immer geistreich sind und deren natürliche Sprache es ist, wenn sie einer alten Dame versichern, daß sie ein ewiger Frühling, ein bis zum Winter blühendes Veilchen sei. Aber ich will den Roman nicht kritisieren, nur als getreuer Chronist sein Erscheinen anzeigen. Adolf Wilbrandt hat ja Verehrer genug im Lande, als daß es ihn viel kümmern sollte, wenn der eine oder der andere mit seinen Werken und seiner Art nicht mitkommt. Das soll mich auch gar nicht hindern, mich noch nachträglich dem Wunsche des alten Wilhelm Raabe anzuschließen, der dem Siebziger die prächtigen Worte zurief: „Nur mutig über die Schwelle! Die Tür ins Einundsiebzigste kann immer noch in eine Weihnachtsstube führen!"

Ich komme nun zu einem Buche von Richard Schaukal, das den pompösen Titel führt: „Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten" (München 1907, Georg Müller). Maximilian Harden hat in der „Zukunft" dieses Buch „scharmant und graziös" genannt — ich erlaube mir, um bei den Fremdworten zu bleiben, es im höchsten Grade prätentiös und snobistisch zu finden. Dieser Herr Andreas von Balthesser nämlich, den Richard Schaukal zwar hin und wieder ein wenig ironisch behandelt, mehr aber aus einer kühlen Überlegenheit des Stils heraus, als aus einem Gegensatz der Ansichten, hält uns kulturlosen Deutschen mit etwas verächtlichem Achselzucken einige Vorträge darüber, was Kultur sei. Er spricht über Toilette, Wäsche und Kleidung; er spricht über die Betrachtung von Gemälden und die deutsche Prosa; er spricht über das Monokel und gibt seine Anschauungen vom Verkehr zum besten; er läßt sich über das Thema „die Dame" aus und notiert allerlei Einfälle und Sinnsprüche. Es kommt nicht darauf an, wie oft man dabei mit ihm übereinstimmt — das Charakteristische und Entscheidende des Buches ist die fabelhafte Arroganz, mit der Herr von Balthesser seine Weisheiten vorträgt: Seht her, ich bin der erste Gentleman Europas, ich bin, was Ihr alle nicht seid, der Kulturmensch comme il faut! Aber dieser Snob tut nur so: er ist nicht ein Kulturmensch, sondern ein Kulturknallprotz!

Ja, er protzt mit „Kultur", wie die reichgewordene Schlächterfrau mit ihren Brillanten! Er protzt damit, daß er täglich das Hemd wechselt und ein lauwarmes Bad in einer glänzend weißen Wanne nimmt; er protzt mit seinem tadellos geschnittenen Rock, dem „niemals gesprungenen Lack" seiner Schuhe, dem täglich frisch gebügelten Zylinder; er protzt mit seinem „delikat rasierten" Bedienten, der nie frisch befohlte Schuhe tragen darf (— wie er das anstellt, ist seine Sache!); er protzt damit, daß er nicht moderne Revuen und Bücher liest (beileibe nicht!), sondern etwa die Bekenntnisse des heiligen Augustinus oder eine vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen; er protzt mit Künstlern, von denen wir armen Laien selten oder nie gehört haben und deren Namen er doch mit der lässigen Selbstverständlichkeit ausspricht, als sagte er: Rubens oder Raffael; er protzt mit Liebesverhältnissen, seinem tadellosen Benehmen, seinem Umgang mit „angenehmen Sportsleuten", die so furchtbar vornehm sind, daß sie „bei Wagner-Aufführungen ihre Logen leer stehen lassen". Und er selbst würde über die Kulturblüte, die Er darstellt, in Verzückung geraten, wenn Verzückung vornehm wäre. Aber Verzückung ist nicht vornehm, denn sie ist mit Enthusiasmus verwandt, und ein Dandy ist niemals Enthusiast.

Wenn ich früher an dieser Stelle wohl über den Mangel an „Kultur", über den gering entwickelten Sinn geklagt habe, den der Durchschnittsdeutsche für „Form" hat, so möcht' ich nach diesem Buche am liebsten alles wieder zurücknehmen. In Herrgottsnamen lieber dreimal „Lodendeutscher", als Snob, als so ein Kulturparvenü, wie der Herr von Balthesser es ist, der sich durchaus nicht scheut zu erklären, er ginge lieber mit weniger geistreichen Leuten um, die sich zu benehmen wissen, als mit Leuten ohne „Benehmen", sie mögen im übrigen das Gebildetste auf der Welt sein. Wobei man festhalten muß, was hier „Benehmen" heißt. Es mag „Unkultur" sein, zu gelben Schuhen einen Zylinder zu tragen, noch dazu einen, der nicht täglich gebügelt wird; Unkultur, „Röllchen" oder genähte Krawatten zu gebrauchen, zur Torte Messer zu geben und „Tellerchen aus gepreßtem Glas mit neckisch untergelegtem, gesticktem Tüchlein samt dem Miniaturlöffelchen zum ‚Eis'" — aber es ist eine viel schlimmere Unkultur, sich anderen arrogant und selbstgefällig, im Tone verächtlicher Ironie, als Kulturblüte und -beispiel vorzustellen und sich coram publico in „Kultur" zu produzieren. Echte Kultur ist wie echte Vornehmheit unauffällig. Herr von Balthesser jedoch bildet ein würdiges Seitenstück zu jenem Herrn Cohn aus den Fliegenden Blättern, der den Stoßseufzer tut: Schade, Sarahleben, daß man uns nich ansehn tut, daß wir eben haben gegessen getrüffelten Kapaun!

Der Herr von Balthesser, der an der deutschen Literatur das Weltmännische vermißt und der standesgemäß infolge eines Duells stirbt, ist ein Österreicher; aus Österreich kommt das Buch seiner Taten und Meinungen. Aber das ist auch das einzig Erfreuliche. Es bleibt beschämend genug, daß solch ein Werk, das eine einzige beleidigende Takt- und Geschmacklosigkeit ist, auch bei uns gepriesen werden konnte. Mag Herr Richard Schaukal, den manche für einen Dichter halten, weil er in kalter Artistenfertigkeit „moderne" Gedichte macht, seinem Helden und Vorbild nacheifern — auch darin, daß er seine Bücher nur noch in je 100 Exemplaren

drucken läßt —, aber wenn er fortfahren sollte, uns Kultur zu predigen, weil er die gerade übliche Höhe des Westenausschnittes besser kennt, als andere, so wird er hoffentlich mehr und mehr ausgelacht. Ich denke, wir tun es schon jetzt und setzen uns an einen andern Tisch — ich garantiere für erfreulichere Gesellschaft, obwohl der schlesische Dichter Paul Barsch, der daran sitzt, vielleicht gar eine „fertig genähte" Krawatte trägt, ja, obwohl er in seinem Wanderjahr, von dem er uns erzählen wird, möglicherweise gar keine besessen hat. Aber er hat ein gutes und vornehmes Herz.

Sein zweibändiges Erinnerungswerk „Von Einem, der auszog", das die irreführende Bezeichnung „Roman" trägt und sich selbst am besten durch den Untertitel charakterisiert: „Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße", ist schon vor längerer Zeit im Verlage von Eduard Trewendt, Berlin, erschienen. Aber erfreulicherweise folgten sich schnell ein paar starke Auflagen, und da es nie zu spät ist, Gutes anzuzeigen, so darf ich wohl mit einigen Worten wenigstens darauf hinweisen. Schon Detlev von Liliencron hat für das Buch und den Dichter die kritische Trompete geblasen, die er so rührend ungeschickt handhabt, und es genügt, die zwei Seiten des Vorworts zu lesen, um zu erfahren, daß man nicht nur einen Poeten in Paul Barsch vor sich hat, sondern auch einen prächtigen bescheidenen Menschen mit einem allem Guten und Schönen aufgeschlossenen Herzen. Stilistisch ist diese Vorrede ein kleines Meisterstück. „Von einem närrischen Grünling, von einer auf sich selbst gestellten, in sich selbst ruhenden kleinen Kreatur will dieses Erkenntnisbuch künden. Von einem armen Wandergesellen, der von Gott und Welt und Menschenseele nichts wußte. Von einem wegmüden, weltscheuen, verprügelten und dennoch aufrechten Sucher, der sich in Gott, Welt und Menschenseele auf irgendeine beruhigende Weise zurechtfinden wollte. Von Einem, der auszog, um durch die Wirrnis vielfacher Rätsel, die ihn reizten und ängstigten, herzhaften Mutes vorzudringen und vielleicht gar, wenn es anginge, das Wunderkräutlein zu gewinnen. Von einem ergötzlichen Gernegroß, der, kaum erwacht, vom Herde der Mutter fortlief, in Seelennot unter fremden Menschen umherirrte, sich in Seelennot auf seinem Marsche ins Leben an allen Ecken und Enden wundstieß, als Mensch in Seelennot mit sich selbst rang und sich durch wirkliche und erträumte Schrecknisse fortkämpfte."

Ich brauche dem nur noch hinzuzufügen, daß man durch die fühlbare Wahrhaftigkeit des Geschilderten gepackt, durch das stoffliche Element — Handwerksburschenleben auf der Landstraße — noch mehr gefesselt und durch die Schlichtheit des Tones, die sich nur manchmal zu sanfter Schwärmerei steigert, gerührt wird. Ein deutsches Schwärmerherz hat der kleine Tischler, der da fechten geht, und der Dichter, der aus ihm herauswuchs, hat dieses Herz des reinen Toren behalten. Es ist erfreulich, daß solch Buch zu einer über Erwarten großen Gemeinde reden darf.

Nehmen wir im Fluge noch Wilhelm Specks neueste Erzählung mit, das von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin bei Wilhelm Grunow in Leipzig herausgegebene kleine Idyll „Der Joggeli". Es berichtet in einer warmen, herzlichen Art von den „drei Heimaten" des Joggeli, von seinem Leben, Lieben und Leiden in Dutenbach, von seiner Amerikafahrt und endlich von dem stillen Fortgang des Alten in die „dritte Heimat", die über den beiden andern liegt und aus der er zuhört, wie seine Dutenbacher Glocken in der Pfingstnacht für ihn läuten. Eine ganz stille Geschichte — kaum noch eine Geschichte zu nennen, aber sie hat etwas Fröhliches und Tröstliches, und zu dem Joggeli, der uns lieb wird, sagen auch wir gleich den Dutenbachern und gleich dem Dichter am Ende: „Gute Nacht, Joggeli, komm gut nach Haus!"

Der Auserwählte.

Wer über die Menge will ragen,
Der muß eine Krone tragen,
Eine Krone aus Dornen dicht,
Die seine Schläfen blutig sticht.

Die scharfen, spitzigen Dornen,
Die müssen ihn stacheln und spornen
Am hellen Tag und in dunkler Nacht,
Bis er sein schweres Werk vollbracht.

Nie darf er, um sich zu letzen,
Die Krone vom Haupte setzen,
Von seinem armen, wunden Haupt,
Dem Rast und Frieden sie geraubt.

Seht, ruft die Menge voll Hohne
Und deutet auf seine Krone;
Seht, von der Stirne rinnt ihm Blut;
Das kommt von seinem Übermut.

Und weichen scheu zur Seite
Und geben ihm kein Geleite
Auf seinem Wege, hart und steil,
Der ihnen bringen soll das Heil.

Ludwig Fulda.

Das römische Amphitheater zu Brugg in seiner jetzigen Gestalt. Im Hintergrunde die Klosterkirche von Königsfelden. Aufnahme von S. Horlacher.

Illustrierte Rundschau.

Die Aufführungen der ‚Braut von Messina' im römischen Amphitheater zu Brugg. — Der Nornenbrunnen in München. Von Prof. Hubert Netzer. — Zur Friedhofskunst. — Neue Eisenschmiede-Arbeiten von Alfred Messer-Winterthur. — Zu unsern Bildern.

Ein Werk von großer und weittragender Bedeutung, das die allgemeine Beachtung der Gebildeten auf sich zog, hat unlängst in der schweizerischen Stadt Brugg seinen Abschluß gefunden: die Aufführung von Schillers ‚Braut von Messina' in einer Eigenart, wie sie die Berufsbühne bis heute nicht bieten konnte und wohl auch in Zukunft nicht zu bieten imstande ist. Eigenartig schon des Spielplatzes wegen. Wenige Minuten vom Bahnhof Brugg, schreibt uns Herr Müller-Brugg, in einem fruchtbaren Gelände, liegt das durch begeisterte Altertumsfreunde ausgegrabene Amphitheater der verschwundenen römischen Stadt Vindonissa: ein weites Oval, durch Mauern von halber Manneshöhe umgrenzt, die durch drei freigelegte Eingangstore unterbrochen sind. Diese historische Stätte wandelte sich um zur Freilichtbühne für die ‚Braut von Messina'!

Über dem Osteingang erhebt sich der mächtige Mittelbau mit einem in maurischem Stil gehaltenen Portal und zwei Seiteneingängen. Den Zusammenhang mit der eigentlichen Bühne vermittelt eine breite Freitreppe. Anschließend an den Hauptbau flankiert links

Szene aus dem 4. Akt der ‚Braut von Messina'. Aufnahme von K. Stalder-Kölla in Brugg.

Digitized by Google

Darstellung des Brudermords aus dem 3. Akt der ‚Braut von Messina'.
Aufnahme von K. Stalder-Kölla in Brugg.

und rechts weitgreifendes Mauerwerk, konzentrisch mit dem Arenaoval, die gegen den Zuschauerraum sich senkende Schaubühne. Weit oben auf steiler Höhe schimmert aus dem Grün das weiße Landhaus der Beatrice. Und vor und über dem Mauerwerk wiegen sich schlanke Zypressen im Abendwinde, Lorbeergesträuche und duftige Blüten schmücken den Rasen, und Efeuranken halten sich in den Ritzen des Steinbaus. — Eigenartiger noch als Schauplatz und Bühne waren aber die Aufführungen in künstlerischer Hinsicht.

Urdh, Skuld und Verdhandi vom Nornenbrunnen in München.

Digitized by Google

Nach dem Vorbild der griechischen Schauspiele hat bekanntlich Schiller der ‚Braut von Messina' Chöre beigefügt, die, mitsprechend und mithandelnd, die Gefühle und Gedanken der Zuhörer widerspiegeln. Dadurch wollte der Dichter den seelischen Kontakt zwischen Spielern und Publikum herstellen, ein Fluidum hervorrufen, das den Zuhörer mit in die Handlung hineinreißt. Und dadurch wurden in Vindonissa Darsteller und Zuschauer zu einer idealen Festgemeinde verschmolzen, getragen von einem Gedanken: losgelöst von dem „Gemeinen und Traurig-Wahren" des Alltagslebens sich zu erheben und zu erbauen an großen Ausblicken, sich erschüttern zu lassen durch

war die Wirkung geradezu erschütternd. Weniger eindrucksvoll erschien die Chorsprache in Partien, die lediglich Stimmungen oder Gefühle wiedergeben, und es werden zweifelsohne auch für die Zukunft Stimmungsschilderungen des Dichters durch Einzelsprecher übernommen werden müssen. Damit ist auch gesagt, daß die glanzvollen Darstellungen in Brugg die Chorfrage nicht restlos für alle Zeiten gelöst haben. — Die Eigenartigkeit der Bühnenanlage war der räumlichen Entfaltung des Chores ungemein günstig. Sie ermöglichte es, daß keine Kulissen oder Theaterrequisiten dieser oder jener Art verwendet werden mußten und daß ferner die Chormassen in natürlicher Weise sich auf-

Der Nornenbrunnen in München. Von Prof. Hubert Netzer.

den Gigantenschritt der Tragik, um schließlich mit rein gestimmter, festlicher Seele auf den Höhen der Kunst und der Schönheit auszuruhen. Diesen Endzweck der Einfügung des Chores in das Drama erreichte die Regie in der Weise, daß die 400 Mitwirkenden zu einem Sprechorchester zusammengefügt wurden. Stimmen mit heller oder dunkler Klangfarbe bildeten größere Gruppen, die sich wieder, ähnlich der Eigenart der Musikinstrumente, in Unterabteilungen sonderten. So war eine Grundbedingung der Chorwirkung gegeben — die natürlichste und ausgiebigste Verwendung der Sprechorgane der einzelnen als Gesamtheit. Und dieses Vorgehen hat sich bewährt. In Stellen wie: Wehe, wehe, Messina! oder: Mord! Mord!

stellen und bewegen konnten. Der Eindruck, man befinde sich vor Spielern, die ein fremdes Schicksal uns vor Augen führen, schwand vollständig — Hauptdarsteller, Chorsprecher und die Tausende im Zuschauerraum standen in einem seelischen Kontakt, wie ihn wohl kaum je eine Berufsbühne herzustellen vermag. Denn die Phantasie, die im Raum der geschlossenen Bühne den Gegensatz zwischen Spiel und Wirklichkeit überbrücken muß, konnte hier vollständig entbehrt werden: der Gebildete und der Mann aus dem Volke, — beide lagen widerstandslos im Banne der zur Wirklichkeit gewordenen Dichtung. Es wäre jedoch ungerecht, den gewaltigen Eindruck, den die Vindonissischen Spiele auf die Zuschauer ausgeübt haben,

Digitized by Google

Friedhofsanlage. Entwurf von Architekt Max Hans Kühne in Dresden.

nur dem farbenprächtigen Chore zuzuschreiben. Ein Hauptverdienst tragen die Darsteller der Einzelsprechrollen. Für diese wurden Berufsschauspieler verpflichtet, die im voraus die Gewähr boten für dramatische Höhenkunst. So hat alles mitgeholfen, die Aufführungen zu einem Ereignis zu machen, das den sechs Spieltagen eine Zuschauermenge brachte, die wohl auf vierzigtausend geschätzt werden darf. Und all diesen Tausenden wird eines unvergeßlich bleiben: der große, erschütternde Eindruck, den ein klassisches Stück in der in Vindonissa durchgeführten Eigenart mit ehernem Griffel in die Seele der Zuschauer schrieb.

Das Stadtbild Münchens hat sich wieder um einen schönen Brunnen vermehrt; dem ‚Hubertusbrunnen' von Hildebrandt folgte der ‚Nornenbrunnen' von Professor Hubert Netzer. Auf dem Karlsplatz sprudeln seine Wasser. Eine Kolossalschale ist's von prächtigem, monumentalen Aufbau, um die die drei nordischen Schicksalsgöttinnen stehen: Skuld, Verdhandi und Urdh; schlanke, schlichte, ernste Gestalten von feierlicher Schönheit. Skuld, in blühender Jugend, ist das Sinnbild des Zukunftsgeschicks; Verdhandi verkörpert den Wechsel des Schicksals in der Gegenwart; Urdh endlich, die Vergangenheit, mit dem schweren Ausdruck lastender Sorge im Antlitz, wendet — ein feiner Zug des Künstlers — ihr

Eingang zur Grabstelle von Architekt Hugo Wagner in Bremen.

Marmorgrabkreuz, entworfen von Architekt Prof. Heinrich Tscharmann in Dresden, ausgeführt von Stilbach & John in Dresden.

Digitized by Google

Grabstelle, entworfen von Architekt William Lossow in Dresden, ausgeführt von Zeidler & Wimmel in Bunzlau.

Auge dem nahen Justizpalast zu. — Es ist in den letzten Jahren sehr viel über Friedhofskunst geschrieben und gesprochen worden, und in der Tat ist das ein Kapitel, auf dem manches im argen liegt. Es sieht bei uns nicht so schlimm aus wie in Italien, wo die Zuckerguß-Plastik in Marmor eine geradezu erschreckende Ausbildung erfahren hat; es gibt bei uns sogar einzelne, vielleicht viele sehr schöne Friedhöfe und manch herrliches Grabmal. Aber unverkennbar haben gerade die letzten fünfzig Jahre eher einen Rückschritt, als einen Fortschritt gezeitigt: so mancher städtische Friedhof wurde zu einem Sammelplatz von steinernen Geschmacklosigkeiten. In doppelter Richtung hat die Reform einzusetzen: sie soll uns schlichte, einfache Grabmäler geben und sie soll für den Friedhof das Friedevolle, Stille, Anheimelnde zurückerobern, das ihm einst zu eigen war und das uns heut noch auf so manchem einfachen Dorfkirchhof das Herz erhebt. Unsere Abbildungen zeigen, wie sich die heutigen Künstler die Ausführung denken, und sie werden unseren Lesern wenigstens als Anregungen wertvoll sein. — Die letzten Abbildungen der Rundschau geben moderne Eisenschmiede-Arbeiten wieder; auch hier handelt es sich um eine lang vernachlässigte, vielfach verbildete Kunstübung, die unsere Tage von der Schablone zu befreien suchen. Der Schweizer Alfred Messer in Winterthur steht in der ersten Linie der Künstler, die in dieser Richtung tätig sind. —

Unser Titelbild trägt diesmal einen ganz besonderen Charakter. Es gibt eine der wundervollen Radierungen wieder, durch die der Name Paul Helleu weltberühmt wurde. Der Kreis seines Schaffens ist nicht groß, innerhalb dieses Kreises aber ist er groß: ein echter Pariser, der indes fast erstaunlicher Weise grundsätzlich nicht die Demimonde behandelt, sondern sich seine graziösen Modelle aus der wirklichen Welt holt. Am bekanntesten dürfte seine reizende Radierung „La Cigarotto“ geworden sein, das seine Bildnis

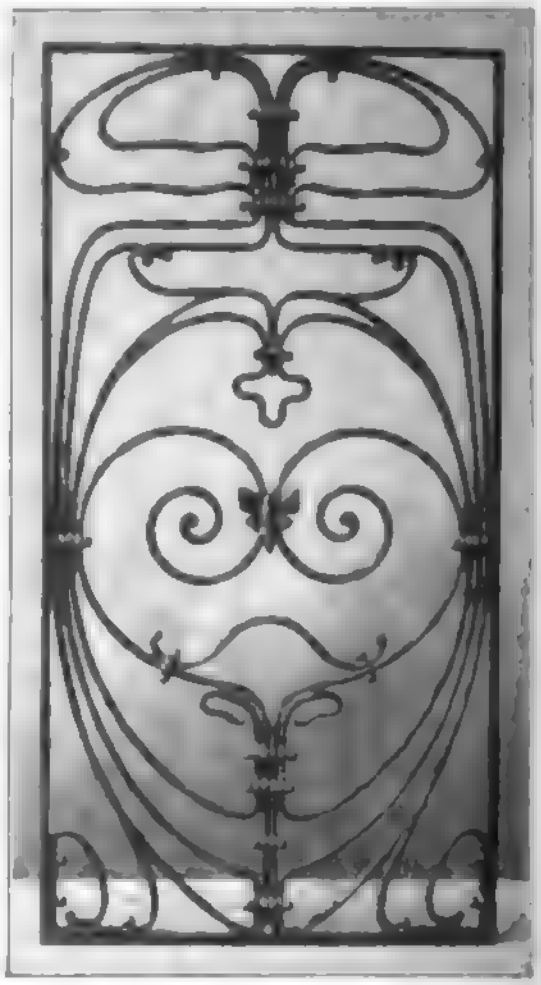
Wandgrabmal von Architekt Prof. Fritz Schumacher in Dresden.

Digitized by Google

Türbeschlag. Entworfen von Alfred Messer, ausgeführt von der Metallarbeiterschule in Winterthur.

einer jungen, zur kurzen Rast auf ein Ruhebett hingestreckten Frau. Die Zahl der von Hellen radierten Blätter ist groß; auf jedem aber zeigt er den gleichen **wundervollen Schwung seiner Linien und die subtilen Feinheiten seiner ‚Kaltnadelkunst' oder richtiger Diamantkunst, denn er arbeitet nur mit dem Diamant auf die Kupferplatte. Für den Sammler sind seine Radierungen, die je nur in fünfzig numerierten Abzügen in den Handel kommen, ein sich bei jedem neuen Anschauen erneuernder Genuß. — Ein interessanter Sprung von dem Franzosen, der so sehr Franzose ist,** daß wir nicht einmal wagten, den Bildtitel zu übertragen, bis zu dem ernsten, schweren, echt deutschen Ed. v. Gebhardt. Eine Welt liegt zwischen Helleus graziösem Frauenkopf und Gebhardts ‚Hausfrau' (zw. S. 336 u. S. 337). — Unser Heft bringt weiter eine Reihe vorzüglich gelungener farbiger Reproduktionen von Prof. Heinr. Zügel, dem großen Münchener Tiermaler. Der Kunst Isar-Athens gaben wir diesmal überhaupt breiteren Raum: Prof. Frz. v. Stuck ist mit einem interessanten, in der Auffassung ganz originellen Frauenporträt vertreten (zw. S. 400 u. S. 401), Hermann Groeber durch ein kerniges Bauernpaar (zw. S. 424 u. S. 425), Carl Piepho, der in seiner ausgesprochenen Eigenart immer zu fesseln weiß, durch das Bild eines Gartens, in den eine Frau (mit bewußt scharf geprägter Profillinie) packend hineingesetzt ist (zw. S. 432 u. S. 433); auch Herm. Linde, ein geborener Lübecker, zählt zu den Münchenern, genauer zu den Dachauern (zw. S. 448 u. S. 449). Berlin, die Reichshauptstadt, soll aber nicht zu kurz kommen: Richard Engelmann, der uns seine schöne Plastik (zw. S. 416 u. S. 417) gab, gehört heut zu den Berliner Bildhauern, trotzdem er in Bayreuth geboren ist und Schüler der Münchener Akademie war. Prof. Franz Skarbina aber ist wirklich ganz Berliner, mit Spreewasser getauft; das Gemälde, das wir diesmal von ihm bringen, ‚Nach der Trauung' (zw. S. 408 u. S. 409), ist denn auch ein echter und ein famoser Ausschnitt aus Architektur und Straßenleben Berlins. H. v. Sp.

Türfüllung. Entworfen von Alfred Messer, ausgeführt vom Schlosser Geilinger in Winterthur.



Türfüllung. Entworfen von Alfred Messer, ausgeführt von der Metallarbeiterschule in Winterthur.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatshften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Biucrati, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Madonna.

Ausschnitt eines Gemäldes von Perugino in den Uffizien zu Florenz.

Nach einer Photographie von Braccio Broci in Florenz.

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 4. Dezember 1907

Madonnen der Früh-Renaissance.

Von Hans Rosenhagen.

Nach harten Kämpfen war das Christentum im mächtigen oströmischen Reiche Staatsreligion geworden. Wollte man ihm bei dessen zum großen Teil noch heidnischen Bewohnern das gebührende Ansehen verschaffen, so war es nötig, dem immer unter der Wirkung sinnlicher Wahrnehmungen stehenden Volke die neuen, unter so heftigen Widersprüchen zur Anerkennung gelangten Gottheiten des christlichen Himmels in ehrfurchtgebietenden, die Vorstellung von höchster Macht und Herrlichkeit gewährenden Gestalten zu zeigen. Etwas Imposanteres, Glänzenderes und Prächtigeres als den Hof von Byzanz, wo dem Kaiser mit göttlichen Ehren begegnet wurde, wo das Zeremoniell der Majestät und der Ämter zu einer bis ins Letzte gehenden Wissenschaft ausgebildet war, gab es damals nicht. So entzündete sich die Phantasie der Künstler an diesem strahlenden Bilde und übertrug seine wirksamsten Elemente auf die Darstellungen der Repräsentanten des neuen Glaubens. Der liebevolle Stifter der christlichen Religion erscheint in den Schöpfungen der byzantinischen Mosaikkünstler als ein mächtiger König; Maria ist die Rolle der Königinmutter zuerteilt worden, und die Apostel und Heiligen bilden den genau nach dem Konstantinopeler Vorbild geordneten Hofstaat der beiden. Und da der Kaiser und seine Familie nicht die Sentimentalität besaßen, das Volk durch Liebe zu regieren, so gab man auch den Beherrschern des Himmels ein Aussehen und eine Haltung, die Furcht und Unterwerfung zu fordern scheinen. Riesenhaft groß, mit prächtigen Gewändern geschmückt, blicken sie in majestätischer Unbeweglichkeit aus den goldschimmernden Wölbungen der Basiliken mit großen strengen Augen auf die Gläubigen, tief unter ihnen, herab. Und man war konservativ in Byzanz. Wie das Zeremoniell der höfischen Angelegenheiten Jahrhunderte hindurch unverändert blieb, nachdem es einmal zur Vollkommenheit ausgebildet war; ebensowenig durfte an die von den Herrschern und von der Kirche sanktionierten Darstellungen aus dem christlichen Glaubenskreise gerührt werden. Das bedeutete nichts mehr und nichts weniger als eine Aufhebung der schöpferischen Erfindung und Tätigkeit der Künstler. Diesen blieb nur das Reproduzieren der festgesetzten Typen, Anordnungen und Szenen übrig. Ein Befragen der Natur war unter solchen Umständen durchaus überflüssig.

Aus diesem Grunde begegnet man bis tief ins Mittelalter hinein einem völlig leblosen Typus der Madonna. Die Züge wie versteinert und oft mürrisch im Ausdruck. Die Augen haben eine auffallend eliptische Form. Unter einer stark hervorspringenden schlanken Nase erscheinen

Mund und Kinn in gesuchter Kleinheit und Zierlichkeit. An den Händen fällt die Länge und Dünne der Finger auf. Die Gestalt der Gottesmutter ist unter den schweren, faltigen Gewändern, unter dem wallenden Schleier kaum zu unterscheiden. Sie könnte in ihrer absoluten Schlankheit auch einem Jüngling gehören. Trägt die Madonna das himmlische Kind im Arm, so gleicht dieses entweder einer gutverpackten, steifen Puppe oder hat einen sonderbar athletisch ausgebildeten Körper, auf dem nicht selten ein ältlicher Kopf sitzt. Einen nicht geringen Anteil an der Starrheit und dem streng hieratischen Charakter dieses Bildes hat ohne Zweifel die von Byzanz aus über Westeuropa verbreitete Mosaikkunst, deren Pflegstätte in Ravenna gerade den italienischen Malern vielfach die Vorbilder lieferte für ihre Schöpfungen.

Madonna mit dem Jesusknaben.
Statue von Giovanni Pisano in Padua.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Aber aus dem Osten, der die Kunst in dieser Weise in Fesseln geschlagen hatte, kam auch die Befreiung. Die Kreuzzüge, mit denen der erschlaffte religiöse Sinn der westeuropäischen und germanischen Völker wieder aufgerüttelt werden sollte, führten zu einem regen Verkehr mit dem Orient. Die unmittelbare Berührung mit dessen Kultur war von der höchsten Bedeutung für die des Abendlandes. Zunächst für die geistige. Arabische Gelehrte trugen ihr Wissen und ihre Bildung in die christliche Welt. Sie brachten nicht nur ihre Kenntnisse auf den Gebieten der Medizin, Mathematik, Astronomie und Philosophie mit — sie wiesen auch auf die herrlichen Schätze hin, welche die Alten in ihrer Literatur hinterlassen hatten. Die Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern erweckte verständlicherweise auch das Interesse für die Künste der Alten. Man begann, sich um deren Schöpfungen zu kümmern und zu begreifen, wie hoch diese über den Leistungen der Gegenwart standen. Warum sollte man nicht trachten, diese Höhe wiederzugewinnen? Ganz verloren waren ja die alten Techniken noch nicht. Der mählich fortschreitende Zusammenbruch des oströmischen Reiches veranlaßte viele griechische Künstler, sich im aufblühenden westlichen Europa niederzulassen, wo man sie mit offenen Armen aufnahm. Von ihrem Dasein profitieren einstweilen nur Architektur, Bildhauerkunst und Kunstgewerbe. Der neue Geist führt zu einer sichtbaren Wiederbelebung der Künste zuerst in Südfrankreich. Dieses wird auch der Ausgangspunkt für eine freiere Auffassung des Kirchenglaubens und damit der kirchlichen Kunst. Hier zeigen sich entschiedene Ansätze zu einer nationalen Bildung, die auch in der Troubadourdichtung und dem Frauendienst ihren Ausdruck finden. Alles drängt nach einem freieren Leben.

Digitized by Google

Madonna mit dem Jesuskinde.
Gemälde von Gentile da Fabriano im Museo Civico zu Pisa.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Digitized by Google

Die Kirche fühlt den Beruf, in diese Bewegung, die sich zum Teil gegen die von ihr ausgeübte Zwangsherrschaft einerseits und ihre Verweltlichung andererseits richtet, einzugreifen. Es entstehen Konflikte und Kämpfe, bei denen die Mönchsorden der Dominikaner und Franziskaner eine vermittelnde Rolle spielen und schließlich eine Einigung herbeiführen, indem sie die Forderungen der neuen Zeit in Einklang zu bringen wissen mit den Ansprüchen der Kirche. Unter diesen Auspizien tritt Italien das Erbe seiner großen Vergangenheit an. Die Kirche legt den Künstlern zwar gewisse Fesseln auf, hat aber nichts dawider, daß sie in ihren Werken die Anschauungen zur Geltung bringen, die sich mit den Lehren des heiligen Franziskus decken. Der hatte dem unter allerlei scholastischem und formalem Wesen fast erstickten Christentum einen neuen Odem eingehaucht, sozusagen die Versöhnung zwischen Himmel und Erde herbeigeführt. Nicht umsonst nimmt seine Person in den Darstellungen der italienischen Kunst einen so breiten Raum ein. Die Künstler wußten, was sie ihm verdankten. Er hatte die Natur, die früher als Teufelswerk galt, entsühnt, sie ihnen als Gegenstand künstlerischer Darstellung zugänglich gemacht. Dem Gefühl des Einzelnen der Natur gegenüber war durch ihn Befreiung geworden und so der Grund für jede Art der künstlerischen Weiterentwicklung geschaffen. Auf der anderen Seite begriff die Geistlichkeit sehr bald, daß die Kunst ein unübertreffliches Mittel war, auf die Geister zu wirken. Man

Die Jungfrau mit dem Kinde und der hl. Anna.
Gemälde von Masaccio in der Accademia di Belle Arti zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Giacomo Brogi in Florenz.)

Digitized by Google

Die Jungfrau mit dem Kinde. Ausschnitt eines Gemäldes von Fra Filippo Lippi im Pittipalast zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Giacomo Brogi in Florenz.)

beschäftigt sich eingehend mit ihr, gibt den Künstlern nicht nur die Aufträge, sondern erfindet auch neue Themen für solche. Sogar große Kirchenlehrer, wie der heilige Thomas von Aquino, halten es nicht unter ihrer Würde, den neuen Standpunkt zu rechtfertigen. Er erklärt Gott nicht nur für den Urquell des Guten, sondern auch des Schönen. In der Erkenntnis des Schönen — etwas wonach der Künstler ja zweifellos strebt — sieht er also eine Berührung mit Gott. Die Kunst ist ihm Naturnachbildung, ein Bild schön, wenn es den Gegenstand vollständig widergibt, ob dieser an sich nun schön sei oder häßlich.

Solche Gedanken und Anschauungen konnten nicht ohne Eindruck auf die Künstler bleiben. Das schwerste für sie war freilich die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Man mußte erst lernen, sie wiederzugeben, und begann mit schüchternen Abänderungen des byzantinischen Schemas von der Natur. Eine große Hilfe bot sich besonders den Plastikern in den Werken der antiken Kunst. Überall in Italien gab es noch Reste davon. Man lernte durch sie die wirkliche Gestalt des Menschen kennen, die Pracht seines ihm von Gott geschenkten Leibes, lernte begreifen, daß das Gewand als Hülle, nicht als Versteck für den Leib zu dienen habe.

Der erwachte Natursinn führt die Künstler endlich vor das Leben selbst. Die Welt wird jung und schön vor ihren Augen. Frühlingsglanz liegt darüber und Festtagsstimmung. Sollten allein die Himmlischen dem fröhlichen Treiben mit sauren Gesichtern zuschauen? War doch diese schöne Welt ihr Werk — warum durften nicht auch sie ihre Freude daran haben? Die Madonna bekam als erste den Wechsel der Gesinnung zu spüren. Stand sie der Menschheit doch näher als Gottvater und Sohn. Ihre irdische Herkunft machte sie zu der natürlichen Vertrauten der Menschen. Außerdem war sie ein Weib, also stets mitleidig und hilfsbereit; hatte Mutterglück und Mutterschmerzen erlitten und kannte daher die Not der menschlichen Kreatur ebenso gut wie deren Sehnsucht nach einem Dasein der Freuden. Wie sehr hatten doch die Künstler der alten Zeit das Wesen der Gottesmutter verkannt, als sie ihr das Aussehen einer strengen, unbarmherzigen Königin und Richterin gaben! In Toskana brach man zuerst mit dieser Auffassung der Madonna, und zwar gingen die Bildhauer dabei am kühnsten vor. Übrigens ein Zeichen dafür, daß die Überlieferungen ihrer Kunst niemals eine so radikale Zer-

Digitized by Google

Madonna mit dem Kinde. Skulptur von Mino da Fiesole im Königl. Nationalmuseum zu Florenz. (Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

störung erfahren haben, wie die der Malerei.

Es ist freilich üblich, den florentinischen Maler Cimabue als den zu nennen, der als Erster sich gegen das hergebrachte Schema der Madonnendarstellung erhoben; aber er bleibt im Grunde doch in den Grenzen dieses Schemas, obschon er versucht, durch beseelten Ausdruck den Schein des Lebens zu erhöhen. Der große Befreier für die Malerei ist Giotto gewesen, der diese Kunst gänzlich umgestaltet, weil er nach Sachlichkeit strebt und nachdrücklich die Wirklichkeit befragt. Man nennt ihn den Schüler Cimabues. Sein wirklicher Lehrer indessen, der ihn förderte, der ihn die Natur finden ließ, war ein größerer: Giovanni Pisano. Mit diesem außerordentlichen Künstler beginnt, obgleich er dem Mittelalter zugezählt wird, recht eigentlich schon das Zeitalter der Renaissance, und seine Madonnenstatue in Padua bildet den Ausgangspunkt für all die wunderbaren Darstellungen der Gottesmutter, welche die unsterblichen Künstler Italiens der Welt geschenkt haben und in denen das weibliche Ideal eines schönheitsfrohen Zeitalters in seinen Wandlungen verkörpert ist. Und nicht nur das. Weil die Kunst als treuer Spiegel der Empfindungen alles zeigt, was die Herzen und Geister im Laufe der Zeit bewegt, so lassen die Darstellungen der Madonna auch die Veränderungen der religiösen Gesinnung erkennen, die sich während der Renaissance vollziehen. —

Wer denkt vor Giovanni Pisanos Madonna mit dem Jesusknaben nicht an die Antike? Wie wenig gleicht diese erhabene Erscheinung der biblischen Magd von Bethlehem! Man meint, der Künstler habe die alte Legende gekannt, die berichtet, daß Juno, um der Welt den Erlöser zu schenken, sich als Maria einem unschuldigen jungen Zimmermanne vermählt habe. Und doch ist etwas in diesem Werke, das über die Antike hinausgeht, ein Realismus, der sich bei den Künstlern des Altertums nur da findet, wo sie nicht nach Größe des Ausdrucks streben, also in genrehaften Darstellungen. Diese Madonna, so göttlich sie von Herkunft scheint, ist vor allem Mutter. Sie blickt zärtlich auf ihr Kind und scheint mit ihm zu scherzen; denn der Knabe auf ihrem Arme ist voller Ausgelassenheit. Der muntere kleine Kerl läßt in nichts an irgendwelche Tradition denken. Er ist ganz dem Leben abge-

Digitized by Google

lauscht, wie er sich mit einer unendlich natürlichen Bewegung nach vorn beugt, um der Mutter voll ins Gesicht zu sehen, mit welcher Miene sie seine Späße wohl aufnimmt.

Wenn Giovanni Pisano auch durch die Vermittlung Giottos gerade für die Malerei von großer Bedeutung geworden ist, so fand der neue Geist seiner Kunst doch nicht gleich überall Zutritt. So hatte sich vor allem in dem Bergstädtchen Siena, teilweise aber auch in Umbrien eine mit der byzantinischen Tradition immer noch Berührung unterhaltende Kunstrichtung von religiös schwärmerischem Charakter sehr lange gehalten. Der starre Typus der alten Zeit war freilich hier verschwunden und an seine Stelle ein Zug von Lieblichkeit und Anmut getreten, der etwas ungemein Anziehendes hat; aber man wagt doch nicht, das Wesentliche des Schemas zu durchbrechen, und das Starkdekorative des byzantinischen Mosaikstils wird nicht ohne Überlegung beibehalten. Die feinste Blüte dieser konservativen Kunst bietet sich in den Werken Gentiles da Fabriano. Seine Madonna ist von einer fast unirdischen Holdseligkeit. Welche Unschuld ist dem Ausdruck ihrer mütterlichen Liebe beigemischt! Nichts auf der Welt kümmert sie als das Kind auf ihrem Schoße, das mit den verständigen Augen eines jungen Gottes zu ihr aufschaut. Und diese liebliche junge Mutter wirkt um so zarter und zierlicher, als ihre minnigliche Schönheit in Gegensatz gebracht ist zu der schweren Pracht königlicher Gewänder und eines kostbaren Teppichs, der das fromme Wunder von der rauhen Wirklichkeit trennt. Nicht wenig wird die mystische Stimmung, die über dieser anbetenden Mutter liegt, durch den goldenen Nimbus gesteigert, der mit plastischem Auftrag von Schrift und Zierat die Köpfe umgibt. So idealisiert das sich in einem zierlichen Kinn spitzende Köpfchen der blonden Gottesmutter wirkt — man erkennt unschwer darin schon den reizenden Frauentypus, dem später Perugino in seinen Madonnen ein so unvergängliches Denkmal errichtet.

Diesem idealisierenden Stil steht auch der für die Kunst von Florenz so wichtige Masaccio nicht ganz fern, dessen einziges großes Tafelbild die heilige Anna, die Mutter der Madonna mit dieser und dem Kinde darstellt. Jedoch schon ist ein kräftiger realistischer Einschlag zu spüren, trotz der überall leuchtenden Glorien, trotz des die Hauptgestalten isolierenden, von Engeln gehaltenen Teppichs.

Madonna mit dem Jesuskinde. Relief von Andrea della Robbia in der Kirche St. Egidio zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Digitized by Google

Dieser Realismus konzentriert sich im wesentlichen allerdings auf die Person der Madonna, die vielleicht sogar als Porträt anzusprechen ist. Ein Zeugnis dafür scheint wenigstens das seelische Unbeteiligtsein der heiligen Jungfrau an der ganzen Situation und der individuelle Charakter ihrer Züge. Während man von der heiligen Anna und von dem Bambino sagen möchte, daß sie auswendig gemalt seien, spürt man hinter den völlig unbewegten Zügen der Madonna doch das Leben. Diese Frau hat dem Künstler in seiner Werkstatt gegenüber gesessen, und man merkt sogar, daß sie dabei lange Zeit gehabt. Ihre ganze Haltung läßt die vornehme Dame erkennen. Selbstgewiß blicken die Augen, und der festgeschlossene Mund verrät Strenge und Beherrschung. Der Schleier, der das Blondhaar der Madonna bedeckt, ist nicht ohne Koketterie so geordnet, daß er das etwas breite Gesicht schlanker erscheinen läßt, und in einen malerisch losen, auf der linken Schulter liegenden Knoten geschlungen. Masaccio macht also schon gar keinen Versuch, die irdische Herkunft seiner Madonna zu verbergen. Die Frömmigkeit der guten alten Zeit hat nachgelassen. Die Weltlichkeit mit ihren Bedürfnissen und Eitelkeiten nimmt mehr und mehr Besitz von der Kunst. Die Profanmalerei bereitet sich vor; ja neben Masaccio wirken sogar schon ein paar Künstler — Andrea del Castagno und Paolo Uccello —, denen die religiösen Themen ausschließlich als Vorwand dienen, ihre Fähigkeiten in rücksichtsloser Nachahmung der Wirklichkeit, im perspektivischen Zeichnen wie im Erzeugen plastischer Illusionen zu zeigen.

Die Jungfrau mit dem Sohne und dem Johannes. Gemälde von Sandro Botticelli in der Galerie des Pittipalastes zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Doch dieses Streben, die Profanitäten des Lebens in die religiöse Kunst zu tragen, war noch nicht allgemein. Das gesteigerte Sinnen- und Geistesleben, mit dem das Quattrocento schloß, erschreckte ohne Zweifel viele fromme Gemüter; und, um über den sie lockenden weltlichen Freuden der von der Kirche verheißenen himmlischen nicht verlustig zu gehen, wandten sie sich zur Weltflucht. Ihren künstlerischen Ausdruck

Digitized by Google

Madonna. Ausschnitt eines Gemäldes von Sandro Botticelli in den Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.)

fand diese passive Reaktion gegen den Zeitgeist in den Werken Fra Angelicos da Fiesole. In ihnen lebten noch einmal die naive Frömmigkeit und der kindlich reine Glauben des Mittelalters auf. Hier ist einer, den die Lockungen der Welt kalt lassen und für den die Wirklichkeit nur so weit vorhanden ist, als sie dazu dienen kann, die höhere Existenz Gottes und der Seele anschaulich zu machen. Nichts ist neu in Angelicos Kunst als dieses von keinem Erdenhauch getrübte Leuchten der Seelen. Die saubere Kontur seiner Zeichnung, seine dünnen, aber wie von einem himmlischen Licht durchstrahlten hellen Farben passen wunderbar zu den lieblichen, zarten Gestalten der Gottesmutter, der Engel und der Heiligen, die er geschaffen. Ihm ist die Kunst Gottesdienst. Seine Bilder sind Hymnen an die Jungfrau, Gebete für die sündige Welt. Damit die ihm Nächsten, die Klosterbrüder von San Marco, solche Gebete nicht vergessen, malt er in die Zelle eines jeden von ihnen ein Bild, das irgendeinen Vorgang aus dem Leben Jesu oder der Jungfrau darstellt. Die mönchische Kunst findet in Angelicos Schöpfungen vielleicht ihren höchsten, sicherlich aber ihren edelsten, versöhnendsten Ausdruck.

Jedoch nicht immer blieben die Weltflüchtigen ihren guten Vorsätzen treu. Das Leben mit seinen Lockungen schlich sich auch in die Klöster. Die Ordensregeln wurden lockerer und lockerer, und nichts hinderte den Mönch, Vergnügungen nachzugehen, die seinen Gelübden geradezu entgegenliefen. Das Verlangen nach den Genüssen des Lebens, nach den Freuden der Welt durchzittert alle Herzen. Die Strafen des Jenseits schrecken niemand mehr; denn der Glaube an den Gott, der an den Menschen ahndet, daß sie menschlich schwach sind, ist ins Wanken geraten. Man lebt das Leben, wie es ist, und sucht es sich nach seinem Vermögen und seinen Kräften möglichst schön und genußreich zu gestalten. Jemand in diesem Bestreben zu stören, gilt für nicht anständig. So hat auch das Ansehen Fra Filippo Lippis bei seinen Zeitgenossen auch nicht das geringste dadurch eingebüßt, daß er als Maler außerhalb seines Klosters lebte und sich den Vergnügungen der Kreise, die ihn beschäftigten, ohne

Digitized by Google

Die Jungfrau mit dem Kinde. Gemälde von Giovanni Bellini in der Kirche dei Frari zu Venedig.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Bedenken hingab, daß er als Kaplan eines Nonnenklosters eine von dessen Insassinnen entführte und mit ihr lebte. Er widmete ja seine Kräfte der Kirche doch, indem er für sie malte. Mit einem gewissen Behagen geht Filippo dem gemacht Feierlichen im Kirchenbilde aus dem Wege. Er will nicht durch die Erhabenheit großer Formen, sondern durch Herzenswärme, durch Poesie der Empfindung und der Farbe und durch Wahrheit der Beobachtung wirken. Das Gemütvolle seiner Kunst offenbart sich auch darin, wie er die Landschaft als stimmungsgebendes Element benutzt. In seinen Gemälden erscheint ein neuer, dem Leben nachgebildeter Madonnentypus: der einer mädchenhaft jungen Mutter aus wohlhabendem Bürgerhause. Filippos Madonna thront nicht in einem feierlichen Tempel, sondern sitzt daheim in ihrem gemütlichen Zimmer und freut sich ihres Kindes, ihrer hübschen Kleider und ihres wohlgeordneten Hauswesens. Ihre Züge sind ganz und gar nicht klassisch schön; aber der Glanz der Jugend und der Hauch von Unschuld, der auf diesem zarten Gesicht mit den schüchternen Augen, mit dem ganz unitalienisch kurzen Näschen über dem kindlichen Munde liegt, sind von unbeschreiblichem Reiz.

In einer ähnlichen Empfindungsweise bewegt sich die Plastik dieser Zeit. Sie verkörpert in der Madonna entweder die vornehme Edeldame, die durch die Art, wie sie ihr Kind hält, zu erkennen gibt, daß sie diese Beschäftigung nicht gewohnt ist — die Madonna Minos da Fiesole bildet ein bezeichnendes Beispiel dafür — oder die hübsche junge Bürgersfrau, deren köstlichster Besitz ihr Kind ist. Unvergleichliche Darstellungen solchen naiven Mutterglückes finden sich besonders in den glasierten Tonreliefs der Robbia, vor allem des Andrea della Robbia, der in seinen Arbeiten so fein Maß zu halten weiß zwischen der Absicht auf stärkste naturalistische Wirkung und dem Charakter seines Materials. Jedenfalls verstehen beide Künstler ausgezeichnet, die individuelle Schönheit ihrer Modelle mit dem mädchenhaften Schönheitstypus, der in dem damaligen Florenz am höchsten galt, zu verbinden.

Eine Generation später zeigt nicht nur

Digitized by Google

die Kunst im allgemeinen, sondern auch die Madonna wesentlich andere Züge. Die Tage des unbesorgten Genießens sind dahin. Man schlürft den Freudenbecher des Lebens hastiger, weil man den Eintritt der Ernüchterung, das Ende fürchtet. Warner, wie Savonarola, haben bereits ihre Stimmen ertönen lassen; man sündigt also nicht mehr in Unwissenheit und Unschuld, wie die Väter. Der heimliche Kampf zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden reibt auf, erzeugt Nervosität. Bei dem einen führt diese zur Unrast, bei dem feiner Organisierten ruft sie schwere Seelenqualen hervor. Zwei charakteristische Repräsentanten solcher Zustände besitzt die Kunst der Frührenaissance in Botticelli und Filippino Lippi. Beide, aus Fra Filippos Schule hervorgegangen, stehen gesellschaftlich schon auf einer höheren Stufe als der lebenslustige Mönch. Sandro Botticelli ist ein intimer Freund des Hauses Medici, dem Filippino fallen die ehrenvollsten Aufträge zu, die in jener Zeit in Florenz vergeben werden. Aber beide treiben ohne Widerstandskraft im Strome ihrer leidenschaftlichen Zeit, Opfer ihrer Empfindungen. Man weiß nicht, welcher Art das Weh war, das Botticelli bedrückte; aber seine schlanken, schwankenden Gestalten rufen es in die Welt mit klagenden Zungen, mit verängstigten Augen und bebenden Gliedern. Seine Madonna kennt keine Freuden. Sie erschrickt schmerzlich und gerät in schamhafte Aufregung, als der Engel der Verkündigung zu ihr tritt. Wenn sie das Kind auf dem Schoße hält, steigen ihr fast die Tränen auf; denn sie ahnt nicht nur das Ende, sie weiß es. Und wenn sich, wie im Bilde der Pitti-Galerie, der Jesusknabe herniederneigt, um den Kuß des Giovannino zu empfangen, so sieht sie schon im Geiste, wie das Bild des Gekreuzigten irgendeinem betenden Heiligen in die Arme sinkt, und will vor tiefem Schmerz vergehen. Aber in diesen Madonnen Botticellis ist doch ein ganz unsäglicher Reiz, der des Rätsels, und man empfindet ihn nirgends leb-

Madonna mit dem Jesuskinde. Gemälde von Filippino Lippi in Prato.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Digitized by Google

hafter als vor der schönsten Jungfrau des Künstlers in dem berühmten Tondo des Magnificat. Selbst der große Realist Zola hat sich dem Zauber dieses Werkes nicht entziehen können. Sicherlich hat es vor seinem inneren Auge gestanden, als er über Botticellis Kunst schrieb: „Sein Mund, dieser fleischige Mund, fest wie eine Frucht, ironisch oder schmerzvoll, rätselhaft mit seinen schlangenhaften Fältchen, von denen man nicht weiß, ob sie eine reine Seele bergen oder Schändlichkeiten. Die Augen Botticellis, voller Schmachten, Leidenschaft, mystischer oder sinnlicher Entzückung, oft voll von einem so tiefen Schmerz in ihrer Freude, daß es nichts Unergründlicheres gibt in Augen, die auf die menschliche Nichtigkeit geblickt haben! Die Hände Botticellis, so ausgearbeitet, so gepflegt, von angespanntem Leben, die in der Luft spielen, sich vereinigen, sich küssen und miteinander sprechen mit einer solchen Sorgsamkeit der Grazie, daß sie dadurch oft manieriert erscheinen; aber jede mit ihrem eigenen Ausdruck, jedem Ausdruck des Genießens und Leidens der Berührung!“

Von der Nervosität des geheimnisvollen Florentiners ist mehr in Filippino Lippis Malerei als von dessen fast überreifer Kunst. Der Sohn Fra Filippos und der hübschen Nonne Lucrezia Buti war keine starke Persönlichkeit, aber ein feiner Nachempfinder, der sich ebensogut in die erregte Gefühlsweise Botticellis, wie in die erhabene des sechzig Jahre vorher verstorbenen Masaccio hineinzuversetzen wußte. Sobald er auf sich allein angewiesen ist, versagt er — wenigstens auf der Empfindungsseite. Obgleich er, der gewandte Weltmann, Freigeist ist, malt er dennoch religiöse Bilder, und weil er durch Innerlichkeit nicht wirken kann, malt er die Gebärde. Er ist nicht immer so diskret, wie in seiner Madonna vom Tabernakel in Prato, bei der die mangelnde tiefere Beseelung durch äußerliche Anmut ersetzt ist. Aber gerade dieser Ausweg verleiht dem Werke einen merkwürdig modernen Charakter.

Jungfrau Maria. Gemälde von Antonello da Messina in der Accademia di Belle Arti zu Venedig.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Daß die Beschäftigung mit den Werken und den Schriften der Alten in dieser Zeit wirkliche Gläubigkeit nicht zum Wanken bringen konnte, bezeugen die von Andrea Mantegna geschaffenen Madonnen. Der Maler, einer der Pfadfinder und Bahnbrecher der Renaissance, konnte, trotz seiner Vorliebe und Bewunderung für die Antike, noch die volle Innerlichkeit eines wahrhaft frommen Gemüts in seine Bilder religiösen Inhalts legen. Die aus der Beschäftigung mit dem Altertum resultierende Objektivität des Meisters läßt ihn für seine Madonna

Digitized by Google

Die Darstellung im Tempel. Gemälde von Andrea Mantegna in der Galerie Guerini Stampalia zu Venedig.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

wieder zum Typus der frommen Magd zurückkehren, die weder prächtige Gewänder noch kostbaren Schmuck trägt, aber die Unschuld und Reinheit selbst ist. Bei aller Schlichtheit weiß er ihr indessen ganz ohne äußere Mittel den Charakter einer Ausnahmeerscheinung zu geben. Wunderbar der Ausdruck stillen Ahnens, mit dem sie den eingewickelten Bambino in der Darstellung im Tempel ans Herz drückt, ehe sie ihn in die Hände des Simeon legt!

Auch bei Giovanni Bellini, dem Schwager Mantegnas, ist die Mutter des Heilands die donna umile, die Frau aus dem Volke. Aber die Venezianerin hat nicht das klassisch-strenge Oval des Gesichts der Paduanerin, das Mantegna verewigt hat. Ihre Schönheit ist von munterer Art, und sie hat einige Mühe, feierlich und königlich auszusehen. Und dennoch ist es diesem Bellini gelungen, einen unwiderstehlichen Hauch der Weihe um seine Madonnen zu breiten. Er wird bei der herrlichsten davon, auf dem Bilde in der Frari-Kirche, nicht etwa durch die gemalte feierliche Architektur erzeugt, in der die Gottesmutter thront. Er hat seinen Grund in der wunderbaren Ruhe, die von dem Antlitz der Himmelskönigin ausgeht. Niemand existiert für sie, nicht einmal das Kind, das sie ganz mechanisch zwischen ihren ziemlich großen Händen hält. Sie träumt. Wovon? — Man kann es nicht sagen, denn kein Zug ihres stillen Antlitzes verrät es. Sie träumt, wie man in Venedig träumen kann, ohne Wunsch und Ziel, im ruhigen Genusse des Daseins. Und diese passive Existenz richtet eine Scheidewand auf zwischen ihr und der Welt. Sie gehört dieser an und ist doch so weit von ihr entfernt, so hoch über ihr, daß kein Sterblicher ihr folgen kann. Während Giovanni Bellinis Madonna immerhin eine idealisierte Venezianerin vorstellt, gibt Antonello da Messina, der die Ölmalerei in Venedig eingeführt und sich an den Werken der Niederländer gebildet hat, in deren realistischer Art in

Digitized by Google

seiner Verkündigung Mariä die junge Venezianerin aus dem Volke, wie sie ist, mit den schwarzen Augen und dem schelmischen Munde. Man merkt das Angenommene der ernsthaften Miene und hat den Verdacht, daß diese Maria, die eben den englischen Gruß empfängt, im nächsten Augenblick das lustigste Ding von der Welt sein und ihr wahres Rassegesicht zeigen könnte.

Kehren wir noch einmal nach Florenz zurück, um zu sehen, wie ein eleganter, nicht besonders temperamentvoller Maler

Jungfrau Maria. Gemälde von Melozzo da Forli in den Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Giacomo Brogi in Florenz.)

solche Verkündigungsszene malt! Lorenzo di Credi ist realistisch nur insoweit, als er eine vornehme, modisch gekleidete Florentinerin in ihrem Schlafgemach und ein Stückchen Landschaft aus dem Arnotal darstellt. Aber weder gab er sich Mühe, eine neue Situation zu finden, noch einen tiefen Ausdruck in seine Gestalten zu legen. Das Merkwürdige an diesem leidenschaftslosen Bilde ist, daß es zu der gleichen Zeit entstand, wie Botticellis seelisch so stark bewegte Schöpfungen. Immerhin erfreut das Werk durch seine äußere Anmut und den offenbar wahren Typus einer wohlerzogenen jungen Frau aus den besten Kreisen, die in den kritischen Fällen des Lebens sich mit Anstand zu benehmen weiß. Daß der aus dem Bilde wirkende Schönheitssinn sich sehr wohl auch mit einem tieferen Gefühl verbinden läßt, mag des etwa gleichzeitigen Melozzo da Forli Maria der Verkündigung beweisen. Keine erhobenen Hände, kein verzückter Blick; aber die ganze Gestalt der jungen, zarten Frau scheint ein süßer Schreck zu durchbeben. Beim schnellen Aufstehen fiel ihr Gebetbuch zur Erde. Mechanisch legt sie die Hände zum Gruße auf die Brust. Schamhaft hat sie bei den Worten des Engels die Augen gesenkt, und man meint wahrzunehmen, wie ihr das Blut in die Wangen steigt. Psychologisch für die moderne Empfindung jedenfalls ein sehr feines Werk und, da es von einem hervorragenden Bildnismaler herrührt, wohl auch als Porträt einer jungen Mutter aus edlem umbrischen Geschlecht zu deuten.

Der eigentliche Künder umbrischer Frauenschönheit ist freilich Pietro Perugino, und der Madonnentypus, dem er sie verbunden, gehört sicherlich zu den köstlichsten Offenbarungen der Kunst. Mag man sie süßlich schelten, diese Madonna mit dem Blondhaar, das so weich von den Schläfen über die zarte Wange rieselt, mit

Digitized by Google

Die Jungfrau mit dem Jesusknaben.
Gemälde von Giovanni di Pietro lo Spagna in der Kirche St. Maria Maggiore zu Spello.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Digitized by Google

Die Verkündigung. Gemälde von Lorenzo di Credi in den Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

den sanften Augen unter den hohen, zarten Brauen, mit dem kräftigen und doch zierlichen Näschen, mit dem lieblichen Munde, dessen Lippen sich in der schönen Form des Bogens wölben — sie ist einzig und unwiderstehlich in ihrer reizenden Melancholie. Hinter dieser reinen Stirn hat nie ein sündhafter Gedanke gewohnt, kein böser Schmerz je diesen unschuldigen Mund berührt. Mit einer leisen Ahnung von Menschenleid kam diese Gottesmutter aus himmlischen Höhen und zittert heimlich in ihrer Seele vor dem Kommenden. Ein wunderbares Geschöpf und in seiner holden Unberührtheit wohl wert, den Heiland der Welt in Unschuld zu empfangen! Nicht nur Raffael ist von diesem unsterblichen Kinde seines Meisters begeistert worden, man findet die Züge von Peruginos Madonna auch wieder in der ernsthaften Jungfrau mit dem Jesusknaben, die Giovanni di Pietro lo Spagna für die Domkirche von Spello gemalt.

So schließt die italienische Früh-Renaissance mit einer Idealerscheinung der Himmelskönigin, die in ihrer Art nicht übertroffen worden ist und deren knospenhafte Jugendschöne wie ein Symbol jenes wunderbaren Zeitalters wirkt.

Bezeichnend für die Gesinnung, aus der Schöpfungen von so holdseligem Charakter entstehen konnten, wie die italienischen Madonnen der Früh-Renaissance, ist die Tatsache, daß die schmerzensreiche Mutter des Heilands in den Werken dieser Zeit fast ganz fehlt. Wenn man die Madonna auch mit den Zügen ausstattete, die man an den irdischen Vertreterinnen der Weiblichkeit als schön empfand — so weit respektierte man, auch in den Perioden des ärgsten Unglaubens, ihre göttliche Existenz, daß man diese jenseits der menschlichen Ohnmacht, die ihren Ausdruck findet im Leiden, zur Darstellung brachte.

„Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.
Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu Dir kommen.“

In diesen Worten des Dichters ist alles gesagt, was die großen Meister der Früh-Renaissance empfanden, als sie jene Bilder der Gottesmutter schufen, denen die Seelen der Menschen Liebe und Bewunderung ewig als freudige Opfer darbringen werden.

Digitized by Google

Die verbotene Frucht.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(Schluß.)

Als Pensionsmädel hatte Jutta ihrem Vater einmal den Wunschzettel für ihren Geburtstag schicken sollen. „Darf er sehr, sehr groß sein?“ fragte sie lakonisch auf einer Postkarte mit Rückantwort. Plaschke ging auf die Tonart ein und malte ein stattliches „Ja“ als Antwort hin; sonst nichts. Darauf kam in Bremen ein Riesenkuvert an, wie für Kabinettsbriefe, worin ein Foliobogen steckte: ihr Wunschzettel. Und auf ihm stand mit roter Tinte, mehrmals dick unterstrichen: „Daß Du kommst, Vatting!“

Er kam auch wirklich, obgleich gerade in jenen Tagen die Wogen der Arbeit wieder einmal über ihm zusammenschlugen. Und wie sie einander feierten — wie sie sich aneinander freuten! Es war, als ob sie beide die ganze Zärtlichkeit ihres Herzens in diesen paar Stunden ausströmen lassen wollten.

Diese große, schwärmerische Liebe für ihren Vater lebte in Jutta auch heute noch, wo sie längst Weib war.

Plaschke hatte Humor und eine gewisse aufrechte, niederdeutsche Art, aber durchaus nichts von der knorrigen Seebärenhaftigkeit, die man bei den Handelskapitänen sonst als Popularitätsmittel voraussetzt. Er besaß im Verkehr mit Fremden vielmehr etwas durchaus Weltmännisches. Da er, seitdem er die Inspektion bekommen hatte, keine Uniform mehr trug, hätte man ihn in Zivil für alles andere eher als für eine ‚Wasserratte‘ gehalten. Er besaß ein feines, kluges Gesicht, eine große, scharfe und schmale Nase, straffes, graues Haar und einen weißen Schnurrbart, dessen Enden modisch ausgezogen waren. Aus seinem freundlichen Blick blitzte zuweilen der Schalk. Aber sie konnten auch ernst und stumm befehlen, diese großen, stählern schimmernden Augen. Seine ganze Erscheinung wirkte so imponierend, daß er in den großen Hotels stets die besten Zimmer angewiesen erhielt, noch bevor man über seine einflußreiche Stellung unterrichtet war.

Übrigens staunte Jutta auch diesmal wieder über die großartige Reisegewandtheit ihres Vaters. Wie er mit seiner überlegenen, ruhigen Bestimmtheit Kellner, Groom und Portier durcheinander jagte, das war für sie äußerst amüsant.

Plaschke war seinem Schwiegersohn dankbar dafür, daß er ihm für die ersten paar Stunden Jutta allein überließ. Als hernach seine telephonische Einladung ablehnend von Succo beantwortet wurde, gab er sich auch damit rasch zufrieden. Irgendein Verdacht, es könnte zwischen dem jungen Ehepaar eine Verstimmung bestehn, kam bei ihm nicht auf.

Seine Anordnungen traf Plaschke mit solcher Bestimmtheit und Selbstverständlichkeit, daß es dagegen selten einen Einwand gab. Jutta hätte den Vorschlag natürlich nicht gemacht, heute hier in Kairo zu übernachten. Aber als ihr Vater ihr mitteilte, daß er mit Gustav bereits telephonisch darüber verhandelt und über sie und ihren Mann bis zum Lunch des nächsten Tages verfügt hätte, empfand sie's als eine große Erleichterung.

Das häßliche Erlebnis im Pyramidenhotel draußen, die letzte Begegnung mit dem ‚Kohlenbaron‘, hatte ihr die ganze Freude am Aufenthalt in Gizeh genommen.

Im Zusammensein mit ihrem Vater vergaß sie all das Niederziehende und Kleinliche dieser letzten Tage dann aber rasch. Er sprach mit ihr von alten Zeiten, besonders viel sinnige, freundliche Erinnerungen an die Mutter frischte er auf — an die zärtliche, liebe, graziöse, feine Frau, deren Lichtgestalt in seinem Gedächtnis noch immer schlackenloser, immer heiliger ward. Auch von der übrigen, nur ganz kleinen Verwandtschaft sprachen sie. Jutta wollte die neuesten Nachrichten haben, als wäre sie schon monatelang aus Europa fort. Eigent-

Published December 1. 1907. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

liche Blutsverwandte von ihnen waren es nicht. Plaschke unterstützte aber die meisten — wenigstens hatte er in jeder dieser Familien einen jungen Schützling, für dessen Ausbildung und Fortkommen er sorgte — und so blieb man mit ihnen stets in einer gewissen Verbindung. Jutta hatte darunter ihre speziellen Lieblinge gehabt. Heute fiel ihr's aber wieder schwer aufs Herz: um zwei ihrer Patenkinder hatte sie sich in den letzten Jahren fast gar nicht mehr gekümmert. Ihrem Gatten war es immer so lästig gewesen, wenn sie von den Leutchen bloß zu erzählen anfing. Daß es z. B. in Stargard einen Seminarlehrer Plaschke gab, der das Recht hatte, Juttas Papa Onkel zu nennen, das war ihm äußerst peinlich. Die Vorstellung, zum dortigen Landgericht als Staatsanwalt versetzt zu werden, hatte ihm seinerzeit Alpdrücken verursacht. Das nahm sie sich aber heute fest vor: da sie mit den in Frankreich lebenden entfernten Verwandten ihrer Mutter schon seit den Koblenzer Pensionsjahren ganz außer Verbindung geraten war, so wollte sie wenigstens diesen paar Menschen treu bleiben, mit denen sie doch immer noch einen entfernten Familienzusammenhang empfand. Daran sollte Gustav sie nun nicht mehr hindern.

Nach dem Diner, das Plaschke im kleinen Restaurationssaal hatte servieren lassen, saßen sie noch nach bremischer Sitte ein gutes Weilchen am aufgeräumten Tisch; hier ließen sie sich auch den Mokka reichen. Als sie schließlich ganz allein waren, gab Plaschke dem Oberkellner Weisung, die hundert Glühbirnen, die den Raum erhellten, ausdrehen zu lassen. Es genügte für sie die mit einem gelbseidenen Schirm bedeckte elektrische Stehlampe, die sich auf dem Tisch befand. Plaschke ließ noch Champagner bringen, rauchte behaglich seine Import, animierte Jutta mehrmals mit drolliger Heimlichkeit, Rest zu trinken — er schenkte ihr freilich das Glas nur fingerhutvoll — und ihre Plauderstimme ward immer fröhlicher, immer herzlicher gerieten sie ins Lachen.

Daß Jutta verheiratet war, davon war im ersten Teil dieser Sitzung fast gar nicht die Rede. Das kam erst ziemlich zum Schluß, als Jutta ihrem Vater den Grund nennen mußte, der ihren Mann veranlaßt hatte, den Reiseplan umzuwerfen: nämlich daß Gustav statt hier in Kairo draußen in Gizeh die Zelte aufgeschlagen und daß er die Fajumfahrt noch im März angetreten hatte, statt, wie doch lang und breit verabredet, erst nach dem Eintreffen seines Schwiegervaters.

Und dabei ergab sich denn auch gleich die Gelegenheit für sie, ihren Papa in ihr Erlebnis mit dem ‚ägyptischen Vetter' einzuweihen.

Seltsam: jetzt, wo sie die ganze Sache von ihrem ersten Entstehen an durchsprach und wo sie die ruhige, gütige, leicht gerührte Miene ihres Vaters sah, verursachte sie ihr lang nicht mehr die Skrupel wie während ihrer Einsamkeit im Menahouse.

Plaschke hielt die Hand seiner Tochter in seiner Linken und pätschelte sie von Zeit zu Zeit. Er hatte sich zurückgelehnt, die Beine übereinandergeschlagen und paffte ganz leichte Wölkchen von seiner Havanna, die er in der langen Spitze zwischen den Zähnen hielt, in die Luft.

„Das ist nun wieder 'mal meine ganze Jutta!" meinte er hernach bloß.

„War's unrecht?" fragte sie, sich noch mehr zu ihm hinüberbeugend. „Sag', Vatting, bitte, bitte, sag' ganz offen."

„Ich billige nicht, aber ich verurteile auch nicht. Wie käm' ich dazu? Wenn Du's für recht gehalten hast, dann war's auch recht. — Ob's gerade klug war, das ist ein ander Ding."

Sie stützte sich nun mit beiden Ellbogen auf der Sofalehne dicht neben ihm auf und sah zu ihm empor. „Also meinst Du: Schelte hab' ich doch verdient?"

Er legte seine Zigarre weg, umfaßte ihr Kinn und wiegte sich leicht mit ihr hin und her. „Ach Mädel, muß denn das ganze bißchen Dasein hindurch immer und für alles Zensur erteilt werden? Laßt doch die Menschen, wie sie sind. Es drängt Dich, so zu handeln, Du kommst aus Deiner Haut nicht heraus: bon, also tust Du, was Du mußt."

„Ja, Vatting, so sprichst Du."

„Du wirst auch noch 'mal dahinter kommen, daß man an fertigen Menschen

wohl herumbasteln kann, aber nichts von Grund aus ändern."

„Du meinst: man kann überhaupt keinen tieferen Einfluß ausüben? Zum Beispiel — die Frau auf den Mann?"

„Man kann nur schlummernde Eigenschaften wecken. Gute oder böse. Aber keine fehlenden geben. Dem Kinde schon nicht, geschweige dem ausgewachsenen Menschen."

„Dem Kinde schon nicht? So. Und Erziehung, Vatting?"

„Erziehung kann bloß der Versuch sein, durch Beispiel zu wirken. Aber immer und ausschließlich nur: Vorhandenes zu wecken."

„Ja — wann entwickeln sich dann die Anlagen?"

„Wann? Schon vor der Geburt, Herzchen. Sicher. Oder glaubst Du, Deine Mutter hätte nicht reichlich lang, bevor Du auf die Welt kamst, gewußt, was für ein quecksilberner Quirl Du mal werden wirst?"

„Ach Vatting —!"

„Ich sage Dir: Temperament und Anlagen, Charakter und Gemüt, alles ist da, im Keim, noch bevor der kleine Weltbürger sein Traumland verlassen hat. Man muß darum die Menschen nicht immerzu umkrempeln wollen. Sie können nichts für die Nase, die sie mitgebracht haben — und ebensowenig für ihren Charakter, ihre Fehler und ihre Talente."

„Vatting, wenn Du doch mein Mann geworden wärst!"

Er lachte. „Na, wer weiß, ob Du mich dann nicht auch noch besser machen wolltest. Das ließ' ich mir aber absolut nicht gefallen."

„Noch besser? I Vatting!"

„Du!"

„Und sag' 'mal: mich würdest Du ganz nach meiner Fasson selig werden lassen, wenn ich Deine Frau wäre?"

„Unbedingt."

„Na, siehst Du, wie himmlisch das wäre! Denn an mir wird immer herumgeschraubt, herumgereckt und herumgezerrt. Ich soll nicht so sein und nicht so, ich soll das nicht und jenes nicht. Nicht nur in tausend Äußerlichkeiten. O nein. Auch meine Gedanken darf ich nicht denken, meine Überzeugung nicht äußern, mein Herz nicht empfinden lassen, meinem Impuls nicht folgen."

Er sah sie lange und aufmerksam an. Da klang etwas heraus, das ihm doch sehr nahe ging.

„Ihr dummen Menschen," sagte er dann mit gutmütigem Spott, „was Ihr Euch quält. Das bißchen kurze, junge Eheleben versauern. Die paar Jahre Anrecht auf Frühlingssonne vergeuden. Seid Ihr nicht rechte Schafsköppe, Ihr zwei?"

„Ja, Vatting, vielleicht. Es ist aber nicht alle Welt so weise, so einsichtig, so gerecht und so tolerant wie Du."

„Hm. Also muß da der Alte wohl wieder mal Kastanien aus dem Feuer holen. Was? Das ist's doch? Tüchtig den Kopf waschen, he?"

Sie nickte stumm und sah ihn flehend an. In ihre Augen trat es dabei feucht. Und plötzlich bückte sie sich und küßte seine Hand.

„Kleines Mädel — kleines Mädel!" sagte er zärtlich, indem er sie an sich drückte. Nach einer Pause begann er in flotterem Ton: „Übrigens ist dann diese Vetterngeschichte doch bloß der Vorwand gewesen, wie?"

„Ja und nein, Vatting. Die Kluft war ja schon immer da. Immer leicht überbrückt. So war's von Anfang an. Aber der Fall hier war so echt, so typisch Succosch — legte so das Empfinden bloß, oder vielmehr auf Gustavs Seite die starren Prinzipien, — da mußte es eben zum Augenöffnen kommen. Und dabei sah ich, daß ich diesmal über die Kluft nicht hinwegkann. Sie ist doch viel, viel größer als ich dachte. Und ich finde keine Brücke."

„Du meinst auch nicht, Kind, daß Du sie Dir selbst weggezogen hast? Wie? Daß Du ungerecht bist? Mehr von ihm verlangst, als er von Dir?"

„Er will Gutes in mir erdrücken. Ich will doch nur Gutes in ihm wecken."

„In ihm wecken. Hm. Es schlummert also in ihm? Davon bist Du überzeugt?"

„Gewiß, Vatting. Sonst könnt' ich ihn doch nicht lieb haben."

„Kleines, liebes, famoses Mädel bist Du doch."

Digitized by Google

Sie war nun flugs an seiner Seite, schob ihren rechten Arm unter seinen linken und schmiegte sich zärtlich an ihn an. Ihre Stimmung war ganz weich geworden.

Als sie einander später Gutenacht wünschten, sagte sie lächelnd und dabei doch stark gerührt: „Ach Vatting, siehst Du, danach sehne ich mich so: nach einem offenen, freien, tapferen Menschen, dem man sein Herz ausschütten kann. Gustav ist das nicht. Nein, er kann es auch nicht werden. Und Dich hab' ich ja so selten. Leider. Oft denk' ich: wenn ich doch einen Jungen hätte, der so ist wie Du. Ach nein, lach' mich nicht aus. Ja, Vatting, wenn ich die Sehnsucht nicht hätte — die Hoffnung — dann möcht' ich lieber gar nicht verheiratet sein. Dann wär's ja bloß ein Gefängnis."

Über dieses letzte Wort kam Plaschke hinterher noch lange nicht hinweg. Er dachte in der Nacht viel darüber nach. Eine offene Freundschaft existierte ja nicht zwischen ihm und seinem Schwiegersohn. Er hatte bisher immer geglaubt, das läge bloß an ihm selber. Aber nun ging es ihm doch recht schmerzlich auf: diese kühle, glatte, äußerliche Fremdheit schied Succo auch von seinem Weib.

Soviel an ihm lag, wollte er versuchen, den beiden eine gute Bahn zu schaffen, auf der sie einander leichter entgegenkommen konnten. Verständiges Zureden half vielleicht mehr, als Jutta ahnte. Denn darin kannte er seine Tochter doch auch: Trotzkopf war sie schon immer gewesen.

Ein ganz wunderbarer Frühlingstag brach am andern Morgen an, ein Tag von so leuchtender Schönheit, wie Jutta hier in Ägypten noch keinen erlebt hatte. Das Wetter wirkte stets auf ihre Stimmung ein. Als sie nach dem Frühstück Arm in Arm mit ihrem Vater auf die Terrasse trat, waren fast alle ihre Gespenster von der goldenen Sonne verscheucht.

Plaschke hatte drei bis vier Stunden tüchtig zu arbeiten, konnte sich um seine Tochter also zunächst nicht kümmern. Das Automobil war für sie bestellt, und sie trennten sich an der Freitreppe, die zu der menschenerfüllten Straße hinabführte, in fröhlicher Zuversicht auf das Beisammensein am Mittag.

Jutta blickte über das bunte Treiben hin, sofort wieder gefesselt vom Reisezauber.

Und dabei ging ihr's durch den Sinn: ‚Vatting hat recht. Ist's nicht eine Torheit, daß man sich auch nur um eine einzige Stunde des Glücks betrügt? Das bißchen kurze, junge Eheleben — die paar Jahre Anrecht auf Frühlingssonne! . . . Wenn nur Gustav das Talent hätte, glücklich zu sein! Das Talent — und den Mut!'

Als das Automobil vorfuhr und der Manager kam, um sie zu benachrichtigen, bedurfte es für sie fast eines gewaltsamen inneren Losreißens, so mächtig wirkten die eigenartigen Bilder wieder auf sie ein: wie das beispiellos bunte Leben an der teppichbelegten Freitreppe vorbeiflutete, die aus der Überkultur der indischen Nabobs und amerikanischen Millionäre, der geputzten Levantinerinnen und Pariserinnen direkt auf die Hauptstraße von Kairo mit ihrer grotesken Vielgestaltigkeit des armseligsten Arabertums hinabführte. Dazwischen rasselten die Automobile, fortgesetzt kamen Droschken an, fuhren Landauer ab, die schwarzen Händler drängten sich gestikulierend und schreiend in ihrem aus englisch, deutsch, französisch und arabisch gemischten Kauderwelsch an die Terrasse, hinter deren Geländer, bequem zurückgelehnt in den Korbfauteuil, die ägyptische Zigarette zwischen den Lippen, die Vergnügungsreisenden wie in einem Spezialitätentheater das afrikanische Spektakelstück mit seinen tausend originellen Verwandlungen an sich vorüberziehen ließen. Ab und zu schlug ein leiser Windhauch eine Welle Schweißdunst der draußen sich schiebenden Arabermenge, der vorüberziehenden Kamele und vorbeigaloppierenden Esel herüber. Durch das Gewimmel der Amerikaner und Europäer, von denen sich viele der Fliegen und Mücken wegen mit Wedeln von gefiedertem Palmblatt ausgerüstet hatten, durch das Gewühl der kodakbewaffneten Misses im fußfreien Sportsrock, der seiderauschenden Französinnen, der hochaufgeschossenen,

schmalbrüstigen englischen Offiziere, die auf Urlaub aus dem Sudan heraufgekommen waren, schob sich das arabische Hausperſonal von Shepheard in blutrotem Gewand und weißem Turban oder rotem Fes, Zauberkünſtler führten ihre Taſchenkunſtſtücke, Dreſſeure ihre Affen, ihre Schlangen und Meerſchweinchen auf offener Straße dicht am Bordſtein vor.

Doch plötzlich ſtrömte eine Woge von wundervollem Roſenduft über die ganze Straße: Araber boten Rieſenſträuße langſtieliger La France aus.

. . . Jutta ſchloß für ein paar Sekunden die Augen. Sie ſah Achmed — ſie ſah über dem ſaftig grünen Niltalland den weißen Punkt auftauchen — den Schimmel — den jungen Reiter — und ſie hörte die Stimme ihres heimlichen Freundes, dieſe Stimme mit dem herzlichen, warmen, ehrlichen und doch ſo prächtig trotzigen Klang . . .

„Ich muß heim — ich muß heim!“ ſagte ſie verwirrt, als nun der Manager draußen an der Bordſchwelle die rote Lederpolſtertür des Automobils öffnete und zu ihr noch einmal herübergrüßte.

Haſtig verließ ſie die Terraſſe, ſtieg ein — und gleich darauf jagte das Ungetüm mit ihr davon.

* * *

Guſtav von Succo war im Garten vor dem Menahouſe auf- und niedergegangen. Er wußte, er fühlte, daß man ihn beobachtete. So weit es ihm möglich war, ſuchte er darum nach außen hin den Gleichgültigen zu ſpielen. Er wollte Frau von Druhſen und den anderen ‚Eingeweihten‘ kein amüſantes Schauſpiel bieten.

Dabei war die Erregung derart in ihm angewachſen, daß er merkte: ſeine Stimme würde ihm jetzt total verſagen, wenn er ſprechen müßte.

Solange er auf ſeinem Spaziergang das Geſicht nach Oſten hatte, auf Kairo zu, klammerte ſich ſein Blick immer ſo krampfhaft an all die Wagen und Karawanen, als könnte er eines der Gefährte zwingen, endlich ſeine Frau herzubringen. Schlug er die entgegengeſetzte Richtung ein, ſo umſchwebte ein läſſiges, hochmütiges Lächeln ſeine Lippen.

Im Augenblick, da das Shepheardſche Auto mit kurzem Ruck vor dem Portal hielt, befand ſich Succo gerade dicht am Eingang zur Hotelhalle. Er beſaß noch ſoviel Herrſchaft über ſich, daß er den Weg an den verſchiedenen Gruppen vorbei in ganz ruhigem Schritt nahm. Sobald er aber das Zimmer erreicht hatte, fühlte er eine ſolche Schwäche und Abgeſchlagenheit in ſeinen Knien, daß er ſich ſetzen mußte.

Jutta war ein wenig erſtaunt darüber, daß ihr Mann, als ſie mit herzlichem Gruß, noch unter dem Eindruck des Wiederſehens mit ihrem Vater, angeregt von der Fahrt, flott eintrat, den Kopf nicht nach ihr wandte und auch nicht aufſtand, ihr nicht entgegenkam. Aber ſie hatte ſich feſt vorgenommen, die Verſtimmung nicht fortzuführen, ſondern von vornherein einen recht guten, freundlichen Ton anzuſchlagen. Alſo ging ſie auf ihn zu, legte ihren Arm um ſeinen Nacken und küßte ihn auf die Backe.

„Papa läßt Dich grüßen, Guſtl. Er erwartet uns alſo zum Frühſtück um eins. So iſt Dir's doch recht? Nun, und wie war Deine Tour?“

Er hatte den Arm erhoben und ſchob ſie ziemlich beſtimmt von ſich. „Laß das, bitte. Ich habe zuerſt über etwas anderes mit Dir zu ſprechen.“

Sie hatte ihre Jacke geöffnet, um ſie auszuziehen, behielt ſie aber in der Beſtürzung über ſeinen Ton an. „Ja?“

„Du haſt bis zum heutigen Tage immer mein Vertrauen gehabt, Jutta. Sehr viele haben Dir eine gewiſſe Leichtigkeit der Sitten nachgeſagt — bitte, laß mich ausreden — eine gewiſſe Leichtigkeit der Sitten, die ſich mit Deiner Stellung, der Stellung an meiner Seite, durchaus nicht vertragen wollte. Ich habe auf die Redereien nie ein größeres Gewicht gelegt, obwohl ſie mir peinlich genug waren. Das hat Dich ſcheint's in Sicherheit gewiegt. Du haſt es toller und immer toller getrieben. Und heute — weiß ich tatſächlich nicht, ob die Frau, die meinen Namen trägt, noch überhaupt würdig iſt . . .“ Er ließ ſeine Fauſt auf den Tiſch fallen und ſprang auf. „Du ſollſt mich ausreden laſſen, das verlange ich!“

„Gustl — ja, sag' mal, ist denn das ernst? Was willst Du denn nur?"

„Du treibst hinter meinem Rücken Dinge, die — die — die eine ehrbare Frau . . . Jawohl, die Schamröte muß einem ins Gesicht steigen . . . So erbärmlich ist das, so niedrig, so unsagbar niedrig . . ."

Der Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er hatte bis jetzt halb von ihr abgewandt gesprochen. Nun stieß er den Stuhl, an dessen Lehne er sich bisher festgehalten hatte, von sich und starrte sie grimmig, nein haßerfüllt an.

„Hör' mal, Gustav, ich weiß nicht, wo das hinaus soll . . . Wenn das etwa wegen Fritz von Succo . . ."

„Jawohl! Jawohl!" Er schrie es fast. „Da sagst Du's ja gleich selbst! Wie kommst Du denn gerade darauf? He?!"

„Aber ich bitte Dich um alles in der Welt, Gustav, mäßige Dich doch. Das ist ja zu fürchterlich. Man kann doch viel eher in aller Ruhe . . ."

„Ich habe keine Ruhe mehr. Meine Geduld ist zu Ende. Ich bin keiner von den rückgratlosen, schwächlichen, verliebten Dummköpfen, verstehst Du, die sich durch ihre Frauen zum Gespött von aller Welt machen lassen. Du sollst mich nun kennen lernen."

„Mein Gott, mein Gott! — Du sprichst ja, als ob — als wäre . . . O wie furchtbar häßlich ist das, wie furchtbar häßlich! Ich weiß ja gar nicht, was ich sagen soll . . ."

„Du hast jetzt nichts zu tun als Dich zu verantworten. Ob Du mir die Wahrheit sagst oder nicht: Den Sachverhalt kenne ich schon. Und ich werde nicht lange fackeln. Ich hab's satt. Bis hierher. Im ganzen Hotel wissen sie's schon. Ich bin natürlich der letzte, der es erfahren hat. Die Ehemänner sollen's ja stets erst ganz zuletzt erfahren."

„Gustav — überlege Dir — ich zweifle ja noch immer . . ."

„Ich zweifle nicht mehr. Still jetzt. Du hast mir nur zu antworten. Du bist in Bedrachein gewesen?"

„Ja."

„Bei Herrn von Succo?"

„Ja."

„Du hast ihn auch hier empfangen."

„Ja."

„Vorn in der Halle vor allen Leuten — und dann hast Du Ausflüge mit ihm gemacht — und schließlich . . . Schweig! Leugne nicht!" Er stürzte plötzlich auf die Verandatür zu, riß sie auf und zeigte auf die Spuren von Kies und Gartenerde. „Und er ist auch hier im Zimmer bei Dir gewesen. Heimlich. Da über die Mauer ist er gekommen. Während ich fort war. In der Nacht . . . Und die Blumen da hat er Dir gebracht, Briefchen geschickt, und Du hast Dich betragen wie — wie . . . O pfui Teufel, pfui Teufel!" Er hatte mit seiner zitternden Hand in die Blumen gefaßt, die Dornen stachen ihn, er packte in seiner Wut noch fester zu, riß den Strauß aus der Vase und schleuderte ihn in die Ecke der Varanda. Das hohe Glas war umgefallen, und das Wasser lief aus.

Jutta hatte ihn zuerst nur ganz verdutzt, ganz verblüfft angesehn. Die volle Größe des Schimpfs, den er ihr antat, war ihr bei seinen ersten, kurzen Fragen noch gar nicht aufgegangen. Ohne daß sie wirklich nachdachte, erkannte sie sofort: irgendwer hatte gestern abend das Eindringen des Schlesiers beobachtet, es lag eine absichtliche Verdrehung der Tatsachen in dieser Darstellung.

Aber erwidern konnte sie nicht darauf.

Sie schüttelte nur immerzu ganz verwundert den Kopf.

Succo stand mit blassem, verzerrten Gesicht an der Tür. Es war ihm nach all der Qual des letzten Tages und der schrecklichen, einsamen Nacht eine wahre Erlösung, daß er sich's endlich von der Seele wälzen konnte. Ja, es erfüllte ihn etwas wie ein Triumph darüber, daß er hier Streich um Streich erteilte und daß Jutta stumm und kleinlaut sich all das von ihm sagen lassen mußte.

„So. Nun weißt Du's. Das hättest Du wohl so rasch nicht erwartet gehabt, wie? Aber rede Dich nur nicht aus. Versuche es gar nicht erst. Schon an Bord hat es angefangen. Man hat Dich beobachtet. Alle Welt hat Dich beobachtet. Auch drinnen in Kairo — wie Du da mit ihm konspiriert hast. Und mir führst Du eine Komödie auf. Mitleid — Großmut — Humanitätsduselei

Digitized by Google

— die ganze verlogene Wirtschaft ... Weißt Du, was ein Mann an meiner Stelle jetzt tun könnte? Weißt Du das?"

Immer schwerer und dumpfer hatte sich's auf sie gelegt. Sie war langsam ein paar Schritt zurückgewichen. Wieder schüttelte sie den Kopf. Es erschien ihr so abenteuerlich, daß diese Worte an sie gerichtet sein sollten. Und daß ihr Mann sie sprach. Auch jetzt fand sie noch keine Erwiderung. Es war ihr gar nicht möglich zu sprechen.

Ihr Verstummen steigerte nur seine Wut.

„Ich könnte Dich töten, wenn ich wollte. Ja. Jetzt auf der Stelle. Denn Du leugnest ja nicht einmal. Du leugnest ja nicht einmal. Das ist die Quittung für alles, was ich an Dir getan habe. Sieh mich nicht so an. Du hast kein Recht dazu. Oder sage: es ist nicht wahr. Sieh mir ins Auge und sage: es ist nicht wahr."

Sie hielt beide Hände gegen die Kehle gepreßt. Als körperlichen Schmerz empfand sie dies Zusammenschnüren, diese Ohnmacht, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Sage: es ist nicht wahr! Jutta! Du sollst sagen: es ist nicht wahr!"

Sie ließ schlaff die Arme sinken und schüttelte den Kopf.

„Sage: es ist nicht wahr! — Oder es geschieht etwas, Jutta!"

Wieder wartete er. Sie maß ihn nur mit ihrem verwunderten, immer kälter und immer trotziger werdenden Blick.

„Weißt Du, was Stangenberg getan hat? Weißt Du, wie das damals abgeschlossen hat? Die Reitpeitsche hat er genommen ... Jutta, ich stehe für nichts, wenn Du fortfährst, mich so zu reizen. Mustere mich nicht so. Dazu hast Du kein Recht. Ich sage Dir, Du hast kein Recht dazu, Jutta! Kannst Du leugnen, daß Du bei ihm warst? Und daß er hier bei Dir war? Hinter meinem Rücken? Ja, kannst Du das leugnen? ... Sprich ein Wort, oder es geschieht etwas! ... Kannst Du's leugnen?"

Sie war nun ganz eisig geworden. Heftig schüttelte sie den Kopf.

„Du sollst es aussprechen, Jutta. Rede. Leugnest Du, daß Du bei ihm warst?"

Wieder eine Pause. Endlich sagte sie in mattem Ton, aber dabei fast verächtlich: „Nein!"

Er hatte Fäuste gemacht. „Also. Also." Nun stampfte er mit dem Fuße auf. „Aber nein, nein, nein, — das soll mich doch nicht zum Proletarier machen. Nein. Es ist besser so. Wenn eines fällt, braucht das andere nicht mit herunter. Ich bleibe, was ich bin. Aber Du — Du ..."

Jutta hatte sich an den Schrank gelehnt. Die Hände hielt sie im Rücken verschränkt. „Tobe, Gustav. Es berührt mich nicht. Du wirst ja wieder zu Sinnen kommen und bereuen. Jetzt bist Du nicht bei Verstand. Sonst würde ich Dir erklären, wie das gekommen ist."

Er lachte laut auf. „Erklären? So? Bedarf es dafür noch einer Erklärung? Daß Du mich wochenlang betrogen hast — schon an Bord — und während ich nun weg war ... daß Du — daß Du — daß Du dirnenhaft gehandelt hast!"

Eine Sekunde lang schien's, als wollte er sich auf sie stürzen. Sie war jäh zusammengefahren. Er hielt es für Angst. Aber da begegnete er ihrem Blick. Eine eisige Starrheit lag darin. Er wollte sich durch ihre Verstocktheit nicht noch mehr zur Wut reizen lassen, steckte die Fäuste in die Taschen und gab sich gewaltsam einen Ruck.

„Geh mir aus den Augen!" befahl er kurz. „Alles weitere wird sich finden."

Damit stellte er sich an die Verandatür, ihr den Rücken zukehrend.

Er nahm an, daß sie einsehen würde: es war alles verspielt. Natürlich würde sie sich nun aufs Bitten verlegen. Vielleicht lag sie in der nächsten Sekunde hier neben ihm und küßte seine Hand.

Ein physischer Ekel erfaßte ihn. Wie er derlei ‚Szenen' haßte. Er schämte sich. Selbst in dem Ausbruch seines gerechten Zorns hatte doch etwas gelegen, was seiner innersten Natur ganz fremd war. Es quälte ihn, es demütigte ihn, daß ihn irgendeine fremde Macht zwang, sich selbst zu beobachten. So — als ob hier Komödie gespielt würde.

Wie tief man doch gleich sank!

Das hätte ihm vor ein paar Wochen jemand prophezeien sollen.

... Er kannte sich selbst nicht mehr ...

Eine geraume Weile war es totenstill im Zimmer geblieben. Jetzt endlich hörte er das Rauschen seidener Röcke. Er drehte sich nicht nach ihr um. Näherte sie sich ihm? Blieb sie nun wieder stehen? Was wollte sie — was plante sie?

Da ging die Tür.

Jutta verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen.

Sah sie etwa nach ihm her, während sie in der offenen Tür stand? Beobachtete sie ihn? Wollte sie ergründen, ob es ihm auch wirklich todernst war?

Leise, fast unhörbar war die Tür hinter ihr wieder ins Schloß gesunken.

Aber er fühlte ihre Nähe doch noch. Eine dumpfe, drückende Schwüle — etwas Hitziges, Sinnliches.

Plötzlich wandte er sich um. „Jutta —!" stieß er aus.

Das Zimmer war leer.

Er eilte auf die Tür zu. Als er die Klinke schon in der Hand hielt, zögerte er wieder.

‚Nein, nein, nur jetzt keine Schwäche, keine sentimentale Anwandlung! So etwas kann nicht mit Tränen gesühnt werden. Nur mit Blut!'

Nun fuhren seine beiden Fäuste in ohnmächtiger Wut jäh empor — er schüttelte sie — und ein unartikulierter Aufschrei entrang sich seiner Kehle.

Wie er sie haßte!

* * *

Als Plaschke von seinen geschäftlichen Konferenzen nach dem Hotel zurückkehrte, fand er Jutta auf seinem Zimmer.

Sie war ruhig, sprach in so gefaßtem, kühlen Ton, daß Plaschke den Widerspruch zwischen Form und Inhalt ihres abenteuerlichen, ja ungeheuerlichen Berichts gar nicht begreifen konnte.

„Hör' mal, Jutta, das ist ja kompletter Unsinn," sagte er dann kopfschüttelnd. „Verzeih Deinem altersschwachen Herrn Papa — aber das geht ganz einfach über seinen Horizont hinaus." Er führte sie zum Fenster und sah ihr prüfend in die Augen. „Vor allen Dingen wirst Du 'mal ein Brausepulver oder so was nehmen. Kreideweiß bist Du. Und hast eiskalte Finger."

„Laß, Batting," bat sie unter einem hilflosen, matten Lächeln, „das ist ja jetzt Nebensache. Du siehst, ich bin gar nicht aufgeregt. Es ist mir bloß so eigentümlich leer zumute. Als wäre in mir etwas gestorben. So zwecklos erscheint mir alles — so überflüssig. Nein, ich kann Dir's gar nicht schildern, wie mir ist."

„Na, Kindchen, es wird ja keine Suppe so heiß gegessen, wie sie gekocht ist. Aber Junker Gustav hat sich da was Schönes angerichtet. Unglaublich. Unglaublich. Natürlich fahr' ich gleich zu ihm hin. Selbstverständlich, Jutta. Wie denkst Du Dir's sonst? Das ist doch so ein unhaltbarer Zustand."

„Ich kehre unter keinen Umständen zu ihm zurück, Batting. Nein, nein, dazu wirst Du mir im Ernst auch nicht zureden."

„Zu ihm zurück — so meine ich's nicht wörtlich. Natürlich muß er Dir folgen. Herr meines Lebens, man sollt's aber wirklich nicht für möglich halten. Wie kam er bloß dazu? Da muß einer doch schon Scheuklappen tragen. Es ist, um an seinem Verstand zu zweifeln."

Wie ihr Mann zu dem Verdacht gekommen war, das konnte Jutta bloß ahnen. Bestimmte Anhaltspunkte hatte sie ja nicht. Der perfideste Klatsch schien da zusammengetragen worden zu sein. Daß man ihren Verkehr mit Fritz von Succo falsch eintaxierte, das war ihr ja allerdings schon an Bord zu Bewußtsein gekommen. Sie gab zu, sie hatte nichts getan, um dieser Nachrede zu begegnen. Aus dem einfachen Grund, weil sie so himmelhoch darüber stand. Das Benehmen Stangenbergs und Schneiders hätte sie warnen müssen. Statt dessen hatte das alles nur ihren Trotz noch mehr herausgefordert. Aber daß ihr Mann sich von vornherein auf die Seite dieser Menschen stellte, die sie mit Schmutz bewarfen . . .

„Und Du hast es Gustav nun ausführlich geschildert — ihm auseinandergesetzt, wie das mit seinem Vetter so gekommen ist — und trotzdem?!"

„Nein, Batting. Ich habe kein Wort darauf erwidert."

Verblüfft sah er sie an. „Wieso?"

„Einmal hatte ich gar nicht die Gelegenheit dazu, Batting. Er ließ sie mir nicht. Und dann: selbst wenn er

Im Hafen von Jersey. Gemälde von Albert Wenk.

Digitized by Google

sie mir gegeben hätte — war denn das, was er zu mir gesagt hat, rückgängig zu machen?"

„Hmhmhm. Mädel, nu aber 'mal ganz im Realen gesprochen. Man darf auch sein Ehrgefühl nicht überspannen. Gewiß war es maßlos dreist von ihm, dabei unsagbar töricht — nein, plattердings dumm — daß er so was überhaupt voraussetzt, Dich ohne weiteres gleichstellt mit ... Ah, es ist ja unglaublich ... Aber schließlich muß man sich doch auch wieder sagen: der Klatsch war da, man hatte ihn aufgehetzt, hatte allerlei Tatsachen verdreht, der Schein sprach gegen Dich, — ja, den Teufel auch, da konnte er sich doch nicht so ohne weiteres zufrieden geben? Da mußt' er's doch wenigstens zur Sprache bringen! Kindchen, darin mußt Du gerecht sein. Bißchen Schuld hast Du selbst an der Geschichte."

Jutta saß apathisch da. „Wie soll ich ihm Beweise dafür beibringen, daß ich nicht insgeheim verworfen bin? Er hat keinen Glauben an mich — den kann ich ihm nicht geben."

„Aber Du kannst doch die sinnlosen Anklagen entkräften, Jutta."

„Ich weiß nicht, Batting. Einem Manne, dessen Beruf es ist, bei den Angeklagten das Verbrechen als das Selbstverständliche vorauszusetzen?"

„Jutta, Kind, wohin verirrst Du Dich?"

„Er hat mit dem einen Wort alles vernichtet, was zwischen uns existiert hat."

„Erlaube! Du denkst doch wohl nicht etwa, daß ihr nun — — wie soll ich sagen — — daß ihr jetzt auseinandergehn müßtet?"

„Doch, Papa. Für mich ist das die einzige Lösung."

„Mein Mädel! Hmhm. Wie Du doch immer gleich mit dem Kopf durch die Wand willst. Das ist nun wirklich übertrieben. Wirklich und wahrhaftig."

„Ach, Batting, zank mich nicht aus. Da gibt's doch keinen Katechismus, nach dem sich Recht und Unrecht abwägen läßt. Das Gefühl sagt mir: hier ist etwas zerbrochen. Und durch Worte läßt sich das nicht heilen."

Plaschke ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder. „Aber das schließt doch nicht aus, daß er zunächst einmal sein Unrecht einsieht? Er muß das sogar. Denn so oder so: Du wirst doch diese nichtsnutzigen Verleumdungen nicht unabgewehrt lassen? Ei, das wäre ja noch schöner. Nee, mein Töchting, den Gefallen werden wir den verehrten Landsleuten hier denn doch nicht tun. Daß sie hernach in Deutschland mit pikanten Geschichtchen über Dich hausieren gehn. Dein Name, Dein Ruf, Deine Frauenehre — das wirst Du ihnen doch nicht wie einen Raub zur Teilung lassen?"

„Ich habe mich nie darum gekümmert, wie Fremde über mich urteilen."

„In diesem Falle ist's Deine Pflicht. Stell' Dir mal vor, es käme wirklich zu einem Scheidungsprozeß. Das Urteil der Welt würde dann auch das Urteil des Gerichts."

Nun sah sie ihn groß an.

„Wenn Du Dich nicht wehrst, Jutta, und zwar energisch und sofort, so glaubt man nicht etwa, daß Du bloß zu stolz bist, Dich gegen die Anklagen zu verteidigen, sondern man hält es für ein stummes Eingeständnis der Schuld."

Endlich raffte sie sich auf. „Gut. Also sag' mir, rate mir: was habe ich zu tun?"

„Es mag Dich ja peinigen, aber wir müssen alles noch einmal bis ins einzelne durchsprechen. Du mußt mich über jede Begegnung, die Du mit dem Vetter da gehabt hast, unterrichten. An Bord, hier in Kairo, in Bedracheïn — draußen im Menahouse. Ich muß über alles Bescheid wissen, was in Gustavs Abwesenheit vorgegangen ist. Denn fordere ich von ihm Rechenschaft, so muß auch ich sie ihm ablegen können."

Als ihre ernste und gründliche Aussprache endigte, zeigte sich Plaschke voll besten Mutes, denn allein schon Fritz von Succos Brief an seine Mutter, den Jutta besaß, bildete seiner Meinung nach einen vollgültigen Beweis für die durchaus harmlosen Beziehungen. Er nahm das Schreiben an sich.

„Ich werde zunächst im Menahouse anfragen, ob Gustav noch draußen ist. Dann fahre ich hin. Und die feste Versicherung kann ich Dir geben: in ein paar Stunden ist er hier und bittet Dich um Verzeihung."

Digitized by Google

Jutta schüttelte den Kopf. „O nein, Vatting. Das ist nicht das Amt, um das ich Dich bitte."

„Nicht das Ziel, Jutta. Aber fraglos das Ergebnis."

„Wenn er kommt, klopft er an eine verschlossene Tür."

Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, traf Plaschke den Portier der Etage, der ihm einen Besuch meldete.

Plaschke zog die Tür sofort wieder zu und wandte sich nach seiner Tochter um. „Es ist Gustav," sagte er halblaut.

Sie nickte bloß.

„Es war ja zu erwarten, Kind. Er hat inzwischen eingesehen . . . Aber sag' 'mal, Jutta, wär's nicht besser, die Geschichte sofort hier in Deiner Gegenwart abzumachen?"

„Nein, Vatting. Bitte. Tu mir das nicht an. So geht es nicht. Ich will ihn nicht mehr sehen."

Er zögerte noch ein paar Sekunden an der Tür. Dann ging er seufzend, schwer bekümmert.

* * *

In den unteren Salons weilte um diese Zeit kein Mensch. Es war die allgemeine Lunchstunde. Plaschke ließ seinen Schwiegersohn also in das kleine Boudoir neben dem Musiksaal führen.

Succo schien die Absicht zu haben, auch seinem Schwiegervater gegenüber eine feindlich abwartende Haltung einzunehmen. Aber Plaschke entwaffnete ihn zunächst durch seinen väterlichen Ton.

„Vor allem über der Sache stehen, lieber Gustav. Daran wollen wir beide als verständige Männer von vornherein festhalten. Nicht wahr? Du hast meinem armen Mädel eine schreckliche Szene gemacht — ich bin überzeugt, daß Du ihr ein schweres Unrecht angetan hast — aber ich stelle mich Dir ohne jede Voreingenommenheit zur Verfügung. Ich urteile nicht, ich verwerfe nicht, ich will mir bloß redlich alle Mühe geben, um dies scheußliche Mißverständnis aus der Welt zu schaffen. Jutta hat mir alles gesagt. Sie beteuert, daß Dein Verdacht ganz unbegründet ist. Nun sprich Du — und laß uns gemeinsam Klarheit schaffen."

Dieses Entgegenkommen hatte Succo gar nicht erwartet gehabt. Es verwirrte ihn einigermaßen. Ja, es weckte in seiner Seele sogar einen neuen Argwohn. Es wäre ihm bequemer gewesen, seine Anklagen auch hier noch in derselben schroffen Form anzubringen. Der freundschaftliche Ton Plaschkes erschien ihm auch gar nicht der Sachlage zu entsprechen. Er vermißte die zwischen feindlichen Parteien aufs peinlichste zu wahrende kühle Korrektheit.

Als sie auf den Fall selbst eingingen, vermied es Succo, seinem Schwiegervater ins Auge zu sehen. Er sprach nüchtern — vielleicht etwas gezwungen nüchtern und leidenschaftslos. Es war sein Bestreben, der Sache zu Leibe zu rücken, als wenn es sich um eine fremde juristische Angelegenheit handelte.

Ohne Frage befand er sich dadurch dem anderen gegenüber bald im Vorteil.

Plaschke suchte in wohlwollendem Ton zu vermitteln und zu erklären, dabei zugleich auf die edleren Regungen im Herzen seines Schwiegersohnes einzuwirken, — Succo aber blieb reserviert, bestimmt und unpersönlich. Es hatte so fast den Anschein, als wäre Plaschke der Angeklagte, der sich verteidigen müßte, und Succo der Untersuchungsrichter.

Das ging dem alten Seemann schließlich aber doch zu weit. Vollends verlor er die Geduld, als er in den überlegenen Fragen seines Schwiegersohnes etwas wie Ironie, wenn nicht Hohn witterte.

Auf eine cholerische Bemerkung seines Schwiegervaters hin stand Succo auf und sagte gemessen: „Ich habe die Unterredung nachgesucht, um Dir die Gründe bekannt zu geben, die mich zu meinem Verhalten bewogen haben. Eine Kritik meines Verhaltens gestehe ich Dir vorläufig nicht zu — niemand. Denn die Gründe sind auch durch das, was Du mir da über Juttas Verabredungen mit Vetter Fritz auseinandergesetzt hast, der Welt gegenüber noch in keiner Weise entkräftet."

„Mein Gott! Dann ist Dir freilich nicht zu helfen! Aber um Deinen juristischen Scharfsinn, der in solchen Kleinigkeiten eines harmlosen Verkehrs gleich so ungeheuerliche Verdachtsmomente wittert, beneide ich Dich wahrhaftig nicht!"

Und wieder sprach er dies und das durch, was Succos Anklagen vorbrachten, und suchte es mit seiner ganzen Beredsamkeit zu widerlegen.

„Wenn das allgemeine Vertrauen eben erschüttert ist," sagte Succo, „und es ist nur durch Juttas unverantwortlichen Leichtsinn erschüttert worden, dann kann sie sich nicht darüber wundern, daß man alle Verdachtsmomente verfolgt."

„Aber geradezu lächerlich ist es doch — o ja, den Ausdruck muß ich schon beibehalten, lieber Gustav, — wie Du da, ein zweiter Othello, die Spuren auf der Veranda gedeutet hast. Damit hast Du Dir in den Augen der Verständigen am allermeisten vergeben. Übrigens scheidet die Person Deines Vetters aus diesem Vorfall ganz aus. Jutta hätte Dir auch darüber natürlich offen berichtet. Aber Du mußt ja total aus dem Häuschen gewesen sein."

Er gab also mit kurzen Worten wieder, was ihm seine Tochter über die Begegnung mit dem jungen Schlesier erzählt hatte.

Noch während Plaschke sprach, erhob sich Succo. Seine Miene war womöglich noch kälter und abweisender geworden.

„So. So. Und das ist also gestern abend geschehen, kurz vor meiner Ankunft? So hat es Jutta behauptet?"

„Allerdings."

Succo sah streng und doch spöttisch an ihm vorbei. „Dann behauptet sie eine Unwahrheit. Herr Eberhard Schneider hat bereits gestern nach dem Lunch das Menahouse mit Sack und Pack verlassen, weil er sich abends um neun Uhr an Bord der Cookschen ‚Queen Alexandra' von Kairo nach Luksor eingeschifft hat. Zufällig, ganz zufällig weiß ich das nun."

„Lieber Gustav, ich kenne meine Tochter zu genau, um annehmen zu dürfen, daß sie auch nur in der kleinsten Kleinigkeit je einer Unwahrheit fähig wäre."

„Aber es ist doch seltsam, daß ich hier auf einen Zeugen angewiesen werden soll, den ich vor Jahr und Tag kaum erreichen kann."

Nun stand auch Plaschke auf. „Also machen wir ein Ende. Verschaffe Dir Deine Zeugen. Und dann komme und klage an."

„Bitte, meine Anklage habe ich bereits vorgebracht. Und es handelt sich nur noch darum, wie Jutta sich verteidigen wird."

„Herr meines Lebens — Gustav — Menschenkind — bist Du denn so von allen guten Geistern verlassen, daß Du Deiner Frau im Ernste zutraust — daß Du auch nur in einem Winkel Deines Herzens den furchtbaren Verdacht haben kannst . . ."

„Von meinem Herzen ist nicht die Rede. Jutta hat vor einem guten Dutzend angesehener Landsleute so viel Verdacht auf sich geladen, daß sie dazu angehalten werden muß, sich davon wieder zu reinigen."

„So. Also in Deinen Augen ist Juttas Ehre bloß dann wieder intakt, wenn der Klatsch zum Schweigen gebracht ist?"

„Ich bin kein Privatmann, der sich den Luxus einer persönlichen Auffassung von häuslicher Ehre gestatten kann. Ich muß lediglich als Beamter in so exponierter Stellung, als Offizier, als Vertreter unseres Namens, auf einen tadellos blanken Schild halten. Da darf kein Deut unklar sein. Es ist darum unmöglich, daß ich die eheliche Gemeinschaft mit Jutta wieder aufnehme, bevor nicht unzweideutig nachgewiesen ist, daß sie schuldlos ist, daß kein Makel an ihr haftet."

„Der Leute wegen?"

„Der Leute wegen. Und — wie gesagt — meiner Stellung, meines Namens wegen."

„Gut. Wenn Du Deine Phantasie denn durchaus den schmutzigen Vorstellungen und Andeutungen dieser Klatschmäuler folgen lassen willst — wie soll denn aber dieser Nachweis geführt werden? Gottesurteil gibt's doch in unserem Jahrhundert nicht mehr. Auch der in solchen Fällen ab und zu noch übliche Zweikampf fördert doch wohl nicht das, was Deine Staatsbürger-Ehrenpflichten fordern."

„Ein Zweikampf ist ausgeschlossen. Leider völlig ausgeschlossen. Denn Fritz von Succo ist nicht satisfaktionsfähig. Ebendeshalb bleibt mir nur der Weg der Klage bei Gericht übrig."

„Scheidungsklage. So."

„Ja. Wo die Zeugenaussagen dann durch den Schwur zu bekräftigen sind."

„Also der eidlichen Aussage Deines Vetters wirst Du gottlob noch Glauben schenken — trotzdem er in Deinen Augen ‚nicht satisfaktionsfähig' ist?"

„Er ist bisher nur mit Gefängnis bestraft worden und wegen eines anderen Delikts. Meineid aber wird mit Zuchthausstrafe belegt. Auch hier in Ägypten. Denn unser Konsul, der die Justiz über die deutschen Untertanen hier ausübt, richtet nach deutschem Recht."

Lange schwieg Plaschke hierauf. Er war in seinem schweren, arbeits- und ereignisreichen Leben schon mit vielen Leuten, vielen Verhältnissen fertig geworden, die anderen als ein Rätsel gegolten hatten. Hier aber stand er selbst vor etwas Unlösbarem. Dies war ja kein Mann, kein Mensch, dies war bloß ein Person gewordener Gesetzesparagraph.

‚Arme Jutta!' sagte er zu sich.

„Ich werde meinem Kind über Deine Pläne berichten, Gustav. Mein Urteil darüber interessiert Dich nicht. Also können wir diese Aussprache wohl als beendet ansehen."

„Gewiß. Nur möchte ich noch ein paar wirtschaftliche Dinge erledigen, mit Deiner Erlaubnis."

„Bitte."

„Ich habe im Hotel mein Gepäck geordnet. Jutta will das ihre wohl gleichfalls ordnen und abholen lassen. Um ihr eine Begegnung zu ersparen, schlage ich vor, daß das heute gegen Abend geschieht. Im Schreibtisch habe ich alles untergebracht, was Juttas persönliches Eigentum ist, ihr Scheckbuch, Schmuck, Briefe, Photographien usw. Auch ihre Schiffskarte und das Eisenbahnbillett von Neapel nach Berlin. Hier ist der Schlüssel."

„Danke."

„Ich kehre wohl schon nächster Tage nach Deutschland zurück. Meine Adresse werde ich Dir von Berlin aus durch den Rechtsanwalt mitteilen lassen. Du bist dann wohl so freundlich, ihm die von Deiner Tochter zu sagen?"

„Gewiß. Du weißt ja, daß ich vorhatte, meine paar Wochen Urlaub hier in Ägypten zu verleben. Natürlich begleitet mich Jutta jetzt. Voraussichtlich bleiben wir den größten Teil der Zeit in Assuan. Hernach fahre ich mit Jutta direkt nach Bremen."

Succo blieb höflich und korrekt bis zur letzten Sekunde. Aber in Plaschke stürmte es. Er hätte den steif und mit eisiger Miene vor ihm stehenden Mann beim Kragen packen und schütteln mögen — und doch war's ihm zugleich so weh und elend ums Herz, daß er am liebsten laut geheult hätte.

‚Er nennt das wohl Seelengröße, Noblesse der Gesinnung, ein Meisterstück der Selbstbeherrschung,' sagte er zu sich, ‚und er empfindet gar nicht, wie schändlich er mir vorkommen muß! — Das ist der Mann, dem ich das Liebste anvertraut habe! — Und er scheidet aus dieser Ehe wie aus einem Hotelzimmer. Er schleudert diese Ehe von sich wie einen Handschuh. O heiliger Himmel — heiliger Himmel!'

Succo hatte nach seinem Hut gegriffen. „Dann wäre wohl weiter nichts mehr zu verabreden?"

Plaschke schüttelte stumm den Kopf.

„Leb' also wohl," sagte Succo mit dem Anflug einer Verbeugung, indem er leicht die Hacken zusammennahm.

Wiederum nur ein stummes Kopfnicken.

Aber als Succo das Boudoir verlassen hatte, zog Plaschke sein Taschentuch und gebrauchte es fünf-, sechsmal hintereinander. Es würgte ihn dabei in der Kehle, und in seinen Augen stand das helle Wasser.

„Armes, kleines Ding — armes, kleines Mädel!" sagte er vor sich hin.

* * *

Fritz von Succo hatte Arbeit, reichlich Arbeit, — das half ihm über die Enttäuschung und die Leere der nächsten Zeit hinweg.

Der Termin war verstrichen, ohne daß Jutta oder ihr Mann von sich hätten hören lassen.

Er wunderte sich nun darüber, daß er sich unter dem fesselnden, wärmenden Eindruck, den das junge Weib auf ihn ausgeübt hatte, aus seiner Resignation hatte aufscheuchen lassen. Ja — fast ärgerte er sich darüber. War er in der

Digitized by Google

Abgeschiedenheit hier unter seinen Arabern denn nicht viel, viel glücklicher gewesen als dort oben damals im Schoß der Succoschen Gesellschaft?

Es mochte wohl ein letztes Aufzucken jener seltsamen deutschen Gemütsschwäche gewesen sein, die man Heimweh nennt.

Vor sich selber wollte er über diese letzte ‚Entgleisung' spötteln. Aber es gelang ihm doch nicht so recht. Immer klang ihm noch der warme, beseelte Ton der tapferen, kleinen Frau im Herzen nach.

Daß auf dem spröden Boden jenes kühlen, nordischen Landes eine so liebe, zarte, prächtige Wunderpflanze gedeihen konnte!

Die Begegnung mit Frau Jutta war und blieb sein schönstes Erlebnis, seitdem er die Heimat verloren hatte. Vielleicht — weil es ihm die Heimat wieder einmal in lichteren Farben vor Augen geführt hatte.

Und selbst die Erinnerung an diese Begegnung übte auf die Gestaltung seines Schicksals noch einen merkwürdigen Einfluß aus.

Das kam so.

Zweimal schon hatte die Lady Salmour ihn hier auf Bedracheïn besucht, und jedesmal hatte er ihr das Versprechen gegeben, nächster Tage in Kairo ihr Gast zu sein. Er hatte aber nicht Wort gehalten. Die Arbeitsüberbürdung hinderte ihn — und mehr noch seine wehmütig resignierte Stimmung.

Nun kam ein Telegramm der Lady: sie trat nächster Tage von Port Said aus ihre Reise nach Ceylon an. Wenn er ihr noch Lebewohl sagen wollte, mußte er sich beeilen.

Also fuhr er nach Kairo und ließ sich bei ihr im Hotel melden.

Die Jungfer erschien sofort und richtete ihm aus: Die Lady sei im Begriff auszufahren, um noch Einkäufe zu machen, und sie lasse fragen, ob er sie begleiten wolle? Andernfalls sollte beim Manager der Landauer, der schon draußen wartete, abbestellt werden.

Natürlich sagte er zu.

Und sie fuhren dann allein — die Lady nahm ihre Jungfer nicht mit.

Die Fahrt ging nach der Muski, der Hauptstraße des Araberviertels. In dem gassenreichen Basar wollte die junge Frau noch kleine Geschenke für Verwandte und Bekannte in England erstehen: Seidenstoffe, silberdurchwirkte Schleier, Straußenfedern, Elfenbein-, Perlmutter-Inkrustationen, Skarabäen.

Sie sah in ihrer hellen, sommerlichen Toilette wieder sehr jung und mädchenhaft aus. Und das wußte sie. Es lag ein eigner Charme über ihr. Sie schlug den fröhlichen Plauderton an wie früher immer. Aber ein Unterton schwang darin mit, der ihrem Begleiter nicht entging.

Nur im Schritt kam der Wagen vorwärts, als sie die Muski erreichten. Ihre Unterhaltung mußte verstummen, denn ohrenbetäubender Lärm erfüllte die enge Straße. An den nach orientalischer Art marktschreierisch ausgeputzten Verkaufsgewölben drängten und schoben sich Männer im Fes oder Turban vorbei. Rücksichtslos ritten Reiter zu Pferd, zu Esel und zu Kamel mitten durch die Menge. Fellachen mit mächtigen Ziegenschläuchen, worin sie Trinkwasser feilboten, vergrößerten den Lärm durch ein fortwährendes Klappern mit kleinen Bechern. Händler mit Früchten, Geflügel, Gemüse und Backwaren liefen schreiend auf dem schmalen Fahrdamm. Auf dem turbanumwickelten Kopf balancierten sie ihre Lasten. Mitten im Getümmel fielen halbwüchsige Stiefelputzer die vorbeikommenden Fremden an. Zerlumpte Bettler flehten um Backschisch — Krüppel wiesen dabei ihre Armstumpfe vor — dann teilte sich für ein paar Augenblicke die Menge, und eine lange, feierliche Prozession schob sich mit einem offenen Sarg vorbei. Der näselnde Klagegesang des dahinter folgenden Zuges mischte sich mit dem Marktgeschrei.

In die Sackgassen des Basars konnte der Wagen nicht einfahren. Sie mußten also eine größere Strecke zu Fuß zurücklegen. Die Lady nahm dabei den Arm ihres Begleiters, sie klammerte sich sogar mehrmals ziemlich ängstlich an ihn an, denn im Gewühl der oft kaum zwei Meter breiten Gäßchen wurden sie hin und her geschoben, und so beherzt die Lady in Sportsdingen war: diese fremde Rasse flößte ihr ein gelindes Gruseln ein.

In den Warenlagern der Gewölbe und Buden, deren Schautische sich bis mitten auf die offene Straße fortsetzten, zeigte sie mehr Sicherheit. Hier war sie ganz die weltsichere, handelsgewohnte Tochter ihres Landes, die sich so leicht nicht verblüffen läßt. Bei den Käufen entwickelte sich sogar jedesmal der im ganzen Orient fast selbstverständliche wortreiche Disput. Fritz von Succo gab dabei den Dolmetscher zwischen den beiden Parteien ab. Es machte ihm noch immer Spaß, dieses originelle Leben und Treiben, die kindliche Art der arabischen Verkäufer, dieses ganze echt orientalische Bild, das so reich an Farben war, malerisch selbst im Elend des zerlumpten Volks, erdrückend in der Fülle des Fremden, Bizarren, Grotesken.

Als sie endlich wieder im Wagen saßen, der sich mit einer Unzahl von Paketen und Paketchen gefüllt hatte, äußerte sich die Lady ausführlicher über ihre Reisepläne, ließ sich von Succo, dem Vielgereisten, noch diesen und jenen Rat geben, und dann sprach sie ein paar denkwürdige Worte — Worte, die freilich mehr durch die zögernde, fragende Form als durch ihren Inhalt denkwürdig waren.

„Ich habe mich schon oft gefragt, Mr. Succo, ob Sie im Ernst die Absicht haben, Ihr Leben hier unter diesem seltsamen Volk fortzuspinnen — und zu beschließen?“

Es war ihm schon seit ihrem ersten Besuch in Bedracheïn aufgefallen, daß in ihren Augen manchmal ein leicht gekränkter Zug auftauchte. Ihr Wesen war und blieb kühl — äußerlich kühl — aber zuweilen stimmte der fragende, fast bittende Ausdruck ihrer Miene damit nicht überein.

„Ich habe noch fünf Jahre Kontrakt mit dem Khediven. Der Wirkungskreis ist groß — ich kann hier etwas vorwärtsbringen.“

„An das fremde Volk, diese ganz fremde Rasse — mit den schrecklichen, fremden Sitten — haben Sie sich gewöhnt?“

„Wie ans Klima. Das ist Ihnen so unbegreiflich?“

„Ja. Wirklich. Das ist mir ganz unbegreiflich. Weil . . .“ Sie zögerte. „Und es fehlt Ihnen nichts. Sie vermissen nichts?“

Da war er wieder, der feine, nervöse, ein wenig traurige Zug in dem schönen, klaren Gesicht.

Noch bevor er erwidern konnte, fuhr sie fort: „Als ich Sie so an Bord mit Ihrer Landsmännin verkehren sah — der jungen Deutschen, Sie wissen — da meinte ich manchmal, ich wüßte, was Ihnen fehlt. Fehlen muß. Trotzdem man mir früher immer weismachen wollte, Sie wären ein Weiberfeind.“

Er lächelte. „Man hat mich bei Ihnen verleumdet.“

„Ja, Sie waren's natürlich nicht immer. Mr. Smith sagte mir einmal, Sie hätten in Deutschland einen Roman erlebt.“

„Hm. Sagte Mr. Smith?“ Er hob leicht die Achsel. „Mein Roman war bloß der: ich bin stets im Leben an der Rechten vorbeigegangen.“

„War das Ihre Schuld — oder die Schuld derer, die Sie für die Rechte hielten?“

„Es war das Schicksal, das uns trennte.“

Darauf gab's eine Pause. Hernach fing sie wieder von seiner Schiffsbekanntschaft an. Der Klatsch war auch bis zu ihr gedrungen. Sie hatte ihm zuerst nicht Gehör schenken wollen. Aber es interessierte sie doch, wenigstens das eine festzustellen: ob es auf Wahrheit beruhte, daß er im Menahouse gewesen war, in Gizeh draußen, um Mrs. Succo zu besuchen, während er ihrer Einladung nach Kairo seiner dringenden Geschäfte wegen nicht gefolgt war.

So kam es zu Frage und Antwort. Und die Stimme der Lady ward immer leiser — klang schließlich fast ein wenig verzagt.

„O — Sie hätten aber doch nicht nach Gizeh gehen sollen,“ sagte sie, „nein, nein. Und wenn ich mir's recht überlege: auch nicht dürfen.“

Forschend sah er sie an. „Nicht dürfen?“

„Ich kann Ihnen keinen zwingenden Grund dafür angeben. Nur den einen: es tut mir leid. — Sehr, Mr. Succo.“

Ihre wohlgeformte, vom Sport kräftig

Digitized by Google

entwickelte, schöngepflegte Hand lag neben ihm. Der Handschuh war abgestreift.

Er fühlte die Nähe ihrer Hand. Er bemerkte auch die matte Bewegung, die sie jetzt ausführte. Es war, als verlangte sie nach dem Druck seiner Rechten.

Ein paar Sekunden der Spannung auf beiden Seiten.

Fritz von Succo wußte, daß die Lady für einen oberflächlichen Flirt nicht zu haben war. Sie war ein ernster, vornehmer Mensch. Daß sie ihm gut war, hatte sie ihn schon bei seinen letzten beiden Besuchen in England fühlen lassen. In diesem Augenblick aber ging es ihm zum erstenmal in voller Bedeutung auf: sie hatte die Reise nur deshalb ausgeführt, um Gelegenheit zu haben, ihm näher zu kommen. Und um ihm Gelegenheit zu geben, ihr zu erklären, was er in ihrem reichen Haus im Londoner Westend nie zu erklären gewagt hätte.

Es hätte genügt, seine Rechte auf die dargebotene Hand zu legen, um sein Leben mit einem Schlag von Grund aus zu ändern.

Das empfand er — und ein leichter Taumel huschte über ihn hin.

Sie hatte die Augen geschlossen, die Lippen leicht geöffnet und den Kopf etwas zurückgelehnt. Sie war ganz Erwartung.

Aber vor seinen Sinnen stand ein Bild, das sich zwischen ihn und die stolze, gekränkte, erwartungsvolle, schöne Frau schob: das Bild der tapferen, leidenschaftlichen, jungen Landsmännin, die so viel in seiner Brust geweckt hatte, so viel Inniges, Großes, Heimatliches, was der Lady Salmour fremd bleiben mußte.

Ja, wäre es Juttas Hand gewesen, die hier neben ihm lag, zum Verzeihen, zum Hingeben und zum Küssen bereit: die Spannungspause hätte nicht so lang gedauert.

Nun hob sich die Hand und verschwand, als ob es sie fröstelte, unter der Hermelinstola, die der Lady über die Schultern hing.

„Warum sind Sie nicht aufrichtig gegen mich, Mr. Succo?“ kam es leise, ein wenig hilflos von ihren Lippen.

„Bin ich's nicht?“

„Sie waren's immer. Bis zu dieser Reise. Und Sie waren mir ein lieber Freund. Aber als wir durch die Straße von Messina fuhren ... beim Sonnenaufgang überm Ätna damals, Sie entsinnen sich —?“

„Gewiß entsinne ich mich.“

Ein müdes, wenn nicht trauriges Lächeln huschte über ihre Züge. „Ja, sehen Sie, da ist Ihnen eben eine neue Sonne aufgegangen.“

Er hörte es gern. Nicht daß die Eifersucht, die in ihren Worten lag, seiner Eitelkeit schmeichelte. Nein, sie sprach bloß offen etwas aus, was er sich insgeheim selbst schon gestanden hatte.

„Es ist eine Sonne, die anderen scheint,“ sagte er nach kurzem Schweigen. „Eine Sonne, an die ich kein Anrecht habe.“

Sie nickte und schloß sehr fein: „Also eine neue Auflage Ihres Romans, Mr. Succo: — Sie müssen wieder einmal in Ihrem Leben an der Rechten vorbeigehen.“

Damit endete die Fahrt, die so geräuschvoll begonnen hatte, still und nachdenklich.

Die Lady war um keine Schattierung kälter oder förmlicher gegen ihren Freund als früher. Nur hatte sie jetzt einen gewissen mütterlichen Zug angenommen, der ihr etwas Überlegenes gab. Fritz von Succo mußte noch auf der Terrasse den Tee mit ihr nehmen — die Kapelle des ägyptischen Garderegiments spielte dazu auf, zumeist die neuesten amerikanischen Tänze und Märsche — und dabei sprachen sie wieder über ihre Reise. Bloß darüber. Von der jungen Landsmännin war mit keiner Silbe mehr die Rede. In der Engigkeit, die jetzt hier herrschte — jeder Stuhl war von Hotelgästen und von Passanten besetzt — wäre auch eine andere Unterhaltung als eine ganz oberflächliche, die alle Welt mit anhören konnte, ausgeschlossen gewesen. Aber sie fühlten es beide, wie sie sich dabei Stück um Stück voneinander entfernten. Sie war mit ihren Gedanken — so wollte sie wenigstens den Anschein erwecken — schon auf Ceylon; die seinigen schweiften in der Richtung nach Gizeh und zogen von dort mit der jungen deutschen Frau übers Mittelmeer

der Heimat zu und suchten im äußersten Osten der Monarchie eine einsame, alte Dame auf . . .

„O, es ist schon so spät. Ich muß mich um das Gepäck kümmern. Morgen früh ist keine Zeit."

Fritz von Succo fuhr leicht zusammen. Wahrhaftig, er war so unhöflich gewesen, auf ihre letzte Rede — sie sprach von einer drolligen Episode bei den Einkäufen im Basar — gar nicht mehr zu erwidern.

„Haben Sie Dank, lieber Mr. Succo," sagte sie, indem sie ihm die Rechte gab, „für Ihre Freundschaft. Kommen Sie später wieder einmal nach England, dann hoffe ich, Sie zu sehen."

Er begleitete sie bis zum Lift. „Machen Sie auf der Heimreise hier in Kairo denn keine Station mehr?"

„Nein. Eben, als wir da beim Tee saßen, nahm ich mir vor, von Ceylon aus noch nach Indien zu reisen. Und ist man erst dort, dann will man doch auch gleich nach Japan." Sie lachte. „Oder will man nicht?"

„Eine Weltreise. O —! Ich kann mir denken: dann fahren Sie auch sicher über Amerika heim."

„Wahrscheinlich." Ihre Augen sagten ihm ein letztes Lebewohl. „Wünschen Sie mir also gute Fahrt, Mr. Succo."

Noch einmal kam's zu einem Shakehands. Darauf trat sie in den Lift und nickte ihm flüchtig, fast kühl herablassend zu.

„Good-bye, Mr. Succo!"

Das Gittertor fiel zu — in der nächsten Sekunde war der Lift jenseits der Hallenwölbung entschwunden.

Fritz wußte, daß er seine schöne, kühle, stolze Freundin nie im Leben wiedersehen würde.

„. . . Sie sind wieder einmal an der Rechten vorbeigegangen!" hatte sie zu ihm gesagt.

Ob es zutraf?

⁂ ⁂ ⁂

Es war sechs Uhr. Bis zum nächsten Zug, der nach Bedrachein ging, hatte er noch reichlich Zeit. Während er zum Tisch zurückkehrte, um seinen Spazierstock zu holen, entwarf er seinen Plan. Er wollte ganz gemächlich durch die Straßen schlendern bis zur langen Kasr en Nil-Brücke. Von dort war bei Sonnenuntergang der Blick nach der Libyschen Wüste besonders schön: wenn sich der ganze Westen blutrot färbte und im heißen Dunst die blassen Schatten der Pyramiden von Gizeh auftauchten.

Im Portal blieb er einen Augenblick stehen und lächelte über sich. Warum nahm er denn nicht lieber die so seltene Gelegenheit wahr, wieder einmal das abendländische elegante Welttreiben hier auf der Terrasse mitzugenießen? Da traf er Bekannte, konnte plaudern, sich zerstreuen. Und was bot ihm die Aussicht auf die Pyramiden von Gizeh, die er doch schon genugsam kannte? Was bot ihm schließlich sogar das Menahouse?!

Verfiel er da nicht in eine ganz krankhafte Toggenburgerei, deren er sich schämen sollte?

Überhaupt war doch wohl anzunehmen, daß Jutta längst an Bord einer Dahabije nilaufwärts schwamm, den Wundern des tausendtorigen Theben entgegen, die ihre großen Augen strahlen machen würden.

Und die Poesie, die der Zauber des Pharaonenlandes in ihrem weichen, reichen, schwärmerischen Gemüt weckte, versuchte sie gewiß — wenn auch vergeblich — ihrem korrekten, wohlwollend-überlegenen Gatten zu vermitteln.

Seltsam! — Der Herr, der an dem von ihm kurz zuvor verlassenen Tisch, dem einzig leeren auf der Terrasse, Platz genommen hatte, besaß eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Gustav von Succo, eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit. — Daß er selbst es war, das konnte er ja wohl kaum annehmen. Jutta hatte ihm doch bestimmt gesagt, daß sie Anfang März die Nilfahrt antreten wollten. Sie *mußten* also schon unterwegs sein.

Er war dicht an den Tisch herangetreten und streckte die Hand nach seinem Spazierstöckchen aus, das der neue Gast auf die Tischplatte gelegt hatte.

In demselben Augenblick fuhr der zusammen und starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Auch Fritz von Succo blieb betroffen stehen.

. . . Es war wirklich Vetter Gustav . . .

Fritz von Succo fragte sich hernach noch oftmals, was ihn in diesem Augen-

An der Küſte von Amalfi.

Gemälde von Albert Wenk.

Digitized by Google

blick dazu bewogen hatte — nach all den Kränkungen, nach all den Ungerechtigkeiten, die ihm von der Verwandtschaft zuteil geworden waren — zu einem Träger seines Namens wieder das erste Wort zu sprechen. Es war doch nach der hochmütigen Erklärung, die der Vetter damals an Bord der ‚Holstein' gewissermaßen offiziell abgegeben hatte, geradezu ein Wagnis. Dem Oberstaatsanwalt hätte es ja freigestanden, den in Europa aus der Liste der Lebenden gestrichenen Vetter auch hier auf afrikanischem Boden einfach nicht zu kennen. Fritz konnte sich den Schritt, zu dem es ihn drängte und der doch all seine Prinzipien über den Haufen stieß, nur mit dem sentimentalen, fast krankhaften Verlassenheitsgefühl erklären, das er noch nie so stark, so überwältigend empfunden hatte wie heute.

Es waren ein paar spannungsvolle Sekunden.

Unwillkürlich warf Gustav zunächst einen raschen Blick in die Nachbarschaft, um festzustellen, ob er beobachtet würde. Die Nebentische schienen aber sämtlich von Ausländern besetzt — Amerikanern, Engländern und Levantinern. Er wandte sich also Fritz wieder zu und sagte ein unverbindliches, korrekt-banales Entschuldigungswort. „Ich wußte nicht, daß dies Dein Platz war."

Wie er so Aug' in Aug' dem Vetter gegenüberstand, für den er in früheren Jahren so etwas wie der ‚große Bruder' gewesen war — besonders in der Zeit, als er studierte, und Fritz, der noch Pennäler war, wohlwollend protegierte, — da brachte er doch nicht das steife ‚Sie' über die Lippen. Aber in seiner Stimme lag nichts weniger als Herzlichkeit. Fritz hörte aus Gustavs lässiger Betonung sogar eher den Versuch heraus, den großen Abstand zwischen ihnen durch die Beibehaltung des ‚Du' noch mehr hervorzuheben.

„Es ist auch nicht meine Absicht, Gustav, Dich zu stören."

Fritz hielt den Stock schon in der Hand, zögerte aber doch noch eine Sekunde. Denn trotz der äußeren Kälte der Stimme und der Miene lag etwas Drohendes — oder auch etwas wie Haß — in dem starren, forschenden Blick des Vetters. Gewaltsam entzog er sich endlich der Suggestion. Was hatte es für einen Zweck, hier spitze Redensarten zu wechseln? Er fühlte: er vergab sich nur, wenn er noch länger stehen blieb.

Aber im Augenblick, da er sich abwenden wollte, leicht die Achsel zuckend, ging ein Ruck durch die steife Gestalt des andern.

„Da Du einmal da bist, Fritz, bitte ich Dich: bleib!"

Eine Bitte war es nicht — eher ein Befehl. Wieder hatte Fritz die Empfindung: der Vetter suchte wie vor fünfzehn Jahren die Überlegenheit und Würde seines reiferen Alters ins Treffen zu führen. Das kam ihm fast komisch vor. Aber da es insgeheim trotz aller Bedenken doch auch sein dringender Wunsch war, sich mit ihm auseinanderzusetzen, so sagte er: „Gern. Was wünschest Du von mir?"

„Rechenschaft!"

Das kam so scharf und spitz, kriegerisch und befehlend heraus, daß Fritz ihn nun doch verwundert maß.

„Ich wüßte nicht, wofür ich Dir die schuldig wäre."

„So. Nicht. Du willst also leugnen, daß Du hinter meinem Rücken . . . daß Du Dich auf der Überfahrt von Marseille nach Alexandrien . . . Nein, es ist hier unmöglich. Es ist in dieser Form überhaupt . . . Also kurz und gut, ich fordere Dich auf, mit mir hineinzugehen und mir ein paar Fragen zu beantworten."

„Ich habe keine Ursache, Gustav, einem Befehl oder einer Aufforderung von Dir zu folgen. Du sprachst zuerst von einer Bitte."

„Du willst mir ausweichen. So. Dann muß ich Dir offen sagen: ich finde das feige."

„Du —!" Fritz sah ihn groß an. Ein spöttisches Lächeln trat auf seine Lippen. „Das kannst Du mir doch wohl am allerwenigsten vorwerfen, Gustav."

„Willst Du also — oder willst Du nicht?"

Sie standen noch immer aufrecht an dem kleinen Tisch einander gegenüber, kaum schrittweit voneinander entfernt. Fritz musterte, trotzdem sich der Ton so nadelscharf zwischen ihnen zugespitzt hatte,

die Züge des Vetters mit wachsendem Interesse, vielleicht auch mit verwunderter Neugier. Bei den bisherigen Begegnungen, die ja nur flüchtig gewesen waren, hatte er an Gustavs ganzem Wesen gar keine Veränderung gegen damals wahrzunehmen geglaubt. Er hatte ihn eben immer bloß als einen Typ, als den patenten, oberflächlichen, verwöhnten Liebling des Hauses Succo im Gedächtnis gehabt. Nun aber fielen ihm ein paar physiognomische Besonderheiten auf: die Unzahl von Krähenfüßchen, die sich von Gustavs Augenwinkeln über seine Schläfen hinzogen, das nervöse Zucken in seinem Gesicht, die vielen starkgefüllten Blutäderchen in seinen Augen. Er bemerkte auch, daß Vetter Gustav schon ziemlich grau war, jedenfalls stark gealtert.

„So komm!“ sagte er endlich kurz und gelassen.

Während sie die Halle durchmaßen und in den rückwärtigen Garten eintraten, zu dem die breite Glastür offen stand, sah sich Fritz in der Erwartung um — oder vielmehr in der Hoffnung — Jutta zu sehen.

Daß er's überhaupt zu diesem Gespräch mit ihrem Manne hatte kommen lassen, dazu war sie ja ganz allein die Veranlassung. Denn was bedeutete für ihn Vetter Gustav?!

Er war noch zerstreut, mit seinen Gedanken weitab von hier, auf dem letzten stimmungsvollen Spaziergang, den er mit Jutta am Rand der Wüste unternommen hatte, als Gustav plötzlich stehen blieb.

„So. Hier sind wir ohne Zeugen. Ich hatte nicht vorgehabt, mit Dir darüber zu verhandeln. Aber es ist vielleicht ganz gut so. Eines zunächst. Von meiner Frau hab' ich mich natürlich getrennt. Sie ist mit ihrem Vater abgereist. Doch das weißt Du wohl schon. Was ich von Dir will, das ist nur die kurze Antwort auf die kurze Frage: wirst Du vor Gericht aussagen oder wirst Du Dein Zeugnis verweigern? Das gesetzliche Recht zu schweigen steht Dir zu. Die Sache ist aber für beide Parteien rascher erledigt, wenn Du mir von vornherein erklärst, wie Du Dich zu verhalten gedenkst.“

Fritz hörte nur Worte, hörte nur den ihm unausstehlichen Assessorton, den Gustav schon als Student immer angeschlagen hatte. Hinter den Sinn dieser Fragestellung kam er nicht.

„Um was für einen Prozeß handelt sich's? Wo soll ich aussagen? In welcher Angelegenheit? Oder warum sollte ich mein Zeugnis verweigern wollen? Worüber?“

Gustav blieb äußerlich kalt, förmlich und von oben her. Aber in ihm arbeitete es gewaltig. Er maß den Vetter mit einem langen, drohenden, vielmehr verächtlichen Blick. „Über die Affäre selbst spreche ich nicht. Die hab' ich völlig überwunden. Völlig. Ich will nur wissen, ob auch Dir daran liegt, sie so kurz und glatt zu erledigen — wie sie erledigt werden muß.“

„So sprich doch — so sag' mir doch um alles in der Welt —?“

„Selbstverständlich strenge ich die Scheidungsklage gegen meine Frau an.“

„Du — gegen Deine Frau? Weshalb?“

„Weil sie durch Dich kompromittiert ist. Vor mir — vor aller Welt.“

„Bist Du — — wahnsinnig?!“

„Ich war meiner Sinne, meines Urteils und meiner Entschlüsse noch nie so sicher wie jetzt.“

„Was wirfst Du mir vor? Was wirfst Du Deiner Frau vor? Daß sie sich meiner gegen Euch angenommen hat? Vielmehr — annehmen wollte. Weil sie eingesehen hat, wie ungerecht Ihr alle gegen mich gewesen seid?“

„Das steht hier nicht zur Erörterung. Ich entnehme Deinen Worten aber, daß Du nicht vorhast, eine freiwillige Aussage zu machen. Gut. Das war alles, was ich wissen wollte. Ich bedaure also, daß ich Dich bemüht habe.“

„Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert . . . Gustav, ich kann doch unmöglich annehmen, daß die paar freundlichen Worte, die Deine Frau über mich gesagt haben mag . . . Halt! Du hast kein Recht, mich jetzt hier stehen zu lassen! Eine Erklärung bist Du mir schuldig! Verstehst Du?!“

Gustav hatte sich schon zum Gehen gewandt, hielt nun aber doch noch inne. „Was zwischen Euch gewesen ist, das

wird sich ja vor Gericht ergeben. Denn das eine sag' ich Dir: ich werde Dich zwingen, durch Aussage oder durch Schweigen die Wahrheit zu bekennen."

Voller Entsetzen sah der ‚Ägypter' den Vetter an. Ganz verstanden hatte er jetzt erst.

„Du wagst es, etwas so Niedriges, etwas so Schmutzig-Niedriges anzudeuten, auszusprechen — auch nur zu denken?!"

„Wie ich über den Fall urteile, das ist meine Privatangelegenheit. Tatsache ist, daß durch Deine Besuche, die heimlich, hinter meinem Rücken stattgefunden haben, ein Skandal hervorgerufen worden ist, den auch mein bis dahin guter Glaube nicht mehr aus der Welt schaffen kann. Ihr seid schon an Bord beobachtet worden — dann hier in Kairo — in Bedrachein — schließlich draußen im Menahouse. Ich bin kein Othello, der große Szenen aufführt. O bewahre. Das bilde Dir nur ja nicht ein. Ich ziehe bloß die Konsequenzen, die ich als Mann von Ehre ziehen muß. Denn mein Wappen soll und muß blank bleiben."

„Du besudelst es selbst!"

„Höre —!" Er zuckte lässig die Achsel. „Eine Aussprache darüber gibt es zwischen Dir und mir nicht. Es bleibt mir nur der Weg zum Gericht übrig."

„Gut, Vetter Gustav. Zitiere mich ruhig vor Gericht. Es soll mir recht sein. Ich werde keine Antwort schuldig bleiben. Aber das will ich Dir sagen: die Verhandlung wird Dir eine so unsagbar tiefe Beschämung bringen, daß Du am liebsten in den Erdboden versinken möchtest. Und mit Dir alle Succos, deren Gesinnung in diesem Prozeß mit verurteilt werden wird."

„Ich hasse derlei Phrasen und Exaltationen, mein Lieber. Sie verfehlen auch ihren Zweck. Was Du unterm Eid aussagen wirst, das bestimmt das Urteil, und bei diesem Urteil hat es dann sein Bewenden. Wenigstens nach außen hin. Aber so oder so: Du wirst kaum Gelegenheit haben, Fritz, Dich als Triumphator über das Haus Succo zu fühlen. Denn es handelt sich ja gottlob um keine Succo. Es handelt sich jetzt nur noch um die geborene Plaschke, deren Einbeziehung in den Succoschen Kreis von vornherein ein Irrtum war."

„Ein Irrtum. Ja. Ein gewaltiger Irrtum. Darin hast Du recht. Deine Frau steht so himmelhoch über Euch Succos, daß ich allerdings kaum einen Zusammenhang sehe." Er atmete tief auf. „Ich will Dir die Geschichte unserer Freundschaft erzählen, Gustav. O — Du brauchst nicht diese hochmütig abwehrende Miene aufzusetzen. Höre Dir ruhig an, was ich Dir zu sagen habe. Es ist sehr lehrreich. Vielleicht wird Dir daraus klar, was Du Dir verscherzt hast."

Gustav kämpfte schwer mit sich. Er fühlte jede Silbe, die der Vetter sagte, wie einen wohlgezielten Dolchstoß: Fritz suchte ihm ja wehezutun, suchte ihn vor sich selber herabzusetzen und zu demütigen. Doch ob er sich auch sträubte, ihn noch länger anzuhören, ob er sich auch immer wieder voll Zorn, voll Haß, voll Wut abwenden wollte: die Eifersucht war es jetzt, die ihn an den Platz bannte, die geheime, fast krankhafte Neugier, der zitternde Zweifel, der seit jenem unvergeßlichen Abend der Rückkehr aus dem Fajum und seit jener furchtbaren durchwachten Nacht ihn quälte, an ihm fraß!

Denn er lauschte ja auf das, was Fritz sagte, nicht nur als der Gatte, der fürchtet, das Unglaubliche, Ungeheuerliche wahr werden zu sehen, sondern er horchte zugleich als spitzfindiger Jurist, der den Beweis wünscht und erhofft, der von keiner Dialektik zu berauschen ist, der nur auf den Moment wartet, wo der Gegner sich verstrickt und, ohne es zu ahnen, dem Ankläger eine neue Waffe ausliefert.

Gustavs Gesicht schien während dieser ganzen Unterredung wie aus Stein gemeißelt. Doch ein scharfer, sarkastischer Ausdruck lag in seinen Augen. Und sein Ton hatte etwas Überlegenes, wenn er ab und zu durch eine kurze ironische Zwischenfrage oder einen hämischen Einwurf den Vetter aus dem Gleichgewicht zu bringen, zu einem unbedachten Wort, einem Widerspruch zu reizen trachtete.

‚Material' trug ihm nun der erst etwas widerwillig gegebene, dann immer freiere,

schließlich von einem gewissen Feuer belebte Bericht des Vetters allerdings nicht zu. Es war eigentlich das klarste Spiegelbild der ganzen Jutta Plaschke, so wie er sie kannte, das ihm aus der Rede des Vetters entgegentrat, der naiven, weichherzigen und doch so leidenschaftlich-trotzigen Jutta.

„Ich seh' Dir's ja an, teuerster Vetter," sagte Fritz endlich, mitleidig lächelnd, „wie der Jurist in Dir Dich mahnt, auch jetzt noch auf der Hut zu sein, damit Du Dich nur ja keinen Trugschlüssen hingibst; und in all Deiner Klugheit und Vorsicht hast Du Dir doch das beste verscherzt, das allerbeste, was Dir die Welt bieten konnte. Sieh nicht mich so bitterböse an, sondern grolle Dir, hasse den klugen, argwöhnischen Gerichtsmenschen, den finstern Ankläger in Dir selber, der einen so kindischen, so entwürdigenden Verdacht gegen die Frau hegen konnte!"

Gustav schwieg darauf — aber es zwang ihn etwas in Blick und Ton des Vetters, immer noch zu hören, ob ihn auch jedes Wort wie ein Peitschenhieb traf.

„Was hab' ich sie von dem Verdacht zu reinigen? Soll ich's überhaupt — selbst wenn ich's könnte? Ist das nicht Deine Strafe, Gustav, für Deinen Kleinmut? Ich sage Dir bloß: ich möchte nicht mit Dir tauschen. Und ich gebe Dir auch das nicht zurück, was Deine Frau meinem Herzen gewesen ist. Was sie in den paar Tagen für mich, für meine Gegenwart und Zukunft, für mein ganzes Leben geworden ist."

Gustav erstickte fast an der Wut. An der Wut über die stolze, zuversichtliche Miene des Vetters. Und an der Wut über sich selbst, daß er's ihm gestattete, in so bewundernden Worten über Jutta zu reden.

„Was sie Dir — — gewesen ist?!" stieß er drohend, dabei zitternd aus.

„Ja, Gustav. Sie hat mir, dem Vereinsamten, dem Verbitterten, ein neues Ideal gegeben. Sie hat mich wieder an etwas Schönes, Großes, Edles glauben gemacht. An etwas — das ich behalte, ob Dein niedriger Verdacht es auch in den Staub ziehen will."

Gustav machte Fäuste. ‚Das sind ja nur Worte, Worte, Worte!' sagte er zu sich. Gaben die ihm Beweise, sachliche, untrügliche Beweise der Nichtschuld? Gab es die überhaupt?

Dabei empfand er doch wieder diese tiefe, unsagbare Beschämung vor dem Vetter. Denn es war doch, als säße der über ihn zu Gericht. Und das Furchtbare war: Fritz konnte und durfte ihn bemitleiden, wenn er wirklich das Opfer einer solchen Täuschung geworden war!

Der Klatsch, die Einflüsterungen Stangenbergs, die niedrige Eintaxierung der Frau, die er während der Fajumfahrt täglich, stündlich in seiner ganzen Umgebung gehört und gesehen hatte, wohl auch etwas von dem aufregenden Fieber, das sich beim Anblick der üppigen Bilder des Orients seinem Blut mitgeteilt hatte, — all das hatte ihn irregeführt, hatte ihm die ruhige Besinnung, das logische Urteil geraubt.

Vielleicht! — Denn schwören, auf ihre Unschuld schwören konnte er doch nicht!

Wieder zerrte ihn die zynische Auffassung Stangenbergs in neue Zweifel: ein verdammtes Wort von ihm über die Leichtgläubigkeit der Männer. Der Rittmeister hatte die grausame These zitiert: ‚Selbst in der sogenannten glücklichsten Ehe ist doch nur die Frau imstande, dem Kind seinen Vater zu bezeichnen; der Mann hofft nur, es zu können, Beweise besitzt er nicht!'

Das fraß nun wieder an ihm, das trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn.

„Mehr hab' ich Dir nicht zu gestehen, Gustav. Das waren die Beziehungen zwischen Deiner Frau und mir. Verbrecherisch also nur insofern, als sie's beinah' dazu gebracht hätten, daß Fritz von Succo sich seiner alten Dame in Königsberg wieder genähert hätte — und damit wieder vielleicht Euerm Kreise. Nun, das Verbrechen hast Du verhindert. Es war keine Heldentat, Gustav. Aber ich zürne Dir deshalb nicht. Im Gegenteil, ich bin Dir Dank schuldig. Du hast mir bewiesen: daß eher Feuer und Wasser zusammenkommen können als wir

beide — als ich und irgendeiner von Euch Succos da droben!“ Er setzte den Hut wieder auf, den er im Eifer abgenommen und auf den Gartentisch geworfen hatte, und fragte kurz: „Steht Dir sonst noch etwas zu Diensten, Gustav?“

Der nagte an seinen Lippen, war unfähig, auch nur ein Wort herauszubringen. Er fühlte die grausame Niederlage — und er gönnte doch dem andern den Sieg nicht.

„Nicht? Gut. Dann warte ich's also in Ruhe ab, bis Du mich vor den Kadi zitieren wirst, lieber Gustav. Und nun lebewohl. Grüße mir die Heimat. Grüße mir die Vetternschaft in Preußen am grünen Tisch. Und sag' ihr: Vetter Fritz, das mauvais sujet des Hauses Succo, ist in Afrika da unten völlig verwildert. Denn es lebt in seinem Herzen auch nicht die leiseste Trauer darüber, daß man ihn daheim aus der Liste der Lebenden gestrichen hat. So tief ist er gesunken.“

Damit ging er.

Gustav stand noch lange finster brütend da und starrte hinter ihm drein.

Und was nun? Sollte er glauben? Konnte das alles nicht ein Versuch sein, diplomatisch die Schuld zu vertuschen? Vielleicht lachte Vetter Fritz schon insgeheim über ihn.

Wieder überfiel ihn die Erinnerung an Stangenbergs Auffassung vom Weibe, von der Treue.

Und da zitterte auch schon wieder die ganze krankhafte Eifersucht in ihm. Er fühlte den kalten Schweiß auf seiner Stirn. Ein Frösteln ging über ihn hin. Aufstampfend verließ er den Platz.

In dem einen fand er seinen Verdacht ja doch bestätigt — jedes Wort des Vetters bestätigte ihn ... Er liebte Jutta, er verehrte sie, nein, er verhimmelte sie geradezu!

Und er, der Gatte, hatte ihm Gelegenheit gegeben, es freimütig vor ihm auszusprechen!

Ja, er hatte sich von dem fremden Liebhaber belehren lassen müssen, was für ein großes, edles Geschöpf diese Frau wäre, — und daß er, der Gatte, sie gar nicht zu würdigen verstünde!

Die Unruhe, die Angst ließ ihn nun nicht mehr los: mit jeder Stunde, die er ungenutzt verstreichen ließ, vergrößerte sich die Kluft zwischen Jutta und ihm. Und im gleichen Maße näherte sich seiner Frau — wenn auch nur geistig — der ihm verhaßte Eindringling.

Mit welchem Recht mengte der sich ein? War denn das, was im ersten Schreck, in der ersten Verzweiflung gesagt war, nicht mehr gutzumachen?

Am Abend des nächsten Tages trat er die Fahrt über Luksor nach Assuan an.

Er schreckte mehrmals mitten in der Nacht im Schlafwagen auf. In dem unruhigen Halbschlaf führte er eine erbitterte Fehde mit dem Vetter. Dann wieder war es ihm, als handelte sich's um eine Art Wettlauf: je rascher er Jutta erreichte, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, die schreckliche Szene von neulich vergessen zu machen. Grausame Stunden verbrachte er. Zwischen Zweifel und Sehnsucht, zwischen Furcht und Hoffen riß es ihn hin und her. Aber schließlich war doch die niedrigste Form der Eifersucht, die immer wieder seine Phantasie hatte beschmutzen wollen, von ihm abgefallen. Dafür hatte eine andere Art von Eifersucht, eine vielleicht höhere, aber nicht minder quälende, in ihm Gestalt gewonnen. Er empfand, daß Vetter Fritz nach seiner ganzen Anlage, nach Lebensauffassung, Gesinnung und Gemütsart, Jutta viel näher stand als er. Auch wenn die beiden vollkommen frei von der Schuld waren, die sein irregeleiteter Verdacht ihnen hatte zuschieben wollen: es existierte ein Band zwischen ihnen, das er nicht zerreißen konnte!

Lähmend teilte sich ihm diese Erkenntnis mit. Und in seiner Ohnmacht fühlte er Reue, tiefe, aufrichtige Reue.

Er mußte Jutta noch einmal sprechen. Er wollte ihr eingestehen, daß er glaubte — nein, daß er nun überzeugt war — ihr bitter unrecht getan zu haben.

Die Absicht, die Scheidungsklage einzureichen, hatte er ja nicht wirklich gehabt. Sie mußte verstehen, daß er, durch die äußeren Umstände verblendet, nur in der ersten cholerischen Aufwallung

so weit übers Ziel hinausgeschossen hatte. Von den Gerichten sollte gar nicht mehr die Rede zwischen ihnen sein. Ihr Vater hatte ja ganz recht: es war unsinnig, es war kindisch, sich gleich so hinreißen zu lassen.

Schließlich kam's in jeder Ehe, auch der besten, einmal zu einem Zerwürfnis. Aber wenn der Teil, der sich im Unrecht fühlte, offen und ehrlich seinen Mißgriff eingestand und die Hand zur Versöhnung hinhielt, dann mußte es zwischen zwei Eheleuten, die schon jahrelang miteinander in guter Harmonie durchs Leben geschritten waren, wieder zum vollen Frieden kommen können.

Da Jutta mit ihrem Vater die Reise auf einer Cookschen Dampfdahabije ausführte, die zur Fahrt nilaufwärts immerhin die dreifache Zeit der Eisenbahn brauchte, so konnte er bestimmt darauf rechnen, am gleichen Tage mit ihnen in Assuan einzutreffen.

Es ward Morgen. Blutrot ging die Sonne jenseits des heiligen Stromes über der arabischen Wüste auf. Lehmgelbe Berge, weiße Städte, Tempelruinen, Scheichgräber und Fellachendörfer flogen an den Wagenfenstern vorüber. Gustav von Succo hatte weder Blick noch Sinn für die charakteristischen Schönheiten der ewig lenzlichen Nillandschaft mit ihren Palmenwäldern und grünen Zuckerrohrplantagen. An ihm riß und zerrte nur immer und ewig die bange Frage: wo und wann würde er Jutta sehn?

Daß ein Weltreisender wie Plaschke soviel Reisetechnik besaß, um jetzt in der ägyptischen Hochsaison die Hotelzimmer vorauszubestellen, das erschien Gustav ziemlich sicher. Als ihm daher in Assuan auf eine Anfrage im Katarakthotel der Bescheid wurde, man hätte noch keine Depesche von den beiden Reisenden, ließ er sich sofort nach der palmenumsäumten Insel Elephantine übersetzen.

Und hier — im Savoyhotel, das wie ein Zauberschloß auf einer Märcheninsel lag — hier zeigte ihm der beflissene Manager sofort das Telegramm, das bereits tags zuvor in Luksor von Plaschke aufgegeben war.

Gustav atmete erleichtert auf.

Die Cooksche Dampfdahabije ‚Nitokris', auf der nur eine kleine Gesellschaft die Reise nilaufwärts ausgeführt hatte, legte in Assuan nicht wie die überfüllten Touristendampfer im lärmenden Tagesgewühl an der Station an, wo Händler mit nubischen Glasperlen, Dolchmessern, Palmblattrippen, Sennesblättern, Lederfläschchen und Straußenfedern die Landenden sofort in dichten Haufen umschwärmten.

Nein, der englische Schiffskapitän war durch eine vom Kalender, von der Tradition und den poetischen Bedürfnissen der meisten Nilreisenden fahrplanmäßig geregelte Romantik dazu angehalten, eine der unvergleichlich schönen Mondscheinnächte wahrzunehmen, um das schmucke, kleine Fahrzeug mit den koketten Speisesalons und Puppenschlafzimmern in ganz langsamer Fahrt vom Tempel von Kom Ombo durch das schmale Nilbett an den schwarzglänzenden, die Nähe des Katarakts verratenden Klippen vorbei zu dem seeartig erweiterten Becken von Assuan zu führen.

Beim Einbrechen der Nacht, die mit dem leisen Nordwind sanfte Kühlung brachte, hatte sich wie stets die arabische Besatzung der ‚Nitokris' auf dem Deck im Kreis zusammengekauert. Die Fahrgäste saßen und lagen auf den bequemen Schiffsstühlen und blickten verträumt zu dem wunderbaren Sternenhimmel empor. Der Vorsänger der Matrosen begann in näselndem Ton seine Koransuren, Tamburin und Topftrommel begleiteten den melancholischen Vortrag — und ab und zu, beim Schluß einer Strophe, mischte sich ein langgezogenes ‚Allah!' der Schiffsmannschaft in den fremdartigen Gesang.

Jutta saß neben ihrem Vater, der seine kurze Burenpfeife schmauchte. Sie hatten einander die Hand gegeben wie ein Brautpaar.

Von fernher mischte sich in die eintönige Gebetsübung zuweilen das Seufzen und Knarren einer Sakije, das Bellen eines Schakals, das Flüstern des Schilfs, das Flattern der vom leisen Wellenschlag aufgescheuchten Taubenscharen.

Immer dunkler waren die Umrisse der Granitberge geworden, die die Landschaft nach Süden abschlossen. Die Ruinen

arabischer Forts hoben sich auf den Kuppen des Gebirges vom sternklaren Nachthimmel ab — links tauchten unter Sykomoren- und Palmwäldern die weißglänzenden Häuser von Assuan auf — langsamer und langsamer ward die Fahrt — dann schlief das Zittern des Schiffskörpers ganz ein — noch ein Klirren und Rasseln der Ankerkette — und die ‚Nitokris' hielt der geheimnisvollen Palmensilhouette von Elephantine gegenüber, hinter der man ein seltsames, festliches Blitzen sah: das Mondlicht spiegelte sich in den Fenstern des terrassenreichen Hotels.

„Es ist fast eine Sünde, jetzt schlafen zu gehen," sagte Plaschke. Jutta stimmte ihm bei, flüsternd, wie alle an Bord.

So saßen sie noch lange und lauschten, schwiegen und träumten. Und nach kurzer Ruhe in den Kabinen fand sie das majestätische Schauspiel des Sonnenaufgangs dann alle wieder an Deck vereint.

Aber nun schwamm neben der ‚Nitokris' noch ein halbes Dutzend kleiner Nilbarken, in denen von den barfüßigen Matrosen das Gepäck der Reisenden verstaut wurde. Auch vom rechten Ufer her näherten sich Boote. An Hilfskräften für den Transport fehlte es nicht. Mit den Männern kam allerlei junges Volk: Knaben splitternackt, Mädchen mit nichts weiter als einem ledernen Gürtel angetan, der mit Fransen besetzt war.

Die kleine Gesellschaft, die von Kairo ab an Bord und hernach in Luksor stets gute Reisekameradschaft gehalten hatte, trennte sich mit kurzem ‚Good-bye' und verteilte sich in die verschiedenen Hotels.

Zu früher, berückend schöner Morgenstunde also, während an der ganzen Fassade des Savoyhotels die zugezogenen Gardinen verrieten, daß die Pensionäre noch in tiefem Schlafe lagen, saß Plaschke bereits mit seiner Tochter unter den Palmen auf der Terrasse beim Frühstück.

Jutta hatte das Allerschlimmste überwunden. Der ewige Frühling, dessen Zauber sie auf der wunderreichen Fahrt genossen, die Märchenbauten vergangener Jahrtausende, die im ‚hunderttorigen Theben' zu ihrer empfänglichen Phantasie gesprochen hatten, vor allem aber die zärtliche, sinnige Art und Weise, mit der ihr Vater sie verwöhnte, in Liebe einhüllte, — all das hatte geholfen, die Schatten zu überwinden.

Es war noch etwas Wundes in ihr — aber sie fühlte sich doch schon wie in der Genesung nach einer schweren Krankheit.

Vor vielen Jahren war Plaschke einmal hier in Assuan gewesen. Von dieser Reise erzählte er nun seiner Tochter. Damals hatte es noch als eine gewisse Tat gegolten, bis zum zweiten Katarakt vorzudringen. Jetzt lebte man hier komfortabler als am Rhein und an der Riviera. Behaglich entwickelte er seine verschiedenen ‚Schlachtpläne', die er unterwegs ausgeheckt hatte, um mit Jutta die sehenswürdigen Stätten ohne jede Überstürzung zu besuchen, überhaupt diese Ferientage so recht con amore mit ihr zu verbringen. Er schalt sich dabei einen Egoisten. Denn es war ihm, als hätte ihm das Schicksal sein Kind jetzt zum zweitenmal geschenkt.

Auch Jutta empfand das Zusammensein mit ihrem Vater wie ein Geschenk. Sie hatte jetzt erst, da er der Reisemarschall war, mit Genuß reisen gelernt. Denn er übte stets eine weitgehende Toleranz, er war in allem großzügig, er kannte die Kleinlichkeit in den tausend Alltagsdingen nicht, womit Gustav sich und ihr gerade auf Reisen immer das Leben versauert, sie beide um die Freude gebracht hatte.

„Zunächst bummeln wir drüben in Assuan natürlich durch den Basar, dann besteigen wir ein Paar herrlicher Reiteseln und traben zu dem berühmten Zeltlager der nubischen Wüstenbewohner, lassen uns ihre ‚Fantasia' vorführen, und nach Tisch geht's zur Insel Philae. Aber wenn Dir's lieber ist, dann räkele ich mich auch ebenso gern den ganzen Tag hier unter den Palmen mit herum, oder wir mieten ein Boot und lassen uns ganz programmlos auf dem Nil treiben. He, was meinst Du?"

„Ach Vatting, es ist mir alles recht. Es ist alles gleich schön. Weil Du bei mir bist."

Er saß auf der Bank neben ihr, hatte seinen rechten Arm um ihre Schulter gelegt, und mit der Linken pätschelte er ihre Hand.

„Eine Courschneiderei ist das — unglaublich!“ neckte er sie. „Ich hab' nicht gedacht, daß ich auf meine alten Tage noch mal Flitterwochen erleben würde.“

Sie war in so weicher Stimmung, daß ihre Augen feucht schimmerten. Dennoch lachten sie beide miteinander so oft und so herzlich an diesem Morgen, wie lange nicht mehr.

Aber mitten in das Idyll fiel die Begegnung mit Gustav.

Ein lähmender Schreck bemächtigte sich Juttas, als sie ihren Mann plötzlich aus dem Hotelportal heraustreten sah.

Natürlich fürchtete sie eine neue häßliche Szene mit scharfen Worten, mit Aufregung und Vorwürfen.

Plaschkes Ahnungen bewegten sich in anderer Richtung. Ihm war es sofort klar, daß sein Schwiegersohn inzwischen sein Unrecht eingesehen hatte und ihnen nachgereist war, um sich die Verzeihung seiner Frau zu erbitten.

Er war aufgestanden — gab Juttas Hand aber nicht frei.

„Hab' keine Sorge, mein Mädel. Nur Ruhe, Ruhe. Er wird Dir nichts tun. Bist doch mein tapferer kleiner Bursch', he? Und wenn Du ihn partout nicht anhören willst, so gehst Du auf Dein Zimmer. Ganz einfach.“

Inzwischen hatte sich Gustav dem Tisch genähert. Er war blaß und kleinlaut, so unsicher, wie seine Frau ihn überhaupt noch nicht kannte.

„Du siehst, Jutta, ich tue den ersten Schritt.“

Aus ihren Zügen war alles Sonnige und Weiche entschwunden. Gequält fragte sie: „Was willst Du noch, Gustav?“

„Ich will Dir die Hand zur Versöhnung geben, Jutta.“

Sie schüttelte den Kopf, schluckte, dann sagte sie tonlos: „Ich — nehme sie nicht mehr.“

Er wandte sich nun bittend und vorstellend an Plaschke. „Papa, Du kannst Dir denken, daß ich viel Schweres durchgekämpft habe. Nicht wahr? Ich meine, Nachsicht müssen wir jetzt alle gegeneinander üben. Bitte, sprich Jutta doch ein wenig zu.“

„Lieber Gustav, Du weißt, Jutta ist kein Kind, das sich zusprechen läßt. Ich respektiere ihre Entschlüsse. Denn ich habe in der kurzen Spanne Zeit auf dieser Reise erkannt, was Dir in der dreijährigen ehelichen Gemeinschaft nicht aufgegangen war: daß sie ein ganzer, fertiger Mensch ist, ein in sich gefestigter Charakter.“

„Ich sehe meinen Fehlgriff — meinen unbegründeten Verdacht — mein ganzes großes Unrecht sehe ich ja ein. Mehr kann ich doch wahrhaftig nicht sagen. — Ich denke: wenigstens anhören müßtest Du mich doch, Jutta.“

Nach einem sichtlichen inneren Kampf gab sie die Hand ihres Vaters endlich mit einem entschlossenen Druck frei und nickte ihm zu. Plaschke verstand seine Tochter sofort, nickte wieder und ging.

So waren sie denn allein.

Gustav atmete tief auf und sah sich zunächst scheu und erregt nach den andern Tischen um, an denen sich Hotelgäste niedergelassen hatten. Juttas Blick folgte dem seinen. Ein mattes, spöttisches Lächeln erschien auf ihren Lippen. Es war für Gustav so bezeichnend, daß er selbst in diesem entscheidenden Augenblick zu allererst an das Vorhandensein ihm lästiger Zeugen dachte.

„Müssen wir gerade hier bleiben, Jutta?“ fragte er gedämpft, nachdem Plaschkes Gestalt im Hotelportal verschwunden war.

„Sind wir hier auf der Insel Elephantine — mitten im Nil — noch immer nicht weit genug von all den Leuten entfernt, deren Meinung Du fürchtest?“

„Du spottest gleich wieder. Wie gräßlich, wie verhängnisvoll der Klatsch ist — auch der müßige Hotelklatsch von x-beliebigen Fremden — das haben wir doch erst ganz kürzlich erlebt, denk' ich. Und haben darunter schwer genug gelitten.“

„Es ist Dein größtes Unglück, Gustav, daß Du so veranlagt bist, darunter leiden zu müssen.“

„Mußt Du mich damit wieder kränken, Jutta? Du weißt ja nicht, was für eine Folter ich durchgemacht habe. — Also laß mich noch einmal auf die unselige Sache zurückkommen. Es hilft doch nicht.. Siehst Du, der Schein war doch nun

Capo d'Orso. Ölstudie von Albert Wenk.

Digitized by Google

einmal da. Du bist auch selbst von einer gewissen Schuld nicht freizusprechen. Das mußt Du zugeben, wenn Du ehrlich bist. Ja, mein Gott, hundert Dinge trafen da zusammen ... Ich sagte ja auch gleich zu Papa: ich war mehr der öffentlichen Meinung, der Welt wegen gezwungen, Stellung zu nehmen ... Ich selbst hab' es ja nicht im Ernst ... Wenigstens in der ganzen Tragweite —"

„Belüge Dich doch nicht, Gustav."

„Nun ja," fuhr er auf, „ich war eifersüchtig. Den Teufel auch, welcher Mann an meiner Stelle wäre es nicht gewesen? Wenn man so etwas hört. So etwas. Du mußt Dich nur in meine Lage versetzen. — Inzwischen bin ich zur Vernunft gekommen. Gottlob übersehe ich jetzt alles. Hörst Du, Jutta?"

Sie blieb stumm.

„Übrigens hab' ich vorgestern auch den — den Vetter Fritz — den hab' ich also gesprochen. Es ergab sich durch einen Zufall. Ja, und da ..."

Wiederum brach er ab. Aufmerksam hatte er sie bei diesen letzten, zögernd, gewissermaßen tastend vorgebrachten Worten beobachtet. Aber keine Muskel in ihrem Gesicht zuckte. Nur ihre Pupillen weiteten sich, ihr Blick ward größer — und noch starrer, kälter.

„Warum siehst Du mich so seltsam an, Jutta?"

„Tue ich das?"

„Ja. So als wolltest Du mir jetzt aus allem einen Vorwurf machen. Auch daraus. Und es ergab sich eigentlich so ganz von selber ... Als müßte es so sein ... Du glaubst mir nicht?"

„O gewiß, Gustav. Ich glaube Dir. Aber ich fasse es nicht. Daß Du Dich nicht geschämt hast."

„Geschämt. So. Wie Du doch alles gleich verzerrst. Das Ergebnis müßte Dich doch immerhin befriedigen, denk' ich."

„Das Ergebnis?"

„Nun ja. Ich bin Dir — auch daraufhin, natürlich — nachgereist, siehst Du. Wie er von Dir sprach, mir alles schilderte, erklärte, — das trieb mich, Dir zu sagen: die Sache tut mir leid, furchtbar leid, ich glaube nichts, nichts, nichts von der ganzen verdammten Klatscherei. Und ich meine: das könnte Dir doch genügen, Dich alles vergessen machen, Dich sogar mit einem gewissen Stolz erfüllen."

„Nein, Gustav. Meinen Frauenstolz hatte das ja gar nicht berührt. Denn was Du neulich zu mir gesagt hast, das hat nur meinen Stolz auf Dich getötet. Und das trennt uns."

„Jutta! — — Liebste Jutta!" Er sah sich wieder unwillkürlich nach den andern Tischen um. Dann kam er ihr einen Schritt näher und hielt bittend die Hand hin. „Trennt uns. Wieso denn?"

„Für immer, Gustav."

„So. So. Das ist also wirklich Dein fester Entschluß?"

„Es war Dein Wille. Es hat mich zuerst auch tief getroffen. Aber inzwischen hab' ich mich darein gefunden."

„Aber ich sage Dir doch: ich war damals von einer ganz falschen, unseligen Voraussetzung ausgegangen. Siehst Du, an dem Mißverständnis war doch hauptsächlich bloß Deine Geheimtuerei schuld. All das könnte ich Dir ebenso gut nachtragen: daß Du in der alten, halbvergessenen Affäre mit Vetter Fritz Dich da gleich auf seine Seite gestellt hast — bloß aus Opposition gegen uns — ohne jeden tieferen Anlaß."

„Ohne jeden tieferen Anlaß. — Bist Du dessen denn so völlig sicher?"

Verdutzt sah er auf. „Ich denke doch. Denn wie Fritz von Dir gesprochen hat — so voller Respekt, voller Verehrung ... Das kann doch nicht bloß Maske gewesen sein. Jutta, ich verstehe nicht ..."

Sie hatte sinnend zwischen den Palmen hindurch auf den weiten, stillen Strom geblickt, auf dem vereinzelte Dahabijen schwammen.

Schweigen herrschte.

In Gustav regte sich wieder die zitternde Eifersucht.

„So sprich doch, Jutta," sagte er endlich schluckend.

„Ich kann Dir nicht angeben, Gustav, wann es gekommen ist — und wie es gekommen ist. Gewiß schlummerte es zunächst unbewußt in mir und trieb mich dazu, mich seiner anzunehmen. Aber jetzt ist es erwacht — ich sehe ganz klar — und ich bin unsagbar glücklich darüber,

Digitized by Google

daß ich meinem Impuls gefolgt bin. Siehst Du, das ist der Grund, weshalb ich Fritz durchaus helfen wollte: ich war ihm eben von ganzer Seele gut, weil sein Schicksal mich rührte, weil er mir als Mensch, als Mann Achtung, ja Bewunderung abrang. Und von Tag zu Tag ist es in mir gewachsen, hat festen und stärker und tiefer Wurzel in meinem Herzen geschlagen: und heute weiß ich, daß ich ihn höher stelle als Dich."

„Höre — das ist ja so ungeheuerlich.. Das sagst Du mir, wo ich herkomme, ganz vertrauensvoll, ganz versöhnlich ... Das stellt ja alles auf den Kopf. Das ist ja unmöglich. Jutta — dann hätten diese Menschen ja doch recht gehabt?! Ich will es immer noch nicht glauben ..."

„Wolltest Du denn nicht die volle Wahrheit?"

„Du willst mich strafen, nicht wahr, das ist es? Ich gebe zu, ich habe unverantwortlich gehandelt. Aber denk an die drei Jahre, die hinter uns liegen. Es war doch so vieles schön — und festlich — und ich denke doch, wir waren glücklich, Jutta. Sag', waren wir nicht glücklich?"

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Ich hab's immer wieder versucht, Gustav, glücklich zu sein. Hab' mir's oft auch einreden wollen, daß ich's wäre. Aber gelungen ist mir's nicht."

„So. So. Nun, das ist mir ja ganz neu." Ein Schreck durchzuckte ihn. „Und Du meinst etwa: mit ihm wärst Du's geworden?"

„Vielleicht, Gustav."

„Also so verhält sich's? Du denkst auch vielleicht gar: mit ihm würdest Du's jetzt noch? — Ja, ist es so?"

Sie schloß die Augen, und ein trauriges Lächeln erschien auf ihren Lippen. Sie gab ihm keine Antwort.

„Jutta, aber dann will ich Dir das eine sagen: es würde niemand mehr daran zweifeln, daß es zwischen Euch .. Herr meines Lebens! Jutta! Überlege Dir doch! Es könnte Dir dann ja gar niemand mehr glauben, daß es nur eine Freundschaft war. Alle Welt — alle Welt, sag' ich Dir — müßte das Schlimmste annehmen!"

Nun schlug sie den Blick groß auf.

„Auch — Du, Gustav?"

„Du quälst mich. Du bist grausam."

„Auch Du, Gustav?"

„Darauf antworte ich nicht. Ich halte es für so unmöglich ... Und meinst Du denn, ich würde das einfach hinnehmen?.. Das hieße ja der guten Meinung geradezu ins Gesicht schlagen ... Weißt Du, dann — solltet Ihr mich kennen lernen! Das ließe ich mir nicht bieten ... Aber ich glaube es noch nicht."

Jutta hatte nun die volle Selbstbeherrschung wieder erlangt. Sie sah ihm klar und fest ins Auge. „Was in mir lebt für ihn, das können keine Worte töten. Auch Deine Drohungen nicht."

„Und trotzdem bestreitest Du — trotzdem willst Du mich glauben machen ... Jutta, das sagst Du doch alles bloß, um mir wehe zu tun ..."

„Tut es Dir wirklich weh, Gustav?"

„Du willst bloß meine Eifersucht anstacheln. Ja. Und das ist schändlich."

„Ach, Deine Eifersucht, Gustav. Auf ein Gefühl wie das kann man nicht eifersüchtig sein. Du, Gustav, verstehst es ja gar nicht, dieses Gefühl."

„Aber als Mann empfinde ich, daß Du ein Verbrechen begehst. An mir — an meinem Namen."

„Ich bin bereit, ihn abzulegen, Gustav."

„Wie sprichst Du nur? — Jutta, ich will zunächst nur annehmen, daß Du Dich an mir rächen willst ... Denn wenn ich mir überlege: Du drückst damit einfach aus, daß ich Dir überhaupt gleichgültig war ... Dann hast Du mich getäuscht, jawohl, jahrelang hintergangen!"

„Ich habe mich getäuscht, Gustav."

„Was sagt denn Dein Vater dazu? Der setzt Dir nicht den Kopf zurecht?"

„Er hat mir zunächst wieder das Herz an die rechte Stelle gerückt, Gustav. Er hat mir den Mut und die Kraft gegeben, wieder als freier Mensch zu empfinden."

„Ich sehe — es ist also alles vergebens. Selbst der beste, ehrlichste Wille wird schnöde verkannt."

„Nein, Gustav. Verkannt nicht. Daß Dein Wille gut und ehrlich ist, das glaube ich Dir. Und ich danke Dir herzlich dafür."

Digitized by Google

„Nun — also —?“

„Aber der Wille genügt ja nicht. Wir sind zwei zu verschiedene Menschen. Das hab' ich endlich eingesehen. Und noch nie so klar wie in dieser Stunde.“

„Ich gehe also. Gut. Lebewohl.“

Er blieb aber noch immer stehen.

Da hob sie endlich die Hand und hielt sie ihm hin. „Lebewohl, Gustav.“

„Jutta — es ist ja unmöglich —! Und denk doch bloß an den Skandal!“

Nun ließ sie die Hand wieder sinken und schüttelte matt lächelnd den Kopf. „Ach — lieber Gustl!“

„Und Dein Vater? Du denkst, ihm ist das alles ebenso gleichgültig wie Dir?“

„Ich hoffe, daß er mich verstehen wird.“

„Ich lasse Dir Bedenkzeit, Jutta. Das ist viel mehr, als ich eigentlich kann und darf.“

„Ich brauche sie nicht, Gustav. Du hast Deine Frau von Dir gejagt. Einmal. Sie kommt nicht mehr zu Dir zurück.“

„Dann will ich Dir sagen — dann muß ich jetzt wirklich glauben — so schrecklich es ist: Dir ist recht geschehen!“

„Ich fragte Dich ja, Gustav, ob Du das auch heute noch glaubst.“

„Ich m u ß es jetzt glauben.“

„Also — lebewohl, Gustav.“

Ein langer, drohender, furchtbarer Blick traf sie. „Wie schlecht Du bist, Jutta.“

Und er wandte sich schroff von ihr ab und ging.

* * *

Anfang Mai traf Plaschke mit seiner Tochter in Bremen ein.

Ihr Mann hatte die Scheidungsklage beim Amtsgericht bereits mehrere Wochen vorher eingereicht.

Bisher hatte Plaschke seine Tochter in allem gewähren lassen. Er verstand ihren Stolz zu würdigen. Er sah auch ein, daß eine Trennung der Ehe notwendig war. Aber daß dabei ein Makel auf sein Kind fiel, das wollte er denn doch nicht dulden.

Zweimal fuhr er darum nach Berlin und hatte lange und ernste Auseinandersetzungen mit seinem Schwiegersohn.

Das zweitemal traf er dort auch mit Bodo von Succo zusammen, der zu seinem Neffen gereist war, um ihm in dieser peinlichen, die ganze Verwandtschaft in helle Aufregung und Entrüstung versetzenden Eheirrung beizustehen. Plaschke gegenüber zeigte sich der alte Herr tadellos höflich und korrekt.

Rechtlich und auch moralisch lag seiner Meinung nach der Fall durchaus nicht so, daß Gustav das Recht gehabt hätte, wegen Untreue der Gattin auf Scheidung zu klagen und die Ehefrau für den allein schuldigen Teil erklären zu lassen. Die Histörchen, die ihm inzwischen auf dem Umweg über verschiedene Etappen der Verwandtschaft zu Ohren gekommen waren — seine Frau wußte sie von Schaufferts, die hatten sie von Zabells, und denen waren sie von Frau von Druhsen erzählt worden — boten ja allerdings reichlich viel Angriffspunkte. Aber es erschien ihm in keiner Weise wünschenswert, daß Gustav in seiner exponierten Beamtenstellung die breite Öffentlichkeit mit seinen Eheangelegenheiten unterhielt.

Mit dem alten Herrn kam Plaschke daher auch viel schneller zu einer Verständigung. Und das Wort, das Bodo von Succo am Schluß dieser Aussprache zu seinem Neffen sagte, schien ihm die Lage am klarsten zu beleuchten.

„Nimm mir's nicht übel, Gustav, aber was Dich so aus heiler Haut, aus heiterem Himmel, urplötzlich in diese krankhafte Rage versetzt hat, das war im großen und ganzen ein Anfall von — Tropenkoller!“

Gustav ward noch immer von seinen Zweifeln hin- und hergerissen. Die gekränkte Eitelkeit, die Eifersucht, auch die noch nicht erloschene sinnliche Erregung peinigten ihn und machten ihn urteilslos.

Plaschke hielt eine weitere gütliche Verhandlung mit seinem Schwiegersohn für unangebracht. Er verabschiedete sich von ihm mit den Worten: „Du hast als Jurist gewiß schon in tausend verzwickten Fällen Scharfblick und Scharfsinn bewiesen, lieber Gustav. Aber hier versagt Deine Logik vollkommen. Wirklich, teurer Freund. Eben weil sich's um Deinen eigenen Fall handelt.“

Digitized by Google

„Du mußt Dir doch immer vorstellen," führte Onkel Bodo hernach, als sie allein waren, weiter aus, „Du hast drei Jahre lang das unbedingte Vertrauen zu ihr gehabt. Du wußtest doch, wer und wie und was sie war. Und nun vergleiche: als Du in Marseille an Bord gingst, wäre Dir doch die bloße Vorstellung eines solchen Verdachts wie eine Ungeheuerlichkeit erschienen, nicht wahr, — und wenige Tage darauf sollte sie mit einemmal so ein ganz anderer Mensch geworden sein, der auch nicht die entfernte Ähnlichkeit mit der Frau mehr besaß, für die Du vorher womöglich durchs Feuer gegangen wärst?"

Erschöpft gab Gustav zu: „Ja, ja, ja, es war ein Wahnsinn. Nenne es auch Tropenkoller, wenn Du durchaus willst. Die heiße Luft dort — ich meine das mehr bildlich — ich war ja ganz fassungslos vor Kummer — und auch vor Wut, vor blinder Wut ... Aber Du weißt nicht, was das heißt, so vom Klatsch aufgestachelt zu werden. Es ist entsetzlich. Darüber kann kein Mann so ohne weiteres hinweg."

„Aber sobald man's als elenden Klatsch erkannt hat, Gustav, muß man darüber stehen. Wohin kämen wir sonst? Ohne Vertrauen erniedrigt sich die Ehe. Unsere christliche Ehe. Die deutsche Hausfrau ist keine Haremsschöne, der man Wächter vor die Tür stellt."

„Das hab' ich mir doch alles selbst gesagt, tausendmal. Es wäre ja sonst zum Verzweifeln."

„Nun also. Dann darfst Du Deiner Frau, ihrem Vater — und vor allem Dir selber — auch das nicht antun, daß Du den Scheidungsprozeß in eine so niedrige Sphäre rückst."

Gustav rang mit sich. „Und die öffentliche Meinung? Werden sie nicht alle dafür sorgen, die Druhsens und Stangenbergs e tutti quanti, daß ausgesprengt wird: na ja, sie hat ein Abenteuer gehabt, aber der Herr Gemahl hat's nicht so genau genommen? Hat das einfach eingesteckt. Hat's vertuscht. Es ist ja himmelschreiend. Was für eine Waffe hab' ich dagegen? Man macht sich über meine Diskretion bloß lustig. Es glaubt mir ja keiner, daß ich — im Grunde — wenigstens ich persönlich ... nun ja, daß ich von ihrer Schuldlosigkeit doch immerhin überzeugt bin."

Sein schwankender Ton, die Unsicherheit seiner Miene, seiner Haltung straften ihn Lügen. Aber Onkel Bodo hielt ihn sofort bei diesem Worte fest.

„Gottlob. Das ist doch die Hauptsache, mein Junge. Da wär's ja geradezu ein Frevel, wenn Du immer noch auf fremde Einflüsterungen hören wolltest."

„Das sagst Du, Onkel Bodo? Du hast mir stets vorgehalten, sogar als ich noch ein ganz junger Mensch war: halte bloß daran fest, daß wir Succos einen Besitz haben, den uns kein Bankkrach rauben kann, das ist unser Wappen, unser Name."

Onkel Bodo nickte. „Ja. So stehe ich auch noch heute. Aber wenn man in solche Schwierigkeiten mit sich selber, innerhalb seines Hauses, gerät, dann ist dem hinzuzufügen: durch Lärmschlagen nach außen hin wird das Wappen nicht blanker."

„Also soll ich ganz gehorsam und gefällig auf Plaschkes Forderung eingehen?"

„Es ist jedenfalls das einfachste, auf böswilliges Verlassen zu klagen. Das kommt der Wahrheit am nächsten. Und eine Gloriole webt das doch auch nicht um ihr Haupt. Wenn Du denn durchaus eine Genugtuung haben mußt."

„Ja — die muß ich haben. Denn ich hasse sie. Sie hat mich so unglaublich tief verletzt. Dieses unbedeutende junge Ding. Wenn ich dabei bedenke: wie ich mich ihrer damals angenommen habe, was ich durchgemacht habe, auch Euch allen gegenüber hab' ausfechten müssen, um sie heiraten zu können. Nein, nein, nein, Onkel Bodo, Du ahnst nicht, wie schwer es ist, sich so getäuscht zu sehen — und doch noch Gentleman bleiben zu sollen."

„Du bist dazu verpflichtet. Deinetwegen. Unsertwegen. Nicht Deiner Frau wegen."

Er nickte. Dann atmete er tief auf und sagte entschlossen: „Nicht ihretwegen. Gut. Du hast recht."

Onkel Bodo erledigte darauf mit Juttas Vater die Vereinbarungen. Er war heilfroh, daß die Sache sich nun möglichst

Digitized by Google

geräuschlos abwickeln konnte. Und leidlich befriedigt reiste er von Berlin ab.

* * *

Jutta hatte im Verlauf des Sommers und Herbstes zwei Briefe erhalten, die einen arabischen Stempelaufdruck trugen. Sie waren in Bedracheïn aufgegeben und kamen zweifellos von ihrem Freund, dem ‚Ägypter'. Aber sie öffnete sie nicht, sondern gab sie ihrem Vater, als der sich im Winter zur nächsten Inspektionsreise nach Singapur rüstete.

. . . Er mußte ja wieder in Kairo Station machen . . .

Abmachungen trafen sie nicht miteinander. Plaschke war viel zu feinfühlig, um auch nur mit einem Wort danach zu fragen, was Jutta bei der Rückgabe der Briefe im Sinn hatte. Übrigens verstand er, daß diese Regung dem Stolz und nicht der Vorsicht entsprang.

So ließ er denn schweren Herzens seine Tochter einsam in Bremen zurück. Mit ihm zu fahren, dazu war sie nicht zu bewegen. Die Beschleunigung des Prozesses forderte ihre Anwesenheit in Deutschland — und ihr Ehrgeiz war's, die hier sich ihr bietenden guten Lernmöglichkeiten wahrzunehmen, um während dieses Winters noch allerlei Lücken in ihrem Wissen auszufüllen. Sie war ja so jung in die Ehe getreten, und das einzig auf die äußere Repräsentation gerichtete Leben, dem sie in der kleinen Stadt verfallen war, erschien ihr nun wie eine verlorene Zeit, die sie möglichst rasch wieder einbringen mußte.

Dem gesellschaftlichen Verkehr, der sich ihr trotz ihrer augenblicklichen unklaren Lage auf Grund des Ansehens und der Bedeutung ihres Vaters in Bremen leicht geboten hätte, wich sie aus. Neue Menschen wollte sie nicht kennen lernen. Der kleine Junggesellenhaushalt ihres Vaters war ihr behaglich und genügte ihr. In der Stille, so hoffte sie, brachte sie am leichtesten wieder Ordnung in ihre Gedanken.

Natürlich war von dem Klatsch über ‚ihren Roman' auch bis hierher in die fremden Kreise dies und das durchgesickert. In dem Zirkel, in dem sie Italienisch, Kunstgeschichte und Literatur trieb, beging ein schnippisches Haustöchterchen sogar gelegentlich einmal die Taktlosigkeit, sie direkt auf ihre Scheidungsgeschichte anzusprechen: — „das wäre doch furchtbar interessant." Aber da sie dauernd unnahbar blieb und in ihrer selbstgewählten Verbannung jede Möglichkeit zu neuer Nachrede abschnitt, so schlief der Klatsch allmählich wieder ein.

Im Mai wollte sich Plaschke, wenn er von der Inspektionsreise heimkehrte, mit seiner Tochter an einem der oberitalienischen Seen treffen. Jutta verließ Bremen aber schon zu Ostern. Und zwar wenige Tage, nachdem ihr das Scheidungsurteil zugegangen war.

Noch auf der Reise nach dem Süden änderte sie mehrmals die Route und das Ziel: es war ihr jetzt doch nicht möglich, sich in einem der großen internationalen Kurorte niederzulassen. Ihr Vater schrieb ihr in jedem Brief: es wäre nötig, daß sie sich zerstreute. Aber sie wollte sich nicht zerstreuen — sie wollte sich im Gegenteil noch mehr sammeln. Und das konnte sie an einem stillen, ländlichen Ort irgendwo im Gebirge besser, als in einem belebten Luxushotel, wo sie keinen Tag davor sicher war, nicht von irgendeinem Bekannten oder weitläufigen Verwandten des großen Kreises Succo angesprochen, befragt oder auch — nicht begrüßt zu werden.

Und noch das kam hinzu: sie war als alleinreisende Dame immerhin eine auffallende Erscheinung. Eine Begleiterin, die sie bezahlte, wollte sie aber nicht um sich haben.

Zunächst machte sie im Harz Station, dann im Schwarzwald. In den Hotels lenkte sie natürlich oft genug die Blicke der andern Gäste auf sich. Merkwürdig erschien ihr dabei das eine. Jetzt, wo sie allein reiste, waren es mehr die Damen, die sich für sie interessierten, sie wenigstens sofort daraufhin zu taxieren suchten, ob sie Mädchen oder Witwe war. Die Herren benahmen sich taktvoller gegen sie — oder auch reservierter. Weshalb wohl? Eine Zudringlichkeit, wie sie sich Stangenberg und der ‚Kohlenbaron' gegen sie erlaubt hatten, in einer Zeit, wo sie doch den natürlichen und gesetzlichen Schutz ihres Gatten gehabt hatte, widerfuhr ihr auf dieser Reise jedenfalls nicht.

Digitized by Google

Diese Wahrnehmung bildete für sie einen wertvollen Beitrag zur Psychologie der Männerwelt und ihrer Politik.

Sie war aus Allerheiligen wieder weggezogen, weil sie's beim leidigen Zwang der Table d'hôte nicht durchsetzen konnte, für sich zu bleiben, ohne für unhöflich zu gelten. Nun fuhr sie nach der Schweiz; sie wollte die nächsten Frühjahrswochen in einem kleinen Berghotel des Engadin verleben.

Auf der Fahrt von Zürich nach dem Rheintal lernte sie vom Schnellzug aus flüchtig den felsenumsäumten Wallensee mit seinen schneegekrönten, almenreichen und rebenumsponnenen Ufern kennen.

Der Zug hielt in Weesen, brauste durch einen langen Tunnel, und als er wieder ans Tageslicht kam, glitt er eine Zeitlang hart am Rand des Seebeckens hin.

In dem Coupé, in dem sie saß, folgte ein Ausruf des Entzückens dem andern. „Ist das der Vierwaldstätter See?" fragte Juttas routenunkundige Nachbarin. Ihr Gegenüber stammelte etwas von der Axenstraße und tastete nach dem Kursbuch. Ein Italienreisender, der aus einem Schläfchen aufschreckte, wähnte sich am Gardasee.

Nur ein Viertelstündchen lang genoß man das Panorama des still verschwiegenen unbekannten Alpensees, dann bog der Schienenstrang nach Südosten um. Erst gemächlich rüttelnd, dann knarrend und keuchend stieg der Zug gen Chur aufwärts, man gelangte ins Rheintal, und neue Landschaftsbilder schoben sich vor das Auge der Reisenden.

Aber die Bekanntschaft mit dem zwischen wild zerklüfteten Felskolossen eingebetteten Seekleinod wirkte lockend in Juttas Erinnerung nach. Und am zweiten Tage kehrte sie um und gab ihrem Vater nach Aden telegraphisch die neue Adresse: sie wollte endgültig in Mariahalden am Wallensee bleiben, einem ehemaligen kleinen Landschlößchen, das in einen behaglichen Gasthof umgewandelt war.

Wie der Friede ihr wohltat. Nur Touristen kamen hier durch. Unbeobachtet, ungestört, unbeargwöhnt konnte sie endlich einmal ganz nach ihrer Laune, ihrer Stimmung leben. Und vor allem wandern.

Auf allen Seiten des Sees stieß wundervoller alter Tannenwald dicht ans Ufer. Kleine Bergpartien und einsame Waldmärsche hielten sie oft den ganzen Tag vom Gasthof fern. Und jeder Spaziergang mit seinen neuen Eindrücken brachte sie der inneren Gesundung näher. Wo immer sie den Blick über den dunkeln und doch leuchtenden, flaschengrünen Alpensee frei bekam — ob unten in einem der an schäumenden Wildbächen hingebreiteten malerischen Dörfer, ob in Tausendmeterhöh' auf einer der saftigen, blumenbunten Almen oder noch höher auf dem Felsgrat eines der noch wenig beschrittenen Aussichtsgipfel: überall übte er eine zauberhafte Wirkung aus mit seiner leuchtenden Farbe, dem ewigen Wechsel seiner Ufer in üppigen Waldungen, in harten, jäh abstürzenden Felsenschroffen, in ruinengekrönten Rebenhügeln, schneebelasteten Alpenriesen.

Ein naiver Stolz entwickelte sich in ihr, die Freude, hier Entdeckerin zu sein, und sie malte sich schon aus, wie sie ihrem weitgereisten Vater Führerin sein, wie sie ihm die träumerisch stille Landschaft zeigen würde.

Jeden Tag durfte sie ihn erwarten. Oder ein Telegramm von ihm — einen Brief.

Sie war doch schon recht ungeduldig.

Abends, bevor die Post kam, wanderte sie gewöhnlich in dem jetzt noch ganz menschenleeren Hotelgarten, der sich in Terrassen am Weinberg hinzog, auf und nieder. In der letzten Nacht war wieder Neuschnee gefallen; der gab selbst den nächsten Vorbergen das majestätisch starre Kleid der Gletscherriesen. Im Farbenspiel, das die untergehende Sonne hervorrief, war das Bild ganz wundervoll. Die Schneespitzen der seltsam gezackten Churfirsten erglänzten in dolomitartigem Rotgold, die blauen Talschatten glitten über die dichten Wälder hin und krochen an den senkrechten Felswänden empor. In den kleinen Ortschaften bei den Wildbächen am Strande, da und dort in einer Almhütte auf der Höhe blitzten Lichter auf, die ersten Sterne flimmerten überm See, eine feurige Schlange, der Züricher Abendschnellzug, der die Post gebracht hatte, wand sich am Südufer hin, immer

Google

wieder im Beginnern verschwindend, um dann weiterhin aus der Nacht rauschend hervorzubrechen.

Ob Nachricht von ihrem Vater gekommen war? Die letzte hatte sie aus Suez erhalten. Das war nun schon fünf Tage her. Und vor zehn Tagen war sie aufgegeben. Seltsam: keine Depesche hatte sie überholt, wie sonst immer.

Sie stand noch und sah dem enteilenden Zuge nach — da fühlte sie plötzlich die Nähe eines Mannes, dessen ernster, forschender Blick auf ihr ruhte — und ein Zittern meldete sich in ihren Knien.

Der Fremde war erst vor wenigen Minuten mit dem kleinen Hotelbreak von der Bahn gekommen. Er hatte sich ein Zimmer anweisen und sein Gepäck hineinsetzen lassen. Und hatte dann sogleich nach dem Gast aus Bremen gefragt. Die junge Frau wäre noch auf einer Abendwanderung, hieß es.

So kam er in den Garten, blieb am Geländer stehen und ließ seinen Blick über den stillen See schweifen, wechselte seinen Standort, trat auf den nächsten Terrassenweg, kam an dem mächtigen Nußbaum vorbei, blieb wieder stehn ... Und da entdeckte er die schlanke Frauengestalt, die unbeweglich am äußersten Ende des Gartens hielt, dort auf dem kanzelartigen Vorsprung, von dem man den weiten Ausblick über den See und das Linthtal hat ...

Da trat er denn neben sie, nahm ihre Rechte, die auf der Brüstung lag, hielt sie zwischen seinen Händen fest und sagte leise und innig ihren Namen.

Nun wußte sie, daß sie hier allabendlich nicht ihren Vater erwartet hatte, sondern ihn.

Sie tat keine Frage. Sie war gar nicht verwundert, daß er plötzlich hier neben ihr stand. Auch das Zittern in ihr legte sich wieder. Es war ihr nur unsagbar wohl und friedlich ums Herz. Aber in ihre Augen trat es warm und feucht, indem die Spannung sich löste.

„Arme — liebe Jutta!"

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn unter Tränen lächelnd an. „Arm — nein — das müssen Sie nicht sagen."

„Soll mir's nicht wehtun, daß Sie gelitten haben?"

Er stützte sich mit den Ellbogen auf die Mauerbrüstung, gab ihre Rechte aber noch immer nicht frei, sondern lehnte jetzt seine Schläfe gegen ihren Handrücken. Und nach einer Weile stillen Hinträumens hefteten sich seine Lippen in einem langen Kuß auf ihre Hand.

„Warum wollten Sie meine Briefe nicht lesen?" fragte er dann.

„Hat Ihnen Papa nicht alles gesagt, was geschehen ist?"

„Alles."

„Dann mußten Sie doch begreifen."

Er lächelte. „Sie fürchteten Galeotto, den unheimlichen Galeotto. Das ahnte ich. Aber begriffen hab' ich's doch nicht."

„Mein ganzes Leben steht seit jenen Tagen im Bann Galeottos."

„Ihr Vater warnte mich schon. Er wollte mich gar nicht zu Ihnen lassen. Aber es hielt mich doch nicht — und er sah es schließlich ein, daß er mich nicht halten durfte."

„Trotzdem Sie wußten, wie sehr Sie mir's erschweren?"

„Erschweren?"

„Ach, lieber Freund, Sie wissen, ich habe mich nie um das Urteil der Welt gekümmert. Aber hier steht doch alles auf dem Spiel. Schon wenn man Sie hier mit mir sieht, wird man wieder kombinieren — und Rückschlüsse ziehen."

„Denn die Welt, in der Sie bisher gelebt haben, nimmt jede Gelegenheit wahr, das Schlimme zu glauben. — Aber Sie müssen darüber stehn."

„Dennoch ... Ach, ich hab's ja überwinden wollen. Aber wir sind die Sklaven dieser Kultur, wir Frauen, wenn nicht gleich das beste, was wir besitzen, unser Ruf, Freiwild werden soll."

Nun schluchzte sie plötzlich.

„Jutta —!" Er zog ihre Hand wieder an sich. „Ich bat Ihren Vater, Sie vorzubereiten auf die große, innige, bittende Frage, die ich Ihnen vorlegen will."

Sie wehrte ihm voller Angst. „Er wird Ihnen gesagt haben, wie meine Antwort lauten muß."

„Das hat er. Aber ich besaß doch den Mut, herzukommen. Liebe, liebe Jutta. Was macht es denn unmöglich?"

„Eben die Kette, die mich für alle Zeit an den schimpflichen Verdacht schmiedet."

Digitized by Google

„Und Sie würden die Kette immer fühlen?“

„Ich fürchte.“

„Hier — vielleicht. Aber draußen in der größeren Welt nicht. Wirklich nicht.“

„Schüttelt man's vom Nacken ab, dann heftet sich's an die Sohlen und folgt einem. Schließlich auch bis in den andern Erdteil.“

„Ja, liebe Freundin, wenn man sich dort von denselben Vorurteilen tyrannisieren lassen müßte.“

„Waren Sie selbst denn nicht auch ‚rückfällig‘ geworden?“

Lächelnd nickte er. „Vorübergehend — ja. Aber das war die letzte große Lehre. Seitdem hab' ich ‚mein Sach‘ auf nichts gestellt‘. Ich höre das Urteil der Leute nicht mehr — weil ich um ihr Verständnis für meine Dinge nicht mehr kämpfe. Sehen Sie, meine leibliche Mutter hält mich für einen Verbrecher. Und ich frage mich: Was tut's? Wenn ich das Bewußtsein vor mir selber habe, ich bin es nicht, — soll ich dann klagen und verzweifeln, weil sie in ihrer Einfalt nicht von ihrer Ansicht zu bekehren ist? Was ändert's an mir? Werde ich besser oder schlechter durch die Einschätzung, die ich bei andern finde?“

„Ja — wenn man sich erst soweit durchgerungen hat, um Welt- und Menschenverächter zu werden.“

„Ich bin kein Welt- und Menschenverächter. Ich liebe die Welt. Nur hab' ich den Ehrgeiz nicht mehr, sie wandeln zu wollen. Ich bin ja auch nicht menschenscheu geworden. Zu meinen Freuden rufe ich Genossen herbei, mit denen ich feire. Nur meinen Kummer mache ich allein mit mir ab. Das ist das ganze Geheimnis.“

„Was Sie wieder in mir aufwühlen ... Ach mein Gott!“

„Wollen Sie nicht mit mir die neue Heimat da unten suchen? Wo man ganz losgelöst ist? Wo man sein Glück nicht auf dem Urteil der Welt aufbaut, sondern auf der eigenen Achtung?“

„Und — ich sollte sie unbekümmert hier sprechen, denken und anklagen lassen ... So meinen Sie's?“

„Ja, so meine ich's.“

„Sie auch alle an eine Schuld glauben lassen, von der ich frei bin?“

„Ja. Die Succos — Frau von Druhsen — alle Ihre bisherigen Bekannten.“

„Auch meinen Mann?!“

„Ja. Auch ihn. Und selbst wenn Ihr Vater in einem verborgenen Winkel seiner Seele einen Verdacht haben sollte —“

„Unmöglich!“

„Trotzdem: selbst *sein* Urteil dürfte Sie nicht aus der Bahn bringen.“

„Wer bliebe dann noch? — Wer glaubt dann noch an mich?“

„Sie und ich. Wir beide.“

Sie lehnten nun Schulter an Schulter an der Steinbrüstung. Es war tiefe Nacht geworden. Den See sah man nicht mehr. Durch die Stille klang das Rauschen der Wildbäche, die sich in schäumenden Kaskaden in den See ergossen.

„Welch neue Welt!“ sagte sie leise.

Er zog sie an sich und küßte sie. Sie ließ es geschehen. Und indem sie sich dann in seinen Armen erwärmte, wuchs ihr Stolz, wuchs ihr Vertrauen, und die letzte Zagheit sank von ihr ab.

Ihr Weg lag klar vor ihr.

„Wir beide müssen aneinander glauben!“ wiederholte sie.

Gondel.

Schwarz und ernst sind Deine leichten Wände.
Süß, solang das frohe Heute loht,
Süß und seltsam ist der Traum vom Tod,
Von der Jugend und der Liebe Ende!

Bläue über Dir und Sonnenglut,
Unter Dir die ewig stille Flut.
Auf dem schmalen, leichtbewegten Kiel
Trägst Du Saitenklang und Liebesspiel.

Meine jungen Jahre gleiten
Unbekannten Zielen zu
Durch beglänzte schöne Weiten,
Schlanke Gondel, rasch und leicht wie Du.

Hermann Hesse.

Digitized by Google

Fischerflottille von Concarneau. Ölstudie von Albert Wenk.

Digitized by Google

Ein Weihnachtslied

Von Albert Geiger

Advent. In Duft und Dämmerstille
Ruhn schlafbefangen Wald und Feld.
Doch heimlich geht ein leises Weben
Vernehmbar durch die weite Welt.
Es hängt die zarten Silbernetze
Verschwenderisch an Strauch und Baum.
Und zwischen seinen feinen Maschen
Blickt still hervor der Weihnachtstraum.

Weihnacht! Und leis mit goldnem Finger
Hat uns der Kindheit Hand berührt.
Wir wandeln schon die Märchenstraße,
Die in der Wunder Reich uns führt.
Sie stehn mit großen, stillen Augen,
Erwarten lächelnd unser Nahn:
Daß wir das Heil der Kinderreinheit
Zum zweitenmal durch sie empfahn.

Nun blühn im Dämmerschein der Dome
Mysterien. Magisch lockt der Duft
Der Weihnachtsrose, die der Winter
Zu ihrem zarten Leben ruft.
Auf Goldgrund grüßen alte Bilder,
Die ewig jung in holder Kraft
Es jubiliert ein Chor von Engeln
Dem, der erlösend Wunder schafft.

Wir sehn den Stern, den seltsam schönen,
Den Königen winken durch die Nacht.
Wir sehn sie reiten ihre Straße
In altertümlich reicher Pracht.
Die Weisheit, Kraft und Einfalt kommen,
Gezogen von der lichten Spur,
Und ihrem Zuge lauscht verzaubert
In Feld und Wald die Kreatur.

Der Hirten Lobgesang erhebt sich,
Zu grüßen das bestaunte Licht:
„Das zarte Reislein, holde Mutter,
Der Mörderhand verstatt' es nicht.

Digitized by Google

Bewahr' es wohl im heiligen Schoße.
Wir lauschen jedes Spähers Tritt."
Sie singen's. Und von seligen Kindern
Singt's hell ein Kreis von oben mit.

Nun flammt der Stern mit hellstem Strahle
Wie aus dem Kern der Ewigkeit.
Hier liegt der Gottmensch. Seine Hülle
Das rauhe Kleid der Dürftigkeit.
Doch einer Mutter leuchtend Auge
Saugt in sein großes Auge sich.
Und fühlt erschauernd drinnen wirken
Die Wonne aller Wonnen sich . . .

Da schauern Wälder, beben Klüfte
Die unerhörte Kunde nach.
Den Stern zu Häupten geht die Botschaft
Des Heiles ihren Weg gemach.
Und wird zum Donnerschritt der Kämpfe
Ihr sanfter Pfad: sie will nicht ruhn,
Bis alles, was vom Schoß des Weibes,
Sich einigt in des Friedens Tun.

Holdseliges Licht. In Kindes Auge
Wohnt einzig klar Dein Gnadenschein.
Dein Herr und Träger hat gesprochen:
Ihr sollt so wie die Kinder sein.
O Menschheit, lausche seinen Worten!
Er steigt kein zweitesmal herab,
Dich aus dem Alltag neu zu schaffen.
Zu sprengen Deiner Selbstsucht Grab!

. . . So ist es uns ins Herz gegraben.
Der Kindheit Griffel grub es fest.
Daß keines dieser heiligen Bilder
Von seinem alten Goldgrund läßt.
Und wenn sich neut die große Stunde,
Dann zittern Erd' und Himmel mit.
Und schweigend lauscht die Welt, die weite,
Der ewigen Verheißung Schritt.

Digitized by Google

Abb. 1. Rokokoservice mit Kindern. 2. Periode.

Im Zeichen des „Bienenkorbes". Alt-Wiener Porzellan.

Von Carl von Vincenti.

„Es machte Gott, der große Schöpfer,
Aus einem Goldmacher einen Töpfer."

Das Motto Böttgers. Er schrieb es auf den Eingang der Meißner Porzellanfabrik, deren Marke — die gekreuzten Schwerter — in drei Jahren ihre Zweijahrhundertfeier haben wird. Dann dürfte auf den Erfinder des europäischen Porzellans, der selber ein so handfester Trinker gewesen, viel und stark getrunken werden. Goldmacher und Kunsttöpfer sind Blutsverwandte. Glückschemiker, haben sie Abenteurerblut in den Adern. Ein Zufall lieferte dem lockeren Sohne des Schleizer Münzwardeins das Porzellangeheimnis aus, das Böttgers Freund, der gelehrte Systematiker Tschirnhaus, vergeblich gesucht hatte. Es war ein Ereignis in der Geschichte der „Arts du feu", als der Deutsche Böttger aus Braunrotton sein rotes Porzellan zustande brachte. Hatten doch bis dahin nur die bezopften Arkanisten weit hinten im himmlischen Reiche um das Geheimnis gewußt, worüber bisweilen Missionare geheimnisvoll berichteten. Ein neuer kostbarer Stoff war gefunden, fast über Gold und Silber geschätzt, wie vordem im Orient das unbekannte Zinn. So finden sich heute im Stambuler Sultansschatze Zinn- und Porzellangefäße, die höher im Liebhaberwerte standen, als Goldgeschirr, von Edelsteinen funkelnd. Ganz natürlich mußte auf die Porzellankünstler, die diese neuen Köstlichkeiten von zitternder Rokoko-Gebrechlichkeit schufen, aus der leichtlebigen Romantik des galanten Jahrhunderts, das die Cagliostro und Casanova hervorbrachte, ein Schimmer fallen. Und sie gebärdeten sich genialisch-romantisch, führten, zwischen finanziellen und magischen Künsten, zwischen Armut und Überfluß, oft genug ein zügelloses Schelmenleben, bis sie wie Porzellan zerschellten. In Böttger selbst verkörperte sich typisch diese Abenteurerabart. Feile gab's unter ihnen, Betrüger noch mehr. Zumeist verkauften sie freilich nur vermeintliche Bereitungsgeheimnisse. Wie zwei angeblich wirklich Eingeweihte des Meißner Porzellanarkanums sich gewinnen ließen, damit beginnt die Geschichte des Alt-Wiener Porzellans, die von 1719 bis 1862 fünf Entwicklungsphasen aufweist.

Wir konnten diese Phasen unlängst in einer jener Ausstellungen des Österreichischen Museums, deren für die Geschmacksbildung erzieherischer Wert nicht hoch

Digitized by Google

Abb. 2. Tasse (lichtgrün) mit Goldreliefdekor. 1784—1805.

genug anzuschlagen ist, an erlesenen Musterstücken verfolgen. Mit dem Direktor Hofrat v. Scala hatten sich besonders Regierungsrat Folnesics und Dr. Schestag um jenes Ausstellungsbild verdient gemacht, das uns — ein seltener Genuß — den intimen Reiz, die liebenswürdige Grazie und den milden Farbenzauber jener verschwundenen Alt-Wiener Porzellankunst wieder inne werden ließ, die erst in diesen jüngsten Tagen teilweise Urstand im Wiener Porzellanhause Wahliß feiern sollte. Das kam so: Bei Auflösung der k. k. Wiener Porzellanmanufaktur in der ersten Hälfte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde etwa ein halbes Tausend wertvoller Modelle von dem Fabrikanten de Cente in Wiener Neustadt erworben. Wenig davon gelangte zur Verwendung. Da vor einigen Jahren hörte der Wiener Großfabrikant Wahliß, dessen Vater bekanntlich auch in der Londoner Oxford Street ein mächtiges Porzellanwarenhaus gegründet hat, von dem Vorhandensein dieser Alt-Wiener Modelle und brachte sie käuflich an sich. Nun setzte er seinen Ehrgeiz darein, nach diesen Modellen in seiner Turn-Teplitzer Fabrik neue Stücke herzustellen. Keine leichte Aufgabe, insbesondere das Treffen der Farben. Doch es gelang ihm in so überraschender Weise, daß die Alt-Wiener Ausstellung, die er in seinem Wiener Porzellanwarenhause veranstaltete, großen Zuspruch und Beifall fand. Gefäße sowohl als Figuren sind in der Tat mit peinlichster Sorgfalt hergestellt, die Farben geglückt und nicht wenige der Stücke selbst für den Kenner täuschend gelungen. Wir haben es also hier mit einem neuesten Alt-Wiener Porzellan zu tun, wovon wir mit Erlaubnis der Firma eine Reihe von hervorragenden Stücken reproduzieren.

Abb. 3. Tasse (Leithner-Blau) mit Goldreliefdekor. 1784—1805.

Anfangs des XVIII. Jahrhunderts. Die Türkennot ist endlich gewichen und den Erblanden reicher Zuwachs geworden. Ein wirtschaftlicher Aufschwung ist die Folge des blutig erkämpften Friedens. Eine Gründungsära bricht an. Sie wird durch ein offenes Patent des

Digitized by Google

Kunſtkaiſers Karls VI. vom 2. Juni 1717 eingeleitet, welches zu induſtriellen Unternehmungen auffordert und landesherrlichen Schutz verſpricht. Ich kann mir nicht verſagen, den Schluß dieſes in ſeinem wunderlich verkräuſelten Amtsſtil für die Zeit ſo bezeichnenden Schriftſtückes hier wiederzugeben. Er lautet:

„Und wie Wir nun auch im Werck begriffen ſeynd die in Unſeren Erblanden vorhandene Manufacturen zu vermehren, und zu verbeſſern, wie zumahlen auch neue auf- und anzurichten und zu ſolchem Ende denen hierzue behilfflichen auß- und inländiſchen Maiſtern auf ihr Anmelden gedeyhliche Privilegia und Freyheiten zu ertheilen, und für die ankommende frembde Maiſter gewiße Wohn-Orther anzuweiſen; Als würdet ein ſolches allen Eingangs bemelten Unſeren getreuen Bewohnern und Unterthanen, auch anderen obbemelten Partheyen, wes Würden, Stands, Ambts oder Weeſens ſie ſeynd, hiemit zu dem Ende notificirt, auf daß ein jeder dieſes Uns und dem gemeinen Weeſen ſo heylſamb; als wohlerſprieslichen Reſolut in allweg ſich zu betragen wißen, und Unſeres kräfftigen Schutzes zu erfreuen haben möge."

Da war ein Wiener Hofkriegsagent, mit Namen Klaudius Innocentius du Paquier, der auf Grund dieſes Patentes als der erſte um die Erteilung eines „Kaiſer- König- und Landesfürſtlichen Special-Privilegiums und Freyheit" einkam und am 27. Mai 1718 auch erhielt. Ein Porzellanerzeugungs-Monopol für die öſterreichiſchen Erblande auf fünfundzwanzig Jahre. Gar lange ſchon hatte ſich du Paquier vergebens abgemüht, hinter das Porzellanarkanum zu kommen. Franzöſiſche Abenteurer waren ihm behilflich, ſich durch Verrat des Geheimniſſes zu bemächtigen. Er gewann zwei Meißner Arkaniſten, den Vergolder und Emailleur Hunger, der 1717, und den Werkmeiſter Samuel Stölzel, der zwei

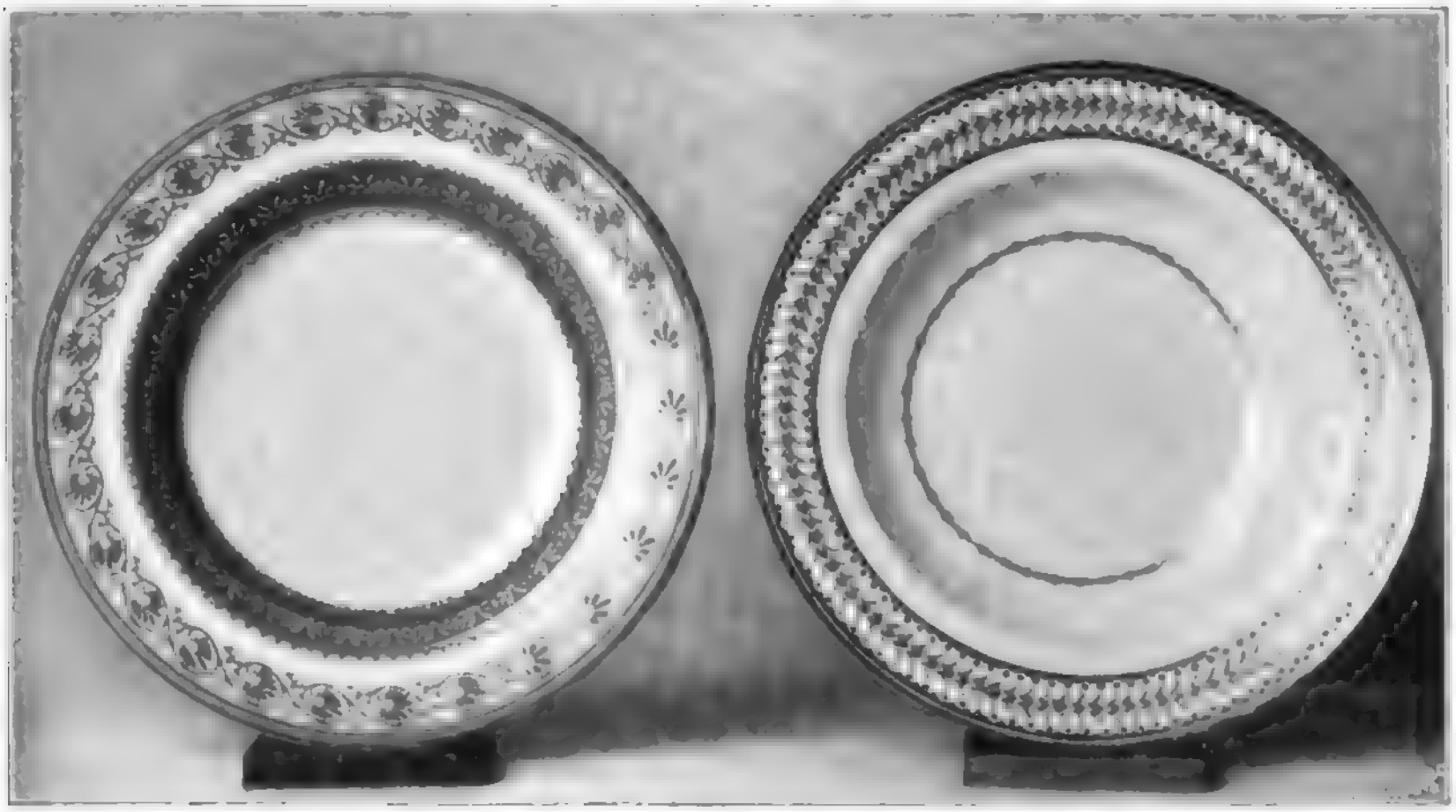


Abb. 4. Teller. Anfang der 3. Periode. (Im Hamburgiſchen Muſeum für Kunſt und Gewerbe.)

Jahre ſpäter nach Wien kam. Du Paquier, Hunger und die Finanzmänner Zerber und Peter bildeten das Konſortium. Der im obigen Patent erworbene „kräfftige Schutz" fand allerdings im Fall du Paquier eigentümlich beredten Ausdruck in der Konzeſſionsklauſel: „Ohne daß Wir oder Unſer aerarium im Geringſten etwas darzu vorſchießen dörffen." Mit den beiden unter den glänzendſten Bedingungen engagierten Meißener Porzellanmachern Hunger und Stölzel ſollte der Gründer du Paquier alsbald eine bittere Enttäuſchung erleben. Der erſtere, der aus Meißen als Befähigungsnachweis ſeine berühmte „Hungerkumme" mitgebracht oder vielleicht „mitgehen"

Digitized by Google

Abb. 5. Büste Kaiser Josephs II. (Biskuit.) Modelliert von Grassi. 3. Periode.

geheißen, erwies sich als unfähig, und Stölzel behielt nicht allein sein Arkanum für sich, sondern machte sich bereits ein Jahr darauf nach schnöder Zerstörung von Modellen und Material im Werte von Tausenden von Gulden aus dem Staube.

Der geprellte du Paquier war nun, bereits tief verschuldet, wieder auf sich allein angewiesen. Doch er verlor den Mut nicht, experimentierte und mischte weiter, bis er endlich das Geheimnis der Massebereitung fand. Das Arkanum hatte er jetzt, aber kein Geld. Der Kaiser gab nichts, aber auf des Kaisers Wunsch griff die Gemeinde Wien dem bedrängten Porzellanfabrikanten mit 18000 Gulden auf Hypothek unter die Arme. Zu spät. Auch eine Lotterie erwies sich als Palliativ. Der Schuldenstand der Fabrik belief sich auf 31000 Gulden. Da intervenierte Maria Theresia. Die auf 55000 Gulden geschätzte Fabrik ging mit allem Zubehör durch Vertrag vom 10. Mai 1744 in Staatsbesitz über, und du Paquier blieb Direktor. Damit war die erste Periode in der Geschichte des Alt-Wiener Porzellans abgeschlossen. Eine neue Zeit kam. Mit zehn Arbeitern hatte du Paquier begonnen, auf dem Höhepunkt des Alt-Wiener Porzellans waren 400 Arbeiter für die Fabriksmarke des blauen oder weißen „Bienenkorbes“ — eigentlich des verkehrten österreichischen Bindeschildes — beschäftigt. Und mit Beginn der Blütezeit 1789 hatte die k. k. gewordene Manufaktur bereits eine Viertel Million Gulden an das Ärar abgeführt. Und dies trotz des komplizierten Verwaltungsapparates der Hofbankobuchhaltung.

Der arme du Paquier hatte seine liebe Not gehabt. Schon mit der Beschaffung der Kaolinerde. Stölzel hatte aus Meißen „Schnorrsche“ Erde auf die Seite und mitgebracht. Sie ist bald aufgebraucht; du Paquier versucht's mit Passauer und dann mit Debrecziner Erde und entschließt sich endlich zum Ankauf von Meißner Erde, die jedoch nicht gar lange verabfolgt wird. Trotz dieser Schwierigkeiten zeugen die während des Privatbetriebes entstandenen Stücke bereits von einem Können, dem nur ein besserer Absatz zu wünschen gewesen wäre. Eine doppeltgehenkelte Schokoladentasse, ein Versuchsstück aus einem der ersten Brände der Wiener Fabrik, befindet sich im Besitz des Hamburger Kunstgewerbe-Museums. Sie trägt unten das Datum des 3. May 1719 und am Rand die eingeritzte Inschrift: „Gott allein die Ehre und sonst Keinen mehr.“ Dieses Stück gilt als der Anfang des Alt-Wiener Porzellans. In dieser Periode war vorerst der ostasiatische Einfluß noch vorherrschend. Bekanntlich waren mit Beginn des XVIII. Jahrhunderts die „Porzellanzimmer“ bei reichen Leuten Mode. Graf Guido Dubsky in Brünn besitzt ein solches in

Digitized by Google

Alt-Wiener Porzellan. Mitte der zwanziger Jahre trat schon das Wiener Spätbarock hervor. Als ein Künstler, der chinesische Motive mit Spätbarock besonders erfinderisch miteinander zu verbinden verstand, muß der Thüringer Maler Johann Herold genannt werden, der später Fabriksleiter in Meißen wurde. Unter seiner Leitung kamen dort jene unerreicht feinen Miniaturmalereien zustande, die eine Besonderheit in der Meißner Porzellankunst bildeten. In der du Paquier-Zeit gab es auch „Überdekorateure", welche, außerhalb der Fabrik arbeitend, die Stücke unbemalt in die Hand bekamen. Der berühmteste war Ignaz Bottengruber, der dann auch in Breslau arbeitete. Im Dekor waren Gold auf Schwarzlotmalerei, Eisenrot, Manganviolett charakteristisch. Auch von außen kamen schon größere Aufträge. Wir sahen in der Ausstellung ein Service aus dieser Zeit mit dem Wappen des Kardinals Gonzaga.

Mit der Übernahme durch die Hofbankodeputation, oder sagen wir hübscher und mundgerechter Hofkammer, tritt das Alt-Wiener Porzellan in seine zweite Periode. Die Fabrik bekommt eine recht komplizierte Organisation. Generalgewaltiger ist der Hofkammerpräsident, allemal ein vornehmer Kavalier, der Direktor ein Oberbeamter ohne Einwirkung auf die Verwaltung. Auf du Paquier folgt Maierhofer als Direktor. Die Präsidenten Grafen Kinsky, Chotek, Hatzfeld machen gegen Meißen große Konkurrenzanstrengungen. Die Fabrikslokalitäten werden vergrößert, die Brennöfen vermehrt, die Arbeiter verstärkt. Die Absatzverhältnisse bessern sich, und 1761 ist die Fabrik zum erstenmal aktiv. Es entwickelt sich ein Export, namentlich nach der Levante. Im Jahre 1770 wird Hofrat Keßler Direktor, der sich selbstherrlich zu geben versucht. Es gelingt ihm einigermaßen, aber zum Schaden der Fabrik. Kaufmännisch versteht er wenig, künstlerisch nicht viel mehr. Mit dem Malereidirektor Schindler liegt er fortwährend im Hader. Er errichtet in Prag, Ofen, Brünn, Lemberg, Brody Filialen, wo er Massen von Ladenhütern ablagert. Dabei wächst er sich zum „Bilanzkünstler" heraus. Die wirtschaftliche Depression nimmt zu, doch die Fabrik bleibt immer noch aktiv. Gleichwohl beschließt Josef II., sie zu verkaufen oder zu verpachten. Und warum? Der Quesnaysche Physiokratismus drohte damals den Merkantilismus lahm zu legen. Die Lehre von der „Sterilität" des Handels und der Industrie, von dem wirtschaftlich allein seligmachenden Ackerbau bricht sich Bahn. Josef, der rasch, bisweilen allzu rasch Zugreifende, wird davon ergriffen und glaubt in der Überlassung der staatlichen Porzellanfabrik an den Privatbetrieb den richtigen Weg gefunden zu haben. Am 17. Oktober 1783

Abb. 6. Kleine Biskuitvase mit Widderköpfen. 1784—1805.

Digitized by Google

kommt die k. k. Wiener Porzellanfabrik unter den Hammer. Doch es findet sich glücklicherweise kein Ersteher, und der Staatsbetrieb dauert fort.

Künstlerisch ist diese zweite Periode, aus welcher wir das reizende Rokoko-Service mit Kindern (Abb. 1) reproduzieren, trotz allem fruchtbar. Der Meißner Einfluß macht sich sofort geltend, und unter Kinskys Präsidentschaft hält das Rokoko, das Louis Quinze seinen Einzug in die Wiener kaiserliche Fabrik. Meißner Porzellanmaler kommen, leichtlebige Schöpfer von Watteauszenen und verliebtem Volk mit Puttengefolge, ebenso geübte Schuldenmacher. Bereits 1746 wird in den Archiven solch einer, der „neue sächsische Mahler Busch" genannt.

Abb. 7. Niobe mit ihrer jüngsten Tochter. (Aus dem Niobiden-Zyklus.) Modelliert von Graff. 3. Periode.

Auch das Zwiebelmuster, das unausrottbare, wird damals schon nach Wien verpflanzt. Und dann das Schuppenrandmuster. Bildhauer Niedermayer wird als Modellmeister engagiert. Zwei hochberühmte Meißner Rocaille-Services, das fürstlich Sulkowskische und das gräflich Brühlsche Schwanenservice sind Muster. Dann in den siebziger Jahren kommt Sèvres mit Louis Seize. Es ist die Zeit des Anmutsspiels mit zarten Blumengehängen und goldenem Rankenwerk; die Zeit des entzückenden Bleu Royal, des Rose Pompadour und dann Rose Dubarry. Die reichsten Stücke überziehen sich mit Goldnetzen, und aus Medaillons lachen Blumensträuße.

Einen starken Aufschwung nimmt die Porzellanplastik, vorläufig im Genre. Auch hier ist bis Ende der sechziger Jahre Meißen vorbildlich. Es gibt ja die damalige „Moderne". Da sind geziert-kokette Schäferszenen, Bukolisches und Verfängliches aus Ovid und Virgil, schauspielernde Kavaliere und ihre Damen, Maskenfeste, Jagdszenen und Tierhatzen, Figuren aus der italienischen Komödie, durchwegs lebensvolle Kleinplastik, bunt glasiert, sehr oft auch weiß, was in Wien besonders beliebt ist. Die theresianische Zeit löst diese Niedlichkeiten ab, und die Wiener Porzellanplastik macht sich wie im Dekor so auch im Plastischen vom fremden Modell allmählich frei. Wiener Volks-, Markt- und Straßentreiben wird zu Porzellan, das lebt. Wir tun einen Blick in das Wiener Kaffeehaus,

Digitized by Google

Abb. 8. Die Würfelspielerinnen. (Biskuit.) Modelliert von Grafft. 3. Periode.

jene Errungenschaft aus der Türkennot; viel Porzellangrazie sollte eines Tages wir „hören“ förmlich die Straßenrufer — Cris de Vienne — und begegnen der zierlichen Wiener Kammerjungfer oft und gern. Dann das Callotsche Gesindel! Bettelvolk und Bänkelsänger, Quacksalber und Vagabunden, Krüppel und Zwerge — Hofzwerge voran. Zumeist sind diese Groteskgestalten, die „Callotischen Zwergfechtereyen“, Wiener Modelle. Sie wurden ja schon 1719 im „Großer Herren Stands- und Adelichen Hausvatter“ den Modelleuren empfohlen. Bei Tafelaufsätzen spielte diese porzellanene Kleinwelt eine allerliebste Rolle. All diese Köstlichkeiten und Niedlichkeiten jedoch, soversteigert werden! Nimmermehr, denn schon nahte die Glanzzeit!

Es ist die dritte Periode, die Sorgenthalsche, von 1784 bis 1805, einundzwanzig glänzende Jahre. Meißen bleibt im Rokoko befangen, Sèvres durch die Revolution lahm gelegt. Wien blüht. Hofrat Konrad v. Sorgenthal wird vom Direktionsposten der Linzer Wollwaren-Manufaktur zur Leitung der Porzellanfabrik berufen. Er macht sich von der Hofkammer möglichst frei und bedingt sich Tantiemen. Die Keßlerschen Lagerüberschüsse werden um jeden Preis abgestoßen, und es wird frisch und fröhlich

Digitized by Google

geschaffen. Zahllose Bestellungen strömen ein, und die Fabrik muß von neuem bedeutend erweitert werden. Sorgenthal gründet in der Nähe vom Gewinnungsorte der Kaolinerde in der oberen Donaugegend das Hilfswerk Engelhartszell, das Kurrentware erzeugt. Es war vornehme Mode geworden, die Porzellanmanufaktur zu protegieren. Die Pompadour gibt mit ihren Sèvres-Spaziergängen den Ton an. Das im Österreichischen Museum vorhandene Musterbuch verzeichnet die Besteller seit 1790. Ich zitiere: Herzog Riario Sforza, Graf Kobenzl, Erzherzog Leopold Palatin, Prinz Nassau-Ufingen, Duchessa Pignatelli; aus der österreichischen Aristokratie: die Grafen Esterhazy, Starhemberg, Kolowrat, Dietrichstein, Khevenhüller, Thun, Oettingen usw.

In dieser Blütezeit vereinfachen sich die Formen, während der Dekor eine reichere Farbenskala aufweist: Crême, Schokoladebraun, Kupferlustretöne wie auf spanischen und Gubbio-Majoliken. Die vatikanischen Loggien Raffaels und die Wanddekorationen der römischen Kaiserzeit, Pompeji und Herkulanum, liefern neue ornamentale Motive, auch naturalistisch behandelte Blumen blühen und leuchten auf Terrinen, Tellern, Schalen, Tassen, Dosen, Vasen, Salb- und Gießgefäßen. Eine besonders reizvolle Spezialität bildet (matt oder poliert) das Reliefgold von Leithner und Perl „aufgehöhtes" Gold, wie damals die Maler sagten. Auf den charakteristischen Wiener Tassen, welche alle die zylindrische gradwandige Form mit rechtwinkeligem Henkel aufweisen, ist dieser Dekor von feinstem Reize. Wir bringen zwei solcher Tassen nach Originalen im Besitz des Österreichischen Museums (Abb. 2 u. 3). Das Bleu Royal auf der einen Tasse ist mittlerweile nach dem Fabrikschemiker Leithner „Leithnerblau" umgetauft worden. In jener gesegneten Zeit entstehen jene so traulichen Wiener „Solitaires" und „Tête-à-têtes" für eine oder zwei frühstückende Personen, eine echte Wiener Besonderheit. Medaillons mit Wiener Ansichten, Bildnissen, Allegorien, Kinderszenen schmücken Unter- und Obertassen, welche letztere später auf Füßchen gestellt wurden. Auch die beiden so vornehm dekorierten Teller (Abb. 4), welche wir aus dem Porzellanschatze des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe reproduzieren, gehören dieser Wiener Blütezeit an.

Die Porzellanbildnerei stellt sich neue Aufgaben. Wendet sich mehr der Büste, der klassizistischen Gruppe, dem göttergeschichtlichen Genre zu. Der bekannte Bildhauer Beyer, Schöpfer der marmornen Göttinnen und mythologischen Parkgruppen in Schönbrunn, war der Lehrer Grassis, der anfangs der neunziger Jahre als Modellmeister an der Fabrik engagiert und bald deren künstlerische Seele wird. Meißen hatte seinen Kändler, Wien seinen Grassi. Dieser, Sohn eines Wiener Galanteriearbeiters, wird von Sorgenthal nach Italien geschickt. Er kehrt heim und befreit die Wiener Porzellankunst endgültig aus den Banden des Rokoko. Neben ihm wird Schaller genannt, und sein Nachfolger ist Hütter. Mit der Neigung zur Klassizität wird allerdings das 1783 aus Sèvres herübergenommene Biskuit, das kalte, unglasierte, mehr als verdient gepflegt. Die lebensgroße Imperatorbüste Josefs II. (Abb. 5) ist von Grassi modelliert, ebenso sind die kleine Biskuitvase mit Widdergriffen (Abb. 6) und die beiden Gruppen in derselben Masse, Niobe mit ihrer jüngsten, Schutz suchenden Tochter (Abb. 7) und die Würfelspielerinnen (Abb. 8), Grassische Modelle. Die letztgenannte Gruppe ist höchst anmutig komponiert und belebt. Der gespannte Gesichtsausdruck der um Liebesglück würfelnden Mädchen, die warnende Alte, der vorn lagernde neugierige Backfisch und der verschmitzte Amor unter dem Tischbrett geben ein reizendes Ensemble. Es existiert diese Gruppe auch noch in einer Variante, wo die Mädchen um blutrote Herzen würfeln, deren ein Korb voll zur Hand ist. Auch ein Faß voll Babies und eine Amorverkäuferin sind solche liebenswürdig realistische Anmutsstücke aus jener Biskuitzeit.

Um die Wende des XVIII. Jahrhunderts tritt ein Ereignis ein, das auf die Weiterentwicklung der Wiener Porzellanfabrik von nachteiligem Einfluß sein

Abb. 9. Prunkvaſe (Urteil des Paris). 4. Periode.

Digitized by Google

Abb. 10. Fahnenträger. Anfang des XVII. Jahrhunderts.
(Aus der Sammlung von Typen der Kaiserlichen Armee.) 5. Periode.

mußte: die Entdeckung der nordböhmischen Kaolinlager inmitten gewaltiger Waldbestände. Vergeblich bekämpft Sorgenthal mit allen Mitteln die sofort aufgetretenen Konzessionswerber für Errichtung von Porzellanfabriken. Er muß vor seinem 1805 erfolgten Tode den Schmerz erleben, daß diese Konzessionen erteilt werden. Sein Nachfolger Niedermayer bekommt alsbald die böhmische Konkurrenz zu fühlen. Die böhmischen Fabrikanten, welche die Rohstoffe, Kaolinerde und Brennholz, zur Hand haben, können billiger arbeiten. Langsam geht's abwärts und unter den lähmenden Einflüssen der Kriegsjahre und später der Choleragefahr rascher. In den ersten zehn Jahren dieser vierten, von 1805

Digitized by Google

Abb. 11. Tafelaufsatz. 4. Periode.

bis 1827 währenden Periode hält sich die Fabrik noch auf künstlerischer Höhe, obwohl der Absatz sinkt. Hütter, nach Grassi der Hauptmeister der Biskuitbüsten, ist erfolgreich tätig, und die Porzellanmalerei nimmt einen neuen Aufschwung. Das Empire setzt ein und herrscht. Die Bonapartische Expedition nach Ägypten gibt neue Motive: Obelisken, Sphinxe. Es kommen schwere ägyptische Bronze-Imitationen, und die Gefäßformen werden immer schwerer. Auch der Dekor in seiner Goldverschwendung. In der Malerei dominiert der klassische Fügerstil, im Bildnerischen Canova, strenge Antike. Agricola und Abel

Digitized by Google

Abb. 12. Franz Josef und Elisabeth als junges Ehepaar in Tiroler Tracht. 5. Periode.

bemalen kostbare Teller. Daffinger, der berühmte Miniaturist, beginnt als Porzellanmaler, und der Blumenmaler Nigg wird oft genannt. In die besten Tage dieser vierten Periode fallen zwei Prachtstücke, die wir reproduzieren. Die große Vase (Abb. 9) mit dem wunderhübschen Gemälde des Paris-Urteils und den Widderköpfen ist malerisch wie dekorativ gleich hervorragend. Entzückend die feinabgetönte koloristische Behandlung des Dekors, das Reliefornament von besonderem Reiz. Der Tafelaufsatz (Abb. 10) zeigt um die Marmorsäule, welche die mit Fruchtgewinden umhängte Schale trägt, vier schöngewandete Gottheiten gruppiert: Bacchus und Vertumnus, Flora und Pomona; die gehörnten Sphinxe sind ein beliebtes Motiv.

Die fünfte und letzte Periode reicht von 1827 bis 1864. Es ist der allmähliche, nicht allein wirtschaftliche — in den dreißiger Jahren hat sich bereits das Defizit wieder eingestellt —, sondern auch künstlerische Niedergang, wenn auch ab und zu noch schöne Stücke geschaffen wurden. Nicht künstlerisch gestimmte und begabte Männer werden jetzt zur Leitung berufen, sondern Männer der Wissenschaft, gelehrte Chemiker, wie Scholz, der die Masse verschlechtert, Baumgartner, Baron Leithner, Löwe, General- und Hauptprobierer am Münzamte, der letzte Direktor. Die Erzeugnisse vernüchtern sich; die Blumenmalerei, die unter Niedermayer eine so schöne Blüte erlebt, wird nahezu Botanik. Die Plastik liefert hingegen eine Reihe von farbig glasierten Kleinfiguren und -gruppen, die, wenn auch künstlerisch nicht auf der früheren Höhe, doch an sich interessant sind. Vor allem die hundertundachtzig Stück umfassende Sammlung von Typen der kaiserlichen Armee von 1600 bis 1848, der wir unseren „Fahnenträger" (Abb. 11) entnommen haben. Es ist eine gar stattliche Heerschau von kräftig gefärbten Figürchen, die jedem Heeresmuseum zur Zierde gereichen müßte.

Digitized by Google

Kriegsgrößen, vom Dreißigjährigen Krieg bis in den Wiener Nachmärz: Wallenstein im Küraß, Pappenheim ganz Schwarzeisen-Küraſſier, Tilly im Lederkoller, Laudon, Daun, Lacy, Radetzky und der Kaiser endlich als jugendlicher Feldmarschall. Und verschwundene Typen von gewöhnlichen Kriegsleuten: Küraſſiere und Pikiere von 1618, ſlavoniſche Offiziere und ein 1742er Theißer Offizier aus Ungarn. Ein paar Wiener Typen aus der Revolutionszeit werden auch zu Porzellan. Der Kaiſer heiratet und erſcheint mit ſeiner entzückenden Kaiſerin wiederholt als populäre Gruppe, worunter wir jene in ſteiriſcher Tracht (Abb. 12) ausgewählt haben. Und Franz Joſef I., der Vielgeprüfte und Weiſe im Rate der Souveräne, als Knabe, als blühender Blondlockenkopf auf der Taſſe in der alten, lieben Wiener Form (Abb. 13). Iſt's nicht wehmütig anmutend!!

Man ſchreibt 1861. Öſterreich hat ſeit dem 1. Mai ſein erſtes Parlament. Und das Jahr darauf iſt einer der erſten Beſchlüſſe dieſes Mai-Parlamentes das Todesurteil für die k. k. Wiener Porzellanfabrik. Mai 1865 iſt dieſer Beſchluß durchgeführt. Die Fabrik verſchwindet, und heute erinnert nur mehr die „Porzellangaſſe" an dieſe verſchwundene Größe. Wenige Jahre ſpäter ſollte auch die berühmten Staatsfabriken von Meißen und Berlin das gleiche Schickſal treffen. Es handelte ſich um einen Neubau, und die Gegner führten den Wiener Vorgang als Argument ins Feld. Da wurde im letzten Augenblick — der rettende Anſtoß dazu ging ſeltſamerweiſe von Wien aus — die Gefahr abgewendet, und Berlin und Meißen gelangten zu neuer Blüte. Und Kopenhagen und Sèvres! Auch ſie widerſtanden der Wandlung des Zeitgeiſtes, die der Wiener Manufaktur nach faſt anderthalb Jahrhunderten den Tod gebracht hatte. Mußte es ſein? Der moderne Volkswirtſchaftler, der den Staatszweck in der Förderung der privaten Erwerbstätigkeit erblickt, mag dieſe Frage bejahen, der Künſtler wird ſie verneinen. Jedenfalls iſt durch jenen Parlamentsbeſchluß Wien um eine weitberühmte Kunſtſtätte ärmer geworden.

Abb. 13. Taſſe mit dem Bildnis des Kaiſers Franz Joſef als Knabe. 5. Periode.

Digitized by Google

Weihnacht!

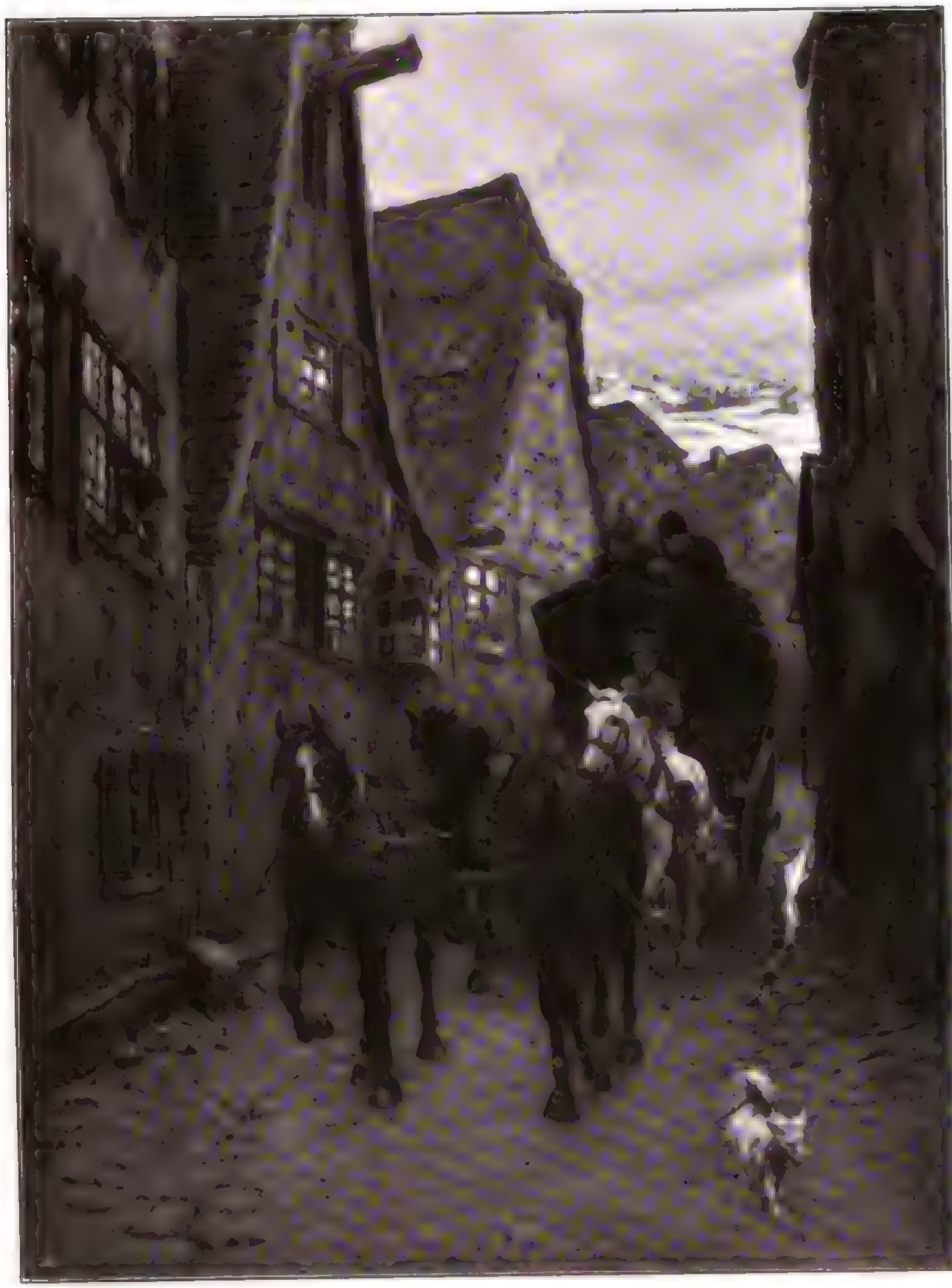
Madonnenaugen blicken tränenschwer
Hinaus in die klare Winternacht:
„Nun hast Du Dich wieder, mein Kind, mein Herr,
Auf die weite Erdenreise gemacht,
Nun füllst Du wieder mit Licht und Glück,
Mit Weihnachtsfreude die düstere Welt,
Nun kehrst Du wieder zu ihnen zurück,
Nun hast Du Dich ihnen zugesellt.
Nun schreitest Du wieder durch das Land
Als stiller Wandrer von Haus zu Haus
Und teilest leise und unerkannt
Deine vielen und reichen Gaben aus.

Ich sehe Dich schreiten: Im kleinen Raum
Sitzt einsam ein armer gebrochener Mann,
Hat weder Gaben noch Weihnachtsbaum.
Da trittst Du leise an ihn heran
Und legst Deine weiche, sanfte Hand
Auf sein müdes, ermattetes Augenpaar
Und führst ihn fort in das Traumesland:
Er sieht sich in einer Kinderschar,
Er hört ihr glückliches Rufen und Lachen,
Vergißt, was heute, was gestern war,
Fühlt Christfestfreude. Er glaubt zu wachen,
Steht mitten im hellen Kerzenlicht
Und schläft und träumt und merkt es nicht.

Und Du wendest Dich lächelnd von ihm fort
Und wandelst weiter die Straßen entlang;
Da siehst Du an einem dunklen Ort
Ein Kindchen hocken im Hausflurgang.
Die kleinen Hände sind fast erfroren,
Zum Verkaufen schickt' es die Mutter aus,
Da hat es den rechten Weg verloren,
Nun weint es und klagt: „Ich möchte nach Haus!"
Und draußen, weit in der alten Stadt,
Sitzt die arme Mutter mit Weinen und Beten
Und glaubt, daß ihr Kind sie verloren hat. —
Da kommst Du zu ihr ins Zimmer getreten
Und führst ihr Liebstes an Deiner Hand
Und gibst ihr, was sie verloren, zurück.
Ihre Augen strahlen, als sie's erkannt,
Von dem richtigen, wahren Weihnachtsglück.

Doch Du wanderst weiter von Ort zu Ort,
Vom Schloß zur Hütte, von der Hütte zum Stall,
Scheuchst Kummer, Sorgen und Tränen fort,
Schaffst Freude und Liebe überall
Und segnest die Menschen, die Dich verlacht,
Die Dich gebunden, ans Kreuz geschlagen,
Und die dann doch vor Deiner Macht
Anbetend auf ihren Knien lagen,
Die Dich nun preisen für alle Zeit,
Seitdem Du sprachst: „Es ist vollbracht!"
Deren Herzen Du füllst mit Seligkeit
In der stillen, der heil'gen, geweihten Nacht.

Hans Caspar von Starken.



Durch Stadt und Land.

Gemälde von P. F. Messerschmitt.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.
Das alte Wallnertheater.

Von Otto Franz Gensichen.

„Verzogen, verflogen
Alle Vögel aus dem Nest!
Nur die Mauern sie dauern,
Überdauern die Gäst'!"

Dieser Seufzer Paul Heyses summt mir unwillkürlich durch die Seele, wenn ich zeitweis das Berliner „Schillertheater O" in der Wallnertheaterstraße besuche. Wohl ist das Gebäude, von einigen Renovierungen abgesehen, samt dem dahinterliegenden Garten außen und innen noch unverändert, wohl prangt am Frontispiz des Hauses noch die goldene Inschrift „Wallnertheater", aber von den Schriftstellern und Schauspielern, mit denen auch ich dort einst in fröhlicher Jugend zusammengewirkt, wirkt jetzt dort niemand mehr, die künstlerische Richtung ist eine völlig andere geworden, und nur ein Gemeinsames ist geblieben: Auch das „Schillertheater" ist ein echtes „Volkstheater", wie es das „Wallnertheater" ehemals war.

Um die Bühne praktisch von der Versenkung bis zum Schnürboden hinauf kennen zu lernen, war ich am 1. August 1874 als Dramaturg und artistischer Stellvertreter des damaligen Direktors Theodor Lebrun ans Wallnertheater gegangen. Ich hatte bereits eine ganze Reihe von Schauspielen veröffentlicht, von denen sich freilich nur die harmlosen Einakter „Minnewerben" und „Blitzableiter" die Bühnen erfolgreich erobert hatten, während meine großen, meist historischen Dramen unaufgeführt geblieben waren. Als Kritiker hatte ich in der „Spenerschen Zeitung", „Nationalzeitung" und „Post" über das Königliche Schauspiel berichtet, aber das ganze eigentliche Getriebe des Theaterwesens war mir fremd geblieben.

Damals, wo die seither zahlreich neu entstandenen heutigen Theater noch nicht existierten, kamen für meinen Zweck nur drei Berliner Bühnen ernsthaft in Betracht: das Hoftheater, das Wallnertheater und das Residenztheater. Am Hoftheater und am Residenztheater waren die Dramaturgenstellen fest besetzt; nur am Wallnertheater trat zum 1. August 1874 eine Vakanz ein, da der bisherige Dramaturg Wilhelm Fellechner, der Verfasser manches Operettenlibrettos, nach Breslau übersiedelte, um die Direktion des dort neugegründeten Thaliatheaters zu übernehmen. Seine Nachfolge am Wallnertheater trat ich, damals ein Siebenundzwanzigjähriger, mit jugendlichem Frohsinn und mutiger Schaffenslust an.

Freilich, um irgendwie reformatorisch zu wirken, war am Wallnertheater die ungünstigste Gelegenheit. Zu fest war gerade dieser Bühne von ihrem Begründer und glücklichsten Direktor Franz Wallner das Programm vorgezeichnet worden, und jede Abweichung davon rächte sich durch traurige Kassenresultate. Vom 16. September 1855 bis 30. April 1868 hatte Franz Wallner, ein geborener Wiener, das Wallnertheater geleitet und hier hauptsächlich die Berliner Lokalposse gepflegt, deren damals erfolgreichster Autor David Kalisch, ein geborener Breslauer, war. Unter Wallners Direktion hatte das berühmte „Komiker-Quartett" Karl Helmerding, Theodor Reusche, August Neumann und Anna Schramm das Entzücken der Berliner gebildet und die Posse zur fast absoluten Herrschaft am Wallnertheater gebracht. Wohl führte Wallner, wenn die Possennovitäten versagten, gelegentlich auch Lustspiele, ja sogar ernstere Sittendramen auf, aber die Posse blieb stets der stärkste Kassenmagnet.

Im September 1866 hatte August Neumann, im März 1867 Anna Schramm sich durch höhere Gagen für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Berlin gewinnen lassen. Dadurch war das berühmte „Komiker-Quartett" des Wallnertheaters gesprengt. Die an Stelle jener beiden Flüchtlinge engagierten Kräfte gewannen nicht in gleichem Maße die Gunst des Publikums, und der durch seine fast dreizehnjährige Direktionsführung zum reichen Manne gewordene Franz Wallner zog es nunmehr vor, seinen Lebensabend in Muße zu genießen und sein Theater an eine jüngere, befähigte Kraft zu verpachten.

Er schloß mit Theodor Lebrun, damals Direktor des deutschen Theaters in Riga, einen Vertrag, wonach Lebrun gegen einen Jahreszins von 18000 Talern das Wallnertheater vom 1. Mai 1868 ab zunächst auf fünf Jahre übernehmen sollte. Dieser Kontrakt wurde 1873, unter Erhöhung der Pachtsumme auf 75000 Mark, für fernere fünf Jahre verlängert. Mit einem von Heinrich Wilken, der seit 1867 am Wallnertheater als Schauspieler engagiert war, gedichteten Epilog und mit der 115. Aufführung der zugkräftigen Posse „Die Mottenburger" beschloß Franz Wallner am 30. April 1868 seine Direktion, und mit der Erstaufführung des noch von Wallner angenommenen Schauspiels „Böse Zungen" von Heinrich Laube eröffnete Theodor Lebrun am 1. Mai 1868 die neue Ära.

Nicht nur die Wahl des Stückes, sondern auch der Umstand, daß Lebrun selbst darin die Hauptrolle des „Rat Fischer" spielte, ließ diese Eröffnungsvorstellung wie ein künstlerisches Programm wirken. In der Tat war Lebruns Streben von Anfang an auf ein dreifaches Ziel gerichtet: die Vorherrschaft

der Posse zu brechen, das Schicksal des Theaters nicht von einzelnen hervorragenden Darstellern abhängig zu machen und sich selbst als Schauspieler möglichst in den Vordergrund zu rücken. Er war der Sohn eines ostpreußischen Gutsbesitzers, hieß eigentlich „Leineweber" und hatte erst später, als er das nach bestandenem Abiturientenexamen in Königsberg begonnene Studium der Jurisprudenz mit der Schauspielerlaufbahn vertauschte, seinen Vaternamen mit landesherrlicher Genehmigung in „Lebrun" umgewandelt. In der Vollkraft des einundvierzigsten Lebensjahres übernahm er das Wallnertheater; er war Schauspieler mit Leib und Seele, und da seine urkräftige Veranlagung und Gesundheit ihn die schwersten Anstrengungen ertragen ließ, hätte er am liebsten täglich selbst Komödie gespielt, um seinen an den Theatern in Wiesbaden, Hannover, Dessau, Breslau und Riga erworbenen Künstlerruhm nunmehr auch in Berlin zu begründen.

Von dem gefeierten „Komiker-Quartett" der Wallnerschen Glanzzeit fand Lebrun bei seiner Übernahme der Direktion nur noch Karl Helmerding und Theodor Reusche vor. Letzteren ließ er am 1. Juni 1872 an das Hofburgtheater in Wien übersiedeln, und der bereits seit August 1869 engagierte Ernst Formes bildete sich immer mehr zum würdigen Ersatz für Reusche aus. Seit vollends im Oktober 1872 Georg Engels und im Mai 1873 die geniale, mit reizender Singstimme begabte Ernestine Wegner an das Wallnertheater engagiert worden waren, hatte Lebrun mit Helmerding, Formes, Engels und Ernestine Wegner wieder ein „Komiker-Quartett" beisammen, das dem berühmten Wallnerschen Helmerding, Reusche, Neumann, Anna Schramm mindestens gleichwertig war.

Denn bei aller persönlichen Abneigung gegen die Posse und bei aller Vorliebe für Drama und Lustspiel hatte Lebrun sich doch schon in den ersten Jahren seiner Direktion überzeugen müssen, daß Kassengeschäfte am Wallnertheater hauptsächlich mit der Posse zu erzielen seien. Ihr ließ er denn auch eine sorgfältige Pflege zuteil werden, blieb aber dabei mit ostpreußischer Zähigkeit gleichfalls bemüht, wenigstens noch dem Lustspiel einen breiteren Raum im Repertoir zu erobern, wenn solcher auch dem ernsten Drama versagt bleiben sollte. Unablässig war er deshalb auf Vervollständigung des Lustspielpersonals bedacht, für das er 1871 in Gustav Kadelburg, 1874 in Oskar Blencke zwei wertvolle Erwerbungen machte.

Nachdem David Kalisch, der meist nach fremden Stoffen seine mit großer Geschicklichkeit zugestutzten Possen fabriziert hatte, am 21. August 1872 gestorben war, erstand dem Wallnertheater in dem erfindungsreicheren und gemütstieferen Adolf L'Arronge ein voller Ersatz. Anfangs mit Heinrich Wilken, Gustav von Moser, Hugo Müller und anderen gemeinsame Werke wie „Kläffer", „Papa hat's erlaubt", „Der Registrator auf Reisen" usw. schaffend, stellte er sich bald ganz auf eigene Füße und brachte am 23. Dezember 1873 das unverwüstliche Zugstück „Mein Leopold" zur Erstaufführung, das mit Karl Helmerding, Ernestine Wegner, Georg Engels und Ernst Formes in den Hauptrollen sich ununterbrochen bis zum 17. April 1874 behauptete. Tags darauf erzielte Gustav von Mosers Lustspiel „Ultimo" einen ähnlich starken Kassenerfolg, und auch diesem Treffer folgte am 25. Juli ein neuer Schlager in Heinrich Wilkens dreiaktiger Posse „Der große Wohltäter", aus der das Lied mit dem Refrain „Am grünen Strand der Spree" in viele Kommersbücher übergegangen und noch heute volkstümlich ist.

Die drei Autoren Adolf L'Arronge, Gustav von Moser und Heinrich Wilken, die mit „Mein Leopold", „Ultimo" und „Der große Wohltäter" das Repertoir des Jahres 1874 beherrschten, waren bei meinem am 1. August desselben Jahres erfolgenden Eintritt in das Wallnertheater die geistigen Nährväter dieses Instituts. Denn Hugo Müller, welcher seit April 1869 dem Wallnertheater als Schauspieler angehört und mit seinen Stücken „Adelaide", „Heydemann und Sohn", „Von Stufe zu Stufe", „Die Spitzenkönigin" usw. jahrelang im Spielplan dominiert hatte, war am 1. September 1873 nach Dresden als Direktor des dortigen Residenztheaters übergesiedelt und seither als Autor völlig verstummt. Eduard Jacobson aber, der später große Erfolge errang, war 1874 noch mit keinem „Schlager" so bemerkbar hervorgetreten, daß von seinen Arbeiten das Schicksal einer Saison abzuhängen schien. Jean Baptiste von Schweitzer und Julius Rosen brachten wohl manche beifällig aufgenommenen Werke, aber andauernde Kassenerfolge blieben ihnen versagt, und gerechnet im geschäftlichen Sinne wurde bei meinem Eintritt ins Wallnertheater überwiegend mit den Stücken von L'Arronge, Moser und Wilken.

Diese leidige Notwendigkeit, bei den Riesensummen des Jahresbudgets stets auf den Ausweis der Kassenbücher Rücksicht nehmen zu müssen, überzeugte mich gar bald, daß bei der einmal eingeschlagenen und durch bald zwanzig Jahre bewährten Richtung des Wallnertheaters sich keine Gelegenheit zu künstlerischen Neuerungen, zum Heranziehen noch unbekannter schriftstellerischer Talente bot. Mit redlichem Eifer las ich die Unmasse der alljährlich dem Wallnertheater eingereichten Stücke, — eine trostlose Arbeit! Selbst die Possen längst bewährter Autoren wirken bei der Lektüre meist geschmacklos, zumal die würzenden Zutaten der Couplets, parodistischer Einlagen und gemütvoller Lieder gewöhnlich erst nachgeliefert wurden und bei der Einreichung noch fehlten. Aber gerade diese „Zutaten"

mußten oft einen Akt, ja zuweilen das ganze Stück retten, das einem völligen Durchfall freilich meist doch nur dann entging, wenn auch die Handlung wenigstens halbwegs interessierte.

Das Erfinden einer noch so einfachen Handlung war aber den damaligen Possenautoren Heinrich Wilken und Eduard Jacobson ebensosehr versagt wie ihren Vorgängern David Kalisch und Hugo Müller. Über die „Hintermänner", die eigentlichen „Stofflieferanten" dieser „Dichter", wäre viel Amüsantes zu schreiben. Wilkens hervorragendster Mitarbeiter nannte sich damals auf den Theaterzetteln „Weller", hieß aber in Wirklichkeit L. A. Müller und war Oberlehrer am Werderschen Gymnasium zu Berlin. Die Tantièmen aus mancher gemeinsam mit Wilken verfaßten erfolgreichen Posse übertrafen gar oft das Jahresgehalt des pseudonym verbleibenden Oberlehrers. Überhaupt war eine ganze Reihe derer, die den Possenfabrikanten den Rohstoff zu ihren Stücken lieferten, keineswegs Schriftsteller von Beruf. Beispielsweise war die vom 23. Dezember 1876 bis zum 2. März 1877 ununterbrochen an 68 Abenden aufgeführte Posse „Der Löwe des Tages" von Heinrich Wilken nach einem Stoff des königlichen Kammermusikers Tornauer verfaßt worden, dessen Name übrigens auf den Theaterzetteln genannt war. Mitunter fand sich auch in einem unbrauchbaren Ganzen eine einzelne Szene, die in anderem Rahmen wirkungsvoll sein konnte; dann wurde seitens der Direktion dem betreffenden Verfasser, falls er damit einverstanden war, diese einzelne Szene gegen ein festes Honorar abgekauft, mit der Berechtigung, sie einem der Autoren des Wallnertheaters zu beliebiger Verwendung überlassen zu dürfen.

Wie sehr die Bestimmung des code Napoléon: „la recherche de la paternité est interdite" auf die meisten Possen des Wallnertheaters zutraf, sei an einem interessanten Fall aus meiner eigenen dramaturgischen Tätigkeit illustriert. Im Sommer 1876 hatte Dr. von Szeliski, damals unter Paul Lindau zweiter Redakteur der „Gegenwart", ein an sich unbrauchbares Stück eingereicht, das aber einen verwendbaren Rohstoff enthielt. Mit Szeliskis Zustimmung wurde das Manuskript an Gustav von Moser geschickt, der auch sofort bereit war, mit Eduard Jacobson eine Posse daraus zu machen. Nachdem Moser das Opus gründlich umgearbeitet hatte, erhielt Gustav Kadelburg, der bereits an den beiden Einaktern „Migräne" und „Mistreß Mary" als Mitarbeiter geholfen und als solcher auch mit vollem Namen auf den Theaterzetteln gestanden hatte, das Manuskript, um sich mit diesem zu dem damals im Seebad weilenden Eduard Jacobson behufs endgültiger Fertigstellung zu begeben. In Zoppot wurde dann auch, unter Kadelburgs reger Mitarbeiterschaft, die Posse von Eduard Jacobson mit allem erforderlichen Ausputz an Witzen, Couplets und Einlagen versehen. Das zündendste Couplet freilich mit dem so populär gewordenen Refrain: „Was meinen Sie, wie gesund ist das!" stammte noch wieder von einem anderen Autor: Louis Herrmann, der seine großen Possenerfolge erst später errang; er hatte damals dem Wallnertheater ein Stück eingereicht, das stofflich zwar nicht zu gebrauchen war, aber jenes wirksame Couplet „Was meinen Sie, wie gesund ist das", enthielt. Dies eine Couplet wurde von der Direktion gegen eine pränumerando gezahlte Pauschalsumme und eine spätere Tantième von drei Mark pro Abend von Herrmann erworben und in jene nach Szeliskis Rohstoff von Moser, Kadelburg und Jacobson bearbeitete Posse eingefügt, die am 17. September 1876 zur Erstaufführung gelangte. Unter dem Titel „Drei Monate nach Dato" behauptete sie sich bis zum 19. November an 58 Abenden auf dem Repertoir und erlebte auch nachmals noch manche Wiederholung. Der Theaterzettel nannte als Autoren freilich nur Gustav von Moser und Eduard Jacobson, aber an den fetten Tantièmen partizipierten außer jenen beiden auch noch Dr. von Szeliski, Gustav Kadelburg und Louis Herrmann.

Die Bühnenwirkung eines Stückes bereits vorher aus der Lektüre des Manuskriptes zu beurteilen, ist selbst bei Werken von literarischem Gepräge schon eine mißliche Sache, doppelt mißlich aber bei so minderwertigen Produkten, wie es die meisten Possen leider sind. Der Dramaturg, der die Novitäten zuerst zu prüfen hat, übt mit seiner Begutachtung über Annahme oder Ablehnung wahrlich ein verantwortliches Amt. Anerkannten, erfolgreichen Autoren wurde in Anbetracht der Unberechenbarkeit der Bühnenwirkung, zumal bei Possen, freilich selten eine direkte Abweisung zuteil; man wagte den Versuch einer Aufführung selbst auf die Gefahr eines Abfalles, um sich nicht die Schriftsteller zu entfremden. Nach „Mein Leopold", von dessen großem Erfolge das Jahr 1874 fast die vollen vier ersten Monate gezehrt hatte, brachte Adolf L'Arronge am 5. September desselben Jahres mit denselben gefeierten Darstellern sein nächstes Volksstück „Alltagsleben" am Wallnertheater heraus und erlebte einen so totalen Abfall, daß Paul Lindau mit Recht in seinen „Dramaturgischen Blättern" über die ungebührliche Schroffheit des Publikums sich entrüstet.

Glücklicher war Gustav von Moser mit dem nächsten Stück, das er mir nach seinem erfolgreichen „Ultimo" sandte, mit seinem später so oft gegebenen „Veilchenfresser". Er selbst hielt von diesem Werk, das er probeweise vorher in Görlitz, Dresden und Weimar aufführen ließ, so wenig, daß er mir wörtlich schrieb, „es sei in seiner jetzigen Gestalt für das Wallnertheater unbrauchbar". Er wollte es später umarbeiten und statt dessen

sofort seine ganze Kraft an die Bearbeitung des vom Wallnertheater angenommenen Schwankes „La boule“ von Meilhac und Halévy setzen, den er unter dem Titel „Die Wärmflasche“ verdeutschen und geschmackvoll ummodeln wolle. Von der „Wärmflasche“ glaubte er einen zündenden Erfolg, von dem „Veilchenfresser“ höchstens eine laue Aufnahme, vielleicht einen eklatanten Abfall weissagen zu können. Lebrun wollte den „Veilchenfresser“, der für ihn selbst keine Rolle enthielt, gleichfalls nicht geben, und Gustav Kadelburg sträubte sich gegen die Übernahme der Titelrolle, weil er soeben in „Großstädtisch“ von Schweitzer zum erstenmal einen Leutnant gespielt hatte und nicht unmittelbar darauf wiederum eine Leutnantsrolle, zumal eine anscheinend minder dankbare, darstellen wollte. Ich selbst glaubte unerschütterlich an die Wirksamkeit des „Veilchenfressers“ und suchte alle Bedenken Mosers, Lebruns und Kadelburgs zu zerstreuen. Zu mir hielt nur noch Regisseur August Kurz. Mit seinem Beistand setzte ich endlich am 25. September 1875 die Aufführung durch, und der Erfolg übertrumpfte bei weitem alle vorherigen „Schlager“ Mosers. Die von diesem bearbeitete „Wärmflasche“, der er einen so sicheren Erfolg geweissagt hatte, kam im Mai 1876 mit August Neumann, dem einst gefeierten Mitglied des Wallnerschen „Komiker-Quartetts“, zur Aufführung und fiel trotz dieses beliebten Gastes glänzend durch.

Und noch eines drastischen Falles über die Schwierigkeit, nach bloßer Lektüre die Bühnenwirkung eines Stückes vorherzusehen, sei hier gedacht. Eines Tages sagte mir Lebrun, Dr. August Förster, damals Direktor des Leipziger Stadttheaters, hätte ihm das neueste Lustspiel „Die Wege des Glücks“ von Adolf Wilbrandt als ganz vortrefflich und als gerade für das Wallnertheater besonders geeignet gerühmt; ich möchte doch Wilbrandt, unter Berufung auf Försters Urteil, brieflich bitten, dies Stück dem Wallnertheater zu überlassen. Natürlich entsprach ich Lebruns Wunsche, und Wilbrandt, der bisher in Berlin seine Dramen nur im königlichen Schauspielhaus hatte aufführen lassen, sandte mir wirklich am 14. September 1876 das Stück. Sofort las ich es, und noch an demselben Abend sagte ich Lebrun, daß das Werk sich als die Schöpfung eines echten Poeten erwiese, aber jeder Bühnenwirkung und besonders einer so drastischen Wirkung, wie das Wallnertheater sie erheischte, leider ermangelte. So sehr Lebrun auch sonst meinem Urteil traute, — diesmal war er, durch Försters Ausspruch voreingenommen, doch mißtrauisch dagegen und wollte sich erst durch eigene Prüfung überzeugen. Als er diese beendet hatte, gestand er mir freilich, daß er mir vollkommen beipflichtete und das Urteil des sonst so theatererfahrenen Dr. Förster nicht verstünde. Mir fiel nun die undankbare Aufgabe zu, dem Dichter die Ablehnung des ausdrücklich von ihm erbetenen Stückes möglichst schonend zu übermitteln. Freilich machten „Die Wege des Glücks“ auf der Bühne kein Glück; in Berlin kamen sie überhaupt nicht zur Aufführung, und auch an auswärtigen Theatern erzielten sie keinen nennenswerten Erfolg.

Bei seiner Vorliebe für das ernste Drama, bei seinem heißen Sehnen, sich möglichst in tragischen Rollen zu zeigen, machte Lebrun, wie früher mit der „Armen Löwin“, so auch jetzt noch mit den „Danischeff“ zeitweis einen Streifzug in das pathetische Schauspiel, aber das eigentliche Zepter am Wallnertheater führten doch die lachenden Koboldgeister der Posse und des schwankartigen Lustspiels. Hinter dieser heiteren Außenseite lagerte freilich über den drei gefeiertsten Künstlern Ernestine Wegner, Karl Helmerding und Theodor Lebrun ein fast tragischer Ernst. Dieser entsprang bei Helmerding und Lebrun aus künstlerischem Unbefriedigtsein, bei Ernestine Wegner aus jenem unheilbaren Frauenleiden, dem sie schon im zweiunddreißigsten Lebensjahre am 2. November 1883 erlag. Wer diese geniale Soubrette ihren siegreichen Humor auf der Bühne entfalten sah, wer sie mit ihrer glockenhellen Stimme die stets für sie besonders eingelegten Lieder singen hörte, konnte nicht ahnen, unter wie qualvollen Schmerzen sie lachte und tollte! Wohl hatte sie zeitweise Tage und Wochen, in denen ihr Leiden sie wenig marterte, aber das waren seltene Ausnahmen. Bei jeder Anberaumung der Erstaufführung einer Posse, in welcher Ernestine Wegner beschäftigt war, mußte mit deren körperlichem Befinden wochenlang vorher gerechnet werden. Aber bei allen physischen Leiden genoß Ernestine Wegner wenigstens ein echtes Glück: sie fand volle Befriedigung in der Eigenart ihrer Kunst, sie strebte nach keinem höheren Ruhm als nach dem: die genialste Soubrette ihrer Zeit zu sein.

Das Gegenteil war bei Helmerding und Lebrun der Fall. Beide erfreuten sich der blühendsten Gesundheit, aber beide lebten der innersten Überzeugung, ihren eigentlichen Beruf verfehlt zu haben und für das Fach der Charakterrollen im ernsten Drama geboren zu sein. Helmerding, ein Berliner und von Haus aus Schlosser, hatte nur in seinem ersten Engagementsjahr zu Meißen wirklich tragische Helden und Intrigants gemimt, war aber schon im zweiten Jahr durch Direktor Callenbach in Berlin auf die Lokalposse beschränkt worden. Mit Franz Wallner war er im Spätsommer 1855 von Posen nach Berlin übersiedelt, und dem Wallnertheater blieb er bis zu seinem Scheiden von der Bühne, seiner Vaterstadt bis zum Tode getreu. Die wohl beispiellose Popularität, die er sich hier durch jahrzehntelanges, ruhmvolles Wirken errungen hatte, die hohe Auszeichnung, mit der ihn sogar Bismarck bis an sein Lebensende ehrte, boten ihm keinen Ersatz für das Weh, nur Possenkomiker zu sein und nicht Richard III., Shylock, Mephistopheles, Wurm, Harpagon,

Digitized by Google

Tartüffe usw. spielen zu können. Bei seinem Abgang von der Bühne wollte er sich durchaus als Mephistopheles verabschieden, und dieser von mir aus Rücksicht auf Helmerdings Ruhm und den mutmaßlich ungeheuren Kassenandrang lebhaft bei Lebrun befürwortete Vorsatz wurde nur dadurch vereitelt, daß Helmerding durch die lachende Frage des Kapellmeisters Michaelis: „Dann soll wohl Georg Engels den Faust spielen?“ urplötzlich begriff, daß das Publikum einen Helmerding nicht zu guter Letzt noch als „klassisch“ würde gelten lassen, sondern die ganze Aufführung nur von der unfreiwillig komischen Seite auffassen möchte.

Theodor Lebrun hatte wenigstens in seinen langjährigen früheren Engagements an hervorragenden Hof- und Stadttheatern seine Befähigung für Charakterrollen in klassischen Dramen schon genugsam bewiesen, und sein Unbefriedigtsein über sein schauspielerisches Wirken in Berlin hatte somit immerhin eine gewisse Berechtigung. Auch daß er am Wallnertheater nicht dauernd eine edlere Richtung pflegen konnte, schmerzte ihn tief. Als Direktor freute er sich über die Kassenerfolge der Posse; als Künstler ärgerte er sich, daß der „Possenblödsinn“ noch immer Triumphe feierte. Im vertrauten Gespräch mit mir nannte er sein berühmtes Komiker-Quartett nie anders als „die Clowns“, und wenn ein Schwank oder Lustspiel sich nicht mehr zugkräftig erwies und durch eine Posse verdrängt werden mußte, fügte Lebrun sich in diese Notwendigkeit mit dem fast tragisch gegrollten Seufzer: „Na, dann müssen wir wieder einmal die Clowns loslassen.“

Bis zum 30. April 1878 hatte Lebrun das Wallnertheater gepachtet, und deshalb lauteten auch alle Kontrakte des Personals nur bis zu jenem Termin. Zuvor wurde schon 1877 zwischen Lebrun und den Wallnerschen Erben der Pachtvertrag auf weitere zehn Jahre verlängert, aber allen Bitten Lebruns, daß auch ich nun ferner bei ihm bleiben möchte, setzte ich in Frieden und Freundschaft ein festes „Nein“ entgegen, da ich meinen Zweck, das Theater praktisch von Grund aus kennen zu lernen, vollkommen erreicht hatte und mich fortan wieder ausschließlich meinen literarischen Arbeiten widmen wollte. So schied ich denn am 30. April 1878 für immer vom Wallnertheater. Mit mir zugleich ging Karl Helmerding ab. Wohl kamen für das Wallnertheater noch glänzende Jahre mit den großen Erfolgen der Zugstücke „Doktor Klaus“, „Krieg im Frieden“, „Der jüngste Leutnant“ usw., aber das Jahr 1883 versetzte ihm zwei harte Schläge: Adolf L'Arronge eröffnete am 29. September das „Deutsche Theater“ in Berlin und schrieb seither keine Stücke mehr für das Wallnertheater, und Ernestine Wegner starb am 2. November. Unter schweren Kämpfen führte Lebrun fortan die Direktion, bis er sie am 15. Januar 1886 niederlegen und Konkurs anmelden mußte. Als verarmter Mann starb er am 9. April 1895 zu Hirschberg in Schlesien, nachdem er es noch erlebt hatte, daß am 30. August 1894 das Wallnertheater in das „Schillertheater O“ umgewandelt und eine Pflegstätte der von ihm selbst vergebens angestrebten „edleren Richtung“ wurde.

Weihnachten.

Es schweigt des Alltags Beschwerde,
Der Gottesfunke erwacht —
Träumend ruht über der Erde
Die heilige Weihenacht.

Mir ist, als säh' ich die Palmen
Und Zedern des heiligen Lands,
Mir ist, als rauschten die Psalmen
Durch nordischen Kerzenglanz.

Als flüsterte draußen leise
Die Engelsbotschaft im Wind.
Und kinderselig preise
Auch ich das Christuskind.

Erich Ritter.

Digitized by Google

Das Horoskop. Gemälde nach Giorgione in der Dresdener Galerie.
Photographie der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann A.-G. in München.

Die guten und die bösen Sterne.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Goethe, der wie sonst keiner seiner Zeit die Natur in ihrem innersten Wesen sowohl mit dem scharfen Verstande des Forschers wie in der schauenden Seele des Dichters erfaßt hatte, begann in „Wahrheit und Dichtung" die Schilderung seines Lebens damit zu erzählen, wie die Sterne im Augenblicke seiner Geburt standen: „Die Konstellation war günstig," schreibt er, „die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen."

„Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte."

Hiernach hätte es also der böse Mond beinahe verhindert, daß ein Goethe zur Welt gekommen wäre. Seine guten Sterne konnten den bösen Einfluß nur soweit paralysieren, daß das Goethekindchen nicht wirklich, sondern nur wie tot geboren wurde, und erst, als die wirksame Stunde des Mondes vorüber war, konnten sie den großen Geist im Keime zum Leben erwecken. Ein paar Sätze später freilich meint Goethe doch, daß mehr die Ungeschicklichkeit der Hebamme als der Mond an seinem leblosen Zurweltkommen die Schuld getragen habe, und sagt, daß sein Großvater, der zur Zeit Schultheiß war, infolgedessen verordnet habe, „daß ein Geburtshelfer angestellt, und der Hebammen-Unterricht eingeführt wurde".

Immerhin geht auch noch aus manchen andern Stellen hervor, daß Goethe sich nicht gänzlich von dem Glauben an den Einfluß der Sterne auf das Schicksal der

Digitized by Google

Menschen frei machen konnte. Dieser Glaube hat ja seit allen vorangegangenen Jahrtausenden die vornehmsten Geister beherrscht. Priester und Weise in Ägypten, in Babylonien und China deuteten das Schicksal ihrer Herrscher und Großen des Landes aus der Lage der Sterne nach uralten, heiligen Regeln, die die Götter selbst ihnen offenbart hatten. Alle Religionen sind aus der Verehrung der Gestirne entstanden; so mußte die Überzeugung an den Einfluß dieser göttlichen Wesenheiten einen tiefen Sinn gewinnen; es war, bis Kopernikus, Kepler und Newton unser neues Weltgebäude errichteten, kein Aberglaube. Und wer noch nicht mit diesen drei großen Reformatoren der Sternkunde eine höhere Erkenntnis erlangt hat, mag noch immer diesen schönen Glauben teilen, daß gute Sterne über uns walten. Aber wie deutete man aus den Sternen?

Der Grundgedanke von dem Einfluß der Gestirne wurzelte in der zweifellosen Tatsache, daß die Sonne (☉) überall Wohltaten verbreitet und daß ebenso offenbar ihre Kraft mit ihrer Stellung am Himmel schwankt. Ihre größte Wirkung entwickelt die Sonne im Juli. Als man die betreffenden Regeln erfand, stand sie um diese Jahreszeit im Sternenbilde des Löwen. Da man den Himmel für einen großen Gewölbebau hielt, so war es wohl begreiflich, daß man ihn in eine Reihe von Kammern oder Häusern teilte, den Weg der Sonne zum Beispiel, die sogenannte Ekliptik, in zwölf Häuser, so daß sie in jedem Monat in ein anderes Haus ging. Es entstanden so die zwölf Tierkreiszeichen, die, vom Punkte, wo die Sonne zu Frühlingsanfang steht, auf der Sonnenbahn gezählt, sind: Widder (♈), Stier (♉), Zwillinge (♊), Krebs (♋), Löwe (♌), Jungfrau (♍), Wage (♎), Skorpion (♏), Schütze (♐), Steinbock (♑), Wassermann (♒), Fische (♓). Im Juli trat also die Sonne in das Zeichen des Löwen. Man konnte nun damals, als man vom eigentlichen Wesen der Gestirne und dem Bau des Universums noch gar nichts wußte, wohl vermuten, daß dieses Zeichen, dieses Himmelshaus des Löwen, jene Kraft in sich schlösse, die die Sonne übte, wenn sie sich hier befand. War sie dagegen im entgegengesetzten Zeichen, im Wassermann, was im Januar stattfand, so erwies sich ihre Kraft am geringsten. Das lag nun in jener Meinung wieder an dem zugehörigen Himmelshause. Man verallgemeinerte diese Wahrnehmung und sagte: Alle wandelnden Gestirne haben einen Einfluß nicht nur auf die irdische Natur im allgemeinen, sondern auch im besondern auf die Menschen und ihr Schicksal, dieser Einfluß ist für jeden Planeten in einem bestimmten Tierkreiszeichen am stärksten, im entgegengesetzten am schwächsten. Auf diesem Grundprinzip baut sich die astrologische „Wissenschaft" aller Völker auf, denn als solche wurde sie im strengsten Sinne bis vor wenigen Jahrhunderten angesehen. An dieses Grundprinzip gliederten sich immer mehr verkünstelte Regeln, unter denen jeder Sinn verloren ging. Man mußte eben glauben; vom warum war keine Rede mehr. Schließlich hatte der jahrtausendealte Irrwahn sich in einer Form auskristallisiert, von der ich hier einen Überblick geben will.

Das Altertum zählte sieben Planeten: Sonne (☉), Mond (☾), Merkur (☿), Venus (♀), Mars (♂), Jupiter (♃) und Saturn (♄).

Von der Sonne haben wir schon einiges erfahren. Sie war ein wohltätiger Planet, doch nicht immer gleich stark. Ihre sichtbaren Eigenschaften der Wärme, Trockenheit, Helligkeit, Glanz übertrug man nun auch auf die Personen, deren Art und Schicksal sie in dem gleich noch zu beschreibenden System der Prophezeiungen, in ihrem „Horoskop", bestimmte. Ein Mensch, der unter dem ungetrübten Einfluß der Sonne geboren wurde, hatte Temperament, Seelengröße, war edel und wohlwollend, beredsam, liebenswürdig, er kam zu hohen Würden, wurde hochgeehrt. Deshalb wurden unter ihrer Herrschaft Könige, Priester, Seher, oder in niederen Ständen Goldarbeiter, besonders begabte Handwerker, geboren. Sie brachte Sieg, Ruhm, Reichtum; körperlich schöne, kräftig gebaute, besonders reinliche Menschen waren die Sonnenkinder. Aber die Planeten beherrschten nicht nur den Charakter, das Schicksal und die allgemeinen Körper-

eigenschaften, sondern unter ihrem Einfluß standen auch ganz bestimmte Körperteile, denen sie Gutes oder Schlechtes, Krankheit oder Genesung brachten, je nach ihrer Eigenschaft oder Stellung. So beherrschte die Sonne das Herz, den Gesichtssinn, das Gehör, die Nerven, also wieder die wichtigsten Körperteile, im übrigen die ganze rechte Seite des Körpers. Ihr Metall war das Gold.

Während die Sonne mit ihrer alles bewegenden Kraft als ein männliches Gestirn und also hauptsächlich auf Männer wirkend gelten mußte, war der Mond mit seinem sanften Glanze ein Beschützer aller weiblichen Eigenschaften und sonst auch im allgemeinen wohltätig. Aber er ist feucht und kalt, im Gegensatze zur Sonne, und da er sich so schnell am Himmel bewegt, stand er der Jagd und dem Wettlauf vor. Die in seinem Zeichen Geborenen waren zartfühlend, keusch und doch wieder sinnlich, empfindsam, leicht reizbar, schüchtern, furchtsam. Er brachte Menschen hervor, die mit dem Wasser zu tun haben, dann Jäger und Haustierzüchter, aber auch zartbesaitete Schauspieler, Ärzte. Weshalb aber dem Mond auch Bettelei, Angeberei, Eßsucht, Schmeichelei, Kriecherei, eine gebückte Haltung, Herz- und Magenleiden, Trübsinn, Fallsucht, Verrücktheit im allgemeinen und auch Hustenanfälle zugeschoben wurden, ist schwer einzusehen. Die ganze linke Seite des Körpers war unter seinem Einflusse, dann die Brust, der Leib. Er beschützte die Mütter, die Wassertiere, die Ochsen, Katzen, das Silber, das Glas, liebte den salzigen Geschmack und die weiße Farbe.

Merkur, der schnellste aller eigentlichen Planeten, der sich immer in der nächsten Nähe der Sonne aufhielt und am Himmel unstet hin- und zurücklief, war schwankend in seinen Einflüssen, er konnte Gutes und Schlechtes bringen, je nach seiner Stellung. Die unter seinem Zeichen Geborenen konnten zum Beispiel ein schönes, heiteres, kindliches Wesen besitzen, oder auch kindisch albern sein, sie konnten schöne Reden führen oder auch schwatzhaft sein, sie waren leichtsinnig, schlau, wenig treu, wollüstig, gehorsam, aber zugleich käuflich, scharfsinnig, wißbegierig und hatten Neigung zu allerhand Untugenden. Er brachte Astronomen, Mathematiker, Geldverleiher, Wucherer, Musiker, Anwälte, Schriftsteller, Lehrer, Minister, Possenreißer, Taschenspieler hervor. Man sieht, er war ein sehr vielseitiger Planet, der den Sterndeuter nicht leicht in Verlegenheit bringen konnte, denn er hatte immer etwas Geeignetes zur Hand. Seinen Schutzbefohlenen war aber nicht sehr zu trauen, denn sie haben Freude an allerlei Täuschung, sind auch ein wenig diebisch und lügenhaft, schlechte Freunde, lieben Zweideutigkeiten allerart, ohne jedoch eigentlich bösartig zu sein. Außerdem brachte Merkur Heiserkeit, das Wechselfieber, allerlei Krankheiten des Unterleibes und sogar Irrsinn hervor. Die unter seinem Zeichen Geborenen wurden nicht groß und hatten namentlich kleine Augen; wenn Merkur bei der Geburt in der Jungfrau stand, bekamen seine Schutzbefohlenen eine schwächliche Stimme. Er interessierte sich besonders für Affen und Singvögel, dann aber auch für Drachen. Unter den Metallen war ihm das Quecksilber gewidmet, das ja von ihm seinen Namen trug. Er hatte das Gedächtnis, die Sprache, die Zunge, den Mund unter seiner Herrschaft.

Die schöne Venus war wieder ein wohltätiger Stern. Sie war mildtätig, menschenfreundlich, edelmütig, heiter, zu Scherzen geneigt, aber auch wieder eitel, putzsüchtig, leichtsinnig, eigensinnig, wollüstig. Die unter ihrem Zeichen Geborenen wurden Goldschmiede, Weber, Färber, Maler, von Körper schön, zart, anmutig, aber alle sehr verliebt. Sie war die Erzeugerin alles Lebendigen überhaupt. Sie beherrschte den Geruchsinn, den Hals, den Nacken, die weiblichen Geburtsorgane, sie liebte die Tauben, die Bienenköniginnen, die Myrten, das Kupfer, den Spiegel, die grüne und die blaue Farbe. Es ist wahrlich wunderbar, wie hier Sinn und Unsinn phantastisch, voller Poesie und Verrücktheit gemischt ist.

Wir wollen nun, nachdem wir die Methode in dem Unsinn genügend erkannt haben, über die anderen Planeten etwas schneller hinweggehen.

Mars war ein recht böser Stern. Er

leuchtete so blutigrot vom Himmel herab, bog hinterlistig auf seinem Wege wieder um und konnte seine Wirkung die ganze Nacht hindurch üben, während Merkur und Venus, da sie beständig in der Nähe der Sonne bleiben, nur morgens und abends über dem Horizonte leuchtend stehen. Mars war der Gott des Krieges, streitsüchtig, heftig, hochmütig, frech, grausam, zu allen Schlechtigkeiten und Verbrechen fähig. Unter seiner Herrschaft geschahen Morde, entstanden Aufruhr, Verrat und Krieg. Ihm gehörten der Kopf, die Adern, die Leber, er beschützte die Giftschlangen, die Spinnen, den Skorpion, den Wolf; das Eisen war sein Metall.

Jupiter war wieder ein guter Stern, sogar anhaltender günstig als die Sonne. Er zog ja mit seinem schönen, hellen Glanze so ruhig über den Himmel und beschützte die Erde während der ganzen Nacht. Aller Adel der Gesinnung und alle Tugenden wurden ihm zugeschrieben. Er beschützte die Pferde, die Adler, die nicht giftigen Schlangen, die Lilie. Aber die von ihm Beschützten waren häufig von Fußübeln, Schmerzen in den Hüften und Schenkeln, von Kopfschmerzen und Herzleiden behaftet.

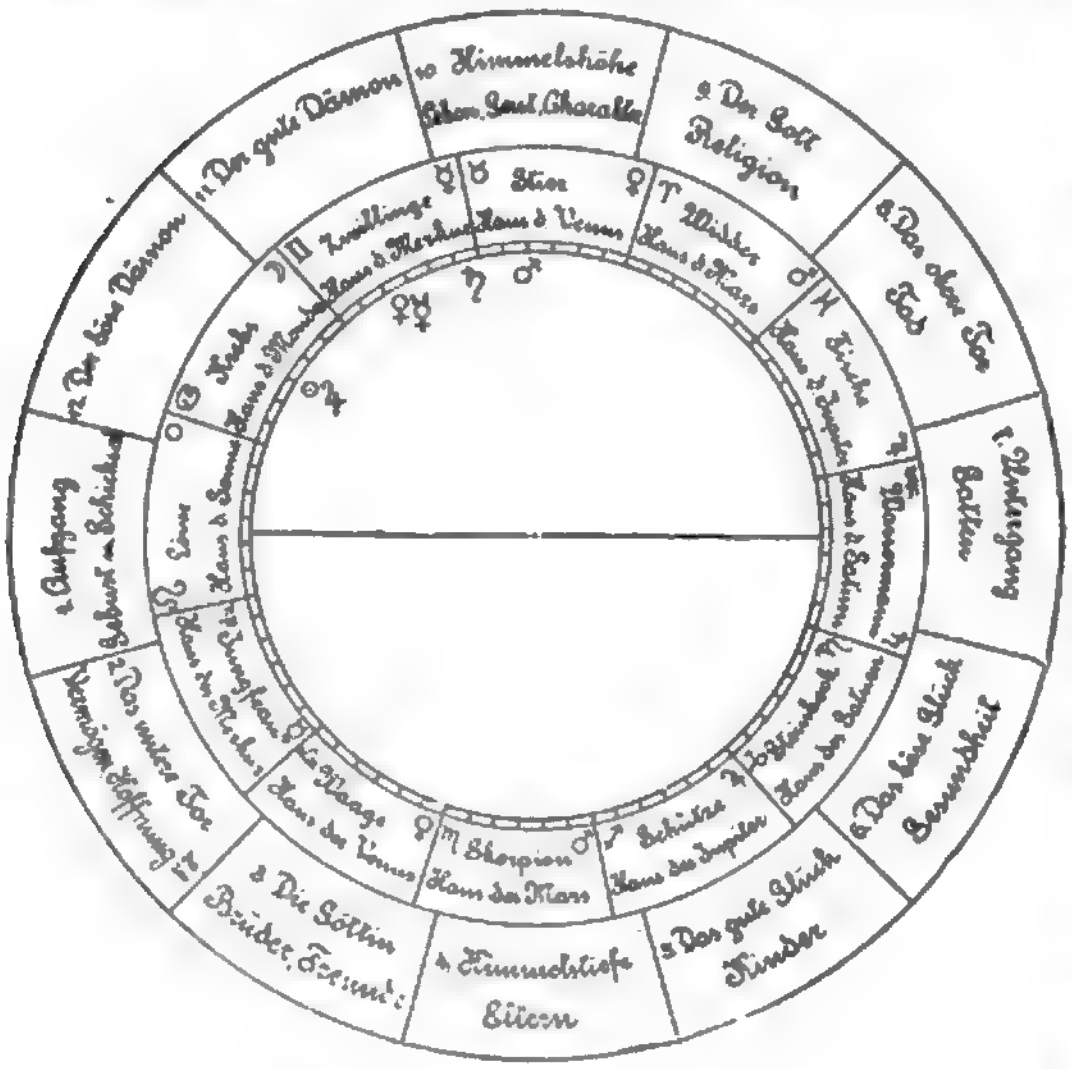
Sehr böse war dagegen der bleiche Saturn, der an den Grenzen der Weltsphären so träge dahinschleicht. Er war allem Guten feindlich, aber nicht gewalttätig wie Mars, sondern schleichend, boshaft. Die unter ihm Geborenen waren furchtsam, listig, geizig, traurig, tiefsinnig, unrein. Er brachte Maurer, Zimmerleute, Barbiere, Fleischer hervor. Schlechte Ernte, Hungersnot, Viehsterben, Überschwemmungen, Schiffbrüche wurden ihm zur Last gelegt. Ihm untertan waren die Greise, Sklaven, Gefangenen, Verbrecher, Tyrannen, die Totengräber. Er beschützte die Schweine, Esel, Würmer. Das Blei war sein Metall.

Diese sieben Planeten, als die Grundtypen der menschlichen Eigenschaften und Schicksale, traten nun in die mannigfaltigsten Beziehungen infolge ihrer wechselnden Stellung am Himmel. Zunächst wissen wir schon, daß sie am stärksten in ihrem eigenen Hause wirkten. Das der Sonne war der Löwe, das des Mondes der Krebs. Es blieben dann noch für fünf weitere Planeten zehn Tierkreisbilder, weshalb sie je zwei Häuser hatten: Merkur hatte Zwillinge und Jungfrau, Venus den Stier und die Wage, Mars Widder und Skorpion, Jupiter Schütze und Fische und endlich Saturn Steinbock und Wassermann. Wenn nun zwei Planeten in ein und demselben Zeichen zusammen kamen, so sagte man, sie wären in Konjunktion und übten dann begreiflicherweise den größten Einfluß aufeinander; sie verstärkten ihre Wirkung, wenn sie beide gut, sie schwächten sich, wenn sie entgegengesetzter Natur waren. Das Übergewicht hatte der Planet, in dessen Hause die Zusammenkunft stattfand, oder der von andern befreundeten Planeten unterstützt wurde, die ihn „freundlich anblickten“. Die Opposition, die stattfand, wenn zwei Planeten in sich gegenüberliegenden Tierkreisbildern standen, war ungünstig. Um aber noch eine größere Auswahl von Möglichkeiten zu haben, legte man in den Tierkreis noch ein Dreieck, ein Viereck und ein Sechseck. Aus der Dreieckstellung schauten die Planeten sich freundlich an, das war also, wenn etwa 120 Grad oder vier Zeichen (jedes hatte 30 Grad) zwischen ihnen lagen. Das Viereck war ungünstig, aber das Sechseck wieder günstig. Befanden sich zwei Planeten in benachbarten Sternbildern, so interessierten sie sich merkwürdigerweise gar nicht füreinander. Man sieht, daß die Einflüsse sprungweise wechselten; warum, wußten eben wieder nur die Götter.

Um aus diesen Planetenstellungen dem Neugeborenen das Horoskop zu stellen, das heißt, sein ganzes Schicksal aus den Sternen vorherzusagen, mußte noch ein Moment hinzukommen, das von dem Augenblick seiner Geburt direkt abhing. Man zog durch den Tierkreis mit den an ihrer Stelle eingezeichneten Planeten eine Linie, die den Horizont zur Zeit der Geburt angab. Man unterschied dann die über dem Horizont stehenden von den unsichtbaren, und weiter die aufgehenden von den untergehenden Gestirnen. Das gab weitere Momente der Deutung. Außerdem konstruierte man noch zwölf „Stellen“, indem man, nunmehr vom

Aufgangspunkt beginnend, den Tierkreis wieder in zwölf Teile zerlegte. Diese zwölf Stellen des Horoskops sind die der Geburt, das von der Horizontlinie im Osten in der Mitte getroffen wurde, also die eben aufgehenden oder aufgegangenen Gestirne enthielt, dann gleich darunter das „untere Tor", in dem sich also die nachfolgend aufgehenden Gestirne befinden Die in der ersten Stelle befindlichen Sterne haben den größten Einfluß auf das ganze Leben des Neugeborenen. Die zweite Stelle sagt etwas über Vermögen und ähnliches aus. Die dritte, die Göttin, gibt Aufschluß über Freunde, Liebe, Gunst. Die vierte, wo sich die am tiefsten zu jener Stunde stehenden Sterne befinden, die „Himmelstiefe", weiß etwas von den Eltern zu verkünden. Die fünfte Stelle, das gute Glück, kann sogar unter Umständen die Zahl der Kinder vorhersagen, welche der Neugeborene einmal haben wird (immer, wenn andere Sterne ihm nicht einen Strich durch die Rechnung machen). Die sechste Stelle aber, die vor kurzem untergegangen ist, bedeutet das böse Glück, es weissagt Krankheiten. Die siebente Stelle, im Untergang begriffen, also der Untergang genannt, ist in der unhöflichsten Weise der Heirat gewidmet. Die achte, das obere Tor, gibt an, wie der Neugeborene einmal sterben wird. Die neunte, der Gott, wußte genau, wie es der Betreffende mit der Religion halten und ob er von den Göttern beschützt werden würde. Die zehnte Stelle, die zur Zeit der Geburt am höchsten am Himmel stand, also die Himmelshöhe, gab über den Geist, den Charakter, das Verhältnis zur Kunst Aufschluß. Die elfte Stelle war der gute Dämon, die zwölfte, gleich über dem Aufgang, der böse Dämon. Auch hier standen also wieder die Gegensätze dicht nebeneinander.

Man sieht, daß hier so viele Wirkungen und Gegenwirkungen sich kreuzen können, daß es bei einer nachträglichen Stellung des Horoskops für irgendeinen Großen, dessen Art und Lebenslauf man bereits kannte, nicht schwer fallen konnte, das Passende aus der Stellung der Gestirne herauszulesen. Diese Aufgabe lag aber am häufigsten vor, und nur für hochstehende Persönlichkeiten wurde das Horoskop schon bei der Geburt gestellt. Da war es dann selbstverständlich, daß der Astrolog das Vorteilhafteste herauszufinden wußte, nicht ohne alle die immer vorhandenen bedenklichen Konstellationen gehörig zu betonen, denn man konnte eben niemals recht wissen, ob es nicht doch ganz anders kam. —



Horoskop.

Um hier ein Beispiel für die oben gegebenen Regeln zu geben, benütze ich, selbst nicht gelehrt und klug genug in solchen Dingen, aus einem Werke von Ernst Mayer, „Handbuch der Astrologie" (R. v. Deckers Verlag, Berlin 1891), dem ich hier in vielen Stücken gefolgt bin und das die Sache völlig objektiv behandelt, ein für einen in Potsdam am 7. Juli 1883 morgens 5 Uhr geborenen Knaben gestelltes Horoskop. Wer dieser Knabe war, wird in dem Buche nicht gesagt, aber die preußische Genealogie verrät uns, daß es Prinz Eitel Friedrich war. Hierneben ist das Horoskop selbst abgebildet. In dem Buche heißt es nun wörtlich: „Das Horoskop

Digitized by Google

befindet sich im 18. Grade des Löwen, im Hause der Sonne. Hier geht im Augenblicke der Geburt der Mond auf, welcher somit der Genius der Geburt ist."

„Alle sieben Planeten stehen im aufsteigenden Quadranten am Tageshimmel beisammen, und alle bewegen sich rechtläufig. Der Mond ist zunehmend."

„Im Hause des Mondes, des Genius des Neugeborenen, recht in der Mitte, im 15. Grade des Krebses, stehen die glückbringendsten Planeten: die Sonne, und mit ihr in Konjunktion Jupiter, letzterer sogar in seiner sogenannten ‚Erhöhung', dem Grade des Tierkreises, in welchem seine wohltätige Macht am bedeutendsten ist und am kräftigsten wirkt. Er verheißt hier hohe Stellung und großes Ansehen."

„Dem zunächst, den Ort der Geburt im Sechseck anschauend, steht Merkur im Zeichen der Zwillinge, im eigenen Hause. In seiner Wirkung schwankend erlangen dadurch, daß er Tagstern und im Aufgange ist, und außerdem in Konjunktion mit der glückbringenden Venus steht, seine glückverheißenden Eigenschaften das Übergewicht, und erscheinen beide vereint in der Glücksstelle des ‚guten Dämon' als Helfer und Beschützer."

„Saturn, der unheildrohendste Planet, ist kürzlich auch in das Haus der Zwillinge eingetreten und macht einen schwachen Versuch, den ‚guten Dämon' zu schädigen. Zwar ist seine Macht am Tage und nahe bei der Himmelshöhe nicht gering; aber die wohltätigsten und mächtigsten Planeten, Sonne und Jupiter in Konjunktion, wirken im ‚bösen Dämon' heilbringend und kräftig entgegen, und er steht in keinem wirksamen Aspekt zum Horoskop. — Saturn ist indes auch Gebieter des Tages und der Stunde der Geburt."

„Der Einfluß des unheilverkündenden Mars ist nach den astrologischen Regeln nicht unbedenklich, da er in der ‚Himmelshöhe' seine Wirkung auf Leben, Geist, Charakter ausübt. Mars, durch seine Stellung im Sechseck zur Sonne mächtig in seinen Hauptwirkungen, im Stier, dem Hause der Venus, und durch Saturns unmittelbare Nähe ungünstig beeinflußt, deutet auf große Neigung zu leichtsinnigem Lebenswandel; zugleich auf Unerschrockenheit, Kühnheit und erfolggekrönte Wagnisse. Aber die böse Macht des Mars ist größer am Nachthimmel als am Taghimmel, und wenngleich er durchs Quadrat mit dem Horoskop eng verbunden in ungünstiger Weise auf dieses scheint, so darf man auch hier annehmen, daß Sonne und Jupiter, die aus ihrer so ganz besonders glücklichen Stellung im Sechseck auf ihn blicken, die günstigeren Eigenschaften, die der Mars besitzt und verleiht, hervorkehren und zur Geltung bringen."

Kepler, der der Not und dem Zeitgeist nachgebend, die Sterndeuterei als Broterwerb betreiben mußte, seine gewaltigen, reformatorischen Ideen aber, die den Planeten ihre wahren Bahnen anwiesen, nur in seinen Mußestunden entwickeln konnte, sagt sehr charakteristisch: „Wenn das Raten so auf das Ja und Nein gerichtet ist, so trifft man allwegen ungefährlich den halben Teil und fehlet auf den halben. Das Treffen behält man nach der Weiber Art, das Fehlen aber vergisset man, weil es nichts Besonders ist, und damit bleibt der Astrologus in Ehren." Längst schon vor Kepler hatte es viele hervorragende Männer gegeben, die gegen den astrologischen Aberglauben anzukämpfen suchten. Sehr schön hatte zum Beispiel der schweizerische Arzt Paracelsus, der um 1500 lebte, gesagt: „Das Kind bedarf keines Gestirns noch Planeten; seine Mutter ist sein Planet und Stern." Bereits Cäsar glaubte nicht an den Einfluß der Sterne, und zwar aus dem sehr einleuchtenden Grunde, daß doch alle Menschen, die zur gleichen Stunde geboren wurden, durch die gleichen Konstellationen auch von gleicher Art sein und das gleiche Schicksal erleiden müßten, was ja offenbar nicht der Fall ist. Durch solche Einwendungen aber läßt sich ein einmal eingewurzelter Glaube nicht erschüttern. Man erwiderte dem Argumente Julius Cäsars, daß die Gestirne nicht ein unabänderliches Fatum verkündeten, sondern nur die Disposition des betreffenden Menschen oder der umgebenden Verhältnisse in der von den Gestirnen angegebenen Richtung. Die Menschen aber könnten, von den Gestirnen gewarnt, ihr Schicksal selbst beeinflussen und in

eine andere Richtung lenken. Dies war offenbar eine sehr weise Regel, die die Herren Sterndeuter ein für allemal vor einem Mißerfolg schützte. Auf diese Weise erhielt dieser Glaube sogar eine gewisse erzieherische Bedeutung, indem man sich vor seinem eigenen bösen Dämon, seinen schlimmen Eigenschaften zu schützen suchte. Freilich konnte es auch einmal anders kommen, und die allzu große Furcht vor einem vorhergesagten Schicksal dieses wirklich hervorrufen. So hatte Alfons X. von Kastilien aus den Sternen gelesen, daß er seinen Thron verlieren würde. Deshalb war er nun in beständiger Furcht und voller Mißtrauen gegen jedermann und verübte nur deswegen viele Grausamkeiten, die ihm mächtige Feinde machten. Er hatte selbst mit einem großen Aufwand (400000 Goldstücke sollen dafür ausgegeben worden sein) neue Tafeln der Planetenbewegungen nach dem Ptolemäischen System um die Mitte des XIII. Jahrhunderts herstellen lassen, um damit für alle Zeiten der Vergangenheit und Zukunft die Stellung der Gestirne und also ihren Einfluß auf die menschlichen Schicksale berechnen zu können. Als ihm dann aber die Gelehrten diese berühmten, mehrere Jahrhunderte benützten und nach ihm benannten Alfonsinischen Tafeln vorlegten und erklärten, schwindelte ihm der Kopf davor, und er rief die für ihn verhängnisvollen Worte aus: „Wenn mich Gott bei Erschaffung der Welt zu Rate gezogen hätte, so würde ich ihm größere Einfachheit empfohlen haben.“ Dies legten seine Feinde, die ihm längst beizukommen suchten, als eine Gotteslästerung aus, und er wurde nun wirklich seines Thrones entsetzt, wie es in den Sternen geschrieben stand. Ein gewissermaßen umgekehrtes Beispiel lieferte das Schicksal Wallensteins. Jedermann kennt die berühmte astrologische Szene in Schillers Drama. Der Dichter hat sich dazu tief in astrologische Studien versenkt, wenngleich ihm trotzdem, bei der Verwickeltheit der Regeln, Fehler in der Darstellung unterlaufen sind. Es ist indes historisch, daß der italienische Astrologe Battista Zenno, den Schiller Seni nannte, wenige Minuten vor Wallensteins Ermordung ihm sein Schicksal aus den Sternen vorausverkündet hatte. Diesmal aber wollte der große Feldherr nicht an den Spruch der Sterne glauben, und fast während sie beide noch in Diskussion über die Bedeutung der vorhandenen Konstellation waren, geschah das Schreckliche.

Aber mit noch viel schwerer wiegenden Gründen als dem Cäsars wissen sich die modernen Astrologen abzufinden. Jener selbe Kepler, der für Geld aus den Sternen weissagen mußte, hatte den Planeten ihre festen Bahnen angewiesen, und Newton hatte so sicher, wie zwei mal zwei vier ist, dargetan, daß alle ihre Bewegungen unmittelbare Folgen derselben unveränderlichen Kraft sind, mit der die Erde den Stein anzieht. Wenn diesen Schlußfolgerungen der Laie ohne Anwendung mathematischer Formeln folgen will, so empfehle ich ihm, die betreffenden Kapitel in meiner populären Astronomie „Das Weltgebäude“ nachzulesen. Man erkennt dann auch, welche enormen und beständig wechselnden Entfernungen uns von den Planeten trennen, die gar keinen Zweifel darüber lassen, daß sie mit Ausnahme der Sonne und in gewissem Sinne auch noch des nahen Mondes, keinerlei Wirkungen auf die irdische Natur, geschweige denn auf das Schicksal der Menschen ausüben können. Strenge, unabänderliche Naturgesetze bewegen diese Gestirne, die mit den Bewegungen unserer Seele nichts zu tun haben. Trotzdem erklärt zum Beispiel ein Herr Friedrich Schwab in einer 1906 in Lorch (Württemberg) erschienenen Broschüre „Gestirne und menschliches Schicksal“ (es ist ganz gut, wenn solche Dinge recht tief und deutlich vor Augen gehängt werden), daß er, obgleich nicht an Wunder glaubend, den Einfluß der Gestirne selbst auf den Gesundheitszustand für sicher erwiesen halte. Die Gestirne seien allerdings nur der unverrückbare „Uhrzeiger“ dieser Schicksale auf Erden, aber das ganze Weltall sei nur eine große Seele, von der wir die Teile sind, und was dort oben geschehe, wiederhole sich hier unten. Das Sonnensystem besteht aus „Astralmaterie“, die also zugleich Materie und Seele ist, und aus dieser bekommt wieder der Mensch seinen „Astralkörper“, das ist seine fühlende Seele.

Und so ist denn nun alles eins und dasselbe. „Würden diese Leute," so sagt unser guter Schwab, und meint damit die Leute, welche hartnäckig nicht an den Einfluß der Gestirne glauben wollen, „einen genügend erweiterten Horizont besitzen, so würden sie sehen, daß wahre Astrologie gar keine Wahrsagerei ist; es ist nicht mehr Wahrsagerei als jede andere Kalkulation über den Verlauf gewisser Dinge. Der Arzt sagt den Tag und die Stunde voraus, wann das Fieber seinen Höhepunkt erreichen wird; er beobachtet die Körperkonstitution und sagt: diese oder jene Krankheit wird eintreten."

Gegen solche Argumente kann man wirklich nichts sagen. Da muß man am besten gleich ganz konsequent weiter denken. Diese selbe Einheit der Naturkräfte, an der kein moderner Forscher mehr zweifelt, bewegt und beeinflußt auch den Kaffeesatz nach denselben Gesetzen, wie die Sterne und die Menschen, so daß er sich in bestimmte Konstellationen ordnet, wie dort oben die Sterne. Ich will mich anheischig machen, ein ebenso unfehlbares System von Regeln zu erfinden, nach welchen in nicht minder geheimnisvoll-sinnig-unsinniger Weise das Schicksal der Könige sowohl wie der Possenreißer in den Figuren des Kaffeesatzes zu lesen ist, und ich kann es dann auch für alle, die den „genügend erweiterten Horizont besitzen", beweisen, daß dieser Kaffeesatz, den ich mit eigener Hand ausschütte, noch immer mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit mit meinem Schicksal im Zusammenhange steht, als die Stellung der Millionen Meilen weit entfernten Planeten.

Eben deshalb lassen sich ja auch noch sehr viele Menschen das Schicksal aus dem Kaffeesatze prophezeien; oder glauben an die Astralgeister, wie zum Beispiel erst neulich der arme Sokrates auf den Befehl eines Schusters oder Schneiders gegen Entree erscheinen mußte.

Es ist eine uralte Erfahrung, daß man solchen Leuten nichts anhaben kann. Schließlich kommen sie mit dem Satze, daß es zwischen Himmel und Erde noch Dinge gebe, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Das ist ganz gewiß wahr. Wir sind noch weit, weit davon entfernt, den Zusammenhang aller Dinge erkannt zu haben. Wir können deshalb niemand verhindern, das Widersinnigste zu glauben oder Zusammenhänge nach Belieben aus der eigenen Phantasie zu schöpfen. Es muß nur betont werden, daß die Wissenschaft hiermit nichts zu tun hat, die auf logisch sicher erkannten Zusammenhängen das Weltgebäude weiter baut.

Und mancher Aberglaube, ganz besonders der der Sterndeuterei, war in der Entwicklung des Menschengeistes zu seinen schönsten Blüten als Übergangsglied durchaus notwendig. Wie aus der Goldsucherkunst der Alchimisten die Wissenschaft der Chemie naturgemäß sich entwickeln mußte, so war es nötig, daß die gelehrtesten Köpfe sich anstrengten, den Lauf der Planeten zunächst nur zum Zwecke der Schicksalsdeutung berechnen und dem wahren Laufe immer enger anpassen zu lernen, um daraus die letzten Ursachen dieser Bewegungen mit mathematischer Gewißheit ableiten zu können.

Die Astrologie war die Mutter der Astronomie.

Im Garten des Albergo del Sole in Pompeji.

Tod und Leben nahe hier beisammen,
Aschenurnen neben Rosenflammen.
Jeder Morgen ist ein Blumenbringer,
Jeder Blick streift einen Totenzwinger.
Und den Trümmerrest von Architraven
Überdecken siegreich der Agaven
Bläulichgrüne riesige Rosetten;
Auf dem Boden nackte Amoretten,
Tonfiguren, Statuettentrümmer,
Und ich frag' mich: Ob nicht auch im Zimmer,
Wo ich Fremdling gestern übernachtet,
Eine Aschenurne eingeschachtet,
Da im Traum ein Weib mit einem Ruder
Mich willkommen hieß als ihren Bruder? —

Christian Wagner.

Digitized by Google

Totentanz.

Von

R. Zoozmann.

In Dauſenhauſen zur Mitternacht,
Wenn blau der Mond aus Wolken lacht,
Da ſpukt's auf dem Gottesacker!
Der Dorfmuſikant Hans Trümpelmann
Stimmt auf der Fiedel ein Liedel an —
Da kommen und ſteigen
Mit Nicken und Neigen
Die Toten im Reigen
Und heben ein luſtiges Tanzen an.

Als er zu den Lebenden noch gezählt,
Hat Trümpelmann nirgendwo gefehlt,
Er ſpielte die Geige wacker!
Bei Hochzeit, Taufe und Kirchenweih
Der Dorfmuſikant war immer dabei;
So fröhlich geigen
Konnt' keiner zum Reigen,
Nur ihm war eigen
Die luſtigſte, kribbligſte Melodei.

Und als im achtundachtzigſten Jahr
Auch ihm ſein Ende nahe war,
Da ſprach er: Was hilft das Gegacker?
Schabab muß ſein — Tod iſt mein Gewinn;
Doch wenn ich nun auf dem Wege bin,
Hinunter zu ſteigen
Ins große Schweigen,
So legt, zum Geigen
Im Jenſeits, die Fiedel neben mich hin!

So kommt es, daß Hans Trümpelmann
Fängt manchmal nachts zu fiedeln an —
Blieb eben der alte Racker!
Sowie Hans Trümpelmanns Fiedel klingt,
Das luſt'ge Geſindel ſich dreht und ſchwingt;
Nicht eher wird ſchweigen
Das Dudeln und Geigen
Beim nächtlichen Reigen,
Als bis ihm die letzte Saite zerſpringt!

Miljenko Crkviče.

Eine Erzählung aus dem Süden. Von Anselma Heine.

„Ja, ich kann mir denken, daß Sie ein ausgezeichneter Familienvater geworden sind.“

Er hatte mir stundenlang auseinandergesetzt, in welcher Art er für Frau, Sohn und Tochter vorausſorgte, und mich machte das Aufzählen all dieſer Vorzüglichkeiten allmählich ungeduldig; namentlich inmitten dieſes erregend üppigen dalmatiniſchen Frühlings, der rings um uns herum den heißen, bleichen Ernſt der Karſtberge umſchmeichelte. Ich liebte dieſen Weg, hoch über der wunderlich blauen, leiſe zitternden Adria, eine Wildnis von Roſen zwiſchen den Zitronen und blühenden Akazienbäumen am Berghang gebreitet und die roten Flämmchen der Granaten zwiſchen dem Grün emporzüngelnd. Und drunten im Meere das rundummauerte Raguſa mit ſeinen Baſteien und venezianiſchen Paläſten. Vor allem liebte ich den lebendigen Zaun von pathetiſchen, graugrünen Agaven, aus deren hohen metallenen Blättern ſich jäh und baumartig die ſchräggeneigten Stengel in den Himmel bohren, in Duft und Blume prangend. Wie blühende Telegraphenſtangen ſehen ſie aus.

„Iſt es wahr, daß ſolche Aloe nur alle hundert Jahre einmal eine einzige Blüte trägt?“

Er unterbrach ſich ungern, faſt ein wenig gereizt. „Hundert Jahre iſt zu viel. Aber vierzig bis ſechzig Jahre kann es wohl brauchen, ehe ſie ſo weit kommt.“

„Und wenn ſie ihre einzige Blüte getrieben hat, ſtirbt ſie?“

Er nickte.

„Wie lange blüht ſie denn? Mehrere Jahre?“

Er ſah mich mit ſeinen eingekniffenen, braunen Augen verwundert an. „Blühen mehrere Jahre? Wozu? Wenn die Frucht ſich bildet, ſtirbt die Pflanze ab. Unſere Agaven hier im Süden blühen nur wenige Tage. Aber hören Sie nun!“

Und er begann von neuem von der Mitgift ſeiner Tochter und von der guten Wahl, die er in ſeinem Schwiegerſohn getroffen, der ſich ſogar den Hochzeitsfrack geborgt hätte, um das Geld für einen neuen zu erübrigen.

Und ſo weiter, unaufhörlich.

Ich hatte den guten Miljenko Crkviče kennen gelernt, als wir beide Kinder waren. Meine Mutter ſollte damals einen Winter im Süden zubringen und hatte mich, ihre Jüngſte, mitgenommen. Wir wohnten droben am Berge in der Villa neben Miljenkos Vater und wir Kinder ſpielten zuſammen in den beiden Gärten, halfen aus der Ziſterne ſchöpfen und die welken Blätter in den Wegen fegen; oder wir ſaßen droben im Giebelzimmer und hörten die Palmenwedel gegen die Fenſterſcheiben peitſchen, ſahen die Borawellen hoch über die Felſen ſchäumen. Miljenko verſtand nicht mein Deutſch, ich nicht ſein Serbiſch und Italieniſch, und oft lief ich ihm davon, wenn ſeine vernünftige Art mich langweilte. Seine große Leidenſchaft war ſchon damals Sparen. Die Hagebutten ſollte ich mir nicht zu Halsketten aufreihen, man konnte ſie ſammeln und dem Gewürzkaufmann verhandeln, und wie man ſpazierengehen wollte, ohne irgendeinen nützlichen Zweck damit zu verbinden, nur um am Meer zu ſitzen oder die Abhänge hinaufzuklettern, begriff er nicht. Selbſt ſeinen Eltern gegenüber ſpielte er den Mentor, hielt ſeinem Vater eine lange Rede, in der er ausrechnete, wie viele Gulden er erſparen würde, wenn er das Zigarettenrauchen ließe, und als ſeine Mutter ſich einmal ein ſeidenes Kleid gekauft hatte, trug der Neunjährige es abends heimlich wieder in die Stadt hinunter, zum Händler zurück. Die Eltern lachten über den Eifer des Söhnchens und waren ſtolz auf ſeine Sparbegabung. Sie ſelber waren nüchtern und fleißig, hielten das ihrige zuſammen und mehrten es nach Kräften. Das war ihr Lebensinhalt. Manchmal nur, wenn von ihrer Jugend die Rede war, ſahen ſie wohl einander einmal liſtig lächelnd in die dunkeln Augen, wie zwei Spießgeſellen, die einander an frühere, längſtverbüßte Taten erinnern.

Digitized by Google

An alles das dachte ich, während ich neben dem guten Miljenko einherging und ihm nicht zuhörte. Deutſch gelernt hatte er ſeitdem, und das Spazierengehen betrieb er zur Erholung nach ſeinen Bureauſtunden; denn er war vor kurzem Direktor der ſerbiſchen Sparkaſſe geworden, drunten in Raguſa. Es war das erſte geweſen, was er mir erzählte, als wir uns eben trafen. Ich hatte ihn anfangs nicht erkannt — man altert ſchnell dort unten — aber je länger ich ihn reden hörte, deſto unveränderter fand ich ihn. Immer noch der nüchterne, ſparſame Miljenko von damals. Ich ſelber hatte inzwiſchen ein ganzes Menſchenleben durchlebt mit aller Süßigkeit und Bitternis — er aber ſaß da vor mir ſo zufrieden, als wäre er immer noch das Kind, das keine Erregungen kennt über den Tag hinaus.

Wir ſaßen jetzt auf einer heißen Steinbank zwiſchen mandelduftenden Oleanderbüſchen, im Vorhof einer alten Seeräuberburg, die wild aufs Meer ſchaut. Und in dieſer heroiſchen Landſchaft berechnete mir Miljenko Crkviće mit geduldiger Genauigkeit die Dividende ſeiner Sparkaſſe. Frauen in Schleiertüchern gingen vorbei mit ſtolzem Gang, Chriſtusbräute in dunkeln Kutten, Männer mit Waffengurt, in kühnem Wurf ihre zerſchliſſenen prächtigen Mäntel um ſich geſchlagen. Ich ſah ihnen nach. Was ſteckte wohl hinter dieſer ſüdlichen Farbenpracht, dieſem pathetiſchen Ausſehn? Dachten auch ſie nur an Zahlen? An Sparen und Alltagsbehagen? Der Gedanke kam mir, daß es vielleicht immer ſo ſei: Je farbiger die Natur, deſto nüchterner die Menſchen? Und ich machte mir raſch eine Theorie zurecht, ſo ungefähr, als exiſtiere in jeder Landſchaft immer nur eine beſtimmte Maſſe von Leidenſchaft, die dann zwiſchen Menſchen und übriger Natur verteilt werde, ſo daß der graue Norden die tieferen Gefühle, der bunte Süden dagegen nüchternes Weſen aufweiſe.

„Und haben Sie wirklich in der ganzen Zeit gar nichts erlebt?“ fragte ich endlich geradezu.

Er zuckte die Achſeln. „Meine Verlobungsgeſchichte. Wenn es Sie intereſſiert, kann ich ſie Ihnen erzählen.“

Er hatte mir ſeine Verlobung angezeigt damals und mir ganz genau geſchrieben, wieviel ſeine Aranka in die Ehe bringen würde. Sehr viel verſprach ich mir nicht von dieſem ſeinem ‚Erlebnis‘. Aber er erzählte: „Ich war damals in einer Ölfabrik angeſtellt in einer ſerbiſchen Provinz Süd-Ungarns. Ich wohnte bei einer älteren Kaufmannswitwe, einer Couſine meines Vaters. Dieſe Couſine hatte es übernommen, mich zu verheiraten. Sie kannte im Komitat Bacsk eine Vaterwaiſe mit einem Barvermögen von 84 000 Gulden. Ich war ein ſchöner, junger Kerl von zweiundzwanzig Jahren, und die Couſine ſchickte meine beſte Photographie zu der Mutter der Aranka. Na und ſo erhielt ich zu Weihnachten, das ja bei uns im Jänner fällt, eine Einladung zum Balle dorthin. Mein Vater war bereits für die Partie entſchloſſen und hat mich am Mittag des ſiebenten Jänner mit ſeiner Ankunft überraſcht. Dann hat meine Couſine den Schlitten anſpannen laſſen, und wir ſind gefahren. Am Abend ſind wir angekommen, haben uns im Gaſthaus umgekleidet, und ich kam noch rechtzeitig in den Ballſaal. Es war ein Abend mit Konzert und Tanz. Das Vergnügen fand im Theater ſtatt. Die Damen und die älteren Herren ſaßen in den Logen; unten im Saale ſtanden die jungen Leute. Als ich eintrat, kamen ein paar Freunde aus der Nachbarſchaft auf mich zu, die gleichfalls geladen waren, und gratulierten mir. Die Aranka hatte einigen Freundinnen meine Photographie gezeigt und geſagt, ‚das wird mein Bräutigam‘, und die Freundinnen hatten mich an ihre Freier, meine Freunde, verraten. Ich ging nun mit meinem Vater in die Loge, um mich der Aranka und ihrer Mutter vorzuſtellen. Meine Braut war dekolletiert und, da ſie mir den Rücken zudrehte, ſah ich nur ihre mageren Schulterblätter, die weit aus dem Ausſchnitt hervorſtanden. Das mißfiel mir, und ich war ſo ziemlich niedergeſchlagen. Ich hatte die Aranka ſchon ſchriftlich durch die Couſine zur erſten Quadrille engagieren laſſen; die Quadrille begann eben. Die Aranka tanzte gut. Hübſch war ſie nicht, klein, kreolen-

Bildnis.

Gemälde von Heinrich Rauchinger.

Digitized by Google

artig braun und ein Schwächling, aber sie redete sehr angenehm, und ihr ganzes Benehmen war so vornehm und so intelligent, daß ich sie während des Tanzes liebgewonnen habe. Ich dachte, ich würde mich gut mit ihr vertragen können. Mein Vater stand in der Nähe und winkte mich heran: ‚Na, wie gefällt sie Dir?‘

‚Sie ist ein Schwächling,‘ sagte ich, ‚aber sie wird eine gute und kluge Frau werden.‘

Um vier Uhr morgens war der Ball zu Ende. Ich hatte mit der Aranka noch ein paarmal getanzt und mich immer mehr an sie gewöhnt.

‚Sie ist ein Schwächling,‘ sagte mein Vater, als wir zu Bett gingen, ‚aber reich und sympathisch.‘

Gerade das fand ich auch.

Wir waren am nächsten Morgen um neun zum Frühstück geladen bei der Aranka ihrer Mutter. Sogleich nach dem Kaffee wurde über unsere Heiratsaussichten gesprochen. Die Frau schlug mir vor, daß ich, wenn die Heirat zustande käme, in der Stadt bleiben und dort in das Bureau ihres Bruders eintreten sollte, der die serbische Bank verwaltete. Es wurde uns ein Sparbüchel auf 84 000 Gulden gezeigt, auf den Namen der Aranka ausgestellt. Auch hatte die Frau mehrere Häuser in der Stadt, so daß wir gute und billige Wohnung finden würden.

Um zwölf Uhr reiste mein Vater ab, und ich war nun der Freier der Aranka geworden, und das Haus ihrer Mutter stand mir daher von jetzt ab offen.

Ich wurde nun im Laufe des Jänner und Feber ein paarmal zur Jause oder zu Mittag geladen, im März durften wir schon in der Stadt und im Garten allein zusammen spazieren gehn. Zu St. Georg, das ist Mitte Mai, habe ich die Aranka von ihrer Mutter verlangt und zugesprochen erhalten, denn es war inzwischen alles zwischen ihr und den Eltern besprochen worden, dann habe ich die Aranka gefragt, ob sie mich heiraten wollte, und sie hat mir die Hand gegeben, und wir haben von unserer Zukunft gesprochen. Von dem Bankgeschäft und daß sie dort vormittags helfen wollte. Im Herbst sollte die Hochzeit sein, denn eher konnte die Staffier nicht fertig sein, und die Mutter wollte die Aranka reich staffieren.

Im September fällt bei uns Maria Himmelfahrt. Diesen Tag brachte ich bei meiner Braut zu. Um drei Uhr sagt mir die Aranka, wenn ich Lust habe, so bittet sie den Onkel, er solle anspannen, und wir fahren über die Donau nach Kamenitz zum Kirchfeste. Ich bin's zufrieden, und wir fahren. Wie wir an die Donau kommen, müssen wir einen Augenblick warten, weil die Schiffsbrücke ausgefahren wird. Unten fährt ein Schiff voll Weinleserinnen, denn am nächsten Morgen soll im ganzen Kreise die Weinernte beginnen. Die Mädchen haben gesungen und gelacht, und alles ist fröhlich gewesen.“

Miljenko Crkviče machte eine kleine Pause. In sein braunes, kurzes Gesicht war ein sonderbarer Ausdruck von Wonne gekommen, der es förmlich verklärte. Auch seine Stimme klang voller, als er jetzt weiter erzählte.

„Als wir auf den Kirchplatz kamen, fanden wir den Kirchhof innen schon ganz besetzt mit Trinkenden und Tanzenden. Sie tanzten den serbischen Nationaltanz, den Kolo. Die Zigeuner standen in der Mitte, um sie herum der Kreis der Tänzer. Es sieht hübsch aus, wie der Kreis niemals stille steht, sich immer ein paar Schritte nach rechts bewegt, dann wieder nach links während der Einzeltänze. Eine Menge Tische und Bänke hatten die Kirchenväter aufschlagen lassen und um die Kellerei drunten ein Holzgitter gezogen, damit die Betrunkenen nicht hinunterfallen sollten in den Ausschank. Getrunken wird an solchem Tage zum Besten der Kirche. Jedes Liter Wein ein Gulden. Für jeden Gulden, den der Aufseher mit seinem weißen Taschentuche signalisiert, wird ein Böllerschuß gelöst. Trinkt einer fünf Liter, so läuten die Glocken.

Ich bat meine Braut, sich mit mir außerhalb des Kirchhofs auf eine der Parkbänke zu setzen, denn ich mochte nicht so vieles Geld vertrinken. Anka hatte, auf meinen Vorschlag, einige Eßvorräte mitgebracht, und so saßen wir denn unter

Digitized by Google

einer großen Linde in Gesellschaft der Pfarrersfamilie. Außerdem waren noch der Dorfrichter da mit seiner Frau, einige Dampfschiffsbeamte und andere Stadtspitzen. Meine Braut wäre wohl gern unter der Jugend gewesen, aber mir zuliebe machte sie ihr freundlichstes Gesicht. Denn so war sie: immer gut und angenehm. Sie machte mich aufmerksam auf alles das, was mich als Fremden interessieren konnte.

Das waren hauptsächlich die Weinleserinnen in ihren hübschen Syrmier Trachten, die mir auffielen, jede ihren Handkorb am Arm. Bei uns in Dalmatien kennt man das ja nicht, solche allgemeine Weinlese. Jedes der Mädchen war bereits für den nächsten Morgen geworben und benutzte nun noch den freien Tag zum Tanzen. Sie trugen fast alle seidne, gestickte Blusenhemden mit goldgesticktem Brustlatz und frische Blumen zu beiden Seiten der langhängenden schwarzen Zöpfe.

Die Burschen in ihren Kleidern von schwarzer Schafwolle und orangefarbenen Seidenwesten trugen gleichfalls Blumen hinterm Ohr. Auf dem Kopf ihre weichen, schwarzen Filzhüte. Anka zeigte mir eine schöne, stattliche, ältere Frau, wie sie mit den geworbenen Mädchen verhandelte, die am Abend bei ihr helfen sollten; denn es ist Sitte, daß am Himmelfahrtstage jede Hausfrau auf dem Platz und auf der Gasse eine große Menge Gäste auf den Abend lädt, und sie bekommt dann sicher das Haus so voll, daß ihr Hilfe not tut, denn auch auf uneingeladene Gäste muß sie bereitet sein. Diese selbe Dame sahen wir dann noch zu den Zigeunern gehn, die am Zaune auf Bestellungen warteten, und sie auf den Abend verpflichten für Gesang und Tanz.

Immer weiter tranken sie da drinnen unterdessen. Ein Toast folgte dem andern. Auf das Wohl des serbischen Volkes; auf das Wohl des einen oder des andern serbischen Patrioten; der serbischen Einigung; der Jugend, der Mädchen.

Während wir da sitzen, kommt ein Herr zu mir heran und begrüßt mich. Der Geschäftsleiter der Ölfabrik, in der ich zuerst angestellt gewesen bin. Er fragt, wie es mir geht, und er hat schon gehört, daß ich nun in der Gegend bleibe und mich niederlasse. Er gedenkt auch bald zu heiraten und er ist hier mit Braut und Schwiegermutter. Dann spricht er mit Aranka, und dann kommt die stattliche Dame heran, und hinter ihr kommt ihre Tochter. Ich wende mich um und sehe in ein Paar große, tiefschwarze, glänzende Augen — in die Augen meiner künftigen Frau."

„Ihrer Frau? Aber ich verstehe nicht —"

Miljenko Crkviče blickte in den Abendhimmel. Sein Gesicht sah ganz jung aus und wunderschön in diesem Augenblick. Wie einer, der in Träumen spricht, regungslos und mit emporgerichtetem Gesicht redete er weiter.

„In dem Augenblick, wie ich da gestanden bin, ist etwas in mir mit einer fürchterlichen Gewalt in die Höhe geschossen. Ich habe geglaubt, jetzt muß ich sterben. Oder erst recht leben? Ich kann das nicht beschreiben. Ich weiß nur, daß Julkas Schönheit mir in mein Herz einsank wie ein Blitz. Und da stand alles in Flammen.

Einmal hatte ich den Eindruck, daß ich mich auf die Knie gelegt hätte vor sie hin, in Lehm und Pfützen; aber ich stand noch. Nur die Beine zitterten mir wie im Fieber. Julka hatte aber ein lichtblaues neues Kleidchen an, halbkurz, sie war erst sechzehn, einen Schäferhut von Stroh, wie er damals Mode war, und darunter ihre Augen wie zwei schwarze kostbare Steine.

Ich werde der Mutter vorgestellt von dem Geschäftsleiter, dann der Tochter. Die Julka ist seine Braut und die Mutter seine Schwiegermutter. Ich schwatze und lache, aber ich weiß von nichts, was ich da tue. Alle meine Gedanken sind wie eingekocht in die neue fürchterliche Wonne, die da in mir aufwächst, ganz hoch und stark wie ein Baum.

Wir setzen uns irgendwie in Bewegung. Neben mir geht der Geschäftsleiter. Er spricht vom Bankfach und daß ich da gute Aussichten hätte. Hinter mir gehen die Mädchen mit der Mutter. Ich höre die Stimme meiner Braut und meiner künftigen Frau, die eine schwächlich und hoch, die andere voll wie ein dunkler Flötenton, dazwischen die Stimme der Mutter.

Digitized by Google

Und ich weiß nichts und denke nichts, horche nur auf den Sturm, der in meinem Innern auf und ab tobt, und fühle, daß ich bleich bin wie Wachs. In diesen Augenblicken habe ich beschlossen, um jeden Preis um die Julka zu werben. Heute noch.

Hinter mir hat der Julka ihre Mutter die Aranka eingeladen, sie solle doch mit mir den Abend bei ihr zubringen. Aber die Aranka schlägt ab. Wir sind zu Hause versprochen.

Um sechs Uhr wird der Kirchplatz leerer, die Frauen und Mädchen gehen nach Haus, um vorzusorgen für die Gäste. Auch die beiden Frauen nehmen Abschied. Die Mutter gibt mir die Hand, und der Geschäftsführer gibt mir die Hand, und die Julka gibt mir die Hand. Meine ist wie ein Stück Winterholz. Als die drei auf der Straße sind, wende ich mich unwillkürlich, um ihnen zu folgen. Aber irgend jemand redet mich an, und ich bleibe wieder stehen und gebe Antwort. Dann fahren wir. Die Aranka ist froh und redet von ihrem Schreiner, den sie auf dem Kirchplatz getroffen hat, und von der Lade von Olivenholz, die er ihr schnitzen wird. Und ich bin neben ihr gesessen als ein Verbrecher, der immer nur gewußt hat: ‚Heute'.

Wir kommen zur Donau. Die Chaise hält an, weil man die Brückenkähne auseinanderzieht. Ich steige aus. Keine Gewalt der Erde hätte mich über den Fluß gebracht, von dem Ufer weg, an dem die Julka wohnte! Meiner Braut sagte ich, was auch die Wahrheit war, es wohne mir ein Onkel in der Nähe von Kamenitz, der traurig sein möchte, wenn er erführe, ich wäre dort gewesen und hätte ihn nicht aufgesucht. Ob meine Braut mir geglaubt hat, weiß ich nicht. Ich habe sie nie wieder gesehn. Und in ihren Briefen hat sie mir kein einziges Mal einen Vorwurf gemacht.

Ich habe bei ihr gestanden, bis die Brücke wieder eingefahren war, dann hab' ich ihr die Hand gegeben und bin davon.

Es ist dunkel gewesen in der betreffenden Nacht, und ich habe keinen Weg gewußt. Aber ich bin gelaufen, wie ein Hund läuft, der seinem Herrn nachjagt, querfeldein, über Zäune und Moräste. Die Hofbesitzer konnten auf mich schießen, die Hunde konnten mich zerreißen — aber ohne einzuhalten setzte ich meinen unbekannten Weg fort, der mich durch fremde Gehöfte und gelbe Felder führte. Einen Lahmen, der am Wirtshaus am Zaun lehnte, fragte ich nach Julkas Haus. Ich wußte nicht einmal den Namen ihrer Mutter. Ich mußte fragen nach der Schwiegermutter des Geschäftsleiters. Das Haus war drüben um die Ecke. Man sah den Lichtschein durch die Gartenhecke und hörte die Musik. Sie tanzten drinnen. An der Hecke reinigte ich, so gut es ging, meine beschmutzten Kleider, wusch mich am Brunnen und trat den Wachthund, der nach mir schnappte, in den Leib, daß er aufheulte.

Im Hof standen zwischen den Kaleschen eine große Anzahl Syrmier Taligen, Bergwagen, und in den Ställen fraßen vier, fünf Pferde aus einer Krippe. Nur ein halbwüchsiger Junge war bei den Pferden, die Kaleschenkutscher und selbst die Mietskutscher stampften wohl drinnen mit den Weinleserinnen den Kolotanz. Man fühlte das Schüttern des Bodens bis hier heraus. An der Flurtür war der Riegel vorgeschoben. Das brachte mich halb zur Besinnung, so daß ich umkehrte und zum Tor hinaus ging, aber der Hund stürzte mir nach und stellte mich. Ein erschrockenes Gesicht zeigte sich am Fenster über mir. Es war die Hausfrau selber, die am Wäscheschrank beschäftigt war, neues Tischleinen für neue Gäste zu holen. Sie rief den Hund zurück und ließ mich ein. Ich erzählte ihr von meinem Onkel und daß er nicht zu Hause gewesen wäre. Man gab mir ein frisches Hemd und bürstete meine Stiefel, dann trat ich ein in den großen Mittelsaal, in dem man aß und tanzte. Es war gerade ein großes Lärmen, so daß ich unbemerkt mich an die Tafel schleichen konnte und dort an einem leeren Platze niedersitzen.

Es ist dort die Sitte, wenn eins der fremden gemieteten Mädchen sich im Tanz besonders hervortut, oder sie hat ein patriotisches Lied mit besonders schöner Stimme gesungen, so wird sie zu den vornehmen Gästen an die Tafel gezogen, und

der Hausherr oder sein Stellvertreter trinkt ihr zu. Gerade das war eben geschehen, und der Geschäftsführer war aufgestanden und zu dem Mädchen hingegangen, so daß die Julka an der oberen Seite des Tisches ganz allein mir gegenüber saß und ich ihre Schönheit wieder recht deutlich sehen konnte. Und hatte diese ihre Schönheit mich vorher wild gemacht, so machte sie mich nun ganz stark und froh, und es schien mir, als wäre alles in bester Ordnung, gerade so, wie es nun war und werden sollte.

Man trug mir Essen auf, Tschérbasuppe von Huhn, sehr eingekocht mit Grün, Rahm und Zitronen dazu, dann Spanferkel und Handelpaprika mit Bäckerei. Ich aß tüchtig und trank dazu, denn ich war hungrig und durstig.

Es geschieht sehr oft bei uns, daß während einer solchen Festlichkeit irgendein Gast des Hauses in seine Tasche greift, ein Goldstück herauszieht und das Hausmädchen bittet, ihm ein Liedchen zu singen. Nach dem Liede füllt er dann ein Glas ganz voll mit Wein, wirft das Goldstück hinein, und das Mädchen muß das Glas bis zur Neige austrinken. Das Goldstück gehört dann ihr. Darauf füllen sämtliche Gäste ihre Gläser neu, der Gast spricht einen Toast auf das Mädchen, tadelt ihren Mädchenstolz, wünscht ihr einen schönen und fleißigen Bräutigam und küßt sie auf die Wange, worauf alle Gäste jubeln und das serbische Trinklied ‚Muo gaje leta' anstimmen. Das heißt: ‚Viele Jahre mögest du leben'. Das Mädchen küßt dann die Hand des Gebers. So ist es.

Als ich nun da saß, nahm ich aus meinem Geldbeutelchen ein Goldstück und ließ mir von der Bedienerin ein volles Glas reichen; alles ging wie es muß, sie trank und nahm das Gold und küßte mir die Hand. Aber da stehe ich auf meinen beiden Beinen und, nachdem ich das Mädchen kurz habe leben lassen, rede ich weiter. Alles erzähle ich, wie es mir gegangen ist, seit ich die Julka gesehen habe, wie mir zumute gewesen ist auf dem Kirchplatze und wie mir jetzt ist, daß ich nichts anderes weiß, als, wenn die Julka nichts dawider hat, bewerbe ich mich hiermit um die Julka und frage sie, ob sie meine Frau werden will.

Meine Stimme hat nicht geschwankt und gezittert. Strack habe ich dagestanden, größer als alle, die bei mir waren, und habe gewiß gut ausgesehen und ehrlich. Und schön bin ich auch gewesen an dem Abend, denn die Glut stand mir in Augen und Lippen geschrieben, daß jeder, der wollte, sie auflesen konnte, wie eine reife Frucht.

Erst ist eine große Stille gewesen nach meiner Rede. Und dann ein Verwundern und Gelächter — der ganze Saal hat gebraust. Der Geschäftsleiter hat alle überschrien und hat gesagt, man solle mich heraustun, ich wäre betrunken. Ein alter Onkel von der Julka ist aufgestanden und zu mir hingetreten, und die Tränen sind ihm über sein rotes, rundes Gesicht gekugelt vor Lachen. Die Hausfrau hat ganz still gesessen und auf mich geschaut. Die Julka aber hat die Augen unter sich geschlagen und kein Wort gesagt. Da habe ich meine Stimme noch lauter gemacht als vorher und habe noch einmal verlangt: ‚Die Julka soll sagen, ob sie mich will?' Und der dicke Onkel, der Spaßvogel, hat sie um den Gürtel genommen und sie vor sich hin geschoben zu mir hin. Da stand sie nun und bückte sich so tief, daß ihre langen Zöpfe meine Hände streiften. Und auf einmal tut sie die großen Augen auf und sagt mit klarer lauter Stimme:

‚Ich habe nichts dagegen.'

Und ich habe einen Ring vom Finger gezogen und ihn der Julka angesteckt. Da haben sich alle Gäste erhoben, haben ihre Gläser zur Hand genommen, und wie ein alter Schlachtgesang ist es um uns gebraust: ‚Muo gaje leta.' Der Geschäftsführer aber ist verschwunden gewesen, niemand weiß wohin."

„Und dann? Und dann?" Ich war ganz atemlos vor Spannung.

„Der lustige Onkel hat anspannen lassen, und wir sind zu meinem Verwandten gefahren, der in der Nähe wohnte. Eine ganze Rotte lustiger Bursche ist mitgezogen. Wir haben meinen Onkel aus dem Bett geholt und ihm gesagt, er müsse mein Brautwerber sein. Er ist gleich bereit gewesen, hat aber gemeint, es

Digitized by Google

handle sich um die Aranka. Als ich den Namen gehört habe, ist er mir schon ganz fremd gewesen. Als ginge er mich nichts mehr an.

Am nächsten Morgen bin ich zum Frühstück nach dem Weinberg geladen gewesen. Der Onkel ist mitgegangen und der Julka ihr lustiger Onkel auch. Im Berghüttchen stand ein Frühstück bereit, es war neun Uhr und die Lese schon im vollen Gange. Die Julka war mit ihren Mädchen auf dem Weingarten zur Rechten. Ich sollte sie eigentlich nicht sehen, bis alles abgesprochen wäre, aber zufällig, weil meine Ungeduld mich trieb und weil mir in meiner damaligen Verfassung jeder Umweg schrecklich war, ging ich, um in den linken Weingarten zu kommen, wo die Mutter ist, quer durch den rechten Weingarten hindurch. Und da stand die Julka und hatte eine rote Blume vor den Zopf gesteckt und meinen Ring trug sie am Finger. Sie versteckte die Hand, als sie mich kommen sah, aber die Mädchen kamen heran und wünschten mir Glück, und ich löste mich von ihnen mit Geld. Ich glaube, ich habe jeder einen Gulden gegeben. Wohl vierzig Mädchen.

Dann bin ich hinüber gegangen, wo der Onkel mit der Julka ihrer Mutter redete. Ich war als Freier und sogar schon gleich als Bräutigam angenommen und ich habe der Mutter die Hand gegeben, und alles war in Ordnung. Dann hat man mich weggeschickt, nach Haus, denn die Alten haben gesagt, bei den beiden Kindern brennt's zu lichterloh, und sie dürfen vor der Hochzeit nicht mehr viel beisammen sein, sonst gibt's ein Unglück. Im Winter haben wir geheiratet."

„Und dann? Und dann?"

Miljenko Crkvčie sah mich fragend an. Die Röte und die Jugend, die in seinem Gesicht gestanden hatte, war verschwunden. Er sah wieder genau so nüchtern aus wie gewöhnlich. Er stand auf. „Ich glaube, es wird Zeit zum Nachtmahlen? Zu Hause warten sie. Meine Frau hat mir aufgetragen, ich soll noch Stehkäs' bringen und Brot aus der Stadt."

„Was ist da noch weiter zu erzählen?" sagte er dann beim Gehn. „Es hat sich herausgestellt, daß die Julka eine viel reichere Partie noch ist, als es die Aranka war. Meine Eltern sind das natürlich zufrieden gewesen, und alles kam in Ordnung. Meine Stelle habe ich aufgegeben, und der Vater hat mir eine andere in Dalmatien besorgt, und vor einigen Jahren bin ich dann nach Ragusa gekommen —"

„Ich weiß, ich weiß! Jetzt sind Sie Direktor der serbischen Sparkasse in Ragusa. Aber sagen Sie, wenn Ihre Frau so jung war und so schön, waren Sie nicht manchmal eifersüchtig?"

„Eifersüchtig, nein. Wir hatten beide viel zu tun und lebten sehr einsam in der ersten Zeit."

„Da waren Sie wohl froh, Ihre Frau ganz für sich zu haben?"

Er lächelte. „Zuerst natürlich. Aber nachher — wissen Sie, wenn man sich so Tag für Tag gegenüber sitzt, dann schaut man einander gar nicht mehr an. Man wird sich schier einerlei. Und überhaupt — das sind so Kindereien. Nachher kamen der Sohn, dann die Tochter, da mußte man sorgen. Nun und heut — wenn ich mir so zusammenrechne, was ich in der Zeit vor mich gebracht habe —"

Wir gingen jetzt in halber Dunkelheit. Fast wäre ich gefallen. Mein Fuß stolperte über ein Hindernis, eine Stange, die quer über dem Wege lag.

„Eine Agavenblüte," sagte Miljenko Crkvicte und half mir darüber steigen, „sehen Sie, nun stirbt auch gleich die ganze Pflanze ab. Sie ist schon ganz gelb."

Da lag sie, die noch vor wenigen Tagen in honigduftenden, vieltausendfältigen Blumen prangte, jäh aufgeschossen, verbraucht, sobald ihr Zweck erfüllt war. Der maßlos lange Blütenspeer zusammengeknickt, trocken und verbräunt, von leeren Fruchtrispen dürr umhangen.

Eine ganze Weile sah ich darauf hin, dann wieder in Miljenko Crkvičes leeres, alterndes Gesicht.

Es kam mir vor, als hätte ich in den Süden ein bißchen besser verstanden in diesem Augenblick. — —

Digitized by Google

Le Baron de Grimm.

(† 19. Dezember 1807.)

Von Hans Berger.

In den landläufigen Geschichtsbüchern steht Friedrich Melchior Grimm nicht verzeichnet, und auch in den Literaturgeschichten für gewöhnlich nicht. Er gehört zu denen, die es aus allen Zeiten gibt: die der historischen Schneiderelle entgehen, weil sie ihr nicht „liegen", weil sie nicht recht in ein bestimmtes Normalkostüm hineinpassen. Schlözer, Görres, Gentz, Adam Müller, Lothar Bucher sind Namen dieser Art. Aber wenn man sich unmittelbar mit ihrer Zeit beschäftigt, da trifft man sie an, um überrascht zu erkennen, eine wie beträchtliche Rolle sie gespielt haben; und nicht bloß dies, nicht bloß „Rolle", sondern wie viel wirklichen Einfluß sie geübt haben, wie viel bedeutender an Geist sie waren als die durchschnittlichen Namen des Literaturverzeichnisses, zu wie vielem ihre Person die Vermittlung und vielleicht auch die wichtig werdende Einleitung gebildet hat.

So ist Melchior Grimm in der einen Beziehung zu nennen unter den Ahnen der modernen Feuilletonistik. Und im besonderen als ein frühester Vertreter der modernen Tageskritik, d. h. jener Art, die durchaus auf die angenehm pikante Unterhaltung, und zwar reichlich so sehr, oft noch mehr auf diese, als auf die sichere sachliche Führung des Lesers bedacht ist. Diese so gerne mit einem Durcheinander von reifem Urteil und rücksichtslosen Witzen jonglierende kritische Feuilletonkunst, deren erfolgreichsten jüngeren Vertreter nicht erst genannt zu werden brauchen, sind wir ja gewohnt, als eine französische Sonderart der Schriftstellerei zu betrachten, die erst das nach Paris als seinem Mekka wallfahrtende „Junge Deutschland" zu den Deutschen vermittelt habe. Dies wird auch immer zutreffend bleiben; von Frankreich kam die Art, und innerhalb des französischen Geistes mußte sie entstehen. Aber das Eigentümliche ist, daß wir nun auch hier, wie so unzählige Male im Dienste und Gewande der fremden Kulturen, den Deutschen finden, der an der Ausbildung des neu Entstehenden einen wichtigen und charakteristischen Anteil gehabt hat. Die heutige Tageskritik mit ihrer dreifachen Aufgabe, bequem unterweisend, allgemein anregend und drittens möglichst amüsant zu sein, hat ihren zugehörigsten Agnaten aus der Periode des Esprit in dem Neigungsfranzosen Grimm, auch wenn sie diese Genealogie erst nachträglich wiederentdecken sollte.

Es sind, außer dem eingangs erwähnten Grunde der schwierigen Einrangierung, noch ein paar weitere Umstände, die die Erinnerung an die Person Grimms verdunkeln. Erstlich der in Anklage und Argwohn immerhin überstiegene Haß, den Rousseau dem ehemaligen Freunde in den Confessions gewidmet hat. Eine unwillkürliche und menschlich im ganzen berechtigte Parteinahme für den bei vielen Schwächen ehrlicheren und naiveren „armen Jean Jacques" beeinflußt uns fühlbar, und sie lehnt nun Grimm leicht von vornherein ab, zumal wir die Confessions gewöhnlich früher lesen, als wir zur kritischen Objektivität und kühleren, psychologisch interessierten Hinnahme der Charaktere heranreifen. Zweitens beruht die neuere Geschichtschreibung der Literatur, der geistigen Kultur, des gesellschaftlichen Charakters der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zu großen Teilen auf den siebzehn Bänden von Grimms Correspondance littéraire, philosophique et critique, dem Lebenswerke dieses Mannes, das alle Zeiterscheinungen von 1753 bis in die ersten Jahre der Revolution in sich schöpft und sie sauber und geistreich für denjenigen herrichtet, der sie wieder — ausschöpfen wird. Es wäre also zuweilen Autoren-Selbstmord, zu jeglichem, was diesem kostbaren Quellenmaterial mehr oder minder abhängig entstammt, hinzuzusetzen: siehe Grimm.

Friedrich Melchior Grimm kam am 26. Dezember 1723 in Regensburg zur Welt, in der von zahllosen Gesandtschaften der Stände des heiligen römischen Reiches belebten Stadt des „immer noch währenden Reichstages". Sein Vater war ein lutherischer Geistlicher, der für die Ausbildung des Knaben das mögliche getan hat. Wie so viele nicht dumme Söhne gebildeter, aber unter der materiellen Enge des Lebens leidender Familien sehen wir den jungen Grimm von früh an entschlossen, sich eine begünstigtere Stellung in der Welt zu erobern und unter allen Umständen das dafür geeignet Erscheinende zu tun. Schon der Lyceist dramatisierte die Asiatische Banise, den immer noch beliebten, viele Jahrzehnte von den Lesern verschlungenen Roman des H. A. v. Ziegler aus dem Jahre 1688, und sandte ohne Umstände das Manuskript an den allmächtigen Gottsched zu Leipzig, wohin bald der Student persönlich nachfolgte. Gottsched hat denn auch das Drama seines eifervollen Anhängers in seiner Deutschen Schaubühne veröffentlicht, und die hier mit Lebhaftigkeit angeknüpfte Beziehung und Protektion ist

erst eingeschlafen, als Grimm sie nicht mehr brauchte. Die Gottschedin hat um diese Zeit der Erkaltung noch die von uns zu erwähnende, so großes Aufsehen in Paris erregende Broschüre des früheren Verehrers ihres Hauses ins Deutsche übersetzt, obwohl sich die Broschüre auf eine nur für die Franzosen akute Tagesfrage bezog.

Nach beendetem juristischen und philosophisch-literarischen Studium war Grimm zunächst Sekretär des kursächsischen Reichstagsgesandten Grafen Schönburg geworden. Von da aus erlangte er, daß der Graf ihm Ende 1748, als dem nunmehrigen Hofmeister seines Sohnes, den ersehnten Weg nach Paris eröffnete. Er — Grimm — hatte rechtzeitig die Sachlage, die sich durch den Ausdruck Klein-Paris für Leipzig und durch Gottscheds Literaturrichtung symbolisierte, begriffen und heftete sich bereits an die Fußstapfen Voltaires, den er als einen der frühesten in Deutschland zu popularisieren begann.

In Paris handelte es sich nun darum, selbständiger Fuß zu fassen, als es für den Hofmeister möglich war. Wir finden ihn bald als Vorleser bei dem sich dort aufhaltenden Erbprinzen von Sachsen-Gotha, und dessen Prediger vermittelte die Bekanntschaft des gut musikalischen Grimm mit dem elf Jahre älteren Rousseau. Rousseau war arm, wie Grimm, lebte in der Hauptsache vom Notenabschreiben, und war damals so literarisch unbekannt wie jener. Aber er saß schon als ein geduldeter und nachlässig verzogener, geistvoll paradoxer Kamerad unter den Leuten mit den literarischen Namen. Und dann war er mit verschiedenen dieser eigentümlichen Frauen der Pariser Kreise liiert, die teils durch einigen Geist, teils durch ihr Geld, teils durch ihre Herzensbedürfnisse, um es zart auszudrücken, nach allen Seiten hin Beziehungen und Einflüsse unterhielten. Beides war, was Grimm zu seiner Einführung brauchen konnte, und diese seine beiden Welten, die Literatur und die Frauen, tat ihm nun Rousseau mit ehrlicher, hingebungsvoller Freundschaft und willfährigem Eifer auf. Hierin liegt aber auch schon der Keim der baldigen Verstimmung und Entfremdung. Sie mußte eintreten, sobald Rousseau inne wurde, daß, trotz seines nun im Jahre 1750 durch seine gekrönte Preisschrift so plötzlich begründeten Ruhmes, die Grimm gewidmete rückhaltlose Freundschaft nichts als eine Brücke zu der glänzenderen Gesellschaft hin für den herzenskalten systematischen Emporsteiger gewesen war. Diesem aber seinerseits fiel, wie allen solchen Leuten, der zunächst noch allzu anhängliche Freund auf die Nerven, mit seinem Anspruch auf gegenseitige Treue, der unbeholfenen Naturburschenmanier und der ehrlich ausdauernden, aber ungeordneten, nichts weniger als repräsentationsfähigen Halbehe, in der er steckte, mit der Arbeiterin Therese Levasseur. In Grimms Benehmen gegen Rousseau empfand dieser die undankbare Überhebung des Jüngeren und eine gemierte Nörgelei; und die Versuche jenes, ihn von der guten Therese, die nicht einmal die Monatsnamen oder ein Geldstück kannte, loszumachen oder vielmehr sie von Rousseau abzuwenden, sah dieser nicht im Lichte einer gewissen egoistischen und rücksichtslosen Hilfsaktion, sondern jeglicher gewöhnlichen Perfidie. Am bittersten aber ertrug er es, aus dem Verkehr, den er Grimm vermittelt hatte, überall bei Männern und Frauen ein engeres Verhältnis werden zu sehen, das nun nach der bekannten Regel den Vermittler fühlbar zu eliminieren begann. So unter anderm mit Diderot, so mit dem reichen Parvenüsohn Baron Holbach aus der Pfalz, diesem idealistischen Parteigänger des jungen Materialismus, der den letzteren beträchtlicher durch seine mäcenatische Freigebigkeit zur Macht zu bringen geholfen hat, als durch seine eigenen, geistig recht abhängigen Schriften. Und so mit den Frauen, darunter der vielgenannten Frau von Epinay.

Die Taktik von Grimms gesellschaftlichen Erfolgen ist keine ungewöhnliche und eigentlich nur die allbekannte. Ein Hofmeister oder knapp gehaltener Vorleser, der den ansehnlicheren Leuten auffällig wird durch seine vorbehaltungsvolle Steifheit und seine Ansprüche machende Klugheit. Ferner durch die ungewöhnliche äußere Gepflegtheit seiner an sich nicht schönen Person. Denn wir dürfen die Ansprüche, die damals in solchen Hinsichten allgemein gemacht wurden, noch nicht überschätzen. Elegant war man im Anzug oder richtiger durch die Kostbarkeit und Feinheit des obersten Kleides, was ja auch schon ältere Jahrhunderte sehr viel mehr gewesen waren, als heutzutage wir. Und man war elegant in der Art, das Leben zu nehmen und von ihm zu sprechen, elegant in der Art, wie die reicheren Leute, denen auf der anderen Seite große Armut, nur im geringen Maße ein bürgerlicher Mittelstand gegenüberstand, ihre Mittel ohne Knauserei verwandten. Im übrigen fehlte der Zeit noch sehr viel Komfort und noch sehr vieles, was uns das selbstverständlichste Bedürfnis ist. Insbesondere das Wasser wandte man auf die persönliche Erscheinung und das persönliche Wohlbefinden erst in sehr schüchternem Umfange an, viel lieber sogenannte Schönheitsmittel aller möglichen künstlichen Art, und die Manieren blieben in vielen Beziehungen durchaus hinter unseren unwillkürlichen Vorstellungen von einer sich derartig vornehm fühlenden Gesellschaft zurück. Es vermochte also noch etwas Fremdartiges, Aufsehen machendes im „eleganten“ Frankreich zu sein, daß gerade dieser durch Rousseau mit der Gesellschaft bekannt gewordene Nichtkavalier mit einer „eigens dafür erfundenen Bürste“ seine Nägel rieb und denn auch Sorge trug, sich möglichst dabei überraschen zu lassen. Das übrige

aber trug Grimm seine „innere Doktrin" ein, wie Diderot es wohl nannte; einerseits die selbstaufgestellte These von seiner gefühlvollen Unverbrüchlichkeit als Freund, und anderseits die Maxime, die er vor den, an sich schon gar leicht umpanzerten Frauen der Zeit vertrat, daß es des Menschen oberste Pflicht sei, in allem unbedingt sich auf die Regungen des Herzens zu verlassen und ihnen zu folgen. Dieser kalte Galan wußte allerdings Posto zu fassen, und er gab keine Position wieder auf, sondern wurde dann in ihr der sich bestimmend gerierende Herr.

Dadurch, daß Grimm sich bei dem Grafen von Friesen, dem Neffen des Marschalls von Sachsen, wohlgefällig einzuführen wußte und dessen Sekretär wurde, kam er aus der gothaischen materiellen Enge heraus, ohne diese Beziehung darum für künftig verlieren zu wollen. Der Graf war reich, liebenswürdig, gab mit vollen Händen hin, und er stellte kaum Ansprüche an seinen Sekretär, ließ sich vielmehr angelegen sein, diesen wie einen Gleichberechtigten in die vornehmsten Kreise einzuführen. Damit waren diese zwar noch nicht für ihn gewonnen. Aber die Aktionen des gesellschaftlichen Emporkömmlings konnten doch in hellerer Beleuchtung beginnen.

Wir können nicht viel über die tiefe, geheimnisvolle Liebe zu einer deutschen Prinzessin sagen, die ihn beinahe — natürlich beinahe — zum Selbstmord brachte. Dieser Roman, auch wenn er Grimm selber deutlicher bekannt war als uns, war jedenfalls für die Pariser noch nicht so gut kalkuliert, wie er es für deutsche Nähmädchen gewesen wäre. Aber eines Tages verliebte er sich mit größter Heftigkeit in die allgekannte Mademoiselle Fel von der Oper, nachdem er sie schon längere Zeit gekannt hatte. Der Sekretär mit den blanken Nägeln und dem weißgeschminkten Gesicht — Tyran le Blanc nannten ihn seine kritischen Freunde — tat es der Sängerin nicht an, sie kaprizierte sich darauf, ihrem guten Cahusac, einem bekannten literarischen Edelmanne, treu zu bleiben, und vielleicht war das das Erwünschtere für die eigentlichen Ziele dieses plötzlichen Liebhabers.

Es gab nun zwar genug hergebrachte Mittel, auch einen Korb mit gutem gesellschaftlichen Erfolg zu parieren. Diesem unglücklich Liebenden schenkte das erfindungsreiche Schicksal ein anderes, gänzlich ungebrauchtes und viel besseres, er wurde besorgniserregend krank aus unsäglicher, verwundeter Liebe. Tagelang lag er in einer merkwürdigen Lethargie, ohne Schmerz, ohne Fieber, mit unverändertem Puls, niemals sprechend, niemals antwortend, manchmal verstehend, was man ihm sagte, lautlos die eingemachten Kirschen schluckend, die man ihm auf die Zunge legte. Der Arzt, den der Graf Friesen brachte, untersuchte ihn; auf jeden Fall ein kluger Arzt, denn er ging, ohne sich auf Diagnosen und Rezepte einzulassen, aber er lächelte mit feiner Unbestimmtheit. Am Bette aber saßen abwechselnd Jean Jacques und dessen Freund, der Abbé Raynal, dieser ein abtrünniger, freigeistiger Jesuit, der seine vielgelesenen literarischen Arbeiten nicht gerne ohne bequeme Beihilfe anderer zuwege brachte. Nach einigen Tagen stand der Kranke auf, zog sich an, war und lebte wieder wie zuvor. Aber das mondäne Paris hallte wider von seinem Namen. Das Wort romantisch hatte man damals noch nicht, wohl aber: sentimental; dieser Deutsche, exaltiert und empfindsam bis zum Sterben an einer Liebesaffäre, war auf einmal die Sensation des Tages geworden, und selbstverständlich die Neugierde aller mit der Mode gehenden Damen.

Nun geht es wie im überlegenen Schachspiel Zug um Zug voran. Die Hauptstadt hatte damals ihre große Frage, nämlich die aufgepeitschte Erörterung über die größere Vorzüglichkeit der französischen Oper oder der soeben 1752 auftretenden italienischen Intermezzospieler, der Buffoni, denen man die Bühne der Oper als Gästen überlassen hatte. In diesem alle Welt in Bouffonistes und Antibouffonistes spaltenden Modestreit trat Grimm, ehe er selber als das Tageswunder der leidenschaftlichen und gefühlvollen Liebe schon wieder vergessen war, auf die Seite des coin de la reine, wie die Bouffonistes nach ihrem Platz unter der Loge der Königin, im Gegensatz zum coin du roi, am liebsten bezeichnet wurden: durch seinen „petit prophète de Böhmisch-Broda". Ebenso tat es Rousseau, durch seine Lettre sur la musique française. Rousseau erlebte hier wieder einmal die tiefe Ungerechtigkeit des momentanen Effekts; an ihm blieb die ganze Entrüstung über die Preisgabe der nationalen Musik hängen, während die Schrift Grimms im reichsten Erfolge ihr Aufsehen als kecker Vorstoß und den Ruhm, pikant zu sein, einerntete; Voltaire selber hielt es für das Klügste, die neue Sensation auf den Ton zu stimmen: de quoi s'avise donc ce Bohémien d'avoir plus d'esprit que nous?

Der Abbé Raynal unterhielt damals eine „Korrespondenz", wie die fremden Höfe sie sich vielfach bestellten, um durch laufende Berichte über das in Frankreich Tonangebende informiert zu sein; die seinige ging an die Herzogin von Sachsen-Gotha. Er nahm nach seiner Manier zum Gehilfen jetzt Grimm, der ja zu diesem Hofe schon seine Beziehung hatte. Damit verschwindet aber auch alsbald der Name des Abbé aus dieser Berichterstattung. Mit 1753 setzt die „Korrespondenz" Grimms ein, die fortan seine Tätigkeit konzentriert und die den Ruhm des Mannes von Esprit auf eine wertvollere Weise rechtfertigt, als der Prophet von Böhmisch-Broda es getan hatte, durch den er ihn erworben.

Sekretär des Grafen von Friesen war er nach wie vor, und als dieser starb, fand er

Ersatz. Es mag wohl malitiös stilisiert sein, obwohl Rousseau sich auf das zeitweilige allgemeine Amüsement hierüber beruft, was er von Grimms Trauer über den Grafen erzählt, wie man ihn trostlos umhergehen sah, Taschentücher an die Augen drückend, wie er sich umschaute, ob auch jemand da sei, und wenn er sich unbeobachtet glaubte, ein Buch aus der Tasche zog. Jedenfalls wurde er nun Secrétaire des commendements du duc d'Orléans, in welcher Stellung er sich ebenfalls recht ungestört seiner Korrespondenz widmen konnte. Er hat aus ihr ein inhaltvolles laufendes Tagebuch der literarischen Ereignisse, der bemerkenswerten geistigen und gesellschaftlichen Vorgänge und ein Sammelwerk der feineren Zeitbetrachtungen gemacht, wie man sie als „historisch-philosophische" damals mit Vorliebe bezeichnete. Aber er gedachte auch nicht, daß die Arbeit sich allein durch die gothaische Remuneration lohnen sollte. So hat er sie, in einem Umfang, den genauer erst archivalische Nachsuche feststellen müßte, auch an andere Höfe zu lancieren gewußt und diesen die gleichen Mitteilungen in Kopie oder in zum Teil veränderter Redaktion gemacht. Jedenfalls erhielten von ihm die Korrespondenz, natürlich ohne daß er von den Empfängern Aufhebens machte und durch glatt aufgedeckte Karten die Munifizenz seiner einzelnen Höfe herabstimmte, früher oder später auch die Zarin Katharina II., die Gönnerin seines nahen Freundes und gelegentlichen Mitarbeiters Diderot, König Gustav III. von Schweden, der König von Polen, der Herzog von Zweibrücken, die Erbprinzessin und „große Landgräfin" von Hessen-Darmstadt, jene geborene Zweibrücknerin Karoline, die aus Darmstadt einen Mittelpunkt der literarischen Beziehungen in Deutschland machte und die Schwiegermutter Karl Augusts von Weimar wurde, sowie noch ein paar kleinere, bildungseifrige deutsche Fürstlichkeiten. Friedrich der Große hat nur in den Jahren 1763 bis 1766 Grimms Korrespondenz bezogen.

Aus dem Hofmeister und Literaten war unterdessen ein Grandseigneur der französischen Gesellschaft geworden. Diese Aristokratie war längst nicht mehr starr und selbstsicher genug, um sich den Esprit durch Hochmut vom Leibe zu halten. Sie hatte sich ihm gebeugt oder sich von ihm erobern lassen, so gut sie das konnte, und hielt nur darauf, daß er ihre Manieren anerkannte. Sie war ferner auch viel zu sehr durchsetzt von dem Parvenütum und dem Glücksjägertum, das ja viel weniger in den befestigten Republiken als unter dem Absolutismus gedeiht, um noch nach der Ererbtheit der Einkünfte zu fragen. Und vollends wäre es, was auf einem anderen Blatte steht und was wir an zahllosen biographischen Einzelfällen beobachten, etwas durchaus Unerhörtes gewesen, von dem Schriftsteller Rechenschaft über die Zusammensetzung seines Unterhalts zu verlangen. Er war ja im Durchschnitt sogar noch immer der „Fahrende" der alten Zeit, der aus der Gunst und „Milde" der Besitzenden und Hochgestellten, aus den „Widmungen" an sie, dem Mäcenatentum und nicht zuletzt auf irgendeine Weise aus der Gönnerschaft der Frauen seine Existenz zu decken gewohnt war.

Da ist die schon genannte Frau von Epinay, mit ihrem vollen Namen Louise Florence Petronille Tardieu d'Esclavelles, Madame de la Live d'Epinay, geboren 1726, als eine der für die Zeit am meisten charakteristischen Erscheinungen. Ihre eine wesentliche Eigenschaft ist ihr Reichtum. Die Protektion, die ihr der König hatte zuteil werden lassen, liegt nicht in völlig klarem Licht; der Titel dafür war, daß ihr Vater, ein hennegauischer Edelmann, im Dienste Frankreichs gefallen war. Man hatte ihr zur Mitgift einen Bon auf eine Generalpächterstelle bestimmt; das waren ja diese Halbämter der Steuerpächter, die als bequeme Großunternehmer, gegen feste Zahlung an den Hof, die Staatssteuern einzogen und aus den Überschüssen des Geschäfts unermeßlich reich wurden. Mit solcher Anweisung ausgestattet, heiratete sie einen Vetter, der in den Darstellungen gerne als arger Lebemann abgetan wird und jedenfalls nur hier und da in ihrem Leben mit abgeblaßten, einem Ehemann sonst zustehenden Rücksichten in die Erinnerung tritt. Der Inhalt dieser Frau sind der Verkehr mit den bekanntesten Geistern Frankreichs und die Liebe „aus Galanterie". Jene Modeliebe eines sich auflösenden Kultursystems, die kaum noch irgendwo einem starken Temperament, einer die Bedenken des Sündigen zurückstoßenden, heißen Leidenschaft entspringt, die einfach bedenkenlos ist, die ein zerfließendes Durcheinander der Beziehungen verträgt und mit dem Herzen kaum etwas, eher mit der gewöhnlichen leichten Gutherzigkeit derartig nachgiebiger Frauen zu tun hat. Ein entsprechend empfindsames, rührseliges und tändeliges Gepräge haben auch Frau von Epinays eigene Schriften erzieherischer Art, von denen die Conversations d'Émilie deutlich und — unstolz genug an den Emile ihres einstmaligen Freundes und jetzigen Schmähers Rousseau, erinnern; nebenbei gesagt, haben diese Conversations der durch viele Arme Gegangenen um so sicherer den Tugendpreis der französischen Akademie eingebracht. Das rechte Bild dieser Frau und der ganzen Zeit geben aber am meisten ihre auf Grund von Tagebüchern abgefaßten Memoiren, die trotz der pseudonymen Einkleidung von preisgebender Selbstaufrichtigkeit sind. Sie sind es weit mehr als in all ihrem stilisierten Cynismus die Confessions des ihr gegenüberstehenden Rousseau, des nicht so sehr in der Preisgabe, als in der brutal indiskretesten Eitelkeit und in sophistischen Apologien schwelgenden Mannes.

Auch darin trifft dies zu, daß Rousseaus

eitler Racheſinn es ſo darſtellt, als habe die adlige Frau von Epinay ihn einſeitig gern gehabt, und ſcheinbar einleuchtende intimſte Gründe vorbringt, weshalb ihre Perſon es ihm nicht angetan habe. Die dem dreißigſten Lebensjahre damals Entgegengehende hat in der Tat ſehr viel für ihn getan, und nicht bloß in der Richtung, wo ihr zu tun bald nichts mehr übrig blieb. Sie hat ihren ungeleckten Bären mit viel Geduld genommen, auch mit aller leichten Nachſicht gegen überaus lebhafte Seitenſprünge, und ſie hat ihm, nebſt ſeiner Thereſe und deren Anhang, auf ihrem Beſitz am Rande des Waldes von Montmorency — heute im äußeren Rayon der Forts von Paris nach Norden zu, über St. Denis hinaus — die berühmte Ermitage eingerichtet, wo er ſorgenfrei leben ſollte. Es iſt nun kein Zweifel, daß Grimm der Zerſtörer dieſer Zuflucht und Lebensſicherung für Jean Jacques geworden iſt, ſo kritiſch und zwiſchen die Zeilen ſehend man auch deſſen eigene Mitteilungen leſen mag. Nicht in plumper Weiſe hat Grimm ihn aus dem Verhältnis zu der Epinay verdrängt; die Handhaben zu liefern hat er ſchon der Nervoſität des bisherigen Freundes, deſſen fernere Nähe ihm in mehrfacher Hinſicht läſtig fallen mochte, gewährt. Es gab noch einmal dazwiſchen eine Ausſprache, noch einmal meinte Rouſſeaus Vertrauen froh ſich befreiend mit der alten Wärme wieder aufleben zu dürfen; aber deſto bitterer war dann der Bruch mit Grimm und Frau von Epinay zugleich. Dies iſt die Angelegenheit, die uns das weitſchichtig ausgeſponnene Quellenmaterial verſchafft hat, um in Grimms Charakter näher hineinzuſehen, — und freilich auch die Gelegenheit, dabei zu denken: wie ſehr es doch immer von zufälligen Umſtänden abhängt, nicht bloß literariſch, ſondern mitten im Leben um uns her, ob wir irgendeines vielgenannten und erfolgreichen Mannes Bild plötzlich in ſo intim eindringlicher und unangenehmer Weiſe beleuchtet erhalten oder nicht.

Es iſt bezeichnend, daß Grimm, wo in der neueren Literatur von ihm im Vorbeigehen die Rede iſt, in dieſen Jahren und eigentlich von Anfang an ſchon immer als der vornehme Baron Grimm figuriert; ſo unwillkürlich imponiert der Glatte, Weltmänniſche, Aufgeſchminkte noch ſogar den nachträglichen Plutarchen. Derartig etappenlos iſt er zwar den Weg, den er ſuchte, nicht gegangen. Indeſſen, er kam in ihm zum Ziel. Aus dem Korreſpondenten der Höfe wurde noch ein beglaubigter Diplomat. Wenn auch nur ein kleiner, ſo immerhin doch überhaupt einer. Man findet berichtet, zuerſt ſei die Reichsſtadt Frankfurt ganz zufrieden geweſen, ihn für ein Billiges als Reſidenten am franzöſiſchen Hofe zu akkreditieren. Dieſe Stellung habe Grimm dadurch verſcherzt, daß die von je ſehr neugierige Pariſer Spionagepolizei in ſeine poſtbeförderten Depeſchen geguckt und darin allzuviel indiskrete Bosheiten der Art gefunden habe, wie ſie zwar ſeine Korreſpondenz pikant machten, aber als offizielle Stilübung den Anlaß geben mußten, auf einen anderen, die politiſchen Déhors formeller wahrenden Reſidenten zu dringen. Wie dem ſein mag, jedenfalls wurde Grimm weiterhin, 1775, ſächſiſch-gothaiſcher Geſchäftsträger, und als er einmal als Mitglied des diplomatiſchen Korps befeſtigt war — ohne darum ſeine Korreſpondenz aufzugeben —, ſtellte ſich dem alle denk- und nutzbaren Beziehungen Pflegenden auch der Apparat der gangbaren Auszeichnungen ein. Zum Freiherrn, was damals mehr war als heute der Freiherr des Briefadels, zumal der öſterreichiſche, erhob ihn 1777 der römiſch-deutſche Kaiſer, Joſef II., und Katharina II. hat ihn zum ruſſiſchen Staatsrat und Großkordon des von ihr geſtifteten St. Wladimir-Ordens ernannt.

Man wird übrigens die zugeſtandene Maßgeblichkeit und den Einfluß ſeiner Berichte über das meiſtbeachtete Land Europas, Frankreich, über deſſen Kulturerſcheinungen, deſſen Lage und auch deſſen Regierung nicht zu unterſchätzen haben. Denn ſeine Korreſpondenz wurde natürlich nicht bloß von den Adreſſaten ganz perſönlich geleſen, ſondern war auch beſtimmt, den Miniſtern und ſonſt wichtigen Perſönlichkeiten mitgeteilt zu werden. Von Gotha aus wurde ſie freundnachbarlich an den Weimarer Hof gegeben, wo wieder Goethe und deſſen Kreis aus ihr Nachrichten über die geiſtige Bewegung in Frankreich zogen. Goethe hat auch gerne die Gelegenheit benutzt, mit dem beträchtlich älteren Baron Grimm bei deſſen ſpäterer Rückkehr nach Deutſchland im Jahre 1792 zuſammenzutreffen und ihn kennen zu lernen. — Wie Grimm ſeinen fürſtlichen Auftraggebern berichten könnte und ſollte, hatte der Kluge bald heraus bekommen. Er durfte ſagen, was er dachte oder wollte, deſto beſſer, in dieſer Form und auf dieſem Wege wollten ſie eine einleuchtende, kluge Wahrheit hören. Das iſt ja überhaupt dem ausgehenden ancien régime zu eigen, daß es bei ſeinem Gefühl des problematiſch gewordenen Abſolutismus die Schmeichelei in der dick aufgetragenen Form verachtet, wie ſie das Jahrhundert vorher gefordert hatte, und daß es wiederum noch nicht, wie nachmals die Ära der Napoleon und der Metternich, den privaten kritiſchen Geiſt für nicht erlaubt anſah. Es liegt eine rechte Ironie darin, daß, als im Jahre 1812 die erſten Partien von Grimms Korreſpondenz durch den Druck veröffentlicht wurden, große Bruchſtücke wegen der napoleoniſchen Zenſur unterdrückt werden mußten; alſo Darlegungen und Meinungen, welche an die Selbſtherrſcherin von Rußland hatten gerichtet werden können und ihr gefallen hatten, waren ſo viele Jahre ſpäter unter dem nachrevolutionären, konſtitutionellen Kaiſerreich anſtößig.

Die Adreſſaten dieſer Korreſpondenz woll-

ten hören, was eben kein durchschnittlicher Hofmann und Geheimrat ihnen zu sagen hatte, sie waren dankbar für die Objektivität und Überlegenheit der Beurteilung, die ihnen persönlich auf diese Weise zugeführt wurde. In der Zeit, da ganz Europa gegen Friedrich den Großen in Aufruhr war und den Soldatenkönig verdammte, der den Siebenjährigen Krieg durch die Wiederherausgabe Schlesiens hätte vermeiden können, schrieb Grimm: ‚Gewiß, nach den Gesetzen der praktischsten Vernunft hätte er so handeln können. Aber wie dann? Würde nicht denselben Mann, den nun der Tadel aller Welt trifft, nicht erst die Verachtung aller Welt treffen, daß er es getan? Der Sohn Cromwells war vernünftig in diesem Sinn, er verzichtete auf die Aufgabe, das bedrohte Werk seines Vaters aufrecht zu erhalten; aber wie ist dieser Allzuweise von den Zeitgenossen und der Nachwelt verachtet worden!' — Im übrigen darf man nicht voraussetzen, durchaus einheitliche Anschauung oder immer zutreffende Voraussagen in diesen weitschichtigen publizistischen Äußerungen zu finden. Es zeichnet Grimm aus, in einer Periode, da nicht nur die politisch-geistige Opposition über die Wohlfahrt der Staaten und ihrer Zugehörigen durchaus dogmatisch dachte — wie noch bis in unsere Tage hinein ihre Epigonen —, da man allgemein und immer von der Staats- und Verfassungsform ein mechanisches Glück erwartete: daß er schon damals als Realpolitiker und politischer Psychologe seine Meinungen gebildet hat. So gelangt er zu der Formel, daß es absurd sei, über die beste Staatsform zu streiten, weil in jedem Volke immer für sich diejenige Regierungsform historisch heranwachse, die diesem Volke seiner Anlage am meisten entspreche. Es komme also nicht darauf an, die Verfassungen der einzelnen Staaten miteinander zu vertauschen, sondern die in jedem Lande vorhandene zeitgemäß zu verbessern. Mit anderen Worten, er glaubte an eine Möglichkeit der Reform des alten Systems in Frankreich, anstatt an eine auf das Muster Englands oder gar Amerikas abzielende Revolution. Oder doch an keine blutige Revolution. Nur in diesem Sinn hatte er sie schon 1768 angekündigt, aus der Erschlaffung des Christentums, der Müdigkeit und dem Epikureismus der Kirche in den katholischen Staaten; durchaus nicht mit Unrecht erblickte er in dem anwachsenden Haß gegen den Klerus dasjenige Moment, das mit am lebhaftesten zu einer Revolution drängte, welche dann aber auch den politischen ganzen Zustand umzuformen und zu erneuern versuchen würde. On peut dire que la France est le foyer de cette révolution, qui aura, sur les précédentes du moins, l'avantage de s'effectuer sans qu'il en coûte du sang. Er dachte sich diese damals von ihm zugegebene Revolution eher in der Art der Staat und Kirche einschließenden Umwälzungen zu Luthers und Calvins Zeit.

Aber in der Hauptsache bespricht die Korrespondenz ja die Zeiterscheinungen der unpolitischen Art, und vor allem die literarischen. Es tritt unverkennbar auch hier der Egoist in dem Manne hervor, der diese Berichte und Kritiken verfaßt. Das Werk des Schriftstellers, das analysiert wird, hat, soweit jener nicht gerade ein naher und nützlicher Freund ist, für den kritischen Autor nur die Gelegenheit zum eigenen Effekt zu sein. Mit dieser unveräußerlichen, persönlichen Tendenz bleiben die Berichte belastet, der Kritiker wird auf alle Fälle geneigt und mit Geschick bemüht sein, sein Licht über das des Kritisierten zu stellen. Aber innerhalb dieser Begrenzung sind die Berichte von großem Interesse und Wert. Es spricht ein zu hohem Grade überlegener Geist, der ebenso unterrichtet und umfassend, wie fein und in sich sicher ist. Das verdeckt die Schmiegsamkeit in der Beurteilung nach dem stillen hauptsächlichsten Zweck, gibt den Eindruck der exakten Urteilsfähigkeit. Und da diese berichtenden Rezensionen immer abgerundet und ausgeklärt sind, erhalten sie, in Verbindung mit der geistvollen, schlagfertigen und kaustischen Form, etwas ungemein Fertiges, Frappierendes, sich Einprägendes; sie geben immer jenen höchsten Eindruck einer sicher unterrichtenden und klügermachenden Führung, der sie den Adressaten der Korrespondenz so wertvoll machte. Die Fähigkeit des Nachverstehens, die er dem Leser zumutet, wird niemals zu sehr angespannt, der Leser wird niemals ermüdet, aber immer wird er in das angenehme Selbstgefühl versetzt, etwas nicht Gewöhnliches mit Gewinn zu lesen und ihm beizustimmen. Ganz entsprechend gibt es nichts für Grimm, das gänzlich unter seiner kritischen Aufgabe bleibt. Mag der behandelte oder mißhandelte Autor ihm nur dazu taugen, dessen Dummheit zu erweisen oder sich über seine Naivität und Gutgläubigkeit lustig zu machen, tant mieux, es ist die Gelegenheit, wo der Kritiker auf die amüsanteste Weise zeigen kann, daß er selber weder dumm noch naiv ist und für beides wenig Sympathie und Hochachtung besitzt. Insofern tritt hier in die Literatur jene Art der kritisch-grausamen Belustigungen des Publikums ein, welche in unseren älteren Tagen den Paul Lindauschen Literatur-Kindsmorden einen zwar verwelklichen Lorbeerkranz gewunden, aber ja auch seitdem Nachfolger gefunden hat. Freilich zu Grimms Zeit war das den Empfängern dieser handschriftlichen Berichte etwas Neues. Wir sehen uns ja noch vergeblich nach derlei um in eines Goethe immer zu dem Wohlwollen des Größeren, Reiferen geneigten vielen Rezensionen aus deutscher und fremder Literatur, und auch Lessing hatte seine unerbittlich scharfe Waffe jedesmal nur gegen Gegner geführt, mit denen sie zu kreuzen ein nicht unehrenvoller, durch das Ergebnis der Entscheidung wichtiger, offener Zweikampf war.

Den Propheten, der die allgemein vor-

ausgesetzte und erwartete gewaltsame Revolution nicht hatte anerkennen wollen, schreckten aus seinem Optimismus und seiner annehmen Lebensgewöhnung die Tage der Jakobinerherrschaft in Paris auf. Mit bitterstem Widerstreben zog der so gedeihlich in das alte, tändelnde und geistreiche Frankreich eingewöhnte Epikuräer und Literat davon und gab damit unfreiwillig die Stellung auf, auf der er materiell gestanden hatte. Aber selbst wenn der „Baron" Grimm, der Aristokrat aus Neigung und persönlicher Eroberung, bis in die eigentliche Schreckenszeit zu bleiben vermocht hätte, wie es u. a. der schlesische Graf Schlabrendorf tat, so trieb schon vorher der Ausbruch des Krieges gegen die alten Mächte den Diplomaten davon, der nun mehr denn je auf diesen Teil seiner persönlichen Errungenschaften angewiesen war. Nach mehr als vier Jahrzehnten kam der Mann, der inzwischen ein geradezu typischer Franzose des späteren XVIII. Jahrhunderts geworden war, in seine deutsche Heimat zurück. Sie vermochte ihm keinen neuen Inhalt seines Lebens mehr zu zeigen. Er ging nach Gotha, und Katharina II. versorgte ihn weiter, indem sie ihn zu ihrem Gesandten bei den Regierungen der Stände des niedersächsischen Kreises im Römischen Reiche machte; als solcher nahm er nun seinen Wohnsitz in Hamburg. Auch Paul I. bestätigte ihn in diesem Amte, aber der Lebenssinn des alten Publizisten und Lebenskünstlers war zu Ende; als eine Krankheit ihn ein Auge kostete und ihm mit dem Verfall seiner körperlichen Kräfte zugleich den der geistigen zeigte, zog er sich von neuem nach Gotha zurück, wo er noch einige Jahre lebte. Hier ist er am 19. Dezember 1807 gestorben. Das Emporsteigen des Napoleonischen Gestirns aus der Revolution hat er also noch geschaut und mit ihm die höchste Machtentfaltung des Landes, das in seinem eigentümlichen Dualismus von Verfall und Neuforderungen so lange Zeit das Objekt seiner Beobachtung und seiner dem Auslande gelieferten berichtenden Kritik gewesen war.

Was Grimm nicht erlebt hat, ist sein eigener und eigentlicher litterarischer Ruhm: der öffentliche und der bleibende nach dem längst vergessenen des kleinen Propheten von Böhmisch-Broda und dem nie beträchtlich gewesenen seiner Lettres sur Omphale von 1752. Denn 1812 begann man mit der Veröffentlichung seiner bis dahin nur handschriftlich vorhandenen, in den betreffenden Hofarchiven liegenden Korrespondenz. Damals veröffentlichte man zunächst den die Jahre 1771—1782 umfassenden Abschnitt als den interessanteren; dann 1813 die Partien von 1753—1770, sowie die von 1782—1790. 1814 erschien das Supplement, das außer kleinen Schriften und Briefen, darunter dreizehn an Friedrich den Großen, nunmehr die noch als anstößig weggelassenen Teile der Korrespondenz enthielt. Seine Briefe an Katharina II. sind in den achtziger Jahren in Rußland veröffentlicht worden. Noch zweimal wieder sind, abgesehen von einer auszüglichen Übersetzung ins Deutsche 1820 ff., die Bände seiner Korrespondenz neu im Original herausgegeben worden, 1829—1831 und 1877—1882. Die zweimalige Wiederauflage oder vielmehr Neuausgabe eines derartig weitschichtigen und in den Bibliotheken doch vorhandenen Quellenwerkes ist der stärkste Beweis, der für seinen Wert als zeitgeschichtliche Fundgrube und zugleich für den Reiz seines Inhalts überhaupt geführt werden konnte.

Die Kerze.

In dunklem Raum, von Rätseln umgeben,
Eine flackernde Kerze — das ist mein Leben.
Aus schmaler, blasser Hülle bricht
Zitternd der Seele heißes Licht.
Die Wände entlang spielt ihr tastender Schein,
Und Träume blasen in sie hinein,
Und Wünsche biegen sie hin und her,
Dann zuckt sie unruhig und atmet schwer.
Zu großes Glück und zu große Schmerzen
Zehren an ihrem weißen Herzen.
Sie trägt den Tod schon in der Brust
Und dennoch glüht sie in brennender Lust.
Sie tanzt und flackert, sie strahlt und lacht
Und weiß doch, sie stirbt noch diese Nacht.
Ganz einsam treibt sie ihr blendendes Spiel —
Nur weil sie nicht verlöschen will.

Grete Reck.

Digitized by Google

Der Hallelujaflug.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

Es war einmal ein kleiner Engel, der war auf Erden ein loser Strick gewesen. Als er nun in den Himmel kam und ihm Flügel wuchsen, legte er seine Erdenart nicht ab. Schöne blonde Locken hatte er ohnedies unten gehabt, und sein weißes Gewand glich ja fast dem Hemd, das er am Tage seines Todes getragen. Darin hatten sie ihn begraben, denn seine Eltern waren arm. Vielleicht freuten sie sich, daß ein hungriger Esser weniger am Tische saß und es gerade jener war, der ihnen immer Not und Sorge machte.

Er kam nie zurecht zur Schule. Der Tau perlte so herrlich auf den Gräsern in kleinen glitzernden Kugeln, daß er sich nicht satt sehen konnte daran. Und wenn die Frösche im Weiher quakten, mußte er da nicht nachschauen, ob sie wirklich das Krönlein trugen, von dem er im Märchenbuche gelesen? Geschichten las er, wann er nur konnte, auch während der Stunde unter der Bank, die Zeilen verfolgend mit den kleinen, magern, schmutzigen Fingern, und dann strahlten seine Augen über die schöne Prinzessin und den garstigen Prinzen, dann war er tief verstrickt im Fabelkönigreich, so daß er nicht merkte, wie der Herr Lehrer hinter ihm stand. Er nahm ihm sein Kostbarstes: das zerlesene, alte Buch, das er einmal von einem reichen Jungen geschenkt bekommen hatte.

Und weil der Kleine nicht verstand, daß es schlecht sei, als Hosenmatz von Königreichen zu träumen, begann er bitterlich zu weinen.

Aber auch auf dem Wege nach Hause verspätete er sich. Da kamen die Soldaten, und er mußte den Takt schlagen zur Musik. Mit seinen bloßen Füßen lief er nebenher, starrte den Klingelbaum an, und wenn die Pauke dröhnte, ging ihm ein seliges Gefühl durch Mark und Bein, daß er meinte, so wäre es im Himmel.

Als er nun einmal fünf Pfennige bekam, ein Schulheft anzuschaffen, kaufte er sich Kandiszucker dafür. Da kam aber der Stiefvater dahinter und strafte den kleinen Sünder mit dem Stock. Ein Hieb ging über den Kopf. Der Kleine fiel nieder und zuckte immer so seltsam mit dem Mund und verdrehte die Augen und sprach nicht mehr. Sie brachten ihn zu Bett. Er lag ganz still, so still wie er nie gewesen. Nur wenn der Stiefvater kam, fuhr er zusammen und wollte den Arm über den Kopf heben, aber das konnte er nicht mehr.

Da besuchte ihn der Herr Pastor, dem er einst vor der Religionsstunde Erbsen auf die Diele gestreut hatte, daß der alte Herr hingeschlagen war. Er setzte sich ans Bett, erzählte von den lieben Engelein, daß sie nicht Erbsen streuten, sondern schön sängen im himmlischen Chor, und flögen den seligen Reigen. Sie trügen aber weiße Gewänder, sagte er, und hätten schöne, lange Flügel.

Der Kleine schielte auf sein schmutziges, grobes Hemd und lauschte, als ob es die Geschichte wäre von der schönen Prinzessin und dem garstigen Prinzen, deren Ende er nicht wußte, weil er sein Buch nicht wiederbekommen hatte. Er wollte den Herrn Pastor bitten darum, aber da zuckte es wieder so seltsam um den Mund, er verdrehte die Augen und sprach nicht mehr. Nie sprach er mehr, denn er war tot. Während die Eltern auf Arbeit waren, entschwebte seine kleine lose und doch so sehnsüchtige Märchenseele.

Nun saß er droben auf einer Wolke ganz allein und freute sich an den schönen Blumen, die da wuchsen: der stolzen Himmelslilie, im Grund wo feuchte Wolken sich betteten, den weiten, roten Hirseflächen des Himmelstaues, die hohen Wolkenhänge hinan. Gerade vor ihm aber blühten Himmelsschlüssel in voller Pracht. Er rutschte herab und begann sie zu pflücken. Daß es hier oben verboten sei, daran dachte er ebensowenig

wie einst, wenn er auf der Erde in fremde Gärten gelaufen war.

Aber da kam auch schon ein großer, dicker, alter Engel geflattert. Seine Flügel machten entsetzlichen Lärm, denn sie waren struppig und ließen die Luft durch. Er drohte mit finsteren Augen: wenn der kleine Engel noch einmal Blumen abrupfe, so müsse er ihn in Strafe nehmen. Da erschrak der Kleine sehr, denn er hatte doch nie etwas besessen außer den fünf Pfennigen, für die er so geschlagen worden (und wodurch er in den Himmel gekommen war). Und vor Schreck machte er die kleinen Finger auf, noch immer schmutzig, wie drunten auf der Erde, trotz aller reinen, strahlenden Himmelsherrlichkeit, und ließ die Blumen fallen. Aber siehe da: sie richteten sich auf am Boden, faßten Wurzel und begannen neu zu wachsen.

Der kleine Engel sah es staunend an, klatschte vor Freude in die schmalen Händchen und legte sich hin, das Wunder zu betrachten. Der große, dicke, alte Engel aber flog mit flatternden Flügeln davon.

Wie nun der Kleine allein war und die glatten Stengel sah, quälte ihn plötzlich die Neugier, ob sie wohl ein zweites Mal festwüchsen, wenn er sie pflückte? Er blickte sich um, ob der böse, alte Engel, der fast aussah wie der Herr Lehrer, ihn etwa sähe, aber er war ganz allein. Da faßte er scheu, vorsichtig an und — rupp — hielt er ein paar Himmelslilien in der Hand. Er lachte vor Freude über das ganze Gesicht. In großem Bogen warf er die Blumen fort, blieb stehen, den Mund offen, die Füße nach innen gekehrt, die kleinen Flügel in der Luft schwirrend und zitternd vor Erregung, und wartete, daß sie anwüchsen. Aber die Blumen richteten sich nicht auf, sie wuchsen nicht fest, ja sie welkten sogar, ließen die Köpfe hängen, schrumpften ein und verdorrten.

Da schloß sich langsam des kleinen Engels großer Mund, und die Augen wurden ihm naß. Er dachte an den bösen, alten, dicken Engel und die Strafe, die er nicht bezahlen konnte. Ihn faßte eine entsetzliche Angst. Er wollte fort, fort, entfliehen aus dem Himmel, wo er vielleicht geschlagen wurde wie drunten auf der Erde. Da sah er dicht neben sich die große Mauer, die vom Himmelstor sich nach den Seiten in dichten Wolkenballen verlor. Er hatte manche Nachbarsmauer überklettert mit seinen kleinen, bloßen Füßen. Im Nu war er hinauf, schwang sich hinüber und stieg an Quadern und Fugen und Ritzen leicht hinab, denn sie war alt und der Mörtel abgefallen. Aber bald wurde ihm sehr bange, denn es ging tief hinunter. Da sah er an einem Vorsprung eine Tür, und über der Tür stand etwas in Buchstaben, so gewaltig groß, wie alles im Himmel war, daß der arme, kleine Engel es nicht lesen konnte. Ein alter Mann mit runzeligem Gesicht saß an der Tür. Er blickte so freundlich drein wie der Herr Pastor. Er fragte den Kleinen freundlich, was ihm fehle, denn seine Wangen waren noch tränennaß. Der sagte, er habe kein Geld, und da meinte der Alte, dann sei er hier eben recht. Und erklärte mit einem Lächeln, hier sei das himmlische Leihamt, hier müßten alle, die in den Himmel wollten, den irdischen Tand abgeben, sonst dürften sie nicht hinein. Und er zählte auf, was da alles zurückblieb von irdischem Gepäck, das verblendete Menschen hinaufschleppen wollten in des Himmels Seligkeit, weil sie meinten, nicht entbehren zu können, woran sie da drunten gehangen: Gold und Geld, Schmuck und Kleider.

Da sah der kleine Engel durch die offene Tür in dem Raume alles hängen und liegen, gehäuft und geschichtet, was von der Erde war: Kostbarkeiten und blitzendes Geschmeide. Daneben aber auch graue Ballen, schmutzig und unscheinbar und gar einen Haufen Steine.

Er fragte danach, und der Alte hob ernst den Finger: „Das ist Sorge und Kummer, Not, Schmerz und Leid. Das bleibt alles zurück!“

Da ward dem kleinen Engel bange, denn er dachte: Und ich habe nichts hier zu lassen, wofür er mir Gelde gäbe, daß ich die Strafe zahlen kann. So wollte er schier verzagen. Aber da fiel ihm ein, daß er ja seine Flügel besäße. Er brauchte sie ja nicht, denn er konnte noch nicht fliegen und spielte doch nur immer auf seiner Wolke. Und er bot sie dem

Digitized by Google

Alten an. Der lächelte milde. Der Kleine mußte sich umdrehen, und er nahm ihm die beiden weißen, immer zitternden Flügelchen ab. Nun ward dem kleinen Engel mit einemmal ganz schwer zu Sinn, als stünde er lastender auf dem Boden.

Der Alte aber band die Flügel mit einem Bindfaden zusammen und hing eine große Nummer daran. Er legte sie jetzt zu den Sorgesteinen und den grauen Ballen des Leides. Wie der kleine Engel sah, daß die Federn sich struppig ineinander drückten, bat er ängstlich: „Bitte nichts Schweres darauf!“

Als er aber dann ein Geldstück und die Nummer bekommen hatte, war ihm wieder ganz leicht zu Sinn, denn er war ein loser Strick geblieben. Nun kletterte er eilig die Mauer wieder hinan, aber er hatte ein wenig Angst, denn es ging nicht so gut ohne Flügel.

Im Himmel droben setzte er sich auf den Wolkenrand ganz im Schatten der Mauer und lehnte sich an, damit man nicht sähe, daß er keine Flügel hatte. Er drehte das Geldstück um und um, und siehe: es waren fünf Pfennige. Da fing er an zu lachen, ganz keck und laut wie drunten auf der Erde ein rechter kleiner Junge. Dann steckte er das Geldstück in den Mund, es ja gut aufzuheben, obwohl die Mutter ihm das immer verboten hatte.

Aber er wartete und wartete, und der große, dicke, alte Engel kam nicht wieder.

Es war aber um die Zeit, da im Himmel, wie alljährlich im Herbst, die großen Hallelujaflüge stattfinden sollten, der seligen Engelschöre, die um den Thron des Herrn kniend ihm lobsangen und ihn priesen. Noch war der oberste Himmel verschlossen. Nur eine lichte Stelle deutete an, daß aus all der Klarheit dort das Gottesauge hervorblitzen würde, vor dessen Feuer selbst die Erzengel geblendet sich neigten.

Wie nun täglich neue Engelsscharen kamen, sich zu üben im seligen Fluge, wie sie durch die Himmel schwebten in ihren lichten Strahlengewändern mit den langen, schneeweißen Flügeln und ihre Hymnen verklärt durch die Wolkenräume klangen, da drückte sich der kleine Engel immer ängstlicher und trauriger an die Wand, denn er konnte ja nicht mitfliegen. Eine unendliche Sehnsucht überkam ihn, eine bittere Traurigkeit, da er sich ausgeschlossen sah vom Hallelujafluge, wie er drunten auf der Erde einst ausgeschlossen gewesen.

Da eines Tages schwebten Engelschöre um die höchste Höhe, flogen Engel um den mittleren Raum, ruhten Engel darunter, rundum in all der Himmelsluft in ungezählten Heerscharen. Und alle Himmel füllten sich, und alle Himmel öffneten sich, und aus allen Himmeln klang das Halleluja empor zum Throne des Höchsten, in süßester Gewalt, in den Wolkenwänden tausendfaches Echo weckend. In dem blendenden Licht regten sich gelassen Myriaden weißer Flügel, und durch die süße Himmelsluft tönten die seligen Lieder, zitterte Harfen- und Zimbelklang, schallte Halleluja dem Herrn. Da wuchs in der höchsten Höhe das Licht, wuchs und wuchs, und beim Schmettern der Posaunen tat sich plötzlich der Himmel auf. Droben saß Gott-Vater, zur Rechten der Sohn. Die Taube schwebte. Rings stand die Schar der Heiligen und Propheten und die Erzengel am Throne des Höchsten mit Flammenschwerterleuchten und Posaunengewalt.

Da neigten sich die Engel und senkten die Augen, geblendet durch den Glanz, und regten leise die Schwingen, daß es wie ein Rauschen durch den Himmel ging. Und alle waren eins. Und die selige Musik klang gleich einem einzigen vollen Ton.

Nur unten, tief unten an des Himmels äußerstem Rande saß der kleine Engel, der seine Flügel versetzt hatte, und nicht mitschweben konnte im Hallelujafluge. Und er meinte, so sei das Ende vom Märchen von der schönen Prinzessin und dem garstigen Prinzen. Und er öffnete den Mund und begann zu singen, wie einst in der Kirche auf dem Chor zum Preise Gottes des Herrn. Da fiel das Geldstück heraus, glitt auf der glatten Wolke, rutschte ab und fiel tief, tief hinab, daß er es noch fliegen und blinken und verschwinden sah.

Da begann der kleine Engel bitterlich zu weinen. Das einzige Leid in all der

Digitized by Google

strahlenden Himmelsseligkeit. Und der dünne Ton klang empor, trotz der Lobgesänge aller der Myriaden, übertönte Harfen und Zimbeln und Posaunen und drang zum Ohre des Höchsten.

Da reckte Gott der Herr den Finger, und auf sein Geheiß ließ sich der Erzengel Raffael nieder bis an die äußerste Grenze des Himmels. Sein Kleid aber war Licht, und sein Gewand Leuchten, und hinter ihm drein zog eine Säule von Feuer, gleich dem Sonnenstrahle, der durch die Wolken schießt. Er stand vor dem kleinen Engel in flammender Glorie, und seine liebe Stimme klang wie Mutterlaut: „Was weinst Du?"

Aber der kleine Engel verzagte. Er neigte sich tief vor Scham, und der Erzengel sah, wie ihm die Flügel fehlten. Da ging ein Lächeln über sein Flammenangesicht. Er griff an seine gewaltigen Schwingen und wie er daran rührte, blieb an seinem Finger ein Flaum, der war aber gleich flüssigem Gold und troff nieder in des kleinen Engels schmutzige Händchen. Und er stieg die Mauer eilend hinab und warf Geld und Nummer hin. Der Alte holte bedächtig das zusammengebundene Flügelpaar, auf dem kein Sorgestein und kein Ballen des Leides gelegen, das nur ein wenig bestaubt war, denn der Alte wischte nie ab. Wie er dem kleinen Engel die Flügel an den Rücken paßte, saßen sie auch schon fest, regten sich fröhlich, flatterten behende, und trugen ihn leicht empor.

Der Erzengel aber neigte sich herab mit seiner bergeshohen, fast furchtbaren Gestalt, und seine Stimme klang gleich des Windes Brausen: „Wisse! Ein Schrei des Leides dringt zu Gott dem Herrn eher, denn aller Jubelpreis."

Und der Erzengel schoß empor gleich einem Strahl.

Der kleine Engel aber, der sich zu keinem Hallelujafluge geübt, flog ihm nach hoch in des Himmels Höhen und ließ sich nieder an des Mantelsaumes letzten Falten von Gott dem Herrn, und sang Hosianna und sang Halleluja, und seine kleinen Flügel zitterten und schwirrten vor himmlischer Glückseligkeit.

Der Spielmann.

War ein Spielmann einst in alten Tagen,
Dessen ganzes Herz im Lied gelegen, — —
Eine Nonne ward ans Kreuz geschlagen
Einer trauersüßen Liebe wegen.

Unter all den kalten Menschenkindern
Kam ein Fiedelmann des Wegs gegangen,
Und er hat, die schwere Qual zu lindern,
Vor dem Kreuz zu spielen angefangen.

Spielte zarte, kleine, trostdurchsonnte
Lieder, — spielte seine besten leisen
Melodien; — — die Gequälte konnte
Mutiger leiden bei den klaren Weisen.

Spielte rastlos; Stunden, Tage strichen; —
Spielte jubelhell, zum Trost der Schmerzen,
Auf den Knien, als seine Kräfte wichen. —
Und so kniend spielt er mir im Herzen,

Spielt und geigt seit all den Leidenstagen
Zarte, trostdurchsonnte Zaubersachen,
Um der Frau, die an das Kreuz geschlagen,
Tief in meiner Seele, Mut zu machen.

Frida Schanz.

Digitized by Google

Exoten.

Gemälde von Hans Lindheim.

Die Puppe in der Kulturgeschichte.

Von Georg Buß.

Wenn das junge Volk spielt, geht uns Alten das Herz auf. Der Gedanke, daß in der Kinderstube die Weltgeschichte vorbereitet wird, wie Liebhaber der Phraseologie zu sagen pflegen, liegt dem echten und rechten Familienvater ziemlich fern; — er läßt die Weltgeschichte beim Betreten der Kinderstube hinter sich und freut sich nur, daß der Nachwuchs gut gedeiht, rote Backen hat, Lungenkraft entwickelt, froh aus den Augen schaut und am Dasein Gefallen findet. In das Spiel, in Rücksicht auf den späteren Gang der Weltgeschichte, kritisch einzugreifen, vermeidet er soweit als möglich, denn es wäre Störung des goldenen Zeitalters, das hier von neuem erstanden und trotz aller moderner Erfindungen und Entdeckungen das schönste von allen geblieben ist.

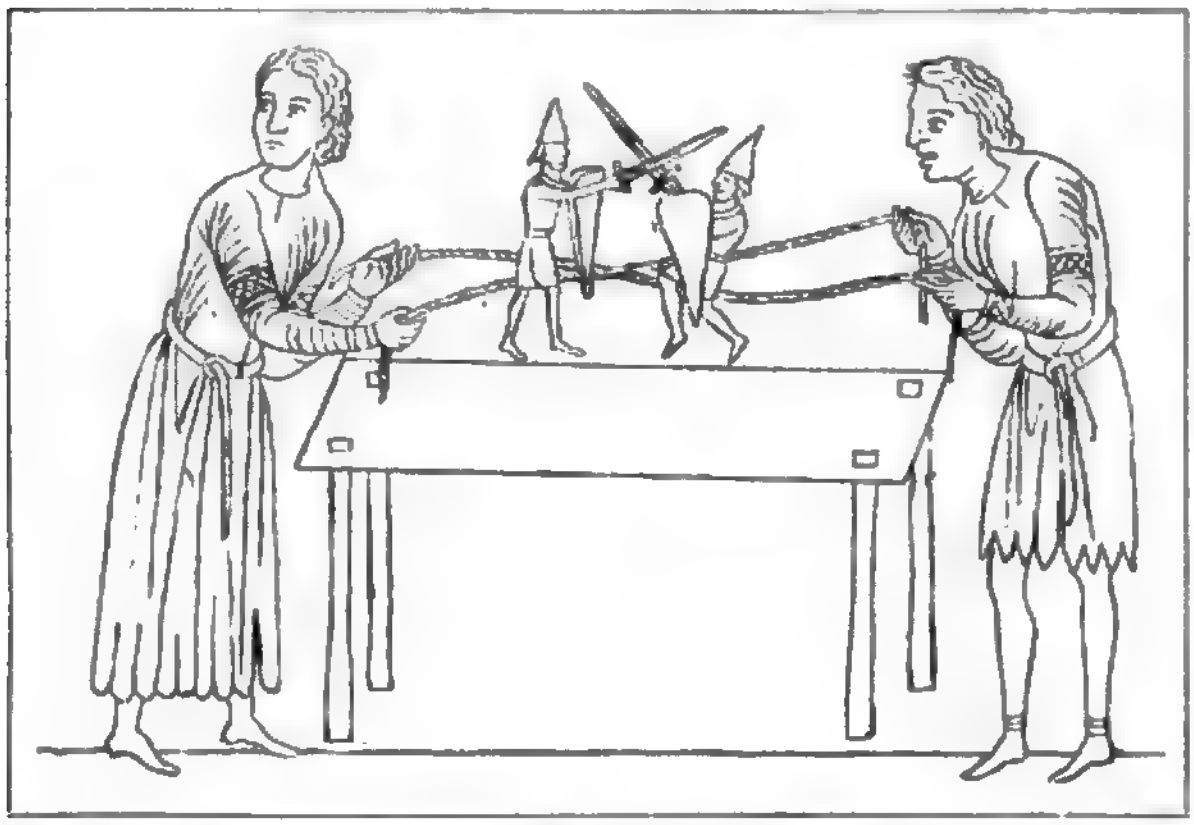
Warum spielt nun das Kind? Im ersten Moment klingt die Frage so fürchterlich einfach, daß sie fast überflüssig erscheint. Und doch ist die wirklich psychologische Analyse dieser Erscheinung außerordentlich schwierig. Einige sehen im Spiel eine Äußerung des Nachahmungstriebes, andere des Willens, noch andere der erwachenden Intelligenz. Sagen wir lieber schlechtweg: das Kind spielt, weil ihm das Spiel Bedürfnis ist und ihm die Befriedigung dieses Bedürfnisses Vergnügen bereitet.

Und nun die eigentümliche Tatsache, daß die kleinsten Kinder, sobald ihr Erkennungsvermögen einigermaßen erstarkt ist, besonders gern mit Puppen spielen. Möglich, daß die Ursache in den ersten Regungen eines angeborenen Geselligkeitstriebes liegt. Das anderthalbjährige Bürschchen sieht in der gestrickten Wollpuppe einen willkommenen Gefährten, der zwar stumm, aber sonst recht unterhaltend ist. Die kleinen Fäuste zerren, drehen und würgen an der Puppe herum, ohne daß diese sich zur Wehr setzte. Die Puppe ist geduldiger als ein Lamm; sie läuft nicht fort, sie bleibt liegen, wo sie liegt, und sie ist ein getreuer Kamerad, wie er nicht besser sein kann. Das Bürschchen mag sich daher von dem trauten Gefährten nicht trennen und schläft erst ein, wenn es bestimmt weiß, daß sein Bettchen von diesem geteilt wird.

Später, wenn der Intellekt gewachsen ist, tritt die Puppe für den Knaben in den Hintergrund, während sie für das Mädchen an Wert gewinnt. Hier mag neben dem Geselligkeitstrieb noch ein Nachahmungstrieb einsetzen; — das Mädchen ahmt die Mutter nach, die das Kind nährt, kleidet und erzieht. Sie gibt der Puppe einen Namen, trägt sie liebevoll auf dem Arm, singt ihr Kinderlieder vor und tanzt mit ihr, sie redet mit ihr und gibt ihr gute Worte und Ermahnungen, sie schneidert und strickt für sie, zieht sie aus und an, setzt sie aufs Sofa und an den Tisch, legt sie ins Bett, wiegt sie in den Schlaf und sorgt für das Wohl ihres Schützlings, als ob dieser ein lebendiges Wesen sei. Fast

Altenglisches Puppentheater. Nach einer altfranzösischen Handschrift des XIV. Jahrhunderts der Bodleian Library zu Oxford.

Digitized by Google



Kinderspielzeug. Aus dem Hortus deliciarum.

ist es so, als gehorche die Kleine nicht nur dem Nachahmungstrieb, sondern als trage sie in ihrer Seele still eine angeborene Ahnung, daß auch ihr dermaleinst Kinderfreuden und mütterliche Pflichten erwachsen werden.

Freilich, dieses Spiel mit der Puppe hat sich bisher nur dort feststellen lassen, wo die Segnungen der Kultur gewaltet haben. Spuren von Spielpuppen aus alter Zeit bei Naturvölkern zu finden, ist bis jetzt nicht gelungen, und zwar um so weniger, als der Unterschied zwischen Puppe und Idol schwer festzustellen ist. Kommen Spielpuppen aus neuer Zeit vor, so ist mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß sie in Nachahmung und unter dem Einfluß ziviliſierter Nationen entstanden sind. Vielleicht gelingt es der jungen Wissenschaft der vergleichenden Völkerpsychologie, wenn sie den Regungen der Kinderseele und den bei den verschiedenen Völkern des Erdballs geltenden Erziehungsprinzipien nachspürt, etwas mehr Licht über diese interessante und wichtige Materie zu verbreiten. Vorläufig liegt begründeter Anlaß vor, die Frage, ob solches Spiel mit der Puppe, als zugehörig zu den Anfängen der sittlichen Entwicklung, ein Ergebnis der erziehenden Umgebung sei oder ob auch hier Angeborenes mitwirke, das allen Individuen, auch den primitivsten, innewohne, als eine offene zu behandeln.

Die ferne Vorzeit hat so gut wie gar keine Puppen hinterlassen. Eines der ältesten Kulturvölker, das der Ägypter, hat zwar in seinen Grabkammern eine Menge Idole, Schmuckgegenstände und Geräte, die den Verstorbenen im Leben lieb waren, ziemlich unbeschädigt überliefert, aber keine Puppe zum Spielen, obwohl an solchen, wie berichtet wird, die Kinder des Nillandes Gefallen fanden. Die hohe Blüte, deren sich bereits das alte Reich erfreute, läßt die Vermutung zu, daß die Kinder der vornehmen Welt an Spielsachen nicht arm gewesen sind, zumal man des figuralen Holzschnitzens, des Formens in Ton und des Modellierens in Wachs in hohem Maße kundig war. Und da schon damals das Märchen blühte, so hat auch der ägyptischen Kinderstube ebensowenig als der modernen die goldene Poesie gefehlt. Einige solcher Märchen sind noch auf unsere Zeit gekommen. Wohl das älteste ist das im XVII. Jahrhundert v. Chr. niedergeschriebene des Papyrus Westcar, das zur Zeit des Königs Cheops, des berühmten Erbauers der großen Pyramide, also um 2800 v. Chr., spielt. Wenn dann erzählt wird, wie die Mädchen im alten Indien mit Puppen aus Elfenbein gespielt haben, so nimmt das um so weniger wunder, als hier schon lange vor der christlichen Zeitrechnung ebenfalls ein hoher Kulturzustand erreicht war. Neben den Puppen aus dem kostbaren Elfenbein mögen noch solche aus Ton üblich gewesen sein, gehörten doch Spielsachen in Ton nicht zu den Seltenheiten. „Mritschhakatika“ oder „Das irdene Kinderwägelchen“ lautet der Titel des alten Sanskritdramas, das den in der ersten Hälfte des II. Jahrhunderts n. Chr. lebenden König Sudraka zum Verfasser hat. Der wunderliche Titel gründet sich darauf, daß die schöne Hetäre Vasantasena dem

Digitized by Google

Söhnchen des geliebten Brahmanen Tscharudatta, eines armen, aber rechtschaffenen Mannes, ein irdenes Kinderwägelchen zum Geschenk macht.

Greifbarer treten erst die Puppen des griechischen Altertums hervor. Unter der Fülle figuraler Terrakotten, welche der Boden des Mutterlandes und der Kolonien den archäologischen Schatzgräbern gespendet hat, befinden sich solche, denen eine andere Bestimmung als die eines Spielzeuges nicht unterzulegen ist. In Attika sind sogar gut erhaltene Fragmente von Gliederpuppen gefunden worden. Ihr Material ist ebenfalls gebrannter Ton. Technisch kann ihre Herstellung nicht überraschen, denn zur damaligen Zeit wurden tausendmal schwierigere Aufgaben gelöst. Wohl aber fällt auf, wie sich schon frühzeitig das Bestreben regte, die Puppe als Spielzeug lebenswahrer auszugestalten. Vielleicht geschah es unter den Einwirkungen der antiken Puppentheater, die ihre travestierten Tragödien mit bemalten oder kostümierten Gelenkpuppen aufführten. Interessante Angaben über diese automatischen Puppentheater, die richtigen Kasperletheater, finden sich bei Heron, der in der zweiten Hälfte des III. Jahrhunderts v. Chr. gelebt hat. Wo auch der Anstoß hergekommen sei, Tatsache ist, daß die weibliche Jugend Griechenlands mit Puppen und sogar mit Gelenkpuppen gespielt hat. Harmonisch fügt sich dieser liebenswürdige Zug dem freundlichen Bilde ein, das die auf das Häusliche und den Mutterberuf gerichtete Erziehung des hellenischen Mädchens bietet. Ganz dasselbe gilt in Beziehung auf Rom. Auch im Leben des römischen Mädchens spielte die Puppe eine Rolle, bis der weihevolle Tag herangenaht war, da das Kind sich zur Jungfrau gewandelt hatte und die Puppe als Weihegabe im Tempel der Venus entsagungsvoll niederlegte.

In dem Nebel, der nach dem Verfall des römischen Reiches auf Jahrhunderte hinaus die Völker Europas umwogt, sind die kleinen Details des Lebens und Treibens nicht zu erkennen. Malerei und Plastik sind von ihrer ehemaligen Höhe herabgesunken, und nur in den Miniaturen ist noch ein Hauch künstlerischen Sinnes zu spüren. Was ihr Darstellungskreis bis zur Zeit der fränkischen Kaiser umschließt, hat mit dem Kinderspielzeug nichts zu tun. Gleichwohl ist anzunehmen, daß die Erben römischer Kultur auch diesen Teil der Erbschaft nicht verschmähten und daß manches Töchterlein der merowingischen und karolingischen Epoche just wie seine längst entschlafenen römischen Schwesterchen mit Puppen gespielt hat. Beweisführend ist, daß in der Zeit der Hohenstaufen die Kinder vornehmer und begüterter Leute sogar mit Marionetten spielten. Aufschluß gibt die Bilderhandschrift der Herrad von Landsperg, Äbtissin von Hohenburg im Elsaß. Dieses nach 1175 vollendete Kompendium für weiblichen Klosterunterricht, das leider 1870 beim Bombardement Straßburgs verbrannt und seitdem nur in Kopie vorhanden ist, enthält unter einer Fülle religiöser und profaner Bilder eine treffliche Darstellung zweier Knaben, die, an einem Tisch gegenüberstehend, bemüht sind, durch Ziehen an Schnürchen zwei auf der Tischplatte befindliche, mannhaft gerüstete und bewehrte Ritter, natürlich Puppen,

Kind mit Puppe. Ausschnitt aus den Holzschnitten von Tobias Stimmer: „Die Lebensstufen des Weibes und des Mannes".

zum Schwerterzweikampf in Bewegung zu setzen. Auch sei als Beweis für die Lust von jung und alt am Puppenspiel erwähnt, daß eine altfranzösische Handschrift aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts in der Bibliothek zu Oxford die hübsch gemalte Darstellung eines Kasperletheaters enthält; — der spaßhafte Punchinello schwingt seinen dicken Knüppel gegen eine gleichzeitig auftretende Frau, während das Publikum, Erwachsene und Kinder, mit höchstem Entzücken zuschaut. Wo solche Freuden begehrt wurden, hat sicherlich die Puppe auch in der Kinderstube hohe Verehrung genossen.

Docke wurde die Puppe genannt. Als männliches Individuum hieß sie „Dockenmann" oder „Dockenhansel". Natürlich mußte die Docke ein Bett zum Schlafen und ein Haus zum Wohnen, das „Dockenbett" und das „Dockenhaus", haben. Auf dem Lande ist der Ausdruck „Docke" noch bis auf den heutigen Tag gebräuchlich, während der Städter die Bezeichnung „Puppe" gebraucht, die in der Form „Poppe" schon in Fischarts „Gargantua und Pantagruel" vorkommt.

Von den Docken des Mittelalters ist nicht ein einziges Exemplar auf unsere Zeit gekommen. Kinder sind ja zerstörungslustig, und Spielsachen sind selten so kostbar, daß sie von Generation auf Generation vererbt werden. Wohl im Hinblick auf das übliche Schicksal der Puppen, schon nach kurzer Existenz etlicher Gliedmaßen beraubt zu werden, bezeichnet auch die Heraldik einen menschlichen Rumpf mit verstümmelten Armen im Wappen als „Docke".

Reichlicher fließen die Mitteilungen über die Docken erst vom XVI. Jahrhundert ab. Mit einem Male eröffnet sich ein Blick in die Kinderstube und in die kindlichen Freuden, wie er vorher kaum möglich war. Holzschneider und Kupferstecher lassen sich die hübschen Motive, die das junge Volk bietet, nicht entgehen. Insbesondere wissen deutsche und niederländische Künstler, ganz entsprechend der Gemütstiefe ihrer Nation, dem Leben und Treiben der Kleinen die ansprechendste Seite abzugewinnen. Erinnert sei nur an jene Blätter in Hans Burckmairs „Weißkunig", welche die Jugend Kaiser Maximilians schildern, und an gewisse Holzschnitte des warmfühlenden Tobias Stimmer, in denen die Mädchen vergnügt mit Puppen spielen und die Knaben hochgemut auf Steckenpferden reiten. Ebenso halten die Männer der Feder nicht mit manchen interessanten Bemerkungen über das Kindesleben zurück. So erzählt der Ba-

Illustration aus „Lebensstufen des Weibes und des Mannes" von Tobias Stimmer.

ſeler Thomas Platter, der zu Anfang des XVI. Jahrhunderts gelebt, in ſeiner Selbſtbiographie, daß er als Kind ſein hölzernes Rößlein am Faden nachgezogen und dabei geglaubt habe, es könne gehen, und daß er demgemäß die Meinung mancher Kinder, ihre Puppen ſeien lebendig, verſtehen könne.

Und humorvoll ſcherzt Fiſchart: „Was iſt's Wunder, daß die Weiber ſo fein wiſſen mit ihren Ehegetrauten umzugehen, demnach ſie es doch von Jugend auf mit Docken und Poppen ſpilsweis alſo gewohnen, daß ſie nachgehends in der Ehe auch ſolche Poppenſpiel mit ihrem Ehegepareten üben."

Illuſtration aus „Lebensſtufen des Weibes und des Mannes" von Tobias Stimmer.

Es gab Puppen mancherlei Art. Einige waren wie in alter Zeit in Ton gebrannt. Andere waren aus Holz geſchnitzt oder gedrechſelt und bemalt oder regelrecht koſtümiert. Manche mögen ſchon bewegliche Arme und Beine gehabt haben. Beſonders koſtbare Exemplare mögen ſogar in Wachs boſſiert geweſen ſein, zumal man ihm eine außerordentliche Härte zu geben verſtand. Rühmend nennt Sandrart im XVII. Jahrhundert den Augsburger Daniel Neuberger, deſſen Wachspuppen ſo hart wie Stein und ſo vorzüglich koloriert geweſen ſeien, daß ſie lebendig ſchienen. Kurz, es waren ganz wie in unſeren Tagen teure und billige, ſchöne und gewöhnliche Puppen vorhanden, ſpielte doch der Unterſchied von Arm und Reich damals noch mehr als heute in die Kinderſtube hinein. Natürlich wurde das Koſtümieren im Hauſe ſelbſt beſorgt, ganz entſprechend der Selbſtändigkeit, deren ſich die damalige Familienmutter in den Arbeiten der Schere und der Nadel befleißigte.

Das Germaniſche Muſeum in Nürnberg, ſo reich an wertvollen und ſchönen Zeugniſſen unſerer deutſchen Vergangenheit, hat auch die Docken und Dockenhäuſer nicht vergeſſen. Die vom XVII. bis ins XIX. Jahrhundert reichende Sammlung der Koſtümpuppen bietet von den Wandlungen, welche die Tracht innerhalb dieſes Zeitraumes erfahren hat, ein ziemlich anſchauliches Bild. Daß es nicht die ſchlechteſten Puppen ſind, die hier eine Zuflucht vor dem Zahn der Zeit gefunden haben, verſteht ſich von ſelbſt. Nicht nur die Stadt, ſondern auch das Land iſt vertreten. Ja, ſogar die fromme Beguine in ihrer charakteriſtiſchen Ordenstracht fehlt nicht. Es hieße einige Kapitel Koſtümgeſchichte ſchreiben, alle dieſe niedlichen Puppen eingehend zu ſchildern. Genug, die

Digitized by Google

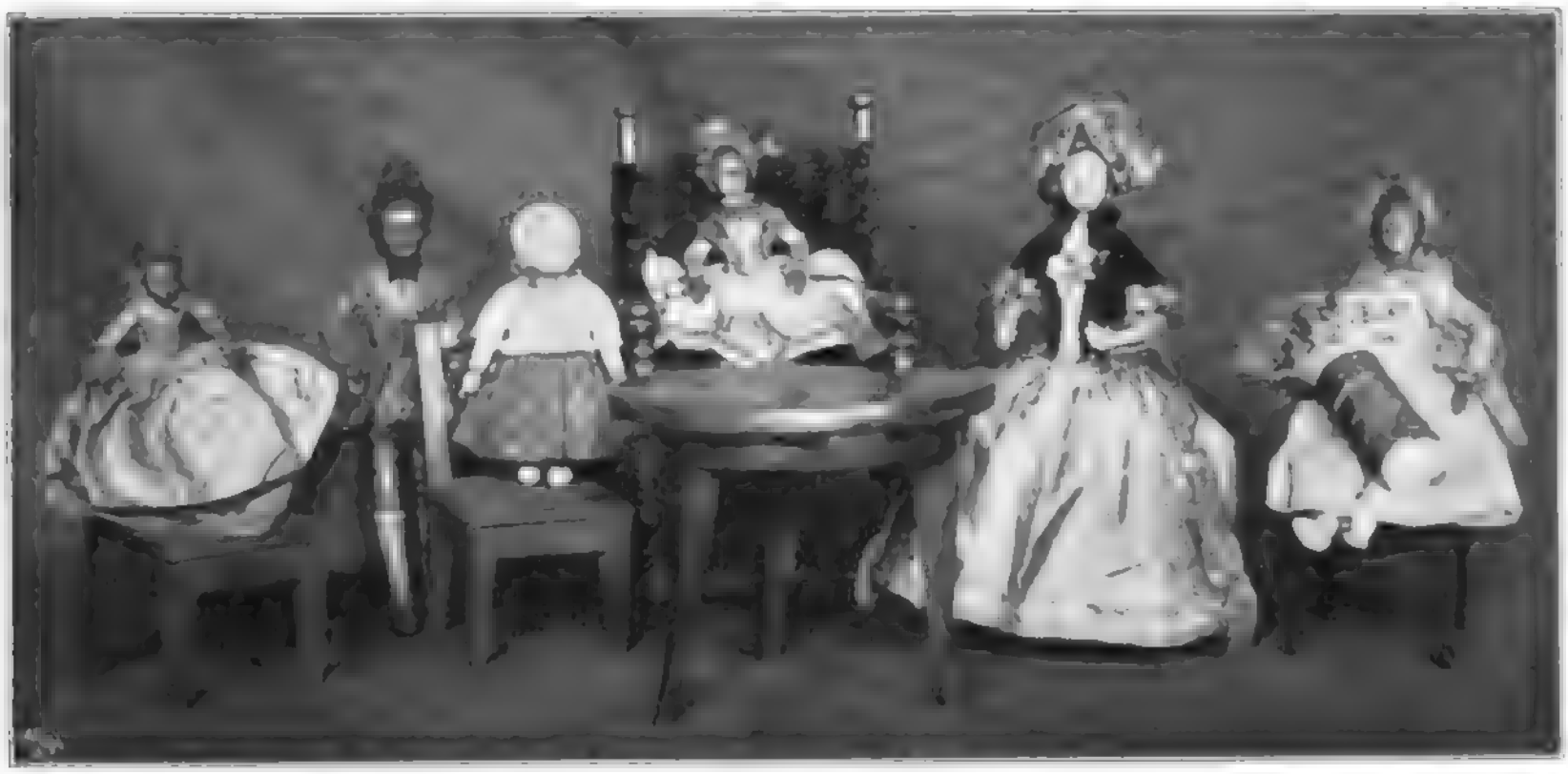
Dämchen mit den straffen Kleidern, den ausgestopften Armpuffen und den Halskrausen der spanischen Mode fehlen ebensowenig wie die mit den steifen Röcken und langen Blankscheits aus der Zeit Ludwigs XIV. und den kolossalen Reifröcken aus den Tagen Ludwigs XV. und XVI.

Noch interessanter sind die Dockenhäuser. Sie sind von Holz, drei oder vier Stockwerke hoch und der Architektur, der Innendekoration und dem Hausrat der wirklichen Häuser so genau nachgebildet, daß sie vom Heim unserer Vorfahren im XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert das anschaulichste Bild bieten. Nach dem Öffnen enthüllt sich ein kleines Wunder, denn sämtliche Wirtschaftsräume, Diele, Wohn-, Kinder-, Schlaf-, Garten- und Fremdenzimmer, Speicher und alle übrigen Gelasse des alten Bürgerhauses erfreuen mit dem ganzen reizvollen Behagen ihrer Einrichtung das Auge. Nichts fehlt — Herd, Kachelöfen, Schränke, Truhen, Tische, Kredenzen, Stühle, Betten, Wiege, Leinwand, Geschirr, Küchengerät, alles ist so reichlich vorhanden, wie es eine däftige Wirtschaft damaliger Zeit verlangte. Manche dieser Häuser werden noch belebt von den Dienstboten, der Hausfrau, der Wartefrau und den Kindern, und zwar diese je nach ihrem Alter in Windeln, im Baby-Stühlchen, am Gängelbande oder beschäftigt mit den in Liliputformat gehaltenen Spielsachen. Bei alledem entsprechen Architektur, Einrichtung und Kostüm immer dem Geschmack der Zeit, in der das Dockenhaus gefertigt wurde. — So besitzt das aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts herrührende Dockenhaus die in der Renaissance üblichen Balkendecken und Wandpaneele, hingegen das aus dem XVIII. Jahrhundert glatte Decken und Tapeten. Der ehemalige Besitzer eines der Dockenhäuser hat gewissenhaft unter dem Dachfenster des kleinen Baues die Inschrift anbringen lassen: „Renoviert 1819." War solch ein altes Erbstück schadhaft geworden, so mußte es eben aufgefrischt und neu möbliert werden. Das ist auch der Grund, daß sich in dem schönen, dreistöckigen Renaissance-Dockenhause des Königlichen Kunstgewerbe-Museums zu Berlin ein Zimmerchen mit einer Rokoko-Ausstattung befindet. Eben dasselbe Museum besitzt noch eine ungemein reich ausgestattete Salzburger Küche vom Jahre 1743.

Bildnis der Prinzessin Marie von Sachsen mit ihrer Puppe. Gemälde von Lucas von Cranach in Moritzburg.

Es ist erstaunlich, welch hohe Summen für solche Spielereien ausgegeben wurden. Paul von Stetten, der Augsburger Historiker, versichert, daß manche Dockenhäuser tausend Gulden und mehr gekostet hätten, und daß eine Frau Negges in Augsburg auf ein Puppenhaus so viel verwendet habe, daß sie sich an ihrem Vermögen wehe tat. Hochberühmt war das im Jahre 1631 im Auftrag der Anna Köferlin zu Nürnberg gefertigte

Digitized by Google



Puppen und Puppenmöbel des XVII. und XVIII. Jahrhunderts.
Originale im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Dockenhaus, dessen Verbleib leider nicht mehr festzustellen ist. Und noch kostbarer sind nach glaubhaften Berichten die Dockenhäuser und Puppenküchen gewesen, welche hohe Potentaten ihren Kindern schenkten. Fast scheint es so, als ob sich an diesen Häuschen die Alten mehr als die Jungen erfreut hätten. Jedoch wird ausdrücklich betont, daß der Grund für diesen Aufwand ein rein erzieherischer gewesen sei. Wie Stetten berichtet, spielten die Mädchen mit den Dockenhäusern und Puppenküchen bis zu ihrer Brautzeit. Das ist um so glaubhafter, als sie damals in sehr jugendlichem Alter, gewöhnlich noch vor Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres, zu heiraten pflegten. Im Jahre 1366 hatte der Nürnberger Ulman Stromer sogar ein Mädchen von vierzehnundeinhalb Jahren zum Weibe genommen. Ebenderselbe hatte seine Tochter, nachdem er sie schon im achten Jahre verlobt, mit vierzehn Jahren verheiratet. Zwar mögen Fälle solcher Art später nicht mehr vorgekommen sein, immerhin sah sich der Rat in Nürnberg veranlaßt, wiederholt, so noch 1497, bei strengen Strafen zu verbieten, daß Männer vor Vollendung des fünfundzwanzigsten und Frauen vor dem zwanzigsten Lebensjahre die Ehe eingingen. Geholfen haben aber diese Verordnungen nur wenig. Manche Frau war also noch ein halbes Kind, so daß sie die süßen Puppen und Puppenhäuser nicht verschmerzen konnte.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts ließ der Aufwand für Puppenhäuser erheblich nach. Auch die Puppen wurden in ihrer Ausstattung ärmlicher. Gleichwohl sind sie interessant, weil sie die neue Kindertracht widerspiegeln, die unter den Einflüssen Rousseaus, Basedows und anderer Förderer einer vernünftigeren Jugenderziehung in Aufnahme kam. Bis etwa 1780 waren die Kinder sehr philiströs wie die Erwachsenen gekleidet gewesen, dann aber setzten bei den Knaben die kurzen Höschen und Jäckchen und bei den Mädchen die kurzen Kleidchen und die langen Beinkleider von Leinen ein. Deutlich lassen die Puppen diese Wandlung erkennen. Und als gar das XIX. Jahrhundert anbrach, begann wie für die ganze Welt, so auch für die der Puppen eine neue Epoche.

Eine der Hauptstätten der Puppenfabrikation wurde Sonneberg im Meininger Oberlande. Sein Ruf als Herstellungsort gut geschnitzter Holzwaren und Spielsachen reicht bis ins Mittelalter zurück. Bereits im XIV. Jahrhundert, als „Sunnenberg“ oder Sonneberg nach seiner Lage im engen, gewundenen Röthental noch das „Städtlein zu Röten“ genannt wurde, betrieben Holzfäller und Köhler das Schnitzen als Nebenerwerb. Ihrer Hände Arbeit

Digitized by Google

schafften sie gemeinsam auf der großen, von Leipzig herführenden Handelsstraße nach Nürnberg, dessen Kaufherren den sauberen Holzwaren die freundlichste Aufnahme bereiteten. Die kundigen Geschäftsleute der alten Reichsstadt verdienten an dem Handel ein hübsches Stück Geld und nannten Sonneberg sehr gefühlvoll ihr „Goldtöchterlein". Später sah das Goldtöchterlein ein, daß es vorteilhafter sei, die geschnitzten Waren ohne Vermittlung der klugen Nürnberger Herren direkt zu vertreiben. Das Glück war den Sonnebergern hold; der Absatz ging flott von statten, und die Bestellungen mehrten sich.

Als im Jahre 1810 das Papiermaché eingeführt wurde, begann die Herstellung von Spielwaren erst recht zu blühen. Mit der zermalmten Papiermasse, der als Bindemittel Sand und Leimwasser zugesetzt war, ließen sich wie in Ton freihändig allerlei Figuren zurechtkneten. Sie fanden, zumal die meisten hübsch bemalt waren, großen Beifall und bürgerten sich allmählich auf den Weihnachtstischen des deutschen Hauses ein.

Den Sonnebergern war das neue Material um so willkommener, als es das Holz an Billigkeit übertraf und sich auch leichter als dieses beschaffen ließ. Als die Nachfrage nach den Papiermaché-Artikeln wuchs, gingen sie dazu über, die Masse nicht mehr freihändig zu modellieren, sondern in Formen auszudrücken. Hiermit war die Herstellung der Figuren wesentlich vereinfacht und eine nach Dutzend und Gros rechnende Massenfabrikation ermöglicht.

Stetig fortschreitend und die Gunst der Verhältnisse wahrnehmend, legte man seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den Schwerpunkt der Fabrikation auf die Herstellung von Puppen. Der Kopf wurde aus Papiermaché, der Rumpf aus Leinen und Füllstoffen gefertigt. Beide Teile erhielten eine derart feste Verbindung, daß ihre Trennung selbst den zerstörungslustigsten und kräftigsten Babies nicht möglich war. Unter dem Namen „Täuflinge" traten diese nur mit einem Hemdchen bekleideten Puppen einen Siegeszug durch die ganze Welt an. Die Kinder jubelten ihnen entgegen, und wer von den Mädchen nur eben fähig war, die Nadel zu führen, machte sich schleunigst daran, dem Täufling Röckchen und Kleidchen zu nähen.

Puppenschrank des XVIII. Jahrhunderts. Original im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Aber die Sonneberger spürten alsbald

Digitized by Google

Dockenhaus aus dem Jahre 1639.
Original im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg.

Digitized by Google

die Befähigung in sich, die Herstellung einer ausgiebigen Toilette der Täuflinge selbst zu besorgen, und so sandten sie zu Anfang der siebziger Jahre eine Serie hübsch kostümierter Puppen in die Weite, deren Reichhaltigkeit und gutbürgerlicher Geschmack allenthalben die wärmste Anerkennung fand. Das Vergnügen an diesen Puppen wurde noch wesentlich

Puppenstube. Um 1600. Aus dem Germanischen Museum in Nürnberg.

dadurch erhöht, daß sie sich an- und auskleiden ließen.

Da Luxus die notwendige Begleiterin einer jeden höheren Kultur ist, so gesellten sich im Verlaufe der nächsten Jahre den schlicht gekleideten Puppen solche in eleganten Kostümen aus besseren Stoffen, in duftigen Balltoiletten und in weißem Brautgewande mit langwallendem Spitzenschleier und grünem Myrtenkranze. Aber mehr noch: sie erhielten im Wettbewerb mit dem zarten, rosig angehauchten Teint der lebendigen Damen zart und fein kolorierte Wachsköpfe. Ja, man zauberte auf ihr Haupt sogar eine außerordentliche Lockenfülle, allerdings nicht aus Menschenhaaren, sondern aus dem fertig von England bezogenen, mannigfaltig gefärbten und hübsch gekämmten Mohairhaar der Angoraziege. Freilich, die Wachsköpfe bewährten sich nicht, weil sie den Wechsel der Temperatur und die derben Fäustchen der Kinder nicht vertragen konnten. Als Ersatz wurden waschbare Köpfe aus Papiermaché und Biskuit geboten und hiermit die Anforderungen der Sauberkeit so weit als möglich befriedigt. Nebenher fand die Einführung beweglicher Gelenkpuppen und recht dauerhafter, mit Tierhaaren, Seegras und Holzwolle gefüllter Leder-Gelenkbälge unter unablässiger Verbesserung der gesamten Ausstattung statt.

Digitized by Google

Puppe im Reformkleide. Entworfen von H. Rohde, ausgeführt in den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst, Abt. Spielsachen, in Zschopau i. S.

Auch sprachen die Puppen, dem allgemeinen Bildungsdrange folgend, alsbald: „Papa“ und „Mama“, und zurzeit sind sie mit Hilfe des Phonographen imstande, nicht nur die Beredsamkeit, sondern auch die Sangeskunst ihrer beseelten Schwestern schreckhaft-schön nachzuahmen. Sie vermögen zudem, wofern nur auf ein unter der Lockenfrisur befindliches Knöpfchen gedrückt wird, mit überraschender Wahrheit alle jene Reize des Wachens, des Schläfrigwerdens, des Einschlafens, des festen Schlafens und des Erwachens zu simulieren, die das Weib zum Autokraten über den Mann machen. Mehr läßt sich sicherlich nicht verlangen.

Die Puppe ist für die dreizehntausend Einwohner Sonnebergs und die Bewohner eines im Umkreise gelegenen Gebietes von neun Quadratmeilen das brotspendende Wesen geworden, das besonders in den Kreisen der sogenannten Verleger hohe Verehrung genießt. Emsig ist im Hausbetrieb jeder bei der Arbeit, damit Stück für Stück, Dutzend für Dutzend, Gros für Gros fertig werde und Verdienst bringe. Weißnäherinnen, Schneiderinnen, Strickerinnen, Putzmacherinnen, Schuster und viele andere Kräfte sind unaufhörlich mit der Herstellung der Puppenkostüme beschäftigt, wieder andere mit der Fertigstellung der Köpfe, der Bälge, der Gelenke und aller sonstiger Zutaten und Verschönerungen. Manche flinken Hände nähen nur Hemdchen, andere nur Unterröcke, wieder andere nur Schürzen und noch andere nur Kleidchen. Teilung der Arbeit ist das Prinzip, das streng befolgt wird, da sich nur in dieser Weise die Massenfabrikation erfolgreich durchführen läßt. Und damit es nicht an tüchtiger Ausbildung fehle, ist bereits seit dem Jahre 1883 eine Industrieschule in Tätigkeit, in der im Zeichnen, Malen, Modellieren, Schnitzen, Formen und in anderen Künsten, sowie in den notwendigen kaufmännischen Kenntnissen unterrichtet wird.

Wie bedeutend das Geschäft in Sonneberg ist, geht daraus hervor, daß sich der Umsatz allein an Puppenköpfen täglich in manchen Betrieben auf einige Tausend Dutzend beläuft. Natürlich richten sich die Preise nach der Größe und Qualität der Köpfe. Bei den bekleideten Puppen steigen die Preise von wenigen Mark für das Dutzend bis auf fünfzehn oder zwanzig Mark für das Stück. Eine 24 cm große Gelenkpuppe mit kariertem Zephirkleidchen, Strohhut, gemalten

Puppen in holländischer Kleidung. Entworfen von H. Rohde, ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst, Abt. Spielsachen, in Zschopau i. S.

Digitized by Google

Puppe mit Glassturz. Gemälde von Alice Trübner.

Schuhen und Strümpfen und festen Augen ist schon für fünfzig Pfennig und eine solche mit Locken, Kleidchen von plissiertem, farbigem Batist, Strohhut und gemalten Schuhen und Strümpfen für fünfundfünfzig Pfennig zu haben. Man hat um so mehr Grund, über die Billigkeit zu staunen, als das Gebotene in der Ausführung recht gut ist.

Dementsprechend haben sich die Sonneberger Puppen als Absatzgebiet die ganze Welt erobert; — sie sind ebensowohl in den Farmen und Haziendas Nord- und Südamerikas, wie in den Blockhäusern Sibiriens und in den Niederlassungen Australiens anzutreffen. Und sind es nicht gerade Sonneberger, so doch Thüringer Puppen, denn Thüringen ist das richtige Puppenland, wo fast jede der vielen Porzellanfabriken Puppenköpfe in Porzellan fertigt und in mancher Stadt und Ortschaft die Herstellung ganzer Puppen floriert. Die Industrie konzentriert sich nicht allein auf Sachsen-Meiningen, wo noch Rodach, Eisfeld und Hildburghausen hervorzuheben sind, sondern auch auf Coburg-Gotha und Sachsen-Weimar. Zu den Spezialitäten Gothas gehören die wegen ihrer Weichheit, Ungefährlichkeit und Unzerbrechlichkeit als Spielzeug für die kleinsten Babies sehr geeigneten Wollpuppen. Mit dem Stricken dieser Puppen sind in Form der Hausindustrie gegen vierhundert Frauen beschäftigt. Waltershausen, eine hundertjährige Stätte der Spielwarenindustrie, glänzt mit vorzüglichen Gelenkpuppen, Ohrdruf an der Ohra mit Köpfen und Badekindern aus Porzellan und Ilmenau mit ähnlichen Artikeln. Drei andere Orte, Lauscha, Ernstthal und Steinheid, wo schon seit Jahrhunderten die Glas-

Digitized by Google

industrie heimisch ist, liefern die für viele Puppen notwendigen Glasaugen. Wie bedeutend die gesamte Puppen- und Spielwarenindustrie Thüringens ist, läßt sich daraus ermessen, daß sie gegen vierzigtausend Menschen beschäftigt und einen Jahresumsatz von mehr als vierzig Millionen Mark erzielt.

Die thüringischen Puppen stehen in Konkurrenz mit den Pariser Puppen. Es erwächst ihnen aus dieser Nebenbuhlerschaft kein Nachteil, denn die Pariser Puppen sind getreue Kopien der geradezu wahnsinnig aufgeputzten Pariser Babies und als ein richtiges Spielzeug, das dem naiven Fühlen und Denken des Kindes entspricht, nicht anzusehen. Schon vor mehreren Jahrzehnten ist auf das Verfehlte solcher Übertreibungen hingewiesen worden. Vornehmlich waren es englische Stimmen. Die unmittelbare Veranlassung boten die gekünstelten und gesundheitsnachteiligen französischen Kindertrachten, denen die bequemeren und natürlicheren Englands als allein empfehlenswert gegenübergestellt wurden. Der Name „Kate Greenaway“ sagt genug, um die ganze Bewegung zu kennzeichnen. Die talentvolle Künstlerin hat, indem sie für die Kindertracht auf die zur Zeit der Königin Anna (1702 bis 1714) herrschende Mode zurückgriff, durch ihre trefflichen Baby-Zeichnungen auch der Ausgestaltung der Puppen neue Bahnen gewiesen, und ihnen ist Sonneberg nicht fern geblieben, wie es denn auch die prächtigen, volkstümlichen Schöpfungen Ludw. Richters, Osk. Pletschs und Albert Hendschels nicht unbeachtet gelassen hat.

Daß der Luxus nach Art der Pariser Puppen die Mädchen frühzeitig zur Hoffart und Verschwendung anreizt, bedarf kaum des Beweises. Eine gewisse Einfachheit gerade in der Puppe ist dringend geboten, falls diese ihren Zweck, in der Form des Spielzeugs die weibliche Jugend auf ihren schönsten Beruf, den der Mutter und Hausfrau vorzubereiten, bestens erfüllen soll. Mithin sind einfache, leicht an- und auskleidbare Puppen, die den kleinen Besitzerinnen gewissermaßen suggerieren, daß das Schöne im Einfachen, nicht im Überladenen und Prunkvollen liegt, und die ihnen die Gelegenheit bieten, den haushälterischen Sinn zu bilden und sich in den Künsten der Schere und der Nadel zu betätigen, allen raffiniert aufgeputzten Luxuspuppen vorzuziehen.

Freilich, bis zu einem gewissen Grade ist das Spielzeug und sind auch die Puppen von der Mode und den Fortschritten der Industrie abhängig. Insbesondere ist in der Zeit der Panzerkolosse, des Automobils, des Phonographen und der drahtlosen Telegraphie nicht zu verlangen, daß dem Spielzeug das Motorische und irgendwelche Hinweise auf die modernen Errungenschaften ferngehalten werden. Jeder schafft im Milieu seiner Zeit, auch der Spielwarenfabrikant. Aber als Korrektor hat der Verstand einzutreten, der da unbedingt verlangen wird, daß mechanische Künstelei und Eleganz der Ausstattung in der Puppenindustrie einer gewissen Beschränkung bedürfen. Das große Wort Lessings: „Nicht alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen,“ gilt auch für das Gebiet der Spielwaren. Wir reden vom „schönen Traume der Kindheit“, weil es als begehrenswerter und erfreulicher Zustand gilt, in ungetrübter Naivität, in seligem Glauben und in hingebendem Vertrauen der profanen Welt mit ihren Klippen entrückt zu sein. Um so schneller wird dieser Traum zerstört, je früher das Kind aus seinem Fabulieren und Phantasieren herausgerissen und der nackten Wirklichkeit zugeführt wird. Zum Wecken der Einbildungskraft bedarf es lediglich eines gelinden Anstoßes. Ist das geschehen, dann zaubert sich das Kind ein Reich eigener Art hin, in dem es sich als in seiner ureigensten Schöpfung wohl und glücklich fühlt. Dem Kinde ein genaues Abbild der realen Welt als Spielzeug zu bieten, ist gleichbedeutend mit dem Sterilisieren der kindlichen Phantasie. Wer diesen Born lichten Goldes verstopft, raubt dem Kinde die Kindheit. Und solcher Raub ist ein Verbrechen wider die Menschheit.

Digitized by Google

Rübezahl.

Schlesische Ballade von Ewald Gerhard Seeliger.

Zu Hirschberg lag Linnard Torstensson
Mit zwölftausend Musketieren,
Da fluchte er los: Kreuz Pestbataillon!
Das ist ein Quartier zum Krepieren!
Der Wallenstein hat hier bös gehaust
Und jeden Stoppelhalm weggemaust!
Erwischt' ich nur einen von diesen Bauern,
Der könnte mich dauern!
Die aber saßen im sichern Haus
Des Waldes bei Pilzen und Beeren;
Dreizehn Kolonnen schickte er aus,
Noch einmal die Gegend zu scheren:
Zwölf kamen mit hungrigen Magen zurück.
Nur Olaf, der wilde, hatte Glück:
Er fing zwei Bauern, ließ einen braten
Und brachte Dukaten.
Von heute ab bist Du Obrist, daß Du's weißt,
Ich seh', Du verstehst Dich aufs Schröpfen!
Dort oben wohnt einer, der Rübezahl heißt,
Dem sollst Du die Taler abknöpfen:
Du stürmst sein Schloß, räumst aus das Nest,
Und sträubt er sich, nimmst Du ihn fest!
Sitz auf! Sechs schwere Lanzenreiter
Sind Deine Begleiter.
Durch Warmbrunn und Hermsdorf im harten Trab
Flappten den Kleppern die Weichen;
Burg Kynast grüßte zerbrochen herab,
Ein Adler stieg aus den Eichen:
Auf jeder Schwelle hockte die Not,
Von jedem Dache grinste der Tod;
Wie eine Brandbombe, vom Pulver getrieben,
Fort stoben die Sieben.
Sie sprengten hinauf am klaffenden Klamm,
Wütend aufschäumte der Zacken,
Sie klommen hinauf zum Riesenkamm,
Den Herrn der Berge zu packen;
Der Adler kreiste und stieß zum Horst:
Die Gäule durchkeuchten den schweigenden Forst,
Des knienden Holzes kriechende Staude,
Zur Schlesischen Baude.
Tisch' auf! Tisch' auf! Du katholischer Wicht!
Wir zahlen mit blanken Pistolen!
Wo wohnt der Rübezahl? Lüge nicht,
Sonst soll Dich der Teufel holen!
Wo steht sein Schloß? Wo birgt er sein Gold?
Wieviele Musketen nahm er in Sold?
In Hirschberg wird er nächstens gehangen.
Wir kommen ihn fangen!
Ein Kreuz schlug der Alte mit bangender Hand
Und fiel auf die Knie mit Beben;
Doch Olaf, der Schwede, schwang einen Brand:
Gib Antwort, sonst geht Dir's ans Leben!
Da wies er zitternd den Kamm entlang.
Der wilde Obrist schrieb ihm den Dank
Ans Dach: Auflohten mit Knirschen und Knarren
Die Schindeln und Sparren.
Fackelhoch flammte das bretterne Dach,
Die Sieben sprengten von dannen;

Im Forste wurde der Sturmwind wach
Und sprang aus den schwarzen Tannen,
Er packte das Feuer mit jauchzendem Schrei'n
Und hetzte hinter den Räubern drein:
Die aber flogen mit hängendem Zügel,
Als hätten sie Flügel.
  Die Hufe auf dem harten Pfad
Sprühende Funken wecken,
Vorbei am Reifträger, zum Hohen Rad
Hinsaust der schwedische Schrecken;
Hart an der Schneegruben drohender Schlucht
Braust er vorüber mit hastender Wucht:
Er rast über Felsen und Steingerölle,
Als wollt' er zur Hölle.
  Der wilde Olaf flog weit vorauf,
Toll jappte sein Degengehenke,
Über die Sturmhaube ging es hinauf,
Hinab durch die Mädelsenke:
Schon glühte hinunter der Sonnenball,
Schon schlichen sich leise zum Riesenwall
Vom Forste herauf die bleichen Frauen,
Den Nebel zu brauen.
  Halt ein! Halt ein! Doch weiter erbebt
Der Fels unterm scharfen Galoppe.
Halt ein! Doch Olaf, der wilde, strebt
Hinüber zur Riesenkoppe;
Die Sechse folgen ihm auf dem Fuß
Durch Regen, Hagel und Schloßengruß,
Sie würden ihm folgen in jeden Frevel
Durch brennenden Schwefel.
  Es wirbelt der Nebel und wogt und wallt,
Und Donner grollt aus den Spalten,
Dichter und dichter der Nebel sich ballt
Zu drohenden Spukgestalten:
Das macht die schwedischen Reiter nicht bleich,
Rauh brechen sie ein in Rübezahls Reich,
Dumpf stöhnt und dröhnt vom Hufschlag der Pferde
Die felsige Erde.
  Halt! donnert da ein mächtiger Mund
Hin über die Koppenwiese,
Und aus dem tiefen Riesengrund
Reckt Rübezahl sich, der Riese:
Die Pferde bäumen sich vor der Gefahr;
Im Sturme flattern ihm Bart und Haar,
Hoch hebt er die entastete Eiche
Zum drohenden Streiche.
  Raus mit der Plempe! Und drauf auf den Schuft!
Er schlitzte dem Klepper die Flanken.
Es sprengten ihm nach in die gähnende Gruft
Die Sechse, ohne zu wanken:
Ein Sturz, ein Schrei, ein schmetternder Schlag.
— Graf Torstensson harrte noch einen Tag,
Dann war er Schlesiens müde geworden
Und eilte nach Norden.
  Doch wenn im Herbste der Nebel braut,
Da dürfen die Sieben sich regen,
Und wer sie hört, der drückt sich ins Kraut,
Wenn sie den Kamm langfegen,
Sie reiten schneller als Wetter und Wind;
Sehn kann sie nur ein Sonntagskind
Des Abends im späten Dezember
Am vierten Quatember.

Digitized by Google

Fräulein Labia als Marta in der Oper „Tiefland".

Zwei neue Opern. Besprochen von Paul Oskar Höcker.

Mit der zeitgenössischen Opernproduktion macht die Berliner die fleißige Komische Oper vertraut. Wenn das Königliche Opernhaus wirklich einmal eine Neuheit herausbringt, so ist man zunächst fast erschrocken. Man war's nicht mehr gewohnt. Und das Staunen wächst, da nun der Straußschen „Salome" des letzten Winters so rasch die „Madame Butterfly" Puccinis gefolgt ist.

Innerhalb weniger Tage gab es so für die Reichshauptstadt zwei musikalische Empfangsabende: gleichzeitig mit Puccini im Opernhaus erschien Eugen d'Albert vor den Rampen der Komischen Oper mit seinem Musikdrama in einem Vorspiel und zwei Aufzügen „Tiefland".

Beide Opern dürften sich nach dem starken äußeren Erfolg, der ihnen bereitet wurde, auf dem Spielplan erhalten. Und beide Werke sind interessant — in ihren Vorzügen wie in ihren Fehlern. Lag der Hauptfehler der Straußschen „Salome" in der Überspannung und Überladung der Partitur, in der Steigerung ins krankhaft Nervöse, in der hochmütigen Abwendung von einer dem Laien verständlichen Tonsprache, so ist an „Madame Butterfly" wie am „Tiefland" auszusetzen, daß das Bestreben, der eigenen Popularität nicht im Wege zu sein, die Komponisten stellenweise zur Banalität verführt hat.

Als Musiker steht nun d'Albert unbedingt haushoch über Puccini. Ich wäre ihm an der Königlichen Oper viel lieber begegnet als dem italienischen Veristen. Puccini ist ein kluger, pikanter Eklektiker; d'Albert ist ein temperamentvoller, ganz ursprünglicher Musiker. Da der Deutsche immer vergleichen muß und nicht eher ruht, als bis er alle Talente nach Ursprung, Jahrgang und Bedeutung fein säuberlich in Kasten und Kästchen mit Nummern und Aufschrift untergebracht hat, so wurde natürlich auch des öfteren die Frage erörtert: erreicht d'Albert den Schöpfer der „Salome"? Ich will eine Antwort hier wiedergeben, die ich von einer schöngeistigen Dame des Berliner Westens hörte: „Bei d'Albert ist alles gut musikalisch, aber die Straußsche Musik ist doch unbedingt viel literarischer!"

Das ist bildhübscher Unsinn, ob man auch ahnt, was die Premièrentigerin damit hat ausdrücken wollen, aber es ist typisch für die neue Richtung der Komponisten, denen es nicht mehr genügt, musikalisch zu sein, — bloß gut musikalisch.

„Tiefland" enthält, abgesehen von einigen trivialen Stellen, gute Musik. Sogar sehr gute Musik. Musik, die der Melodie nicht ängstlich ausweicht, selbst jenen Melodien nicht, die man auf dem Heimweg und am andern Morgen nachträllert. Und die Partitur ist von einem ernsten, fleißigen, tiefgründig gebildeten Musiker geschrieben. D'Albert ist mehr als Beethoveninterpret, als Klaviertitane. Es steckt eine feine Arbeit in seinem neuesten Werk, der zu folgen oft ein wahres Vergnügen ist. Denn man *kann* ihr folgen, so klar, so übersichtlich ist sie bei allem Reichtum der Einfälle. Eugen d'Albert hatte sich mit seiner Oper „Abschied" die Anwartschaft auf den noch unvergebenen Ehrenposten eines musikalischen Lustspieldichters erworben. Mit seinem „Tiefland" weicht er von der Marschroute auf dieses Ziel ab. Der Lorbeer des Tragikers lockt ihn hier. Es wäre schade, wenn d'Albert nicht auf den alten Pfad zurückfände. An Mollkomponisten, die unverständliche Disharmonien mit den wuchtigen Akzenten eines hundertköpfigen Orchesters verarbeiten, ist nicht so großer Mangel wie an ehrlichen, klaren, gesunden Talenten, die sich der Durtonarten nicht schämen.

Übrigens muß man „Tiefland" musikalisch wie textlich doch mehr zu den Opern rechnen als zu den Musikdramen. Das ist ein Vorzug, denn die große Formenkunst des Komponisten weiß einzelnen Szenen eine prächtige Rundung zu geben. Und es ist ein

Digitized by Google

Nachteil, denn der Gedanke an das Opernwirksame hat den Komponisten verführt, herkömmliche Chor- und Ensemblesätze aus der vorwagnerischen Zeit einzuschieben. Offen gesagt: alles was in „Tiefland" richtig opernhaft ist, das ist mäßig. Auch textlich. Die Handlung ist überhaupt zu opernhaft — womit über das Libretto ja schon der Stab gebrochen ist. Denn selbst eine Oper darf heutzutage nicht mehr opernhaft sein. Aber das Buch gibt immerhin dem Komponisten die Unterlage für dramatische Steigerungen — und vor allem für musikalische Stimmungen von hohem Reiz.

Verantwortlich für den Text von „Tiefland" zeichnet Rudolf Lothar. „Nach A. Guimera", steht auf dem Zettel. Das Vorspiel versetzt uns ins Hochland, auf eine Hochalpe der Pyrenäen, wo Pedro, der arme Hirte, einsam mit seinem Gott und mit der Natur lebt. Die beiden folgenden Akte spielen im Tiefland, in einem volkreichen Pyrenäendorf, wo Sebastiano, der mächtige und gefürchtete Grundherr, seinen brutalen Neigungen nachgeht. Sebastiano will seine Geliebte, die materiell völlig von ihm abhängige Marta, verheiraten, weil er, selber vor den Bankerott gestellt, eine reiche Ehe eingehen muß. Er plant schon vor der Hochzeit einen doppelten Ehebruch. Martas Mann muß daher ein einfältiger Weltfremdling sein. Er hat den Hirten Pedro für die wenig beneidenswerte Rolle ausersehen. Im Vorspiel tritt Sebastiano vor Pedro mit dem fertigen Plane hin und führt dem „reinen Toren" die verführerisch schöne, in das ihr bestimmte Los bisher noch nicht eingeweihte Marta vor. Marta stürmt empört von dannen, als ihr zugemutet wird, diesen einfältigen Burschen zum Manne zu nehmen. Pedro aber ist glückselig über die Aussicht, zu einem jungen, schönen Weib zu kommen, außerdem die Mühle drunten im Tal von Sebastiano zur Pacht zu erhalten. „Ins Tiefland gehst Du?" fragt sein Freund Nando ahnungsbang. „Meinem Glücke nach!" erwidert Pedro. Aber das Glück läßt auf sich warten. Im ersten Akt sehen wir Pedro von den Mädchen und Burschen des Dorfes verspottet, von Marta, die unter dem Zwange des gewalttätigen Sebastiano endlich ihr Ja gibt, verachtet. Die Trauung des Paares findet statt. Am Aktschluß sind die beiden jungen Leute „zum erstenmal allein". Pedro wirbt in seiner Einfalt schüchtern und herzlich um Martas Liebe. Sie weist ihn höhnisch und trotzig ab. Ist sie doch der Meinung, daß er sich von Sebastiano habe schmählich erkaufen lassen. Er versucht's unverdrossen weiter, in fast rührender Innigkeit. (Abgeschmackt ist in dieser sonst sehr wirkungsvollen, auch poetisch reizvollen Szene nur folgende Stelle: Pedro nähert sich leise Marta und lacht leise vor sich hin; wie er sich hinter ihr befindet, berührt er mit einem Finger ihren Kopf, ihre Schulter und ahmt dem Kuckuck nach: „Kuckuck!") Hernach erringt er ihre Teilnahme durch seine Erzählung, wie er einmal oben im Gebirge den Wolf erwürgt hat, der in seine Herde eingebrochen war. Sie bewundert seinen Mut, erkennt seine Mannhaftigkeit, seine Unverdorbenheit und Reinheit und beginnt sich vor ihm zu schämen. Aber als sie ihn schließlich in seine Kammer weist, blitzt in der ihren ein Lichtschein auf: Sebastiano ist da. Sie zittert vor Angst und wagt den Herd nicht zu verlassen. Am Feuer sitzend verbringt sie die Hochzeitsnacht — Pedro ist zu ihren Füßen eingeschlafen, ein Gebet auf den Lippen. So schließt der erste Akt. Im zweiten fordert Pedro Rechenschaft von seiner Frau: Was bedeutet das Lachen in den Gesichtern der Leute? In tiefster seelischer Erregung, verzweifelt, schreit sie's ihm ins Gesicht: sie hat einem andern gehört. Er stürzt sich mit dem Messer auf sie, um sie zu töten, verwundet sie aber nur leicht und kommt rasch wieder zur Besinnung. Er hat Erbarmen mit ihrer Not, er kann von ihr nicht lassen, er liebt sie, und er will ihr verzeihen. Aber hier im Tale können sie ihr Glück nicht finden, sie müssen gemeinsam aus dem Tiefland in seine geliebten Berge ziehen. Gern will sie an seiner Seite dem unerträglichen Zustand hier entfliehen. Als sie dem Tore zuschreiten, tritt ihnen Sebastiano entgegen. Er übt die alte Herrschaft über Marta aus. Sie muß tanzen zu dem Schelmenlied, das er zur Gitarre singt. Dem sich auflehnenden Pedro schlägt er ins Gesicht. Nun ist das Maß voll. Marta verrät ihrem Mann: „Er

Herr Mantler und Fräulein Labia als Dorfältester und Marta in der Oper „Tiefland".

Digitized by Google

war es, der in Schand und Schmach Dein Weib gestoßen hat. Er brachte Unheil über mich und Dich. Er kam heut nacht in meine Kammer!" Pedro will sich wütend auf Sebastiano stürzen, wird aber von Sebastianos Getreuen überwältigt und weggeschafft. Doch hernach, als Sebastiano in zynischer Offenheit dem erniedrigten, gemarterten Weibe seine Zukunftspläne auseinandersetzt und sie brutalisiert, da sie ihm entgegenhält, daß sie ihn verachtet und ihren Gatten liebt, und daß sie um ihre Liebe kämpfen will, erscheint Pedro plötzlich wieder auf der Bildfläche. Es kommt zu einem gewaltigen Ringkampf zwischen den beiden, und Pedro erwürgt seinen bisherigen Herrn. Zur Leiche Sebastianos ruft er darauf die Burschen und Mädchen. „Nun, Ihr Leute, nun ist es Zeit zum Lachen! Lacht doch, lacht!" Marta, die halb ohnmächtig am Tische lehnt, hebt er auf und ruft ihr zu: „Hinauf in meine Berge! Hinauf zu Luft und Licht und Freiheit! Fort aus dem Tiefland! Macht Platz, Ihr alle, gebt uns Raum! Ich hab' den Wolf erwürgt, den Wolf hab' ich getötet!"

Die beiden ziehen also aus dem Tiefland fort, und der Vorhang fällt langsam.

Ich bin nur als Tourist in den Pyrenäen gewesen, und nur an vielbesuchten Stätten, wo eine gewisse polizeiliche Überwachung zwar nicht aufdringlich, doch immerhin ganz wohltuend bemerkbar war. Ob es in entlegeneren Ortschaften der Pyrenäen möglich ist, einen Nebenbuhler so ohne weiteres zu beseitigen, um darauf gemütsruhig eine höhergelegene Sommerfrische zu beziehen, wage ich nicht zu entscheiden. Nachahmung dürfte kaum zu empfehlen sein.

Aber von größter szenischer Gewalt ist dieser Schlußauftritt fraglos. Hier erhebt sich auch die Musik zu großer Leidenschaft.

Sonst ist d'Albert die Schilderung des Hochlandes am besten gelungen. Überall, wo die Reinheit und Klarheit der höheren Sphären zum Ausdruck kommen soll — nicht nur landschaftlich, sondern auch symbolisch — findet der Komponist eine ergreifende Sprache. Charakteristische Leitmotive, die leicht zu behalten und daher überall leicht erkennbar sind, helfen ihm, sich uns auch „zwischen den Zeilen" verständlich zu machen.

Eine große Klippe des Buches, woran weniger routinierte Tonsetzer unbedingt gescheitert wären, ist die Häufung der Erzählungen, die gut sechsmal den Gang der Handlung unterbrechen, damit wir über die Vorgeschichte unterrichtet werden. D'Albert trägt diese Erzählungen musikalisch knapp vor. Er weist dabei dem Orchester eine untergeordnete Stelle zu. Das ist klug und wohlgetan. Hauptsache, daß wir gerade an diesen Stellen Wort für Wort verstehen.

Der Auftritt des Bonzen im 1. Akt der Oper „Madame Butterfly".

Digitized by Google

Überhaupt hat der Komponist das Orchester mit einer Selbstbeherrschung behandelt, die aller Hochachtung wert ist. Nirgends ein Zuviel, niemals ein Decken der Gesangsstimme. Dabei von wundervollem Kolorit und großem Aufschwung in allen Zwischenspielen.

Die Aufführung war die beste, die ich bisher in der Komischen Oper erlebt habe. Die Dekoration des Vorspiels — Hochalpeneinsamkeit, leuchtende Gletscher, zitternde Sternlein in den nachtblauen Soffitten — ist von großem Eindruck. Das Orchester blieb nichts schuldig. Als Pedro sah ich Wilhelm Birrenkoven, den Hamburger Tenor, als Gast. Er versteht's, für die gefährliche, am Rand der Lächerlichkeit stehende Figur des Pedro wirkliche Sympathie auszulösen. Desider Zadors Sebastiano hielt sich frei von allem Theaterbösewichtertum. Die brutale Herrschsucht und Grobsinnlichkeit des bäurischen Don Juan weiß er gesanglich wie darstellerisch ausgezeichnet zu charakterisieren. Ein Lob diesmal allen männlichen Sängern für die vorzügliche Aussprache des Textes. Maria Labia, die die Marta verkörpert, verdient diese Anerkennung nicht; sie ist in den Partien, die rasches Sprechen erfordern, leider vielfach unverständlich. Aber welch reiche Begabung steckt in dieser Sängerin! Das stimmliche Material mit seiner großen Ausdrucksfähigkeit und die hervorragende Darstellungskunst rücken diese junge Kraft in die allererste Reihe der Bühnensängerinnen unserer Zeit. Der Erfolg von „Tiefland" ist zu einem guten Teil auch ihr Erfolg.

Dasselbe wird von Geraldine Farrar und dem Erfolg der „Tragödie einer Japanerin" behauptet. Aber es trifft nicht zu. Die Puccinische „Madame Butterfly" — „Die kleine Frau Schmetterling" — ist eine so leichte und dankbare Opernpartie, daß sie mit der musikalisch schweren und stellenweise spröden Aufgabe der d'Albertschen Marta gar nicht verglichen werden kann.

Der Erfolg der „Madame Butterfly" war am zweiten Aktschluß entschieden, wo die arme kleine Japanerin, blumengeschmückt und sehnsüchtigen Herzens, ihr blondes Kind und die Freundin neben sich, im Hintergrund der Bühne am Fenster ihres japanischen Puppenheims steht und auf ihren Gatten, den treulosen B. F. Linkerton, Offizier in der Marine der U. S. A., wartet, der sie vor Jahr und Tag verlassen hat. Es wird da kein Ton gesungen, wir sehen nicht einmal ein Gesicht, die drei Leutchen auf der Bühne wenden uns den Rücken zu, wir können im Dämmerlicht nur die Silhouetten unterscheiden, und was uns dabei das Orchester erzählt, ist ziemlich bedeutungslos. Aber der Erfolg war da: Das Bild hat ihn errungen.

Bilder und Bildchen den ganzen Abend. Japanische Bilder und Bildchen von einer Echtheit, die uns überrascht — und Japaner wahrscheinlich veranlaßt, sich zu biegen vor Lachen über allerlei Unmöglichkeiten.

Fräulein Farrar als Cho-Cho-San im Finale der Oper „Madame Butterfly".

Es ist nun freilich nicht mehr jenes Operettenjapan, so wie es Sullivans „Mikado" vor einem Vierteljahrhundert dem Europäer zu glauben zumutete. Aber es ist auch noch nicht das Japan, das uns Lafcadio Hearn in seinen wunderbaren Büchern „Lotos", „Kokoro" und „Izumo" vermittelt hat. Es hält vielleicht die Mitte zwischen ihm und Pierre Loti. Genau so vergriffen wie im „Mariage du lieutenant Grant" scheint mir die Charakterschilderung der japanischen Heldin auch in dieser Tragödie, deren Buch fünf starke Männer ins Leben gerufen haben. („Nach John L. Long und David Belasco von L. Illica und G. Giacosa, deutsch von Alfred Brügemann", so heißt's auf dem Titelblatt. Auf wen dieser oder jener Anteil der Schuld kommt, läßt sich bei dieser Kompagniearbeit richterlich nicht entscheiden; bloß der Haftpflicht für das Deutsch, das uns darin zugemutet wird, kann sich unser Landsmann nicht entziehen.) Diese Japanerin ist keine Japanerin. Lafcadio Hearn muß sich im Grabe umdrehen. Bei Pierre Loti war sie eine gefühllose, ewig lächelnde Puppe. In dieser Tragödie ist sie die sentimentale Liebhaberin des englisch-amerikanischen Melodrams. Wir haben durch eine geniale japanische Schauspielerin etwas von der Psyche der Frau des Chrysanthemenlandes ahnen gelernt: durch die Sada Yacco. An das Bühnenleben und Bühnensterben dieser großen Künstlerin dürfen wir nicht denken, sonst erscheinen uns die Bilder der Puccinischen Oper sofort als arg verschandeltes, arg dressiertes, „arg hübsch" gemachtes Japan. Und selbst die an sich ganz

Digitized by Google

allerliebste und fleißige Darstellung von Geraldine Farrar würde an diesem Maß gemessen sehr verblassen, trotzdem die schöne junge Künstlerin im Bestreben, auch in der Maske charakteristisch zu sein, es über sich vermocht hat, ihre Schönheit der Echtheit des japanischen Augenbrauenansatzes zu opfern.

Die Fabel von „Madame Butterfly" hat einen schon aus der Aïda, dann aus „Lakmé" und andern exotischen Opern bekannten Konflikt: die Treue eines tenorsingenden Gentleman von europäischer (hier amerikanischer) Abkunft wird von einer andersfarbigen Lady auf die Probe gestellt. Im ersten Akt „heiratet" Mr. Linkerton die fünfzehnjährige Cho-Cho-San, genannt Butterfly. Der Akt findet vor dem japanischen Standesbeamten statt. Linkerton hält diese Ehe nur während seines Aufenthalts in Nagasaki für bindend. Aber Butterfly nimmt sie ernst. Sie ist auch heimlich zum Christentum übergetreten, was ihr einen bösen Auftritt von ihrem Oheim, dem baßsingenden Bonzen, einträgt. Onkel Bonze, Mutter, Verwandte und Freundinnen verstoßen Cho-Cho-San, die ihrem Glauben Abtrünnige, verlassen sie und geben ihr so Gelegenheit zu dem ‚enfin seul' mit ihrem jungen Gatten, womit der erste Akt schließt. Der zweite, der ein paar Jahre später spielt, orientiert uns darüber, daß Cho-Cho-San nach Linkertons Abschied Mutter eines blonden und blauäugigen Knaben geworden ist, daß ihr „Gatte" ihr niemals geschrieben, auch kein Geld mehr geschickt hat. Nun wird ihr, der immer noch Hoffenden, die Ankunft seines Schiffes im Hafen von Nagasaki gemeldet, und sie gerät in einen Freudentaumel. Aber während sie in liebevollem Erwarten das lebende Bild stellt, über dem sich der Vorhang senkt, wissen wir: Mr. Linkerton hat der japanischen Heirat eine amerikanische folgen lassen. Und er ist taktlos genug, Mrs. Kate Linkerton zur Stätte seiner früheren Honigmonde mitzuführen. Im dritten Akt wird der armen Butterfly die volle Wahrheit gesagt. Ihr Entschluß steht sofort fest: sie wird Harakiri machen. Und zwar mit demselben Messer, mit dem sich einst ihr Vater umgebracht hat. Sie setzt schon das Messer an, da öffnet sich die Tür, ein heller Lichtstrahl fällt herein, und ihr Kind kommt in der Bahn dieser Sonnenfluten mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Eins der vielen fesselnden Bilder, ob man sich auch über die verlogen-sentimentale Mache ärgert. Und ein weiteres folgt sofort. Butterfly verbindet ihrem blonden Kind die Augen (warum ist es im Königlichen Opernhause zu Berlin eigentlich blond, bei dem stark brünetten Vertreter seines Papas, des Herrn Macleannan?) und gibt ihm ein paar kleine Fähnchen mit dem Sternenbanner in die Hand. Während das in der Lichtbahn sitzende Kind die Fähnlein schwenkt, tötet sich seine Mama hinter dem japanischen Wandschirm.

Eine winzige Handlung, ganz und gar nicht dramatisch. Aber sie bietet immer und immer wieder Gelegenheit für Bilder und Bildchen. Das japanische Haus mit dem ganz wundervoll ausgestatteten Garten (die weitästige Kiefer im Vordergrund ist ein Prachtstück der Dekorationsmalerei), hinten die vom Hafen aufblitzenden Lichter, der Auftritt der Butterfly und ihrer Freundinnen mit den großen bunten Papierschirmen, die drollige Parade der unübersichtlichen Verwandtschaft, die Zeremonie der Verheiratung, die Störung der Harmonie durch den wütenden Bonzen, der allgemeine Aufruhr und nach all dem wirbelnden Durcheinander das süßverklingende Liebesduett des ersten Finale — natürlich bei Mondschein. Und so fort im bunten Wechsel den ganzen Abend über.

Musikalisch bedeutet die Partitur nicht viel. Sullivans frisch-fröhliche Originalmelodien aus Old-England erschienen mir zehnmal wertvoller als die Versuche Puccinis, uns eine nationale und lokale Färbung vorzutäuschen. Die Partitur wartet im übrigen mit allem auf, was seit Verdi schon auf der modernen Opernbühne gewirkt hat. Sogar der unerträgliche Vorhalt auf dem Dominantseptimenakkord, von dem sich Mascagni nach seinem Intermezzo nicht wieder frei gemacht hat, findet häufige Verwendung. Aber hat man sich erst damit abgefunden, daß das Werkchen nur liebenswürdig sein will, daß die Tragödie nur auf dem Zettel steht, so läßt man sich von dem Komponisten ganz gern einfangen. Es klingt alles gut, die Singstimmen sind dankbar und sangbar behandelt, und über das Orchester ist der ganze Glanz der modernen Technik ausgegossen, ohne die modernen Übertreibungen und Fürchterlichkeiten der Strauß und Reger. Ach — und es tut ja so wohl, einmal in einer modernen Oper jemand sterben zu sehen, ohne daß ein Bläserchor in Aktion tritt, dessen gewaltiger Atem Festungsmauern einzureißen imstande ist!

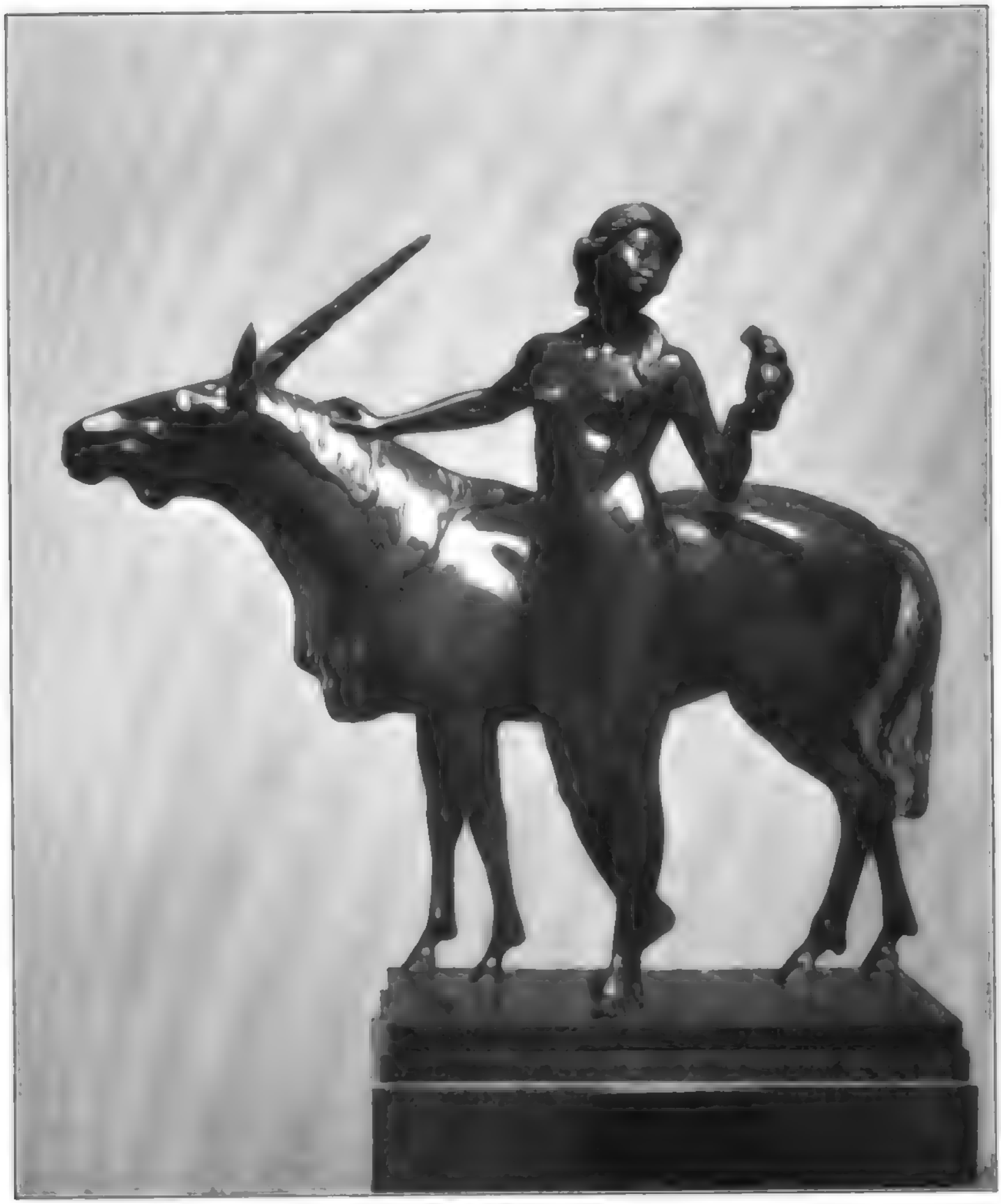
Verschneit.

So grau der Pfad, so tief verschneit,
Des Herdes Flamme weit, wie weit!
Die Flocken rinnen und wehen.
Der Schnee vom Froste knirscht und knirrt,
Und schwerer stets und müder wird
Mein Schritt im Weitergehen.

Vor meinen Ohren summt's und singt's,
Wie fernes Schlittenläuten klingt's,
Wie meiner Kindheit Glocken.
Nun steh' ich still, nun ruh' ich aus,
Ich träum', ich bin bei Dir zu Haus —
Und leise rinnen die Flocken.

Fritz Erdner.

Google



Märchen.

Kleinbronze von Rudolf Henn.

Digitized by Google

Das teure Geld.

Von Prof. Dr. Adolph von Wenckstern.

„Das Geld ist teuer!“ —

Das bedeutet nichts anderes, als daß die in der Form des Zinses für geliehenes Geld geleistete Vergütung infolge der Gestaltung des ganzen wirtschaftlichen Lebens hochschnellt.

Gewiß ist, daß jeder, der in solchen Zeiten Schuldner wird, seufzt. Nicht ganz sicher ist, daß jeder, der in solchen Zeiten Gläubiger wird, triumphiert. Denn vielleicht wird er an anderen Tagen und in anderem Zusammenhang auch Schuldner werden, und es ist möglich, daß die Summe der Nachteile bei Schuldnerverpflichtungen größer ist, als die Summe der Vorteile, die ihm aus seiner Stellung als Gläubiger erwachsen.

Und doch ist eine Möglichkeit denkbar, daß auf die Dauer jeder Gläubiger triumphiert und schließlich auch jeder Schuldner zufrieden ist: dann nämlich ist diese Möglichkeit gegeben, wenn trotz des verteuerten Geldes die Erfolge der wirtschaftlichen Tätigkeit der Gläubiger und der Schuldner auch in die Höhe schnellen gegenüber den Erfolgen in gewöhnlichen Zeitläuften.

Aber auch eine andere Möglichkeit liegt vor: daß die Höhe des Zinsfußes die wirtschaftliche Bewegung hemmt, ja ganz unterbindet, während nur wenige unter glücklichen Umständen in die Zeiten einer solchen Spannung eintretende Personen und Personenkreise den Gewinn für sich haben.

Ganze Gruppen der Industrie, alles, was in der Landwirtschaft nicht ganz auf festen Füßen steht, große Schichten des gewerblichen und kaufmännischen Mittelstandes, selbst große Firmen in Industrie und Handel, die ihre Mittel von langer Hand festgelegt hatten, können in die größten Schwierigkeiten, — ja in den Zusammenbruch gedrängt werden.

Auf die Dauer müssen auch die arbeitenden Massen durch entstehende Arbeitslosigkeit, durch sinkende Löhne geschädigt werden.

Aus der wirtschaftlichen Krise kann sich endlich die soziale und politische entwickeln — — am fernen Horizont zeigt sich vielleicht schon das Wölkchen, das mit dem Zusammenbruch eines großen Teiles des wirtschaftlichen Lebens den Zusammenbruch ganzer sozialer und politischer Ordnungen heranzuführen droht.

Zwischen den beiden extremen Möglichkeiten liegt noch eine dritte: daß diese besonders auffällige und augenscheinlich Wirkungen ausübende Tatsache, daß diese Spannung des Geldmarktes ein allgemeines Zeichen und Mittel wirtschaftlicher guter Entwicklung ist, und doch zugleich für einige Personenkreise, vielleicht für zahlreiche Berufsgruppen, möglicherweise innerhalb aller einzelnen Berufsgruppen für einzelne ihrer Glieder Hemmungen, ja Unterbindung der wirtschaftlichen Tätigkeit bedeutet. Die Spannung kann ein Sporn sein und ein Zeichen des Fortschritts: und zugleich eine Bremse, von der es nun wieder fraglich wird, ob sie zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle im richtigen Maße wirkt, oder ob sie an irgendwelchen wichtigen Punkten zu irgendeiner wichtigen Zeit im Übermaß ansetzt, so daß durch ihre übertreibende Wirkung im unrichtigen Moment eine Rückwirkung auf die Gesamtbewegung der Wirtschaft im ungünstigen Sinne, ja die Einleitung einer Katastrophe denkbar wird.

Ein Automobil fährt in schnellem Tempo eine Straße in den Hochalpen. Auf starken Neigungen in den Kurven wird die Bewegung durch die Maschinerie reguliert. Wo die Regulierung nicht unbedingt nötig ist, mag es dahin sausen — es wird sicher sein Ziel erreichen. Aber ein nervöser Griff in die regulierende Maschinerie zur unrichtigen Zeit mit zu großer Schärfe ausgeführt, kann nicht bloß die Bewegung des Automobils hemmen, sondern eine Katastrophe herbeiführen. Es mag in den Abgrund stürzen.

Nach der Auffassung der ruhigsten und sorgfältigsten Beobachter unseres wirtschaftlichen Lebens stellt sich nun in der Tat die Lage der Wirtschaft in ihrer Beziehung zum Geldmarkt in unserer Zeit so dar, daß zunächst Momente der verschiedensten Art mitgewirkt haben, eine sehr starke Inanspruchnahme flüssigen Kapitals herbeizuführen. Eine starke Steigerung der wirtschaftlichen Tätigkeit, man kann sagen, auf der ganzen Erde, ist eingetreten.

Wie aber mit dem sehr schnellen Gang eines Automobils gewisse Übelstände verbunden sind für diejenigen, die in ihm sitzen, und für manche, an denen es vorbeifährt, so kann auch eine sehr starke Bewegung des flüssigen Kapitals, ein sehr starkes Drängen des Geldes, an allen Möglichkeiten, sich günstig zu verwerten, an allem Erfolg dieser wirtschaftlichen Fahrt teilzunehmen, mit einigen Unbequemlichkeiten für diejenigen verbunden sein, welche irgendwie am Geldmarkt interessiert sind, an denen zum Beispiel das Geld vorbeifährt insofern, als es von anderen eher in Anspruch genommen worden ist.

Es ist also möglich, daß viele munter wirtschaftliche große Erfolge erreichen und ganz unbekümmert und fröhlichen Herzens das teure Geld mit teuren Zinsen bezahlen. — Andere neben ihnen bekommen einfach kein Geld, weil das Geld eben festgelegt ist.

Man sagt heute in Deutschland, daß die Bankiers nur lachten, wenn man sie um die

Wende von 1906/07 um Geld fragte — sie hatten keins mehr zur Verfügung.

In diesem Beiseitestehenmüssen einzelner oder vielleicht vieler wirkt aber gleichzeitig das bremsende Element, das in der ganzen Bewegung drinsteckt. Wenn diese Bremse nicht funktionierte, würden auch diese jetzt Ausgeschiedenen mit vollen Segeln in die wirtschaftliche, Waren schaffende Tätigkeit hineintreten, und möglicherweise wäre eine ungeheure und schädliche Produktion auf einigen Gebieten zu erwarten, welche, da andre Gebiete nicht in gleicher Weise gefördert worden sind, sich zu einer Überproduktion hätte auswachsen können.

Die Wirtschaft der Welt ist heute nun einmal so eingerichtet, daß für den Markt, für den Verkauf produziert wird — in Industrie und Landwirtschaft, in großen und kleinen Unternehmungen.

Wenn in allen verschiedenen Gruppen der Industrie und Landwirtschaft gleichmäßig eine Steigerung der Produktion eintritt, so ist eine Überproduktion niemals denkbar. Den größeren Massen, die an der einen Stelle hergestellt sind, treten die größeren Massen in anderen Produktionsgebieten zum Austausch bereit entgegen. Aber es ist bisher noch nicht möglich gewesen, durch einen vorbedachten Plan die Produktion in allen Gruppen der Industrie und der Landwirtschaft quantitativ und qualitativ, etwa wie bei der Festsetzung der Bedürfnisse eines Staatswesens in einem Budget, derart in einem Etat nicht bloß zu entwerfen, sondern auch wirklich durchzuführen, daß eine vollkommene Gleichmäßigkeit des Steigens der Produktion in allen Sphären des wirtschaftlichen Körpers Deutschland oder gar der ganzen Welt gesichert war.

Würde es gut sein, wenn die ganze Wirtschaft nach Voranschlägen verliefe? Wäre es überhaupt mit menschlichen Kräften zu ermöglichen, allen Bedürfnissen etatsmäßig mit Voranschlägen und streng etatisierter Produktion zu begegnen? Die sozialistischen Theorien behaupten beides. Sie klagen unsere heutige wirtschaftliche Organisation an als eine anarchische und behaupten, daß durch eine Reihenfolge von wirtschaftlichen Erschütterungen, durch einen Zyklus von Perioden der Prosperität und von Rückschlägen und Stagnation, die nachhaltiger wirken als die günstigen Perioden, die Auflösung unserer jetzigen Wirtschaftsorganisation stattfinden werde. So will es die Krisentheorie des Vaters der modernen sozialistischen Theorie, des großen Karl Marx.

Angesichts der heutigen Geldknappheit, ihre Wirkung übertreibend, behauptet ein sozialistischer Theoretiker, daß durch die heutige wirtschaftliche Situation die Krisentheorie von Marx wieder als richtig erwiesen werde. Er fügt den kühnen Schluß an diese Behauptung, daß hiermit das ganze Marxsche System als richtig erwiesen sei, weil es so in sich geschlossen sei, daß, wenn auch nur ein Stückchen durch die Wirklichkeit anerkannt werde, das ganze System als wahr erhärtet sei.

Liegt in dieser Beurteilung unserer gegenwärtigen Lage auch nur ein Fünkchen von Wahrheit?

Extreme auch hier! Vorher wurde hingewiesen auf die Möglichkeit, daß die Geldknappheit mit ihrer hemmenden Wirkung als nützliche Bremse den großen Fortschritt der Wirtschaft ermöglicht und sichert.

Der sozialistische Theoretiker sieht in der Geldknappheit den Vorboten einer hereinbrechenden gewaltigen Krise. Andere Krisen werden folgen. Der Zusammenbruch unserer Wirtschaft wird das Endergebnis sein.

Die pessimistische Beurteilung der Lage in dem kurz wiedergegebenen sozialistischen Sinne ist falsch. Die Wahrheit liegt auch nicht — diesmal — in der Mitte zwischen diesem Extrem und dem anderen, der zuerst vertretenen optimistischen Auffassung der Lage.

Nein, dieses Extrem, diese optimistische Auffassung ist richtig. — Dann tritt allerdings die Frage auf: wie gestaltet sich die Entwicklung in der Praxis des Lebens?

Welches sind die Ursachen der günstigen und der ungünstigen Teile der Entwicklung?

Wie kann in der Wirklichkeit alles Günstige des Zustandes erhalten, alles Ungünstige hintangehalten werden?

Wie muß endlich das Gesamturteil über eine Lage lauten, welche womöglich die Signatur trägt: daß wir mit einer dauernden Verteuerung des Geldes zu tun haben werden?

Zunächst, was sind die Ursachen der Geldknappheit um 1906—07?

Die Geldspannung der letzten Jahre ist nicht ohne Vorgänger. Aber sie zeichnet sich durch lange Dauer und durch eine sehr starke Verteuerung des Geldes aus.

Es ist heute wohl gewiß, daß ein allgemeiner und ein besonderer Grund für Deutschland vorliegt, neben denen alle anderen an Bedeutung vollständig zurücktreten.

Der allgemeine Grund in Deutschland und der ganzen Kulturwelt hat wirklich eine starke Tätigkeit in Landwirtschaft und Industrie, worunter alle irgendwie wirtschaftlichen Tätigkeiten zusammengefaßt werden können, zur Voraussetzung.

Die ungeheure Masse der Unternehmer, die größten am allermeisten, arbeiten nun aber in ihren Unternehmungen mit geliehenem Kapital. Die Möglichkeit wurde von allen Unternehmern in den letzten Jahren empfunden, daß in den nächsten Jahren gesteigerte Produktionsmassen auf dem Markte unterzubringen sein werden.

Es ist eben so: wenn sich der Eine regt, regt sich auch der Nachbar.

Denn jede erweiterte Produktion erweckt die Hoffnung, daß für erweiterte Produkte an anderer Stelle Gegenwerte geschaffen werden.

Also fand ein Ansturm vieler, ja zuletzt ein Ansturm sämtlicher Unternehmer aller Sphären der Wirtschaft in allen Kontinenten auf das Leihkapital statt, und dem Kapital fiel das in den Schoß, was sich der Arbeiter durch schwere Gewerkvereins-Kämpfe, Streiks und Boykotts erkämpfen mußte: es war ihm möglich, einen höheren Lohn für seinen Dienst zu verlangen.

Die Verwalter des Kapitals, die Banken, Geldinstitute aller Art, welche die Aufgabe haben, das flüssige Kapital aus allen Ländern der Erde heranzusaugen an die zentralen Punkte, von denen aus es den Unternehmungen zur Verfügung gestellt wird, mußten von den Unternehmern höhere Zinsen verlangen, weil sie, um allen Anforderungen der Unternehmer nachkommen zu können, das Kapital der großen, mittleren und kleinen Kapitalisten in stärkerem Maße als vorher zunächst einmal heranlocken mußten.

Die Unternehmer brauchten das Geld, sie waren schnell bereit, eine höhere Verzinsung zu zahlen, und sie mußten eine höhere Vergütung zahlen, weil, um die großen Mittel herbeizuschaffen, mit der Lockung günstiger Zinssätze auf die großen Massen der Kapitalisten, die Geld auf die Banken tragen sollten, zu wirken war.

Zu diesem allgemeinen Grund, der Erhöhung der produktiven Tätigkeit, tritt nun aber noch ein besonderer, welcher die deutschen Unternehmer zeitweilig in die unangenehme Lage versetzt hat, daß das Automobil — (das Kapital) — eben an ihnen vorbeifuhr.

Große Massen deutschen Kapitals sind festgelegt worden in ausländischen Werten, die ausländische Produktion ist mit deutschem Kapital befruchtet worden. Große Mengen deutschen Kapitals sind vor allen Dingen Nordamerika, den nordamerikanischen Eisenbahnbetrieben zur Verfügung gestellt worden.

Das Entscheidende ist: das Ausland hat deutsches Kapital erhalten. Die heimische Produktion hat zum Teil das Nachsehen.

Dies ist der Tatbestand. Über ihn kann man günstig und ungünstig urteilen.

Es kommt vor, daß dieselben Leute, die gelegentlich darüber lamentierten, daß bei großen internationalen Geldtransaktionen Deutschland nicht beteiligt wird, sich jetzt darüber aufregen, daß deutsches Kapital der deutschen Produktion durch die Verwendung im Ausland entzogen worden ist.

In diese Klage mengt sich vielleicht auch die Suche nach dem eigentlichen Übeltäter, und es wird behauptet, daß die Konzentration der Banken um unsere Riesenbanken, die Deutsche Bank, die Diskonto-Gesellschaft, die Darmstädter Bank, den Schaaffhausenschen Bankverein usw., die Schuld daran trage, daß diese für Deutschland ungünstige Disponierung über die deutschen Kapitalien stattgefunden hat.

Tatsache ist die Konzentration der Banken und Tatsache ist, daß sie, um ihre große Position behaupten zu können, gezwungen sind, auf die ausländischen Märkte zu gehen, wenn immer in Deutschland die Unternehmungen keinen großen Geldbedarf haben.

Um Dividenden schaffen zu können, um das Kapital verwerten zu können, mußten die großen Banken ihr Kapital im Ausland arbeiten lassen.

Man darf niemals vergessen, daß dieses Arbeiten des deutschen Kapitals im Ausland die größten Vorzüge für Deutschland besitzt.

Wahrscheinlich ist der größte Teil der Mehreinfuhr, welche Deutschland hat, einfach die Verzinsung unserer im Ausland arbeitenden Kapitalien. Wir haben dadurch gewiß jährlich mehr als eine Milliarde Mark Mehreinkommen in Gesamtdeutschland, als ohne diese Wirksamkeit des deutschen Kapitales im Ausland uns beschieden wäre.

Die modernen Banken, die modernen Großbanken haben diese Entwicklung auch nicht erst geschaffen, sie haben nur die schon vorhandene Betätigung des deutschen Kapitals im Ausland intensiv ausgestaltet, und, wie man heute wohl sagen darf, in den letzten Jahren mit Geschick und mit einem großen Gewinnsaldo für ganz Deutschland und für alle einzelnen Deutschen, die direkt an den Banken oder im Anschluß an die Transaktionen der Banken diesen Bewegungen folgten.

Aber in der Tat ist es erklärlich, daß geklagt wird, wenn einmal eine Lage eintritt, daß die Depositen, welche die deutschen Kapitalisten den deutschen Geldzentralen anvertrauen, zur Förderung der fremden Produktion verwandt werden, während die deutsche Produktion kein Geld bekommen kann, oder nur gegen einen außerordentlich hohen Zins.

Daß aber mit jenen Klagen leicht über das Ziel hinausgeschossen werden kann, erscheint ebenso möglich, als jene Klagen begreiflich sind.

Das führt aber zu der Beantwortung der zweiten Frage: Wie die günstigen Momente in der Entwicklung der Produktion und der Geldverhältnisse zu erhalten, wie ungünstige zu bannen sind?

Es war ja davon ausgegangen, daß bei gesteigerter allseitiger wirtschaftlicher Tätigkeit, also bei gesteigerter Nachfrage nach Kapital, der Zinsfuß steigen könne, ohne daß der Gesamtwirtschaft Schaden entsteht, weil alle Kapitalisten Vorteile haben und auch alle Produzenten mit dem teuren Gelde doch größere wirtschaftliche Erfolge erzielen als sonst in nicht so lebendigen wirtschaftlichen Zeiten mit billigerem Gelde.

Auf der anderen Seite war darauf hingewiesen, daß es auch hier Grenzen gibt, daß eine gewisse Hemmung an einzelnen Stellen der wirtschaftlichen Entwicklung nicht schädlich ist.

Vielleicht ist nun die Lage in den letzten Jahren für Deutschland wirklich so, daß die

bei einsetzender starker Produktionslust gleichzeitig einsetzende Geldknappheit, mochte sie selbst dadurch veranlaßt sein, daß das Geld ins Ausland gegangen war, auf der einen Seite eine Überproduktion in Deutschland verhinderte, sofern allein der deutsche Markt in Frage kommt, und auf der anderen Seite durch die Befruchtung der anderen Produktionen mit von ihnen benötigtem Kapital Gegenwerte geschaffen hat, gegen welche sich unsere gestiegenen Produktionsmassen günstig verwerten lassen.

Indem wir der Fremde zeitweilig Geld zur Verfügung stellten, um ihre Produktion zu befördern, halfen wir unseren eigenen Produzenten, die bei dem Absatz ihrer Ware darauf angewiesen sind, daß an anderen Stellen der Welt auch größere Warenmassen zum Austausch bereit stehen.

Nun kann man sagen, daß es bei dem Hinaussenden deutscher Kapitalien doch leicht zu viel des Guten werden könne. Dagegen ist aber einzuwenden, daß nicht bloß hinausgesandt wird, sondern daß auch hergesandt wird. Auch hier gilt das Wort: „Eine Hand wäscht die andere."

Nichts wäre bedenklicher als eine Zwangscharakter tragende Geldpolitik, welche unter allen Umständen es den Kapitalien unmöglich macht, auch einmal die ausländische Produktion zu befruchten und im Ausland Lohn, dadurch, daß sie im Ausland arbeiten, zu finden.

Einmal würde man die deutschen Kapitalisten empfindlich schädigen und zweitens würde für ein Land, welches sich so engherzig für den internationalen Markt verschließt, unter Umständen vom internationalen Markte Schwierigkeiten bereitet werden, dann nämlich, wenn es selbst einmal der Kapitalien der Fremde bedarf.

Tatsächlich liegen die Dinge doch so, daß die großen zentralen Geldinstitute der Kulturstaaten und nach ihrem Vorgang die großen Kapitalisten, deren Dispositionen nennenswerten Einfluß ausüben, die ganze Welt als Wahlstatt ihrer Operationen betrachten und in normalen Zeitläuften ihre Kapitalien dahin senden, wo der Zusammenklang stattfindet, daß sie selbst eine gute Verzinsung finden und die Wirtschaft an einer wichtigen Stelle im richtigen Momente gefördert wird.

Ausnahmen von dieser durch großzügige geschäftliche Erwägungen geleiteten Aushilfstendenz, Ausnahmen, die einen chauvinistischen Charakter tragen, besser gesagt, einen Charakter, der einer oder der anderen nationalen Volkswirtschaft ungünstig ist, finden doch sehr selten statt.

Politische Spannungen können solche vorübergehenden unangenehmen Erscheinungen zeitigen.

Es ist gewiß richtig, daß das französische Kapital, welches sich gern auf den deutschen Markt begibt, weil es dort gute Zinsen bekommt, in erheblichem Maße um die Zeit der Marokko-Spannung aus Deutschland zurückgezogen wurde. Aber das war doch nur vorübergehend. Die vernünftige Überlegung hat längst gesiegt, in der Politik wie in der Geschäftswelt, und nach wie vor erscheint das französische Kapital, so weit es nicht notwendig in Frankreich gebraucht wird, wie in den anderen Produktionsländern auch auf dem deutschen Markt.

Man hat gegen die großen deutschen Bankinstitute gewettert, weil sie darin gefehlt haben, zuerst enorme Kapitalien zu konzentrieren, für welche dann in Deutschland keine Verwendung war, so daß sie halb gezwungen Arbeit für diese Kapitalien in den letzten Jahren z. B. bei den nordamerikanischen Bahnunternehmungen suchen mußten, wodurch allerdings vorübergehend die Geldknappheit in Deutschland verschärft worden ist.

Aber es ist doch sehr wahrscheinlich, daß durch die Gesamtheit der Operationen der Banken in den letzten Jahren die deutsche Volkswirtschaft unter der Führung dieser Banken mehr gewonnen hat, als wenn diese Kapitalien diesen kühnen Weg nach Amerika nicht gewagt hätten und dann vielleicht hier in Deutschland stagniert oder eine Überproduktion hätten zeitigen helfen.

Es ist unendlich schwer, solchen Kombinationen gegenüber, die man in Gedanken und auf dem Papier vornehmen kann, ein abschließendes Urteil abzugeben.

Ruhige und nüchterne Beobachter der Verhältnisse überschätzen heute doch jedenfalls die nachteilige Einwirkung der Verwendung deutschen Kapitals im Ausland keineswegs. Das heißt, sie sind nicht geneigt, über die Unternehmer dieser Kapitalsverwendung im Ausland den Stab zu brechen und gegen sie mit irgendwelchen gesetzlichen Änderungen unserer Banksysteme vorzugehen. Zu leugnen ist nicht, daß während alle fest fundierten und großen Wirtschaften bei steigenden Preisen auf allen Gebieten, an denen auch die Landwirtschaft teilnehmen konnte, innerhalb der durch die Geldknappheit geschaffenen gesamten wirtschaftlichen Lage mit Vorteil sich entwickelt haben, wobei die Geldknappheit nützlich als Bremse gegen eine Überspannung der Produktion wirkte, allerdings neue Unternehmungen, schwächer situierte Unternehmungen eine schwierige Zeit durchzumachen hatten, und, wenn die Geldknappheit andauert, zunächst noch haben.

Es fragt sich aber, wie groß der Grad der diesen Kreisen erwachsenden Schwierigkeiten ist, und bisher erscheint das Urteil noch berechtigt, daß sich die große Masse der auf gesunder Basis errichteten Unternehmungen auch in dieser Kategorie noch vorteilhaft zu entwickeln wußte.

In manchen Kreisen des Handels und der Gewerbe wird beklagt, daß eine große Anzahl von Geschäftsleuten aller Art sich selbstständig macht, mit einem Minimum von eignem Kapital, lediglich im Hinblick auf

das vom Geldmarkt ohne weiteres von ihnen erwartete Leihkapital. Eine Einschränkung dieser Bewegung, welche jährlich Tausende und Tausende von neuen Firmen schafft, erscheint maßgebenden Kreisen des Handels und der Gewerbe nicht unwillkommen.

Das streitet ja nun allerdings mit dem Ideal, möglichst viele selbständige Existenzen zu schaffen. Aber wie in der Landwirtschaft längst anerkannt ist, daß, in den verschiedenen Gegenden Deutschlands verschieden, eine gewisse Minimalausstattung mit Land und Kapital als Basis für eine selbständige ländliche Wirtschaft gewünscht ist, so leitet die Geldknappheit unserer Zeit eine Sanierung innerhalb aller Gewerbe ein, welche durch die Etablierung zu zahlreicher kleiner Unternehmungen, immer wieder auftretender und immer wieder verschwindender Konkurrenten, gefährdet waren.

Vor allem aber darf eins nicht vergessen werden. In der Organisation der Reichsbank besitzt Deutschland, wie in den entsprechenden Organisationen die anderen Kulturstaaten, eine Instanz, welche durch die Art und Weise, wie sie ihre Geschäfte führt, doch einen erheblichen Einfluß gerade auch auf die Entblößung des deutschen Marktes von Kapital, das ins Ausland gesandt werden soll, auszuüben in der Lage ist. Denn die Erhöhung des Zinsfußes, welchen die Reichsbank bei der Entnahme von Kapital ihren Kunden auferlegt, wirkt nicht bloß gegenüben den heimischen Produzenten, indem sie ihnen gegenüber in der Art der Bremse leicht hemmend oder, unter Umständen, auch energisch hemmend eingreift, sondern sie erschwert unter allen Umständen eine übergroße Übertragung deutschen Kapitals ins Ausland wahrscheinlich doch in solchem Maße, daß praktisch der Fall gar nicht eintreten kann, daß ein niemals zu verstopfender Strom deutschen Kapitals sich der deutschen Produktion entzieht.

Ein ungünstiges Moment ist nun allerdings mit dem Steigen des Zinsfußes verbunden: das Sinken des Kurses der Staatspapiere und aller ähnlichen Charakter tragenden Werte.

Dieses Sinken des Kurses der Staatspapiere hat sich seit langen Jahren angekündigt und ist durch die Geldknappheit der letzten Jahre noch verschärft worden. Natürlich, wenn die Möglichkeit besteht, von den Banken 4, 4½ und mehr Prozent Zinsen zu erhalten, tritt eine ganz erklärliche Aufforderung an alle Besitzer verfügbaren Kapitals ein, ihre Gelder direkt durch Vermittlung der Banken der Produktion zur Verfügung zu stellen, anstatt sich mit dem Ankauf von Staatspapieren festzulegen, welche 3½ und gar nur ■ Prozent Zinsen bringen.

In der Tat, große Teile des deutschen Volkes haben durch diese Wechselbeziehung zwischen steigendem Zinsfuß und sinkendem Kurs der Staatspapiere Einbuße an ihrem Vermögen erlitten. Die Frage entsteht, ob eine Politik eingehalten oder eingeschlagen werden soll, die sich wesentlich auf die Hebung des Kurses der Staatspapiere richtet, oder ob man sich mit dieser nun einmal gegebenen Tatsache abfindet, wie ja bei den neuesten Emissionen von Anleihen der Staaten, der Städte und großer Banken es bereits geschehen ist, wo den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung getragen und ein höherer Zinsfuß auch bei diesen Anlagen gewährt wird.

Vielleicht hilft ein Blick auf die deutschen Sparkassen mit ihrer gigantischen Entwicklung, eine Stellung zu dieser Frage zu gewinnen. Das deutsche Volk hat jetzt 16,6 Millionen Sparkassenbücher mit einem Guthaben von über 11 Milliarden Mark. In der neuesten Zeit sind bereits Sparkassen und sind Institute, welche ähnlichen Zwecken dienen, Vorschußvereine u. dergl. dazu übergegangen, selbst für „tägliches Geld", das ihnen anvertraut wird, eine Erhöhung der Verzinsung eintreten zu lassen. Gegenüber den älteren niedrigeren Zinssätzen ist man über die 3 Prozent hinausgegangen. Das können diese Institute aber nur tun, wenn sie die Kapitalien, die ihnen anvertraut werden, auch in energischerer Weise verwerten, als etwa durch Ankauf von niedrig verzinsten Staatspapieren.

Man hat nun auch von seiten des preußischen Finanzministeriums den Versuch gemacht, die Sparkassen zu zwingen, von ihren Kapitalien einen größeren Teil als bisher in Staatspapieren anzulegen, weil man hoffte, dadurch den Kurs der Staatspapiere zu heben. Die Besitzer der Staatspapiere würden vielleicht eine Unterstützung finden, aber alle diejenigen, welche Guthaben in Sparkassen haben, würden von der Gelegenheit ausgeschlossen werden, an dem höheren Zinsfuß, den die großen Kapitalien realisieren, auch teilzunehmen.

Nun werden aber jährlich 2½ Milliarden Mark in die Sparkassen eingezahlt. Ebenso finden auch jährlich Rückzahlungen in der Höhe von etwa 2 Milliarden statt, so daß jährlich das Guthaben der deutschen Sparkassen um ungefähr eine halbe Milliarde wächst.

Immerhin sind es von den 60 Millionen Deutschen über 25 Prozent, die mit ihren 16,6 Millionen Sparkassenbüchern gewiß ein Interesse daran haben, daß diese sichere Kapitalsanlage ihnen zugleich auch höhere Zinsen bringt.

Dies führt aber zu der Beantwortung der letzten Frage: Welches Gesamturteil soll man gegenüber der durch die Geldknappheit geschaffenen Situation fällen?

Voraussetzung ist, daß die optimistische Auffassung recht behält: daß die Erhöhung des Zinsfußes wesentlich auf eine energischere wirtschaftliche Tätigkeit in allen Berufen zurückzuführen ist. Nicht bloß in Deutschland, in der ganzen Kulturwelt und überall da, wohin sie Arbeit spendend auch in den

noch nicht ganz entwickelten Teilen der Erde mit Vorposten und Vortruppen auftritt, zeigt sich diese Steigerung der Wirtschaft, wenigstens nach der hier den Zeitläuften gegebenen günstigen Deutung.

Dann stehen wir vielleicht am Vorabend einer Entwicklung, in welcher die alte Auffassung über die Gestaltung der Verhältnisse des Zinsfußes revidiert werden muß.

Es herrscht auch heute noch die Auffassung, daß mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Kapitalzinsfuß sinkt — sinken muß.

Von sozialpolitischer Seite ist bei dieser Theorie manchmal doch vielleicht der Wunsch, daß es so sein möge, der Vater des Gedankens gewesen, indem gleichzeitig statuiert wurde, daß der Arbeitslohn steigen müsse, wenn der Kapitalzins sinkt.

Nun ist richtig, daß, wenn wir z. B. die Verhältnisse in Preußen ansehen, während des ganzen XIX. Jahrhunderts, abgesehen von einigen Schwankungen, ein Sinken des Zinsfußes stattgefunden hat.

Aber vielleicht kann auf Tatsachen hingewiesen werden, die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob diese Theorie eine ewig gültige ist.

Man darf nicht vergessen, daß Preußen im Anfang des XIX. Jahrhunderts kapitalarm war. Das kommt z. B. in der preußischen Einkommensteuer zum Ausdruck, in welcher zunächst lange Jahrzehnte alles Einkommen, welches über 7200 Taler betrug, steuerfrei war: man suchte die Kapitalbildung zu befördern.

Mit der steigenden Wirtschaft haben sich die Kapitalien vermehrt. Die Kapitalsteigerung ist eine so enorme gewesen, daß die Wirtschaft in der Lage war, sich zahlreichen Verwendung heischenden Kapitalien gegenüber zu sehen, die sich gegenseitig Konkurrenz machten, wodurch der Zinsfuß auf die Dauer sank.

Miquel glaubte diese Tendenz richtig dafür benutzen zu müssen, daß er bei den preußischen Staatsanleihen zu niedrigen Verzinsungen überging.

Durch die Entwicklung der Wirtschaft, insbesondere durch die Ausdehnung der kapitalisierenden Wirtschaft auf große Teile des Erdbodens, die bisher noch nicht unter eine energische kapitalistische Exploitation gebracht worden sind, und durch die in allen Kulturländern einsetzende, massenhaft wirkende, hoch gesteigerte Lebenshaltung der breiten Volksschichten, ist eine so enorme Steigerung der wirtschaftlichen Tätigkeit eingetreten, und in den nächsten Jahrzehnten eine noch höhere Potenzierung möglich, daß vielleicht die Situation geschaffen worden ist, daß, wenn auch nicht für ewige Zeiten, aber jedenfalls nicht bloß für einige Jahre eine Geldknappheit, sondern für lange Perioden eine günstigere Situation für das Kapital eintritt. Die Nachfrage nach Kapital wird so stark, daß es für lange Jahrzehnte eine höhere Verzinsung als in den vergangenen letzten Jahrzehnten wird realisieren können.

Was würde der wirtschaftliche Effekt sein?

Gewiß würden die Besitzer von Staats- und ähnlichen Papieren, die mit niedrigerer Verzinsung ausgestattet sind, Vermögensverluste erleiden.

Auf der anderen Seite würden aber die Völker durch die gesteigerten Verdienste des Kapitals bis in die breiten Schichten des arbeitenden Volkes hinein Vorteile haben: Die steigende Wirtschaft ist wahrscheinlich fähig, so große Erträge zu erzielen, daß gar nicht die Rede davon ist, daß der steigende Kapitalzinsfuß eine Einbuße für den Arbeitslohn bedeutet. Denn ebenso gesucht wie das Kapital werden die Arbeiter, und die wirtschaftlichen Erträge sind so groß, daß die Waren produzierenden Stände im eigentlichen Sinn, die Leiter der Produktion wie die Massen, mit Vorteil abschneiden.

Träte eine solche Entwicklung ein, dann käme eine ganz neue Konstellation, am fernen Horizonte allerdings, zum Vorschein.

16,6 Millionen Sparkassenbücher in Deutschland mit 11 Milliarden Mark Guthaben! Hinzu treten noch die Summen, welche die weniger bemittelten Volksklassen bereits jetzt den Banken anvertraut haben! Diejenigen werden vielleicht doch recht haben, die zunächst noch ganz schüchtern behaupten, daß der sozialistische Gedanke dadurch besiegt werden wird, daß die Massen des Volkes allmählich zu Kapitalisten gemacht werden.

Heutzutage wird es den Sozialisten nicht mehr möglich sein, oder wenigstens nicht mehr so leicht werden, ironisch über die Ansichten Eugen Richters hinweg zu gehen, der ein feines Gefühl für die Möglichkeit dieser Entwicklung besessen hat.

Man hat ihm die Sparkassen-Agnes mit ihren 2000 ersparten Mark von sozialistischer Seite immer vorgehalten. Tatsache ist aber doch nun einmal, daß diese enorme Zunahme der Sparkassenbücher und Sparkassenguthaben in Deutschland in immer ausgesprochenerem Maße eingetreten ist.

Das Durchschnittsguthaben, das auf jedes Sparkassenguthaben entfällt, ist heute schon rund 700 Mark. — Nun, vielleicht schwillt dieses Durchschnittsguthaben in den nächsten 50 Jahren erheblich an, so erheblich, daß es wirklich als ein wertvolles nationalwirtschaftliches Interesse angesehen werden kann, daß dieses Kapital der kleinen Kapitalisten eine hohe Verzinsung erzielt.

Dann würden die großen Kapitalien mit ihren großen Einsätzen große Zinsgewinne realisieren. Alle gesunden und gut geleiteten Unternehmungen würden in dieser scharf angespannten Wirtschaft trotz hoher Zinsen für die von ihnen benutzten Kapitalien doch wirtschaftlich florieren. Der berechenbare Schaden, der dadurch nun einmal erlitten wird, daß die niedrig verzinsten Staats-

papiere dauernd einen niedrigen Kursstand erhalten, wird innerhalb der Nation ausgeglichen durch die gestiegenen Erträge der Produktion und durch den Gewinn, der für kleinere Kapitalisten mit ihren bescheidenen Kapitalanlagen dadurch gemacht wird, daß auch sie ihre Kapitalien besser verwertet sehen.

Über die konkrete Gestaltung des Marktes von heute zu morgen Urteile abzugeben, ist heute auch den gewiegtesten Fachleuten außerordentlich schwierig.

Im allgemeinen erwartete man z. B. in Deutschland, daß mit dem Herbst eine erhebliche Minderung der Geldknappheit eintreten würde, man rechnete teilweise schon optimistisch auf eine Herabsetzung des Diskonts von seiten der Reichsbank.

Aber nach der neuesten Wendung der Dinge scheint dieser Optimismus nicht gerechtfertigt zu sein, der letzte Ausweis der Reichsbank zeigt nach wie vor eine Spannung, die von vielen Seiten für ernst angesehen wird.

Auf der anderen Seite ist, abgesehen von ganz vereinzelten Ausnahmen, — Bautätigkeit — frisches Leben auf allen Gebieten der Produktion.

Wahrscheinlich sind die wirklich letzthin etwas zu liberal ins Ausland, insbesondere nach Nordamerika gesandten Kapitalien bereits zurückgewandert oder in der Rückwanderung begriffen.

Man hat heute eingesehen, daß solchen Operationen, wie Ausgabe von Banknoten in kleineren Summen (5 und 20 Mark-Banknoten), der schärferen Einbürgerung des Scheckverkehrs, der allgemeinen Einbürgerung des Giroverkehrs, keine umwälzende Einwirkung auf die Gestaltung des Geldmarktes zugeschrieben werden darf. Deshalb war es vielleicht im gegenwärtigen Falle angemessen, über Gegenwartssorgen, und über die kleinen Maßnahmen hinweg, die nach meiner Ansicht der Dinge eine entscheidende Wendung nicht herbeiführen werden, die Aufmerksamkeit einmal in einer systematischen Darstellung, die natürlich nur in großen Zügen gehalten werden konnte, auf das große Problem zu lenken, das sich mit den Worten zum Ausdruck bringen läßt:

Vielleicht stehen wir in einer Periode einer so starken Wirtschaftsentwicklung, daß alle produktiven Faktoren in einem ungeahnten Maßstabe von den Millionen Unternehmern der Erde in Anspruch genommen werden, während gleichzeitig die sicheren Erfolge bei der gesteigerten Lebenshaltung der ungeheueren Bevölkerungsmassen den Unternehmern auch die Möglichkeit bieten, den Faktoren, welche sie in ihren Dienst stellen, eine höhere Vergütung zu gewähren — dem Kapital einen höheren Zins, den Arbeitern einen höheren Lohn.

Damit verbunden ist eine ungeheure Reichtumssteigerung, an welcher sich diesmal auch energischer als je bisher die großen Massen der kleinen Kapitalisten beteiligen können, weil auch die bescheidensten Kreditinstitute in der Lage sind, ohne die Sicherheit ihrer Existenz zu gefährden, für kleinere Einlagen und für kurze Einlagen höheren Zins zu geben.

Gegenüber dieser Steigerung des Reichtums oben und unten, spielt der Verlust an niedrig verzinsten Staatspapieren keine nennenswerte Rolle, sowohl wenn man die Gesamtheit ins Auge faßt, wie auch, wenn man die einzelnen aufs Korn nimmt, da doch ein großer, vielleicht der größte Teil derjenigen Persönlichkeiten, die an Staatspapieren verlieren, an anderen Stellen durch die intensivere Wirtschaft und den intensiveren Zins bei anderen Gelegenheiten profitieren.

Die schwierige Geldbeschaffung wirkt dauernd innerhalb dieser aufsteigenden Bewegung als eine Bremse gegen eine Überflutung des Marktes mit Produkten und der Berufe mit der Neuetablierung von Selbstständigen.

Gewiß werden sich einige Kategorien von Gewerbetreibenden, auch einige Gruppen der Landwirtschaft nur mit Schwierigkeiten in diesen Prozeß einfügen.

Dieses Einfügen wird ihnen aber mit der Zeit gelingen. —

Gesunde fortschreitende Wirtschaften werden sich um gestiegenen Zinsfuß und um die Tatsache entwickeln, daß auch dem kleinen Kapitalisten möglich gemacht wird, nennenswerte Zinsen zu erringen.

„Geldknappheit" in diesem Sinne deutet nicht, wie der erwähnte sozialistische Theoretiker gemeint hat, auf eine hereinbrechende Krise und auf einen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auf eine Gesundung unserer ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse und nicht bloß der wirtschaftlichen Verhältnisse allein, sondern auch der sozialen.

Die Lösung dessen, was man die soziale Frage nennt, liegt darin, daß es gelingt, die breiten Massen auch zu wirklichen Kapitalisten zu machen. Das ist bei hohem Zinssatz eher möglich, als bei niedrigem.

Nur keine nervösen Griffe in die Entwicklung des „teuren Geldes"!

Bimbo Binelli.

Aus den Erinnerungen eines alten Zirkus-Vaganten. Von Karl Linzen.

Eine kleine Geschichte, bloß aus der runden, leinwandüberspannten Welt von Flittertand und Sägespänen! Doch eine erlebte, wahrhafte Geschichte!

Wenn unser Bimbo Binelli noch atmete und diese Zeilen, die ich hier zu seinem Gedächtnis aufschreibe, vor Augen bekäme, was würde er wohl tun? Das Blatt herausreißen und sich einen Fidibus davon drehen? Dann mit einem Salto über die Piste setzen, sich umkollern und zum neunundneunzigsten Male versuchen, sein Pfeifchen in Brand zu stecken?

Unser braver, dummer Bimbo! Eine seiner zugkräftigsten und spaßhaftesten Nummern war unstreitig ‚Bimbo, der nie Feuer fängt'.

Und doch hatte Bimbo Feuer gefangen. Unter der gelb- und rotgeflammten Weste, die ihm den lächerlich aufwattierten Bauch umschloß, brannte der Ärmste sogar lichterloh!

Ich habe Gelegenheit gehabt, manch ein Zirkusblut in Wallung zu beobachten: den energischen Schulreiter, der das Leben wie ein störrisches Pferd zu meistern trachtet — den winddürren Jockei; dann den geschmeidigen Akrobaten — den scharfäugigen Jongleur; den Kugelläufer und Drahtseilkünstler, der wie ein Kater immer auf die Füße fällt; den eiskalten Dompteur — den schweigsamen Fakir. In der Manege galoppieren die Leidenschaften auf ungesattelten Hengsten. — Hei donc! En avant! — Voilà! — Sie schweben und tänzeln daher wie sanfte Bajaderen und springen wie Tiger durch feurige Reifen. — Paschol! Paschol! — Hei! hei! hopla! — Dräng' dich zusammen, Zigeunerbande — dichter! noch dichter! — und spiel'! Das Cymbal schlage — laß rasseln das Tamburin! Was jubelt und klagt, lebt und stirbt, brennt und friert, liebt und haßt — das ist Manege-Musik!

Denn in der Manege wird glühender geliebt, abgründiger gehaßt als sonst irgendwo in der Welt. Schwerer und unheildrohender entladen sich die Gewitter des Herzens in unserem Reich der rollenden grünen Maringottes, der grellen Trompeten und jauchzenden Geigen, der bunten Trusen und tanzenden Füßchen.

In Ofen durchlebte ich vor manchem Jahr so ein Wetter, dessen Strahl dreier Menschen Glück zerschmetterte. Ein paar Fakire — leibliche Brüder — mühten sich um die Liebe derselben spanischen Dompteuse, die allabendlich mit ihren gezähmten Löwen und einem andalusischen Stier in der Manege auftrat. In Hassans Augen war seit Tagen schon ein unheimliches Glühen, weil Aladdin, der jüngere, in Señorita Carmen Espinosas Herzen sein Wunderlämpchen angezündet zu haben schien. Leise, unmerklich zitterte Hassans Hand, so oft er nach den Messern griff und zum Wurf ausholte, der nie — nie sein Ziel — um Haaresbreite vom Haupte des Bruders! — verfehlte.

Schicksal oder Absicht? Eines Abends saß die letzte der wirbelnden Stahlklingen dem arglos lächelnden Knaben steil im Herzen. Die behende Spanierin stürzte sich über den Zusammengesunkenen, sie barg seinen schönen, dunklen Araberkopf in ihrem Schoße. Das Zeltdach des ungeheuren Zirkus zerriß fast von dem tausendstimmigen Schrei der Menschenmenge. Man zerrte den bleichen Hassan, der die Hand noch immer so vorgestreckt hielt, wie ihr das Messer entfahren war, vor die Gerichte. Er wurde frei und rührte nie mehr ein Messer an.

Schicksal oder Absicht? Wir in der Manege glauben an das Schicksal. Das Schicksal lenkte das Messer, so wie es den Akrobaten mit unsichtbarem Schlag vom Hochdraht in den Tod stürzt oder die seideschillernde Panneaureiterin auf dem wiegenden Schimmel zu kurz springen läßt.

Das Schicksal — das Schicksal war es! Das ist Artistenglaube.

Digitized by Google

Oder vielleicht — war es doch Absicht?

Hei donc! — Animo! animo! — die Pferde herein — Bianca voran! — alle sechzig Pferde auf einmal! Ihr bärtigen Zigeuner, kratzt die Geigen! Wir wollen die große Quadrille reiten — in bewegten, wogenden Figuren, in schimmerndem Farbenspiel die schwarzen Gedanken, die quälenden Fragen ersticken. —

Anders lieben die feierlichen Fakire, anders liebt ein Clown und Narr. Rudi Wepp zum Beispiel oder, wie er mit dem Zirkusnamen hieß: Bimbo Binelli, führte seine Liebe als ein echter und wahrhafter Clown und Narr zu Ende. Schon dritthalb Jahr warb er in der Manege um die Gunst eines dunkeläugigen, blonden Weibes. Sein Gesellschaftsanzug bestand in Biedermeierfrack mit heraushängendem blauen Sacktuch, großkarierten Pantalons, flammfarbener Weste, Biberhut und Schnabelschuhen. Bimbos Parkett war lediglich die runde, lampenüberstrahlte Tenne von Sägespänen, und sein Wonnestündchen beschränkte sich auf die wenigen Minuten, während welcher er Ilonka Lajos', der Parforcereiterin, kühner und eleganter Arbeit mit seinen ungeleckten Späßen sekundieren durfte. — Zu anderer Zeit oder an anderem Orte wagte Rudi Wepp der herben Ungarin nicht zu nahen.

Signorina Ilonka Lajos genannt Juhász war im Zirkus Rox ohne Zweifel „der Star der Saison". Neben ihrer rassigen Schönheit, die das Geschmeidige und doch Gedrungene mancher Katzenarten hatte, neben ihrer an Todesverachtung und Wildheit streifenden Verve und ihrem Augenleuchten verblaßte selbst die Eleganz einer so tüchtigen und wohl renommierten Schulreiterin, wie Mademoiselle Amélie Orthaney ohne Zweifel war. Auch die feineren und gewiegteren Sportsmen ließen sich gern von der ungarischen Voltigeuse, von ihren Jockeibravourstückchen, von ihrem leidenschaftlich gerittenen Indianerakt und der halsbrecherischen, unter gellem animo! animo! vonstatten gehenden Rundjagd auf der Piste blenden. Ilonka Lajos' Name lebte in aller Munde; er kehrte wie ein Refrain in den Liedern der Studenten wieder und belebte noch lange nach Mitternacht bei den Liebesmählern der Offiziere die abgespannten Nerven wie ein berauschender Trank. Ilonka Lajos war Zirkusblut par excellence, aus altem Dynastengeschlecht der fahrenden Welt geboren. Ihren Ahnherrn hatten einst Maria Theresias Werber schon vom Turmseil heruntergeholt und mit seinen biegsamen Gliedern und einem wackeren Räuschchen unter dieselben Kroaten gesteckt, die dem Großen Friedrich bei Hochkirch den Schlummer verdarben. Später dann war ein Urgroßvater der feurigen Ilonka in den Hauptstädten Europas auf einer Holzkugel gelaufen, die ebenso rollte, schwankte und wich wie die gewaltige Glückskugel, darauf zur selben Zeit der korsische Advokatensohn Umschau über die Länderkarte des Kontinents hielt. Der Großvater der Signorina dann hatte die hitzige Pferdepassion gehabt, die ihn gegen das Gesetz des Mein und Dein erblinden ließ und ihm zuletzt — drunten im honigreichen Serbien — zu einem unvorbestellten luftigen Freiplatz an einem Gemeindegalgen verhalf. Vater aber der blonden Vagantin war der schnauzbärtige und von Frauengunst umlächelte Jockei Gábor Lajos gewesen, der als Siebzigjähriger noch wie ein Jüngling brauste und im Steigbügel stehend, mit Schnürenjacke, Barett und Lackstiefeln angetan, vom Tod umarmt wurde.

Gewiß, Ilonka Lajos war keine Parforcereiterin vom gemeinen Schlage. Wohl lag das regellose Voltigieren, die mit fliegenden Haaren und lachendem Gesicht absolvierte ‚Springfahrschule', die zehnspännig sausende, von der gewaltigen Peitsche überwogte ‚ungarische Post' dem ungezügelten Temperament Ilonkas besser als die feinberechneten Tricks und bedächtigen Tempi der sogenannten ‚hohen Schule'. In der Manege duldete sie wie ein wilder ‚Cowboy' keinen Sattel unter ihrem Körper. Aber an Pferdeverständnis und Sinn für ausgezeichnetes Pferdematerial nahm es die Signorina mit den vornehmsten Schulreiterinnen des Kontinents auf. Wie dem schönen Gábor Lajos und dem Großvater Pferdedieb lag auch ihr die hitzige Pferdepassion im Blute, und man mußte selber Zirkuskind oder zum mindesten Sportsman sein,

um den Moment voll auszuschöpfen, da die Ungarin, wie ein jugendlicher Zigeunerprimas angetan, ihren in Freiheit dressierten Lieblingshengst Almansor durch die Piste trieb. Dazu ein Blitzen der traubenschwarzen Augen in die Runde, ein Zittern der großen, goldenen Ohrringe, ein Lächeln der vollen, fast brennendroten Lippen, die zwei Reihen blanker Raubtierzähnchen freiwerden ließen — und der Applaus begann und wogte noch nach, wenn Kastor, Pollux, Arabi und Pantalon, die berühmten Rappen der Parforcereiterin, mit dampfenden Nüstern und wehenden Schweifen aus der Manege verschwunden waren.

Die Liebesbriefe, die Ilonka Lajos von Dandys jeder Sorte, von vornehmen Tagedieben, von Offizieren und Studenten, ja selbst von ehrsamen, längst in Philisterherrlichkeit eingesponnenen Bürgern empfing, waren in betrübender Mehrzahl dem zehrenden Feuer verfallen. Dennoch kursierten etliche Geschichten, die zur Genüge bewiesen, daß die Tochter des Mannes, der einst so viele Frauenherzen genarrt hatte, das Spiel mit Männerherzen nicht schlechter verstand als das mit den kleinen goldenen Kugeln, die ihren Händen entschwebten, während sie, in schimmerndes Trikot gekleidet, auf dem Panneau Pirouetten drehte. Die Herzenslaunen von Gábor Lajos' Kind waren nach Farbe und Tempo unberechenbar wie ein Pußtatanz.

Nur in der einen Leidenschaft bewies sich die Ungarin treu: in der ihr angeborenen Pferdepassion. Mit fast rührender Hingebung bemutterte sie die sechs schönen Tiere, denen sie Brot und Ruhm verdankte, streute ihnen das Futter mit eigenen Händen, behandelte ein jedes sorgfältig nach seinem besonderen Charakter und Temperament und ward stundenlang nicht müde, mit dem kleinen, sanften Wallach Arabi zu plaudern und den unruhig wiehernden Almansor zu liebkosen.

„Heda, ihr meine fünf Schwarzen!" rief sie gewöhnlich beim Betreten des Stalles und strich zärtlich, hierhin und dorthin greifend, über die dunkle, lockige Seide der Mähnen. Dabei konnte es jedoch wohl geschehen, daß ihr freundliches Auge plötzlich starr wurde und mit verdüstertem Ausdruck über Pantalons gespitzte Ohren hinweg nach der Stelle blickte, wo die geöffnete Zeltwand den weißlich-blauen Sommerhimmel hereinglänzen ließ.

Stand vor der Reiterin in sehnender Erinnerung vielleicht in solchen Momenten das lockende, schimmernde Bild Ben Azets, des unvergleichlichen Araberschimmels?

Ilonka Lajos und Ben Azet! Und die dunkellockige Witwe Gicka dazu! Durch eine merkwürdige Geschichte, die sich vor Jahren zu Paris abgespielt und in der Sportswelt nicht geringes Aufsehen erregt hatte, waren die Namen dieses Trios miteinander verknüpft.

Es war wohl ein halbes Dezennium her, daß der kleine Kunstreiterhäuptling Gabriel Hodgini noch mit seiner winzigen, aber ausgezeichnet geschulten Truppe Europa durchschweift hatte. Ich war selber ihm einmal bei Sonnenuntergang auf einer flandrischen Landstraße begegnet, wie er, schon ein alternder, grausträhniger Zigeuner mit durchfurchtem Gesicht, langhängendem Schnurrbart und großen, funkelnden Ohrringen, seinem halben Dutzend grüner Wohnwagen in den sinkenden Sommerabend voraufritt. Der Staub wirbelte zwischen den Pappeln auf; Hunde umbellten, Fliegen umschwirrten den gemächlich Reitenden. Der aber saß, die Kreidepfeife zwischen den Zähnen, wie ein König über Heimatlose auf der zitronenfarbenen Satteldecke mit dem grellroten Zackenmuster, und unter ihm schritt zierlichen, mutigen Ganges Ben Azet, der berühmte Araberschimmel, um den die Pferdekenner diesseits und jenseits des Meeres nicht schlafen konnten.

Gabriel Hodgini war ein Junggesell und Sonderling. Die Unsummen, die ihm jahraus jahrein als Kaufpreis für Ben Azet geboten wurden, wies er mit stereotyp gewordener verächtlicher Handgebärde zurück, und als eines Herbsttages durch die kleine, weiße Gardine der Maringotte der Tod zu dem alten Vaganten hereinblickte, da ließ dieser aus dem im Tal rauchenden Städtchen in Eile einen Notar holen und ein Testament des Inhalts aufsetzen, daß Signorina Ilonka Lajos und die schöne Witwe Gicka, beide damals in Paris, als die

Google

besten Reiterinnen der Welt', das Erbe des sterbenden Zigeuners antreten sollten.

Ob nun der Notarius, bevor er sich dem naßkalten Wetter der Landstraße aussetzte, noch geschwind einen heißen, der juristischen Klarheit und Logik schädlichen Punsch getrunken hatte, oder ob die Spitzfindigkeit seiner Pariser Kollegen, die später den glücklichen Erbinnen als Rechtsberater zur Seite standen, da Schwierigkeiten entdeckte, wo keine waren — es wollte nach dem Text des Zigeunertestaments als zweifelhaft erscheinen, ob Ilonka Lajos oder die Witwe Gicka berufen sein sollte, den Schimmel Ben Azet zu glücklichem Besitz in ihren Stall einzuführen.

Der gerichtliche Prozeß zwischen den beiden Erbrivalinnen war bald im besten Gange. Täglich trafen Ilonka Lajos und Madame Gicka sich im Rennstall des Zirkuschefs Facundini, wo Ben Azet einstweilen als Streitobjekt untergebracht worden war; sie streichelten das Fell des Tieres, das so weiß wie junger Heideschnee glänzte, befühlten den rosa Sammet der Nüstern, streuten goldenen Hafer in die Krippe und bohrten dabei einander die Dolche ihrer Augen ins Herz.

Das Urteil der letzten Instanz lautete kurz und trocken: Madame Gicka bekommt den Schimmel.

Mit starrem Auge empfing Ilonka Lajos, die gerade in der Manege übte, die Nachricht von ihrer Niederlage. Im nächsten Moment war sie aus dem Sattel, und als eine kleine Weile später Madame Gicka kreischend und in halber Gewandung aus der Garderobe floh, da sah man auf ihrer schönen vollen Wange einen flammenden Strich brennen, den die ledergeflochtene Chambrière der Ungarin gezeichnet hatte. In ihrem Hotel angelangt, schloß Ilonka Lajos sich ein, warf sich zur Erde, biß ihre Hände blutig und schrie wie eine verwundete Tigerkatze.

Fortan zeigte sich allabendlich die siegreiche Witib auf dem Araberschimmel in der Manege und heimste den Flor der Pariser Blumenläden in ihrem Schoße ein. Und jeden Abend blieb Ilonka Lajos wie ein zürnender Achill dem Zirkus fern; sie weigerte sich zu reiten, verschmähte Speis' und Trank, und ihre Augen glänzten von Fieber.

Ben Azet war und blieb die fixe Idee der einsam Hinbrütenden. Reiche Liebhaber und besorgte Freunde versuchten unter Anwendung von allerlei Listen und Kunstgriffen Madame Gicka zum Verkauf des Schimmels zu bewegen. Vergebens. Die schöne Witib war schlau, und so oft ihr der goldumrahmte Toilettespiegel die allmählich verblassende Narbe im Antlitz zeigte, trat auf ihre Lippen ein sattes Lächeln.

Rache war dem Herzen Madame Gickas so süß wie Liebe.

Der von der Schimmelpassion besessenen Signorina brachten erst die Jahre Heilung. Aber noch heut, wenn das Auge der Parforcereiterin über Pantalons gespitzte Ohren hinweg in den offenen Zeltausschnitt träumte, dann konnte es geschehen, daß ihre geschmeidige Gestalt wie von einem Nervenschlag zusammenzuckte.

War das nicht gewesen, als ob aus dem Mittagshimmel Ben Azets Bild daherschimmerte und gleich einer weißglühenden, zehrenden Wolke sich auf ihre Seele legte?

Gegen den Spuk half nichts besser als ein Ex tempore-Ritt in der mittagsstillen und einsamen Manege. Voltige à la Richard! Avanti, Almansor! Kastor — Pollux — avanti — avanti! Fünf glänzende, starke, haferglatte Rappen gegen einen zarten, schmächtigen Schimmel! Mit bewunderungswürdiger Verve flog Ilonka Lajos von Rücken zu Rücken, und die fünf treuen, dankbaren Rappen traten mit stampfenden Hufen das blasse Schimmelgespenst Ben Azet zu Tode.

* * *

Als Pendant zu der Manegekönigin in knapper, kleidsamer Jockeitracht nun allabendlich Bimbo in Biedermeierfrack, karierten Pantalons, geflammter Weste und Biberhut! Ein Bajazzo von vormärzlicher Eleganz, der zum ungeheuren Ergötzen der spaßliebenden Massen sich wie ein Erdfloh auf den Sägespänen wälzte. Jetzt erhob er sich und machte, die Hand auf die Flammfarbene gepreßt, mit einem erstaunlichen Aufwand von Sentimentalität in dem dummen, ge-

Digitized by Google

schminkten Gesicht, der schönen Parforcereiterin eine verwegene Liebeserklärung über die andere. Dann, der stolz Davongaloppierenden nachtrollend, bot er mit heiser krähender Stimme ihr ein Douceur in Gestalt seines Foxterrierhündchens Fips an, das er, aus einem Taschentuch winzig zusammengedreht, beständig an einem Bindfaden hinter sich herzerrte. Er ließ das ‚liebe Tierchen' bellen, über einen Stock springen und ‚schön machen'. Immer und immer wußte Bimbo mit dieser Hundenummer in gewissen Bankreihen eine ausgelassene Heiterkeit anzustiften. Nur seine schöne Coeurdame würdigte den um ihre Huld sich Abmühenden keines Blickes. Vergebens ließ dann Bimbo, die einzige, steife, feuerrote Locke auf der Glatze wie einen Besen schüttelnd und mit dem Biberhut die Manege auffegend, seine spaßhaftesten Bücklinge und Reverenzen folgen. Zwei lächelnde Grübchen in den Wangen, den üppigen Busen leichtbewegt, verneigte sich die Signorina nach ihrer letzten Nummer vor den applaudierenden Logen und verschwand mit ihrem leuchtenden Blondhaar aus der Manege.

Da konnte es wohl kommen, daß Bimbo im letzten Augenblick, ehe die Grausame sich dem Ausgang zuwandte, in heller Verzweiflung mitsamt seinem Terrierhündchen einen gewaltigen Salto mortale über Roß und Reiterin hinweg machte derart, daß er jenseits einen Moment auf den Kopf zu stehen kam und dann erst mit einer kläglich drolligen Grimasse auf die Füße sprang.

„Bravo Bimbo! Bimbo soll leben!" jauchzte alles.

„Ich weiß nicht, Herr Direktor," hatte die Signorina bei Gelegenheit ihres Antrittes im Zirkus Rox geäußert, „was dieser Mensch von mir will. Wohin ich immer mich wenden mag, er folgt mir auf Schritt und Tritt und heftet sich wie ein Hund an meine Fersen. Hab' ich in Paris, in London, Budapest, Wien oder Berlin ein Engagement angenommen, sicher hat Rudi Wepp mit unerklärlich feiner Spürnase dies ausgekundschaftet und tritt zu gleicher Zeit mit mir an. Ich bin dieses faden Menschen wirklich müde, Herr Direktor, und wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich von seiner Gegenwart befreiten."

Direktor Armand Rox litt, wie Ilonka Lajos an der Pferdepassion, so an einer Leidenschaft für Kosmetika und Wohlgerüche. In den geheimen Truhen seines Garderobewagens waren die Seelen von vielen tausend Rosen eingesargt, und wenn der schöne Herr Armand sporenklirrend die Ställe durchschritt, dann wehte ein artiges Fähnlein von Moschus-, Patschuli-, Narden- und Maiglöckchendüften hinter seiner zierlichen Gestalt drein.

Herr Armand war ein bedeutender Zirkusleiter. Das vom Vater ererbte kleine Unternehmen hatte er im Laufe der Jahre zu respektablem Umfange ausgebaut. Obwohl selbst ein tüchtiger Reiter, der seinen russischen Glanzrapphengst Krutoi in allen Gangarten der hohen Schule durch die Manege zu dirigieren verstand und mit seiner Originaldressurnummer ‚Allotria' — zwölf Pferde, drei Hunde und der Elefant Moffa! — den Beifall der Kenner errang, hatte Herr Armand seine wahre und wirksamste Force doch in den Leistungen der ihm angeborenen schöpferischen Manegephantasie, in dem Entwerfen immer neuer, ‚nie dagewesener' Programme, in dem Ausklügeln spitzfindiger und großartiger Arrangements und der Hervorbringung knallender Ausstattungseffekte erkannt. Daß Herr Armand in besonders glücklichen und begnadeten Stunden sich sogar auf das schwierige Gebiet antiker Kulturhistorie wagen durfte, war ein Vorzug, den er, wie er selber gern zugab, nicht zum mindesten den dutzendfältig gemischten, wohlduftenden Inspirationen verdankte, die aus allen Kästchen und Laden seines seegrün austapezierten Garderobewagens hervorströmten und im magischen Ampelschein den Direktorsessel geheimnisvoll und anregend wie einen pythischen Dreifuß umquollen.

Jetzt bei den Worten seiner vielgefeierten Parforcereiterin strich Herr Armand sich den wohlgedrehten, gefärbten Schnurrbart und klatschte dabei in kokette Gelassenheit an seine hohen, braunen Stulpstiefel. Da aber just seine Gemahlin, die gestrenge Frau Medea, her-

Google

Interieur.

Gemälde von Heinrich Hübner.

Digitized by Google

zutrat, die es bekanntlich nicht eben gern sah, wenn der vielgesalbte Gatte sich mit gefährlich hübschem Personal verplauderte, so nahm Herr Armand Rox von den verschiedenen Mienen, die er als gewiegter Zirkusdynast auf Lager hatte, geschwind die geschäftliche an und bedauerte: „Kontrakt, mein bestes Fräulein Lajos — Sie wissen: Kontrakt!“

Obwohl die Wünsche so berühmter Reiterinnen, wie die Signorina war, für gewöhnlich in der Manege Befehl sind, weil man Nummern, die allabendlich eine vieldurchlöcherte Zirkuskasse füllen, zu schätzen weiß, so beteuerte jetzt auch Frau Medea, im gleichen Tonfall wie der Direktor, nur um eine Oktave höher und daher mit merklich schärferem Klang: „Kontrakt — Sie wissen, liebstes Fräulein: Kontrakt!“ Ihr stolzes, unter dem breitgeschwungenen Federhut ein wenig an die englische Elisabeth gemahnendes Gesicht, dem man eine fast brutale Herrschgewöhnung ansah, zeigte um Augen und Schläfen ganze Blattgerippe von vielverzweigten, feinen Fältchen und ließ im kalten Tagesschein ziemlich auffällig die Anmut vermissen, die, durch Toilettekunst hervorgezaubert, Frau Medeas Züge verschönte, wenn sie ihren silbergrauen kaukasischen Wallach Sametz in Freiheit vorführte oder als Madame Pompadour in Puderschnee und Spitzengewölk mit zahlreichem Lakaiengefolge eine Wagenpromenade durch die blumenbestreute Manege ausführte.

Bimbo Binelli um der Kaprice einer noch so berühmten Parforcereiterin willen zu entlassen, daran war kein Gedanke. Denn nicht bloß, daß Bimbo der beste Clown, der ausgesuchteste und spitzfindigste Narr war, der mit seinen urkomischen Entrees die Zwerchfelle der hinteren Bankreihen wie ein Hexenmeister in seiner Gewalt hatte — Rudi Wepp besaß auch den außerordentlichen Vorzug der Vielseitigkeit: er arbeitete auf Schleppdraht und Bambus, half zur Not mit einer Luftnummer aus, und seine sauts périlleux, ebenso elegant wie beängstigend, schienen dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Er war für den Zirkus Rox ein wahres Juwel.

Noch mehr. Rudi Wepp durfte in luftgymnastischer Hinsicht als ein Mann von Vergangenheit gelten, womit wiederum zusammenhing, daß man getrosten Herzens auch Karten der Zukunft auf seine Nummer wagen konnte. Was der unermüdlich Fleißige nun schon seit Jahr und Tag in der Verborgenheit an schwebenden Trapezen übte und langsam, unsäglich langsam unter heißem Mühen zur Vollendung brachte, das war nichts Geringeres als ‚der Sprung durch den Todesring‘, eines der schwierigsten und gefährlichsten Bravourstücke luftgymnastischer Leistung, das bisher nur wenigen auserlesenen Artisten gelungen war und nun in hoffentlich nicht mehr ferner Zeit als ‚nie dagewesener, unerhörter Clou‘ den Zirkus Rox bis auf die letzten Plätze füllen sollte.

Schon hatte Herr Armand auf dem Idealprogramm, das seinem irrlichtelierenden Geiste in guten wie in bösen Stunden vorschwebte, an passender Stelle die kostbare Effektnummer eingeschaltet: ‚Der Sprung durch den Todesring! Exerziert von Herrn Rudi Wepp, drittem und allein noch am Leben befindlichen Glied der vormals berühmten fliegenden Menschenkette »Die drei Meteors.«‘

Wer — außer vielleicht dem alten, ewig ahnungsvollen Gottlob Lukas Venus, dem Zirkusportier — konnte es wissen? Die Nummer allein war möglicherweise ein Dutzend brauner Lappen wert! Schließlich auch etliche Menschenleben? Ohnmachtsanfälle in dem zum Bersten überfüllten Zirkus — erdrückte Kinder und Frauen schwebten Herrn Armands ausschweifender Phantasie in manchen Momenten nicht ganz undeutlich vor.

Und da wollte eine eigensinnige Signorina —?

Herr Armand Rox und Frau Medea schauten sich an und lasen gegenseitig ihre Gedanken. Wer über allen fünf Erdteilen als ‚Meteor‘ gestrahlt hatte, wer als letztes Glied der vormals berühmten fliegenden Menschenkette allein noch im Licht atmete und demnächst im Zirkus Rox vom schwebenden Trapez durch den Todesring sprang, der fiel wohl auf der Zirkuswagschale selbst einer Ilonka Lajos genannt Juhász gegenüber hinreichend ins Gewicht.

Enrico Cavallini und Charles Bragger, die beiden andern Meteore, waren bereits vor Jahren verlöscht. Ersterer an einem Hochglutabend in der feuchtdumpfen Äquatoratmosphäre einer brasilianischen Küstenstadt; der andere im kalten, nebeligen Kopenhagen. Sausender Sturz — jäher Tod! Ohne Schrei — ohne Laut! In der ganzen ungeheuren Zirkusrotunde nichts vernehmbar als ein dumpfer Aufprall, der fast wie ein Beilschlag auf dickes Holz klang.

Nun war Rudi Wepp von der dreigliedrigen Kette allein noch übrig; aber die Lust, als einsamer Meteor fortan weiterzustrahlen, war ihm an jenem Tage in Tränen erstickt, da er auf Charles Braggers frischgewölbtem Grabe zu Kopenhagen den rosenstrotzenden Kranz niederlegte. In der Folgezeit widmete der ehemalige Meteor Rudi Wepp sich als Bimbo Binelli dem Clowngeschäft mit vorher nicht geahntem Erfolg.

Neues Mißgeschick! Vielleicht das härteste, das einen Menschen, der ganz liebeleer durchs Leben gegangen, treffen konnte. Bei einem Engagement in der französischen Hauptstadt entbrannte Bimbo Binelli in die schöne und berühmte Reiterin, die es tief unter ihrer Würde hielt, sich von einem Bajazzo auch nur anbeten zu lassen.

Herr Armand Rox kalkulierte anders. Er fand es nicht klug von einer bezaubernden Dame, die Entfernung eines so wunderlichen Anhängsels wie Clown Bimbo ernstlich zu wünschen. Schufen seine Ungestalt und grotesken Späße nicht erst ihrem Ernst und ihrer herben Anmut das rechte Relief?

Ja, der liebenswürdige Herr Armand roch an seinem seidenen Schnupftuch und wurde poetisch! Strahlte die Sonne nicht um so blendender, je augenfälliger dieser lächerliche Planet sie umkreiste?

⁂ ⁂ ⁂

Es war rasch gekommen, sehr rasch: Ilonka Lajos genannt Juhász sagte dem Zirkusleben Valet. Morgen sollte die Vermählung der vielgefeierten Parforcereiterin mit dem Baron Pius Egon von Kynetty stattfinden. In dem kleinen wettergrauen Familienschlößchen der Kynettys zu Mähren sollte kurz zuvor noch ein böses Toben vor sich gegangen sein, und diese und jene verborgene Tapetentür war dem Vernehmen nach Gefahr gelaufen, von dem Kopfe des hitzigen alten Barons eingerannt zu werden. Aber Pius Egon hatte mit der Blindheit eines jungen, leidenschaftlichen Willens die unstandesgemäße Liebe durchgesetzt und seinen Abschied aus einem der vornehmsten Kavallerieregimenter der k. k. Armee genommen. Auch seine Braut, die Signorina, dachte am Vorabend ihrer Hochzeit noch einen Abschied zu nehmen: zum letzten Male sollten heut die elektrischen Lampen ihr Goldhaar bestrahlen, wenn sie mit Kastor und Pollux, den beiden Springpferden, unter dem Beifall der Menge die Hürden nahm.

Nur widerstrebend hatte Pius Egon sich dieser Kaprice Ilonkas gefügt. Schon lastete der Ohnmachtsanfall, dem die Frau Baronin nicht wohl entgehen konnte, sobald sie von solcher Polterabendfeier ihres Erstgeborenen im Zirkus erfuhr, auf seinem vielgeprüften Gewissen.

Es war ein verhüllter, schwüler Junitag. Einer von den Tagen, da der Uhrzeiger nicht zu rücken scheint, und die Turmglocken, wie von unsichtbaren Händen festgehalten, mit dem Stundenschlag zögern. Die Jalousien des Cafés sind, obwohl die Sonne nur verstohlen brennt, tief herunter gelassen. Träumend, nachdenklich, gelangweilt hockt das fahrende Volk des Zirkus Rox in der halben Dämmerung. Die Kaffeelöffel klappern nur noch vereinzelt; hier ein kaum unterdrücktes Gähnen; dort schon ein leises, aber bald an Kraft gewinnendes Schnarchen.

Da kriechen manchem böse Gedankenspinnen ans Herz. In der Seele regt sich etwas und will aufschluchzen wie über ein verfehltes Leben.

Das sind die langen, schläfrigen, inhaltlosen Mittagsstunden im Café, die dem Artisten gefährlich sind. Von verklungenen Zeiten und Freuden geht es da wie entfernte Äolsharfen durch den stillen Raum, in dem die Fliegen um das Naschwerk summen. Hier zuckt eine Hand auf dem Marmortisch, als habe ein Freundesarm — die Hand eines lange schon Toten! — sie plötzlich berührt.

Dort schließt sich ein Auge, dessen leerer Blick unversehens auf eine rote Jugendsünde, auf ungesühnte alte Schuld gefallen ist.

Das sind die langen, schläfrigen, inhaltlosen Mittagsstunden —

In einer Ecke des Cafés saßen drei, die sogar dieser tötenden Siesta noch eine fruchtbare Seite abzugewinnen trachteten: Eduardo Domby, der Tigerbändiger, der den schwer in Gold gefaßten Milchzahn eines bengalischen Königstigers als Krawattennadel trug; der Dresseur Gregorio Pic aus Warschau, Herr über ein Rudel russischer Steppenwölfe und ein Quartett von Akrobaten-Bären; ferner mein lieber Freund, der kunstreiche Maëstro Joseph Joseffy, der seine himbeerfarbene und leise phosphoreszierende Nase häufig in ein Glas Absinth — sein Lieblingsgetränk — steckte.

Die drei pokerten. Es ging um Zehngroschen-, Gulden- und Talerstücke, und man hörte den feinen Klang des Silbers auf der Marmorplatte.

Joseph Joseffy und ich — wir waren zusammen jung gewesen. Wo war die Zeit hin, da wir im Zirkus Lodi gemeinschaftlich unsere Jugendstreiche verübten? Über das längst geschwundene, kohlschwarze Lockenhaar des wunderschönen Zigeunerbengels Joseph Joseffy, der in der ungarischen Magnaten-Kapelle die feurigste Geige strich, waren damals kosend die Hände schöner adeliger Frauen geglitten, und auf den Lausbuben aus der Puszta hatten die Präsidententöchter in den europäischen Hauptstädten Stanzen und Sonette gedichtet, die von Mondschein und Rosen überquollen.

Tempi passati! Wenn die Glühbirnen erloschen sind, der Flittertand vom Leibe gestreift, dann riecht man im Zirkus das feuchte Sägemehl.

Das Schicksal und die Zirkusagenturen hatten dann Joseph Joseffy und mir verschiedene Wege angewiesen. Trotz seines berückenden Bogenstriches war es ihm nicht beschieden gewesen, bloß geigend durchs Leben zu gehen. Vielseitigkeit ist in der Zirkuswelt von Nutzen, und Joseph Joseffy arbeitete während eines Menschenalters nacheinander in Kautschuk, Magie, Jonglerie und Ventriloquistik. Im Zirkus Rox, wo ich seit manchem Jahr Geschäftsführer und Stallmeister war, hatten nun unsere Pfade wieder zusammengemündet; die alte Geigenlust war wieder über Joseph Joseffy gekommen, und als Kapellmeister schwang er allabendlich den Taktstock über dreißig struppigen Zigeunerköpfen. Ihm selbst aber hatte der Lebenswind, der durch die Ritzen und Jalousien der grünen Zirkuswagen doppelt scharf pfeift, die einst so viel besungene Lockenpracht vom Haupte gefegt, und im reichlichen Absinthgenuß war die Nase, deren feingeschwungene Flügel vordem so oft von der Leidenschaft der Töne erzittert waren, zu einer ungestalten, von blauen Brillengläsern überschillerten Himbeere geworden.

Und ich?

Ich hatte inzwischen meine Raffaële und vier Kinder begraben. Auch das waren tempi passati, verklungene Zeiten! Aber manchmal, wenn abends der Oktoberwind, an den Zeltplanen zerrend, einem unversehens das Bild eines trauten, behaglichen Winterquartieres, einer stillen Stunde am singenden Kaminfeuer vorzauberte, dann wollte es nicht ruhig werden im Herzen drinnen. Dann brachen schlechtvernarbte Wunden auf. Warum mußte Raffaële so früh, so jung, so unverwelkt und, ach, so qualvoll sterben? Sie reiste mit zwei Grizzlybären — es war im Zirkus Salomonsky zu Odessa. — Doch wozu das erzählen? Die amerikanischen Bären sind die gefährlichsten, tückischsten, grausamsten Bestien, die vierfüßig auf der grünen Erde wandeln, und noch heut, wenn ich so ein mißfarben graues, zottiges Fell vor Augen bekomme, dann klingt mir wieder der Schrei eines jungen Weibes im Ohr, und meine Hand tastet zitternd nach der geladenen Büchse.

La mort—c'est notre métier. Drei Jahre später ging meinem Ältesten in Christiania bei einer Elefantennummer der Atem aus. Ist es die wilde, aufreizende Trompetenmusik, der blaugrelle Schein der Bogenlampe, ist es die tausendäugige, unruhige, bald leise, bald stärker brausende Menge, die zuweilen auch den gutmütigen Elefanten zur Bestie werden läßt, daß er auftobt und seinem Freund,

Gespielen und Hüter, den er doch liebt, das Herz zertritt?

Doch — c'est notre métier. Unser Handwerk — unser Schicksal! Genug der Totenblumen!

Das Artistenvolk, dem auf so schreckliche Weise ein Liebes entrissen wird, benimmt sich verschiedenartig. Einige weinen und wüten, andere lachen gar, und dritte blicken wochen- und monatelang mit großen, starren, tränenlosen Augen um sich. Mein Freund Wollschläger, ein blonder Theseus, dem in Tiflis die Braut während eines Dressuraktes von dem schwarzmähnigen Löwen Mohammed zerrissen wurde, fiel alsbald einer unbändigen Rachsucht zum Opfer. Er folgte dem Käfig der kostbaren Bestie durch die halbe Welt, gab dann in einer unbelauschten Mittagsstunde den wohlgezielten Schuß auf Mohammeds Herz ab und wachte schließlich nach Jahr und Tag in der Gummizelle eines Wiener Irrenhauses aus einem Tobzustand auf, in den ihn der Anblick des rinnenden Löwenblutes versetzt hatte.

Nichts dergleichen bei mir. Ich, Stallmeister Felice Antoniassi, wurde damals sanfter, klarer, stiller. So wie Ilonka Lajos für Pferde, Direktor Rox für Wohlgerüche, Eberhard der Reifenkönig für Spieldosen und Tabatièren passioniert waren, so faßte ich seit Raffaeles Tode eine gewisse zärtliche Leidenschaft für Friedhöfe. Gleich dem Stahl, der Feuer aus dem Kiesel lockt, vermag das Schicksal, wenn es will, aus unser aller Herzen wohl ein schlummerndes Fünklein Wahnwitz zu schlagen. Mit der Sorgfalt und liebevollen Gründlichkeit eines kulturhistorischen Sammlers registrierte ich nach und nach alle Artistengräber älteren und neueren Datums, die in Frankreich, Deutschland und Rußland, in den südlichen und skandinavischen Ländern und jenseits des Kanals zerstreut lagen.

Kein Erbbegräbnis wird dem Artisten zuteil, und über die Welt ausgesät, wo immer der schwerfällige, grüne Wagen hinrollt, in versteckten Kirchhofswinkeln, hier unter einer Trauerweide, die von kalten Nebeln tropft, dort unter Zypressen, die wie Achatsäulen in der südlichen Mondpracht schimmern, ruhen die armen verschlagenen Kinder selbst der berühmtesten Zirkusdynastien.

Eine Unrast, eine Reise ist unser Leben, ein hastiges Zählen bis zur letzten schwarzen Nummer, die den Tod bedeutet. Jedem raschen Aufbau folgt ein eiliger Abbruch, und die Hammerschläge tönen allnächtlich in unsern Schlaf hinein bis einst zum letzten Hammerschlag, der in Süd oder Nord, an irgendeinem Ende der Windrose, auf unsern Sarg pocht. Für uns gibt es nur ein Unterwegs; kein Heim, keine traute Gewöhnung. Wenn wir heut Vermählung feiern, dann wissen wir nicht, wo morgen unser Bett steht, nicht, wo unsere Kinder geboren werden, wo und wie sie sterben werden.

Aber darum feiern wir doch gern Vermählung. Und es gibt nichts Schöneres in der Welt als eine Zirkushochzeit mit Geigen, Tamburin und Cymbal. Da siegt das heiße Blut, das in uns allen rollt; die überquellende Lebensfreude wird über das dunkle Schicksal und seine trüben Ahnungen Herr.

Morgen feierte Ilonka Lajos Hochzeit und sagte dem Zirkus Lebewohl. Ein Lebewohl für immer? In jeder Artistenbrust redet, wenn einer aus der bunten Mitte scheidet, laut und herzlich die Hoffnung: er wird wiederkehren! Denn mit Leib und Seele ist der wechselvollen Welt verfallen, wer wie Ilonka Lajos im Zirkus geboren ist. Die Manege gibt nur Urlaub, keine Entlassung für immer; sie ist wie ein Schicksal, dem niemand wieder entrinnt. Das ist Artistenglaube.

Zu einzelnen Gruppen vereint, so wie sie Verwandtschaftsband, freundschaftliche Neigung oder gemeinsame Arbeit zusammengeführt hatte, gedachten die Mitglieder des Zirkus Rox die scheidende Kollegin an ihrem morgigen Ehrentag mit Geschenken zu erfreuen. Da war Mlle. Amélie Orthaney, die Schulreiterin, die mit dem bürgerlichen Namen eigentlich Klärchen Weißhuhn hieß, aber rabenschwarz war, mehr pikant als hübsch, mit phosphoreszierenden Reflexen in den Augen und einem mageren, pergamentartigen, ausdrucksvollen Gesicht, das jedem Versuch, die Lebensjahre der Trägerin genauer abzugrenzen, eine abweisende Stirne bot. Sie schenkte der Signorina

ihr prachtvolles, silbergrau schillerndes Windspiel, das einen langen, dünnen Eidechsenkopf hatte, und über dessen Herkunft es zwei interessante Lesarten gab. Nach der einen hatte Tatjana — so hieß die Hündin — ihre ersten Lebenstage ‚im Schatten des Zaren', d. h. in einem kleinen Weidenkörbchen verbracht, das hinter einem alten Garderobeschrank in einem Portierzimmer des Petersburger Schlosses gestanden, und sie war dann mit den ersten Zähnchen schon durch die schlanken, ringgeschmückten Hände eines Großfürsten, dessen Name auf „— witsch" endigte, in Mlle. Amélie Orthaneys Besitz übergegangen. Nach der anderen Überlieferung war Tatjana auf der Vergnügungsjacht eines unermeßlich reichen Armeniers zur Welt gekommen, eines feisten, listigen Protzen, der mit seinem grauen Astrachan-Kaviar die Rubel faßweise verdiente und schwerbeladene Schiffe auf dem Schwarzen Meer schwimmen ließ.

Da waren ferner Hagar Koschinka, die schlanke Jüdin mit dem bronzefarbenen, edelgeschnittenen Gesicht, die als Verwandlungstänzerin und Dresseuse von Störchen, Gänsen, Kakadus und allerlei ausländischem Vogelgesindel auftrat, und Gregorio Pic, ihr Gatte! Die hatten der Signorina für ihre Häuslichkeit ein hellschnurrendes Spinnrad zugedacht. Da warteten Willy Wulfert, der Feuerspringer, und Mlle. Wilma, die elegante Rauch- und Sandmalerin, mit einem in drei Sprachen — ungarisch, französisch und — berlinisch! — wohlbewanderten grünen Papageien auf. Das fliegende Ballett Hylena und Eberhard der Reifenkönig begabten die freiherrliche Hochzeit mit einem allerliebsten echten Rokokoschrank, der eigens zu diesem Zweck aus einem himmelblauen Eckzimmer des Versailler Königsschlosses gestohlen schien. Die Idee hierfür stammte ‚von Herrn Eberhard, einem Mann mit herkulischer Fassade, der aber einen Traum, fein und zart wie altes Spitzengewebe, in der Seele trug — den Traum von der Zeit, da alle Bürgermädchen hübsche Schäferinnen waren und in wattierten Reifröcken und Stöckelschuhen einhergingen. Die Sammlung altfranzösischer Sächelchen, die Herr Eberhard daheim in seinem Winterquartier aufgestapelt hatte, barg wohl Tausende an Wert. Harry Lissong, der entgleiste studiosus juris, der sich in den verschiedenen Reitsitzen weit besser zurecht fand als vordem zu Göttingen in den verstaubten Justinianischen Pandekten, und Meyerchen Schei, unser lieber kleiner Pferdejude, der sich von seinem uralten Zylinder Krakauer Fabrikates nicht trennen mochte, wohl weil er überzeugt war, daß kein anderer Hut der Welt den zahlreichen täglichen Eintreibungen spaß- und ernsthafter Natur mit so unverwüstlicher Laune zu trotzen imstande sei — sie hatten ihrer freundlichen Gesinnung gegen die berühmte Kollegin durch gemeinsame Beschaffung eines feinen, reich mit Silber beschlagenen Zaumzeugs Ausdruck gegeben. Die beiden Stiefbrüder Brothers Redskins, die als griechische Kunstringer auftraten, verbargen in ihrem Garderobewagen eine prachtvoll in Eiche geschnitzte Wiege. Die Brothers waren in ihrem Äußeren gar merkwürdige Gegensätze. Während der ältere Henry auf seinen breiten Atlasschultern einen Kopf trug, mit dem der homerische Thersites Ehre eingelegt haben würde, war Edward mit seinem blonden Lockenhaar der vollendete Typ eines Zirkusapollo, und schon manchem feurigen Ballerinenherzen war dieser Ringer ein Gott geworden von weit hellerem Glanze als sein schlankes, marmornes Urbild von Belvedere.

Schande über ein Zirkusmitglied, das hohe Gage oder sonst guten Verdienst hatte und bei solchem Anlaß nicht wie ein Fürst schenkte!

Eine halbe Stunde erst — eine Stunde war unendlich langsam im Café verstrichen. Die drei pokerten noch immer, und Eduardo Domby erklärte sich eben mit flüsternder Stimme bereit, der Abkürzung halber drei Goldstücke setzen zu wollen. Henry Sandor, der Bauchredner, begann aus seiner entfernten Ecke ein scherzhaftes ventriloquistisches Gespräch mit der Büfettmamsell, indem er der Ahnungslosen einige Dragoner-Liebenswürdigkeiten wie ‚süßes Schnuckerl', ‚zuckriges Schatzerl' ins Ohr raunte. Canova, ‚die Schlange in der Luft', lag halb zusammengerollt auf einem Polster und verdaute vier Crêmeschnittchen; da-

gegen rang Count, ‚der einzige lebende, durchsichtige und verknöcherte Mann, das größte Wunder der Welt', noch mit einer Schillerlocke, während Mohammed Soliman, ‚der unverwundbare und eisenfressende Essauvas aus Kairo', harmlos ein Sandtörtchen verspeiste. Er hatte sich mit Mister Wattson, dem Aschantineger, zu einem kostbaren Tigerteppich vereinigt, der vor Ilonka Lajos' adeligem Hochzeitsbett zu lagern bestimmt war.

Mister Wattson blickte eben zur Decke und ließ das Weiße seiner Augen spielen. Er war vordem Kammermohr eines regierenden Fürsten gewesen und hatte in dieser Eigenschaft, mit einem schlafrockähnlichen blauen Gewand und rotem Fes angetan, auf dem Rücksitz der herzoglichen Galakutsche thronen müssen, wenn Serenissimus am Sonntag zur Predigt fuhren. Von diesen Hofpredigtfahrten her waren dem ebenholzfarbenen Gesicht des Negers die starre, stolze Unbeweglichkeit und der Ausdruck unversieglicher Langweile verblieben.

Mister Wattson war nicht recht beliebt. Er galt als ein Protz, denn er rang — der Sohn eines nackten Negerkönigs — aus der artistischen Atmosphäre heraus nach feinbürgerlicher Lebensart. Seine Kleidung war von gediegener englischer Manufaktur, seine Siegelringe schwer, aber nicht auffallend, und seine langgeschossenen Mulattenbengel schickte er anstatt auf das Seil oder Trapez nach Hamburg, wo sie gutbezahlte, seßhafte Kontorschreiber wurden. Besonders hochfahrend benahm sich Mister Wattson gegen Tommy, den Klischneger. Dieser färbte ab, d. h. er bedurfte, da seine Haut von Natur kaum dunkler war als etwa ein guter Milchkaffee, allabendlich energischer Toilette-Nachhilfe. Solcher Elendigkeit vollbewußt, saß Tommy an jedem Mittag wie ein Hündlein in dem stattlichen Schatten des glänzendschwarzen Aschanti-Königssohnes, stets bemüht, diesem eine Handleistung zu verrichten, oder sich sonstwie beliebt zu machen.

Tommys Bruder Bob fehlte im Café. Dieser lustige Zirkuskobold, der als Aeronaut unschätzbare Dienste geleistet, war vor etlichen Monaten in einer norddeutschen Stadt zurückgeblieben. Unter grünem Rasen, nahe dem Meer, gebettet, konnte er wohl die salzigen Wellen rauschen hören, die ihn einst von der Goldküste her an den fremden Strand geführt hatten. Armer Bob, wo war Dein Fallschirm, als Du unversehens von der höchsten Zirkuskuppel den wirbelnden, sausenden Sturz in die Tiefe tatest? Das war ein anderer als der Originalsturz, die great attraction, die sonst in Deinem Programm verzeichnet stand, und endete auf einer eisenbeschlagenen Kiste, die selbst Deinem Negerschädel zu hart war.

Voilà! C'était ton métier. Hohe Gagen — früher Tod!

Was nickte zum Fenster herein — was raschelte da von seidenen Röcken und Spitzen? Wie ein Flug weißglänzender, gurrender, schwirrender Tauben kam es in das stille Café hereingerauscht: es nahte die gute Zirkustante Josephina Sabine Strohschneider, seit einem Menschenalter Ballettmeisterin des Zirkus Rox, mit ihren vierzig allerliebsten Danseusen. Goldsträhnige Elfenmädchen — schwarze Bergnixen — und in der Mitte eine alternde, gar kluge Zauberfee!

Auch mit Dir bin ich jung gewesen, Tante Sabine; darum steige jetzt für einen kurzen Augenblick aus den Wolken der Vergessenheit herauf, Du unersetzbare Herrscherin im Reiche der Puderdosen, Schminknäpfchen und fleischfarbenen Trikots! Lange bevor ich Raffaële kennen lernte, hatte ich sogar eine Schwäche für Dich, die freilich mit ihrem Pompadourköpfchen und den sammetbraunen Augen immer nach einem fremden Prinzen ausspähte und über dem Ausspähen schließlich ein hageres, angealtertes Jüngferchen ward, das sich nachts, um die Haut rosig und zart zu erhalten, nach bewährtem Zigeunerrezept geschabtes Kalbfleisch auf die Wangen legte, und tagüber Unmengen von Ziegenmilch genoß. So wußte es die Zirkusfama. Ich freilich — Tantchen Sabine, verzeihe die Indiskretion! — habe mit leibeigenen Augen gesehen, wie Du auch Kognak und Bergamottelikör trankest. Erst in Deinen Spätherbsttagen und nur aus winzigen, feinen Spitzgläschen; aber der Gläschen wurden es ja mehr, je tiefer Dir die

Lebenssonne und die Hoffnung auf den fremden Prinzen sank.

Hoffe nur, Tantchen Sabine — hoffe! Einmal kommt er gewiß, der fremde Fürst, um sich mit Schattenaugen über Deine Bettstatt zu neigen und zu flüstern: Zieh mit! Du hast Dich schrecklich viel geplagt mit den achtzig kleinen Füßchen, die das Tanzen so schwer lernen wollten! Schrecklich viel Unruhe nnd schlaflose Nächte schuf Dir das wimmelnde, schwatzende Volk der vierzig Danseusen. Nun sollst Du das schönste, stillste Lager haben —

Tante Josephina Sabine Strohschneider kam mit ihrem Schwarm aus einer verspäteten Extraprobe für das Hochzeitsballett, das heut abend in Szene gehen sollte. Sie war aufgeregt, hatte Hitzbäckchen und mußte sich erst noch beruhigen über Zizi Papillons Eigensinn, über Eduinas falsche Fußstellung und über Ella Kriloffs empörende Unaufmerksamkeit. Beruhigen mit einem Spitzgläschen —

Eberhard der Reifenkönig, der ein ritterlicher Mann war und beim Corps de ballet das liebenswürdige Nebenamt des Pralinés-Onkels versah, nahm sich alsbald mit Aufmerksamkeit der alten Freundin an. Wie er ihr, so behutsam, als wäre sie aus Meißener Porzellan, das seidene Schälchen abnahm, da zeigte sein Gesicht die ernste Kennermiene, die wohl immer dann erschien, wenn er daheim ein besonders diffiziles und wertvolles Exemplar seiner Antiquitätensammlung zur Hand nahm und betrachtete. Nun bot er der zierlich Dankenden, Halbverschämten einen Stuhl zu seiner Rechten, versah ihren Kaffee mit Sahne und Zucker, rief nach Königskuchen, schob unter die winzigen, echt Pariser Chevreau-Stiefelchen eine Fußbank und öffnete sein Etui, darin der Galante stets einige besonders feine russische Damenzigaretten mit goldenem Mundstück auf Lager hielt.

Das war ein Schwirren, ein Schwatzen im Café! Alle Stille, alle Langweile und Schwermut auf einmal wie weggeblasen! Wie fortgeschwemmt von einer Welle goldener Heiterkeit! Das hatten die vierzig Danseusen des Zirkus Rox zuwege gebracht. Der Königssohn Mister Wattson räkelte sich gewaltig, sein Sklave Tommy kicherte, Mohammed Soliman machte so sanfte Mandelaugen, als hätte er nie daran gedacht, Eisen zu fressen. Sogar der Pokertisch stellte die verbotene Arbeit ein, und Henry Sandor, der Bauchredner, hatte längst kein Wörtchen mehr für das „zuckrige Schatzerl" am Büfett.

Ilonka Lajos' Hochzeit, die gewaltige Tagesangelegenheit, mußte jetzt in Gegenwart der vielerfahrenen, alles wissenden, immer hilfreichen Zirkustante noch einmal wie etwas ganz Neues durchgesprochen werden. Wie sollte die Überreichung der Geschenke vor sich gehen? Das wollte Eduardo Domby wissen. Hochzeitsmarsch von Mendelssohn oder ein ungarischer Tanz von Brahms als Tafeleinleitung? Mit solcher Frage wandte sich Kapellmeister Joseph Joseffy an Tante Sabines Kunst- und Festgeschmack. Und diese, das feine, graugelockte Köpfchen, das Eberhard der Reifenkönig immer wieder mit Lächeln betrachtete, nach allen Seiten drehend und von dem feurigen Bergamotte nippend, gab einem jeden aus ihrer geheimnisreichen Altjungferntruhe ein Scherflein an Witz oder Rat, auf daß er beschenkt und klüger von dannen ging.

Es gab so vieles durchzuhecheln am Vortag von Ilonka Lajos' Hochzeit mit dem Baron Pius Egon von Kynetty. Zum Beispiel: wer war eigentlich Brautvater? wer vertrat den alten Gábor Lajos, der längst im Grabe ruhte, am Glücks- und Ehrentag seines berühmten Kindes? Nicht der nardenduftende Herr Armand Rox — obwohl er die Zurüstungen in einem der ersten Hotels auf eigene Kosten bestellt hatte — sondern sein ganzer Zirkus, der Artistenverband als solcher war es, der sich morgen in tiefer Rührung die Brautvatertränе aus dem Auge wischte. Harry Lissong, dem entgleisten Studiosus, ging bei der Erörterung dieses wichtigen Punktes eine undeutliche Reminiszenz an das künstliche Gebilde der juristischen Person — diesen spukhaft ungreifbaren Pandektenschatten mit menschlichem Willen und menschlicher Handgebärde — durch den Kopf. Aber er

schwieg und hütete sich wohl, die schwierige Materie auch nur anzustechen.

Um eine der marmorierten Säulen herum saßen die zehn hübschesten Ballettratten geschart und bestellten, wonach das hungrige Herz verlangte: Makronentorte, weiße Dame, Schokoladencrême und Bismarckeiche. Und immer mit Schlagsahne!

„Habest Du — monsieur le baron — gestern in Loge gesehen, chère Heta?“ fragte in ihrem schlechten Deutsch Zizi Papillon, die Fußspitzensolistin und Prima-Ballerina. In ihr hübsches und pikantes Pariser Gesichtchen war Harry Lissong, „der Zirkusadvokat“, verliebt.

„Ja, Zizi: serre elegant! Serre elegant und schön, der Herr Baron,“ bewunderte Heta Tamara, die ihren Stammbaum mit viel Aufwand von Phantasie und genealogischer Spitzfindigkeit auf dem grasüberwucherten Schloßhof eines alten kroatischen Banus eingepflanzt hatte; und die kleine rothaarige Wildi Meies meinte: „Mal was andres, dieser Herr Pius Egon! Wirklich ein netter und guter Herr! Nicht bloß Monokel und immer ‚äh! äh!‘ und ‚es ist erreicht!‘“

„Det Haar is freilich ooch schon dünn; aber dünnes Haar schändet nich, es jibt vielmehr wat Distinguiertes!“ mischte sich Kathinka Häublein ein, die in ihren Backfischtagen allwöchentlich zweimal am Brandenburger Tor ein Stelldichein mit einem Schüler des Französischen Gymnasiums gehabt hatte und zäh behauptete, daß dieser Gedächtnisschwache kein anderer wäre als der heut in Zizi Papillons Reize verstrickte Harry Lissong.

„Und begütert ist er?“

„Massiv bejütert — will ick meinen! Det mit die Enterbung is ja natürlich allens Jeschwätz! Weshalb sollen denn die ollen Barons ihren ehrlichen und juten Sohn enterben? Warum denn? Weil er 'ne Kunstreiterin heiraten dhut? Na, laßt man jut sein. Die Ilonka Lajos, jenannt Juháſz, is so delikat wie 'n jeder Kavalier, ob er nun Baron oder Jraf oder Prinz heißen dhut!“

„Serre delikat — serre schön und vornehm —“

„Un wat ick noch sagen wollte, Kinder,“ fuhr Kathinka Häublein fort, „habt Ihr Euch schon die Jeschenke besehen, die der Herr Oberst un die andern Herren vons Offizierkorps jeschickt haben? 'Ne Pracht, sag' ich Euch. Det reine Panoptikum! Braunes Jaspisporzellan aus Olims Zeiten, echte Delfter Fayence mit der Apothekerflasche in der Fabrikmarke, Sèvresjeschirr, Tafelsilber un Pokale! Na, det is mal wat andres als immer die ollen Reitpeitschen mit die Jrafenkronen und Monojrämmer.“

„Und der Herr Oberst und seine Herren wollen selbst zur Tafel kommen?“ fragte die kleine, rundliche, altkluge Annemarie Bradna, die ‚das Strampelchen‘ genannt wurde und für jedermann ein Gegenstand der Verhätschelung war. Beim Tanz im bauschigen Ballerinenröckchen war sie einem drehenden Kreisel täuschend ähnlich.

„Freilich — freilich! Offizierkorps und Zirkus jehören ja zusammen. Un det is wahr, det hab' ick von Ilonka selbst: Wat die olle Baronin Kynetty is, die hat dem jungen Paar en Schloß einjeräumt — en wirkliches steinernes Schloß mit Freitreppe und Silberpappeln, die wie türkische Scharwächter davorstehen, un drei Dutzend Schwänen auf'm Teich. Aber ick meine: Schloß hin, Schloß her! Alle Schlösser sind vier-, fünf- oder achteckig, un kein Schloß is rund. Nun denk' ick mir immer: wer wie die Ilonka Lajos so det Runde — die Manege jewöhnt is —“

„Na, laß man gut sein, Kathinka! Du tust ja ganz, als wären keine Himmelbetten nicht da!“

„Ihr seid alle Zeuge, Kinder, det ick davon kein Sterbenswörtchen jesagt habe. Wat vielmehr die Himmelbetten betrifft —“

„Blaue oder rote Seide?“ fragte die Ältere der Sisters Mac Lord, eine blasse, kühle, längliche Schönheit, ironisch. Aber ehe noch die Antwort erfolgen konnte, da hatte die liebliche Theresita Marinella, die in einem neapolitanischen Winkelgäßchen geboren war und gelegentlich auch wohl als hübscher weißer Pierrot auftrat, ihr echt südländisches, schwermütiges Köpfchen vorgestreckt und hauchte die halbschüchterne Frage: „Aber was tut denn nun Bimbo, wenn Ilonka Lajos geheiratet hat? Mit wem arbeitet Bimbo dann in der Manege zusammen?“

„Jottchen ja!“ seufzte Kathinka Häublein ein wenig zerstreut; denn sie dachte gerade daran, wie es sein würde, wenn Harry Lissong, der die Stelldicheins am Brandenburger Tor heut so schnöde ableugnete, statt in die falsche Zizi Papillon noch immer in sie selbst verliebt wäre. Ob sie es wohl übers Herz brächte, ihn dann so zu behandeln, wie Ilonka Lajos den armen Rudi Wepp? „Jottchen ja, jeder hat sein Schicksal un Kreuz! Übrigens, Kinder, habt Ihr schon det Projramm studiert? Det Projramm von heut abend mein ick! Die janze Stadt spricht davon. Det is mal wieder so'n Phantasie-Feuerwerk vom schönen Armand. ‚Polterabend im Zirkus!‘ Sieht ihm det nich aufs Haar ähnlich, unserm schönen Armand? Un dann nach Signorina Ilonkas Abschiedsritt als ‚nie dagewesener, unerhörter Clou‘: ‚Der Sprung durch den Todesring! Exerziert von Herrn Rudi Wepp, drittem und allein noch am Leben befindlichen Glied der vormals berühmten fliegenden Menschenkette »Die drei Meteors«. ‚Zum ersten Male!‘ Is det nich unerhört? Weil der schöne Armand renommieren will, muß der arme Mensch am selben Tag, wo's ihm die Seele im Leibe verdreht, den Sprung durch den Todesring riskieren. Freilich, jespannt bin ick ja wie 'ne Wäscheleine auf den Todesring!“

„Rudi Wepp hat sich den Todesring zu Ehren der Signorina selber ausgebeten. Als Glanznummer; denn heut abend müsse jeder sein bestes zeigen. Der Direktor meinte auch, es wäre gar keine Gefahr dabei; Rudi Wepp fühlt sich seiner Arbeit vollkommen sicher.“

„Un ohne Fangnetz?“

„Ohne Fangnetz!“

„Jottchen ja,“ seufzte Kathinka Häublein und trank ihre Kaffeeneige aus. Dann drehte sie den überaus gelenken Hals nach allen Seiten. „Aber wo steckt denn Bimbo?“

Theresita Marinellas dunkle Augen hatten schon lange mit einer heimlichen Unruhe gesucht. Die schlanken Finger ihrer rechten Hand faßten die kühle Marmorplatte fest wie im Krampf, und unter den gesenkten Wimpern quoll eine verräterische Feuchtigkeit hervor.

Zwei andere und dann der Nachbartisch fingen die Worte auf: „Wo steckt Bimbo?“ Mister Wattson sagte, und sein Schatten Tommy sprach ihm nach: „Wo ist Bimbo?“, und Mohammed Soliman neigte sich flüsternd zu dem Ohr der schönen Jüdin Hagar, worauf diese in ihrem etwas schrillen, fremden Akzent auffuhr: „Ja, wo ist Bimbo? Ich habe ihn den ganzen Tag noch nicht zu Gesicht bekommen.“

In diesem Augenblick sah ich Rudi Wepp draußen am Fenster vorüberschreiten. Gleich danach ging die Tür auf, und er trat ins Café herein.

Rudi Wepp war in feierlichem Aufzug. Er trug Zylinder, weiße Binde und tadellos sitzenden Gehrock. Der Schnurrbart mit dem faden Semmelblond war aufs beste gedreht, und aus dem Knopfloch leuchtete eine kleine, rote Rosenknospe. Aber das Gesicht war auffallend blaß, und die Augen, die groß und fast überblau wie bei Kindern waren, standen mit einem eigentümlichen Glanze darin.

„Wie ein Hochzeiter!“ hörte man Eberhard den Reifenkönig flüstern, und Tante Sabine lächelte wehmütig und nickte dazu. Alle aber sahen dem Ankömmling verwundert entgegen.

War das Rudi Wepp, der sonst nie etwas aus sich machte? Der sich immer dann am wohlsten fühlte, wenn er bescheiden und still in der großen Menge verschwinden konnte?

Rudi Wepp war stets nur ‚einer von vielen‘ gewesen, ohne besondere Marke, ohne Anspruch auf Originalität irgendwelcher Art. Der Clown, der den Biedermeierfrack und Biberhut abgetan hatte, war wortkarg, ein verkohltes Feuer, ohne Satire und Witz. Er scheitelte sein Haar und band die Krawatte wie jeder andere Artist, und jede seiner Bemerkungen, jede Handgebärde war Scheidemünze des Alltags.

Dieser Mann aber, der soeben ins Café getreten war, schien in eine Welt für sich erhoben. Es war bei seinem Anblick ohne weiteres klar, daß Rudi Wepps Gedanken und Empfindungen am Vortage von Ilonka Lajos' Hochzeit nichts mit dem, was alle übrigen empfanden und dachten, gemein hatten.

Nachdem er in seiner höflich zurückhaltenden Weise nach rechts und links gegrüßt, trat er auf mich zu und sagte: „Herr Antoniassi, würden Sie die Güte haben, mich nach den Ställen zu begleiten? Ich denke, daß ich Ihnen etwas zeigen kann, was Sie vielleicht interessiert."

Die Aufforderung war so ernst, fast feierlich gesprochen, daß niemand eine Frage tat, und ich sogleich nach Hut und Stock griff, um Rudi Wepp zu folgen.

* * *

Bald umfing uns der wohlvertraute Ammoniakgeruch des Stallzeltes, den ein echter Zirkusmann um die Rosengärten Persiens nicht missen möchte. Mein Begleiter führte mich ganz ans Ende der langen Reihe, und zwar mit so eilenden Schritten, daß mir keine Zeit blieb, der Stute Bianca auf den Bug zu klopfen und dem klugen Elefanten Moffa das gewohnte Stück Zucker in den Rüssel zu stecken.

Da gab es mir einen Ruck. Ich stand wie festgewurzelt und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen. In Sportskreisen bin ich als Kenner geschätzt; ich weiß die Stammbäume der berühmtesten Pferde der Welt auswendig. Vor mir in dem Dämmerlicht des Zeltes stand ein Tier mit feinen, geschmeidigen Gliedern und trockenem Kopf. Sein Fell glich dem jungen Heideschnee; Mähne und Schweifhaar waren elfenbeinfarben; die Nüstern, die beständig vibrierten, zeigten das zarte Blaßrot der Heckenrose.

„Das ist Ben Azet, der arabische Schimmelhengst," sagte ich mit gepreßter Stimme.

Rudi Wepp nickte. „Ich habe ihn von Madame Gicka in Bukarest gekauft."

„Mann," sagte ich erschrocken und faßte ihn bei der Schulter, „dieses Pferd kostet ein Vermögen! Ich habe Prinzen gekannt, denen der Preis für Ben Azet unerschwinglich war."

Er lächelte abwesend und strich dem Tier mit behutsamer Zärtlichkeit über das schimmernde Fell. „Nun, ich habe ihn erschwungen, Herr Antoniassi," sagte er langsam. „Sie vergessen übrigens, daß Madame Gicka kränkelt und das Reiten aufgegeben hat."

Ich blickte ihn an. Sein Auge schwärmte wie in einem heimlichen Fieber. Einen Moment stieg mir der Verdacht auf, daß er getrunken haben könnte. Aber jetzt sagte er mit einer ruhigen, sanften, unendlich melodischen Stimme, wie ich sie nie von einem Manne gehört: „Sehen Sie doch bitte, Herr Antoniassi, den Halsansatz! Sie sind ja Sachverständiger. Meinen Sie nicht, daß die Signorina sich darüber freuen kann? Ich stelle mir vor, wie sie dann dereinst auf Ben Azets Rücken mit dem Herrn Baron zusammen ausreitet — durch den Park — durch die Felder. — Es soll da eine lange Pappelallee sein mit Sandboden, wo Ben Azet sich tüchtig ausgaloppieren kann."

Rudi Wepp war hinter den Schimmel getreten. Ich sah aus seinen blauen Kinderaugen zwei große Tränen in die strohfarbenen Schnurrbartfäden niederrollen und ging verlegen und eilig aus dem Stalle.

* * *

In den Adern der Zigeuner, die auf dem Orchester zusammengedrängt standen und ihre Instrumente stimmten, hatte der schon im voraus reichlich genossene Hochzeitswein sein Feuer entzündet. Joseph Joseffy kämmte sich eben einen spärlichen Lockenrest in die Stirn und nahm selber die Geige zur Hand. An diesem Abend durfte sein Bogenstrich nicht fehlen.

Der gewaltige Zirkus war fast beängstigend voll. In den Logen neben dem Büfett stand, mit Manegegigerls in Zivil untermischt, das Offizierkorps gedrängt beisammen, und der lange Ulanenrittmeister Hansgeorg von Schneegaß klemmte eben sein Monokel ins Auge, spähte umher und meinte: „Nanu, wo steckt denn der Kynetty?"

„Wird sich schön hüten," quakte der kleine, teckelbeinige Infanterieleutnant Ursin von Krause, der ganz weißblondes, schnittlauchglattes Haupthaar, einen boshaften Mund mit Mausezähnchen und die runden, ozeanfarbenen, kalten Augen eines Seedorsches hatte; „wird sich schön hüten! Diffizile Sache das für einen Kavalier, sich hier wie ein Meerwunder von Krethi und Plethi anstaunen zu lassen. Wette darauf, Baron Bräutigam befinden sich zur Mimute kreuzbrav und in ge-

sammelter Stimmung daheim in seiner soliden Klause. Milieu: geblumter Schlafrock — halbe Flasche Burgunder oder auch Sekt — Tagebuchaufzeichnung nach der Melodie: ‚Verlassen, verlassen bin i' und mit dem ungefähren Texte: ‚Sitze hier mutterseelenalleine und feiere, so gut es gehen will, Polterabend. Denn morgen soll geheiratet werden. Mein Bräutchen aber reitet inzwischen noch ein bißchen im Zirkus die ‚ungarische Post'."

Am Eingang des Zelthauses, wo der uralte, schneebärtige Portier Gottlob Lukas Venus mit Heroldszepter, goldbortiertem, weißem Frack und weißem Dreispitz in der magischen Bestrahlung dreier rubinfarbener Glühbirnen — wie ein Eisbär im Nordlichtschein — auf und nieder tappte, war in zwei Exemplaren das Programm des heutigen Abends an die Pfosten geschlagen. Ein ausgesuchtes Eliteprogramm, wie es sich für diese ‚Große Gala-Extra-Vorstellung' geziemte. Parfüm Eßbouquet, Jockey-Club, White rose und Treffle hatten in fein abgestimmter Zusammenwirkung dazu gehört, um Herrn Armands Geist am Tage vorher zu dieser Meistertat zu stimulieren.

Fred Kämmer, der Zirkusschmied, stand mit krummem Rücken vor einem der prunkvollen Buntdrucke und las unter allerlei kritischen Bemerkungen dem brummenden Venus den Text vor. Denn neben dem Hufbeschlag, den er aus dem Grunde verstand, betrieb Fred Kämmer im Zirkus Rox die weniger verdienstvolle und nützliche Profession des ewigen Nörgelns und Besserwissens. „Polterabend im Zirkus! Da steht's in Blau! — Haben Sie schon mal so was gehört, Venus? Das wird unserm Herrn Armand, denk' ich, das Renommee eines Hanswurstes einbringen, wo immer in der Welt man auf Sägespänen reitet. — Polterabend im Zirkus! Na, unsereins ist doch auch ganz dicht bei der Manege geboren. Aber, weiß Gott, ihren Polterabend begehen ehrliche Leute so gut wie ihr Sterbestündchen daheim zu Hause."

Der alte Portier funkelte mit seiner breiten Goldbortierung und dem Heroldszepter in dem roten Schein hin und wieder. „Polterabend freilich," brummelte er in seinen Bart; „den Polterabend haben ich und Rosine vor mehr als fünfzig Jahren allerdings auch daheim in unserem Häuschen gefeiert. Was aber das Sterbestündchen anbetrifft — das lassen Sie gut sein, Kämmer! Denn das Sterbestündchen schlägt manch einem von uns hier im Rondell unter dem großen Zelt. Das ist so einmal unser Schicksal — unser Métier!"

Und der Alte, der schon ein bißchen wunderlich war, machte mit der Hand eine Bewegung, als wischte er mit dem nassen Schwamm über ein Totengesicht. „Schon manchem hab' ich den Liebesdienst erwiesen und das Blut, das ein gar zähes Lockenwasser ist, aus dem Haar gewaschen, eh' ich ihm dann das lange Hemd anzog. Wissen Sie noch, wer der letzte war, Kämmer? Unser Zwerg François, der als rotes Teufelchen durch die brennenden Reifen sprang! Er war nicht größer als so" — der Alte spannte mit der Hand zweimal durch die Luft — „man hätte ihn in ein Spiritusglas setzen oder als Totengerippchen zu Hause auf die Kommode stellen können. Solche hübsche Nippes sind ja jetzt beliebt und modern. Aber er mußte doch christlich unter die Erde, so winzig er auch war, der arme Kleine, und gekostet hat's auch nicht eben viel. Der Schreiner hatte gerade einen überzähligen Kindersarg da und meine Rosina noch drei Ellen überschüssige Leinwand, die zum Sterbehemd ausreichten."

Gottlob Lukas Venus, der Portier, und seine Frau Rosina geborene Zugwurst, die Garderobière, versahen im Zirkus Rox seit einem Menschenalter nebenher auch das Amt der Leichenbestatter. Sie wuschen, kämmten und kleideten ein, was in dem großen Zirkusverband im Lauf der Jahre durch Tod abging; sie sorgten für Sarg, Aufbahrung, Begräbnisstunde und Auswahl des Sterbeliedes. Frau Rosina geborene Zugwurst hatte früher einmal der frommen Brüderschaft der ‚Adventisten vom sechsten Tage' angehört, und Gottlob Lukas war in seinen Betrachtungen über die Wesensart des Menschen nach und nach zu der wunderlichen Erkenntnis gediehen, daß zwischen Leib und Seele noch ein vermittelndes Bindeglied, nämlich ein aus Fluidum

gebildeter sogenannter Astralleib existierte, der in seinem Umfang von der Stirngegend bis etwa zur Herzgrube reichte und zu seiner Ausbildung und Kultivierung nicht wie der sichtbare physische Körper so grober Delikatessen als Fleisch, Gemüse und Hülsenfrüchte, sondern bloß heilsamer Gedanken und innerer Anmutungen bedurfte.

Was aber den alten Gottlob Lukas Venus inmitten des Zirkusverbandes Rox auf ein von wundersamen Histörchen und geheimnisvollen Überlieferungen reich umranktes Postament erhob, das dem eines federgeschmückten, tätowierten Medizinmannes bei den Sioux oder Utahs ähnelte, das war die ihm von dem Artistenvolk mit einer gewissen scheuen, stets unerschütterten Gläubigkeit zugeschriebene Gabe des Voraussehens und der Weissagung. Über die Hemmnisse von Zeit und Raum schien das durchdringende, helle Auge des Alten, das nicht bloß Herrn Armands Herrschbereich, sondern die ganze Welt der Maringottes auf nah und fernhin umspannte, erhaben. Da mochte im Zirkus Salomonsky, der gerade im alten Lande der Pharaonen Vorstellungen gab, just in dem Moment, da die Muselmänner und die braunen Söhne der Wüste sich an den Leistungen des Kinematographen ergötzten, infolge elektrischen Kurzschlusses die Flamme aufschlagen; da mochte im Zirkus Leonard oder Boriner, die sich auf der transatlantischen Reise, in der Kapkolonie oder in Japan befanden, eine berühmte Schulreiterin von ihrem Pferde durch die Manege geschleift werden; oder im Zirkus Rox mochte den Elefanten Mossa ein Fieber befallen, das Stallzelt in einem Gewitterwind fortfliegen, irgendein dunkles oder auch ein freundliches Gewölk vom Schicksal über den Zirkushimmel dahergeschoben werden — man konnte sicher sein, daß alsbald Stimmen laut wurden, die da behaupteten: Der alte Gottlob Lukas Venus hätte, durch ein seltsames Fluktuieren und Vibrieren in seinen Astralleibgegenden, durch die Regungen der nächtlich schlummernden Natur oder besondere Aspekte am Sternenhimmel belehrt, das Ereignis mit mehr oder minder klaren Andeutungen vorhergesagt.

Inzwischen war Fred Kämmer auf dem Eliteprogramm bei Nr. 3 angelangt und räsonierte: „Das ist wieder mal der historische Blödsinn des Herrn Armand! Hören Sie nur, Venus, wie glorios das klingt: ‚a) Revue anläßlich der Anwesenheit des römischen Kaisers Nero. b) Germanengefecht, ausgeführt vom corps de ballet. c) Lanzengefecht von zwei Ritterdamen zu Pferde.‘ — Venus, haben Sie keinen Kognak da?“

Der Zirkusportier, ohne auf Fred Kämmers Räsonnement zu achten, ließ seine Leichenbestatterphantasie noch eine kleine Extratour in der Vergangenheit tanzen. „Da war der Clown Boëtti mit dem Zimmetbären und der brillant dressierten Hundemeute — den hab' ich zu seiner Zeit ebenfalls gewaschen, gekämmt und eingekleidet. Drei Jahre vor François. Wissen Sie, Kämmer, was so die richtigen professionellen Clowns sind, die neigen zu einem jähen und blutigen Sterben, weil sie als Narren vom Leben nicht viel halten und ihren Hals nicht höher bewerten als etwa den eines Gänserichs oder Sperlings. Erst ein Späßchen, daß die Ladengehilfen, die Soldaten ohne Charge, die Küchenfeen und Kinder sich vor Vergnügen und Lust auf die Schenkel klatschen; dann ein frischfröhlicher Salto, wobei der Bogen um zwei oder drei Zoll zu kurz genommen wird: das Genick kracht ein bißchen, und der brave Narr liegt still für immer.“

Fred Kämmer war in seiner halblauten Programmlektion soeben bei Nr. 6 angelangt: „La Folie, die Trakehner Stute, das beste Springpferd der Welt, mit dem Riesensprung über drei lebende Pferde, geritten von Herrn Harry Lissong,“ und der Klang seiner Stimme wurde ätzend wie Scheidewasser. Denn mit dem jugendlichen Schulreiter stand der Zirkusschmied nicht auf allerbestem Fuße, was seinen Grund einmal darin hatte, daß der ‚Zirkusadvokat‘ seine finanziellen Überschüsse weit häufiger in Korallenschnüren, Armspangen und Ringlein für die kokette Zizi Papillon als in Trinkgeldern für La Folies gewissenhaften Hufbeschauer anlegte; ferner und namentlich aber in der Tatsache, daß Harry Lissong Inhaber einer noch unbezahlten photographischen

Moment-Camera war und als solcher sich nicht entblödet hatte, einmal in einem unbewachten Augenblick das Bild des Zirkusschmiedes auf der lichtempfindlichen Platte festzubannen. Fred Kämmers Gemüt war hierdurch an seinem empfindlichsten Punkte verletzt worden, da er eine tiefgewurzelte, unüberwindliche Abneigung gegen jederlei bildliche Darstellung seiner Person besaß.

Darum sagte er jetzt voll Haß: „Dieser dumme Junge, der Harry Lissong, der von den Schreibheften fortgelaufen ist — dieser aufgeblasene Wichtigtuer! Dazu ein Don Juan, ohne irgendein Fünkchen Ehre im Leibe! Was die Kathinka Häublein ist, die hat er doch Knall und Fall sitzen lassen, nachdem er sich früher jede Woche zweimal mit ihr am Brandenburger Tor zu einem Spaziergang unter den Linden und einer Tasse Schokolade in der Leipziger Straße getroffen hat. Aber dafür ist dem Wicht das Gedächtnis geschwunden, und gegenwärtig liebelt er mit dem Pariser Grasaffen, daß der Mond davon errötet. Na, ich sollte nicht der Kathinka Häublein ihr Vater oder Onkel oder wenigstens Taufpate sein, dann hätte dieser Musjöh Sausewind noch heut abend und in dieser Stunde seine Maulschellen weg! Und reiten tut er, daß ein Pferd nach dem andern das Hinken kriegt! Ich glaube, wenn unser Armand nur so etwas wie einen stichhaltigen Kündigungsgrund finden könnte —“

Gottlob Lukas Venus hatte sich in seiner breiten Goldpracht vor den Räsoneur gestellt und sah ihm mit streng blitzendem Patriarchenauge an. „Das lügst Du, Kämmer,“ zürnte er, „weil Du übelwollend und im Grunde Deiner Seele boshaft bist. Den Harry Lissong hat der Direktor erst gestern wieder einen aufgehenden Stern am Zirkushimmel genannt, und ich, Gottlob Lukas Venus, bestätige dieses Wort. Und drinnen im Zirkus unter all den Menschen sitzt heut abend eine — das ist Harry Lissongs Mama, die Frau Wirkliche Geheime Rat, Exzellenz, aus Berlin W., eine schöne, vollgewichtige Dame, die eigens gekommen ist, um sich den Riesensprung ihres Zweitältesten über drei lebende Rosse im Zirkus Rox mit anzusehen und überhaupt mal nach dem Rechten zu schauen.“

„Exzellenz oder nicht!“ gab Fred Kämmer zurück; aber er war doch von der volltönenden Rede seines alten Freundes gründlich geschlagen und klammerte sich daher in hilfloser Verlegenheit an Nr. 7 an: „Hochzeitsreigen, ausgeführt vom corps de ballet, inszeniert von Mlle. Josephina Sabine Strohschneider, Ballettmeisterin.“ Und da er das Bedürfnis fühlte, den grollenden Portier zu besänftigen, so erachtete er die Person der guten Zirkustante Sabine als ein geeignetes Sprungbrett in das mildere Fahrwasser und bemerkte: „Eine gute, eine vortreffliche Nummer! Überhaupt, der Tante Sabine gelingt ja alles aufs beste, ob sie nun ein Ballett einstudiert oder Kaffee kocht oder ihre Tulipanstöckchen begießt. Diesen ganzen Reigen hat sie selber erfunden, und wer die Proben gesehen hat, der weiß, daß das keine Kleinigkeit war. — Dann Nr. 8: ‚Signorina Ilonka Lajos’ genannt Juhász Abschied von der Manege: Große ungarische Post geritten mit zehn Pferden.‘ — Das wird ein Jubel werden — meinen Sie nicht auch, Venus? Die Signorina wird dann sicher noch ihren Trab-Akt mit dressierten Tauben als Zugabe reiten müssen. — Weiter Nr. 9: ‚Heroldsfanfare. Überreichung der Hochzeitsgeschenke für Signorina Ilonka Lajos genannt Juhàsz durch den Direktor und das Zirkuspersonal.‘ — Ganz famose Idee! Da müssen wir natürlich auch mit, und Sie, Venus, tragen den großen Spiegel mit Goldrahmen. Denn Sie sind der Älteste. — Und nun Nr. 10 — Gott steh’ ihm bei! —: ‚Zum ersten Male! Der Sprung durch den Todesring! Exerziert von Herrn Rudi Wepp, drittem und allein noch am Leben befindlichen Glied der vormals berühmten fliegenden Menschenkette: Die drei Meteors.‘ — Das ist ja das glänzendste Programm, das wir je erlebt haben! Was meinen Sie, Venus?“

Aber die Rollen schienen plötzlich ausgewechselt: Der tadelsüchtige Zirkusschmied beträufelte Herrn Armands Programm aufs freigebigste mit seinem Lobwasser, indes der alte Gottlob Lukas Venus das Heroldszepter auf den Boden stieß und

das unzufriedenste Gesicht von der Welt machte. „Ich hab' es schon verschiedene Male gesagt, das sollte Herr Wepp nicht tun! Am wenigsten heute! An einem Polterabend springt man nicht durch den Todesring, besonders dann nicht, wenn die, um derentwillen man sich grämt, den Polterabend feiert. Das sollte Herr Wepp sich gesagt sein lassen. Mir aber kann's gleich sein." — Der Alte machte mit der Hand wieder die bezeichnende Bewegung, als wischte er mit dem nassen Schwamm über ein Totengesicht.

In diesem Moment ertönte Trompetenruf, und die Vorstellung nahm ihren Anfang.

Während die Zigeuner eine lebhafte russische Melodie intonierten, trabte Mlle. Amélie Orthaney, die Schulreiterin, in der kleidsamen Tracht eines Tscherkessenoffiziers langsam in die Manege. Ohne gerade außerordentliches zu geben, führte sie ihre Arbeit mit der gewohnten Eleganz und Bravour durch und wurde dann durch Eberhard den Reifenkönig und den Feuerspringer Willy Wulfert abgelöst. Der kunstreiche Maëstro auf der Empore, wie dem Charakter jeder so auch dieser Nummer sich mit dem Taktstock aufs feinste anpassend, schüttelte seine Lockenreste und ließ brillante musikalische Raketen steigen. Die olympischen Spiele wurden dann durch feierlich getragene Marschklänge eingeleitet, aus denen man den Eisenschritt römischer Legionen herauszuhören glaubte. Ein augenblendender historischer Tumult erfüllte während der nächsten Viertelstunde die Manege. Dreißig Pferde schnaubten und wieherten, blondes Germanenhaar flatterte neben geschorenen Römerstirnen, und das Ganze gipfelte endlich in der ‚dreißig Fuß hohen Kaskade bis an die Zirkuskuppel'.

So wickelte sich ohne Störung, durchaus programmgemäß, das große glänzende Uhrwerk der Polterabend-Vorstellung ab. Als Harry Lissong mit seinem Springpferd auftrat, da konnte man beobachten, wie eine noch fast jugendlich aussehende, feingekleidete Dame, die, wie es schien, mit Absicht einen etwas versteckten Platz gewählt hatte, den Kopf weit vorneigte und jeder Bewegung des eleganten, fast noch knabenhaften Reiters mit nicht gewöhnlicher Spannung folgte. In dem Moment, da ‚La Folie' dann zum Sprung über die drei hintereinander stehenden Rosse ansetzte, erblaßte die Dame und verbarg, als das Meisterstück glücklich gelungen war, zwei große Tränen hinter ihrem Schleier.

Die Glühbirnen, mit roter Gaze umhüllt, strahlten einen Märchenschimmer. Abermaliger Trompetenstoß, und unter den Klängen einer einschmeichelnden, prickelnden Walzermusik, die die Nerven zugleich erregte und besänftigte, wirbelte wie auf Geisterschuhen lautlos das Ballett herein. Das war Tante Josephine Sabine Strohschneiders Hochzeitsreigen, dessen künstliche Touren und Verschlingungen sie bei Windessäuseln und Mondesdämmer in vielen schlaflosen Stunden erdacht hatte. Tante Josephine Sabine Strohschneiders Sommernachtstraum! Die Chignons und Flatterröckchen flogen, die Atlasfüßchen schimmerten, und Zizi Papillon und die süße Theresita Marinella feierten als Vortänzerinnen Triumphe.

Dann husch! war plötzlich alles wie weggeblasen, die elektrischen Lampen erstrahlten wieder in weißer, durchdringender Helle, und durch die Piste herein galoppierte die sausende ‚ungarische Post' der Signorina Ilonka Lajos genannt Juhász. Lauter Beifall, der sich aus den Offizierlogen auf die vorderen Sitzreihen und dann bis auf die letzten Bänke fortpflanzte, schlug sogleich der schönen Parforcereiterin, die heut ihren letzten Ritt unter dem Zeltdach des Zirkus Rox ausführte, entgegen. Wohl niemals hatte Ilonka entzückender, rosiger, glückstrahlender ausgesehen wie heut an ihrem Brautabend, da sie als jugendlicher Zigeuner-Primas auf den ungesattelten, glatten Rücken von Almansor und Pantalon stand und, von Zeit zu Zeit mit hellem: animo! animo! die lange Peitsche schwingend, die Zügel der zehn brausenden Rosse in sicheren Händen hielt. Das Köpfchen war dabei wie lauernd vorgeneigt; die kleinen, prachtvollen Zähne preßten sich tief in die Unterlippe; die schweren Ohrreifen funkelten. Und plötzlich löste sich im wehenden Luftzug das schwere Goldhaar der Reiterin unter dem verwegenen Federbarett und umschimmerte

Antlitz und Schultern, so daß die Trägerin selbst fast von der Fülle geblendet wurde. Da brach hallender, endloser Jubel aus. Die Studenten riefen ein Vivat über das andere, die Offiziere vergaßen die gewohnte Reserve, und aus den Logen flogen Blumen unter die Füße der galoppierenden Pferde.

Herr Armand Rox, neben Frau Medea am Zirkusportal stehend, strich unter stolzem Lächeln seinen schönen Schnurrbart und schien mit der erhobenen Reitgerte den allzu lauten Beifall beschwichtigen zu wollen. Aber erst sein Kapellmeister Joseph Joseffy wurde mit einem schmetternden Trompetentusch des erregten Menschenlärmes Herr. Einen Augenblick lang war tiefe Ruhe. Dann aber — Attention! hei donc! en avant! — begann die Post von neuem zu brausen, daß der Schaum von den Gebissen flog, und die Reiterin mehr als einmal zu schwanken drohte.

Jetzt aber — hau! hau! hopla he! Ju—hu—hu—huuu! — Viermal, fünfmal, ein halbes Dutzendmal sich überschlagend, kam Bimbo in die Manege hereingekollert, daß die Sägespäne aufspritzten. Wie gewöhnlich trug er den Biedermeierfrack, die großkarierten Pantalons, die geflammte Weste. Nur der Biberhut war um der besonderen Bedeutung des Abends willen mit einem Miniaturzylinder vertauscht, der kaum ein Achtteil der Glatze bedeckte, die Hände steckten in tadellos neuen Glacés, und Fips, das Foxterrierhündchen, hatte sich ein festliches Blumenkränzlein um den Hals winden lassen.

An diesem Abend übertraf Bimbo Binelli sich selber. Er war ausgelassen, witzig und sinnvoll, das Ideal eines Narren. Das Publikum kreischte vor Vergnügen.

Fred Kämmer hatte richtig vorhergesagt: nach einer kurzen Atempause, die der unverwundbare Essauvas aus Ägypten mit seinen gefährlichen Produktionen ausfüllte, mußte die abschiednehmende Signorina, um dem ungestümen Publikum Genüge zu tun, noch ihren sehr beliebten ‚Trab-Akt mit dressierten Tauben auf ungesatteltem Pferde' als Zugabe reiten. Es war ein allerliebster Anblick, wie die schneeweißen, zutraulichen Tiere um das Haupt ihrer Herrin schwirrten, bald auf Armen und Schultern Platz nehmen, bald wieder aufflogen und in weitem Kreise, gleichsam getragen von der sanften, schwebenden Musik, womit Joseph Joseffy den Dressurakt begleitete, zu der schönen Reiterin zurückkehrten.

Schließlich noch ein ausgelassen wilder Galopp, unter Voltigieren wohl zehnmal rund die Piste entlang. Erschreckt hob sich der Taubenschwarm und flatterte, wie einen Ausweg suchend, ängstlich unter der Zirkuskuppel.

Voilà!

Zum letzten Male stand die Parforcereiterin mit glühenden Wangen und wogendem Busen inmitten des tosenden Beifalls. Rufe wie: „Viel Glück! — Ilonka Lajos, Heil und Segen im Leben!" lösten sich aus dem verworrenen Lärm. Die roten Lippen der Ungarin lächelten unter Zittern — es schien, als wollte sie reden —

„Still!" überschrie da Bimbo den Sturm. „Die Signorina —" tobender Jubel unterbrach ihn — „die Signorina, die morgen Hochzeit feiert, will reden!"

Aber kein Wort kam von Ilonka Lajos' Zunge. Nur wiederum ein Lächeln, aber diesmal trotzig und verächtlich, kräuselte bei dem Ruf des Clowns den schönen, schwellenden Mund. Im nächsten Augenblick war die Reiterin auf ihrem Rappen, schüttelte das Gelock und stob aus der Manege.

Aber schneller noch — schnell wie ein Blitz war Bimbo. In dem Moment, da Arabis kleiner Kopf die Öffnung der Piste erreichte, hatte der Clown zu seinem unvergleichlichen Salto mortale angesetzt, und hoch in der Luft, über dem Haupte der angebeteten Reiterin, sich überdrehend, fuhr er steil zur Erde nieder, stand eine Sekunde lang auf dem Kopfe und schlug dann mit dem Körper flach auf die weichen Sägespäne.

„Bravo Bimbo! Bimbo Binelli soll leben!"

Aber der Clown war längst in der Garderobe verschwunden. Der alte Gottlob Lukas Venus kam gravitätisch in die Mitte der Rotunde gewandelt, hob den Stab in die Luft und sagte eine viertelstündige Pause an. Das Publikum

drängte nach dem Büfett oder zerstreute sich zur Besichtigung der Pferde in die Stallungen.

* * *

Ehe die Vorstellung wieder begann, spielte die Kapelle den Hochzeitsmarsch von Mendelssohn. Bei den letzten Klängen wandelte Frau Medea in die Rotunde herein, angetan wie eine Ritterdame, die im Begriffe ist, sich auf die Falkenbeize zu begeben: breitgeschwungener Hut mit wallender Feder; blausammetenes, goldbordiertes Reitkleid, dessen Schleppe über den linken Arm geschlagen war; reicher Schmuck an Ketten und Spangen. Die freie Hand hatte Frau Medea, die so recht als Zirkusgebieterin, mit Kassenverwaltung und allen Vollmachten ausgerüstet, einherschritt, in Signorina Ilonka Lajos' Arm gelegt. Diese trug auf dem hochgesteckten Blondhaar jetzt einen eleganten Herrenzylinder und war nach Art einer vornehmen Schulreiterin gekleidet. Etwas Zurückhaltendes, man hätte sagen mögen Beklommenes lag plötzlich in dem Auftreten der schönen Ungarin, die wohl gewohnt war, mit fliegenden Locken und gellem Ruf durch die Manege zu voltigieren, sich aber, wie es schien, in die offizielle Rolle der glückstrahlenden Braut, der da feierlich mit Geschenken gehuldigt werden sollte, nur widerstrebend zu schicken vermochte.

Sechs Herolde erschienen jetzt mit schmetternden Posaunen auf dem Plan, und hinter ihnen folgte in langem, farbenprächtigem Zuge, ein jedes in der seinem Fach und seiner Arbeit eigentümlichen Tracht, das Zirkuspersonal. Voran wandelten Mademoiselle Amélie Orthaney, die ihr Windspiel Tatjana am Halsband führte, und Hagar Koschinka mit ihrem Gatten, dem Wolfsbändiger: sie ließen das blanke, mit bauschigem Wocken besteckte Spinnrad hinter sich drein tragen. Das fliegende Ballett Hyleia, das sich aus fünf großen, überschlanken, schwarzhaarigen Mädchengestalten zusammensetzte, und Eberhard der Reifenkönig, der aus diesem zarten, seideschimmernden Quintett als ein bärtiger Riese ragte, weideten beim Vorwärtsschreiten ihre Augen in Wohlgefallen an dem stilvollen Rokokoschrank, den drei schwitzende Zirusknechte vor ihnen her in die Manege schleppten. Willi Wulfert, der allabendlich durch die leckende Flamme sprang, und Mademoiselle Wilma, die sich bei ihrer Malkunst eines so unzuverlässigen, unter den Händen entschlüpfenden Materials wie Rauch und Sand bediente, hatten einander vertraulich den Arm gereicht, wodurch allen ersichtlich wurde, daß der frechschwatzende Papagei, den die Dame auf dem Finger balancierte, beider gemeinsames Festgeschenk war. Auch Meyerchen Schei, der Pferdejude, bei dessen Anblick sich ein wenig respektvolles Gelächter im Publikum erhob, und Harry Lissong fehlten nicht; der kleine, spaßhafte Krakauer hatte sich das silberbeschlagene Zaumzeug, das als Hochzeitsgabe bestimmt war, um den Kopf gehängt und ließ sich von dem jungen Schulreiter am Zügel führen. Die Brothers Redskins trugen die eichegeschnitzte Wiege zwischen sich auf den muskulösen Schultern; dabei schaute der ältere Henry wie immer ein wenig verdüstert vor seine Füße zu Boden, während der schöne Edward mit den feurigen Augen unter den Wimpern hervor wie auf Beute spähte. Mohammed Soliman, der Essauvas, und Mister Wattson, der Aschanti-Königssohn, folgten hinter ihnen; sie hielten ihren schweren Tigerteppich so behutsam an den Zipfeln gefaßt, wie wohl vormals schüchterne Pagen die Brokatschleppe ihrer Kaiserin mit vorsichtigen Fingern getragen haben. Ganz zuletzt, sich ängstlich in den Schatten Mister Wattsons drückend, schlich der arme, beständig schwitzende und abfärbende Klischneger Tommy. Seine Gage war gering, und so kam es, daß sein Geschenk für Ilonka Lajos bloß in einem kleinen, sorgfältig verschnürten Bündelchen bestand, dessen Inhalt jedermann verborgen blieb. Harry Lissong hatte auf ein Dutzend buntgedruckter Taschentücher geraten.

Ilonka Lajos, die Braut, stand wie eine Bildsäule neben Frau Medea. Nur in den ein wenig harten, schönen Zügen begann etwas wie Bewegung zu spielen, die Augen schimmerten feucht, und ein Lächeln, das vielleicht dem Weinen näher

Ilustración 1: Mapa de Ubicación de Cuenca

war, irrte über die Lippen. Diese Zirkusreiterin, die bisher jeder Situation in ihrem Leben gerecht geworden war, befand sich der ihr von der Kollegenschaft dargebrachten Ovation gegenüber in einem Zustand rührender Hilflosigkeit. Da war es gut, daß auf Tante Josephina Sabine Strohschneiders Wink das wimmelnde Volk der Ballerinen sich geschäftig um Ilonka Lajos drängte und sie, wie eine farbenschillernde Morgenwolke vor die Sonne tritt, den neugierigen Blicken der Menge verhüllte. Als der Schwarm dann plötzlich wieder auseinander stob, da stand Baron Pius Egons Braut von einem langen, weißen Schleier umflossen, und daneben auf einem Tischchen lag ein köstliches schwerseidenes Brautgewand ausgebreitet, daran Theresita Marinella und Zizi Papillon noch eben mit geschäftigen Fingern nestelten.

„Platz, meine Damen und Herren! Bitte Platz für Gabriel Hodgini!“ rief da der alte Gottlob Lukas Venus, und in die Manege herein führte Herr Armand Rox langsam am Zügel einen schneeweißen, prächtig aufgezäumten Schimmel von wundersam feinem Gliederbau, mit großen, klugen, feurigen Augen. Auf der zitronenfarbenen Satteldecke mit dem grellroten Zackenmuster saß, die Kreidepfeife zwischen den Zähnen, nachlässig ein alternder, grausträhniger Zigeuner mit durchfurchtem Gesicht, lang herabhängendem Schnurrbart und großen, funkelnden Ohrringen. Gabriel Hodgini, wie er einst auf der Landstraße, von Hunden umbellt, von Fliegen umschwirrt, als ein König über Heimatlose seinem grünen Wohnwagen voraufgeritten war! Nur die Augen unter den tiefgesenkten Lidern waren keine nächtigen Zigeuneraugen, sondern Rudi Wepps helle, blaue Kindersterne.

„Donnerwetter!“ entfuhr es in der Loge dem langen Schneegaß von den Ulanen beinah laut, und das Monokel flog ins Auge. „Das nenn' ich ein Pferdchen!“

Alle Kenner reckten die Köpfe, und manches Herz schlug fast heftig an die Rippen. „Haben Sie schon mal so was gesehen?“ hieß es. „Gegen diesen Schimmel sind selbst die ‚Pfirsichfarbenen‘ vom Grafen Hall die reinen Himmelsziegen! — Wer ist denn der Kerl, der darauf reitet?“

Die Aufklärung folgte sogleich. Herr Armand Rox war in die Mitte der Manege getreten, strich seinen schönen Schnurrbart und verkündete mit volltönender Stimme: „Dies ist Ben Azet, der weltberühmte Araberschimmel, und sein Reiter der alte Gabriel Hodgini, der in Herrn Rudi Wepp heut abend aus seinem einsamen Grabe auferstanden ist, um der Signorina an ihrem Glücks- und Ehrentag das schönste Pferd auf Erden als Geschenk zuzuführen.“

Aller Augen waren auf Ilonka Lajos gerichtet. Sie war vor Überraschung bis in die Lippen erblaßt und stand lange Zeit keines Lautes mächtig. Plötzlich aber brach es wie Jubel von ihrem Munde; der Brautschleier flog nieder, und die Signorina stürzte auf den Schimmel zu, umhalste ihn zärtlich, grub ihre Finger in seine Mähne und berührte die Nüstern mit ihrem Hauch. Ben Azet war ihr wie ein Geliebter, den die Gunst des Schicksals nach langer, schmerzlicher Entbehrung wieder in ihre Arme geführt hatte. Über seinem Anblick konnte sie Brautstand, Zirkus, Menschenmenge — alles um sich her vergessen. „Bist Du da, mein Rößchen? Bist Du endlich da?“ stammelte die Leidenschaftliche immer wieder, und aus ihren schwarzen Augen perlten große, schimmernde Tränen nieder, die die Nüstern des schwach aufwiehernden Tieres benetzten.

Endlich blickte die Ungarin aus der tiefen Verzückung auf, und der Glanz ihres Auges traf voll das unbewegliche Gesicht der noch immer wie versteinert auf Ben Azets Rücken sitzenden Zigeunermaske. Und nun geschah etwas völlig Unerwartetes: mit ihrem katzenhaft geschmeidigen Leib hob sich Ilonka Lajos im Steigbügel zu dem stillen Reiter empor, umklammerte seinen Hals, und auf Rudi Wepps Wange brannten ein — zwei — drei feurige, festausgeprägte Küsse.

Tiefe Stille folgte dieser Szene. Wie von der Umarmung berauscht, taumelte der alte Zigeuner aus dem Sattel und stand eine Zeitlang wie im Traum. Dann

fuhr er sich mit der Hand über Stirn und Augen und verließ schwankenden Schrittes die Manege. Ilonka Lajos aber, von dem galanten Herrn Armand gestützt, bestieg ihren kostbaren Schimmel, und mit einem langsamen, noch ein letztes Mal abschiednehmenden Rundritt schloß die wirkungsvollste Nummer, die der Zirkus Rox seit einem Jahrzehnt zu verzeichnen hatte.

Joseph Joseffy schwang den Taktstock und beherrschte dabei mit den Brillengläsern seine Bande, daß es durch das weite Zelthaus nur so jubelte, jauchzte und klagte. Und schon machten geschäftige Hände die hoch unter der Zirkuskuppel angebrachten schwebenden Trapeze zur Arbeit fertig; ein Ring aus weißen und roten Rosen wurde emporgezogen.

„Der Todesring!"

⁂ ⁂ ⁂

Heller Trompetenstoß kündigte die Nummer an, und leichtfüßig, vom Hals bis zur Sohle in lachsfarbenes Trikot gekleidet, sprang Rudi Wepp in die Manege. Er verneigte sich grüßend nach links und rechts und klomm die Strickleiter empor, behend und mit der eigenen Hast, die nicht von ihm gewichen war seit dem Moment, da er die Glut von Ilonka Lajos' Küssen auf seinen Lippen gefühlt hatte.

Herr Armand Rox erachtete den Zeitpunkt für günstig, durch eine effektvoll berechnete kurze Ansprache die Spannung des Publikums womöglich noch zu erhöhen. Auf einen Wink schwieg die Musik, und das rosige Antlitz den Logen zugewendet, verkündete Herr Armand: „In dieser Nummer wird Herr Rudi Wepp sich die Ehre geben, den hohen Herrschaften zum ersten Male ein Meisterstück ersten Ranges, den ‚Sprung durch den Todesring' vorzuführen. Ich bitte davon Notiz zu nehmen, daß Herr Rudi Wepp vormals im Verein mit Enrico Cavallini und Charles Bragger die fliegende Menschenkette ‚Die drei Meteors' gebildet hat, deren Glanz noch heut in unvergänglichem Ruhme leuchtet."

Die Musik setzte mit scharfpointierten Rhythmen ein, und die Augen der vielhundertköpfigen Menge wandten sich empor und suchten die biegsame, sehnige Gestalt, die hoch oben unter der Zirkuskuppel im Glanze der Lampen schimmerte und jetzt eben mit spielender Leichtigkeit die ersten Evolutionen am Trapez ausführte. Der kleine kundige Ursin von Krause, der trotz seiner Dackelbeine ein gewaltiger Turner war, bog sich aus der Loge, zwinkerte ein Weilchen kritisch mit den Dorschaugen und äußerte sich: „Famoser Luftgymnastiker — dieser Rudi Wepp! Beinah so gut — nicht ganz — hab' ich's nur einmal vor drei Jahren in München gesehen, im Zirkus Boriner. Und dabei bis jetzt in der Hauptsache doch nur das herkömmliche Debut, wie man's für anderthalb Mark auch in jedem besseren Variété bekommt. Aber in der Ausführung liegt's eben. — Haben Sie gesehen, Herr Rittmeister? Das war die große Fußwelle! Bravo! bravissimo! Ganz frappante Leistung dieses Prélude!"

Rudi Wepp saß in dem auf- und niederschaukelnden Trapez und machte eine kurze Atempause. Sein Gesicht erschien allen geisterhaft blaß; ein fiebriger Glanz flackerte in den Augen, die jetzt, wie jemanden suchend, über die in der Tiefe Beifall klatschende Menschenmenge hinirrten und dann durch den leise schwankenden Blumenring die Entfernung nach dem zweiten Trapez, das um wenige Ellen niedriger schwebte, abmaßen.

Attention!

Scharf und gellend schnitt der Ruf durch die Luft. Die Musik schnappte ab.

Noch einmal, und zwar mit deutlicher Frage, schweifte das Auge des Artisten in die Sitzreihen hinunter und blieb wie enttäuscht am Eingang haften, wo Direktor Armand Rox mit Frau Medea stand, und das gesamte Zirkuspersonal nebst dem corps de ballet sich drängte. Sah Rudi Wepp, daß Ilonka Lajos allein unter seinen Zuschauern fehlte? Durch die Hand, die das Seil des Trapezes gefaßt hielt, ging es wie ein leises Zittern, wie ein schmerzlicher Krampf, so daß Herr Armand die heitere Stirn runzelte, und Theresita Marinella ihr feines, dunkles Köpfchen wie in Angst an Tante Josephina Sabine Strohschneiders Schulter verbarg.

Attention! Das klang messerscharf wie Verzweiflung!

In rasender Geschwindigkeit drei Arm-

wellen am Trapez — ein drehender Salto — in gestreckter Haltung taucht der Körper in die Rosen — die Hände suchen tastend das zweite Trapez — —

„Zu kurz gegriffen!“ kam es pfeifend vom Munde des kleinen Krause. Hunderte schlossen die Augen und hörten nur den dumpfen Aufprall, der wie ein Beilschlag auf dickes Holz klang.

Ich war mit raschem Schritt hinzugetreten und beugte mich über Rudi Wepp. Da sah ich, daß sein Auge schon stumpf und glasig war. Rudi Wepp lag in Todesnacht.

Um die Lähmung zu heben und das Grausige zu verschleiern, winkte Herr Armand Rox, dessen rosiges Gesicht bis unter die Haarwurzeln erblaßt war, und Zizi Papillon, Theresita Marinella und alle vierzig Danseusen wirbelten herein. Von neuem ging Tante Josephina Sabine Strohschneiders Sommernachtstraum in Szene; die Chignons und Flatterröckchen flogen, und steile, atlasschimmernde Füßchen traten neckisch die Stelle des Todes.

Da aber weigerten sich die Zigeuner zu spielen. Joseph Joseffy stand mit gesträubtem Haar und hatte seinen Taktstock weit in die Manege hinuntergeschleudert, so daß der Reigen ohne Laut hätte vonstatten gehen müssen, wenn nicht Mossa, der Elefant, plötzlich hereingerannt wäre. Schnaubend und aufgeregt umwandelte der Koloß den Toten, jeden bedrohend, der sich nahen wollte. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, warf den Rüssel hoch und stieß ein beinerschütterndes Trompeten aus.

* * *

Ich besuchte Rudi Wepp am andern Tage — kurz nach der Traufeierlichkeit — in der städtischen Leichenhalle. Es war ein kleiner Raum; der blühende Flieder schlug im Sommerwind von draußen an die spinnwebumzogenen Fensterchen.

Der Tote lag im Gehrock mit weißer Binde aufgebahrt. Rosen von Ilonka Lajos' Hochzeit bedeckten das Vorhemd. Irgendeine weibliche Hand — ich weiß nicht, warum ich an Theresita Marinella denken mußte — hatte an den erstarrten Finger ein steinloses, goldenes Reiflein gesteckt, und so konnte Rudi Wepp an diesem Hochzeitstage wohl selber für einen stillen Hochzeiter gelten.

Nach einigem Zögern hob ich die Hülle von dem Totenantlitz. Es war bläulich und schmerzvoll wie das eines Erdrosselten; in den Mundwinkeln saß noch ein Schein von roter Schminke.

Schicksal oder Absicht?

Wir in der Manege glauben fest an das Schicksal!

Heiß und bedrückend senkte sich der Abend. Aus den Bergen grollten Gewitter und gaben den dumpfen Grundton ab, darauf die hellen, lockenden Weisen des Zigeunerwalzers wie Irrlichter über einem schattigen Wasser spielten und schillerten. Drüben im Hotel feierte Ilonka Lajos ihre Hochzeit mit dem Baron Pius Egon von Kynetty. Ich hatte mich von der Tafel fortgeschlichen just in dem Moment, da Herr Armand Rox sich erhob und an sein Glas klopfte.

Eine schlanke, schattenhafte Gestalt kam auf mich zugewandelt. Der Mond schimmerte eben aus den Wolken, die der Wind über den Himmel jagte, und ich blickte in die schwarzen, traurigen Augen der Jüdin Hagar Koschinka. Ihr feiner Körper, von einem Seideschal umhüllt, schauerte wie in Frost. „Sie hier, Herr Antoniassi! Auch mich hielt es drinnen nicht länger. Wissen Sie, daß Theresita Marinella krank liegt und fortwährend von Rudi Wepp phantasiert? Wer hat geahnt, daß sie ihn liebte? — Es ist überhaupt merkwürdig. Niemand hat sich doch um Bimbo Binelli so recht gekümmert. Und jetzt sitzt drüben im Hotel die junge Baronin, abseits vom Feste; sie will niemand sehen und wird von Weinkrämpfen geschüttelt, wenn sie an Rudi Wepps Schicksal denkt.“

C'était ton métier, Rudi Wepp, du dritter und letzter Meteor, der nun in Finsternis gesunken und erloschen ist! Ruh' nun auch du von deinen Wanderfahrten aus auf der Todesstation, die mit Enrico Cavallinis und Charles Braggers fernen Freundesgräbern durch das dunkle, Länder und Meere überspannende Kabel des Schicksals verbunden ist!

Ich, Stallmeister Felice Antoniassi, habe meinem Metier gemäß dein Grab registriert. Rudi Wepp — schlafe wohl! Schlafe wohl in Ewigkeit!

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Ernst v. Wildenbruch, Lukrezia (Berlin 1907, G. Grote). — Joseph Lauff, Die Tanzmamsell (Ebenda). — Rudolf Herzog, Der Abenteurer (Stuttgart 1907, J. G. Cotta). — Gabriele Reuter, Der Amerikaner (Berlin 1907, S. Fischer). — Anna Malberg, Wunderdinge von dazumal und andere Geschichten (Dresden 1907, Carl Reißner).

Die Scheherasade der tausendundeinen Nacht, die nach neueren Forschungen niemand anders ist als die Esther des Alten Testaments, und deren phantastisch-farbenprächtige Geschichten wir nicht ganz richtig Märchen nennen, hat es bekanntlich fertig bekommen, einen betrognen und rachsüchtigen König durch ihre Erzählungen so zu fesseln, daß er vergaß, sie gleich ihren Vorgängerinnen köpfen zu lassen, daß er sich schließlich durch ihre Kunst für überwunden erklärte und bei ihr aushielt, bis der Entleerer der Wohnungen, der Bevölkerer der Grüfte ihn und sie zur Barmherzigkeit Allahs führte.

Hätt' ich Talent zu Kalifenträumen, besonders zu so blutdürstigen, und würde mir Scheherasade erzählen, was ich eben in den neueren Büchern berühmter und bekannter Dichter gelesen habe, so bekäme der krumme Säbel meines Wesirs blutige Arbeit. Denn alles zusammen würde mir, glaub' ich, nicht eine Nacht die Augen offen halten, geschweige denn tausendundeine. Und das kränkt und betrübt mich gerade diesmal, weil es schon leise im Lande zu weihnachten anfängt, weil alle guten Geister der Liebe und Erinnerung und Freude in den Herzen gemach lebendig werden und weil ich diesen Herzen deshalb so gern ein Werk empfohlen hätte, das sich in die Stimmung und Wärme der Zeit fröhlich einfügt. Es müßt' ein Werk sein, das die stärkste Probe besteht, das sein Licht auch dann noch festhält, wenn die Christnachtkerzen immer näher leuchten; ein Werk, an das man lächelnd selbst dann noch denken kann, wenn durch die frühe Dämmerung dieser Tage Kinderstimmen das süßeste und herrlichste aller Weihnachtslieder probieren: „Es ist ein' Ros' entsprungen" . . .

Aber was nützt alles Philosophieren, wie es hätte sein und werden können? Es schwimmen genug Felle stromabwärts, doch das goldne Vlies hab' ich nicht darunter entdecken können, so sehr ich danach vigiliert hab'. Und so kann ich gerade zum Fest keine Fanfare blasen, sondern muß mich bescheiden herabstimmen auf die lauwarme Begrüßung einiger Ankömmlinge.

Da ist zuerst Ernst von Wildenbruch. Wir lieben ihn ja alle. Wir machen seine mannigfachen Sturmpfade vielleicht nicht mit, aber wir freuen uns seiner. Wir sagen uns fast vor jedem seiner Werke, daß er ein zu aufgeregter Dichter ist, um ein großer Dichter zu sein, aber es vermindert unsere Liebe nicht. Wir summen kopfschüttelnd sogar das Scheffelsche Verschen vor uns hin, das Alfred Kerr in seiner frech-amüsanten Weise einst auf ihn anwandte: „Er ist nur ein Trompeter, und doch bin ich ihm gut!" — aber hinter dem Lächeln steht immer der Respekt. Ein Respekt, den ein besseres Buch kaum erhöhen, ein schlechteres nicht verringern kann. Denn wenn wir Wildenbruchs Namen nennen, meinen wir nicht oder gewiß nicht nur seine literarischen Werke, sondern wir meinen die Kraft und die Persönlichkeit, die hinter ihnen allen steht, die sich hier reiner und dort trüber spiegelt, die wir ehren und der wir uns beugen. Diese geheimnisvolle Kraft, die wir eben Persönlichkeit nennen, ist so stark, daß sie uns ein Idealbild dessen, von dem sie ausgeht, einprägt. Und schon deshalb, weil niemals eine Einzelleistung dieses Bild ganz bestätigt, geschieht es leicht, daß wir enttäuscht sind. Nehmen wir unser größtes Beispiel: Schiller. Da hat Ralph Waldo Emerson gesagt, die Gewalt und Größe dieses Mannes finde in seinen Werken keine genügende Stütze; die Dichtungen allein könnten seinen Weltruhm nicht erklären. Der Amerikaner hat meiner Ansicht nach ganz recht. Auch mir wird Schiller — so paradox es klingen mag — immer größer und überragender, je ferner ich seinen Werken bin, je mehr ich das Einzelne vergesse. In immer größerer Reinheit kristallisiert sich dann das Entscheidende heraus: der triumphierende, emporreißende, auf feurigem Eliaswagen den Himmel stürmende Geist, dem jeder Körper, auch der des Wortes, nur eine Krücke ist. Mit anderen Worten: Schiller war unvergleichlich viel mehr als alle seine Werke.

Mehr als seine Werke ist auch Wildenbruch. Ich würde es verstehen, wenn er in heftiger Schmerzempfindung vor jeder fertigen Dichtung stünde, weil sie so weit zurückgeblieben ist hinter dem Bilde, das seine schöpferische Phantasie ihm zuerst davon vorgespiegelt hat. Mit brennender Seele stürzt und stürmt er hinter diesem Bilde drein, ohne doch mehr als einen Schatten davon zu erreichen. Aber wir fühlen wohl, daß er hingerissen einem schönen Ziele nachjagt, und vergessen später, wenn wir wieder zur Ruhe kommen, gern den Hetzlauf, in den er uns verwickelt hat und der ja eigentlich gar nicht nötig war. Wir vergessen die „keuchende Brust", die nun einmal zu ihm gehört, und freuen uns des in Haß und Liebe stark reagierenden Temperaments.

In seinem neuen Roman „Lukrezia" (Berlin 1907, G. Grote) schiebt er wieder

wie in all seinen letzten Büchern, wie in der „Vize-Mama", in „Semiramis", im „Schwarzen Holz", eine Frauengestalt in den Vordergrund — die Lukrezia Mergentheimer. Und das ist doch eigentlich merkwürdig. Denn wenn man ihn schon klassifizieren will, so wird man doch sagen müssen, daß er im ganzen auf der Linie der pathetischen Dichter liegt, mehr auf der Schiller-Linie, und gerade diese Poeten haben in der Gestaltung des Fraulichen noch immer versagt. Sie haben für das nuancierteste Geschöpf nicht Nuancen genug. Sie können die verkörperte Sünde darstellen, aber nicht eine Sünderin. Und wir sehen ja auch bei Wildenbruch, daß seine Frauengestalten immer ins Außerordentliche hinaufgeschraubt, an eine Gestalt der Geschichte oder Sage, an ein großes Bild hinangeführt sind: die eine an Semiramis, die andere an Lionardos Mona Lisa, die dritte an Giorgiones Lukrezia. Daß sie ferner meist auf eine einzige, sie ganz ausfüllende Leidenschaft gestellt sind, auf einen rasenden Ehrgeiz oder eine lechzende Liebesglut. Daß ihnen allen eigentlich das Naive fehlt, das spezifisch Frauliche, und ihre Liebe nichts Holdes hat, sondern sich fast nur als gewalttätige Sinnlichkeit ausgibt, die wie eine Krankheit sie überfällt und als fressendes Feuer aus ihnen herausschlägt. Manche von ihnen hat der Dichter von vornherein auch mit gewaltigen körperlichen Maßen ausgestattet, und im ganzen haben diese Damen doch alle etwas Erdrückendes. Man wird sie anstaunen oder bemitleiden, man wird sie vielleicht auch brennend begehren, aber man wird sich hüten, sie zu heiraten.

Die Lukrezia Mergentheimer sollte ja nun allerdings gerade davon eine Ausnahme machen. Sie sollte das hold-törichte Kind sein, mit dem das Leben zu ernsthaft umgeht, aber dafür ist diese Lukrezia ihrem Schöpfer auch heftig mißlungen. Von der holden Torheit und herzlichen Naivität eines gut angelegten, nur schief geleiteten jungen Mädels ist keine Spur in ihr, sondern wir haben auf der einen Seite eine alberne und eitle Schneegans vor uns, deren Sinnlichkeit natürlich auf den „dämonischen" Mann hereinfällt, der ihrer Eitelkeit schmeichelt, und wir haben eine zweite Lukrezia, die über Sinnenlust, Eitelkeit und neumodische Feuilletonphrasen weg doch dunkel für altmodischen Seelenfrieden inkliniert. So liegt auch bei ihr, wie bei dem „Schwarzen Holz" Adelgunde, ein zweites feineres Gesicht hinter dem ersten, und Sinnengier und Seelenfrieden präsentieren sich in Reinkulturen in zwei Männern, die sie begleiten wie die beiden Ritter den Bürgerschen wilden Jäger: rechts ein sanfter, silberblinkender — das ist ein geheimnisvoller, mit Jakob Boehmeschem Mystizismus getränkter, höchst merkwürdiger Assessor aus dem Auswärtigen Amt, dessen „Seele" bei ihr ist und sie ruft; links ein feuerfarbener, der ihre Sinnlichkeit und Eitelkeit nährt und anstachelt — das ist der dämonische Künstler, der ihr Sekt eingießt, ihre Novelle unterbringt und ihre Bilder ausstellt. Natürlich folgt auch sie dem Linken. Und der Dämonische raubt ihr in einer schwülen Szene, in einem Champagner-, Sinnlichkeits- und Eitelkeitsrausch, ihr Magdtum. An Leib und Seele gebrochen sitzt die holde Lukrezia dann in fürchterlichem Katzenjammer da, und in solchem Katzenjammer ist der Seelenfrieden bekanntlich das begehrteste Objekt. Der geheimnisvolle Assessor ist gestorben, aber er hinterläßt ihr in einer Dichtung sein Glaubensbekenntnis: daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis, dieses Erdensein nur ein trister Übergang ist, und daß zwei, die seit Urbeginn zusammen gehören, sich in reineren Lüften finden müssen. „Ich warte!" war sein letztes Wort, das ihr galt, und überschauert von seiner Dichtung, bekehrt zu seinem Glauben, will sie ihn nicht warten lassen: sie gibt sich selbst den Tod.

Ich wiederhole: diese Lukrezia hat zu wenig hold Törichtes, als daß wir eine Wärme für sie aufbringen könnten; sie gehört zu den vielen Großstadtweibchen, die mit angelesenen Feuilletonphrasen operieren, saftige Novellen schreiben, ungeheuer eitel sind und am Ende jede gute Kritik mit ihrem Körper bezahlen würden. Ich fürchte, Wildenbruch nimmt diese kleinen Papiermotten, die Zeitungsstaub geschluckt haben, zu tragisch. Er gibt seiner Lukrezia gewiß einen Untergrund von Ehrlichkeit und Echtheit, aber die einzelnen Züge wollen nicht zusammengehn, und dieses Streichholz, das an jeder Reibfläche zündet und doch dabei ein verborgenes Licht noch enthalten soll, dieses eigenwillige Geschöpf, das doch jedem stärkeren Willen haltlos anheimfällt, diese in ihrer Eitelkeit allzu Beschränkte, die doch wieder Tiefe besitzen soll — diese Lukrezia mit einem Worte wird uns nicht lebendig. Das Mischungsverhältnis ist nicht getroffen, und für so differenzierte moderne Weiblichkeiten hat der laute, tönende, immer im Sturmschritt drauflos gehende Poet nicht genug Nuancen. Warum in aller Welt stellt er sich gerade solche Gestaltungsprobleme?

Von den übrigen handelnden Personen ist nur auszusagen, daß sie wieder in den starren Wildenbruchschen Linien gehalten sind: hier der Künstler ganz dämonischer Mann mit suggestiver Macht über alles Weibliche, ein Blutsverwandter des uns aus „Semiramis" bekannten dämonischen Schriftstellers; dort der schwindsüchtige, ganz aufs Seelische und Geschlechtslose gestellte Assessor von Groneman, der um ein Haar daran ist, komisch zu wirken. Außerdem ist da noch die Mutter Lukrezias, die nur der Erinnerung an ihren verstorbenen Mann lebt, aber auch dies in einer fast gewalttätigen Art tut: noch vor dem Sterben geht durch ihre Seele „ein Sturm, furchtbar wie ein tropischer Orkan". Und damit alle diese aufgepeitschten Wogen, die gegen einander prallen, sich von Zeit zu Zeit beruhigen, schwebt über

ihnen als sanfte Ölträuflerin die Tante Nanette.

Dazu der Wildenbruchsche Stil, in dem es rast, brüllt, tobt, donnert, der immer das lauteste Wort wählt, der durch die Häufung von Synonymen, durch Wiederholungen und Verdoppelungen („wunder-wunderbar"), durch bedenkliche Pleonasmen („etwas über das gewöhnliche hinausgehend Außergewöhnliches") zu wirken versucht und ständig „unter der Geißel" steht! Gewiß: es ist in dieser Hetzjagd ja eine nicht geringe erzählerische Energie, die sich auch darin zeigt, wie durch über 500 Seiten das ganze Licht auf die zwei Personen konzentriert, wie unbekümmert auf starke Szenen losgesteuert wird. Aber immer stärker drängte sich mir zum Schlusse die Frage auf, was eigentlich der Zweck der ganzen Übung ist. Wildenbruch kann sich unmöglich für diese Lukrezia oder die andern Herrschaften seines Romans begeistern. Oder er hat sich selbst in diese Begeisterung hineingepeitscht. Und warum? Weshalb jagt er nach dem Lorbeer eines Dichters der modernen Gesellschaft, der ihm stets versagt sein wird? Warum läßt er sich nicht von seinem Herzen führen? Wie schön wäre das, wenn er mit seiner hellen und lauteren Begeisterung einen Stoff aus der vaterländischen Geschichte fände, der seinem Temperament und seinem starken Nationalgefühl entgegenkäme! Wie freudig würden wir mit ihm mitgehn, anstatt daß wir jetzt über seine angequälte Vorliebe für merkwürdige Heldinnen den Kopf schütteln müssen! Warum greift er als Erzähler nicht einmal in die preußische Geschichte, wie so oft als Dramatiker? Seine Freunde, zu denen trotz allem auch ich mich zähle, warten auf Antwort. —

Das war ein langes Kapitel, und ich muß mich hüten, daß das zweite nicht noch länger wird. Denn dieses zweite betrifft Joseph Lauff, und es wäre gewiß lohnend, einmal darüber zu reden, wie viel er mit Wildenbruch gemeinsam hat. Man hat sie ja beide etwas spöttisch die „Stabstrompeter der Hohenzollern" genannt, aber dieser Spott war töricht und ungerecht. Denn wer sich nur ein wenig Mühe gibt, ihre Wesenheit zu verstehen, wird bald erkennen, daß innere Gründe und nicht äußere, Nötigungen ihrer Natur und Ähnlichkeiten ihrer Anschauungen und Anlagen sie auf ähnliche Pfade geführt haben. Wir treffen bei beiden auf das ungesund Überhitzte, das wortreiche Pathos, das Nicht-Maß-halten; bei beiden auf die dämonischen Männer und die sinnengierigen, ekstatischen Weiber. Lauff ist im Ton ruhiger, ist reicher im Detail und der Nuance, hat Ansätze zum Humor; Wildenbruch ist dagegen in der Handlungsführung und der Erzählung an sich viel energischer. Er geht auf das Ganze, während Lauff auf die Szene geht. Diese einzelne Szene ist bei Lauff manchmal so reizend, wie sie Wildenbruch nie fertig bringen würde, weil er sie viel sorgloser behandelt, immer nur in ihrer Bedeutung für das Ganze, aber diese einzelne Szene bei Lauff kann auch auf eine so böse Kulissenreißerei hinauslaufen, wie Wildenbruch sie sich niemals erlauben würde.

Im Guten und Bösen bietet da der neue Roman Lauffs „Die Tanzmamsell" (Berlin 1907, G. Grote) reiche Beispiele. Er spielt wieder am Niederrhein; wieder stehen sich in der kleinen Stadt Ultramontane und „Liberale" gegenüber; wieder ergreift der Dichter forsch, aber in künstlerisch bedenklicher Weise Partei, und wieder bildet den Höhepunkt der Handlung ein für die Stadt gewaltiges Ereignis, das diesmal ausnahmsweise kein Deichbruch und kein Hochwasser, sondern ein Turmeinsturz ist. Den Höhepunkt der Handlung ... ja, welches ist eigentlich die Handlung? Ein zwischen Sinnengier und Seelenfrieden schwankendes Weib wird von dem früheren Geliebten, dem dämonischen Mann, an sich gerissen, folgt dem Feuerfarbenen und läßt den Sanften, Silberblinkenden, den wackeren Zimmermeister, allein, der in einer jungen, adligen, blutarmen Tanzlehrerin, eben der Tanzmamsell, einen besseren Ersatz findet. Diese Tanzmamsell bleibt so im Hintergrunde, daß sie es wahrscheinlich nur ihrer hübschen Titulatur zu verdanken hat, wenn sie zur Titelheldin avancierte. Ebenso gut, oder vielmehr besser, könnte das Buch „Johannes Wesselink" heißen oder „Luise Ingelaat", und am allerbesten hieße es „Irrungen, Wirrungen" mit dem Verlegenheitstitel, der sich immer einstellt, wenn ein fester Mittelpunkt fehlt. Tatsächlich ist diese „eigentliche" Handlung nur Wurst unter Würsten; eine Reihe „uneigentlicher" Handlungen verknüpft sich mit ihr, spielt um sie herum, und das bedenklichste Zeichen: man ist immer höchst vergnügt, wenn ein Kapitel von Mietske Pollmann oder der „Frau Rektern" oder von Pitt Hoffmann oder von allerlei anderen lustigen Nebenfiguren erzählt. So etwas könnte bei Wildenbruch nicht vorkommen: der fuhrwerkt auf sein Ziel los, ohne nach links und rechts zu blicken, wirft alles nicht unbedingt nötige Beiwerk als Ballast über Bord, schaltet jede entbehrliche Nebenfigur aus und reißt uns auf dem geradesten Weg vorwärts. Lauff drückt sich im Gegenteil so sehr als möglich um den geradesten Weg herum. Er hat immer Angst vor seinen Hauptfiguren, vor den Trägern der Handlung. Kann er einen Bogen um sie schlagen, so freut er sich wie ein Rohrspatz. Denn vor ihnen ist er unsicher und ratlos. Sie zerrinnen ihm unter den Händen. In noch viel geringerem Maße wie Wildenbruch vermag er ihnen, insbesondere den weiblichen Hauptgestalten, menschliche Fülle zu geben. Er schweißt sie gewöhnlich zusammen aus Sinnengier und religiöser Ekstase, und diese für jedes gesunde Gefühl höchst peinliche Mischung teilt er den Damen in solchen Dosen zu, daß die Bedauernswerten durch die Bank patholo-

gisch wirken. Es ist nicht zu verkennen, daß auch die viel robusteren Frauengestalten Wildenbruchs oft in ähnlicher Gefahr sind, und ihre hitzige Sinnlichkeit nichts weniger ist, als die schöne und natürliche Sinnlichkeit junger Menschen. Aber Lauff übertrumpft da den Märker, und wenn die Dekolletierungsszene am Schlusse des „Schwarzen Holzes" schmerzlich ist, so sind die halben Entblößungen, wie sie die Heldinnen vieler Lauffscher Romane in Ekstase und krankhafter Sinnlichkeit vornehmen, noch weit schmerzhafter. In der Reihe dieser Heldinnen ist Luise Ingelaat noch eine der am wenigsten anormalen, aber auch sie hat das Nachtwandlerische, sich im eigenen Taumel Verzehrende, Schwül-Sinnliche und reißt sich in Ekstase das Kleid über der Brust auf. Und es muß gesagt werden, daß daneben eine spielerische, kitzelnde Sinnlichkeit überall hervorbricht, die — deutsch gesprochen — seit Clauren in keinem guten Geruche steht. Es gibt da kein junges oder junggewesenes Weibchen, das nicht speklüstern wäre und deren Gedanken nicht um gewisse Erinnerungen kreisten. Fortwährend werden wir auf mollige Formen, zierlich gerundete Beine und sonstige sehenswerte Reize gestoßen; Intimitäten des ehelichen Schlafgemaches der Rektorsleute werden uns preisgegeben; wir werden nicht darüber in Zweifel gelassen, bei welcher Gelegenheit Bettje Theißen die Handvoll Heu gegriffen hat, die sie als Reliquie bewahrt, und mit schmunzelndem Behagen werden die Prächte manch massiver Hinterfront angedeutet. Ich rede gar nicht davon, daß die kampflustige Kaplansköchin Therese in kirchlichem Eifer und als christkatholische Heldin ihre Stricknadel in den mächtigen Sitzteil des Gerichtsvollziehers bohrt; ich rede auch nicht von dem Sitzteil des lateinischen Heinrichs, der im „Kärrekiek" eine Rolle spielt, sondern ich rede von dem Sitzteil der Frau Rektorin, der gleichsam wie ein gewaltiger Vollmond über einem ganzen Kapitel steht. Ja, ich kann mir nicht helfen: eine Verkleidungsszene, die an den Haaren herbeigezogen ist, hat keinen anderen Zweck, als um diesen Sitzteil in den Hosen des Herrn Vikars zur Geltung und den Hosenboden, der die schwellende Fülle kaum faßt, zum Krachen zu bringen.

Wie hier mitten drin eine grobe Possenszene gestellt ist, so hat fast jedes Kapitel die Tendenz, sich als etwas Selbständiges zu geben und auf einen effektvollen Abschluß hinzuarbeiten. Dem gleichen Zwecke dienen, gleichsam als Anreißer, die Überschriften der Kapitel, z. B.: „Stoßt an, Herr Sauerbier lebe! Hurra hoch!", „Es mußte so kommen!", „Entweder du oder ich!", „Und dann?" „Alter Sünder" usw. In diesen einzelnen Szenen ist viel Köstliches, vor allem fein lyrische Naturzüge und prächtiges Rankenwerk. Aber manchmal ist darin auch das fürchterlichste Theater, und den Gipfel bildet die Duellszene. Der in seiner Ehre gekränkte Zimmermeister fordert den Verführer seiner Frau. Und die beiden treten nicht auf Pistolen an, sondern ohne Unparteiischen und ohne Sekundanten in der Werkstatt auf — blanke Zimmermannsäxte. Als sie sich gegenüberstehen, schreit der Zimmermann zweimal, während er die Axt schwingt: „Ehre, komm herein! Die Tür steht geöffnet!" Und das alles ist kein Witz, sondern heiliger Ernst, und der Zimmermann ist der sympathische Held.

An vieles ließe sich noch anknüpfen; man könnte zeigen, wie auch Lauff nie Maß zu halten versteht, sondern nicht eher ruht, als bis er das ergötzlich Erfaßte glücklich zur Karikatur gemacht hat; zeigen, wie er als Künstler tendenziös gegen die schwarzen Schäflein ist, die er als gar zu polizeiwidrig dumm und untüchtig hinstellt; zeigen endlich, wie er sich von Roman zu Roman wiederholt. Wiederholt nicht nur in den Hauptfiguren, sondern auch in der Handlung, wiederholt selbst in den Nebenpersonen, vom Hetzkaplan an bis zum Judenjüngelchen, wiederholt selbst in ganzen Kleinigkeiten, etwa in der Stimmunggebung durch den Vogelruf, den diesmal das Totenhuhn mit „Kummit, Kummit!" auszustoßen hat. Und so prächtig der Roman beginnt, so viel Schönes er — wie nochmals gesagt sei — im Detail enthält: man kann seiner doch nicht recht froh werden. Wer noch nichts anderes von Lauff kennt, wird entzückt sein. Aber ich selbst kenne wohl schon zu viel von ihm. —

Mit dem dritten Mann werden wir schneller fertig, denn er heißt Rudolf Herzog. Was im allgemeinen über ihn zu sagen ist, habe ich früher an dieser Stelle ausgeführt. Ein gewandter Erzähler, ein flotter Unterhaltungsschriftsteller, der geborene Mann für den Feuilletonroman. Nicht mehr, aber darin sehr nett und von beneidenswerter technischer Gewandtheit. Ganz der Rheinländer mit dem flotten, etwas äußerlichen Temperament, bei dem man nicht in die Tiefe loten darf. Was er gibt, sind im Grunde ja auch die alten, lieben, etwas modernisierten Düsseldorfiaden. Im übrigen kann er die Kritik auslachen, denn das Publikum hat sich für ihn erklärt.

Ob dieses Publikum allerdings mit seinem neuen Roman „Der Abenteurer" (Stuttgart 1907, J. G. Cotta) mitgehen wird, erscheint mir nicht ganz sicher. Denn dieser Roman entbehrt merkwürdigerweise die straffe äußere Handlung, die sonst die Bücher von Rudolf Herzog haben. Und damit ist eigentlich sein Urteil gesprochen. Wenn dieser Schriftsteller nicht mehr „spannt", womit will er sonst wirken? Er hat sich diesmal im Stoff vergriffen, und es gibt nichts, womit gerade er das ersetzen könnte. Es ist wieder ein Städteroman, den er schreibt. Er liebt es ja, eine westdeutsche Stadt mit ihren charakteristischen Merkmalen und Sehenswürdigkeiten als Hintergrund

zu benutzen. So zog er Frankfurt heran, so Düsseldorf, so Barmen. So wählt er jetzt Köln mit Dom und Karneval. Im Vordergrund immer Künstler; darunter tut es Herzog ungern. Diesmal ist es der berühmte Sänger Joseph Otten, der die Hauptrolle spielt. Er ist „der Abenteurer"; ein Mann, der Vagabundenblut in sich hat und alle paar Jahre nur mal nach Hause kommt, wo seine Frau und seine Tochter ihn erwarten. Eigentlich betet er seine schöne und kluge Frau an, aber er hält's niemals lange bei ihr aus. Und die Fabel? Ja, ich bin fast in Verlegenheit . . . er irrlichteriert in der Welt herum, erlebt Abenteuer ohne Belang, wird schließlich alt und läßt sich in der Nähe Kölns nieder. Weshalb er nicht zu der liebenden Gattin zurückgeht, mag der Teufel wissen. Der Unkomplizierte wird in diesem Falle plötzlich höchst kompliziert. Endlich holt ihn die Frau, damit er seine Tochter aus den Banden eines gewissenlosen Verführers rette. Am Ende steht ein Theatercoup: er ermordet diesen Verführer, ohne daß es jemand weiß. Vielleicht widmet er sich fortan seiner Tochter. „Am Himmel," heißt es am Schlusse, „stand ein leuchtendes Abendrot." Aber dieses Abendrot, das sich dekorativ sehr schön macht, beleuchtet nur eine gerade bei diesem Autor auffällige Ratlosigkeit.

Über den Mangel an Handlung versucht Herzog durch äußere Bewegtheit hinwegzutäuschen, aber sonderlich bei seinem Publikum wird er damit kein Glück haben. Dieses Publikum liebt noch weniger als jedes andere die Schilderungen, und weil das Fleisch eben durchaus nicht langte, serviert Herzog ungeheuer viel Füllsel in Beschreibungen des kölnischen und des römischen resp. italienischen Lebens und Treibens. So steht der Roman in rein unterhaltlicher Beziehung hinter den früheren zurück. Aufgefallen ist mir der Dialog. Die Personen apportieren Stichworte, die sie sich zuwerfen wie im alten Salonlustspiel.

Dagegen hat Gabriele Reuter ein leichtes Spiel. In ihrem eben ausgegebenen Roman „Der Amerikaner" (Berlin 1907, S. Fischer) kommt ein verlorener Sohn, ein um die Ecke gegangener Offizier, aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten überraschend auf das väterliche Gut zurück, platzt nach beliebter Methode in die feudalste Gesellschaft hinein, behandelt eine Prinzessin als smarter Amerikaner, macht aus dem heimatlichen, weltfernen Harzdorf einen vornehmen Kurort, rettet dadurch seinen verschuldeten Vater, muß aber schließlich doch merken, daß er überflüssig ist. Worauf er mit einer Kusine, die er aus langem Martyrium erlöst, die sich an seiner Freiheit und Forschheit aufrichtet, per Automobil in die Welt töfft, um vorläufig erst mal als Kraftwagenagent seiner Unruhe neue Ziele zu stecken.

Als ich diesen Roman las, hab' ich immer wieder heimlich nach dem Titelblatt gesehn, ob er auch wirklich und wahrhaftig von Gabriele Reuter ist. Denn er stimmt gar nicht zu ihr. Die Distinguierte wird hier flott, die Aparte beinahe konventionell. Die Erzählerin, deren Feinheit und Delikatesse keine andere sonst erreicht, hat hier einen hübschen und frischen Unterhaltungsroman geschrieben, den man gewiß gern liest, der aber von ihrem Eigensten und Besten gar nichts enthält. Selbst die Mädchengestalten sind nicht recht herausgekommen, so meisterhaft die Dichterin sonst Frauenseelen schildert. Und zum ersten Male hab' ich bei ihr das Gefühl gehabt, daß die Personen und Szenen für die Bühne gedacht sind — für die Bühne, auf der eine „Liselotte von Reckling" unmöglich wäre. Das Fazit: ein Roman, gegen den sich nichts einwenden läßt und den man nur deshalb mit gemischten Empfindungen zuklappt, weil der Name auf dem Titelblatt zu mehr verpflichtet.

Sind die Perlen diesmal also alle etwas angelaufen, so begrüßt man vielleicht dankbar ein Perlchen, das ich zuletzt aufheben möchte. Im vorigen Jahre schon habe ich die entzückenden Plaudereien Anna Malbergs gerühmt, die sie damals in dem „Tagebuche einer reichen Kindheit" gesammelt hatte. Eine neue Reihe bietet sie jetzt unter dem Titel „Wunderdinge von dazumal und andere Geschichten" (Dresden 1907, Carl Reißner). Der zweite Aufguß ist ja nun zwar selten so gut wie der erste — gerade bei solchen Plaudereien aus vergangenen Tagen, denn es ist ganz klar, daß sich das Beste, das, was sich am stärksten eingeprägt hat, auch zuerst zur Formung darbietet. Und wenn zuerst die Fülle bedrängte, kratzt man nachher ein wenig die Winkel aus. Ganz verleugnet das auch Anna Malbergs neues Büchlein nicht: es ist etwas durcheinandergewirbelt und hätte sich vielleicht glücklicher gruppieren lassen. Aber davon abgesehen — wie viel Anmut wieder in den einzelnen Stücken, wie reizend wird Halbvergessenes beschworen, wie stand mir selbst, dem um eine Generation jüngeren, Eltern- und Großelternhaus wieder vor Augen! Die Kinderstube vor 50 Jahren taucht auf mit Laterna magica und all ihren Wundern; die heut Gott sei Dank erledigte „gute Stube" öffnet noch einmal ihre Pforten, die Triumphe der Krinoline ziehen an uns vorüber, von der „höheren Tochter von dazumal", der Begeisterung der Kriegstage von 1870, den ersten Anfängen des Viktoria-Lyzeums wird erzählt, und längst zu Staub gewordene Originale blicken lebendig noch einmal ins XX. Jahrhundert. Wer Sinn hat für solche Erinnerungen einer feinen, klugen und gütigen Frau, sollte sich doch auch dieses Büchlein so wenig entgehen lassen wie seinen Vorgänger.

Electronic Watch Medal

A. Lange & Söhne, Glashütte/Sachsen, has produced a medal to commemorate the 100th anniversary of the founding of the company. The medal is made of 585 gold and weighs 100 grams. The obverse shows a portrait of Ferdinand Adolph Lange, the founder of the company, and the reverse shows the company's electronic watch. The medal is limited to 100 pieces.

Electronic Watch

A. Lange & Söhne, Glashütte/Sachsen, has produced an electronic watch to commemorate the 100th anniversary of the founding of the company. The watch is made of 585 gold and has a tuning fork movement. The watch is limited to 100 pieces.

Adolf Hildebrand, Bildnis seiner Frau

Adolf Hildebrand, Bildnis seiner Frau

Adolf Hildebrand, Bildnis seiner Frau

Adolf Hildebrand, Bildnis seiner Frau

Fig. 1. Diadem. Entwurf von Prof. Hermann Obrist, München.

Fig. 2. Diadem. Entwurf von Prof. Hermann Obrist, München.

Digitized by Google

PLATE I.—Fig. 1, *Pyrgus centaureae*, ♂; Fig. 2, *Pyrgus centaureae*, ♀; Fig. 3, *Pyrgus alveus*, ♂; Fig. 4, *Pyrgus alveus*, ♀; Fig. 5, *Pyrgus alveus*, ♂; Fig. 6, *Pyrgus alveus*, ♀.

PLATE II.—Fig. 1, *Pyrgus centaureae*, ♂; Fig. 2, *Pyrgus centaureae*, ♀; Fig. 3, *Pyrgus alveus*, ♂; Fig. 4, *Pyrgus alveus*, ♀; Fig. 5, *Pyrgus alveus*, ♂; Fig. 6, *Pyrgus alveus*, ♀.

Next, the Kaleidoscope Quilt Block Pattern Generator will open. Click on the Kaleidoscope Quilt Block Pattern Generator link.

Kaleidoscope Quilt Block Pattern Generator

Now you can enter the number of sides you want your kaleidoscope quilt block to have. Enter 8 and click on the Generate Pattern button.

Kaleidoscope Quilt Block Pattern Generator

Your kaleidoscope quilt block pattern will be generated. Click on the Print Pattern button to print your pattern.

Kaleidoscope Quilt Block Pattern Generator

Now you can enter the number of sides you want your kaleidoscope quilt block to have. Enter 16 and click on the Generate Pattern button.

Kaleidoscope Quilt Block Pattern Generator

Your kaleidoscope quilt block pattern will be generated. Click on the Print Pattern button to print your pattern.

Kaleidoscope Quilt Block Pattern Generator

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

ART OF THE MIDDLE AGES

Fig. 5. Fig. 6.

Lot 1 Cast iron horse drawn fire engine with driver and two firemen, 19th century, 12" l. $1,000-1,500

Lot 2 Cast iron horse drawn fire engine with driver and two firemen, 19th century, 12" l. $1,000-1,500

Lot 3 Cast iron Santa Claus on sleigh, 19th century, 6" l. $1,000-1,500

Lot 4 Cast iron horse drawn fire engine with driver and two firemen, 19th century, 12" l. $1,000-1,500

Antiques & Collectibles

Ex-voto, Virgen de Guadalupe, Mexico, 1800s. Oil on tin, 12 x 9 in. (30.5 x 23 cm). Private collection.

Ex-voto, Virgen de Guadalupe, Mexico, 1800s. Oil on tin, 12 x 9 in. (30.5 x 23 cm). Private collection.

Ex-voto, Virgen de Guadalupe, Mexico, 1800s. Oil on tin, 12 x 9 in. (30.5 x 23 cm). Private collection.

Reproduced with permission of the copyright owner. Further reproduction prohibited without permission. www.manaraa.com

Digitized by Google

Sir Bedevere "Stand to me brave Sir Lucan."

Boundless Project

Velhagen & Klasings
Monatshefte

Preis 1 Mark 50 Pf. Jährlich 12 Hefte. Preis 18 Mark

Der Schicksalsschuß. Roman von Wilhelm Poß.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fuhr die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgerpaares in die Welt. Ein Schuß, und zwei Menschenleben waren ausgelöscht, ein Schuß, und ein Weltkrieg war entfesselt. Wilhelm Poß hat in seinem Roman „Der Schicksalsschuß“ (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig) die Vorgeschichte dieses Attentats dargestellt, das Leben und Treiben der Verschwörer, die Vorbereitungen zu dem Mordanschlag, die Ausführung und die Folgen. Der Roman ist ein Zeitgemälde, das uns in die Kreise der serbischen Offiziere und Studenten führt, in die Kreise, aus denen die Mörder hervorgingen, und das uns die Gesinnungen und Ideen dieser Kreise lebendig vor Augen stellt. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zusammenfinden, wie sie ihre Pläne schmieden, wie sie sich ihre Waffen verschaffen, wie sie ihre Opfer auswählen, wie sie sich auf Leben und Tod verschwören, wie sie ihre Mordwerkzeuge mit Gift präparieren, wie sie sich in Sarajewo aufstellen, wie sie ihre Bomben werfen, wie sie ihre Schüsse abfeuern, wie sie sich selbst vergiften wollen, wie sie verhaftet werden, wie sie vor Gericht stehen, wie sie ihre Strafe erleiden. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihrer Tat stellen, wie sie sie rechtfertigen, wie sie sie bereuen, wie sie sie verfluchen. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Opfern stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Richtern stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Anklägern stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Verteidigern stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Zeugen stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Richtern stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Anklägern stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Verteidigern stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben. Wir sehen, wie sich die Verschwörer zu ihren Zeugen stellen, wie sie sie hassen, wie sie sie verachten, wie sie sie bedauern, wie sie sie lieben.

Also: geträumt und fabuliert, gelernt und studiert, entbehrt und mitunter gehungert, — erstrebt und erreicht! Zunächst den Doktor und später, viel später, den Professor. Zwischen Doktor und Professor wiederum geträumt und fabuliert, gelernt und studiert, entbehrt und mitunter auch jetzt noch gehungert.

Als Jüngling für eine Woche nach Rom gekommen, war er aus Rom nicht mehr hinausgelangt, war aus dem jungen Doktor Hille in Rom der alte, wenigstens der ältliche Professor Hille geworden — so völlig hatte es die Roma eterna dem Sohne der nordischen Heide angetan. Wer den römischen Zaubertrunk in der Seele hat, ist für die übrige Welt ein verlorener Mann. Und der Professor hatte sich nicht nur satt getrunken, sondern sich daran berauscht: berauscht an römischer Sonne, römischer Schönheit, römischer Luft und römischem Lebensodem . . .

Auch als wohlernannter Professor hauste er noch immer in seinen „camere mobiliate", die er als blutjunger Doktor bezogen hatte. Diese zwei möblierten Zimmer, die Professor Hille seit fünfunddreißig Jahren winters und sommers bewohnte, lagen in dem Gassengewirr oberhalb der Piazza Montanara, mitten im Herzen von Alt-Rom. Seit fünfunddreißig Jahren war er Mietsherr, Freund, Vertrauter, Leidensgefährte der Familie Panizza. Ja, er hätte noch mehr, viel mehr werden können. Aber der siebente Sohn des Pastors Jonathan war dem lockenden Sirenengesang nicht gefolgt; und das, ohne sich als moderner Odysseus an einen Mast festbinden zu lassen. Siegreich hatte er das Schifflein seines Lebens weiter und weiter gesteuert: zuerst an der Skylla des Hausfreundes, sodann an der Charybdis des Gatten und Schwiegersohnes vorbei. Die Signora Clelia Panizza hatte andere Sterbliche, echte Vollblutrömer, — veri Romani di Roma — mit ihrer Gunst beglückt; und Signorina Eleonora Panizza war nach allen vergeblichen Versuchen, den blonden Bären von einem Deutschen in die Netze ihrer schwarzhaarigen, glutäugigen und kühlherzigen Römerinnenreize zu verstricken, endlich die willige Gattin eines ehrsamen und zugleich wohlhabenden Gewürzkrämers geworden, um als solche von der angenehmen Landessitte der Hausfreundschaft ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Es hatte einer guten Weile bedurft, ehe ‚Sor Riccardo' — wie er in der Familie Panizza vertraulich hieß — ehe der biedere deutsche Gelehrte an römische Ehesitten sich gewöhnen konnte. In den ersten Jahren war er aus seiner echt germanischen sittlichen Entrüstung überhaupt nicht herausgekommen. Als er dann endlich erkennen mußte — auch das hatte einiger Zeit bedurft — daß er von Signora Clelia ausersehen war, in der Casa Panizza Hausherrenrechte zu üben, hatte er der moralischen Pesthöhle entfliehen wollen.

Aber die Via del Monte Caprino hatte eine gar zu herrliche echt römische Lage auf dem Kapitolinischen Hügel bei dem Forum Romanum und der Rupa Tarpeia, gegenüber vom Palatin und Aventin. Also blieb er. Wiederum wollte er kündigen und ausziehen, als bei seinen Wirtsleuten ein anderer denkbar günstige Aufnahme fand. Aber der Weg zum Monte Caprino: entweder über das Kapitol oder von der Piazza Montanara herauf, durch Torbögen und Engpässe, an antiken Mauerresten vorüber, war eben gar zu wundervoll, echt römisch. Also blieb er wohnen. Und Doktor Richard blieb auf seinem Berge bei der Familie Panizza, als bereits ein Dritter stellvertretender Hausfreund geworden war. Seine zwei möblierten Zimmer im fünften Stockwerk, zu dem eine enge, steile, düstere, feuchte, schmierige Steintreppe hinaufführte, gewährte aus den Fenstern eine Aussicht auf halb Rom: auf die antike und auf die mittelalterliche Hälfte. Tapeziert, ausgemalt und möbliert waren die Zimmer in allen Farben, allen Stilarten. Dabei voll des verschiedenartigsten Gerümpels, verschönert durch etliche Teppichreste und Vorhänge, die vor einem halben Jahrhundert direkt aus dem Ghetto bezogen waren.

Er blieb wohnen, gewöhnte sich an unsichtbaren sittlichen und sehr sichtbaren anderweitigen Schmutz, an Enge und Höhe, an Unbequemlichkeit und Roman-

tik, an römische Sonne, römische Luft, römische Schönheit, gewöhnte sich derartig an alle diese Dinge, daß er darüber fast vergaß, der siebente Sohn des Landpastors Jonathan Hille aus der Bremer Heide zu sein.

— — — — — — — —

Daß er unverheiratet blieb, bedarf nicht erst der Erwähnung. Er blieb es in jedem Empfinden, jedem Gedanken, in jedem Nerv. Wen hätte er heiraten sollen? Der Deutsche eine Deutsche? Unmöglich. Oder der Deutschrömer eine Deutschrömerin? Gleichfalls unmöglich. War doch der Professor ein Fanatiker der Schönheit, konnte doch nur eine Römerin schön sein. Er hätte also nur eine Römerin heiraten können; und um das zu tun, war seine Seele in Gottes Namen trotz allen Romzaubers zu germanisch, zu sehr Seele von seiner Eltern Seele geblieben.

Er selbst besaß in seiner Erscheinung blutwenig von dem, was an das Land der Griechen gemahnte, das er beständig mit der Seele suchte. Blutwenig davon hatte er auch in seiner Jugend besessen. Als ob er jemals jung gewesen wäre? Wie hätte er das sein können im Kampfe mit dem Dasein, in dem Entbehrungen und noch Schlimmeres für ihn an der Tagesordnung waren. Der große Schönheitsfanatiker war durchaus unschön. Eine kleine, hagere, stets in Grau gekleidete Gestalt; spärliches Haar von einem fahlen, graulichen Blond; Gesichtsfarbe bläßlich; Züge ‚gewöhnlich', wie es in Pässen und Steckbriefen heißt. Besondere Kennzeichen: ein schleppender Fuß, den er sich als Knabe geholt hatte, ein zweijähriges Kind vor durchgehenden Pferden zurückreißend und dabei selbst unter ihre Hufe geratend. Also war er wahrhaftig nicht schön. Nur die Augen. Es konnte keine schöneren Augen geben, als sie dieser fast häßliche Sor Riccardo besaß. Ihre Schönheit lag nicht etwa im Schnitt oder in der Farbe, sondern einzig und allein im Ausdruck. Er sah sie jedoch nicht, denn er vermied in dem Bewußtsein seiner Häßlichkeit ängstlich in einen Spiegel zu schauen. Aber auch andern blieb Sor Riccardos einzige Schönheit verborgen, da er um seiner Kurzsichtigkeit willen eine Brille mit bläulich gefärbten Gläsern trug, behauptend: sogar an trüben Tagen wäre in der römischen Luft so viel Glanz, daß es ihn blendete.

Auf Professor Hilles schleppenden Fuß muß noch einmal zurückgekommen werden; denn der ganze siebente Sohn des Pastors Jonathan steckte in der kleinen Geschichte. Das wenig beschädigte Kind — armer Leute Sohn — stieß in seiner Angst nach seinem schwerverletzten Retter, kratzte und biß ihn. Glückselig, seiner Schmerzen nicht achtend, brachte Richard Hille den Knaben seinen Eltern ins Haus. Das Kind erzählte heulend, der Fremde hätte ihn unter die rasenden Pferde gestoßen, was von den Eltern ohne weiteres geglaubt wurde und einen Wutausbruch zur Folge hatte, der auch dann kaum sich legte, als Zeugen des Vorgangs andere Aussagen machten. Richard Hille wurde von den Eltern des Kindes beschimpft und förmlich aus dem Hause getrieben. Erst jetzt brach er, von Schmerzen überwältigt, zusammen. Als es sich später erwies, daß sein Fuß eine Lähmung behielt, bedauerte er nicht sich selbst, sondern das Kind, das durch den Schrecken in ein heftiges Fieber verfallen war. Der erste Gang mit seinem schleppenden Fuß galt dem inzwischen genesenen Knaben, dem er Spielzeug brachte, und dessen Kur er bezahlte.

Wie gesagt: der ganze Richard Hille steckte in der kleinen Geschichte.

— — — — — — — —

Unschön wie er war, würde er es für eine Versündigung wider den heiligen Geist der Schönheit, geradezu für ein Sakrileg gehalten haben, eine schöne Frau zu nehmen, die überdies eine geradezu wunderschöne Frau hätte sein müssen. Also auch deshalb blieb Professor Richard Hille unvermählt.

Unvermählt blieb er, aber nicht unverliebt: keinen Tag des Jahres unverliebt! Ohne fortwährend verliebt zu sein, wäre das Leben für ihn ebensowenig ein Leben gewesen, wie es für den armen Torquato Tasso der Fall war: „Wenn ich nicht denken und nicht dichten kann." Wohlverstanden, nur platonisch verliebt war Professor Hille, jeden

Tag seiner römischen Jahre, die an Zahl mehr und mehr zunahmen.

Für seine Freunde sowohl wie für ihn selbst galt es als eine ausgemachte Sache, daß es auf Gottes weiter Welt nur einen Ort gab, wo er sich ganz nach moderner Weise ausleben, auslieben konnte: Rom. Denn auf der Welt gab es nur in Rom schöne Frauen. Jeden Tag entdeckte Sor Riccardo eine neue klassische Schönheit, die ihn um seine Ruhe brachte. Heute war es die Herzogin Soundso, morgen würde es eine Filomena oder Marietta aus dem Volke sein. Er folgte der Schönen, erkundschaftete Namen, Verhältnisse, Lebenswandel, war selig und unselig zugleich, hatte schlaflose Nächte, entdeckte eine andere, und — begann den Kreislauf seiner Empfindungen von neuem.

Diesen seltsamen Don Juanismus gestattete er sich bis zu seinem fünfzigsten Geburtstage, den er mutterseelenallein auf Tusculum feierte. An jenem denkwürdigen Tage nahm er sich sozusagen moralisch bei den Ohren, indem er sich in solcher unangenehmen Lage an klassischer Stätte gehörig den Text las. Dieser lautete: ‚Höre, Sor Riccardo! Heute wurdest Du volle fünfzig Jahre. Mit fünfzig Jahren ist der Mensch kein Jüngling mehr und nur Jünglinge haben das göttliche Recht verliebt zu sein. Zur Jugend gehört das Verliebtsein wie das Z zum Alphabet. Verliebtsein ist schön. Es ist aber nur so lange schön, als der Mensch jung ist. Volle fünfzig Jahre bist Du nach dieser Theorie jung gewesen. Das muß jetzt aufhören. Keinen Tag länger darfst Du solch ein Fant sein. Von Stund' an bist Du ein alter Herr, und es gibt unter der himmlischen Sonne nichts Häßlicheres, als wenn ein Greis jung und verliebt sein will.'

Nach diesem Monolog, den das Geburtstagskind in dem antiken Theater hielt, stieg er von Tusculum den Berg hinab, leerte in der ‚Cipoletta' ein Glas Frascataner Roten, wanderte zu Fuß die Rebenhügel hinunter und durch die Campagna nach Rom, wo er in seiner vielgeliebten Casa Panizza spät in der Nacht eintraf und, sich in sein Geschick ergebend, als ‚alter Herr' ins Bett legte. Er schlief so fest, daß er nicht einmal träumte. Und der Traum von Jugend, Liebe und was sonst zu diesen göttlichen Dingen gehörte, lag weit hinter ihm — unerreichbar weit. —

— — — — — — — — —

Aber ein Fanatiker der Schönheit, ein rasend Verliebter blieb er. Nur daß es fortan keine wunderschöne Römerin war, die sein altes Herz in helle Flammen setzte, sondern die große Leidenschaft seiner Jugend, die Antike. Die ausgegrabenen und für die Welt wiedergewonnenen, in Museen und Privatgalerien aufgestellten, die gebuchten und numerierten Antiken genügten ihm nicht. Es wurde mehr und mehr zu seiner Leidenschaft, unentdeckte Herrlichkeiten der untergegangenen Alten Welt auszuspüren und ihrer tausendjährigen Gruft zu entreißen: aus der Nacht des Grabes in den Glanz römischer Sonne.

Sämtliche Antiquare Roms kannten ihn, und viele dieser Herren fürchteten ihn: hatte doch der ‚Tedesco' schneller und sicherer als sie einen kostbaren Fund ausspioniert und das schöne Stück erworben. Den deutschen Professor kannten alle kleinen Unterhändler, Campagnuelen und Hirten; und es geschah häufig, daß der langjährige Mieter der Signora Clelia mitten in der Nacht durch fünf vorsichtige Schläge des Messingklopfers an der Haustüre geweckt wurde. Die fünf Schläge galten dem Gelehrten, der selig war, mitten im schönsten Schlummer gestört zu werden; denn sie bedeuteten nichts Geringeres, als daß ihm etwas Antikes zum Kaufe angeboten wurde. Der Kopf oder der Torso, das Relief oder die Inschrifttafel war irgendwo gefunden worden, heimlich nach Rom geschafft und wurde ihm angeboten. Vielleicht, daß es dieses Mal etwas ‚geradezu Köstliches' war.

Gewöhnlich war es etwas durchaus Mittelmäßiges. Der Geweckte fühlte jedoch alle Schauer einer großen Erwartung — es konnte ja das nächste Mal etwas ‚geradezu Köstliches' sein.

Da Professor Richard lediglich nach guten Werken der Antike fahndete, und da ein wertvolles Stück, selbst wenn es durch einen nächtlichen Besucher ins Haus gebracht wurde, mehr oder weniger hoch

bezahlt werden mußte, so blieb dem glücklichen Erwerber nichts anderes übrig, als mit seiner geliebten antiken Schönheit Handel zu treiben. Er mußte verkaufen, um wieder kaufen zu können, womöglich etwas noch Schöneres! Trotzdem konnte er sich häufig nicht entschließen, von einem besonders geliebten Eigentum sich zu trennen. Um ein solches möglichst lange behalten zu dürfen, kehrte für Sor Riccardo bisweilen die Jugendzeit, die Zeit des Mangels und Entbehrens zurück. Doch was tat ihm das? Durfte er doch dafür ein Kunstwerk sein eigen nennen. Und wenn es gar ein Werk hellenischer Kunst gewesen wäre! Er, der ältliche, unschöne, von allen Grazien verlassene deutsche Gelehrte und eine junge Griechengöttin aus Marmor von Paros ... das hätte eine Ehe gegeben!

— — — — — — — — —

Eine solche seltsame Ehe mit einem antiken Stück Marmor schloß er denn auch. Nur war es keine Göttin, sondern ein junger Gott, der Richard Hilles bessere Hälfte wurde. Wenigstens seine schönere. Daß man sie in seinem Beisein aus dem Schoße der Erde hob, vermehrte für ihn die Bedeutung des Begebnisses.

Er befand sich auf einem seiner Sonntagsausflüge in Frascati, an welchem lieblichen Orte er sich fast so heimisch fühlte wie auf seinem Monte Caprino. Jeder Kutscher wollte ihn nach der Villa Falconieri fahren, jeder jugendliche Frascataner nach Tusculum hinaufführen, obgleich er niemals fuhr, niemals sich führen ließ. Er äußerte seine Entrüstung über die ihm gestellte Zumutung so kräftig und nach Ansicht der Leute so komisch, daß es ihn in der berühmten Weinstadt zu einer populären Persönlichkeit machte, die auf dem Bahnhofe stets mit einem wahren Getöse empfangen wurde. So auch jenes eine Mal. Nachdem er sich glücklich durch die Reihen der Fuhrwerke gearbeitet hatte, erstieg er, von einem Schwarme brauner Bengels verfolgt, gestikulierend und scheltend die Treppe, die an einem hohen Bollwerk von Blütenbüschen und Blumen zur Stadt emporführte. Erst oberhalb der Piazza, in der Nähe des Hauses, wo Goethe gewohnt hat, wurde er die lachende Meute los. Auf dem kleinen öden Platze vor der Gartenmauer der Villa Lancelotti machte er atemschöpfend halt, an dem Anblick von dem sogenannten — fälschlich sogenannten — Grabmale Luculls sich erquickend, in dessen einstmaliger Grabkammer ein Schusterlein lustig sein Leder hämmerte; und sich freuend, wie Goldlack und wilde Levkojen über der zerstörten Gruft einen blühenden Baldachin bildeten.

‚Der wußte auch, was schön ist, wenn er auch niemals hier begraben ward. Schon deshalb, seiner Schönheitsliebe willen, hätte der alte Heide einen Himmel voll ewiger Seligkeit — voll ewiger Schönheit — verdient ... Aber kommt dort nicht Fra Checco?‘

Richard Hille meinte Lucullus, und Fra Checco war's, der Almosensammler des tusculanischen Kapuzinerklosters, ehemals ein lustiger Bandit, zurzeit ein nicht minder lustiger Mönch. Sor Riccardo kannte ihn seit vielen Lustren, durfte sich rühmen, ein besonderer Günstling des ausgedienten Ohrenabschneiders zu sein, der ihm in seinem hochgelegenen Heiligtum manchen guten Tropfen Klosterweines eingeschenkt hatte. Jetzt kam der längst fromm gewordene Bruder den Weg vom Kloster herabgestiegen, am Arme das sauber gescheuerte Blechgefäß, darin er seinen berühmten neunerlei Kräutersalat bewahrte, den er mit christlicher Wohltätigkeit austeilte, um dagegen milde Gaben einzutauschen.

„Wie geht's, Sor Riccardo? Ihr kommt doch heute hinauf zu uns? Wir haben frisch gebacken, und der Pater Superior hat ein Extra-Weinchen, das Euch munden wird.“

„Will heute über Tusculum nach Rocca di Papa. Da reicht die Zeit nicht. Wann backt Ihr wieder?“

„Nicht vor zwei Wochen ... Ein Prischen gefällig?“

„Ihr seid ein Schlemmer, Fra Checco, der wahre Lucullo!“

„Ein Vergnügen muß doch der Mensch haben.“

„Seitdem Ihr Euren Mitmenschen nicht mehr die Ohren abschneiden könnt ...“ Aber der Gute schien plötzlich selbst keine

Ohren mehr zu haben. Wenigstens hörte er plötzlich nicht mehr mit den seinen, trotzdem sie gar stattlich an seinem würdigen, bereits ergrauenden Haupte saßen, zu welchem eines der gutmütigsten und zugleich schlauesten aller menschlichen Gesichter gehörte: halb das eines Pfäffleins — halb das eines Gauners. Voll geistlicher Grandezza, eine kräftige Prise nehmend, erklärte er: „Ihr habt ja auch Eure Freuden, die kein Mensch begreift. Wenigstens kein Christenmensch. Ich meine Eure Lust an dem alten Heidenzeug. Wie kann ein gescheiter Mann — und ein solcher seid Ihr doch — an abgeschlagenen Köpfen und zertrümmerten Gliedmaßen Vergnügen finden? Aber, weil Ihr an dem Trümmerwerk nun einmal Eure Freude habt, und um Euch zu zeigen, daß ich Euer Freund bin — bei uns steckt auch noch etwas Marmornes in der Erde."

„Bei Euch Kapuzinern wären noch Antiken?!"

„Ehedem haben wir genug gefunden. Was wir gefunden haben, hat der heilige Vater bekommen. Es steht im Vatikan aufgestellt. Jetzt freilich —"

„Was Ihr jetzt noch findet, gebt Ihr nicht heraus, da Ihr es nicht mehr dem heiligen Vater schenken dürft, sondern dem König geben müßt, vielmehr dem Staat."

„Ganz recht."

„Aber Ihr wollt nicht suchen?"

„Wozu?"

„Euer Kloster liegt auf den Ruinen von Ciceros Villa. Cicero besaß ganze Museen voller Kunstwerke; Ihr müßtet daher ganze Museen ausgraben können — noch immer!"

„Das ist Heidenwerk . . . Ich muß gehen, Almosen sammeln."

„Könntet Ihr nicht etwas finden, ohne besonders danach zu suchen?"

„Vielleicht."

„Fra Checco! Guter Fra Checco!" Und Sor Riccardo erhob flehend beide Hände.

„Kommt heute eine Stunde vor dem Ave ins Kloster. Auf Wiedersehen, Sor Riccardo!"

Der biedere Mönch machte sein frommstes Banditengesicht, schlürfte auf seinen Sandalen davon, seinen guten Freund in einem Zustande leidenschaftlicher Aufregung zurücklassend. Selbstredend gab Riccardo Hille seine Wanderung nach Rocca di Papa auf. Er stieg den Hohlweg zwischen den Villen Aldobrandini und Lancellotti zum Kapuzinerkloster hinan, wollte sofort die Glockenschnur ziehen, wollte in den heiligen Bezirk eindringen, spüren, entdecken — sah das Nutzlose dieses Verfahrens ein, überwand sich, stieg höher, trat durch das Tor, darüber die klassischen Worte: „Villa Tusculana" geschrieben standen, in den nachtdunklen Steineichengang, durchschritt diesen, befand sich an klassischer Stätte, besät mit Trümmern der Ciceronischen Villa. Auf eine niedrige Brüstung tretend, schaute der Gelehrte pochenden Herzens auf die Gärten des Kapuzinerklosters hinab, die immer noch ein Kirchhof antiker Schönheit waren. Wenn eines der Gräber sich heute für ihn öffnen würde . . .

Das geschah. An einer gewissen Stelle, mitten auf einem Artischockenfelde, wurde noch den nämlichen Tag nachgegraben. Sor Riccardo hätte den Boden am liebsten mit seinen Händen aufgewühlt.

Leuchtete es noch immer nicht auf in der feuchten, schwarzen Erde? Ein Marmorleib, ein Haupt, ein Stück unsterblicher Schönheit!

Und was würde auferstehen? Mann oder Weib? Gatt oder Göttin? Und wie würde das Erstandene wieder das Licht des Tages erblicken? In welcher Zertrümmerung?

„Grabt schneller!"

Die Mönchlein beeilten sich nicht, machten ihre Späße, hielten sogar inne, um auszuruhen oder eine Prise zu nehmen, die Gefühllosen!

Nicht nur langsam, auch vorsichtig mußte gegraben werden; denn ein einziger heftiger Grabstich, und es hätte einer zweiten Venus von Melos die Nase kosten können. Man denke: die Nase! Also durfte der Archäologe wohl beben und bangen. So oft die Schaufel dem Geräusche nach hart aufstieß, zuckte Sor Riccardo erschrocken zusammen: jetzt kam der große Augenblick! Es war jedoch nur ein Scherben, ein gemeiner Stein, bestenfalls ein altrömischer Ziegel. Aber endlich —

Aus der braunen Scholle erhob sich ein Marmorleib. Der Gelehrte erkannte sofort: Marmor aus Paros war's!

Man mußte ein Archäologe sein, ein ‚Hellene'; man mußte Sor Riccardos fanatische Begeisterung haben, um zu verstehen, was in diesem Augenblick in des Gelehrten Seele vorging. Er hätte sich hinwerfen, den auferstandenen Leib umfassen, hätte weinen mögen: was einst ein großer Meister geschaffen, was durch Jahrhunderte die Menschheit entzückt, was zertrümmert und verstümmelt, verloren und begraben ward, das entstieg jetzt der Gruft, das beschien wieder der Glanz des Tages, das war selbst in seiner Verstümmelung noch Schönheit, entzückte und erhob auch jetzt noch die Menschheit, würde sie noch durch Jahrtausende entzücken und erheben; denn dieses Mal würde es nicht wieder verloren gehen und begraben werden.

Ein Eros war's!

Beide Beine waren dem armen Gotte abgeschlagen, beide Arme. Abgeschlagen war das Haupt. Über den Nacken ringelten sich die Locken herab. Ein trauriges Trümmerwerk war's, ein kläglicher Überrest und trotzdem immer noch herrlich!

Wie Sor Riccardo den Torso von den guten Vätern erstand, wie man den zerschlagenen Gott, den Staat betrügend, heimlicherweise von Frascati nach Rom und auf den Monte Caprino schaffte, wie er daselbst in den möblierten Zimmern der Signora Clelia aufgestellt ward, wie seine gute Freundin ‚Tante Dora' kam, sah, staunte, ihrem alten Freunde fast weinend um den Hals fiel; wie auch Tante Doras getreue Paoluccia kommen mußte, staunend und gerührt war; wie der ‚Eros des Professors Richard Hille' zu seinem guten Genius, seinem geheimen Glück, seiner zweiten, ach, so tausendmal schöneren Hälfte wurde — um das wahrheitsgetreu zu berichten, dafür bedürfte es eines Schilderers von ciceronischer Beredsamkeit.

II.

Wieder einmal wehte ein wütender Scirocco. Und wenn in Rom Scirocco wehte, so war dem Professor zumute, als trüge er die ganze Wüste Sahara mit allen ihren glühenden Sandbergen in seiner Seele, die, was den Scirocco anbelangte, eine echt germanische Seele geblieben war.

Mehr in totenhafter Erschöpfung als in erquickendem Schlummer lag der Professor noch am hellen Tage auf seinem Bette. Regungslos sah er in den Glanz des römischen Tages.

„Sor Riccardo! He, Sor Riccardo!"

Die Stimme seiner Hauswirtin Signora Clelia. Es war eine schauderhafte Stimme: schrill und fett zugleich.

Die Tür wurde geöffnet, und die Eigentümerin jener echt römischen Frauenstimme schob sich in des Gelehrten Schlafgemach. Die Reste ihrer einstmaligen klassischen Schönheit in ein Morgenkleid von zweifelhafter Sauberkeit gehüllt, brachte Signora Clelia ihrem Mieter, der dieser Eigenschaft keine andere hatte beifügen wollen, den schwarzen Kaffee in eigener Person an das Bett.

Während er trank, schaute er um sich, durch die offene Türe seiner einen Camera mobiliata in die andere blickend . . . So hauste er nun seit bereits vollen fünfunddreißig Jahren! Fußboden aus Ziegelsteinen; Wände und Decken in allen Farben prangend; Möbel mit grünen und gelben, mit roten und blauen Stoffen überzogen. Und zwischen diesen acht bunten Wänden auf Schränken, Kommoden, Tischen, Stühlen seine erworbenen Schätze: antike Vasen, Schalen, Krüge, antike Skulpturen. Ein herrlicher Torso lehnte sogar an seinem Waschtisch; und das abgeschlagene Haupt einer Aphrodite, ‚unstreitig griechischen Ursprungs', leuchtete vom Kleiderschrank herunter. Eine Frau Professorin würde das ganze heidnische Unwesen in Marmor, in Bronze und Terrakotta schwerlich geduldet haben.

Diese tröstliche Vorstellung verlieh Sor Riccardo mit Hilfe des stärkenden Kaffees soviel Kraft, daß er sich endlich von seinem Lager erheben konnte; er wäre sonst von den glühenden Sonnenstrahlen hinausgepeitscht worden. Mit dem denkbar leichtesten und dem denkbar saubersten Hausanzug bekleidet, tat er, was er jeden Morgen tat: er ging von Antike zu Antike, dieses und jenes Lieblingsstück

mit leiſer Hand zärtlich berührend. Es war nicht zu glauben, wie zärtlich die Hand des gelehrten Mannes über den Stein ſtrich.

Aber dieſer Scirocco! Wie, wenn er dem wütenden Wüſtenwinde entfliehen würde? Ins Sabinergebirge, auf den höchſten Gipfel, wo Menſchen hauſten: nach Guadagnola? Er wollte die Sache mit ſeiner guten alten Freundin, dem Fräulein Dora Peterſen, jener ‚Tante Dora' beſprechen. Es war ſowieſo heute ihr Tag, vielmehr ihr Abend.

Einſtweilen ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch zur Arbeit nieder. Ein Bericht war's über die letzten Ausgrabungen auf dem Forum romanum für die Berliner ‚Deutſche Rundſchau'. Welcher ſterbliche Menſch wäre jedoch imſtande geweſen, bei dieſem Scirocco zu arbeiten?

Wie ſah es wieder einmal auf ſeinem Schreibtiſche aus! Bis hinab auf den Fußboden erſtreckte ſich die Unordnung von Büchern, Blättern, Zeitungen, Zeitſchriften und Manuſkripten. Es war ein Chaos. Mochte der Boden des Forum romanum einen zweiten Parthenonfries aus ſeinem ſchwarzen Innern ſpeien, die ‚Deutſche Rundſchau' würde davon keine Kunde erhalten. Wenigſtens nicht, ſolange der Scirocco anhielt.

Bei Scirocco zu ſpeiſen war eine ähnliche Vorſtellung, wie bei Scirocco Steine zu klopfen oder Dantes ‚Inferno' zu leſen. Lediglich aus Gewohnheit, von welcher der Menſch nun einmal nicht laſſen kann, vertauſchte der Profeſſor, als von dem nahen Janiculus der Kanonenſchuß über Rom hindonnerte, ſein leichtes Morgenkoſtüm mit einem etwas weniger durchſichtigen Anzug.

Seit fünfunddreißig Jahren ſpeiſte Profeſſor Hille in ſeiner kleinen Trattoria an der Piazza San Marco zu Mittag, und ſeit vollen fünfunddreißig Jahren bereitete es ihm den größten Genuß, von ſeinem Monte Caprino nach Piazza Montanara hinunter zu klettern und durch den hohen dämmerigen Torbogen in das Gewühl volkstümlichen römiſchen Lebens zu treten. Er überſchritt die Piazza Aracoeli, warf einen bewundernden Blick auf die beiden Treppen, grüßte hinauf zum Marc Aurel, ſchlenderte durch ein Gaſſengewirr zu dem ſchönen Gartenplatz von San Marco und in die kümmerliche Wirtſchaft, deren Stammgaſt er war.

Jeden Mittag eine „Mineſtra" oder ein „Fritto Miſto" oder ein „Umido" oder eine „Biſtecca con Inſalata". Mit ſeltenen Ausnahmen ſeit fünfunddreißig Jahren die nämlichen Tafelfreuden der Cucina romana; aber Sor Riccardo würde ſich aus dem beſten Pariſer Reſtaurant nach den Genüſſen dieſer Trattoria zurückgeſehnt haben.

Dem Pranzo folgte der Café nero in einem ſpelunkenähnlichen Lokal beim Marcellustheater; es folgte zu Hauſe die Sieſta. Hierauf Studium oder Spaziergang; entweder eine Romſchlenderei oder Campagnawanderung, ein Ausflug nach den „Caſtelli". Nachteſſen in der „Roſetta" mit einigen guten Bekannten, lauter alten echten Deutſch-Römern, die es für das Unglück ihres Lebens hielten, keine „veri Romani di Roma" zu ſein

Italien, Europa, das Univerſum war Rom!

So verfloß ein Tag wie der andere. Welch ein Jammer, daß das Jahr nicht eine doppelte Anzahl von Tagen hatte! Wohlverſtanden: ein Jammer für den Glücklichen, der das Jahr in Rom zubringen durfte.

Wie anders würde Sor Riccardos römiſches Leben ſich geſtaltet haben, wenn er Frau und Familie beſeſſen hätte, einen Sohn. Solchen lieben, prächtigen, ſchönen Jungen! Seltſam, daß er ſo oft daran denken mußte: an den Sohn, den er nicht beſaß, und der der beſte, ſchönſte, herrlichſte Junge geweſen, welcher jemals am Strande des Tibers zwiſchen den ſieben Hügeln von Göttern und Menſchen geliebt worden wäre.

Seit über fünfunddreißig Jahren brachte Sor Riccardo jede Woche einen beſtimmten Abend bei ſeiner Freundin Dora Peterſen zu, und das zu allen Jahreszeiten. Viele können ſich Rom nicht ohne St. Peter und Papſt vorſtellen — der Profeſſor vermochte ſich Rom nicht ohne die Via Raſella Nr. 17 und „Tante Dora" zu denken, wie er ſeine alte Freundin ſchon genannt hatte, als beide noch jung waren. Auch an dem Abend dieſes unerträglichen Sciroccotages be-

gab er ſich von ſeiner Trattoria beim Pantheon unmittelbar in den hochgelegenen Stadtteil von Piazza Barbarini und in die Via Raſella Nr. 17.

Die Treppen hinaufkletternd — denn ein Klimmen und Klettern war es — murmelte der Profeſſor: „Daß Tante Dora auch gar ſo hoch wohnt! Bei mir ſind es doch nur fünf Treppen, bei Tante Dora müſſen es ihrer ſieben ſein. Und was für Treppen! Es iſt freilich echt römiſch, ganz wundervoll römiſch; nur in Rom kann der Menſch ſo herrlich wohnen! Und was für eine Ausſicht ſie hat! Ja, und erſt ihre Terraſſe! Nur in Rom gibt es ſolche Ausſicht und ſolche Terraſſen! . . .“

Endlich war er droben. Es war ein Glück, daß das Haus nur ſieben Stockwerke beſaß, ſonſt hätte Tante Dora ſicher im achten oder neunten gewohnt und boshaft wie ein Kobold gelacht, wenn ihre Beſucher mit völlig erſchöpften Kräften auf ihrer himmliſchen Höhe anlangten. An der fahlgrün angeſtrichenen Türe ſtand auf glänzend blank geſcheuertem Meſſingſchilde der Name der hohen Bewohnerin: „Dora Peterſen“. Schade, daß ſie Peterſen hieß. Für ein an Wohllaut gewohntes Ohr klang der Name zu rauh nach dem Norden, zu ſehr nach Spickaal und Flundern. Zum Glück hatte „Dora“ einen beſſeren Klang.

Er klingelte. Gleich darauf fragte hinter der verſchloſſenen Tür eine Frauenſtimme — ſie war weniger ſchrill als die der Signora Clelia: — „Wer da?“

„Gut Freund.“

Echt römiſche Frage und echt römiſche Antwort.

„Guten Abend, Paoluccia, wie geht's, gute Paoluccia?“

„Danke, nicht ſchlecht.“

Sie, die dem Einlaßbegehrenden öffnete, und die jetzt mit vor Freude ſtrahlendem Geſicht vor ihm ſtand, wäre in dem rauhen, kalten Norden einfach eine Unmöglichkeit geweſen. Nur in Italien gab es ſolche Vollblutfrauen. Und Paoluccia Ferenzi war nicht einmal Römerin, ſondern ſtammte aus dem Albanergebirge, von Rocca Priora, hoch dort oben. Trotzdem römiſches Vollblut! Es glühte in ihren kohlſchwarzen Augen, dokumentierte ſich in ihrer ein wenig zu ſtattlichen Geſtalt, ſprach aus ihrer Haltung, aus jeder Bewegung.

„Iſt die Signorina zu Hauſe?“

„Freilich. Aber welcher Scirocco!“

„Sciroccaccio.“

Tante Dora war alſo zu Hauſe und erwartete den „Buoniſſimo“. Und wie war ſie zu Hauſe! Wie man auf der ganzen Welt nur in Rom zu Hauſe ſein konnte. Überdies war Tante Dora Malerin. Und zwar war ſie der beſten eine, wie ſie eine der beſten Frauen des Univerſums war. Vielmehr eine der beſten alten Jungfern und Allerweltstanten. Ja, und eine der treueſten Freundinnen! Was hätte der Profeſſor mit ſeinem Freundſchaftsbedürfnis anfangen ſollen, wäre Tante Dora nicht geweſen? Denn ſeit Richard Hille der Liebe entſagt hatte, war außer der Liebe zur Antike die Freundſchaft ſein ſtärkſtes Lebensbedürfnis geworden.

Tante Doras Wohnung glich einem gewaltigen Vogelbauer, deſſen verſchiedene Abteilungen, mit alten Teppichen, alten Stoffen dekoriert, mit alten Gerätſchaften möbliert, kirchturmhoch über Rom aufgehängt war, das luftigſte und zugleich luftigſte Künſtlerneſt, ſo farbenprächtig, lebensfroh, ſo romſelig, wie ſeine Bewohnerin war. War bei Sor Riccardo jeder freie Platz und jedes freie Plätzchen von irgendeinem Reſtlein antiker Welt eingenommen, ſo war bei Tante Dora alles, was etwa hätte leer ſein können, mit Blumen ausgefüllt. An den Wänden war kein noch ſo winziges Stück Mauer ſichtbar: Gemälde hing an Gemälde. Es waren Kopien alter großer Meiſter, von denen die Künſtlerin ſich nicht trennen mochte. Und *wie* waren dieſe Kopien nach Tizian und Velasquez, nach Van Dyck und Mantegna gemacht!

„Wie von einem Manne, der zugleich ein echter Künſtler iſt,“ ſprach Profeſſor Hille bewundernd von der Kunſt ſeiner beſten Freundin.

Der Frau, die wie ein Mann und echter Künſtler malte, die für alle ihre guten Freunde und Bekannten „Tante Dora“ war, weil ſie ſo geſcheit geweſen, keinen Gatten zu nehmen — dieſem guten und klugen Fräulein Dora Peterſen ſah

kein Mensch an, daß ihre Hand solch kraftvollen Pinsel führte. Eine kleine, fast gebrechliche Gestalt, ein gutes, verwittertes, fast verwelktes Gesicht, darin noch immer — noch in ihrem siebzigsten Jahre — große blaue Kinderaugen strahlten. Wen diese jungen Augen anleuchteten, der pflegte ganz erstaunt auf das welke Gesicht, das greise Haar zu sehen, das auf dem Hinterhaupt auf geheimnisvolle Weise zusammengedreht und zu einem lustigen, fast kecken Zöpflein aufgesteckt war.

Das alte Fräulein führte ihren Freund sogleich auf die Terrasse, die ihr ganzer Stolz war und die der Professor „Tante Doras hängende Gärten" getauft hatte. Gleich einem langen, schmalen Blumenbeet, darin Frühling und Sommer fröhlich durcheinander wucherten, schwebte das Gärtlein zwischen den, von blühenden Ranken über und über umwundenen Mauern hoch in den Lüften, unter sich ganz Rom. Und unter sich ein Gewirr anderer hoher Terrassen, anderer hängender Gärtlein, die aber keinen Vergleich mit Tante Doras Zauberreich zuließen. Den ganzen Winter, den ganzen Frühling hindurch, bis spät in den Sommer hinein, war darin ein beständiges Knospen und Blühen.

Alles, was Blüten hatte und Früchte trug, gedieh auf Tante Doras Terrasse in geradezu wunderbarer Weise, so daß ihre alten Tage umblüht und umduftet wurden, wie das Leben eines guten, unschuldigen Kindes von Träumen, Wünschen und Hoffnungen. Allerdings bestand ein Unterschied: Oft, nur zu oft welken die Hoffnungen und Wünsche des jungen Menschenkindes, während Tante Doras Garten von Jahr zu Jahr üppiger und bunter wurde und fröhlich aufschoß. Auf ihrer Terrasse war es, wo Tante Dora dem über Roms Sommerhitze Klagenden den Text las: „Ach, was, Scirocco! Mir tut er nichts. Ich bin dafür noch nicht lange genug in Rom; erst fünfzig Jahre. Stöhnen Sie doch nicht immer gleich, wenn es im Juli einmal etwas warm ist. Und jetzt setzen Sie sich. Paolucc' hat eigens für Sie Schmalzkuchen gebacken, wenn Sie ein Gebäck, das bei diesem Scirocco solche Hitze aushalten mußte, überhaupt verspeisen können ... Sehen Sie doch nur: immer noch Rosen! In ganz Rom können Sie jetzt nach Rosen suchen und Sie finden keine einzige mehr. Nur noch auf meiner Terrasse. Und was für welche! Paolucc', die Kuchen! Lella soll Wein bringen: Orvieto — wenn Sie bei dem Scirocco trinken können. Aber trinken können die alten Germanen auch bei Südwind."

Inmitten der letzten Rosen und einem wahren Labyrinthe blühender Passionsblumen stand zierlich der Tisch gedeckt, und zwar nicht nach römischer Sitte, sondern ganz auf germanische Art. Zwischen den Blumengewinden stieg das in die Schatten der Nacht sinkende Bild Roms auf: Janiculus mit St. Peter und Vatikan, der Quirinal mit seinen Gärten, der Pincio mit dem Steineichenhain.

Paolucc' trug in zierlicher Schüssel die köstlich duftenden Kuchen auf, ließ ihre Glutaugen mit dem Ausdruck höchster Befriedigung über die beiden alten Freunde schweifen und verschwand wieder. Einige Augenblicke darauf huschte ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, zart wie eine Elfe, auf die Terrasse, die strohumflochtene Fogliette ängstlich mit beiden Händen umfassend.

„Lella! Guten Abend, Kleine! Wie geht's?"

Lella stellte den Wein zu dem Kuchen, wollte als echtes Elfenkind sogleich wieder davon huschen, wurde von Sor Riccardos Armen festgehalten und herzlich abgeküßt. Über und über erglühend, machte sich die Kleine los und schlüpfte davon, wie eine Lazerte, so behende und anmutig.

„Sie wird von Tag zu Tag hübscher," rühmte der große Schönheitskenner, „Sie haben Glück, Tante Dora. Sie sind Großmutter geworden, ohne Mutter werden zu müssen. Auch dieses elfenartige Wesen haben Sie Ihrer guten Paolucc' zu danken, die ihresgleichen nicht hat. Sollten Sie es etwa nicht wissen, so sage ich es Ihnen hiermit."

Aber Tante Dora wußte es. Für eine einsame alte Jungfer gab es auf Gottes weiter Welt keine treuere Dienerin, Gefährtin und Freundin als diese unschöne,

braune Paolucc' mit ihren Glutaugen und dem goldenen Herzen. Für ihre Signorina durchs Feuer zu gehen, wäre für sie ein kleines Sonntagnachmittagsvergnügen gewesen.

Auch an diesem Sciroccoabend in der Laube von Passionsblumen, bei süßem Orvietowein und frischem Schmalzkuchen sprachen die beiden Freunde davon: von Paoluccia und ihrem Kinde.

„Diesen Monat werden es vierzig Jahr, daß sie das erstemal zu mir kam. Sechs Jahre war das Ding. Nichts als Augen, sonst eigentlich garstig. Und ihre Mutter brachte es mir geradewegs herunter von Rocca Priora. Das war ein Weib, ihre Mutter! Als ob es kein Blut, sondern Flammen in seinen Adern hätte. Du malst Kinder, sagte sie, in mein Atelier tretend ... Ich male Kinder ... Da hast Du meines. Wieviel gibst Du mir dafür? ... Für Modellstehen ... Für das Kind ... Du willst Dein Kind verkaufen? ... Was liegt mir daran? ... Wer bist Du eigentlich? ... Ich bin die Nubia von Rocca Priora ... Du bist die Nubia und Du kommst von Rocca Priora nach Rom, um Dein Kind zu verkaufen? ... Weil ich Geld brauche ... Geld für Dein Kind? ... Der Garibaldi hat mir den Gregorio fortgenommen ... Ist das der Vater Deines Kindes? ... Freilich ... Und Dein Gregorio geht mit Garibaldi in den Krieg? ... Der Garibaldi will ihn totschießen lassen ... Und Du? ... Ich gebe dem Garibaldi Geld ... Wieviel Geld gibst Du mir für die Paoluccia ... Nimm doch Vernunft an, höre doch nur ...

„Aber sie hörte nicht, sie war vernunftlos, sinnlos. War das eine Leidenschaft! Eine Flamme, sage ich Ihnen. Endlich gelang es mir, ihr begreiflich zu machen, daß sie Garibaldi ihren Schatz nicht abkaufen könnte, daß ihr Gregorio Soldat wäre und mit seinem General kämpfen müßte: er käme gewiß heil und gesund aus der Schlacht zurück, aber sollte er fallen —

„Sie schrie gräßlich auf, warf sich, wo sie gerade stand, auf den Boden, weinte, raste. Fassungslos stand ich daneben. Da fühlte ich mich leise am Kleide berührt. Das Kind war's, die Paoluccia. Es hatte sich zu mir geschlichen, schaute ängstlich aus großen, dunkeln, feuchten Augen zu mir auf. Von dieser Minute an kümmerte ich mich nicht mehr um die rasende Mutter, sondern nur noch um das geängstigte kleine Geschöpf."

Der Professor hatte die Geschichte oft genug gehört, hörte jedoch immer wieder geduldig zu. Heute bemerkte er voll ehrlicher Teilnahme: „Es war für Sie eine glückliche Stunde. Wie kam es denn weiter?"

Erregt rief Tante Dora: „Wie es weiter kam? Als das wilde Weib endlich begriff, daß es durch den Verkauf des Kindes den Schatz nicht loskaufen könnte, stand es auf, plötzlich so ruhig, als wenn es Gemüse zum Verkauf gebracht hätte. Ohne Gruß wollte es mit dem Kinde davongehen. Aber als die Mutter die Kleine heftig bei der Hand ergriff, begann Paoluccia laut zu weinen, wollte mit ihrer Mutter nicht fort, wollte bei mir bleiben. Ich hatte mich vor dem Kinde niedergekauert und redete ihm zu, mit der Mutter zu gehen. Auf einmal ward diese von neuem eine Wütende, Rasende ... ‚Was schert mich das Kind? Behalte es! Meinen Gregorio will ich haben!' Hinaus war sie, fort war sie. Dergleichen kann man eben nur in Rom erleben.

„Sie behielten das Kind."

„Und ob ich's behielt!"

„Und die Mutter kam nicht wieder?"

„Niemals. Sie kümmerte sich niemals um das süße Ding."

„Paoluccia blieb bei Ihnen, bis sie einen Mann nahm?"

„Dem sie fortlief, um wieder zu mir zu kommen."

„Der Mann ist in Amerika gut aufgehoben."

„Außerordentlich gut."

„Und die Paoluccia brachte ihrer geliebten Padrona die süße Lella mit."

„Gott segne das Kind."

„So sind Sie glückliche Großmutter geworden."

„Spotten Sie nur. Wir sind deshalb doch eine glückliche Familie."

„Sie, Ihre Paolucc' und Lella."

„Wissen Sie was, Sor Riccardo? Sie beneiden mich ja nur."

„Um Ihre Wahlfamilie?“

„Besonders um meine Wahltochter . . . Was meinen Sie, wenn Sie einen Wahlsohn hätten?“

„Ohne Vater gewesen zu sein.“

„Einen schönen, prächtigen Jungen.“

„Selbstredend schön und prächtig! Der schönste und prächtigste Junge von ganz Rom; denn Römer müßte der Junge sein: reinste Rasse. Und Sie würden dann Schwiegermama. Dann natürlich müßte mein Junge Ihre Lella heiraten.“

„Sagen Sie keine solche Dummheiten.“

Und die gute Tante Dora wurde fast heftig.

Das Gespräch abbrechend, stand sie auf, führte den Professor in ihr Atelier, um ihm ein in diesen unerträglichen Sciroccotagen geborenes Bild zu zeigen: ein Kinderporträt natürlich. Je älter Tante Dora wurde, mit um so größerer Lust und Liebe, mit um so größerer Kunst malte sie Kinder. An allen vier Wänden, bis hinauf zur Decke, nichts anderes als Kindergesichter: rosige, braune, schwarzäugige, blauäugige, Stumpfnäschen, Rosenmündchen; lächelnd mit leuchtenden Augen, Grübchen in Kinn und Wangen; Knäblein und Mägdlein, Ciocciarenkinder von der „spanischen Treppe“ und Sprößlinge der großen römischen Welt; deutsche Buben vom Rhein und kleine Ladies vom Themseufer.

„Das erhält Sie so jung und gibt Ihnen in Ihren alten Tagen Kinderaugen,“ sagte der Freund, mit einem guten Lächeln auf die Schar der Kleinen deutend.

Und Tante Dora bestätigte das.

III.

Erst gegen Mitternacht gingen die beiden alten Freunde auseinander. Der Scirocco durchglühte noch immer das nächtliche Rom. Die späten Spaziergänger, welche die Stickluft aus den Zimmern trieb, schlichen erschöpft die Häuser entlang. Auf der taghell erleuchteten Piazza Colonna ging es lebhaft zu. Vor Café Aragno waren sämtliche Tische dicht besetzt. Römer und Römerinnen kühlten ihr erhitztes Blut mit Sorbet und Eislimonaden.

Der Professor ließ Likorien und Cafés links und rechts an seinem Wege liegen, ging hinauf zum Venezianischen Platz, ging am Trajansforum vorüber zum Forum romanum, wollte die Kapitolstreppe hinauf, um von dieser Seite auf seinen geliebten Monte Caprino zu gelangen, ging weiter. Am nahen Fluß würde es gewiß kühler sein: sein Gehirn brannte von diesem Wüstenodem.

Bei der Brücke ‚Quattro Capi‘ lag die Stadt bereits in tiefe Einsamkeit und schweres Schweigen versunken. Der Stätte des ehemaligen Ghetto vorüber trieb der Strom dem Meere zu: langsam, träge, durch den Hauch des Scirocco gleichsam zu Tode erschöpft.

Professor Hille war bis an die Brüstung des neu aufgeführten Monumentalkais vorgegangen. Unter ihm wälzten sich die Tiberwogen. In geringer Entfernung von dem Platze, wo der Gelehrte stand, führte eine steile Steintreppe ins Wasser hinunter. Über die Brüstung lehnend und hinabblickend, gedachte der Archäologe all der Herrlichkeiten des alten Rom, welche der Tiber während der Jahrtausende verschlungen hatte. Hellenische Schönheit in Marmor und Erz konnte darunter sein; ein Bild des göttlichen Phidias selbst.

Erst jetzt gewahrte der nächtliche Spaziergänger, daß er nicht allein war. In seiner Nähe befand sich noch jemand, der ihn gar nicht bemerkte. Ein noch sehr junger Mensch, dessen erregtes Wesen dem Professor ebenso auffiel, wie seine schlanke, ebenmäßige Gestalt.

Was war's mit dem jungen Mann! Ein ruheloses Hin- und Herwandern gleich dem angstvollen Umherirren eines Verzweifelten. Und das an dem Ufer eines reißenden Stromes!

Der Professor wurde mehr und mehr aufmerksam, wurde selbst erregt.

„Junge, Du hast Dir ja Deine Hände zusammengebunden! He, da! Was tust Du? Höre!“

Der voll zorniger Angst Angerufene hörte jedoch nicht. Mit einem raschen Entschluß stürzte er der Treppe zu, diese hinunter und hinein in den Fluß.

Wenige Augenblicke später war auch der Professor — der trotz seines schleppenden Fußes ein guter Schwimmer

war — in den Tiber gesprungen. Aber erst unter dem Brückenbogen gelang es ihm, den Sinkenden zu packen und festzuhalten. Gerade unter der Brücke bildete der Fluß einen Wirbel, der Sor Riccardo mit seiner menschlichen Last gegen den Pfeiler trieb. Sein Kampf mit den Wogen war so hart, daß er nahe daran war zu ermatten und den Bewußtlosen fahren zu lassen, um sich selber zu retten. Dann fiel ihm die große Jugend des Selbstmörders ein, und es ergriff ihn ein ungeheures Mitleid mit einem Leben, das so früh ein solches Ende nehmen wollte, ohne vorher recht ein Leben gewesen zu sein.

— — — — — — — —

Auf den ersten Stufen der die hohe Mauer hinaufführenden Steintreppe war der Retter hingesunken, neben sich den Geretteten. War dieser wirklich gerettet? Er regte sich nicht. Wenn der Kampf um das Leben des Untersinkenden vergeblich gewesen wäre? Sor Riccardo nahm alle Kräfte zusammen, raffte sich auf, beugte sich über den Bewußtlosen. Er verspürte kein Lebenszeichen.

Was sollte er tun? Nirgends ein Mensch oder Fuhrwerk. Bis zu seiner Wohnung war es nicht weit. Er fühlte durch die Angst seine Kräfte gehoben. Bei dem Schimmer der Sterne sah er des armen Knaben Gesicht. Ein Gesicht war es von vollendeter Schönheit, das wachsbleiche Antlitz eines jugendlichen Apoll von schwarzen Locken umwirrt.

Er durfte nicht sterben!

Der Professor umschlang den regungslosen Körper, hob ihn auf, klomm mit seiner Last die Treppe empor . . Vom Kai aus die Straße zum Marcellustheater; dann über Piazza Montanara; dann hinauf den Monte Caprino. Erst als er seine Wohnung erreicht hatte, drohte er umzusinken.

Aber er mußte helfen, retten!

Er weckte die Familie Panizza, Gattin und Gatten, verbot alles Fragen und Jammern, ließ Feuer anmachen, heißes Wasser bereiten, bettete den Jüngling auf sein Lager, schnitt ihm die Kleider vom Leibe.

Göttliche Natur, Du bist eine nicht minder große Künstlerin, als es die großen Künstler der Alten gewesen! In diesem Jünglingskörper hatte sie ein vollendetes Kunstwerk geschaffen: und er, Professor Richard Hille, war vom Schicksal ausersehen worden, es der Welt zu erhalten.

— — — — — — — —

Der Gerettete öffnete die Augen: dunkle, mächtige, prachtvolle Augen. Er schaute verständnislos um sich, sank gleich darauf in neue Bewußtlosigkeit, die dieses Mal ein dem Tode ähnlicher, Leben bringender Schlaf war. Ein seltsames Gefühl überkam den Professor bei dem Sichöffnen der zwei jungen Menschenaugen: ‚Durch Dich öffnen sie sich wieder! Wenn es für diesen armen Jungen besser gewesen, sie wären für ewig geschlossen geblieben, so trägst Du die Schuld daran. Du nahmst eine schwere Verantwortung auf Dich.‘

In der Rocktasche des Geretteten tat er einen Fund. Es war ein Blatt durchnäßten Papiers, auf dem einige, mit Bleistift geschriebene, durch die Feuchtigkeit fast verwischte, kaum zu entziffernde Worte standen.

„Ich heiße Marco Lippi, wohne auf den ‚Pratri di Castelli‘. (Kaum leserlich folgten der Name der Straße und die Nummer.) Ich nahm mir das Leben, weil mein Vater meine Mutter in den Tod trieb. Ich bitte, mich neben meiner Mutter zu begraben und keine Messe für mich lesen zu lassen, da ich in aller Ewigkeit bei meiner Mutter bleiben will, die auch als Selbstmörderin starb.“

Der Professor las mit bebender Stimme, dann schlich er auf den Zehen zu dem Bett zurück und lauschte auf des Schlafenden Atemzüge. Sie waren regelmäßig, tief und ruhig.

Der Wachende stellte sich das Leben dieses Jünglings vor: eine angebetete Mutter, die durch den Mann, dem sie einen Sohn geboren hatte, in den Tod getrieben worden war. Sie liebte ihren Sohn zärtlich, diesen guten und schönen Sohn. Trotzdem starb sie, nicht ahnend, daß sie ihren Sohn nach sich in den Tod ziehen würde.

Nach welchen Leiden, welchen Qualen aber war ihr Sohn zu dem Entschlusse gelangt, seiner Mutter zu folgen?

Wenn er nun erwachte, wenn er sein Leben begriff? Wenn er begriff, daß seine Leiden, seine Qualen vergeblich gewesen waren und von neuem beginnen sollten? Wenn er dann von neuem den Tod suchte —

Die Verantwortung, welche der Gelehrte durch die Rettung des jungen Lebens auf sich geladen hatte, machte sich ihm mehr und mehr fühlbar. Mit der Rettung allein war's nicht getan; es mußte eine Erhaltung dieses geretteten Lebens werden. Wie sollte er erhalten können, was ihm nicht gehörte?

Er mußte den jungen Menschen seinem Vater zurückgeben, einem solchen Vater! Natürlich würde er mit dem Manne reden, würde ihn zur Verantwortung ziehen für die zerstörten Leben, die er auf dem Gewissen hatte: Mutter und Sohn. Der Vater des Geretteten aber konnte dem Fremden die Türe weisen — und was dann?

Eine ganz neue Empfindung regte sich in dem einsamen Herzen des Alternden mit dem Beinamen des ‚Buonissimo'. Eine weiche, väterliche, zärtliche Empfindung war's. Er wandte kein Auge von dem jungen Antlitz, dessen Schönheit ihm immer reiner, immer edler, immer vollkommener erschien. Rein und edel war in diesem vollendeten Menschengebilde gewiß auch die Seele; denn nur ein vom Schmutz der Welt unberührtes, adeliges Gemüt konnte eine Mutter so fanatisch lieben, daß der Schmerz um sie es in den Tod trieb.

Ein tiefsinniges Wort der geliebten Alten lautete: „Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben." Was hieß es anders, als daß ein Mensch selig zu preisen sei, wenn er in vollster Seelenreinheit und Güte der Jugend, mit all seinem Sehnen und Wähnen, seinen Illusionen und Idealen dem Leben entrissen ward, welches die erbarmungslose Zerstörerin des Reinen und Guten in der Menschenseele war.

Indem er den jungen Marco Lippi vom Tode errettete, hatte der Professor das große Götterwort an seiner Erfüllung gehindert, hatte er diese Jünglingsseele den Mächten überliefert, die sie früher oder später ihrer Reinheit berauben und sie dem allgemeinen Menschenschicksal überantworten würden. „Das ist das Los des Schönen auf der Erde!" Es war ein grauenvolleres Los, als von Pferdehufen zertreten zu werden.

— — — — — — — —

Bis über Mittag wartete der Professor an dem Bette des Geretteten. Dann erwachte dieser.

So hatte er es sich doch nicht vorgestellt: nicht einen solchen Ausbruch von Verzweiflung und Jammer. Der Ärmste hatte das Gräßliche seines furchtbaren Todeskampfes bereits überstanden gehabt; seine letzte Empfindung war gewesen: ‚Es ist überwunden . . .'

Und er lebte.

„Armer Junge, armer Junge!"

Es war alles, was der Professor bleichen Angesichts zu stammeln vermochte, nach der Hand des Unglücklichen tastend. Aber dieser stieß die Hand, die ihn wieder zum Lichte des Tages gezogen hatte, leidenschaftlich zurück.

„Wer sind Sie? Welches Recht besitzen Sie, sich zwischen mich und den Tod zu drängen? Ich konnte nicht länger leben, wollte nicht: Ich war zu unglücklich, zu verzweifelt. O Mutter, Mutter, Mutter!"

„Um Ihrer Mutter willen taten Sie das Furchtbare, ich weiß. Ihre arme Mutter ist tot, und wenn sie wüßte, daß Sie um ihretwillen sterben wollten . . . Sie sind so jung, das Leben verfügt über solche wunderbare Zauberkräfte, ist eine große Wohltäterin . . . Es kann auch die Wunden heilen, die Ihnen vom Schicksal geschlagen wurden . . . Sie hassen mich jetzt; aber vielleicht kommt ein Tag, an dem Sie erkennen müssen, daß Ihr Lebensretter nicht Ihr Verderber war . . . Sie wollen nicht auf mich hören, können wohl auch nicht, jetzt noch nicht . . . Armer Junge, armer Junge!"

Der mit solchem Mitleid Bedauerte weinte.

Es war ein Schluchzen, als wollte er sein gerettetes Leben in Tränen hinströmen lassen.

„Mutter, Mutter, Mutter!"

Immer und immer dieser Name unter Tränen und Schluchzen gerufen, gerufen in allen Tönen der Liebe, der Verzweif-

lung und des Jammers. Als der Anfall vorüber war, bat der Profeſſor: „Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, wenn Sie einem Fremden davon erzählen wollen. Aber ich bin für Sie kein Fremder. Sie tun mir ſo leid. Ich kann es nicht ſagen, wie leid Sie mir tun. Vielleicht vermag ich Ihnen beizuſtehen in Ihrer Not. Das iſt meine Pflicht; mehr als das: es iſt mein Recht. Verſtehen Sie wohl: mein Recht. Da ich Sie einmal am Leben erhielt, ſo iſt es das.“

Die Stimme des Gelehrten, der ein guter Menſch war, klang ſo weich wie eine zärtliche Mutterſtimme, die zu einem mit dem Tode ringenden Kinde ſpricht, dieſem vom Sonnenſchein, Blumen und Spielen vorplaudert. Er hielt des armen Jünglings Hand gefaßt, ſie von Zeit zu Zeit ſtreichelnd, ſo leis und liebkoſend, wie der Klang ſeiner Stimme war.

Dieſes Mal ließ Marco Lippi ſeine Hand in der ſeines Retters. Er lag regungslos mit geſchloſſenen Augen, unwillkürlich auf die flüſternde, liebevolle Stimme lauſchend, ſie zu ſich ſprechen laſſend ... Die Sommerſonne ſchien auf das Bett. Er fühlte ihren Glanz, der zugleich Leben war. Der Jüngling, hinter dem die Pforte, die ins dunkle Reich hinabführte, ſich bereits geſchloſſen hatte, wollte den ihm wiedergeſchenkten Tag haſſen, am Leben verzweifeln. Aber während die himmliſche Sonne ihn beſchien und die leiſe, linde Stimme ihm zuflüſterte, beſchlich ihn jene göttliche, barmherzige Macht, ohne die es kein Leben gibt. Er wehrte ſich noch dagegen, als ſie bereits anfing, über ihn Gewalt zu gewinnen. Ein Schrecken, dem Entſetzen gleich, bemächtigte ſich ſeiner, als er entdecken mußte, daß ſeine leidenſchaftliche Verzweiflung mehr und mehr einer heimlichen Hoffnung wich: der Hoffnung, durch die liebevolle Stimme von neuem dem Leben zugeführt zu werden, einem vielleicht guten und glücklichen Leben.

Unwillkürlich legte er ſeine Hand feſter in die umſchließende Rechte des Gelehrten. So, mit geſchloſſenen Augen, erzählte der junge Marco ſeinem Retter die Geſchichte ſeines Lebens.

— — — — — — — —

„Mein Vater iſt Advokat. Sie wiſſen, was das bei uns in Italien ſagen will: der Mann, der der unbeſtechlichſte und gerechteſte ſein ſollte, kann bei uns der ſchändlichſte ſein — ein Schuft.

Ich glaube, mein Vater beſitzt glänzende Gaben. Trotzdem hat er es nicht weit gebracht, nicht weiter als bis zum Winkeladvokaten. Dunkle Leute mit dunklen Geſchichten holen ſich bei ihm Rat und Hilfe. Es iſt Schmutz, wiſſen Sie.

Ich war noch ein Kind, als ich ſchon merkte, daß es mein Vater nicht weit gebracht hatte. Und weswegen nicht weit? Wegen der Frauen. Deshalb hatte meine Mutter ſo oft verweinte Augen, deshalb verwelkte, alterte ſie ſo ſchnell. Das merkte ich bald, viel zu bald. Ich merkte, daß meine Mutter den Vater unſinnig liebte, daß ſie an ihm hing, daß ſie von ihm nicht laſſen konnte. Und ich merkte, daß mein Vater meine Mutter nicht wieder liebte, daß er ſie um ihrer verweinten Augen und ihres raſchen Verblühens willen haßte, daß er ſich ihrer am liebſten entledigt hätte, daß er, um meine Mutter recht tief zu demütigen, ſich freute, wenn ihm die Frauen bis ins Haus hinein nachliefen. Schon als Kind merkte ich, daß unſer Haus nicht nur voll heimlichen Jammers, voller Tränen und Unglück, ſondern auch voller Schmutz und Schuld war.

Mein Vater hat etwas an ſich, daß ich ihn ebenſo unſinnig lieben könnte, wie meine Mutter ihn liebte. Mein Vater aber haßte mich, denn ich hatte die Augen meiner Muttter, die nämlichen Augen, die durch ſeine Schuld ſolchen todtraurigen Blick hatten und oft ſo verweint ausſahen — ſo ſehr oft. Selbſt meines Vaters Haß hätte meiner Liebe nichts anhaben können; aber —

Aber weil er meine Mutter mißhandelte, weil er ſie hinmordete: langſam, jeden Tag um einen Blutstropfen, einen Herzſchlag mehr; weil er es ihren Sohn mit anſehen ließ — Tag für Tag, jahraus, jahrein — töten hätte ich meinen Vater können, den ich für mein Leben gern abgöttiſch geliebt hätte.

Meine Mutter hinmorden, sage ich. Nicht nur ihren Körper, sondern auch ihre Seele. Meine Mutter wurde siech an Körper und Geist. Es gab Menschen, die meinem Vater rieten, sie in eine Irrenanstalt zu tun. Besonders die Frauen rieten ihm dazu.

Für sein Leben gern hätte er es getan, hätte er meine Mutter begraben lassen und eine Junge und Schöne zur Frau genommen. Er tat es nicht, weil ich mit meinen Augen ihn ansah, weil meine Augen ihm zuriefen: ‚Ich weiß, was Du tun möchtest! Ich, Dein Sohn.‘ Mein Vater fürchtete sich vor meinen Augen, und weil er mich fürchtete, haßte er mich. Das alles merkte ich bereits, als ich noch ein kleiner Knabe war ...

Meine Mutter welkte rettungslos hin. Ich konnte ihr nicht beistehen in ihrer großen Not, sie nicht trösten. Sie hatte mich sehr lieb und sie wußte, daß ich schon als kleiner Knabe ein unglückliches Kind war — ihretwillen.

Wie soll ich nur sagen, wie es zwischen mir und meiner Mutter war. In mir muß etwas von meines Vaters Seele und Natur sein. Trotzdem ich meines Vaters Augen nicht habe, mußte meine Mutter das empfunden haben. Ich war noch ein kleiner Knabe, als sie über meinem Haupte heimlich Ströme von Tränen vergoß, mit Küssen und Liebkosungen mich fast erstickend. Plötzlich kam es dann über sie, daß sie mich von sich stieß: ‚Du bist wie Dein Vater, Du wirst wie Dein Vater! Geh fort! Geh, geh!‘ Mein Vater haßte mich, weil ich meiner Mutter Augen hatte, und es gab Zeiten, wo mich auch meine Mutter haßte, weil ich meinem Vater ähnlich sah. So wuchs ich auf.

Ach Herr, warum ließen Sie mich nicht sterben? Denn wenn ich meines Vaters wahrer Sohn wäre —

Wie ich Ihnen erzählte, daß es war, so blieb es im Hause meiner Eltern. Es blieb darin bei Mißhandlungen und Jammer, bei Schande und Schmutz. Mein Vater sank tiefer und tiefer. Was er erwarb, vertat er mit den Frauen, die ihm bis ins Haus hinein nachliefen, und — meine Mutter liebte ihn trotzdem noch immer mehr als ihr Seelenheil.

Um mich kümmerte sich niemand. Wenn meine Mutter nicht mißhandelt wurde und ihre Augen vom Weinen nicht zu trübe waren, saß sie in der Kammer, wo es auch an den sonnigsten Tagen feucht und dunkel war, und spann Leinwand für meine Hemden oder besserte meine Wäsche und Kleider aus. Das war das Einzige, worin sie ihre große Mutterliebe betätigen konnte. Und dies Einzige tat sie scheu und heimlich, als ob es ein Unrecht wäre. Ich besuchte eine gute Schule; aber ich lernte nichts. Ich war zum Lernen zu unglücklich. Herr, ach Herr! So wuchs ich auf.

Vor einem Jahre war's, daß das Unglück zu uns ins Haus kam. In welcher Gestalt! Fein und zierlich; blutjung, kaum älter als ich. Wie konnte solch feines und zierliches Wesen, solch blutjunges Geschöpf zu meinem Vater ins Haus kommen? Ich wußte es nicht, weiß es noch heute nicht; ich glaubte damals, daß sie als Klientin kam, um sich bei meinem Vater Rat und Hilfe zu holen!

Ich habe so viel darüber nachgedacht, durch Tage und Nächte; aber ich habe es nicht ausdenken können.

Sie kam eben, und mein Vater ließ sie nicht mehr fort ...

Sie hätten sie sehen sollen! Und was für Haar sie hat! Gelbes, goldenes — Herr, ach Herr!

Mit ihrem gelben Haar tat sie es meinem Vater an, als ob sie ihm einen Zaubertrank eingegeben hätte. Er wollte nichts anderes mehr tun, als nur beständig ihr gelbes Haar leuchten sehen. Dabei ließ sie sich von ihm nicht anrühren. Wer zu ihm kam, um Rat und Hilfe von ihm zu begehren, wurde fortgeschickt. Wir gerieten in Elend und Not. Bisweilen sagte sie meinem Vater: er müsse Geld verdienen! Sie wolle schöne Kleider tragen, sich mit Schmuck behängen und in einem feinen Wagen Korso fahren. Dann schlug er sie. Anrühren durfte er sie nicht: nicht mit zärtlichen Händen; aber schlagen ließ sie sich von ihm. Er schrie dann selbst gräßlich auf, sie aber lachte ihn aus. Wie eine

Digitiz

Dr. Jos. Brahm, Zahnlehrerseminar.
Architekt: Max Hans Kühne.

Teufelin lachte sie. Sagen läßt es sich nicht.

Und nicht sagen läßt sich, was meine Mutter litt.

Ich haßte die gelbhaarige Hexe. Erwürgen hätte ich sie mögen! Mit ihrem eigenen Haar! Um meiner Mutter willen! Aber wenn sie mich auslachte, weil ich solch großer, grämlicher Junge war, der immer traurige Augen machte, die sie nicht ausstehen konnte, dann . . . Herr, ach Herr, stellen Sie sich vor, dann hätte ich sie am liebsten küssen mögen.

Bisweilen war in unserem Hause die Not so groß, daß wir Hunger leiden mußten. Mir tat das Hungern nicht weh. Aber meine Mutter! ... Der Gelbhaarigen wegen mußte meine Mutter Hunger leiden.

Von Tag zu Tag wurde sie elender, stumpfer, ‚toller' — wie mein Vater es nannte. In der letzten Woche war es so, daß mein Vater in meinem Beisein zu der Gelbhaarigen sagte: ‚Nachgerade ist sie ganz toll. Morgen wird sie fortgeschafft. Dann wirst Du . . . He, Junge, was willst Du von mir?'

Was ich von ihm wollte? Daß er meine Mutter nicht in ihr Grab schicken sollte! Schützen wollte ich sie vor meinem Vater. Im Beisein der Dirne sagte ich ihm, daß er meine Mutter toll gemacht hätte, daß er sie jetzt fortschaffen wollte, um . . . Und ich sagte zu ihm: er sollte zugleich mit meiner Mutter auch seinen Sohn fortschaffen.

Mein Vater erwiderte: ‚Hinaus! Hinaus, Du und sie! Fort mit Euch beiden!'

Er packte mich bei den Schultern und riß mich zur Türe. Da trat die Bicetta auf mich zu, sagte ruhig und laut: ‚Geh, Marco. Ich gehe mit Dir.'

Was danach geschah, weiß ich nicht. Ich weiß nicht, ob mein Vater mich umbringen wollte oder sie. Vermutlich uns beide. Aber in der Kammer meiner Mutter hörte ich einen Laut, so schmerzlich, so schrecklich, daß mir's war, als ob jemand einen schweren Schlag gegen mein Herz führte. Ich ließ die Bicetta stehen, riß die Türe auf ... Die Kammer meiner Mutter, daraus noch eben der schmerzliche, schreckliche Laut gedrungen war, war leer, und in der Kammer stand das Fenster weit offen.

In dem nämlichen Augenblick, da ich in die Kammer stürzte, hörte ich unten, tief unten, auf dem Steinpflaster des Hofes etwas dumpf aufschlagen. Etwas wie einen schweren Körper . . .

Sie war gleich tot gewesen. Es mußte ihr auch gar nicht weh getan haben. Ihre Züge waren ganz ruhig, so sanft, freundlich und friedfertig, wie ich sie im Leben niemals gesehen hatte. Meine Mutter mußte sterben, um ein glückliches Gesicht zu machen. Schrecklich war nur, daß sie die Augen weit offen hatte.

Ihre Augen sagten zu mir: Komm bald, sei Deiner Mutter guter Sohn und — lieber Sohn, komm mir bald nach."

— — — — — — — — —

Des weiteren erzählte der Knabe seinem Retter, wie er nach dem Tiber gegangen und am Tiber umhergeirrt war, bis tief in die Nacht hinein. Und beständig hörte er die Stimme seiner Mutter sagen: Komm bald! Und beständig glaubte er in seiner toten Mutter weit offene Augen zu sehen.

„Herr, ach Herr, warum ließen Sie es mich nicht vollbringen?!"

IV.

Sor Riccardo ließ Marco auf seinem Lager unter der Obhut von Signora Clelia. Er hatte seine Wohnung bereits verlassen, als er noch einmal umkehrte, als müßte er sich durch den Anblick des blassen Jünglings auf seinem Bette nochmals versichern lassen, daß er das große Erlebnis wirklich nicht geträumt hatte. Die Türe leise öffnend und eintretend, begegnete er Marcos Blick. Für einen so jungen Menschen war es ein todtrauriger, ein trostloser Blick. Aber als der Sohn des Advokaten Lippi das unschöne Gesicht des Professors plötzlich in der Tür erscheinen sah, leuchtete in den schwermütigen Augen etwas Helles und Freudiges auf. Sor Riccardo bemerkte es und fühlte etwas in seinem Leben nie Empfundenes: er fühlte, daß selbst die Sonne seines geliebten Rom sein Herz nicht mit solcher Wärme durchströmte, wie das freudige Aufstrahlen dieser zwei dunklen, todtraurigen Augen.

Es war gut, daß der Professor seine einzige Schönheit hinter trüben Brillengläsern versteckt trug; wenigstens an diesem köstlichen Sommertage war es gut. Denn ohne seine Brille würde Marco gesehen haben, daß in diesen Augen Tränen aufstiegen, das Zeichen einer Schwäche, die eines alten Germanen gänzlich unwürdig war. Seine Bewegung bezwingend, nickte der Gelehrte seinem neuen Hausgenossen zu: „Sei ruhig, mein Junge, sei ganz ruhig. Ich werde mit dem Vater reden, und zwar ein deutsches Wort in meinem geliebten Italienisch. Diese Menschen sollen Dir nichts mehr anhaben dürfen, sie sollen Dich mir lassen müssen. Das heißt, wenn Du willst; wenn Du mir erlaubst, für Dich Sorge zu tragen? Vatersorgen! ... Aber vielleicht willst Du gar nicht bleiben. Schon heute? Vielleicht ...“

„Ich will nicht zurück zu meinem Vater! Um Himmels willen, nur das nicht; lassen Sie mich nie wieder zurück! Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an.“

Bei ihm bleiben wollte er ... Fast hätte der Professor einen lauten Freudenruf ausgestoßen; fast wäre er zu dem, der bei ihm bleiben wollte, hingestürzt, um ihm zu danken, weil er ihm gestattete, ihn zu lieben und Sorge für ihn zu tragen: ‚Vatersorgen‘.

— — — — — — — — —

Wer Richard Hille an diesem für ihn gesegneten Tage durch die Straßen eilen sah, und wer es der Mühe wert gefunden hätte, dem Eilenden aufmerksam ins Gesicht zu sehen, der hätte sich sagen müssen: Das ist einer, der heute einen glücklichen Tag hat, dem heute etwas Großes begegnet ist!

Aber niemand achtete auf ihn; außer den umherziehenden Händlern nicht eine einzige Seele. Da Rom um diese Jahreszeit von Fremden beinahe entleert war, so stürzten sich jene auf dieses durch einen Zufall zurückgebliebene Exemplar, es als seltenes Beutestück betrachtend. Die meisten freilich kannten Sor Riccardo, hefteten sich jedoch trotzdem wie eine Schar von Erinnyen an seine Fersen. Er geriet jedesmal in eine seine Plaggeister sehr belustigende Wut, wenn er von einem mit Ansichtskarten, geschnittenen Steinen und schlechtem Schmuck handelnden Romulusenkel auf den ersten Blick als ‚Forestiere‘ erkannt wurde. Und gar, wenn die menschlichen Schmeißfliegen ihn, Sor Riccardo, in seinem in diesem Augenblick gar nicht geliebten Deutsch anredeten! Gerade, als müßte der Name seines Vaterlandes in leuchtenden Lettern auf seiner Stirne geschrieben stehen, wurde er von diesem widerwärtigen Volke auf den ersten Blick als ‚Tedesco‘ erkannt, als solcher angeredet, als solcher verfolgt. Zunächst blieb er ruhig und gefaßt, würdevoll seine Rechte aufstreckend und mit dem Zeigefinger die bekannte Bewegung der Verneinung machend. Seine Ruhe und Fassung machten aber einem stillen Grimme Platz, wenn seine Verfolger durch dieses Zeichen energischer Abwehr — es war sozusagen ein Freimaurerzeichen: ‚Lasse mich gefälligst in Ruhe. Du siehst, ich weiß Bescheid; Du erkennst in mir den Einheimischen, den Römer,‘ — sein Zorn wuchs, wenn seine Feinde sich dadurch nicht im geringsten abhalten ließen, die Verfolgung aufzugeben, sondern fortfuhren, ihm mit ‚Heimatklängen‘ in den Ohren zu liegen: „Kaufe Sie, wolle Sie?“ Aber dann brach Sor Riccardo los. Mitten auf der Straße blieb er stehen, wandte sich zum Angriff, schnaubte den Zudringlichen an, wetterte auf ihn ein — in seinem allerbesten Italienisch, das in solchen Momenten höchster Erregung zu seinem allerschlechtesten wurde. Hatte er sich ausgedonnert und setzte er seinen Weg fort, voll des erhebenden Bewußtseins des Sieges, — dann — bereits nach wenigen Schritten — dicht neben ihm, in heiterstem Tone, durchaus harmlos lachenden Angesichts: „Wolle Sie kaufe? Kaufe Sie!“ Es war furchtbar.

Heute ließ er die Meute jener Schufte weit hinter sich, bis er endlich in der Via Rasella war, Nr. 17 — endlich!

Er fand die alte Dame auf der Terrasse mitten unter ihren Blumen gärtnernd, wobei die kleine Else namens Lella emsig half. Vollständig harmlos begrüßte sie ihren Freund, als müßte sie es ihm nicht von seinem Gesicht ablesen,

daß ihm etwas Seltsames, etwas Großes begegnet war.

Jetzt sah sie es. Sie ließ die Hand, die die Gartenschere so geschickt wie den Pinsel führte, sinken, schaute ihn mit ihren klugen, klaren Augen betroffen an, sagte dann ruhig und freundlich: „Ihnen ist etwas Gutes geschehen, und Sie kommen damit sogleich zu mir. Gewiß ist es etwas, darüber ich mich von Herzen freuen kann."

„Ja, freuen müssen Sie sich mit mir. Schicken Sie nur die liebe Kleine fort."

So wurde denn Lella zu ihrer Mutter in die Küche geschickt. Tante Dora setzte sich auf die Bank unter den capresischen Passionsblumen und letzten Rosen, der Professor lief aufgeregt hin und her.

Hin und her laufend, erzählte er der aufmerksam Lauschenden. Ihr gutes Gesicht wurde dabei ernsthaft und immer ernsthafter, es wurde während des Zuhörens blaß, wurde tieftraurig.

— — — — — — — — —

„Jetzt wissen Sie das große Glück, das mir begegnet ist. Ich habe einen Menschen, einen jungen, schönen und guten Menschen, der fortan zu mir gehört, den ich lieben kann, für den ich sorgen darf . . . So freuen Sie sich doch mit mir . . . Was machen Sie denn für ein Gesicht?"

„Mein lieber Sor Riccardo, mein guter Freund, mir ist angst und bang zumute. Denn was soll daraus werden?"

„Was daraus werden soll? Das Schicksal hat mir geschenkt, was ich gestern noch so leidenschaftlich entbehrte, so sehnlichst wünschte, um was ich Sie gestern noch so heiß beneidete! Heute besitze ich dasselbe, was Sie besitzen: ein Kind, einen Sohn. Welch einen Sohn! Den schönsten, prächtigsten Jüngling!"

Tante Dora blieb trotzdem ernst und traurig. Sie fragte: „Von mir fort werden Sie also zu jenem schändlichen Vater gehen?"

„Gut, daß Sie mich daran erinnern. Sogleich muß ich gehen."

„Bleiben Sie noch eine kleine Weile."

„Wenn Sie sich mit mir freuen wollen."

„Ach, Sor Riccardo, wenn ich das nur könnte."

Sor Riccardo erschrak bis ins Herz hinein. Er rief aus: „Sie können nicht? Sie, meine beste Freundin, meine treue Kameradin, die glückliche Großmama der süßen kleinen Lella können sich nicht freuen, weil mein alt und arm werdendes Leben plötzlich wie durch ein Wunder jung und reich wurde, wie das Ihre es schon längst ist?"

„Sie werden von dem schändlichen Vater den Sohn für sich fordern?"

„Er muß mir ihn lassen. Sie befürchten doch nicht, er könnte mir den armen Knaben wieder nehmen?"

„Ich fürchte, er läßt Ihnen seinen Sohn."

„Tante Dora, o Tante Dora!"

Auch sie war jetzt so erregt, daß sie aufstand und den Versuch machte, gleichfalls auf der Terrasse hin und her zu laufen. Der enge Raum zwischen den Blumen und Büschen gestattete solche Promenade jedoch nur für einen Spaziergänger.

„Welche Ursache haben Sie für Ihre Befürchtung?"

Des Professors Stimme klang unsicher; die kleine Dame, die gewöhnlich laut und kräftig sprach, erwiderte leise: „Welche Ursache ich habe? Sie liegt in des unglücklichen Jünglings eigener Seele. Vergessen Sie doch nicht: seine Mutter stieß ihn von sich, weil er in seiner Seele seinem Vater gleicht!"

Außer sich rief Tante Doras guter Freund: „Wie können Sie nur so sprechen? Die Sie die Güte, die Gerechtigkeit selbst sind!"

Tante Dora verteidigte sich nicht. Sie fühlte sich im tiefsten Gemüt bedrückt und von einer Angst erfaßt, die ihr selber unerklärlich war. Sor Riccardo hatte ja recht: blutiges Mitleid mit dem Jüngling, der sein Unglück in den Wellen des Stromes begraben wollte, hätte sie erfassen und ganz durchdringen müssen. Zum ersten Male geschah es ihr, daß sie sich ungütig und ungerecht, schlecht und hartherzig vorkam. Sie schalt sich selbst, wie ihr Freund sie gescholten hatte; und dennoch —

Sor Riccardo stand vor ihr, sah sie still und ernst an und fragte sie: „Wollen Sie, daß ich jetzt nicht zu dem Vater gehe?

Digitized by Google

Soll ich von Ihnen fort in meine Wohnung zurückkehren und dem jungen Menschen sagen: ‚Mache, daß Du hinauskommst! Ich habe Dir zwar das Leben gerettet, aber ich will dafür keine Verantwortung tragen. Marsch hinaus!‘ Verlangen Sie das von mir? Eine solche offenbare Schändlichkeit?“

Leise erwiderte Tante Dora: „Nein, mein Freund. Sie müssen zu dem Vater gehen, müssen den Sohn von ihm fordern. Sie müssen fortfahren, sein Schicksal zu sein, müssen die Verantwortung auf sich nehmen. Aber . . .“

Und die alte Dame mit dem jungen Herzen brach in Tränen aus.

— — — — — — — — — — —

Langsam und mit einem Gesicht, auf dem aller Glanz der Freude erloschen war, verließ Sor Riccardo die Via Rasella, um sich durch die Via Sistina über Pincio und Piazza del Popolo nach dem jenseitigen Tiberufer zu begeben. Über den Pincio war es ein Umweg, der zweite, den er heute machte. Er mußte sich jedoch beruhigen.

„Tante Dora, o Tante Dora!“

Er sagte es halblaut vor sich hin, vorwurfsvoll, anklagend. Es schmerzte ihn, gegen Tante Dora so vorwurfsvoll empfinden zu müssen. Aber er konnte ihr und sich selbst nicht helfen. Natürlich schenkte er ihrer Sorge keinen Glauben. Im Gegenteil: er fühlte sich durch ihre Zweifel in seinem Glauben bestärkt. Zugleich ergriff ihn wieder jenes unaussprechliche, jenes ungeheure Mitleid, das ihm die Kraft gab, den Sinkenden emporzuheben an das Ufer und ihn bis in sein Haus zu tragen. Die nämliche Kraft — das fühlte Sor Riccardo wie eine Offenbarung — das nämliche Heldentum des Mitleids würde er fortan dem Geretteten gegenüber immer empfinden, mochte die Freundin in ihrer Sorge um ihn noch so sehr zweifeln.

Jetzt ging er rascher. Als er von der untern Pincioterrasse aus auf das am jenseitigen Stromufer sich ausdehnende, neue Quartier blickte, kam ihm das Ziel, dem er entgegenschritt, voll zum Bewußtsein. Jenes Weibes und jenes Mannes gedenkend, die Mutter und Sohn in den Tod getrieben hatten, überkam seine ehrliche Seele von neuem die ganze Wucht der Empörung. Er wollte sie den beiden zu fühlen geben, wollte sie zermalmen — moralisch natürlich. Jetzt überschritt er den Ponte Magherita. Wie hatte Rom sich verändert! Noch vor zwei Jahrzehnten war die Gegend hier eine historische Idylle gewesen: wild zerrissene Stromufer mit einer Fähre, Wiesen und Weidegründen, Gemüseland und Felder hohen Röhrichts bis unmittelbar an die gewaltigen Mauern des Kaisergrabes, bis unter die Fenster des Vatikan. Herden weideten hier, gehütet von braunen Männern in Ziegenfellen, und an Feiertagen hielten Römer und Römerinnen auf den Triften ihre harmlos-fröhlichen Gastereien. Und heute —

Eine monumentale Brücke führt über den Tiber; der wilde Strom ist in haushohe Quaderwände eingedämmt; statt der schönen Wildnis Plätze und Straßen, breite, schnurgerade; Mietskaserne an Mietskaserne.

Ein ganzer großer Stadtteil für die Neurömer, gestampft aus dem geduldigen Boden, einstmals überflutet von dem Blute all der Nationen, die Roms Feinde und Belagerer waren. Das moderne reiche Rom sollte in diesem häßlichen Palastviertel Wohnung nehmen und — Roms Proletariat fand darin eine bleibende Stätte, ihr das Zeichen ihrer Bewohner aufprägend: Schmutz, Verkommenheit, Verfall. Die ewige Roma glich hier einer mit schlechtem Tand und falschem Schmuck aufgeputzten, armseligen Dirne.

Mit einer Empfindung von Trauer, gemischt mit Ekel, fragte sich der Professor zurecht. Er fand die Straße und das Haus. Die pompöse Fassade war wie eingehüllt in zum Trocknen aufgehängter Wäsche; der Bewurf war abgefallen; die Mauern zeigten klaffende Risse. In diesem allerneusten Rom herrschte der Geist des Uralten, Einstürzenden, Vergehenden.

Mit immer beklommener und trauriger werdendem Herzen stieg Sor Riccardo die Treppe hinauf. Das große, trostlose Haus erschloß dem Besucher vielfach sein Inneres. An offenen Türen vor-

übergehend, warf er einen Blick in die Wohnungen. Einige Räume hatten Parkettfußböden; an den Wänden waren die Reste von Goldtapeten; abgefallene Stukkatur zierte die Decken.

Die Türe siebenundzwanzig war die Wohnung des Advokaten Lippi. Sor Riccardo läutete. „Ist der Advokat Lippi zu Hause?“ „Wünschen Sie etwas von ihm?“ „Ich habe mit ihm zu sprechen.“ „Kommen Sie in Geschäften?“ „Das werde ich dem Advokaten selbst sagen.“ „Herr Lippi sieht nur Personen, die in Geschäften zu ihm kommen.“ „Sie sind seine Frau?“

Sor Riccardo tat diese Frage, als ob er damit dem jungen Weibe, welches ihm geöffnet hatte, einen Schlag ins Gesicht versetzen wollte, ohne jedoch die erwartete Wirkung nur im geringsten zu erzielen. Er erkannte sie sofort. Sie war schlank, fast schmächtig; ein blasses, kindliches Gesicht, dunkle Augen, sehr rote Lippen und das hellblonde Haar in prachtvollen, halbgelösten Strähnen um das zierliche Köpfchen gesteckt.

Vollkommen gelassen antwortete die Gefragte: „Nein, ich bin nicht seine Frau. Ich besorge sein Hauswesen. Was wünschen Sie also von ihm?“

„Sie sind die Bicetta?“

„Wenn Sie mich kennen, warum fragen Sie mich, ob ich seine Frau sei?“

Bevor der Professor auf diese Frage, der er die Antwort hätte schuldig bleiben müssen, entgegnen konnte, hörte er aus dem Innern der Wohnung eine heisere Männerstimme rufen: „Bice! He, Bicetta! Mit wem schwatzest Du?“

„Sagen Sie dem Advokaten Lippi, daß ein Fremder ihn zu sprechen wünscht.“

Ihn feindselig anblinzelnd, wiederholte sie: „Ich sagte Ihnen schon, Herr Lippi sieht niemand, der nicht in Geschäften zu ihm kommt.“

„Ich komme wegen seines Sohnes.“

„Marco! Sie kommen von Marco? Ist er tot? Lebt er? Weshalb kommt er nicht selbst? Weshalb schickt er Sie? Tag und Nacht gebetet habe ich, der Madonna von Sant' Agostino eine geweihte Kerze gelobt, wenn er zu mir zurückkommt.“

„Bicetta, wirst Du wohl gleich . . .“

Sor Riccardo vernahm einen Fluch und das Aufreißen einer Tür. Da sagte die Bicetta laut und gleichgültig, als hätte sie mit dem Fremden vom Wetter gesprochen: „Es ist jemand hier, er kommt von Marco.“

Wieder eine wilde Verwünschung.

Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, trat sie beiseite, auf eine Tür deutend, in der jetzt der Gelehrte die hohe, hagere Gestalt des Advokaten Lippi, des Vaters seines Schützlings, sah. Herr Lippi schrie den Fremden an: „Wer sind Sie und was schert Sie der Lümmel?“

„Das werde ich Ihnen in Ihrem Zimmer sagen. Übrigens muß ich Sie bitten, in einem anderen Tone mit mir zu sprechen.“

„In welchem Tone?“

„In einem höflichen Tone.“

Bicetta war hinter dem Professor in das Zimmer getreten. Er hörte sie lachen: leise und eigentümlich melodisch.

Der Advokat begann die Unterredung: „Also in einem höflichen Tone frage ich Sie, mit wem ich die Ehre habe, zu reden?“

Sor Riccordo nannte seinen Namen.

„Ferner frage ich Sie höflich, was Sie mit dem jungen Menschen zu schaffen haben, der leider mein Herr Sohn ist?“

„Leider. Niemand kann das mehr bedauern als ich.“

„Sie sind ja ungemein höflich. Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen.“

Professor Hille blieb stehen. Er sah sich den Mann an, den er moralisch zermalmen wollte. Es mußte eine prachtvolle Gestalt gewesen sein: Zoll für Zoll ein Römer. Um so jammervoller der Verfall, die Verkommenheit dieses einst edlen Menschenbildes. Was auf Sor Riccardo aber den stärksten Eindruck machte, war die Ähnlichkeit des Sohnes mit diesem Vater!

„Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen,“ hatte der Advokat mit spöttischer Höflichkeit gefragt. Sor Riccardo wäre es nicht eingefallen, in dieses Menschen Gegenwart sich zu setzen. Aber selbst, wenn er der Anforderung hätte Folge leisten wollen, so hätte er stehen bleiben müssen. In dem Zimmer befand

sich nur eine Bettstatt, sonst kein anderes Stück Möbel und Gerät. Nicht ein einziges! Das Zimmer schien wie ausgeräumt, ein Raum von unbeschreiblicher Trostlosigkeit, feucht und schmierig.

Der Advokat ließ seinen Besuch stehen, setzte sich auf das Bett, darauf er vor dem Erscheinen des Professors gelegen hatte. Die Bicetta trat hinter ihn, heftete ihre brennenden Blicke auf das Gesicht des Gelehrten, starrte ihn unverwandt mit einem boshaften Ausdruck an.

„Verzeihen Sie, daß ich es mir in Ihrer Gegenwart bequem mache. Wie ich bemerke, sind Sie über die Ausstattung dieses Gemaches erstaunt. Kurz vor Ihnen war nämlich schon ein anderer höflicher Herr bei mir, ein Herr vom Gericht. Er machte sich die Unbequemlichkeit, mit Hilfe von einigen Facchini alles überflüssige Gerät aus meiner Wohnung zu schaffen. Es gibt eben keine Gerechtigkeit auf der Welt."

„Lassen Sie diesen Ton!"

„Erscheint er Ihnen noch immer nicht höflich genug, Herr."

Der Professor nannte seinen Namen noch einmal.

„Muß ich Sie bei Ihrem Namen nennen?"

„Sie dürfen es sich ersparen."

„Ich kann Sie ‚höflicher Herr' titulieren . . . Was also ist Ihr Begehr, höflicher Herr? Wenn es mir möglich sein sollte, wird Ihr Wunsch mir Befehl sein."

Seine Empörung bemeisternd, sagte der Professor: „Fahren Sie nur fort mit mir in solchem Tone zu sprechen. Ich möchte aus Ihrem Munde keinen andern hören."

„Wie Sie wünschen . . . Mit Ihrer Erlaubnis!"

Und der Mensch streckte sich der Länge nach auf dem Bette aus, an dessen Kopfende die Bicetta stand.

„Von Ihrer armen verstorbenen Frau rede ich nicht."

Der Advokat unterbrach ihn: „Daran tun Sie wohl. Ich erlaube keinem Fremden, sich in meine Privatverhältnisse zu mischen."

Sor Riccardo rief mit vor Erregung bebender Stimme: „Ihr Sohn sprang gestern nacht in den Fluß. Sie trieben auch Ihren unglücklichen Sohn dazu, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Zufällig kam ich des Weges. Ich rettete Ihren Sohn. Er befindet sich bei mir. Nach dieser Mitteilung gestatten Sie mir vielleicht doch, mich in Ihre Privatverhältnisse zu mischen. Sie sind zu trostlos, zu furchtbar, um es mit Vergnügen zu tun. Ich tue es mit Empörung, mit Abscheu. Jawohl, Herr Advokat Lippi, der Sie Frau und Sohn in den Tod trieben, mit Abscheu spreche ich zu Ihnen."

Sor Riccardo erhielt keine Antwort. Der Mann auf dem Bette hatte die Augen geschlossen und holte schwer Atem. Die Bicetta regte sich nicht, starrte aus weit offenen Augen herüber.

„Hörten Sie nicht? Ich brachte Ihnen eine entsetzliche Nachricht, entsetzlich für jedes menschliche Gefühl . . . Was sagten Sie?"

„Scheren Sie sich hinaus!"

„Ich werde Sie verlassen, sobald ich von Ihnen gehört habe, daß Sie alle Ansprüche auf Ihren Sohn aufgeben. Sollten Sie jedoch im Sinne haben, Ihren Sohn von mir zurückzufordern, so müßte ich gegen Sie die Hilfe der Polizei anrufen. Als Advokat werden Sie wissen . . ."

„Ich weiß, daß der Junge ein Lasterbube ist. Und ich weiß, daß ich nicht einmal für die Bicetta Brot im Hause habe, und die Bicetta will Kuchen essen . . . Wieviel geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Tunichtgut für alle Zeiten überlasse?"

Einen Augenblick verlor der Professor alle Fassung. Mit fast erstickter Stimme stieß er hervor: „Sie wollen Geld für Ihren Sohn?"

„Wieviel geben Sie mir für ihn?"

„Geld wollen Sie? Wieviel? Ich bin kein reicher Mann."

„Leihen Sie mir — zwanzigtausend Lire. Zwanzigtausend Lire leiht ein Galantuomo dem andern gegen Zinsen. Zehn Prozent, wenn Sie wollen, obgleich es Wucherzinsen sind. Ich werde Ihnen einen Schuldschein ausstellen. Was meinst Du, Bicetta? Zwanzigtausend Lire für den hübschen Jungen?"

Die Bicetta regte sich nicht, starrte

den Professor an. Dieser sagte: „Wenn ich Ihnen die zwanzigtausend Lire schenke, würden Sie dann . . .“

„Dann kann sich der Bengel noch einmal wie eine Ratte ersaufen.“

„Ich müßte erst etwas verkaufen, bevor ich Ihnen das Geld auszahlen kann.“

„So verkaufen Sie. Schnell!“

„Einstweilen, für den Augenblick . . .“ Und er suchte in seiner Westentasche, die sein Portemonnaie war. ‚Soviel ich bei mir habe. Es ist sehr wenig.“

„Genieren Sie sich nicht. Ich tue es auch nicht, wie Sie sehen.“

Sor Riccardo sah sich hilflos um nach einem Gegenstand, darauf er das Geld — es war ein Zwanziglirestück — hätte legen können. In dem Zimmer befand sich in der Tat nur das Bett; der Advokat wollte sich ausschütten vor Lachen: „Geben Sie es mir nur in die Hand. Sehen Sie wohl, daß Sie sich genieren? Ein Kavalier vor dem andern!“

„Sie sollen die zwanzigtausend Lire erhalten in der ersten Stunde, in der ich sie mir verschaffen kann.“

„Also gehen Sie.“

Das tat der Professor. Er beeilte sich, möglichst schnell von diesem Menschen, aus diesem Zimmer, diesem Hause, dieser verfaulten Lebensluft zu kommen, in der ein junger, noch guter Mensch zum Selbstmord getrieben wurde, weil er sich nicht ganz vergiften lassen wollte.

V.

Sor Riccardo eilte noch immer, was er eilen konnte, um aus der Straße, der ganzen fürchterlichen Gegend fortzukommen. Ihm war, als ob er die verpestete Luft in seiner reinlichen Gelehrtenseele mit sich davon trüge.

Der arme Junge! Der arme Junge!

Den ersten freien Wagen hielt er an. „Monte Caprino! Fahr schnell!“

Ihm fiel ein, der Kutscher könnte über den weiten Weg zornig werden und langsam fahren und versprach daher — das erstemal während seines langen Römerlebens — eine gute ‚Mancia‘. Wäre Tante Dora vorhin weniger sonderbar gewesen, so würde er trotz seiner Eile auch dieses Mal den Umweg durch die Via Rasella nicht gescheut haben, um ihr das Resultat seines Besuches mitzuteilen. Aber so, wie sie die ganze Sache auffaßte: ohne alle Freude, voller Sorgen und Angst, unterließ er es.

Tante Dora! O Tante Dora!

Er hatte seine Absicht erreicht: der ‚arme Junge‘ war sein, war Sor Riccardos Junge geworden! Er hatte das fremde Stück Leben zu seinem eigenen Leben gemacht, besaß fortan einen Sohn, einen schönen, prächtigen, trotz jener abscheulichen Pesthöhle und trotz Tante Doras unfreundlicher Sorge, geradezu herrlichen Knaben.

Aber zwanzigtausend Lire —

Die große Summe mußte schnell beschafft werden, womöglich noch heute. Erhielt der Mensch das Geld nicht, so konnte es ihm einfallen, den Sohn zurückzufordern oder sonst einen Druck auszuüben. Unvorsichtigerweise hatte Sor Riccardo dem Menschen seine Adresse gesagt.

Er befahl dem Kutscher, durch die Via Tor’ di Nono zu fahren, und ließ in der Nähe vom Palazzo Borghese halten. Hier wohnte einer der größten römischen Antiquare, von Sor Riccardo jedoch selten aufgesucht. Der Mann handelte nicht mit antiker Kunst, sondern trieb förmlich Wucher damit. Deshalb war er dem deutschen Gelehrten verhaßt; und das um so mehr, als er von allen Kunsthändlern Roms die seltensten, die herrlichsten Stücke besaß. Seine Sucher, seine Wühler und Spione waren durch das ganze Land verbreitet. Zu ‚empörend‘ geringen Preisen kaufte er die köstlichsten Werke auf, um sie dann für Riesensummen zu verschachern. Gerade das Schönste und Seltenste hinüber nach Amerika. Natürlich nach Amerika!

Der große Mann — er hatte das Äußere und Wesen eines Grandseigneur, dessen Ahnen mit Lucullus Muränen speisten — empfing den Archäologen in seinem prächtig ausgestatteten Privatgemach mit einer Höflichkeit, als käme seinesgleichen zu ihm: „Herr Professor, welche Ehre! Was verschafft mir das Vergnügen? Gewiß hörten Sie von meinem ‚Hermes‘? Griechische Originalarbeit, Herr Professor! Und wo gefunden? In dem Hofe eines Nonnen-

klosters! Der große Morgan will mir ein fürstliches Vermögen dafür geben."

„Verkaufen Sie also Ihren göttlichen Hellenen an den Milliardär . . . Nein, Herr, ich kam nicht Ihres Hermes wegen zu Ihnen."

„Immerhin eine große Ehre für mich. Bitte setzen Sie sich."

Aber Sor Riccardo blieb stehen, und zwar in seiner steifsten Haltung. In seiner rauhesten Weise erklärte er die Ursache seines Besuches: „Neulich waren Sie bei mir und fanden mich nicht zu Hause. Trotzdem drangen Sie bei mir ein. Sie sahen bei mir den Eros. Er gefiel Ihnen. Sie machten mir dafür ein Angebot, ohne zu fragen, ob ich das Kunstwerk — es ist griechische Originalarbeit, Herr! — überhaupt fortgeben wollte. Ich wollte es nicht. Verstehen Sie mich, zwanzigtausend Lire boten Sie mir dafür, obwohl Sie wissen, daß der Eros mit hunderttausend miserabel bezahlt wäre. Überhaupt ‚bezahlt' . . . Aber das verstehen Sie nicht. Kurz und gut: ich komme zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich eines andern besonnen habe."

„Sie bieten mir also Ihren Eros an? Wie gesagt: zwanzigtausend, bar ausbezahlt."

Mühsam, als würde ihm das Sprechen schwer, erwiderte der Archäologe: „Ich biete Ihnen meinen Eros an. Für fünfzigtausend Lire bar ausbezahlt können Sie ihn bei mir abholen lassen. Heute noch."

„Ich biete Ihnen zwanzigtausend."

„Und ich sage Ihnen: fünfzigtausend. Sie wissen wohl, daß Ihnen Ihr ‚großer Morgan' dafür ein ‚fürstliches Vermögen' geben würde, ohne mit Ihnen zu handeln — wie ich leider muß. Also bis heute abend die fünfzigtausend Lire, oder ich wende mich direkt an Ihren Amerikaner. Empfehle mich Ihnen."

„Herr Professor! So hören Sie doch . . ."

Der Professor hörte nicht mehr. Er hätte sonst aus dem Munde des großen Mannes hören können, daß er ein deutscher Bär sei. Überdies ein Esel; denn nur ein Esel könnte den Eros für solche Summe verkaufen. So waren sie nun einmal, diese Deutschen!

Der Besuch bei dem Händler mit Kunst und Schönheit hatte nicht volle fünf Minuten gedauert. Trotzdem empfand Sor Riccardo die kurze Verzögerung wie eine verschuldete Verlängerung von Marcos gewiß qualvollem Zustand. Er trieb den Kutscher zur Eile. Wie gewöhnlich hatte er von allen Rosinanten der ewigen Stadt den elendesten Gaul. Das gehörte nun einmal zu seinem römischen Pech.

Es gab für ihn nichts Aufregenderes, als in Rom zu fahren, wenn er Eile hatte. Dieses Gedränge von Wagen in den engen Straßen! Dabei schien außer ihm kein anderer Mensch Eile zu haben. Der Kutscher selbst am wenigsten. Die Gemütsruhe dieses Mannes empörte den Professor, der in Rom überhaupt aus den Aufregungen nicht herauskam. Entweder war es Staunen, Bewunderung, Glückseligkeit über Roms Herrlichkeiten, was ihn in einen Taumel, in einen wahren Rausch versetzte, oder er zitterte vor Wut über irgendeine Niedertracht irgendeines Romulus-Enkels. Es konnte auch eine Enkelin sein.

Piazza Montanara — endlich!

Er ließ den Kutscher halten, bezahlte und lief durch den dunkeln Torbogen wie ein Jüngling den Berg hinauf.

Obgleich er seine Wohnungsschlüssel bei sich hatte, zog er die Klingelschnur, als ob er sie abreißen wollte, empört, weil ihm nicht in demselben Augenblicke geöffnet wurde, und er schrie sein ‚Amici' schon, bevor die liebliche Stimme seiner Padrona sich erkundigte, wer da wäre. Die Klingelschnur ziehend, besann er sich auf den Schlüssel, schloß selbst auf, stürmte an der sich langsam heranwälzenden Signora Clelia vorüber.

Was war das? Stimmen in seiner Wohnung? Leute bei Marco! Wer? Wer anders als jener Galantuomo von Vater! Er riß die Türe auf und —

Und er sah bei seinem neuen Stück Lebensglück seine gute alte Tante Dora und Paolucc'. Wahrhaftig: auch Paolucc' war gekommen!

Ja, und wie sah er die Drei zusammen? Als ob sie immer beieinander gewesen wären, als ob sie zueinander gehörten: Professor Hilles alte Tante Dora und Sor Riccardos Junge! Die

Hidden Spaces in Time, 2008 by Barbara Nessim

Barbara Nessim

nämliche Tante Dora, die ihn — vor wenigen Stunden war es geweſen — mit flehend emporgehobenen Händen beſchworen hatte, den durch ihn aus den Fluten des Stromes Geretteten aus ſeinem reinlichen Zimmer und ſeinem ehrlichen Herzen wieder zurückzuſtoßen, in die Schlammfluten des Vaterhauſes.

Marco lag lang ausgeſtreckt in Sor Riccardos Arbeitszimmer auf Signora Clelias beſtem Sofa, und die beiden Frauen waren um ihn beſchäftigt, als ob der große Junge ein krankes Wickelkind wäre. Alle drei machten glückliche, geradezu ſtrahlende Geſichter. Nun kam Tante Dora dem eintretenden Hausherrn entgegen. Als ſie dicht bei ihm ſtand, flüſterte ſie ihm zu: „Verzeihen Sie, alter Freund. Ich tat Ihnen heute weh und bitte es Ihnen ab. Sie haben recht. Der Junge iſt ein entzückendes Menſchenkind. Natürlich müſſen Sie den Jungen behalten.“

„Muß ich?“

„Er muß Ihr Junge werden.“

„Erſt werden? Er iſt es ſchon.“

„Alſo behalten Sie ihn?“

„Ja, ja . . . Ich ſoll Ihnen verzeihen, ſagen Sie? Ich danke Ihnen, daß Sie herkamen. Ich werde es Ihnen niemals vergeſſen. Und daß auch Paolucc' gekommen iſt. Es ſieht Ihnen jedoch ähnlich; es iſt eine echte Tante Dora-Tat. Sie wiſſen doch, was eine echte Tante Dora-Tat iſt. Das Beſte, Richtigſte, Schönſte auf der Welt. Wenn Sie es bis jetzt nicht wußten, ſo ſage ich es Ihnen hiermit.“

Obſchon ſie deutſch ſprachen, hatten beide im Flüſterton geredet. Dann rief der Profeſſor auf italieniſch: „Wir ſchwatzen zuſammen, und Marco weiß noch gar nichts.“

„Sie waren bei meinem Vater, und ich darf bei Ihnen bleiben?“

„Bei mir bleiben!“

Damit lief der alte Germane auf den jungen Römer zu, riß ihn vom Lager auf, umarmte ihn, küßte ihn, umarmte ihn wieder, küßte ihn wieder.

„Was ſagte mein Vater? Und was ſagte . . .“

„Laß das jetzt . . . Natürlich duze ich Dich jetzt, und Du duzeſt mich. Sei ganz ruhig. Alles iſt geordnet. Denke jetzt nur daran, daß Du ein neues Leben beginnen willſt, ein anderes, beſſeres, glücklicheres. Wir helfen Dir dabei: Tante Dora — das iſt nämlich Tante Dora — und Paolucc' auch. Du wirſt bald wiſſen, wer und was Tante Dora und Paolucc' ſind . . . Wie kommt Ihr eigentlich hierher?“

Tante Dora, mit feuchten Augen lachend, erklärte: „Als Sie betrübt davon ſchlichen, ging ich in die Küche zu Paolucc', erzählte ihr die Geſchichte, erzählte ihr alles, und — ſtellen Sie ſich vor: Paolucc' ſchalt mich. Wie ſie mich ſchalt! Als ob ich an ihrem Buoniſſimo eine Untat begangen hätte.“

Tante Dora ſprach deutſch. Paolucc' hätte ſie jedoch verſtanden, wenn ſie chineſiſch geſprochen hätte. Sie war wieder einmal ganz ‚Auge‘. Mit ihrem ſchwärzeſten, ſtrahlendſten Augenpaar lachte ſie ihrem Liebling — denn das war Richard Hille! — gerade in ſein ehrliches, gleichfalls ſtrahlendes Geſicht.

„Paolucc' ſagte: ‚Jetzt machen Sie ſich ſogleich zurecht, fahren mit mir zu ihm. Der arme Junge muß doch Wäſche haben. Denn des Profeſſors Hemden paſſen ihm nicht.‘ Sie hatte wieder einmal ganz herrlich recht. Und ſo kamen wir denn.“

Glückſelig wiederholte Richard Hille: „Und ſo kam es; denn Tante Dora ſah den Jungen, ſah ein, daß mir ein großes Glück begegnet iſt, daß er mein Junge werden muß.“

„Sah es ſogleich ein, hätte es auch ohne Paolucc' ſogleich eingeſehen. Es war aber doch gut, daß auch ſie mitkam; denn — ſehen Sie nur!“

Damit zeigte ſie triumphierend einen voll geſchriebenen Bogen Papier. „Was iſt das wohl? Eine Liſte, eine ſehr lange Liſte, wie Sie ſehen. Was ſteht wohl darin? Alles, was der Junge für ſein neues Leben notwendig hat. Wer ließ alles gleich für ihn aufſchreiben? Paolucc'. Wer hat nicht ein einziges Stück vergeſſen? Paolucc'. Wer wird die Ausſteuer für Sor Riccardos Jungen Stück für Stück anſchaffen? Die Patin von Sor Riccardos Jungen. Wer iſt dieſe? Tante Dora!“ Alle drei ſtrahlten und nickten. Dem jungen Manne nickten

sie zu, der über die lange Liste seiner Aussteuer eine kindliche Freude bezeugte.

Nun wurde es immer fröhlicher. Es wurde geradezu festlich. Tante Dora, die an ‚alles' dachte, hatte auch an das Mittagessen gedacht, das in Signora Clelias Küche von der sabinischen Magd unter Oberaufsicht von Paolucc' bereitet wurde: Cucuci mit Tomaten; Huhn mit Reis; Zabaione — auf gut deutsch: Chaudeau.

In Sor Riccardos Studio deckte Tante Dora eigenhändig den Tisch, den sie mit roten Nelken bestreute. Die Stelle des Sektes vertrat bei dem Festmahl Orvieto spumante. Der junge Marco war Ehrengast. An seiner einen Seite saß Tante Dora, an der andern Sor Riccardo. Paolucc' wollte bei Tisch bedienen, was jedoch unter allgemeiner Entrüstung abgelehnt wurde; auch Paolucc' mußte an der Festtafel sitzen, auch sie wurde geehrt.

Marco wurde von zwei — nicht doch! — von drei Seiten der Teller voll der besten Speisen gehäuft: die zartesten, jungen Kürbisgurken in einem Purpurstrom von Pomi d'oro; Hühnerbrust auf einem dick mit Parmesan bestreuten Reishügel, das größte Glas des Hauses bis zum Rand mit der süßen, schaumigen Lieblingsspeise der Römer angefüllt. Er ließ es sich prachtvoll schmecken. Und wie liebenswürdig er war! Wie die kleine Tafelrunde noch niemals ein so schönes Jünglingsantlitz gesehen hatte, so auch noch niemals ein ähnlich warmherziges, Liebe und Glück ersehnendes, Zärtlichkeit und Hilfe bedürftiges junges Gemüt. Was Tante Dora vollends bezauberte, war, daß er mit Blicken voll glühender Dankbarkeit an dem Gesicht seines Retters hing. Einmal sprang er vom Tische auf, stürmte zu dem Professor, ergriff dessen Hand, küßte sie mit einem Ausdruck von Inbrunst, daß er wie ein junger Heiliger ausschaute, der eine Adoration verrichtet.

Am Schlusse des Mahles geschah etwas Außergewöhnliches: Tante Dora hielt eine Rede; noch dazu eine italienische Rede.

„Ich will hier öffentlich bekennen, daß ich eine bösartige Person bin. Obenein eine schlechte Freundin. Als mein geliebter Buonissimo heute mit strahlendem Gesicht zu mir gelaufen kam, um mir die große Freudenbotschaft zu melden, daß er über Nacht einen Sohn bekommen hatte, da war ich so schlecht und bösartig, mich nicht mit ihm zu freuen und ihm dadurch seine Freude gründlich zu verderben. Denn so ist er nun einmal: viel zu gut ist er! Viel zu gut gegen alle Welt, also auch gegen seine alte, törichte Freundin. Sie dachte an schmerzliche Erfahrungen, an bittere Enttäuschungen, an Kummer, Leid und Gram. Und sie war so töricht, ihre dummen Gedanken nicht für sich zu behalten, was von ihr tausendmal gescheiter gewesen wäre. Aber gescheit ist sie nun einmal nicht. Aber nun schämt sie sich. Undankbarkeit — dieses abscheulichste aller Laster — fürchtete sie für den besten aller Freunde. Auch Sor Riccardos Junge muß mir verzeihen; denn ich fürchtete, er könnte gegen den besten aller Menschen undankbar sein und schmerzliche Erfahrungen, bittere Enttäuschungen, Leid, Kummer und Gram über meinen alten Freund bringen: er, der mit solcher Innigkeit meines alten Freundes Hände küßte; die Hände, die ihn aus der Tiefe des Stromes gehoben.

Und Du, Richards Junge, — denn auch ich duze Dich fortan, da Du fortan auch mir angehörst — Du tatest tausendmal recht, dieses Mannes Hand an Deine Lippen zu drücken. Es ist die starke Hand, die Dich am Leben erhielt; und es ist die treue Hand, die Dich in Deinem neuen Leben führen, Dich stützen und halten wird. So stark und treu, wie eines Mannes Hand nur stützen und halten kann. Das Herz, welches diese Hand in Kummer und Schmerz und Leid erbeben macht, muß ein durch und durch verderbtes, ein schlechtes Herz sein . . ."

„Tante Dora! O Tante Dora!"

Richard Hille war's, der diesen Ruf ausstieß. Er sah Marco totenbleich werden und seine Züge den Ausdruck eines Schreckens, der dem Entsetzen gleichkam, annehmen. Aber der junge Mann faßte sich. Er ging zu der alten Dame, schaute sie leuchtenden Blicks an, sagte mit tiefem Ernste: „Sie haben recht! Nur ein durch und durch schlechter Mensch

kann ein Unrecht an diesem Manne begehen, welches ein Verbrechen sein würde. Ich bin kein guter Mensch. Das fühlte ich gestern, als ich mich selbst aus der Welt schaffen wollte, das fühle ich heute, da ich wieder in die Welt zurückgekehrt bin, wo ich so viele gute Menschen sehe, die mir helfen wollen, ihnen gleich zu werden. Helft mir! Sie alle werden sehen, daß mein Herz guter Empfindungen fähig ist; denn ich fühle, daß es dankbar sein kann, daß es lieben kann. Ich liebe Sie, den besten der Menschen!"

Marco hatte die letzten Worte an seinen Retter gerichtet. Er sah dabei so schön, zugleich so ritterlich und edel aus, daß es kein Wunder war, wenn der Buonissimo in diesem Augenblick glaubte: Paolucc' hätte ihm einen Beinamen gegeben, der ganz und gar nicht zu ihm paßte, und er müßte eigentlich der ‚Felicissimo' — der Glücklichste — genannt werden.

— — — — — — — — —

Daran hatte Richard Hille gedacht! Als sie alle beisammen saßen, ging die Türe auf, und der schwarze Kaffee wurde gebracht. Von wem wohl? Den heißen, duftenden Trank kredenzte Paoluccias Töchterlein, die liebliche Lella. Ganz heimlich hatte der Professor einen Boten fortgeschickt, um den holden Genius der via Rasella auf den Monte Caprino zu befördern und zwar mittels einer Droschke, für welche der Professor mit Freuden die ganze Taxe zahlte.

Tante Dora sprang auf, nahm der kleinen Hebe den Trank ab, ergriff sie bei der Hand und führte sie Sor Riccardos Jungen zu: „Gebt Euch die Hand und haltet gute Kameradschaft."

Sämtliche Anwesende hatten ihre helle Freude an der reizenden Gruppe der beiden jungen Leute, welcher der Archäologe in seiner Begeisterung über so viel Jugend und Schönheit ohne weiteres einen klassischen Namen beilegte: ‚Amor und Psyche'.

— — — — — — — — —

Tante Dora mit Paoluccia und Lella waren glücklich fortgeschafft worden, bevor in des Professors Wohnung der Antiquar erschien. Denn der große Herr kam in eigener Person, um den Kaufpreis bar auszuzahlen und die Ware in Empfang zu nehmen. Der Professor wußte: hätte er noch mehr gefordert, so würde er noch mehr erhalten haben.

Während die Sache erledigt wurde, mußte Marco im Arbeitszimmer auf dem Diwan liegen bleiben. Für ihn war es völlig überflüssig, von dem Handel etwas zu erfahren. Wußte er doch gar nicht, was der Eros des Professors Hille war und was der junge Griechengott für diesen bedeutete. Er durfte es niemals wissen.

Bare fünfzigtausend Lire! So viel Geld hatte Sor Riccardo noch nie beisammen gehabt. Er hielt das viele Geld in Händen und sah fast freudigen Blickes auf die leere Stelle am Fußende seines Lagers.

Aber daß er noch einmal in jene schreckliche Behausung mußte! Nach den Prati di Castelli! Dieser zweite Gang würde ihm noch viel schwerer fallen als der Weg am Morgen. Er wollte einen Wagen auf Zeit nehmen und beschloß, dieses zweite Mal kein Wort zu verlieren. Nur das Geld würde er abgeben, den Empfangsschein sich ausstellen lassen: die schriftliche Verzichtleistung des Advokaten auf seinen Sohn, und ohne eine Wort wieder gehen.

Von den gewaltigen Gemütsbewegungen der letzten vierundzwanzig Stunden zu Tode erschöpft, war Marco von neuem in tiefen Schlaf gesunken. Auf den Zehen umhergehend, verdunkelte Sor Riccardo das Zimmer, schloß leise die Türe, verbot seiner Padrona auf das strengste, den Schlafenden zu stören, packte das Geld zusammen und trat seinen schweren Gang an.

Bei einbrechender Dämmerung machte das Straßenviertel, in dem sich Marcos Vaterhaus befand, einen etwas weniger trostlosen Eindruck als bei dem goldenen Lichte des Tages. Dafür wirkten Haus, Treppe und Wohnung des Advokaten um so beklemmender auf den späten Besucher. Herr Lippi hatte den Professor nicht erwartet, schien auf das höchste über sein Kommen erstaunt, schien nicht zu fassen, daß ein Mensch so verrückt sein konnte, ihm für den Verzicht seiner Vaterrechte auf diesen Taugenichts von

Sohn Geld zu geben — noch an dem nämlichen Tage die ganze geforderte Summe: bare zwanzigtausend Lire! Allerdings war der Zahlende ein Forestiere, ein Tedesco, also ein Halbnarr.

Anstatt moralisch zerschmettert zu sein, schien sich der Herr beim Anblick des vielen Geldes sittlich gehoben zu fühlen. Die Bicetta mußte von einer gefälligen Nachbarin Tinte, Licht, Papier und Feder beschaffen; die Kaufsumme wurde von dem Professor ausgezahlt, von dem Advokaten sorgfältig nachgerechnet und quittiert. Dann setzte er mit vieler Umständlichkeit die Verzichtsurkunde auf, die selbstredend nicht den mindesten Wert hatte. Mit echt römischem Pathos sprach Herr Lippi aus, daß er fortan keinen Sohn mehr besäße.

Jetzt war auch das getan, war es abgetan; jetzt war Marco Lippi in Wahrheit sein Eigentum: Sor Riccardos Junge.

Daß auch diese Stunde eine gesegnete sein möchte!

VI.

Hätte Richard Hille noch in seinen alten Tagen ein Weib genommen, so würden die Veränderungen aller seiner Lebensgewohnheiten, seiner ganzen Existenz überhaupt, kaum umwälzender gewesen sein, als sie es jetzt waren, nachdem er plötzlich zu einem großen „Wahlsohn", einem ausgewachsenen Jungen gekommen war.

Der gelehrte Herr war der Konservativeste der Konservativen. Standen seine Bücher nicht bis auf den Zentimeter in Reih und Glied auf den Regalen; war sein Konzeptpapier nicht auf das gleichmäßigste geschichtet, nicht mit regelmäßigen Zahlen numeriert, so war für ihn an Arbeit nicht zu denken. Gleichwie solche pedantische Ordnung zu seinen Lebensbedingungen gehörte, genau ebenso war der Wirrwarr von Manuskripten, Fachschriften und Zeitungen über das ganze Zimmer verstreut. Wäre Dame Clelia in einem tadellos sauberen Gewande bei ihm erschienen, so würde er es sogleich bemerkt und als eine Unregelmäßigkeit unangenehm empfunden haben. Die Möglichkeit, einen Mittwoch abend bei Tante Dora zu versäumen oder seinen Stammtisch in der Trattoria an der Piazza San Marco von einem andern Gaste besetzt zu sehen; oder des Sonntags den Frühzug nach Frascati zu verfehlen — die bloße Vorstellung eines solchen Ereignisses reichte hin, ihn auf das heftigste zu beunruhigen.

Und jetzt! Alles war anders. Was das Leben Sor Riccardos seit jener ereignisreichen sommerlichen Scirocconacht an Wandlungen durchzumachen hatte, war für ihn schrecklich und herrlich zugleich. Schrecklich seiner Veränderungen wegen; herrlich weil es einen Zweck und Inhalt bekommen. Auch beständiger Enthusiasmus, immerwährendes sybaritisches Schwelgen in südlicher Sonne, Schönheit und Daseinswonne, selbst diese ganze glückselige Rom-Existenz, war nicht aller Dinge bestes und glücklichstes. Der Mensch mußte lieben, mußte geliebt werden. Vor allem: lieben mußte der Mensch, einen anderen Menschen sein eigen nennen.

Während Tante Dora zusammen mit Paoluccia die Ausstattung des jungen Herrn beschaffte — eine Ausstattung wie für einen ‚Principino'! — während die beiden Frauen für das Äußere von Sor Riccardos Jungen sorgten, wie jetzt sozusagen offiziell Marcos Name lautete, wälzte der Professor in seiner Seele große Entschlüsse, die ihn, als sie zuerst in ihm auftauchten, ob ihrer Kühnheit mit Schrecken erfüllten: deuchte ihm doch sein Vorhaben als ein Rühren und Rütteln an den heiligsten Traditionen seines Romlebens, also als offenbare Freveltat: Er wollte seine ‚Camera mobiliata' bei der gentilen Familie Panizza aufgeben, wollte seine Wohnung auf Monte Caprino kündigen.

Wäre er allein geblieben, so hätte man ihn einmal aus seiner hohen Warte, den Berg hinunter und über die Piazza Montanara auf den Friedhof bei der Pyramide des Cestius getragen. Aber wie es nun einmal gekommen war, mußte er kündigen, eine andere Wohnung suchen, umziehen: um seines lieben Jungen willen — allen Göttern sei Dank!

Er trug seine großen Gedanken sogleich in die Via Rasella und vor den Richterstuhl von Tante Dora. Paoluccia war erste Beisitzende. „Natürlich müssen Sie ausziehen. Sie können mit dem Jungen doch nicht in einer Tonne wohnen. Und etwas anderes ist Ihr Schwalbennest nicht. Signora Clelia — machen Sie sich nur auf eine Ohnmacht gefaßt. Darauf folgt ein Weinkrampf, diesem ein Wutausbruch ... Sie sind ja ganz blaß geworden. Ich glaube gar, der Mann fürchtet sich. Ja, ja, mein Lieber! Man wohnt nicht ungestraft volle fünfunddreißig Jahre als Mietsherr unter dem Glanze eines römischen Frauenschlafrockes von der blendenden Weiße dessen Ihrer Signora Clelia."

„Jetzt machen auch Sie mir noch bang," seufzte der Gelehrte.

„Nehmen Sie sich Paoluccia mit, rate ich, Paoluccia fürchtet sich nicht. Die verteidigt ihren Buonissimo. Selbst gegen die Ohnmachten einer solchen Donna Panizza."

„Tante Dora! Seien Sie doch nicht so grausam! Helfen Sie mir lieber!"

„Soll ich Sie etwa in Watte wickeln, Sie alter Achilles? Schon darum könnte ich Ihren hübschen Jungen lieb haben, weil er Sie von der schmutzigen Nachtjacke losbringt."

Und Paoluccia erklärte pathetisch mit ihren rundesten Augen und funkelndsten Blicken, daß sie ihrer Signora immer gesagt hätte: der Buonissimo würde noch einmal, was die ‚Nachtjacke' anbetraf, ein Mann werden. Übrigens wüßte sie bereits, wo Sor Riccardo mit seinem Jungen wohnen sollte.

Das gab einen Aufstand. „Wo er wohnen wird? Wo denn? Und Du weißt es schon? Warum hast Du das nicht gleich gesagt? So sag's doch!"

Dem Professor fiel eine Felsenlast vom Herzen. War schon das Kündigen etwas Furchtbares, wie würde es dann erst mit dem Wohnungssuchen werden? In Rom Wohnung suchen! Im modernen Rom! Seine zukünftige Wohnung mußte selbstredend so unmodern, so urrömisch als möglich sein: in einer engen Gasse, einem himmelhohen Hause, mit Aussicht auf Roma antica. Dergleichen gab es jedoch kaum mehr; aber Paoluccia wußte, wo es dergleichen gab, hatte bereits gefunden; und was Paoluccia fand, war gut.

„Wo, Paoluccia?"

Es war ganz nahe. Sor Riccardos zukünftige Wohnung konnte in der Tat kaum näher sein: in der Via Rasella, im Nebenhause, im siebenten Stock, mit Aussicht auf Vatikan und Quirinal, mit Terrasse! „Kommen Sie!"

Ohne weiteres führte Paoluccia ihre Herrin und den Professor auf Tante Doras Terrasse und deutete triumphierend auf das Nebenhaus, dessen siebentes Stockwerk mit seiner Terrasse an die von Tante Dora stieß.

„Bis Oktober wird die Wohnung frei. Ich habe sie mir für Sor Riccardo bereits angesehen. Der Padrone läßt sie herrichten, daß sie wie neu wird, und der jetzige Mieter will die Pflanzen seinem Nachfolger überlassen. Ein Zitronenbaum ist darunter, der dieses Jahr über hundert Früchte trägt."

Tante Dora genoß den Triumph ihrer Getreuen mit einer Siegesmiene, die wahrhaft erhaben genannt werden mußte, und der Buonissimo geriet in solche Ekstase, daß er die Frau Mutter der lieblichen Lella mit einem Entzücken in die Arme schloß, als ob sie eine Schönheit aus Trastevere wäre: lateinische Urrasse! Tante Dora mußte sogleich ausgehen, um mit dem Professor dessen künftiges Domizil in Augenschein zu nehmen.

Wie nicht anders zu erwarten gewesen, war Paoluccias Wahl ganz vorzüglich. Die Wohnung enthielt alles, was eine römische Wohnung für Sor Riccardo enthalten mußte. Als Studio ein kühles Hofgemach, in welchem der Scirocco kaum zu spüren war; rechts und links davon zwei Schlafzimmer, von denen das kleine Sor Riccardo, das große Sor Riccardos Junge bekommen sollte. — Tante Dora mochte dagegen protestieren, wie sie wollte.

Der Stolz des Hauses bestand jedoch in dem Salotto, der auf die famose Terrasse führte und einen jener dunklen, aber echt römischen Vorräume hatte, wo gespeist werden konnte. Der Salotto sollte Marcos Arbeitszimmer werden,

da der Professor zum Leben und zum Sterben nur seines Studio bedurfte und schon das Schlafzimmer für ihn Luxus war. Mit einem Wort: die Wohnung war das Ideal einer römischen Wohnung. Wenn Sor Riccardo trotzdem von seiner Ekstase mehr und mehr einbüßte, so konnte unmöglich Paoluccias Wahl daran Schuld tragen. Tante Dora erriet den Grund von ihres Freundes Umwölkung, die allmählich zur völligen Verdüsterung ward.

„Ja, mein Bester, mit dem Umherlaufen von einer Trattorie zur anderen hört das jetzt auf. Von jetzt ab gibt es kein Stammtisch-Sitzen und Fiasco-Leeren mehr; von jetzt ab wird höchstens dann und wann eine bescheidene Fiaschetta gestattet: Sonntags in Frascati. Das könnte für Ihren Jungen gut werden, ihn von Kneipe zu Kneipe zu schleppen! Mit einem Wort: Sie haben jetzt auf Ihre alten Tage endlich ein Zuhause bekommen, wofür Sie Ihrem Jungen den schwarzen Lockenkopf streicheln sollten."

Aber Sor Riccardo blieb verstört. Er hatte wohl daran gedacht, auszuziehen, hatte sich zu der Heldentat entschlossen, Signora Clelia zu kündigen, aber eine eigene Häuslichkeit ... Das Wort bedeutete zwar für ihn etwas Hohes, Herrliches, zugleich jedoch den Inbegriff aller Sorgen, Unruhen und Ärgernisse. Zu einer Häuslichkeit gehörte ein sogenannter eigener Herd und zu diesem ein Wesen, welches kochte, briet und buk; welches außerdem fegte, säuberte, Staub wischte; welches ‚große Wäsche' und vor den Festtagen ‚großes Reinmachen' hielt — wie es in dem Hause seiner guten Mutter der Fall gewesen war. Besagtes Wesen war natürlich weiblichen Geschlechts. Es war ältlich, häßlich, grämlich, warf mit Tellern und Schüsseln um sich, schlug die Türen zu, versalzte die Suppe, verbrannte den Braten, schalt, schimpfte. Es schimpfte beständig — — —

„Ich bleibe bei meiner Donna Clelia! Ich kann meinem Jungen nicht helfen, aber ich bleibe ... Eine ganze eigene Häuslichkeit soll ich haben? Dienstboten soll ich halten? Gestehen Sie nur, Sie wollen mich auf solche Weise aus der Welt schaffen; noch dazu als Ihren Nachbar, vor Ihren sehenden Augen. Aber ehe das geschieht ... Kurzum: ich kündige nicht! Basta!"

Tante Dora brach in ihr herzlichstes Lachen aus, in das Paoluccia aus Respekt vor dem besten und kindlichsten aller gelehrten Männer nur ganz heimlich einstimmte. Mit dem größten Ernst erklärte sie, daß Sor Riccardo ganz recht hätte, daß er nicht kündigen sollte, aber daß sie, an seiner Stelle, es folgendermaßen machen würde.

Sor Riccardo war begierig, zu erfahren, wie?

Ganz einfach so: Mit Bewilligung der Besitzer beider benachbarter Häuser würde durch die beide Terrassen trennenden Mauer ein Pförtlein gebrochen und —

Sor Riccardos finsteres Gesicht klärte sich auf. Es verklärte sich förmlich. „Ein Pförtlein in der Wand! Das wäre dann gerade, als ob wir bei Ihnen wohnten? Denken Sie doch, Tante Dora: bei Ihnen. Einfach ein großartiger Gedanke! Lachen Sie nur Ihr Koboldslachen. Ich fange an, an Wunder zu glauben. Zum Beispiel, daß meine Häuslichkeit ohne solch entsetzliches Geschöpf von Köchin zustande kommen kann — mit Paoluccias wundertätiger Hilfe natürlich."

So wurden denn für Sor Riccardos eigene Häuslichkeit die schönsten und zugleich weisesten Zukunftspläne gemacht. Beide Frauen schmiedeten das Eisen, solange es heiß war, und beide führten eine kräftige Hand, so daß etwas Gutes zustande kommen mußte.

VII.

Wäre Sor Riccardo ein ‚Romano di Roma' gewesen, so hätte er für seine Büste in Marmor einen Platz auf dem Pincio unter den Heroen Italiens verdient: der Mann hatte gekündigt!

Der junge Mucius hatte kühl lächelnd seine Hand in die Flammen des Kohlenbeckens gehalten, und jener andere junge Held der Republik stürzte sich vor den Augen des Volkes in den Abgrund. Richard Hille war kein Römer; aber in seinen Adern floß römisches Heldenblut. Auf Furchtbares gefaßt, überlieferte er sich dennoch dem lodernden Zorne der

Dame Panizza, dem umstrickenden Schimmer der Nacht- und Tagesjacke sich für ewig entreißend. Jedenfalls war es ein schrecklicher Augenblick, den er überdies ohne Paoluccias starke Hilfe bestand.

Er hatte die Wasserflasche vorbereitet, brauchte sich indessen ihres belebenden Inhaltes nicht zu bedienen: Signora Clelia verschmähte es, in die Schwäche gewöhnlicher, tödlich gekränkter Frauen zu verfallen. Sie nahm die Kündigung an, hocherhobenen Hauptes, flammenden Blickes, aber sie schwieg.

Im Bewußtsein seines Sieges trällerte der Wackere noch vergnüglich sein „Vorrei morir", als der junge Marco angestürmt kam. Er kam immer angestürmt! Wie gewöhnlich war er viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um zu bemerken, daß während seiner Abwesenheit etwas Besonderes vorgegangen war; und der Professor hatte viel zu viel Freude an dem strahlenden Gesicht seines Jungen, um nicht zugleich zu fragen: „Was hast Du heute erlebt? Denn Du erlebst ja fortwährend etwas! Junger Markus, berichte Deinem alten Mentor."

Marcos Erlebnisse vom Vormittage bestanden in folgendem: Zuerst hatte er am Ponte molle im Tiber gebadet, und ein Herr, der sich ihm im Wasser als Bildhauer vorstellte, hatte ihn gebeten, ihm Modell zu stehen, für welche Ehre Richard Hilles Wahlsohn kühl ablehnend gedankt hatte. Dann war er vom Ponte molle zurückgefahren; aber nicht etwa im Tram, sondern in einer ‚Carozza', und zwar für die volle Taxe. Den Beschluß machte im Café Aragno der Genuß eines Glases Wermut und verschiedener heißer Pasteten. Es war herrlich gewesen!

Da der Jüngling über seinen auf diese Weise hingebrachten Vormittag entzückt war, so war es auch Sor Riccardo ... Übrigens mußte daran gedacht werden, bald etwas Ernstliches zu beginnen: der Junge mußte sich „bilden"; er mußte lernen, einen Beruf wählen.

„Du hast Dich gut unterhalten. Das freut mich ... Gewiß hättest Du für die halbe Taxe fahren können."

Das letztere klang wie leiser, schüchterner Vorwurf, Marco rief: „Ich mag nicht handeln."

„Ja, Ihr jungen eleganten Leute ..."

„Wie nennst Du mich? Elegant?"

„Wie aus der Modezeitung, — zu meiner großen Betrübnis. Dabei hast Du wahrhaftig nicht nötig, Dich erst ‚fein' zu machen."

Aber Marco erklärte mit seinem strahlenden Gesicht und seiner hellsten Stimme, nichts weniger als elegant zu sein; nach den Begriffen römischer eleganter Jugend wäre er sogar unerlaubt unelegant. Mit ganz verdutztem Gesicht rief der Buonissimo: „Unelegant in diesem hellgrauen Anzug, dieser roten Krawatte?"

„Sie ist abscheulich. Und wer trägt denn karierte Anzüge? Nicht einmal ein Commis voyageur. Und wie schändlich gemacht!"

„Aber Junge! Tante Dora hat den Stoff ausgesucht. Ich finde ihn wunderhübsch. Die rote Krawatte hat Paoluccia gekauft. Denke doch: Paoluccia!"

„Abscheulich ist sie trotzdem. Und die gute Tante Dora ... Ich will Dich nicht kränken. Es ist übrigens einerlei. Mache doch kein solch betrübtes Gesicht, weil Dein dummer Junge ein — dummer Junge ist ... Der karierte Anzug ist famos, die rote Krawatte auch — und Du — Du bist der prächtigste, wunderbarste und wundervollste aller gelehrten Herren ... Ist's so recht? Bin ich jetzt wieder Dein netter Junge? Ich war vorhin ganz abscheulich. Du sollst wieder strahlen und singen. Augenblicklich sollst Du's."

Sor Riccardo gab sich denn auch augenblicklich alle Mühe, um wieder das fidele Gesicht zu machen, mit dem er sein todtrauriges Lied gesungen hatte. Seine gute Absicht gelang ihm nur unvollkommen. Er wollte das Gespräch von neuem auf Kleiderstoffe, Schneider usw. bringen, denn sein schöner Junge sollte auch schön gekleidet sein — aber Marco ließ es nicht zu, tausend Possen treibend, daß Sor Riccardos Lachen fast so jung und hell klang wie das seine. Wie verändert hatte er sich schon in dieser kurzen Zeit! Trotz des miserablen Schneiders und des geschmacklosen Kostüms sah er prachtvoll aus. Sein Gesicht hatte die gleichmäßig

blasse Farbe behalten, — doch sprühten seine Augen von Lebenslust, und seine Lippen glühten über den weißen Zähnen. Sein väterlicher Freund wußte jedoch, daß auch tiefe Trauer und schwere Melancholie dieses leuchtende Jünglingsantlitz verdüstern konnten; und er wußte, was es verdüsterte: der Gedanke an eine, die im Grabe ruhte.

Wenn dieser Schatten auf Marcos Gesicht fiel, war es für Richard Hilles liebevolle Augen ein womöglich noch schöneres Menschenantlitz, als wenn Blick und Miene leuchteten. Zum Glück für Marcos Jugendlust kam die Wolke nur selten, ging sie schnell vorüber, nach Tante Doras Meinung zu schnell. Aber auch dieser Vortrefflichen dunkle Sorge um ein unheilvolles Etwas, das durch den Sohn des Advokaten Lippi in das Leben ihres alten Freundes gekommen wäre, wich mehr und mehr dem Sonnenschein einer mütterlichen Liebe, wozu Sor Riccardos Junge sie förmlich zwang.

Paoluccia stand völlig unter seinem Banne. Keine rote Krawatte schien ihr leuchtend genug, um den Liebling des Buonissimo zu schmücken.

Endlich erfuhr Marco, weshalb der Professor an diesem Vormittage so fröhlich gesungen hatte; — Julius Cäsar konnte seine Siege über Roms Feinde dem Senate nicht triumphierender mitgeteilt haben.

„Dame Panizza wird uns die Zeit über, die wir hier noch zubringen müssen, gehörig schikanieren und ganz wunderbare Wochenrechnungen aufstellen. Auch wird der Kaffee märchenhaft dünn sein. Aber — wir ziehen aus. Denke doch, Junge, wir ziehen in die Via Rasella zu Tante Dora, Paoluccia und Lella. Hoffentlich freust Du Dich darauf?“

„Die Kleine ist reizend. Und Paoluccia backt ausgezeichnete Eierkuchen. Ihre Artischocken in Öl soll Vater Abraham selbst sie gelehrt haben.“

„Alles Gute hat sie von Tante Dora... Auf Tante Dora freust Du Dich natürlich am meisten.“

„Eigentlich nein.“

„Wie?“

„Ist sie nicht etwas altmodisch, die gute Dame?“

„Tante Dora altmodisch? Aber Junge! Wie kannst Du nur? Tante Dora ist ja von uns allen die Jüngste. Und dann — überhaupt... Nun, ich brauche Dir nicht erst zu sagen, was Tante Dora überhaupt ist.“

„Sei nur gut. Ich rühre nicht an Tante Dora. Wenn es Dir Freude macht, so ist sie für mich Venus und Minerva zugleich. Alles, was Du willst, sobald es Dir Freude macht.“

„Nicht deswegen. Das verbitte ich mir, daß Du Tante Dora meinetwegen achtest und liebst. Ihrer selbst willen mußt Du sie von ganzem Herzen verehren. Hörst Du?“

„Also von ganzem Herzen verehren: sie, Paoluccia und wen Du sonst willst. Bist Du nun zufrieden?... Jetzt aber ist's Mittagszeit. Nicht wahr, wir speisen heute bei Ragnieri? Deine Trattorie ist zu eklig.“

„Nichts da! Wir essen in meiner ‚eklichen‘ Trattorie zuerst Makkaroni und dann —“

„Aber das muß doch gefeiert werden mit Asti spumante: Sor Riccardos Sieg über Signora Panizza. Bitte, bitte!“

„Eigentlich hast Du recht, es muß gefeiert werden.“

„Schauderhaft... Nach unserm Diner Siesta, dann Corso und Pincio.“

„Was fällt Dir ein? Ich gehe nachmittags nie auf den Pincio.“

Aber Marco wollte den ereignisvollen Tag auf seine Weise feiern. Er bat und bettelte: „Ich war mit Dir noch nie auf dem Pincio! Heute wird Wagner gespielt. Musik, Equipagen, elegante Welt, schöne Frauen... Ist es wahr, daß es nur in Rom so schöne Frauen gibt?“

„Nur in Rom. Aber was gehen Dich die schönen römischen Frauen an? Das verbitte ich mir. Du mußt lernen, arbeiten... Ich will mit Dir bei Ragnieri speisen. Aber auf den Pincio gehen wir nicht. Wir fahren in die Campagna, und ich zeige Dir die Gräber an der Via Latina. Später darfst Du allein auf den Pincio.“

Das war Marco um so lieber.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

CONSTABLE, John (1776-1837) - Study of Cloud, 1822

Lilian Nordica: How To Sing Correctly

Mme. Nordica is a famous singer who has had a long career. She has sung in all the great opera houses of the world, and has been a favorite with the public for many years. She has also been a teacher of singing, and has written a book on the subject. In this article she gives some advice to young singers.

Lilian Nordica

"The first thing to remember is that the voice is a muscle, and must be treated as such. It must be exercised regularly, but not too much. It must be rested when it is tired. It must be protected from cold and damp. It must be fed with good food. It must be kept clean. It must be used with intelligence.

"The second thing to remember is that the voice is a reflection of the mind. If the mind is nervous, the voice will be nervous. If the mind is calm, the voice will be calm. If the mind is full of fear, the voice will be full of fear. If the mind is full of confidence, the voice will be full of confidence.

"The third thing to remember is that the voice is a reflection of the body. If the body is tense, the voice will be tense. If the body is relaxed, the voice will be relaxed. If the body is awkward, the voice will be awkward. If the body is graceful, the voice will be graceful.

"These three things are the foundation of all good singing. If you will remember them, and practice them, you will have a good voice. If you will forget them, you will have a bad voice. It is as simple as that."

Abb. 1: Rembrandt van Rijn, Selbstbildnis mit Saskia, 1636

Die Frau, die Rembrandt van Rijn (1606–1669) am häufigsten gemalt hat, war seine Ehefrau Saskia van Uylenburgh (1612–1642). Sie war die Tochter eines Bürgermeisters und Rembrandt hatte sie 1634 geheiratet. Saskia war eine Schönheit, sie hatte rotblondes Haar und eine helle Haut. Rembrandt hat sie in vielen Gemälden und Zeichnungen festgehalten. Sie ist auf Porträts, Selbstporträts und Gruppenbildern zu sehen. Saskia starb 1642 an Tuberkulose, kurz nachdem sie ihr viertes Kind geboren hatte. Nur ihr Sohn Titus überlebte.

Rembrandt hat Saskia auf dem Bild (Abb. 1) mit einem Glas Wein in der Hand gemalt. Sie sitzt auf seinem Schoß und lacht. Rembrandt hat sich selbst mit einem Glas Wein in der Hand gemalt. Er sitzt auf einer Bank und lacht. Das Bild ist ein Selbstporträt mit Saskia. Es ist ein Bild der Liebe und der Freude. Es ist ein Bild der Ehe.

Rembrandt Harmensz. van Rijn (1606–1669) was a Dutch painter and etcher. He is generally considered one of the greatest artists in Dutch history and one of the most significant figures in European art. Unlike most artists, Rembrandt's reputation has never fallen into decline since his death. He was a master of portraiture, history painting, and landscape, and his work is characterized by a profound psychological insight and a dramatic use of light and shadow.

Rembrandt was born in Leiden, the son of a miller. He attended the Latin school but left to study painting, first with Jacob van Swanenburgh and then with Pieter Lastman in Amsterdam. He returned to Leiden in 1625 and began to establish himself as a painter. His early work was influenced by Lastman's dramatic style and by the Utrecht Caravaggisti.

By 1631 he had moved to Amsterdam, where he quickly became the most fashionable portrait painter in the city. His group portrait *The Anatomy Lesson of Dr. Nicolaes Tulp* (1632) established his reputation. He married Saskia van Uylenburgh in 1634, and the years that followed were the most prosperous of his life. He bought a large house in the Jodenbreestraat and filled it with paintings, prints, drawings, and curiosities.

Rembrandt's wife died in 1642, shortly after the birth of their son Titus. His work became more introspective and his style more painterly. *The Night Watch* (1642), commissioned by a militia company, was criticized for breaking with the conventions of group portraiture. Rembrandt's financial situation deteriorated, and in 1656 he was declared bankrupt and his house and collections were sold.

He continued to paint and produce etchings until his death in 1669. His late self-portraits are among the most powerful and moving images in the history of art.

Th. Th. Heine, Mutterglück. Bronze. Im Besitz der Künstlerin.

Th. Th. Heine, Mutterglück. Bronze. In the possession of the artist.

Th. Th. Heine, Maternité. Bronze. Propriété de l'artiste.

Th. Th. Heine, Maternità. Bronzo. Proprietà dell'artista.

Th. Th. Heine, Maternidad. Bronce. Propiedad de la artista.

Th. Th. Heine, Материнство. Бронза. Собственность художницы.

Francisco de Goya y Lucientes, *Saturno devorando a su hijo*, 1819-1823
Museo del Prado, Madrid. Pintura negra, 1 de 14

ALBRECHT DÜRER. SELBSTBILDNIS.

Dürer, Albrecht, Maler, Zeichner, Kupferstecher, Holzschneider, Architekt, Kunsttheoretiker, Mathematiker, Festungsbaumeister, Humanist, Freund Pirckheimers, Melanchthons, Erasmus', Luthers, Maximilians I., Karls V., Friedrichs des Weisen, Kurfürst von Sachsen, Begründer der deutschen Renaissance, Vater der deutschen Kunst, Nürnberg, 21. Mai 1471, 6. April 1528.

Nachtwandler, 2015, Öl auf Holz, 40 x 30 cm

Lucas Cranach d. Ä., Adam und Eva, 1526

Lucas Cranach d. Ä., Adam und Eva, 1526

Die Kunstsammlungen der Veste Coburg besitzen eine der bedeutendsten Cranach-Sammlungen weltweit. Sie umfasst 19 Gemälde, 2 Zeichnungen und 2 Druckgrafiken. Die Sammlung ist das Ergebnis einer Schenkung des Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha (1844–1900) an die Stadt Coburg. Sie wurde 1919 in die Kunstsammlungen der Veste Coburg integriert. Die Sammlung ist das Ergebnis einer Schenkung des Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha (1844–1900) an die Stadt Coburg. Sie wurde 1919 in die Kunstsammlungen der Veste Coburg integriert.

Bl. 1. Rembrandt als Zeichner. Selbstbildnis. Ca. 1630. Radierung. Original im Kupferstichkabinett der Staatlichen Museen, Berlin.

Bildarchiv Foto Marburg

Die Wochenschau. Die Ufa-Woche Nr. 15 enthält Aufnahmen vom Besuch des Reichsministers Dr. Goebbels in Ostpreußen, vom Besuch des Reichsministers Dr. Frick in Danzig, vom Besuch des Reichsministers Dr. Darré in Hamburg, vom Besuch des Reichsministers Dr. Rust in Bremen, vom Besuch des Reichsministers Dr. Seldte in Hannover, vom Besuch des Reichsministers Dr. Todt in Hessen, vom Besuch des Reichsministers Dr. Ley in Hessen, vom Besuch des Reichsministers Dr. Goebbels in Hessen, vom Besuch des Reichsministers Dr. Goebbels in Hessen, vom Besuch des Reichsministers Dr. Goebbels

Fig. 1. Goya, *Saturn Devouring His Son*, 1819–23, oil on plaster transferred to canvas, 143.5 × 81.4 cm, Museo del Prado, Madrid.

Lucas Cranach, Bildnis Herzog Johann Friedrich I. von Sachsen, 1532

Lucas Cranach, Bildnis Herzog Johann Friedrich I. von Sachsen, 1532

Johann Friedrich I. (1503–1554) war der Sohn Johanns des Beständigen und Sibylles von Cleve. Er wurde 1532 Kurfürst von Sachsen und 1547 in der Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Karl V. gefangengenommen. Nach seiner Freilassung 1552 residierte er in Coburg, wo er 1554 starb.

Johann Friedrich I. (1503–1554) was the son of Johann the Steadfast and Sibylle of Cleves. He became Elector of Saxony in 1532 and was captured by Emperor Charles V at the battle of Mühlberg in 1547. After his release in 1552 he resided in Coburg, where he died in 1554.

Bildnis Friedrich Wilhelms III. Gemälde von Franz Krüger.

Ein Bildnis Friedrich Wilhelms III. von Franz Krüger, das sich im Besitz der Familie Wilhelm Krüger befindet, ist in Lichtdruck veröffentlicht worden. Es ist ein Brustbild in Lebensgröße, das den König in Uniform mit dem Stern des Schwarzen Adlerordens zeigt. Das Gesicht ist ernst, aber nicht ohne Milde. Die Farbe ist kräftig, aber nicht grell. Das Bild ist ein Beweis dafür, daß Krüger, der sonst meist nur als Pferdemaler bekannt ist, auch ein guter Porträtist war.

Bibliotheca Hertziana

immer und immer wieder behandelt, um ihre Ergiebigkeit von allen Seiten auszuschöpfen, so hat er auch sein eignes Antlitz wiederholt porträtiert. Wir haben sein Selbstbildnis aus der Zeit der blühendsten Jugendkraft, kennen ihn, von eigner Hand gemalt, mit Brille und Höhrrohr, und sehen ihn in den Uffizien in der Amtstracht des Akademiepräsidenten.

Eine lange Entwicklung liegt zwischen diesen Selbstporträts. Der als ein Millionär starb, war völlig mittellos ins Leben getreten. Als das zehnte unter elf Kindern ward er am 16. Juli 1723 in Plympton in Devonshire geboren. Bis zu seinem neunzehnten Lebensjahre ist er zu Hause. Von irgendeinem systematischen künstlerischen Unterricht ist bis dahin keine Rede; ganz auf eigne Faust kopiert der junge Reynolds Holzschnitte und Kupferstiche, porträtiert er und vertieft sich in Richardsons berühmte „Abhandlung über Malerei". 1742 wird er dann nach London geschickt, zu dem damals geschätzten Porträtmaler Hudson in die Lehre, der ihm aber nichts zu geben vermochte. Nach zwei Jahren trennt er sich von dem Meister und steht nun ganz allein. Die Akademie bestand noch nicht; die vielbesuchte, herzlich unbedeutende Malerschule in St. Martins Lane besucht er nicht. Bald kehrt er in seinen Geburtsort zurück, und seine ganze künstlerische Existenz hängt an einem dünnen Faden. Von 1746—49 wohnt er dann bescheiden in Plymouth, darbt und malt schlecht und recht einige Porträts ohne Besonderheit. Da erhält er durch eine glückliche Fügung des Geschickes im Frühjahr 1749 eine Einladung, den Admiral Augustus Kapyle, der zum Kommandanten des Mittelmeergeschwaders ernannt war, auf seiner Reise nach dem Süden zu begleiten. Er kommt nach Italien, kommt nach Rom, und was später Thorwaldsen von seinem Eintritt in die ewige Stadt sagte: „An diesem Tage, dem 8. Mai 1797, wurde ich geboren, vor diesem Tage existierte ich nicht" —, das hätte auch der sechsundzwanzigjährige Joshua Reynolds von diesem Lebensereignis sprechen können. Die Augen gehen ihm auf, er lernt, studiert, kopiert, macht sich Aufzeichnungen. Das Britische Museum in London besitzt diese Skizzenbücher, und es ist ergreifend, sie zu durchblättern, zu sehen, wie den jungen Künstler die grandiose Welt und Kunst Italiens durchschüttelt, wie er mit fliegender Hast alles, was er sieht, skizzenhaft notiert, gewissenhaft Buch führt über jeden Tag, fast jede Stunde, als sei er auf einer Wallfahrt durch heiliges Land. In diesen raschen Niederschriften mit dem Bleistift hat er eine impressionistische Treffsicherheit, die erstaunlich ist; alles sprüht von Leben und seelischer Erregung in diesem bis in die letzte Ecke vollgekritzelten Bändchen.

Im April 1752 verläßt Reynolds Rom. Er kommt nach London zurück, und nun stellen sich überraschend schnell die Erfolge ein. Vier Jahre später hat er schon 125 Personen zu porträtieren. Die Einkünfte steigen, und bereits 1760 konnte er sein Haus in Leicester Square beziehen, wo er bis zu seinem Tode blieb. Später wird das Haus dann noch vergrößert, durch eine Galerie, durch eine Malschule, und die Einrichtungen verschlingen einen Riesenteil seines bedeutenden Einkommens. Hatte Reynolds zuerst den seltsamen Preiskurant gehabt: für ein Brustbild 10 Guineen, für ein Kniestück 20, für ganze Figur 40, so erhält er bald das Fünffache dieser Preise und noch viel mehr. Ja, für ein Bild wie den „Jungen Herkules" zahlte Katharina II. von Rußland nicht weniger als 1500 Guineen (31 500 Mark)!

Rasch ging es zum Gipfel empor, und bis zu seinem Tode blieb Reynolds auf stolzer Höhe. Ja, sein Vortrag ward immer breiter, mächtiger, zusammenfassender, souveräner. Sein Licht wird heller. Seine Farben werden leuchtender und kühner. Er war es, der die beispiellose künstlerische Kultur der englischen Porträtkunst begründete, um die wir heute unsere Vettern jenseits des Kanals beneiden, die selbst auf die Franzosen, sonst die Lehrer ganz Europas auf allen Gebieten der Kunst, starken Einfluß ausgeübt hat.

Und so steht Sir Joshua trotz seiner unerschütterlichen Liebe zu den alten Meistern doch in der ersten Reihe der Vorkämpfer moderner Kunst.

Über den Kopfschmerz.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Goldscheider.

Kopfschmerz! Wer kann sich rühmen, diesen Peiniger nicht zu kennen? Gehört er doch unter den körperlichen Leiden zum Mob, zum großen Haufen, wie der Schnupfen, das Zahnweh, das Hühnerauge. Aber doch wie verschieden ist Kopfschmerz und Kopfschmerz! Schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt, daß die Klasse „Kopfschmerz" eine sehr bunte Gesellschaft darstellt. Die Dame, welche nach nervöser Erregung ihre Migräne bekommt, würde es sich verbitten, daß ihr Kopfschmerz auf eine Stufe gestellt werde mit dem Kopfschmerz des Studenten — am anderen Morgen. Der Gehirnleidende aber würde auf den Knien danken, wenn er seinen Kopfschmerz eintauschen könnte gegen eine Migräne, die doch geht, wie sie kommt und bei all ihrer Tücke harmlos ist — ein Hund, der nur bellt, aber nicht beißt.

Die Ursachen des Kopfschmerzes sind Legion. Zunächst ist er sehr häufig nur Symptom einer anderen Krankheit. So ist das Fieber als solches, gleichgültig welcher Herkunft, mit Kopfschmerz verbunden. Krankheiten des Herzens erzeugen — durch Blutstauung — oft Kopfschmerz. Ganz gewöhnlich findet er sich bei der Aderwandstarre (sogen. Akterienverkalkung, Arteriosclerosis), und bei Nierenerkrankungen.

Wie häufig Magen- und Darm-Erkrankungen, wie Indigestionen, Magenkatarrh, Verstopfung, ferner Leberleiden Eingenommenheit des Kopfes bis zum ausgesprochenen Schmerz erzeugen, ist bekannt.

Der Kopfschmerz ist ein treuer Vasall des Schnupfens und bildet als rheumatischer Kopfschmerz eine häufige Begleiterscheinung des Muskelrheumatismus.

Die furchtbarste, bis zu Schmerzdelirien sich steigernde Höhe finden wir bei den Kopfschmerzen, welche durch die Hirnhautentzündung und Gehirngeschwülste bedingt sind.

Der Kopfschmerz findet sich endlich bei Blutandrang zum Kopf wie bei Blutleere, sei es, daß diese durch allgemeine Blutarmut, sei es, daß sie durch lokale Zusammenziehung der Blutgefäße bedingt ist.

Diesen „symptomatischen" Kopfschmerzen gegenüber steht eine Klasse, deren Merkmal darin besteht, daß der Kopfschmerz selbst das wesentliche Krankheitsbild darstellt. Der Mensch scheint gesund — bis auf den Kopfschmerz. Aber auch diese Gruppe ist nicht einheitlicher Natur. Schon in seiner Art, sich zu geben, läßt dieser Kopfschmerz handgreifliche Unterschiede erkennen: er kommt und geht anfallweise, er setzt sich dauernd fest, er nimmt den ganzen Kopf in Beschlag oder begnügt sich mit einem Teil; er legt sich über den Schädel, so daß jedes Haar weh tut, oder er dringt tief in das Innere; er umgibt den Kopf wie ein Reifen oder er droht ihn von innen zu zersprengen; er sticht, reißt, bohrt in einzelnen Absätzen, als ob er uns mit Pfeilen schießt, und er setzt sich wie ein ungefüger Klumpen, wie ein bleierner Fremdkörper fest, regungslos brütend oder unheimlich nagend.

In besonders charakteristischer Weise tritt uns die als Migräne (Hemicrania, halbseitiger Kopfschmerz) bezeichnete Form entgegen, dadurch ausgezeichnet, daß der Schmerz vorwiegend eine Kopfhälfte befällt und mit Übelkeit bezw. Erbrechen und allgemeiner Abspannung verbunden ist. Bei einer Abart der Migräne, der Augenmigräne, finden sich damit verbunden Augenflimmern, Funkensehen u. dergl.

Nach den verschiedenen Ursachen kann man Kopfschmerzen durch Blutüberfüllung des Kopfes, durch Blutleere, durch geistige Überanstrengung, durch heftige Gemütserregungen, durch Rheumatismus der Kopfmuskeln oder der Kopfschwarte, durch Knochenhautentzündung der Kopfknochen, durch Erkrankungen der Stirnhöhle oder Kieferhöhle, der Nase, der Ohren unterscheiden.

Ferner entsteht Kopfschmerz durch allerlei giftige Stoffe, die entweder von außen dem Körper zugeführt oder in ihm gebildet werden, z. B. durch Alkohol, Tabak, Chloroform, schlechte Luft, Leuchtgas, gewisse Arzneimittel wie Chinin u. a. m.; durch Zersetzungsstoffe, die sich im Darm bilden, durch Gicht, durch Harnvergiftung (bei Nierenkranken), bei Zuckerkranken usw. An diese Gruppe schließt sich der Kopfschmerz durch Infektionskrankheiten, wie Wechselfieber (Malaria), Typhus, Influenza.

Der Sitz des Kopfschmerzes ist nicht in der Gehirnsubstanz selbst gelegen, sondern in den Umhüllungen und Bedeckungen des Gehirns (Gehirnhäuten, Knochenhaut des Schädels, Kopfschwarte und Kopfhaut, Kopfmuskeln, Nervenstämmen des Kopfes), sowie in den Blutgefäßnerven (dem sympathischen Geflecht).

Sehr unklar ist der Begriff des „nervösen" Kopfschmerzes. Jeder Schmerz ist ein nervöser; ohne Nerven keine Empfindung. Im engeren Sinne bezeichnet man aber als nervös den Kopfschmerz, der auf einer krankhaften Beschaffenheit der Kopfnerven selbst beruht, wobei die des sympathischen Nervengeflechts (welches die Blutgefäße innerviert) der Migräne, die der einzelnen Nervenzweige der Kopf-Neuralgie entspricht. Ferner gehören dem „nervösen" Kopfschmerz die Fälle an, bei denen er nur ein Symptom allgemeiner Nervenschwäche (Neurasthenie) ist und bei denen er mit einer krankhaften Vorstellungstätigkeit zusammenhängt (hysterischer Kopfschmerz). Endlich ist hier der „habituelle" Kopfschmerz aufzuzählen, jene glücklicher-

weise nicht häufige Form, die als dauerndes, fast ununterbrochenes Martyrium auftritt.

Nicht selten erweist sich der sogenannte nervöse Kopfschmerz bei genauerem Zusehen doch durch irgendwelche organischen Veränderungen bedingt. So kann er von Nasenerkrankungen abhängen (Verengerungen der Nasengänge, Schwellungszustände der Nasenschleimhaut u. a. m.), durch krankhafte Veränderungen der Kopf-, Hals- oder Nackenmuskeln oder ihrer Sehnenansätze bedingt sein; er kann durch Zahnkrankheiten, entzündliche Prozesse an den Knochen, durch Erkrankungen des Gehörorgans hervorgerufen sein oder darauf beruhen, daß ein Nerv durch eine Geschwulst gedrückt wird u. a. m.

Ein nervöser Kopfschmerz eigener Art ist die Neuralgie der Gesichtsnerven (sogenannte Trigeminus-Neuralgie), die anfallsweise auftritt (daher der Name Tic douloureux) und von so furchtbarer Heftigkeit sein kann, daß sie zu den grausamsten Schmerzen gehört, von welchen der Mensch überhaupt heimgesucht werden kann. Die Trigeminus-Neuralgie kann gleichfalls sowohl auf einem krankhaften Zustande der Nerven selbst oder darauf beruhen, daß der an und für sich gesunde Nerv durch irgendeinen anderen Krankheitsprozeß in Mitleidenschaft gezogen, z. B. durch eine innere Geschwulst gedrückt wird.

Manche nervöse Kopfschmerzen hängen von Krankheits- oder Reizzuständen entfernter Organe, z. B. der Verdauungsorgane, der Beckenorgane, ab (hierher gehört z. B. die Migräne bei der weiblichen Periode); andere beruhen auf abnormer Blutbeschaffenheit; andere auf übermäßiger Beanspruchung der Kopfnerven. Kurz, auch der „nervöse" Kopfschmerz ist kein einfaches und einheitliches Ding, und es scheint fast, daß, je mehr wir uns mit dem Kopfschmerz beschäftigen, um so mehr Spielarten vor uns entstehen. Brechen wir daher mit der Analyse hier ab, damit wir nicht Gefahr laufen, noch neue, bisher unbekannte Kopfschmerzen zu entdecken! Jedenfalls ist uns klar geworden, daß die erste Aufgabe, um einem Kopfschmerz abzuhelfen, darin bestehen muß, seine Natur und Ursache festzustellen und daß dies oft ein recht schwieriges Unternehmen ist, das ärztliche Gewandtheit und Erfahrung in reichem Maße erfordert.

Die Aufdeckung der Ursachen ist wie bei jedem Leiden, so auch bei dem Kopfschmerz die Bedingung der erfolgreichen Behandlung; eine einheitliche Methode, ihm beizukommen, kann es angesichts der ungeheueren Mannigfaltigkeit, welche dieses Leiden in Wesen und Ursachen darbietet, nicht geben. Die Ursachen sind nicht immer greifbare und gegenwärtige, sondern oft zurückliegende Gelegenheitsursachen. Auch mag daran erinnert werden, daß nicht immer eine einzige, sondern oft das Zusammenwirken oder die Aufeinanderfolge mehrerer, an sich vielleicht geringfügiger Schädlichkeiten im Spiele ist und daß schließlich ein Tropfen oder eine kleine Erschütterung das Maß plötzlich zum Überlaufen bringen kann.

Neben der Behandlung des Grundleidens wird zur augenblicklichen Bekämpfung des Schmerzes eine ganze Anzahl von Mitteln und Maßnahmen angewendet, wie kalte und warme Umschläge, Fußbäder, Brom, Baldrian, Antipyrin, Morphium usw. Diese wirken übrigens zum Teil ursächlich, wie z. B. die warmen Kopfumschläge bei den durch Blutleere des Kopfes bedingten Schmerzen, die kalten Umschläge und die heißen Fußbäder bei Blutfülle des Kopfes.

Die zahlreichen gegen Kopfschmerz gebräuchlichen Mittel, wie das genannte Antipyrin, Phenacetin, Migränin usw. sind bei vernünftigem und sparsamem, vom Arzte kontrollierten Gebrauch keineswegs schädlich — von der vereinzelt vorkommenden Idiosynkrasie dagegen sehe ich ab — vielmehr segensreich. Dasselbe gilt vom Brom, Baldrian u. dergl. Leider aber beseitigen sie weder die schädlichen Ursachen, noch kräftigen sie die Nerven. Sie sind zur Milderung gewisser Formen von Kopfschmerz sehr brauchbar, entheben uns aber nicht der Notwendigkeit, alles übrige zur Behebung des Leidens zu tun.

Daß die Beseitigung der Ursachen des Schmerzes nicht bloß die einzig rationelle Behandlung des Schmerzes selbst, sondern auch die dem gesamten Organismus förderlichste ist, ergibt sich aus einer anderen Art der Betrachtung. Es mutet den Leser vielleicht merkwürdig an, wenn ich behaupte, daß der Schmerz und auch der Kopfschmerz etwas Nützliches seien. Und doch spielt er eine wichtige Rolle in dem Abwehrkampfe des Organismus gegen die auf diesen einwirkenden Schädlichkeiten, wie er uns entgegentritt sowohl in den physiologischen Abwehrreaktionen wie in den komplizierten organischen Prozessen, die man Krankheiten nennt und die in dem Kampf des Organismus gegen die Schädlichkeit begründet sind. Der Schmerz wirkt in diesem Widerstreit als Wächter und Warner. Nicht immer vermag der Organismus automatisch die Schädlichkeiten auszugleichen und auszuschalten; oft bedarf es eines Appells an die willensbegabte Persönlichkeit, an das empfindende und wollende Ich, welches so oft den Organismus in Gefahren stürzt. Da erscheint der Schmerz als der Notschrei der gequälten automatischen Maschine, als Signal und Weckruf, andeutend, daß eine Betriebsstörung durch Einwirkung einer Schädlichkeit, durch zu starke Beanspruchung u. a. m. stattgefunden hat.

So tritt, noch physiologisch, noch nicht als Krankheitssymptom, der Kopfschmerz auf, wenn wir uns in verdorbener, mit Kohlensäure und Ausdünstungsprodukten überladener Luft oder in überhitzten Räumen befinden, infolge starker Sonnenstrahlung, durch starke Düfte, durch Überanstrengung

Judikatur.
Judge Roy Bean Statue

körperlicher und geistiger Art, durch übermäßige Anstrengung der Augen usw.

In unmerklichem Übergange wird dieser noch den physiologischen Bedingungen des Lebens zugehörige Kopfschmerz zum Krankheitssymptom. So kann man den nach Genuß von Alkohol, Tabak, starkem Tee oder Kaffee auftretenden Kopfschmerz bereits als Ausdruck einer Vergiftung ansehen. Daran reiht sich dann der Kopfschmerz infolge von Magenkatarrh, Fieber, Infektionskrankheiten (Typhus, Malaria), Erkältung usw. Auch hier überall zeigt der Kopfschmerz an, daß Schädlichkeiten vorhanden sind, die den Organismus bedrohen und gegen welche er kämpft. Was können wir also Vernünftigeres tun, als seiner Stimme Gehör zu geben, d. h. der Schädlichkeiten gewahr zu werden suchen und sie zu vernichten? Der Leidende, die Umgebung, der Arzt mögen im Einzelfall unter Berücksichtigung aller Lebensverhältnisse zu ermitteln suchen, wo die Ursachen des Kopfschmerzes gelegen sind. Die ursächliche Behandlung ist der Weg, der nicht bloß zur Vernichtung des Schmerzes, sondern, was oft viel wichtiger ist, zur Beseitigung der Schädlichkeiten und Krankheitsvorgänge, die er anzeigt, führt. So kann z. B. ein regelmäßig zu bestimmten Zeiten wiederkehrender Kopfschmerz auf Malaria beruhen. Man würde ihn vergeblich behandeln; erst die Erkenntnis seiner Ursache setzt uns in die Lage, mit einem Schlage ihn und das Grundleiden zu beseitigen, nämlich mittels des zu bestimmten Zeiten verabreichten Chinins.

Bei all diesen Zusammenhängen ist der Kopfschmerz als Reaktion des normalen Nervensystems gedacht. Häufig ist er aber nicht bloß Symptom des auf Schädlichkeiten reagierenden, sondern auch eines abnorm widerstandslosen Nervensystems, einer krankhaft gesteigerten Empfindlichkeit und Erregbarkeit der Kopfnerven, die auf geringfügige Reize und leichteste Störungen übermäßig reagieren. Dieser Zustand kann Teilerscheinung einer allgemeinen Nervenschwäche (Neurasthenie) sein, die nicht selten auf vererbter Anlage beruht, oder auch durch Häufung von Schädlichkeiten, die das Nervensystem betroffen haben, erworben sein. Der Zustand der verringerten Widerstandsfähigkeit der Kopfnerven kann sich in dem gehäuften Auftreten sowohl der echten Migräne wie des bloßen Kopfschmerzes äußern.

Wir haben es in diesen Fällen, welche das Hauptkontingent der an Kopfschmerz Leidenden umfassen, mit einem wirklich nervösen Kopfschmerz zu tun, der aber trotzdem durch die verschiedensten organischen Krankheitszustände (z. B. Blutarmut) bedingt und unterhalten, durch die verschiedensten körperlichen wie geistigen Einflüsse ausgelöst werden kann.

Um dieser verbreitetsten Spezies der Familie „Kopfschmerz" beizukommen, müssen zwei Wege gleichzeitig eingeschlagen werden, die beide dem ursächlichen Behandlungsprinzip dienen: es gilt einmal die Schädlichkeiten und Gelegenheitsursachen zu eliminieren, zweitens ist die Widerstandsfähigkeit der Nerven und speziell der Kopfnerven zu erhöhen, wobei es wiederum darauf ankommt zu erkennen, auf welchen Umständen die Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit beruht.

Was die schädlichen Beeinflussungen des Nervensystems und Gelegenheitsursachen betrifft, so sind diese oft handgreiflich, oft aber schwer zu ergründen. Es ist Sache des Arztes, allen in Betracht kommenden Umständen nachzugehen; Sache des Kranken und der Umgebung, dem Arzte nichts zu verheimlichen oder falsch darzustellen, wie dies so oft geschieht. Der Hausarzt kann hier meist tiefer blicken als der fremde Spezialist. Eine gewaltige Rolle spielen psychische Momente, über welche der Patient sich nicht immer mit wünschenswerter Offenheit ausspricht, über die er sich aber auch oft selbst nicht klar ist. Eine heiter-glänzende Oberfläche verdeckt zuweilen Abgründe von Gram und Leidenschaft, unerfüllten Hoffnungen und Wünschen. Die Art der Lebenshaltung bringt oft eine ganze Anzahl von Einflüssen mit sich, die auf empfindliche Kopfnerven übel einwirken, wie: Übermaß von Nahrung, unregelmäßige Nahrungsaufnahme mit langen Pausen, reizende Kost, starke Getränke, unruhiges Leben, große Geselligkeit, ungenügenden Schlaf u. dergl.

Die verringerte Widerstandsfähigkeit der Kopfnerven besteht darin, daß diese durch Reize abnorm stark erregt werden. Die Empfindung ist das Bewußtwerden des Tätigkeitszustandes der Empfindungsnerven. Beim Kopfschmerz sind die empfindenden Kopfnerven in abnormer Weise tätig. Die Erregbarkeit des gesunden Nerven ist an gewisse Grenzwerte der Reize gebunden, unterhalb deren der Nerv noch nicht reagiert; man bezeichnet diese Grenzwerte als „Reizschwelle". Ist letztere verfeinert, so wird der Nerv schon durch Reizungen erregt, die den gesunden Nerven noch im Ruhezustande belassen. Die Erregung des normalen Nerven klingt ferner nach dem Aufhören des Reizes schnell ab, während in dem abnorm erregbaren Nerven der Tätigkeitszustand den Reiz erheblich überdauert. Man kann sich den Zustand des geschwächten Nerven etwa so vorstellen, daß dessen feinste Teilchen eine abnorm große Beweglichkeit haben, infolge deren sie durch einen Anstoß viel leichter in Schwingungen geraten, als es bei normaler fester Konstitution der Nervenmasse der Fall ist, und auch längere Zeit noch fortschwingen, nachdem die Kraft, die sie in Bewegung gesetzt hat, längst zu wirken aufhörte. Dies ist natürlich ein Gleichnis; nicht als ob der wirkliche Sachverhalt so einfach wäre, es spielen sich bei ihm vielmehr chemisch-atomistische Vorgänge von wahrscheinlich großer Kompliziertheit ab, ein beständiger Zerfall und Wiederaufbau von Atomgruppen

und andere noch nicht erforschte Prozesse. Aber immerhin werden die Lebenserscheinungen des geschwächten Nerven von denen des gesunden sich dadurch unterscheiden, daß eine abnorme Zersetzlichkeit und Beweglichkeit der feinsten Strukturteilchen in jenen vorhanden ist.

So kommt es, daß der Nerv von verringerter Widerstandsfähigkeit in einen höheren und dauernderen Bewegungszustand gerät, wie der Windstoß die dünnen Zweige in schwingende Bewegungen setzt, während am Stamm seine Kraft abprallt. Durch die übermäßig gesteigerte Tätigkeit und Verkürzung der Ruhepausen wird die Konstitution des Nerven noch mehr geschädigt und entfestigt; es besteht, wie man es ausdrückt, ein schädlicher Kreislauf, ein circulus vitiosus.

Der gesteigerten Tätigkeit der Empfindungsnerven des Kopfes entspricht eine gesteigerte Empfindung: man fühlt den Kopf, und bei allen möglichen den Körper treffenden Reizen wächst die Empfindung in das Unangenehme und Schmerzhafte hinein. Schon das „Fühlen des Kopfes" ist, besonders wenn es andauert, fremdartig, unangenehm und störend; wir sind gewohnt, unseren Körper nicht zu fühlen. Dies Mißgefühl kann sich zum Schmerz steigern, aber oft sprechen wir von Kopfschmerz, wo nur jene lästige, spannende, dumpfe, noch nicht eigentlich schmerzhafte Empfindung vorhanden ist.

Die Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit der Kopfnerven kann durch übermäßig starke Beanspruchungen erworben sein. Bekanntlich erzeugt die zu intensive geistige Arbeit häufig Kopfschmerzen, die wahrscheinlich durch die stärkere Blutfüllung des Gehirns und der Gehirnhäute bei der Gehirntätigkeit bedingt sind. Wiederholt sich dies oft, wird dem Kopf dabei zu wenig Ruhe gegönnt, der Schlaf verkürzt, so kann es zu einer Überreizung der Kopfnerven kommen, die sich nicht bloß in Anfällen von Kopfschmerzen, sondern auch in einem dauernden Zustande gesteigerter Erregbarkeit ausspricht. Noch mehr, wenn gleichzeitig starke Gemütsbewegungen auf den Betroffenen einstürmen oder wenn die geistige Arbeit selbst eine aufregende ist (Spekulationen, Examensarbeit, künstlerisch produktives Schaffen usw.). Auch Gemütserregungen an sich, seelischer Schmerz, großer Schreck, Enttäuschung, bange Erwartung u. a. m. können die Widerstandsfähigkeit der Empfindungsnerven des Kopfes durch Überreizung herabsetzen.

Ferner ist hier die Verletzung des Kopfes, namentlich die Gehirnerschütterung anzuführen.

Von großem Einflusse ist die neurasthenische Disposition des ganzen Nervensystems.

Endlich führen Ernährungsstörungen der Nerven zu dem geschilderten Zustande, wie sie z. B. durch ungenügende Blutbeschaffenheit (Blutarmut, Bleichsucht), fehlerhafte Ernährung, Mißverhältnis zwischen Nerventätigkeit und Nervenruhe bedingt werden.

Auf welche Weise nun vermögen wir die geschwächte Widerstandsfähigkeit der Kopfnerven wie der Nerven überhaupt zu steigern?

Zuvörderst durch Ruhe. Nichts Besseres gibt es für die Erholung der armen zerrütteten Nerven als Schlaf, gesunden Schlaf. Nach schlaflosen Nächten ist schon der Gesunde nervös. Die Nerven des Neurasthenikers aber gleichen dauernd übermüdeten. Die Schlaflosigkeit, diese Pein der Nervenschwachen, gehört auch als Glied in jenen circulus vitiosus; bei ihr ist vor allem der Hebel anzusetzen. Wie das im Einzelfall zu geschehen hat, ist hier nicht zu erörtern. Nur sei darauf hingewiesen, daß auch bei der Schlaflosigkeit vielfach und mehr als man meint seelische Momente ursächlich in Betracht kommen.

Auch öftere Ruhe am Tage dient zur Kräftigung der Kopfnerven, aber wirkliche Ruhe, nicht ein bloßes Ausruhen mit einer Zeitung in der Hand; eine Unterbrechung aller körperlichen und seelischen Regungen und Reize, im halbdunkeln und von Geräuschen entfernten Raume. Der Leidende muß die Kunst erlernen, die sich aufdrängenden Gedankenketten, besonders wenn sie auf ein beunruhigendes Gebiet abschweifen, zu hemmen. Nicht erst „wenn der Kopf sich meldet", sondern vorbeugend und regelmäßig müssen diese Ausschaltungen des körperlichen und geistigen Betriebes vorgenommen werden.

Wo sehr große Nervenschwäche besteht, ist eine längere, wochenlange Ausdehnung der Ruhebehandlung notwendig, wie es bei der sogenannten Playfairschen Ruhe-Mastkur geschieht.

Aber obwohl die Ruhe eine wesentliche Bedingung für die Kräftigung der Nerven ist, genügt sie für sich allein doch nicht, um dieses Ziel herbeizuführen. Schonung spart Kräfte und Material, aber die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit beruht auf Übung. Die Nervenstärkung erfolgt durch den Wechsel von Übung und Ruhe in richtiger Folge und angepaßtem Verhältnis. Alle aktiven Organe bedürfen der Betätigung und gedeihen nicht bei absoluter Schonung, wie wir es in überzeugender Weise am Muskel sehen. Die Kräftigung geht so vor sich, daß sich das Organ den Anforderungen anpaßt, falls nach dem vorhandenen Kraftvorrat die Anpassung möglich ist. Die Anforderung darf daher nie die augenblickliche Leistungsfähigkeit übersteigen.

In schrittweiser systematischer Steigerung müssen körperliche und geistige Beschäftigungen „in Ruhe eingewickelt" unternommen werden.

Die schon vorher besprochene Ausschaltung der Schädlichkeiten und Gelegenheitsursachen dient gleichfalls zur Kräftigung der Nerven; denn das im allgemeinen vorhandene natürliche Heilbestreben des Organismus kommt um so eher zum Durchbruch, je mehr die einzelnen und sich wiederholenden Schädigungen in Wegfall kommen. Daher die

große Bedeutung des Situations- und Ortswechsels! Unzweifelhaft ist es oft ein unbedingtes Erfordernis, den an Kopfschmerz Leidenden aus seiner Umgebung, seiner Familie, seiner Berufsatmosphäre für einige Zeit zu entfernen.

Das Seelenleben ist für die Nervenkräftigung von größter Bedeutung. Sind doch die Kopfschmerzen sehr oft Begleiterscheinungen seelischer Vorgänge. Die Affekte rufen nicht bloß Bewegungserscheinungen von Seiten des Herzens (Herzklopfen), der Blutgefäße (Wallungen) und der Drüsen (Tränen-, Schweißabsonderung), sondern auch Empfindungen hervor. Das Haupt ist „sorgenschwer", — eine schwierige Sache, die einem „viel Kopfschmerzen macht", — der Kopf ist „zum Zerspringen" infolge von innerer Erregung usw. Daß starke Gemütserregungen Migräne-Anfälle hervorrufen können, ist bekannt.

Viel näher noch tritt die Beziehung des Seelischen bei den Fällen hervor, wo die Vorstellung des Kopfschmerzes diesen weckt. Es handelt sich dabei nicht um einen simulierten Schmerz, auch nicht darum, daß das bloße Denken an den Schmerz diesen erzeugt, sondern der Zusammenhang ist mittels des Affektes als Verbindungsgliedes gegeben: der von Kopfschmerz oft und bei bestimmten Ursachen Heimgesuchte bekommt aus irgendeinem Anlaß die schreckhafte Vorstellung, daß wieder ein Anfall von Kopfschmerz eintreten könne, vielleicht weil er eine Aufregung gehabt hat oder sich überarbeiten mußte: dieser Affekt löst nun den Kopfschmerz wirklich aus, wie die Vorstellung zu fallen den Schwindel, wie der Gedanke an etwas Ekelhaftes zu einem Übelkeitsgefühl führen kann. Häufig auch findet sich eine psychische Steigerung des Kopfschmerzes: der Leidende hat eine an und für sich unbedeutende Empfindung des Kopfdrucks; die ängstliche Vorstellung aber, daß ein Gehirnleiden dahinter stecken könne, läßt die Empfindung zum Schmerz auswachsen.

Eine solche Entstehung des Kopfschmerzes kommt nur bei sehr emotionellen Naturen vor und verrät eine krankhafte Steigerung der Erregbarkeit des Gemüts. Wiederholt sich der Vorgang häufig, so werden die Kopfnerven geschwächt, sie klingen immer leichter bei jeder affektbetonten, auf den Kopf gerichteten Vorstellung an, sie kommen nicht zur Ruhe, und auch bei größter körperlicher Ruhe bleibt die Nervenkräftigung aus. Hier muß der Leidende selbst mit helfen, er muß Energie aufwenden, um seine Stimmung zu beherrschen, seinen Affekt niederzukämpfen. die ängstliche Vorstellung des Kopfschmerzes zu unterdrücken. Dahin zielt eine sachgemäße Suggestivbehandlung, die unter Umständen sich auch des Hilfsmittels der Hypnose bedienen kann, besser aber und mit größerem erzieherischem Wert ohne diese den Erfolg anstrebt, der oft genug erreicht wird.

Eine weitere Beziehung finden wir endlich in der Verschärfung der Empfindung durch die Aufmerksamkeit. Dieses physiologische und sehr nützliche Vermögen, Sinneseindrücke durch die Konzentration der Aufmerksamkeit zu verstärken, betätigt sich bei krankhaften Empfindungen sehr gern und führt dazu, daß der Kranke vorhandene Mißgefühle verstärkt empfindet. Nicht daß er sich den Schmerz einbildet, aber er verfeinert sein Empfinden, er tut alles, um für den Eindruck des Schmerzes eine möglichst empfindliche „Aufnahmeplatte" herzustellen. Von diesen Patienten mit gesteigerter Selbstbeobachtung gilt dasselbe, was von denjenigen mit gesteigerter Emotionsfähigkeit gesagt wurde: sie müssen sich „psychisch disziplinieren", sich selbst ablenken, ihre Aufmerksamkeit von dem Mißgefühl abziehen. Freilich wird dem Arzte oft erwidert: „Wenn ich den Schmerz nicht habe, denke ich nicht an ihn, aber wenn ich ihn fühle, muß ich auch an ihn denken." Und doch ist es richtig, daß die Wehleidigkeit und anderseits das Vermögen die Empfindungen zu beherrschen bei den einzelnen Personen in sehr verschiedenem Maße ausgeprägt sind und daß mancher, der infolge verweichlichter Erziehung und fehlender Selbstzucht Sklave seiner Gefühle ist und sich dabei für einen heldenhaften Märtyrer hält, gut täte, sich in der Beherrschung seiner Empfindungen und Selbstablenkung zu üben, statt den Rat des Arztes beleidigt abzuweisen.

Die gesteigerte Selbstbeobachtung und die übermäßige Emotionsfähigkeit schließen gern einen Bund miteinander, und dann kann es zu wahren Orgien psychisch reflektierten Wehs aus nichtigsten Anlässen kommen.

Die Diät spielt für die Nervenkräftigung eine wichtige Rolle. Es kommt im wesentlichen auf eine gemischte Kost an, die nicht zu viel nervenerregende Stoffe enthält (reizlose Diät): Milch, Gemüse, Obst, stärkemehlhaltige Nahrungsmittel (Gebäck, Kartoffeln, Reis, Mehlspeisen usw.), Zucker, Ei, Butter, Käse, in einfacher, nicht zu gewürzhafter Zubereitung, während Fleisch, pikante Saucen, scharfe Gewürze, Kaffee, Tee, Alkohol und andere sogenannte Genußmittel nur in geringer Menge zu genießen sind. Bei entkräfteten Nervenschwachen pflegt in Verbindung mit körperlicher Ruhe eine Überernährung mit stärkemehl- und fetthaltigen Nahrungsstoffen und Milch verordnet zu werden, um „die Nerven in Fett einzupacken". Ohne auf die Frage einzugehen, ob gerade der Fettansatz die Nerven kräftigt, müssen wir doch die Erfahrung bestätigen, daß mit der Zunahme des allgemeinen Ernährungszustandes in solchen Fällen die Nerven sich oft bessern. Anderseits können Fettleibige ebensowohl schwache Nerven haben wie schlecht genährte Personen.

Die Frage, ob Phosphorzufuhr die Nerven kräftigt, ist noch nicht spruchreif; in neuerer Zeit werden die phosphorhaltigen Lecithin-Präparate vielfach zu diesem Zweck

verordnet. Sicher ist, daß die Phosphordarreichung bei allgemeinen Schwächezuständen für die Muskel-, Blut-, Knochenbildung von Bedeutung ist und wenigstens mittelbar den Nerven zugute kommt.

Die regelmäßige Darmtätigkeit ist von großem Einfluß auf den Zustand der Nerven und ganz speziell auf die Entstehung von Kopfschmerzen. Die durch Zersetzung des Darminhalts entstehenden Gase und anderweitigen Produkte können die Nerven reizen und beunruhigen und auf diese Weise nicht bloß Schmerzen hervorrufen, sondern auch die Kräftigung der Nerven verzögern.

Die Blutbeschaffenheit ist für die Ernährung der Nervensubstanz von Bedeutung; manche Fälle von Nervenschwäche stehen mit Bleichsucht und Blutarmut in Verbindung, und die Behandlung der Blutkrankheit ist eine Vorbedingung der Nervenkräftigung. Gerade der Kopfschmerz ist eine häufige Begleiterscheinung der Bleichsucht.

Wenn die reichliche Ernährung (lakto-vegetabilischer Art) bei abgemagerten Nervösen eine wichtige Maßnahme zur Hebung der Nervenkonstitution darstellt, so ist anderseits die gewohnheitsmäßige Überernährung besonders mit sogenannten „kräftigen" Sachen, wie Fleisch, Bouillon, Fleischextrakten usw. für die Nerven schädigend. Ganz besonders ist Maßhalten in der Ernährung denjenigen Kopfschmerz-Patienten anzuraten, bei denen die Nervenschwäche mit einer gichtischen Disposition (sogen. harnsauren Diathese) zusammenhängt; die Nervensymptome können durch dieselben Stoffwechselstörungen bedingt sein, welche auch zu Gicht führen. Nur die eingehende ärztliche Untersuchung vermag die Natur dieser Art von Kopfschmerz aufzudecken. Gerade diese Leidenden müssen sich auch viel bewegen, da Muskeltätigkeit der gichtischen Stoffwechselanomalie entgegen wirkt, und man würde vergebens durch die größte Ruhe eine Nervenkräftigung herbeizuführen sich bemühen. Gymnastik, tiefe Atmungen in frischer Luft und andere Maßnahmen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, sind dort, wo Blutarmut, Fettsucht, gichtische Anlage die Nervenkräftigung verhindern, angebracht.

Der Kräftigung der Nervenkonstitution dienen ferner bei sachgemäßer Anwendung gewisse physikalische Behandlungsmethoden, wie vor allem die Wasserbehandlung (Güsse, fließende Fußbäder usw.), ferner Luftbäder, Elektrizität, allgemeine und Kopf-Massage. Ihre Anwendung muß in bestens sachverständige Hände gelegt werden, da sie auch leicht Schaden bringen kann. Namentlich ist jede Überreizung der Kopfnerven zu vermeiden. Die Wasserbehandlung ist besonders dort angebracht, wo abnorme Blutverteilung (Blutarmut des Kopfes durch Krampf der Blutgefäße, Blutüberfüllung durch Erschlaffung derselben) vorliegt; aber auch sonst sind die Reiz- und Beruhigungswirkungen des kalten und warmen Wassers geeignet, den Stoffwechsel der Nervensubstanz in günstiger Weise umzustimmen; endlich wirkt das kalte Wasser kräftigend auf das psychische Leben, die Willenskraft und die Fähigkeit, die Empfindungen zu beherrschen.

Ein nervenstärkender Einfluß wird oft dem „Luftwechsel" eingeräumt. Und mit Recht. Es handelt sich dabei aber nicht bloß um die Luft, sondern um allerlei andere Faktoren. Zunächst kann der Wechsel des Aufenthalts insofern nützen, als der Leidende aus einer Umgebung herausgenommen wird, die aus beruflichen, familiären oder anderen Gründen für ihn eine Quelle von Erregungen und Beunruhigungen ist, — wie wir dies schon oben erörtert haben. Ferner wirken neue Eindrücke, schöne Landschaften usw. erhöhend auf die Stimmung, ablenkend auf den Schmerz, ermutigend und energieanregend.

Für den Städter wird der Aufenthalt in ländlicher Umgebung, im Walde, an der See schon durch die Ruhe im allgemeinen nervenkräftigend wirken; gute, frische, leicht anregende Luft wird sowohl direkt durch ihre nervenerregende Wirkung wie indirekt durch den Einfluß auf Atmung, Blutzirkulation usw. der Kräftigung der Nerven dienen. Sehr reizbaren Personen wird mehr die milde Luft des Südens nützlich sein.

Besonders nervenkräftigend ist ohne Zweifel das Höhenklima. Es wirkt, abgesehen von dem mächtigen Einfluß der großartigen Landschaft auf die Stimmung, durch die starken, ihm eigentümlichen Nervenreize.

Freilich verlangt das Höhenklima, soll es den Nerven nützen, ein seiner Reizwirkung gewachsenes, anpassungsfähiges Nervensystem. Wo dies fehlt, kann der Höhenaufenhalt die Nervenreizbarkeit steigern. Liegen noch keine individuellen Erfahrungen vor, so empfiehlt es sich, nicht sofort, sondern nur etappenweise zu großen Höhen vorzudringen. Gerade gegen die Neigung zu nervösen Kopfschmerzen leistet das Höhenklima oft Ausgezeichnetes, während das in vieler Beziehung ähnliche Seeklima infolge der starken Blendung nicht immer vertragen wird, auch wegen seiner Monotonie nicht für jeden paßt. Die passende Höhenlage ist sehr individuell, bei manchem treten die günstigen Wirkungen erst bei großer Höhe recht hervor, bei manchem mehr in mittlerer.

Alles in allem sehen wir, daß es Waffen und Wege gibt, mittels Erhöhung der Widerstandsfähigkeit der Nerven und Ausschaltung der Gelegenheitsursachen und sonstigen schädlichen Momente gegen den Feind „Kopfschmerz" siegreich vorzugehen. Man wird ihn, wenn er sich gut verschanzt und festgesetzt hat, nicht in einer Schlacht vernichten, aber langsam zum Rückzug zwingen können. Aber freilich gehören gute soldatische Eigenschaften dazu: man muß tapfer und ausdauernd sein und kluger Führung gehorchen.

Revanche.

Von

Otto von Leitgeb.

Diego Robero saß in seinem Atelier und arbeitete. Er saß an dem großen Nordfenster, das von oben herab bis zur Hälfte von einer schneeweißen Gazeblende bedeckt war. Das Licht floß in einem breiten Strome über den schwarzhaarigen Kopf des jungen Künstlers, sein hellrosa Hemd und seine dunklen Hände.

In der Tiefe des sehr großen Zimmers kauerte auf einem Diwan Madame Selius, indem sie den Kopf mit dem schimmernden Bronzehaar so weit hintenüber gelehnt hielt, daß sie unter halbgeschlossenen Lidern herausblickte. Ihr hübsches Gesicht, aus dessen nordischer Blässe sich die heftigroten Lippen aufreizend abhoben, sah gelangweilt oder abgespannt aus. Sie rauchte eine Zigarette, schien sie jedoch zeitweilig in der schlaff über die Diwanlehne herabhängenden Hand zu vergessen. Diese war kurz, mager und eigentlich weit weniger schön, als es zu Madame Selius paßte. Da sie herabhing, waren überdies ihre Adern angeschwollen, und auch die Hand verriet Schlaffheit und Ermüdung.

. . . Dies war das Atelier eines Künstlers, der mit starken Fittichen bis zur Spitze des Ruhmes fliegen wollte; — sie wußte es. Ach, mein Gott, wenn sie nur ein bißchen weniger von Diego Robero gewußt hätte! Wenn ihr sein ganzes Wesen, sein naiver, leidenschaftlicher, ein wenig eitler, empfindlicher, launischer, reizbarer, herrschsüchtiger, toller Charakter nur nicht so restlos bekannt geworden, — wenn noch etwas von der scheuen, erregten, gläubigen, gespannten Erwartung des Unbekannten, des Überraschenden zurückgeblieben wäre —!

Seit der junge Meister nichts mehr machte als die radierten Blätter, um die man sich riß, weil sie so unsäglich genial und so unerhört raffiniert waren, war das malerische Werkzeug aus dem Atelier verschwunden. Auf dem Arbeitstische lagen Gegenstände herum, die eher an die Instrumente eines Chirurgen erinnern konnten, als an die eines Malers: Stahlklingen, Grabstichel, haarscharfe Nadeln.

Am Fenster stand eine halbmannshohe Vase und darin ein großer Zweig von frischen Pfirsichblüten. Daneben, auf dem Boden, lag Roberos braune Samtjacke, und dort hatte sich die große Bulldogge hingelegt und schlief, zwei Pfoten auf dem Rocke ihres Herrn haltend, als wollte sie ihn hüten.

Wie bekannt war dies alles! Ebenso, oder doch nur ein bißchen anders, zeigte es sich jeden Tag.

Manchmal empfand Madame Selius, — manchmal, zum Beispiel jetzt — als würde sie nicht nur ein Sklave der Gewohnheit, sondern eben der Sklave eines eigenwilligen Herrn, der sie gänzlich für sich allein in Anspruch nahm, eifersüchtig am liebsten verlangt hätte, daß sie niemand andern kannte! . . . Mein Gott, es ist doch amüsant, viele Menschen zu kennen, und notwendig, um nicht zu verknöchern! Man verliert sonst jeden Maßstab, jedes gesunde Urteil. Man bleibt dabei, sich gegenseitig Eigenschaften anzudichten, die in Wirklichkeit nicht bestehen. Wie man es in der ersten Zeit macht. Die Liebe (hörst Du das Wort?), die Liebe macht blind. Das ist banal und wahr. Banal, wie so manches ist oder wird. Ganz allmählich, mit der Zeit . . . So langsam, daß man es kaum merkt . . .

Sie warf die Zigarette weg und streckte ihre rechte Hand gegen den Mund. Die Steine an ihren vielen Ringen blitzten.

Doch nahm sie sich nicht die Mühe, ihre Lippen wirklich zu bedecken, als sie nun leise, aber herzlich gähnte. Die Feinheit ihrer Züge löste sich bei diesem Akte ganz ins Gewöhnliche auf. Dann erhob sie sich, oder vielmehr sie ringelte sich träge von dem breiten Ruhebett herab, ging mit wiegendem Schritte durchs Zimmer, blieb dicht an Roberos Seite stehen und beugte sich über seine Arbeit. Um Stirn und Augen wurde sie dabei sofort rosig rot, wie ermüdetes, heißes Blut allzu zarte Haut bei der geringsten Bewegung zu färben pflegt.

„Was ist dies?“ fragte sie.

„Ein Diego Robero!“ antwortete er ohne aufzusehen.

„Hm!“ machte Madame Selius gedehnt. „Sonst nichts?“

Es waren ein paar nackte Frauenkörper, die in unmöglichen, empörenden Verrenkungen verschlungen schienen. Aber ohne den geringsten Rest jener seltsamen Aufregung zu spüren, die ihr seine Phantasien einmal verursacht hatten, wunderte sich Madame Selius jetzt gerade nur, daß er imstande war, zu jeder Stunde eine solche Arbeit fortzusetzen, — zu jeder Stunde; zum Beispiel auch zu dieser —

In diesem Augenblick standen sie innerlich weit voneinander entfernt. So unbegreiflich, so erstaunlich weit, daß sie voreinander vielleicht erschrocken wären, wenn sie es begriffen hätten. Denn beide durchzuckte in diesen Momenten mit launischer Kraft das Bewußtsein, daß sie einander zu viel geopfert hatten. Eine verborgene Bitterkeit, heftig, weil sie zurückgehalten wurde, und durch ein Nichts bereit, die übersättigte Spannung zu verraten, trieb ihre Seelen feindlich gegeneinander los. Sie, das Weib, empfand, wie sehr sie die Sklavin dieses Mannes geworden. Sie fühlte die despotische Sicherheit ihres Besitzes, die in ihm war. Zuzeiten bäumte sich ihr Selbstgefühl dagegen auf, desto zügelloser, je fester sie sich gefesselt wußte. Jetzt aber, in ihrer geheimnisvollen Auflehnung, durchrieselte sie wie mit dem Reize einer Gefahr der Gedanke, wie wenig er ahnen konnte, daß sie heute ihren Besuch einfach darum so verlängerte, weil sie bei Robero selbst jemanden treffen wollte. Es war ein Elegant, ein junger Weltmann, der unerschöpflichen Stoff zu galantem Klatsch abgab, ein frecher Herzensabenteurer, vor dessen Suggestionen sie sich im Grunde nicht einen Augenblick fürchtete. Gestern, in einer Gesellschaft, hatte er sich herausgenommen, geradeaus zu fragen, ob er sie heute hier treffen würde, wenn er käme. Sie möchte ihm doch die unermeßliche Freude machen! — Einen Augenblick hatte es sie betroffen gemacht, mit welcher Sicherheit man voraussetzte, sie hier anzutreffen ... Sie hatte jedoch seine Frage bejaht. Es handelte sich nur um eine gleichgültige Zerstreuung, ein wenig Emanzipation von dieser sklavischen, eintönigen Unterordnung. Freilich wäre es ängstlich, wenn der Freund eine Ahnung hätte ... Ängstlich? Nun ja, man konnte sich vorstellen, daß Robero den andern einfach töten, sie selbst erwürgen würde! — Hu! — Nein, nein! So ist es wirklich. Es ist einfach nicht abzusehen, was in so einem Falle geschehen würde ... Sie wurde ein wenig unruhig. Besser wäre es doch, wenn Morazzo nicht käme. Oder — sie könnte jetzt fortgehen. — Daran dachte sie ...

Ihm, dem Künstler, dem Mann, hatten die paar Worte, die sie geäußert hatte, Gedanken der Hölle in der Brust geweckt. Solche kleine, bedeutungsvolle Zeichen erschienen seit einiger Zeit zwischen ihnen — Selbstbetrug hielt sie vereint. Selbstbetrug, der sich hinter flammenheißer Leidenschaft verbarg. Schnöde Gewohnheit ...?! — Es trieb fiebernd durch seinen Kopf hin, während er scheinbar unbetroffen die Stirne gesenkt hielt und die scharfe Stahlnadel aufmerksam durch das Wachs der Kupferplatte lenkte.

Plötzlich aber lehnte er sich im Sessel zurück und sah die Freundin forschend an.

Um ihren Kopf floß das Licht und funkelte an ihrem Haare. Ihre Wangen waren durch die gebückte Haltung etwas voller geworden; ihr kleiner Mund stand, erwartungsvoll, halb offen. So still war es nun um sie, daß Robero hören konnte, wie ihre seidene Bluse durch die atmende Brust zu leisem Knistern gebracht wurde. Nun hatte sie sich überdies ein wenig an seine Schulter angelehnt, und das vertraute, träumerische

Parfüm, dessen sie sich zu bedienen pflegte, hüllte auch ihn ein.

Ungeduldig strich er die Haarlocke aus seiner Stirne. Wer von ihnen beiden mochte der Stärkere sein? — Er. Er war noch der Herr. Noch! Warum dachte er dies ‚noch' hinzu —?

Es gab leise heranschleichende Zweifel, die ihn in Spannung und Unruhe erhielten, um derentwillen er auch nicht immer ganz und gar seiner Kunst sicher war, — die zu viel von seinem Leben beanspruchten, und um derentwillen es manchmal wie Haß in ihm aufstieg, gegen sie, die, wenn auch schweigend, dennoch nicht anerkannte, daß es Höheres, Ausschließlicheres für ihn gab ... Übrigens, kalt und ohne Phrase bedacht: er würde sie gerade so lange besitzen, als sein Wunsch dafür anhielte. Genau so lange. So lange er für ihre Reize Augen hatte. Die Augen des Künstlers, die zu genießen verstehen, wie keine anderen ... Diese gegenwärtige, zwiespältige, quälende Stimmung kam aber daher, daß er empfand, es klaffte etwas zwischen ihnen, und sie hatten den Mut nicht, es auszusprechen. Was lag in der Luft? Wirklich, daß er sie gegen seinen Willen verlieren könnte? Woher der namenlose Argwohn, der manchmal in ihm grub?

Die Zimmertür ging auf. Roberos Diener brachte ein abgegebenes Billett herein.

Der Maler riß es auf und warf dann das Kärtchen auf den Tisch. Madame Selius griff danach.

„Uff! Was für ein langer Name: Girolamo conte Morazzo, dei principi d'Antica-Rocca. Ich habe also nur die Hälfte gekannt!" Sie lächelte.

„Lassen Sie nochmal sehen!" sagte Robero. „Er will um fünf hier sein. — Er bringt den Marquis de Sainte-Croix mit, Sie wissen, das ist der berühmte Sammler, der ein paar Blätter von mir in der Ausstellung gekauft hat. Eh bien — ich reiße mich nicht um Morazzo, — aber weil er diesen Sainte-Croix mitbringt. Es ist gut, Pedro, ich werde die Herren empfangen —"

„Ich will den Hund fortnehmen," sagte der Diener. „Wie dieser Herr einmal hier war, hätte er ihn beinahe angefallen. Die Hunde haben solche Antipathien —" Aber die Dogge rührte sich nicht, und als Pedro energisch seine Hand nach ihr streckte, knurrte sie. „So?!" machte Pedro. „Na, warte —"

Er war ein untersetzter Mensch mit breiten Schultern und einem entschlossenen, kalten Ausdruck im Gesicht. Mit einem Griffe packte er nun Sumbo am Halsband und schleifte den schweren, sich sträubenden, gurgelnden Köter hinaus. Madama Selius schrie auf. Alles was wie Tierquälerei aussah regte sie auf.

„Nein!" rief sie dann. „Ich könnte Pedro nicht um mich haben. Er ist roh. Er muß ein grausames Herz haben —"

„Er ist ein famoser alter Bursche!" sagte Robero. „Für uns Kinder war er Wächter, Spielkamerad, Freund, Beschützer, zu jeder Stunde bereit, sein Leben zu lassen, wenn er einem von uns dadurch hätte helfen können. Gar ich war von jeher sein Liebling. Und ohne Pedro hätte mich meine Mutter gar nicht von daheim fortziehen lassen —"

Es war jedoch eine Tatsache, daß Madame Selius den Alten nicht leiden konnte. Es schien ihr immer, als mißtraute er ihr und gönnte ihr die Liebe seines Herrn nicht ...

Inzwischen wurden ihr Roberos prüfende Blicke nachgerade beschwerlich. Es irritierte sie, daß er sie so ansah —

„Sie schmollen!" sagte er nun. „Ich kenne diese Bewegung Ihrer Lippen ganz genau, wenn gleichsam etwas Feindseliges durch die nächsten Worte klingen könnte. Machen wir uns nichts vor! Es liegt so etwas auf unserer Stimmung —"

„Etwas Feindseliges!" wiederholte sie mit unechtem Erstaunen.

„Ihre blendenden Zähne werden dann sichtbarer als gewöhnlich," fuhr er fort, ohne sich Zwang anzutun. „Sie sehen so scharf und spitz aus, als ob Sie am liebsten zubissen —"

„Was für liebenswürdige Dinge!" sagte sie erregt.

Sein Gesicht bedeckte sich plötzlich mit fliegender Röte, und durch seine Augen zuckte es. Er streckte die Hand aus und streifte ihre Wange mit den Fingern. Er legte seinen Zeigefinger an ihre Lippen und meinte lächelnd: „Ich möchte einmal erfahren —"

„Was?"

„Ob sie wirklich so scharf sind —"

„Nein!" rief sie ärgerlich und küßte seinen Finger.

„Also?!" drängte er.

Sie drückte ihre Zähnchen vorsichtig in sein Fleisch. „Das ist nichts! Fester!" rief er übermütig.

Da kam es plötzlich wie eine Sinnlosigkeit über sie. Sie schloß die Augen und biß mit aller Kraft zu, grausam, mit jähem Ruck —

Der Schmerz war unerträglich. Robero stieß einen Schrei aus und sprang in die Höhe. Ein paar Blutstropfen fielen von seinem Finger. Madame Selius haschte verwirrt nach seiner Hand und hielt sie in ihren beiden fest. „Wie schrecklich!" sagte sie bestürzt, „wie abscheulich —"

Sie preßte ihre heißen Lippen fest auf die kleine Wunde und küßte die Blutströpfchen auf.

„Revanche!" sagte er, gezwungen lächelnd.

„Ja —! Tu mir auch etwas an!" bat sie.

„Lächerlich! — Seien wir vernünftig!"

Aber doch faßte er sie plötzlich fest am Handgelenk.

„Diese Hand . . ." sagte er. „Diese Hand, die nicht den kleinsten Nadelstich verträgt! — Erinnerst Du Dich, wie Du einmal, der Mode zuliebe, Dich von Pedro tätowieren lassen wolltest —"

„Weil er es Dir getan!" sagte sie.

Er nahm die feine, glänzende Radiernadel, die er früher fortgelegt hatte, zur Hand und berührte mit der dünnen Spitze einen ihrer blaßrosigen Finger.

„Ich sollte Dich zur Strafe ein bißchen ritzen," drohte er.

Seine Stimme klang seltsam. Sie hörte einen merkwürdigen, harten, fremden Ton heraus. Mit einemmal wurde sie ängstlich. Es kam ihr vor, als entdeckte sie in seinen dicken, geschürzten Brauen und um seinen festgeschlossenen, doch unruhigen Mund einen Zug von Wildheit, von Grausamkeit.

„Du hast mir furchtbar weh getan! Ich weiß gar nicht, wie es Dir gelingen konnte, mir einen so rasenden Schmerz zuzufügen —" sagte er jetzt.

Sie entgegnete nichts und stand vollkommen regungslos da. Ihre Hand hing schlaff, ohne Leben in der seinen. Und sie empfand, daß sie sich vor ihm wirklich zu fürchten vermochte. Aber ihr Stolz rang ihr eine Antwort ab —

„Straf mich also!"

Er wischte prüfend über ihre Finger hin. Sie wurde nervös. Wenn sie schon ihren Mut zu beweisen hatte, wollte sie sich nicht rühren —

„Ich werde ein klein wenig stechen," sagte er.

„Ja —" Und ihr Herz begann zu pochen.

„Es wird nicht viel sein," sagte er. „Eben nur wie ein Nadelstich —"

Sie nickte ungeduldig. Sie sah seine grausame Lust! Sie sah sie wirklich. Er marterte sie ganz absichtlich, langsam; er weidete sich daran —

„Ich warte!" brachte sie hervor. Ihre Stimme schwankte ein wenig. Aber wirklich: er war ein Despot, ein Tyrann, ein Wilder! . . . Sie schloß einen Moment die Augen und spürte, als könnte sie sogar ohnmächtig werden, so heftig hämmerte ihr Herz und so heftig bäumte sich ihr ganzes Gefühl, als klänge jetzt die ganze Spannung dieses Tages aus —

„Eh bien —"

Nun fühlte sie plötzlich, unerwartet, blitzartig, einen scharfen, rücksichtslosen Schmerz an ihrer Fingerspitze. Ein rotes Tröpfchen quoll über die bleiche Haut. Krampfhaft schnellte sie ihre Hand zurück. Ihr Busen wogte. „Indigne —!"

Robero war sehr rot geworden. Ein gezwungenes Lächeln lag erstarrt auf seinem Gesichte. Aber er hatte keine Zeit etwas zu äußern. Pedro trat in die Türe und meldete den Besuch.

Der Marquis, ein ältlicher Mann, hatte sich kaum Madame Selius vorstellen lassen, als man natürlich auf die Kunst zu sprechen kam. In wenigen Minuten hatten der Künstler und der berühmte Kenner einander erkannt, und ihre Äußerungen erreichten jene absolute Überlegenheit, wo der dritte gar nicht mehr fortkam. Robero schleppte Mappen um Mappen herbei. Die Rolle des schweigenden, verständnislosen Zuschauers wurde für Madame Selius aber geradezu entnervend. Indem sie sich endlich

Digitized by Google

langsam von einer Stelle zur andern bewegte und mit Morazzo ein Gesprächsthema von gemeinsamem Interesse gefunden zu haben schien, landete sie zum Schlusse auf ihrem früheren Platz auf dem Diwan, und Morazzo zog ein japanisches Taburett dicht heran. Nun unterhielten sie sich anscheinend ausgezeichnet. Robero war übrigens soeben das Mißgeschick widerfahren, daß er, etwas zerstreut auf dem Tische hantierend, ein Fläschchen Tusche umgestoßen hatte. Er entschuldigte sich und trat in das nebenanliegende Waschkabinett, dessen Türe nur von einem Vorhang bedeckt war. Der Marquis, den Zwicker auf der Nase, blieb am Tische sitzen, den Rücken gegen das Zimmer gekehrt. Man hörte, wie Robero drin das Wasser fließen ließ, wie es brausend in das Becken sprang.

Weiß Gott, welche unfaßbare Laune Madame Selius verführte, nicht allsogleich eine unerhörte Freiheit abzuwehren, die Morazzo sich herausnahm. Er berührte, gleichsam liebkosend, ihre nahe gelegene Hand mit der seinen, er drückte sie einen Moment nieder, — und als sie, beide wie von einem unwiderstehlichen Zuge verführt, einander ansahen, durchzuckte ihren sich vereinenden Blick etwas von dem undefinierbaren, unmißverständlichen, nie mehr zu leugnenden plötzlichen Aufflackern des Einverständnisses und des Verrates —

Durch die Heftigkeit dieser Empfindung verwirrt, sagte Madame Selius rasch und leise: „Geben Sie acht —!“

Und Morazzo, sofort aufgreifend, welch unerhörtes, entscheidendes Entgegenkommen sie ihm erwies, indem sie solche Worte sagen konnte, die ihrer beider Erregung gemeinsam machten, lächelte dankbar und vergaß sich so weit, blitzschnell ihre Hand an seine Lippen zu heben.

In diesem Augenblicke trat Robero in die Türe des Kabinetts. Er sah die letzte Bewegung, er begriff mit seinem heißen Blute in einem Nu die Situation. Einen Augenblick verlegte es ihm den Atem, als ob er einen Schlag auf die Kehle erhalten hätte. Ein einziger Blick sagte ihm übrigens, daß sie, sie ihm niemals ein Wort gestehen würde — —. Mühsam beherrschte er sich. Es war ihm nun eben etwas eingefallen, das er dem Marquis zu sagen hatte, etwas Sachliches, Technisches. Der alte Herr wendete sich um, um ihm zu antworten, wobei es ihn ein klein wenig beirrte, da Robero die Ärmel seines Hemdes in die Höhe gestreift hatte, knapp ober dem Handgelenk des Künstlers so etwas Unästhetisches, Rohes zu sehen, wie dieses eingeätzte, unverständliche Symbol einer zinnoberroten Schlange, die in einen giftgrünen Pfeil biß!

Inzwischen hatte sich Madame Selius zuerst mit einem Ruck von Morazzos Seite entfernt und dann erhoben. Roberos Miene erschreckte sie . . . Wenn er alles gesehen, begriffen hätte . . .! — Und sie zweifelte keinen Moment daran, sie las es von seinem Gesicht ab. Sein Blut kochte, — alle Maßlosigkeiten seines Temperamentes waren wach . . . Wie ein Schauder lief es über ihre Arme. Keinen Menschen der Welt fürchtete sie im Zorne gleich ihm. Es war mehr als Angst, — beinahe Todesfurcht; als ob etwas Entsetzliches geschehen müßte.

Möglich, daß er eine Ahnung ihrer Empfindung bekam; möglich, daß es die unbändige Erregung, in der er sich befand, vollends auf die Spitze trieb und seinen Argwohn bestätigte, daß er diese haltlose Angst merkte, die Madame Selius nicht zu verbergen vermochte . . .

Als ob es in der Luft läge, geschah es, daß eine gewisse Befangenheit alle diese Personen ergriff, den alten Herrn nicht ausgeschlossen. Um einer merkwürdigen, lautlosen Pause ihre ungemütliche Suggestion zu rauben, schlug Morazzo vor, ob man sich heute abend nicht bei Patard wiedersehen wollte? Dann gingen die Besucher. Und obwohl es nie vorher geschehen war, daß Madame Selius vor oder zugleich mit einem Fremden fortgegangen war — heute geschah auch dies —

Robero lief wie ein Tier im Käfig im Atelier auf und ab. Einmal blieb er stehen, um die Fäuste gegen die Brust zu schlagen und tief aufzustöhnen —

„Das also war es? — Verraten?! — Ruhe! Ruhe! Man wird ja sehen, was geschieht . . . Pedro! Pedro!“

„Ja, Herr —“

„Hatte Madame ihren Wagen?“

„Jawohl, Herr —"

„Und der Graf?"

„Ist mit dem andern Herrn im Automobil fortgefahren —"

„Es ist gut . . ."

Und als Pedro unschlüssig an der Türe zögerte, weil er seinen Herrn mißtrauisch betrachtete —

„Ich will noch arbeiten! — Laß mich —"

⁂ ⁂ ⁂

Den Abend verbrachte er außer der Stadt. Er wollte Fremdes, Unbekanntes sehen, sich zerstreuen.

Aber weder ein Spaziergang durch die lyrische Abendstimmung der Landschaft half ihm, noch die fremden Menschen in einem unbekannten Hotel.

Immer nur ein Gedanke, eine Empfindung.

In der letzten Zeit hatte ihn oft das Gefühl beschlichen, daß sie besser täten, auseinanderzugehen. Aber nur mit seinem Willen, mit seinem eigenen Willen . . . Es war unerträglich, daß sie ihm genommen werden sollte . . . vor den Augen weggenommen — von einem Gecken, einem hohlköpfigen Modenarren —

Immer derselbe Gedanke —

Manchmal wagte sich ein anderer dazwischen: vielleicht war es doch nicht so — ?!

Aber zunächst geschah Unerhörtes: Madame Selius blieb aus. Nach zehn Monaten, in denen es keinen einzigen Tag ohne sie gegeben —

Ein Tag verging, zwei. Das Leben schien aus seiner Ordnung zu weichen; ein langsamer, unfaßbarer Wirbel begann sich seiner zu bemächtigen — —

Vielleicht, daß sie wenigstens schreiben wollte. Aber auch das nicht — —

Und nachdem er ganz sicher geworden, daß sie für ihn verloren gegangen, war ihm dennoch ganz klar: sie hatte ihn nicht eigentlich verlassen; er kannte sie. Sie war umgarnt, und ihm schließlich geraubt worden. Sie war ein Kind — sie war unermeßlich unselbständig. Vielleicht war sie auch dem hypnotischen Einflusse dieses Schurken erlegen . . .

Er verbrachte nun die elendesten Tage seines Lebens. Was nutzte es, daß er sich erinnerte, wie ungeheuer antipathisch ihm dieser Morazzo immer gewesen? — Oder daß er jeden Tag erwartete, es müßte irgend etwas geschehen? Wäre es nicht das einfachste gewesen, sich in die nächste Droschke zu setzen, zu Madame Selius zu fahren und sie zur Rede zu stellen? — Es war doch lieblos und unbekümmert von ihm, daß er sich nicht rührte . . . Immerhin war es denkbar, daß sie erkrankt wäre —! Wenn er aber zum Beispiel den andern dort anträfe? Da stieg es wie eine rote Wolke, wie eine Wolke von Blut vor seinen Augen auf, und er vermochte dahindurch keinen andern Gedanken mehr zu erkennen . . .

Pedro, schlau, aufmerksam und hündisch anhänglich wie er war, merkte natürlich alsbald, daß etwas aus dem Geleise war. Madame Selius blieb aus. Er suchte nach einem Zusammenhang, und sein spürender Instinkt blieb genau auf der Spur des italienischen Grafen hängen, mit ganz eigensinniger Hartnäckigkeit. Sobald Pedro soweit gekommen war, sah er seinen Herrn mit anderen Augen an. Es war nicht zu begreifen, daß ein kleines, schwächliches, bleiches und blondhaariges Herrchen einem Manne wie Diego Robero sollte vorgezogen werden! Und für Madame Selius, die selber im Golde schwamm, war es überdies gleichgültig, daß der Graf unermeßlich reich sein sollte. Nachdem Pedro also allmählich den Grafen und Madame Selius in Gedanken für alles verantwortlich machte, nahmen die Dinge in seinem Gefühle eine neue, aber bestimmte Gestalt an. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde noch härter und verschlossener als gewöhnlich. In seiner Heimat pflegte man so etwas in einfacher Weise auszutragen: mit dem Messer. Übrigens, wenn man, wie er jetzt Tag für Tag es machte, Roberos Miene studierte — Gott gnade dem Herrn Grafen, wenn er ihm unversehens in die Hände fiele! —

⁂ ⁂ ⁂

Es ist bekannt, daß Mörder und andere Verbrecher oft von unwiderstehlichem Zwange nach dem Orte gezogen werden, wo sie ihre Missetat verübt haben —

Durch eine merkwürdige Anwandlung stärker als etwa durch kluge Überlegung verführt, kam Morazzo eines Tages

Digitized by Google

wieder. Pedro führte ihn in's Atelier.

Genau so wie damals saß Robero am Fenster.

„Guten Tag, guten Tag, Meister!“ rief Morazzo möglichst unbefangen aus. „Ich mußte doch nachsehen, was denn aus Ihnen geworden ist —“

Robero sprang auf die Füße, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte. Er kam sofort, beinahe laufend, auf den andern zu. Sein Gesicht war schrecklich, und die Augen quollen ihm beinahe aus dem Kopfe. Es sah ja aus, als ob er etwas sagen wollte, aber es riß doch nur so seine Lippen hin und her. Morazzo glaubte einem Rasenden gegenüberzustehen. Nun packte ihn eine fürchterliche Angst; Eiskälte lief ihm über den Rücken; er wich erbleichend einen Schritt zurück. So etwas hatte er denn doch nicht erwartet! Aber es gibt nichts, worüber sich zwei Männer mit so blitzgleichem Instinkte ohne ein Wort verstehen, wie über das strittige Weib; — und darüber, daß ihr Haß und ihr Kampf auf Leben und Tod eine unausweichliche Naturforderung ist; — und daß von zweien einer auf dem Platze bleiben muß ... Dies schoß Morazzo wie eine heiße Kugel durchs Gehirn; — und daß dieser wilde Mensch von fremdem Blute nichts anders anerkannte, als seinen Indianerinstinkt und seine rachsüchtige Leidenschaft —

Robero stieß einen unartikulierten, wilden Ruf aus. Im gleichen Augenblicke holte er mit dem Arme aus, und Morazzo stürzte bewußtlos zusammen. —

Als er endlich erwachte, war er allein und lautlose Stille um ihn her. In dem weitläufigen Zimmer dämmerte es. Es mußte eine geraume Zeit vergangen sein, seit er, von einem Schlage oder vielleicht von der eigenen plötzlichen ungeheuren Erregung niedergeworfen worden. Seltsam! Er lag nun nicht am Boden, sondern da, auf dem breiten Diwan, dessen er sich erinnern konnte. Übrigens — Robero mußte ihn doch halb getötet oder doch schwer verwundet haben. Oder war es der Diener, dieser banditenhafte Pedro, dessen Stimme ihm einmal in der tiefen Ohnmacht ins Ohr zu klingen schien? Sein Kopf schmerzte unerträglich, und seine Gedanken waren nicht ganz klar. Aber seine Glieder waren heil; er konnte sich jetzt aufrichten. Da lagen sein Hut, sein Stock. Er griff danach, erhob sich, sah sich um, fröstelte und ging so rasch er konnte zur Türe. Auch im Vestibül kein Mensch, kein Laut. Er drückte den Hut tief auf die brennende Stirne und eilte über die Treppe hinabzukommen. Seine Knie zitterten dabei ein wenig; ein sonderbares Schwindelgefühl machte seinen Blick unsicher. Als er auf die Straße trat, war ihm, als müßte ihn ein heftiges Unwohlsein befallen. Die Angst trieb ihn wieder. Die erste Droschke, die er sah, rief er an und ließ sich nach Hause bringen. Ganz gewiß war er nahezu krank. In seiner Stirne hämmerten und bohrten hundert Teufel, die Augen brannten, und sein Kopf schien mit Blei vollgegossen! Er war wie von Sinnen, taumelig, berauscht.

Mit Mühe stieg er die Treppe zu seiner Wohnung empor. Er war um diese Stunde nicht zurückerwartet; alles war dunkel. Der Diener eilte ihm voraus und drehte im Toilettezimmer das Licht auf. Jetzt fühlte sich Morazzo ganz elend, zum Umfallen miserabel. Er mußte sich förmlich an den Möbeln stützen. Und nun warf er den Hut fort und stellte sich vor den großen Spiegel, um sich einmal zu besehen. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens fuhr er zurück.

Mitten in seiner Stirne brannte grellrot gefärbt ein Kreuzzeichen. Mitten in die Stirne war ihm ein Abzeichen, ein Schandmal angebracht worden, eine mit teuflischer Bosheit vollführte Verstümmelung seines Antlitzes, die keine Kunst der Welt mehr entfernen konnte!

* * *

An einem Sommerabend des darauffolgenden Jahres, in einer weichmütigen, versöhnlichen Stunde, gestand Morazzo und erzählte zum ersten Male das schmerzliche, unverwischbare Abenteuer ... Draußen, am Strande des Lido war es. Das Meer rauschte und vermischte das rhythmische Brausen seiner Wellen mit der Musik, die von der großen Terrasse des Badehauses klang. Die Sonne stand tief und machte die Wogenkämme zu rotschäumendem Golde; an den Fahnen-

stangen flatterten und schlugen die farbigen Wimpel; auf der Terrasse schwirrten viele Hunderte von schwatzenden, lachenden Stimmen. Aber der Strand war verlassen, und die beiden Herren konnten ungestört plaudernd ihre Promenade auf dem elastischen Sande machen. Sainte-Croix war auf der Jagd hinter einem seltenen Kunstwerk nach Venedig gekommen, und Morazzo hatte sich hier angesiedelt, seit er damals ohne Abschied von seinen Freunden Paris verlassen hatte . . .

„Und Sie haben nie erfahren, wer der eigentliche Verbrecher gewesen ist?“ fragte der Marquis.

„Wie sollte ich? — Doch bin ich ja ganz überzeugt, daß es Pedro war, der mexikanische Diener, der Bandit, der Bravo —“

„Und Sie haben keinen weiteren Versuch gemacht, um — um — sagen wir Rechenschaft zu verlangen —“

Morazzo antwortete erst nach einer kleinen Pause: „Von wem? — Von dem Diener?! — Nein, ganz aufrichtig: ich war froh, daß nichts in die Öffentlichkeit drang . . . Daß ich endlich auch abreisen konnte, ohne daß mich jemand sah. Sie begreifen . . .“

Er lüftete seinen Hut ein wenig und strich sich über die Stirne.

„Später ist es mir äußerst gut zustatten gekommen, daß ich jenen schweren Unfall mit dem Automobile erlitt, wo ich so knapp davongekommen bin. Ich konnte jedermann erzählen, daß die Wunde, die die Ärzte wenigstens entfärbt hatten, von meiner Verletzung herrühre. Das ist ganz glaubhaft, sehen Sie!“

Und er lüftete wieder den Hut und rieb mit den Fingern an der schneeweiß glänzenden, seltsam geformten Narbe auf seiner Stirne. „Die verfluchte Farbe war das Arge! Und wie es nun ist, ist es alles, was die berühmtesten Ärzte erreicht haben. Und das hat mich, Summa summarum, etwa an die hunderttausend Lire gekostet —!“

„Hm!“ machte Sainte-Croix. „Das Geld werden Sie leicht verschmerzt haben . . . Sie haben doch — hm! — eine unbezahlbare Erinnerung dafür eingetauscht —?“ Und der alte Weltmann zwinkerte mit den buschigen Augenbrauen. „Es ist doch hoffentlich wahr, daß — verzeihen Sie! — Hm! — Diese entzückende Madame Selius! Sie wird sich doch Ihrer ein bißchen angenommen haben?“

„Ach ja!“ entgegnete Morazzo gedehnt. „Aber, es ist merkwürdig, Frauen bleiben uns ewig rätselhaft, sind ewig unberechenbar —“

Die Musik oben spielte das alte, niemals alternde Lied, das keiner von uns hören kann, ohne ein dankbares Lächeln im Herzen und irgendeine süße Erinnerung und irgendein bißchen Sehnsucht nach dem Himmel und den Schönheiten Italiens —

La donna è mobile
Qual piuma al vento,
Muta d'accento
E di pensier . . .

Morazzo fuhr fort: „Man wird ja älter, — mit der Zeit wird man vielleicht sogar alt werden. Aber bis dahin —! Wenn ich heute an sie denke, läuft es mir doch wie ein seliger Schauer über den Rücken hinab —“

„Eh! Eh!“ machte Sainte-Croix und zwinkerte geblendet nach den letzten Sonnenstrahlen. „Nun, und jetzt? Was wissen Sie von ihr?“

„Das ist es ja eben!“ sagte Morazzo elegisch. „Ich will ganz aufrichtig sein. Sie haben früher natürlich gefragt, warum ich nicht Genugtuung suchte. Die Wahrheit ist die: ich konnte nicht, denn ich war gebunden! Sie hat es verstanden, mir mein Ehrenwort abzukünsteln, daß ich nicht das geringste gegen Robero unternehmen würde. Ist das nicht kostbar? Denn kaum war ich abgereist, so hörte ich von der Versöhnung! Den Winter verbrachten sie miteinander in Ägypten. Sie kennen ja die schönen Arbeiten, die Robero dort gemacht hat, — das üppigste, das er sich bisher erlaubt hat! Nun, ganz und gar war ich auch nicht gleich vergessen. Eines Tages erhielt ich von Madame Selius eine — Ansichtskarte. Die Pyramiden von Gizeh waren darauf und die Sphinx —“

Digitized by Google

Nordamerikaner und Orientalen.

Von Otto von Gottberg.

Als neulich in Vancouver Orientalen mißhandelt wurden, bekundeten die Weißen naturgemäß einen weit schrofferen Rassenhaß als bei den früheren ähnlichen Unruhen in San Francisco. Denn der Brite hatte als Sohn eines Volkes, das seit Jahrhunderten allen Fremdrassen nur als Herr gegenübertrat, von jeher Geringschätzung und Verachtung für den Farbigen. Von der Höhe nationaler Weltmachtstellung herabschauend, glaubt der Engländer sich erhaben über die Notwendigkeit, seine Augen anzustrengen, bis sie Nuancen oder Schattierungen der Hautfarbe unterscheiden können. Den gelben Chinesen, den braunen Hindu, den roten Indianer und den schwarzen Suaheli nennt er unter Rassengenossen mit gleicher Mißachtung kurzweg „a Black". Sogar hinter den siegreichen Bataillonen des Alliierten seiner Nation durch Korea und die Mandschurei reitend, pflegte er von den Japanern naserümpfend als „Schwarzen" zu sprechen.

Dem Amerikaner der Vereinigten Staaten läßt sich ein gleicher Rassendünkel nicht nachsagen. Oft fehlt es ihm sogar an gesundem Rassenstolz. Das starke Rassenbewußtsein, das aus der vom englischen Mutterlande ererbten amerikanischen Literatur spricht, macht sich in den Massen nur geltend, wenn der Farbige zum wirtschaftlichen Konkurrenten wird.

Gewiß duldete schon das landhungrige Proletariat, das von den Jagdgründen des roten Mannes Besitz ergriff, den Indianer nie als Gleichberechtigten neben sich. Die Rothaut, die auch nur ihr Teil vom jagdbaren Getier im Urwald heischte, verdrängte eine erbitterte Kriegführung ins Grab oder in der Richtung des Sonnenuntergangs. Kein Rassenhaß aber verfolgte den friedfertigen Stamm, der gewillt war, das Kriegsbeil zu begraben und die Friedenspfeife zu rauchen. Noch heute essen seine Kinder und Kindeskinder ein mit grotesker Freigiebigkeit bemessenes Gnadenbrot. Weniger geschah in Kanada für den Indianer. Die Bewohner von Britisch-Kolumbia mißhandelten wie unlängst Orientalen von jeher auch die sanften und wenigstens zur Hälfte arbeitsamen Siwashindianer des amerikanischen Nordwestens. Der Yankee, reicher an Herzensgüte wie Humor, hat auch für die trägste Rothaut nur launigen Spott. Die gemessene Würde und stolze Selbstachtung des Indianers ringen mit Recht ihm Hochachtung ab. War doch der rote Mann auf Gottes Erde der einzige Farbige, mit dem der weiße Herr über Land und Meer, vom ersten Tage des Begegnens bis der Kämpfe letztes Flintenecho verhallte, stets nur wie mit seinesgleichen verhandeln durfte. Barhäuptig traten amerikanische Generale und rote Häuptlinge einander zum „big talk" gegenüber, und Schulter an Schulter, aber nie einer hinter dem anderen, durchschritten sie die Türe des Wigwams, in dem die Friedenspfeife bereit lag. Darum fließt Indianerblut in den Adern von Offizieren des Bundesheeres wie von amerikanischen Beamten; ein Vollblutindianer ward unlängst von Weißen ins Parlament gewählt. Das britische Empfinden des Kanadiers würde sich niemals dazu verstehen, „Schwarzen" ähnliche Stellungen im Dominium einzuräumen.

Allerdings holten sich die Yankees aus Afrika ein Problem, dessen noch unbeendete Lösung sie in den Verdacht des bittersten Rassenhasses brachte. Aber nur, weil der Neger, beim Hunderttausend importiert, sich zu Millionen vermehrte und darum als wirtschaftlicher Faktor das ökonomische Gleichgewicht der jungen Nation bis zu vorübergehender Sprengung ihrer nationalen Einheit erschütterte, ward um und wider ihn gestritten. Einen wirklich tief empfundenen Haß gegen die Negerrasse konnte ich weder während jahrelangen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten noch während einer unlängst unternommenen längeren Reise durch den von der Masse der Neger bewohnten schwarzen Gürtel feststellen. Mißhandelt wird dort der Neger, der des Weißen gerechten Zorn herausfordert. Sonst ist seine Stellung im Volksleben die eines verzogenen Kindes, das ungestraft betteln und Hühner stehlen darf. Mündig will es der Weiße nicht erklären, damit es nicht zum ernsthaften wirtschaftlichen Konkurrenten werde. Aber Haß verrät die Herrenrasse sicherlich nicht, solange ihre erwachsenen Töchter noch als Frauen die schwarze Mammy abküssen, die sie einst als Amme nährte und auf dem Arm trug. Daß es Amerikanern sogar an gesundem Rassenstolz fehlt, beweist eine in Eintagsverbindungen gezeugte Progenitur weißer Männer und schwarzer Frauen von geradezu verblüffend hoher Zahl. Wer im Wunsche des Amerikaners, die Farbigen des Anteils am Reichtum der Scholle und ihrer gesetzgeberischen Verwaltung zu berauben, einen Haß gegen Farbige sieht, vergißt, daß gleich unduldsam der Yankee sich gegen einwandernde Konkurrenten aus den stammverwandten Landen, Deutschland, Irland und England zeigte. Nicht nur Arbeitergewerkschaften, sondern auch Nativistenvereinigungen Gebildeter wollten Fremde ihrem Boden fern halten oder sie zu Heloten machen.

Artikel 1 [Staatsgebiet]

Das Staatsgebiet besteht aus den Provinzen, Regierungsbezirken, Kreisen und Gemeinden.

Artikel 2 [Staatsgebiet]

Das Staatsgebiet ist unteilbar. Eine Veränderung seines Bestandes oder seiner Grenzen bedarf der Gesetzgebung.

Artikel 3 [Staatsgebiet]

Die Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise und Gemeinden können ihre Grenzen durch Vereinbarung untereinander ändern. Sie bedarf der Bestätigung durch Gesetz, wenn Gebietsteile mit mehr als 10 000 Einwohnern betroffen werden.

Artikel 4 [Staatsgebiet]

Die Grenzen des Staatsgebiets können durch Staatsvertrag geändert werden.

Artikel 5 [Staatsgebiet]

Die Grenzen der Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise und Gemeinden können durch Gesetz geändert werden.

Artikel 6 [Staatsgebiet]

Die Grenzen der Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise und Gemeinden können durch Gesetz geändert werden.

Artikel 7 [Staatsgebiet]

Die Grenzen der Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise und Gemeinden können durch Gesetz geändert werden.

Artikel

über dem Bankerott verfallen wäre. Ich glaube das. Des Chinesen Geschäftsmoral darf als mustergültig und vorbildlich auch für den Europäer gerade wie für den Amerikaner gelten.

Als der Strom der chinesischen Einwanderung eingedämmt war, kam der Japaner, jedoch nicht lautlos auf den weichen Filzsohlen seines Vetters, ins Land. Hart und laut trat er auf, in Rindslederstiefeln, deren Anfertigung er schon in der Heimat dem Weißen abgelernt hatte. Mit dem Ellbogen bahnte er sich einen Weg durch das Straßengedränge. Er fand ihn anfänglich als Arbeiter in Industrien, die bislang nur Weiße beschäftigten. Obwohl Patriot, hatte er doch nicht des Chinesen Stolz auf die eigene Zivilisation. Denn er äffte des Amerikaners Gebaren wie Kleidung nach und zeigte ihm am Billardtisch in Hemdsärmeln wie auf der Straße im Gehrock sein Zerrbild. Er fiel um so empfindlicher auf die Nerven, weil er jede Pforte zu durchschreiten verstand. Sein Schmatzen beim Essen, sein schlürfendes lautes Atemholen beim Sprechen und sein gurgelndes, rauhes Lachen trug er in Restaurants und Theater, sein Lügen und Trügen ins Geschäft. Ein geborener Roßtäuscher, stand er hinter dem Ladentisch, schmeichelnd, schweifwedelnd, katzenbuckelnd und grinsend, bis sein Kunde übervorteilt war. Dann sprachen metallharte Unverfrorenheit und Anmaßung aus dem gelben Gesicht. Da, wo durch Demut nicht mehr und schneller zu gewinnen war, kannte seine Dreistigkeit von vornherein keine Grenzen. Als erster Farbiger wagte er es, die Augen zu den weißen Töchtern des Landes zu erheben, und unter ihnen Umschau zu halten, riet ihm zum Entsetzen und zur Entrüstung der Yankees des Mikado bestallter Vertreter in Washington. Da auch der Japaner den Fleiß und Geschäftssinn des Chinesen besaß, konnte seine Konkurrenz dem weißen Kleinhändler gefährlich werden. Ja die Großindustrie begann sie zu spüren, als Japaner kalifornische Täler dem Gartenbau und der Obstzucht erschlossen und des Staates größte Firmen beim Verkauf von Konserven unterboten. Die meisten dieser Ankömmlinge ließen sich am Goldenen Tor nieder, der Eintrittspforte für alle Orientalen in die Vereinigten Staaten. Auch sie wurden anfänglich mit Freude begrüßt. Denn wieder einmal schien die leidige Dienstbotenfrage gelöst. Die Hausfrau, die keine weiße Köchin besolden konnte, war immerhin oft wohlhabend genug, den Lohn für einen japanischen Studenten zu erschwingen. Das Kerlchen war zudem so höflich und bescheiden. Mit dem immer freundlichen Lächeln forderte es nur eine einzige Vergünstigung: ein Stündchen freier Zeit, um Englisch zu lernen. Doch der Hausfrau Freude und des Japaners Dienstbotenlaufbahn waren von gleich kurzer Dauer. Nach einem Monat hatte der Student genug Kochen und Englisch sprechen gelernt, um sich der Nachbarin seiner bisherigen Herrin für einen um zwei Dollars höheren Lohn verdingen zu können.

Industrielle und Geschäftsleute machten ähnliche Erfahrungen. Photographen namentlich beschäftigten die kleinen und schwächlichen gelben Einwanderer und mußten es erleben, daß diese nach Jahresfrist jenseits der Straße zu feindseligen Konkurrenten wurden. — Zuerst auf allen Gebieten des Arbeitslebens, aber schließlich namentlich als Köche, Kellner, Barbiere und Hotelangestellte betätigten sich die Japaner. Wenigstens sind die Gewerkschaften solcher Arbeiter die einzigen, die heute noch im Japaner einen Konkurrenten sehen. Bei Verrichtung schwerer Arbeit hat er sich nicht bewährt. Irrtümlich wohl stellen wir uns seit dem russisch-japanischen Kriege den japanischen Kuli als kräftigen und widerstandsfähigen Menschen vor. Als Sohn eines Volkes von Wanderern fehlt es ihm selten an Bein-, wohl aber häufig an Armmuskeln. Die Eisenbahnkontraktoren des amerikanischen Westens, in deren nüchterner Geschäftskalkulation das Element des Rassenhasses gewiß keinen Raum findet, da sie unter den Schiffbrüchigen aller Völker und jeder Hautfarbe unermüdlich aber oft vergeblich nach Arbeitern suchen, wählen den Japaner nur aus Verzweiflung und als letztes Ausfluchtsmittel zu Deckung ihres Menschenbedarfs. Nach ihrer Erfahrung ist der Japaner zu schwächlich, um auf die Dauer anstrengende Arbeit zu tun. Er ist gewogen und zu klein befunden. Seine Statur macht es ihm unmöglich, gleiches wie der Kaukasier zu leisten. Darum beziehen beispielsweise gegenwärtig als Bahnarbeiter in den Staaten Washington und Oregon die Japaner nur einen Tagelohn von sechs Mark, während Italiener sieben und Amerikaner, Irländer, Skandinavier oder Deutsche neun Mark erhalten. In Kalifornien werden von den Bahnen dem faulen Mexikaner sechs Mark, dem Japaner sieben Mark und dem Arbeiter aus Amerika oder dem nördlichen Europa zehn Mark bezahlt. Die Verschiedenheit der Löhne beweist, daß keine tyrannische Gewerkschaft, sondern die Leistungsfähigkeit ihre Höhe bestimmt. Der Japaner erhält geringen Lohn für geringe Leistung, wenn das Arbeitsangebot überhaupt so gering ist, daß der Kontraktor auf ihn zurückgreifen muß.

Also nimmt der Japaner, nun er geprüft ist und sein Examen nicht bestanden hat, dem weißen Lohnarbeiter kaum noch das Brot vom Munde. Nicht einen gefährlichen Konkurrenten hat darum der Mob in San Francisco mißhandelt. Gewiß ist dort der Japaner Konkurrent des kleinen Kaufmanns, denn obwohl er selbst nur von Rassengenossen kauft, versteht er als Ladeninhaber doch stets Weißen seine Ware aufzudrängen. Indessen der Geschäftsmann beteiligt sich nicht an Pöbelausschreitungen. Es war der Müßiggänger und der Tagedieb, der bei Gelegenheit sein Mütchen an Japanern kühlte, weil

diese für den Mann auf der Straße durch ihr Auftreten zur Pest und Landplage geworden sind. Der gar nicht unverständliche Wunsch, einem arroganten Fremdling seinen ihm als Farbigen gebührenden Platz im Gemeinwesen anzuweisen, führte zur Ausschließung japanischer Kinder vom Schulbesuch. Aber daß keineswegs ein allgemeiner amerikanischer Rassenhaß die Japaner verfolgte, dürften wir einsehen, wenn wir ihnen in Ortschaften folgen, in denen sie weniger zahlreich als in Frisco leben.

Nördlich von Kalifornien ist der Friede der japanischen Kolonien auf dem Boden der Vereinigten Staaten selten gestört worden. Jenes Land des Nordwestens lebt vom Reichtum seiner Wälder einstweilen noch fröhlich in den Tag hinein. Erst heute beginnt dem Holzfäller der Farmer zu folgen, um in den Boden neuer Lichtungen das Eisen seiner Pflugschar zu stoßen. Also die Schätze der Erde schlummern noch unberührt in ihrem Schoße und darum ist wie jeder Arbeiter, auch der japanische zunächst willkommen. Im Hinterland verrichtet er die leichtere Arbeit in Sägemühlen, pflückt Kirschen oder Äpfel in den weiten Obstgärten Oregons, fängt Fische in den Strömen Washingtons, verpackt Lachs in Konserven und milcht beim Farmer die Kuh. Auch am Meeresufer wird er als Fischer und in den Städten Spokane, Portland, Seattle als Dienstbote oder Angestellter von Hotels und Restaurants beschäftigt. Aber auch hier ist weder bei leichter Feld- oder Industriearbeit noch bei jener in Haus und Hotel auf den Japaner Verlaß. Es fehlt ihm an Treue. Er ist immer bereit, seinen Brotherrn im Stich zu lassen und sich höheren Lohn zu suchen. Auf dem Grunde seines Herzens ist darum auch in Seattle der Weiße dem Japaner nicht hold. Äußerlich wird dort indessen dem gelben Fremdling wärmste Bruderliebe bekundet. Denn Seattle ist gleich Portland und Los Angeles entschlossen, den vor dem Erdbeben durch das Goldene Tor gehenden Handel mit dem Orient an sich zu reißen, und buhlt darum um die Freundschaft Japans. Es bewirbt sich in Tokio um ein japanisches Generalkonsulat wie um eine Filiale der Bank von Japan. Die Kaufmannschaft versäumt keine Gelegenheit, durchreisende Würdenträger des Mikado zu unterhalten. Eine von Weißen begründete asiatische Gesellschaft nimmt sich der Japaner in den eigenen Mauern an. Die Stadtväter gaben seinerzeit in öffentlicher Sitzung ihrer Entrüstung über die Ausschreitungen in San Francisco Ausdruck und sollen dadurch in elfter Stunde die Vereinigten Staaten vor dem Mißgeschick eines Boykotts durch japanische Käufer bewahrt haben. In den Zeitungen ist der Ausdruck Japse verpönt, und der Reporter darf nur erzählen, wie ein Herr Matajiro Nagayama, aber nicht wie der Japaner Matajiro Nagayama in der Trunkenheit zum Messer griff.

Gleich freundschaftliche Gefühle für die Weißen bemüht sich die 8000 Köpfe zählende japanische Kolonie zu bekunden. Ihr Klub veranstaltet Gastereien für distinguierte Amerikaner und am 4. Juli wie am Geburtstage Washingtons Festlichkeiten „zu Ehren der großen Schwesternation". Tatsächlich ist es diesen Japanern bereits gelungen, Seattle zur Eingangstür für Touristen wie Einwanderer aus Japan zu machen. Der Handel mag diesen Besuchern um so leichter folgen, weil die Dampfer der Nippon Yusen Kaischa zwischen Yokohama und Seattle fahren.

Das Hinterland glaubt nicht solche Rücksichten wie Seattle auf den Fremdling nehmen zu brauchen. Der Staat Washington, in dem Seattle gelegen, würde darum wohl mit Kalifornien gemeinsame Sache machen, wenn dieses über die Frage der asiatischen Einwanderung mit der Bundesregierung in Konflikt geriete. Auch hat der Staat Washington bisher noch den Japanern in Seattle die Erlaubnis zum Erwerb vom Grund und Boden durch seine Gesetzgebung verweigert. Sie müssen wie der Chinese verfahren, der seine Häuser durch einen Rechtsanwalt als Strohmann kauft. Im Inneren des Staates sind ebenso wie in Oregon Japaner gelegentlich mißhandelt worden. Aber der Keim der Ausschreitungen, die beiläufig kaum nennenswert waren, war wiederum nicht in Rassenhaß, sondern in des Japaners sozialen Gewohnheiten zu suchen. Damit sei nicht gesagt, daß die Japaner dem Gemeinwohl schädliche Gepflogenheiten hätten. Im Gegenteil! Ihre Sauberkeit und — auf amerikanischem Boden wenigstens — Sittenreinheit könnten dem weißen Proletariat als Vorbild gelten. So wenig sie, namentlich beim Geschäft, Pflichten gegen das Individuum anerkennen, so sehr bemühen sie sich, solche gegen die Allgemeinheit zu erfüllen. Sie helfen Hospitäler und Schulen zu bauen, unterstützen wie die Priesterschaft ihrer Tempel auch christliche Missionen und sorgen dafür, daß keiner der Ihren zum Bettler oder Verbrecher werde. Dagegen sind sie zänkisch und streitsüchtig. Mit weit mehr Gusto noch als Italiener prügeln und stechen sie sich untereinander. Auch verstehen die in kleinlichen Verhältnissen Erwachsenen niemals, sich der freigiebigen Großzügigkeit des sie umgebenden Volkslebens, dem Grundsatz des Leben und Lebenlassens, anzupassen. Es betritt vielleicht ein stellenloser amerikanischer Arbeiter das Restaurant ein Japaners, ißt und trinkt für zwei und sagt dann, das Futter beider Hosentaschen nach außen kehrend, der Wirt könne auf Bezahlung pfeifen. Sofort greift der Japs zum Knüppel, und eine Schlägerei ist im Gange. Der Weiße aus fremden Landen, namentlich der Sohn der hellhaarigen und hellhäutigen Völker Nordeuropas, weiß sich dagegen der Art des nie knauserigen Yankees mit dem gern sich selbst verspottenden goldenen Humor anzupassen, und sieht in der Über-

Gräfliche Steuern.
Novelle von Prof. Carl Haeger.

vorteilung einen, wenn auch nicht übermäßig doch leidlich guten Witz auf seine Kosten, den er lachend den anderen Gästen zum Besten gibt. Entschuldbar ist freilich auch das Verhalten des Japaners, der sich mit blauen Flecken und Beulen auf der Haut des Zechprellers bezahlt machen will. Denn in einem Lande des Überflusses, in dem selten derart im kleinen, obwohl viel im großen gestohlen wird, hält die Polizei das Entwenden einer Mahlzeit durch einen Hungrigen für zu unwesentlich, um eine Verhaftung vorzunehmen.

Schroff tritt die Unfähigkeit oder vielleicht Abneigung des Japaners, sich der Volksauffassung und dem Volksleben anzupassen, namentlich dort zutage, wo er Weißen oder anderen Farbigen gegenüber in der Mehrzahl auftritt. Gerade er, der gern auf gleichem Niveau mit der Herrenrasse unserer Erde stehen möchte, beweist hier durch sein Tun, daß nie und nimmer verschiedene Rassen gleichberechtigt in Eintracht nebeneinander leben können, weil instinktiv jede die Vorherrschaft beansprucht.

An der Mündung des Fraser bevölkert das Städtchen Steveston ein wohl noch buntscheckigeres Rassengemisch als Port Said. Vom Fischfang nähren sich hier Japaner, Chinesen und verwahrloste amerikanische Weiße wie Neger, von den Abfällen der Lachsfängereien Siwashindianer und Hindus und von beiden Subsistenzmitteln Italiener, Griechen, Kanaken, Armenier, Filipinos, Mexikaner und Westindier. Früher verrichteten die Japaner nur untergeordnete Arbeit. Aber durch einen Streik bot sich ihnen die Gelegenheit, die weißen Fischer zu ersetzen. Seither beherrschen sie, der Zahl nach 4000 unter 7000 Menschen, als Feudalherren den Ort und seine Industrie, obwohl sie Lohnarbeiter blieben. Ihre Häuser blicken von der Höhe des Uferhanges auf die Hütten Weißer oder Farbiger so verächtlich wie die Japaner selbst auf des Landes Gesetze herab. In einer Ansiedelung, die billig übrigens nur eine Musterkolonie zu nennen ist, befolgen sie die Gebote ihrer eigenen sozialen Ordnung. Die von ihnen geschaffene Gemeindeverwaltung bevorzugt den Japaner so offen wie sie andere benachteiligt. Mag der Chinese, Kaukasier oder Neger in unsauberen Krankenhäusern und Schulen unten in der mit dem Geruch von Fischabfällen geschwängerten Atmosphäre des Tales unterkommen. Für die Siechen der Aristokratie aus Mikadoland mußte die Gemeinde auf luftiger Höhe ein reinliches Hospital wie für ihre Kinder eine Sonderschule erbauen.

Doch in Steveston am Fraser sind wir schon auf kanadischem Boden! Dieser trägt ein orientalisches Problem. Auf jenem der Vereinigten Staaten lastet noch kein gelber Fluch. Es wäre übertrieben, von einer gelben Gefahr im amerikanischen Westen zu sprechen. Das Land ist so jung und arm an Menschenmaterial, daß ihm Hilfe aus allen Landen willkommen sein muß. Das Landesgesetz hält nunmehr orientalische Frauen dem Boden der Vereinigten Staaten fern. Die wenigen bislang eingewanderten Japanerinnen können keine nennenswerte Nachkommenschaft erzeugen. Chinesen durften noch weniger Frauen ins Land bringen. Also muß der Einwanderer aus dem Orient aussterben oder in die Heimat zurückkehren. Zudem heischen die Industrien von Oregon und Washington starke Arme und stämmige Menschen. Allerdings könnte Kalifornien, auf dessen Boden der Japaner Kirschen, Pflaumen, Äpfel pflückt und Spargel sticht, des ungebetenen Gastes Mekka bleiben. Aber diesem Staate wird er bereits jetzt durch eine freilich nicht einwandfreie Auslegung der Einwanderungsgesetze nach Möglichkeit fern gehalten, und die japanische Regierung selbst bemüht sich seit den Tagen der Unruhen in Vancouver den Strom der Auswanderung ihrer Landeskinder auf den amerikanischen Kontinent abzustellen. Sie besteuert neuerdings die Auswanderungsgesellschaften ihres Landes derart, daß sich deren Geschäft kaum noch bezahlen kann. Darum mag in Kalifornien die Feindschaft und Abneigung gegen die Japaner schwinden. Die Ausschreitungen gegen Japaner in Frisco trugen ja auch nicht den Charakter einer geplanten und organisierten Vergewaltigung. Individuen ließen sich in momentaner Zornesaufwallung zu ihnen hinreißen. Unaufgeklärt ist, ob bei den durch beständige Nörgeleien entstandenen Schlägereien Japaner oder Weiße den ersten Hieb führten. Ihre Erörterung durch die Presse hat im Interesse des Friedens gewirkt. Die Mehrheit jener Gewerkschaften, die sich durch Japaner geschädigt glaubten, beginnt einzusehen, daß der Japaner wegen seiner physischen Beschaffenheit als Konkurrent selten zu fürchten ist. Barbiere, Kellner und Köche aber unterhandeln mit den Orientalen, um sie zu veranlassen, Gewerkschaftslöhne zu fordern.

Gewiß besteht vorläufig noch die Gefahr, daß von Rohlingen in den Straßen Friscos Japaner erschossen oder totgeschlagen werden. Dann könnte Japan Genugtuung fordern, Kalifornien sie verweigern und die Bundesregierung gezwungen werden, gegen die eigenen Weststaaten oder gegen die Fremdmacht Front zu machen. Indessen fürchten die Japaner nicht minder als die Yankees einen Krieg. Darum namentlich haben die Regierungen beider sich ängstlich bemüht, in ihrem Verkehr sich als gute und befreundete Nachbarn zu zeigen. Lächerlich ist die Behauptung, daß beide Mächte gewillt seien, sich, wenn nötig mit dem Schwert, die „Vorherrschaft auf dem Pacific" zu erstreiten. Es ist das eine jener hohlen Phrasen, die ernst genommen werden, weil sie gleich unwissenden Redaktions- und Bierbankpolitikern die bündige Weisheit des Soldaten, Staatsmannes und Seemannes zugleich zu verkörpern scheinen. Solch Schlagwort bleibt

in jedem Hirn haften, weil es zu nichtssagend ist, als daß eines Verständigen Argument es überhaupt anfassen und beseitigen könnte. Noch nie zog eine Nation das Schwert nur, um sich die Vorherrschaft auf einem Meere zu sichern. Nebenbei ward sie erstritten, wenn Völker auf andere Siegesbeute auszogen. Ursache von Kriegen sind Krisen, seien es wirtschaftliche oder Nervenkrisen. Eine Nervenkrise lockerte unser Schwert im Jahre 70. Die Japaner ließ eine wirtschaftliche Krisis, Mangel an Ellbogenraum, nach Korea und der Mandschurei aufbrechen. Gewiß griffen große Eroberer, wie Alexander, Friedrich und Napoleon auch frei vom Druck einer Krisis kühn über ihre Landesgrenzen hinaus. Aber nach Land, Leuten und Beute, nach Realem, und nie nach einem vagen Begriff wie dem von der „Vorherrschaft auf dem Pacific" streckten sie eisenbewehrte Hände aus. Absolute Vorherrschaft auf einem Meere kann zudem nur behauptet werden, solange die Geschütze sprechen. Ist ihr letztes Echo verhallt, so wird das umstrittene Meer wieder zur Brücke, die den Handel aller Anwohner trägt. Zertrümmerten die Japaner heute die nach Roosevelts Geheiß auf Abenteuer ausfahrende amerikanische Schlachtflotte, so könnten morgen nach dem Friedensschluß die reicheren Yankees endlich beginnen, die ihnen fehlende Handelsflotte zu bauen und mit ihr an die friedliche Eroberung Chinas gehen, die trotz des Boykotts nach Durchstechung des Isthmus von Panama dem pfiffigen, anpassungsfähigen und freigebigen Amerikaner um so leichter gelingen mag, als er geistig, nicht nur durch seinen Humor, dem klugen Chinesen verwandt ist.

Hawai allenfalls, aber sicherlich nicht der Archipel der Philippinen, könnte den Japanern als begehrenswerte Beute scheinen, wenn sie darum einen Krieg wagen wollen, den Yankeestolz und Yankeereichtum für ein Jahrhundert führen würden, wenn nicht früher die Flagge mit rotem Sonnenball vor den Sternen und Streifen gestrichen wird. Hawais Reichtümer gehören schon heute zur Hälfte dem japanischen Kolonisten. Sie dürften ihm innerhalb der nächsten Jahrzehnte gänzlich anheimfallen. Yankees werden das verschmerzen, solange Japan auf den Eilanden nicht die überflüssige Zeremonie des Flaggenhissens vornehmen will. Auf den Philippinen aber hätten die Japaner als siegreiche Eroberer wohl länger als die Spanier mit den Eingeborenen zu kämpfen. Noch mehr als in Korea würde dort der tyrannische Eindringling gehaßt werden. Die Koreaner sind friedlich. Wo aber zwei kriegerische farbige Völker zusammenstoßen, da wird mit grausamer Erbitterung und grimmiger als zwischen Weißen und Farbigen gerungen. Schließlich wissen die Filipinos, daß ihrer Kinder eine Art nationaler Freiheit unter amerikanischem Protektorat wartet. Unter japanischem Joch müßten sie darauf verzichten.

Mehr Sorgen als den Yankees muß das Problem der orientalischen Einwanderung den Kanadiern verursachen. Die Unruhen in Vancouver waren weder wie jene in Frisco rein lokal, noch durch augenblickliche Zornesaufwallung von einzelnen Individuen heraufbeschworen. Sie waren der letzte und erbittertste Ausdruck einer langjährigen organisierten Befehdung der Orientalen durch die gesamte weiße Bevölkerung von Britisch-Kolumbia. Schulter an Schulter steht dort der eingeborene weiße Beamte neben dem Arzt, Lehrer, Kaufmann und Arbeiter im Kampf namentlich gegen den Japaner.

Vancouver ist die Eingangspforte der Orientalen nach Kanada. Es hat wie Frisco selbstbewußte Arbeitergewerkschaften. Sie drangen längst auf Ausschließung des Chinesen, der in Britisch-Kolumbia noch heute Zielscheibe von Hohn, Spott und Verachtung ist. Eine Kopfsteuer von fünfzig, dann hundert, zweihundert und schließlich fünfhundert Dollars wurde durch ein vom kanadischen Parlament auf Vorschlag der Abgeordneten des Westens erlassenes Gesetzes von jedem einwandernden Chinesen erhoben. Seither hat sich die Zahl der Chinesen im Dominium wenig gemehrt. Statt ihrer stellte sich vor etwa zehn Jahren der Japaner ein. Die Volksvertreter in Ottawa weigerten sich trotz der Bitten des Westens, auch ihm die Tür nach Kanada vor der Nase zuzuschlagen, denn die britische Regierung erklärte, daß eine Kränkung Japans politische Interessen des Imperiums schädige. Dauernd litten unterdessen einzelne Japaner, namentlich beim Verlassen des Dampfers, unter Mißhandlungen, und der damalige englische Kolonialsekretär Chamberlain sah sich veranlaßt, mit der Tokioer Regierung eine Art staatlichen Privatabkommens, wenn auch keinen schriftlich niedergelegten Vertrag zu schließen. Die auch heute noch die Auswanderung ihrer Untertanen regelnde und beeinflussende japanische Regierung verpflichtete sich danach, alljährlich nur fünfhundert Japanern zu erlauben, sich in Kanada als Einwanderer niederzulassen. Das waren für Britisch-Kolumbia noch fünfhundert zu viel. Indessen die Provinz fand sich murrend mit dem Unvermeidlichen ab. — Dem Kriege in der Mandschurei folgte der Bündnisvertrag zwischen Britannien und Japan. Sperrangelweit öffnete er den Untertanen des Mikado die Tür ins Dominium. Sie kamen in Scharen. Zu ihnen gesellte sich ein anderer Orientale. Im Sommer 1905 müssen entlassene Soldaten ostindischer Eingeborenenregimenter vom Lande der Verheißung gehört haben. Diese Hindus besuchten es beim Dutzend, begriffen, daß dort zu verdienen sei, blieben und forderten Freunde oder Verwandte in der Heimat zum Nachkommen auf. Im Herbst trugen einige Dampfer je fünfhundert Hindus nach Vancouver. Sie waren Soldaten, also Diener der Krone gewesen und als solche wie als britische Untertanen nicht auszuweisen. Ihr Erscheinen goß Öl ins Feuer des durch eine

plötzlich vermehrte japanische Einwanderung neu erwachten Rassenhasses. Die Abneigung war stark genug, um viele Hindus über die unbewachte Grenze in die Vereinigten Staaten zu drängen. Doch blieben genug, um allein in Vancouver eine Kolonie von zweitausend Chinesen und sechstausend Japanern auf zehntausend Farbige zu vermehren. Am Sonnabend tröpfeln bei gutem Wetter sechstausend Gelbe mehr aus den Sägemühlen und Fischerdörfern in die Stadt von siebzigtausend Einwohnern. Die Provinz glaubte, mit ihren Siwashindianern schwer genug an des weißen Mannes Bürde zu tragen haben, und sprach sich bei den nächsten Wahlen dahin aus. Indessen der von der englischen Dominialregierung in Ottawa ernannte Gouverneur Dunsmuir weigerte sich, die Forderung der Ausschließung aller Orientalen überhaupt weiterzugeben. Er hat deshalb in seiner Residenz im benachbarten Victoria manche schlaflose Nacht verbracht. Das Echo einer immer heftigeren Agitation störte ihn. Im Juli dieses Jahres wurden Brandreden von Aufwieglern auf öffentlicher Straße von Gewalttaten gegen Gelbe begleitet. Denn seit Kalifornien den Japanern durch die Unruhen in Frisco verleidet war, wendeten sie sich in größerer Zahl nach dem darüber entrüsteten westlichen Kanada. Wohl versuchte schon damals die Regierung in Tokio den Zufluß zu hemmen. Doch sie hatte noch wenig Einfluß auf ihre erst unlängst Konsuln unterstellten Untertanen in Hawai, die oft die Eilande als Sprungbrett nach dem amerikanischen Kontinent betrachten und vor dem Weiterwandern dort einige Jahre rasten. So landeten am 25. Juli von einem einzigen Dampfer zwölfhundert Japaner in Vancouver. Mac Pherson, Agitator und Parlamentsmitglied, versuchte die Landung zu verhindern und sah am Kai, daß Morikawa, japanischer Konsul, jedem Einwanderer 25 Dollars abnahm. Diese Summe muß jeder Fremdling vorzeigen, um zu beweisen, daß er kein ‚Pauper' ist, der dem Gemeinwesen zur Last fallen könnte. Der Konsul wollte nach seiner Versicherung die Landsleute nur vor Beraubung durch Bauernfänger schützen. Das mag sein! Jedenfalls glaubten Mac Pherson und mit ihm später Britisch Kolumbia, daß Morikawa seinen Pflegebefohlenen 25 Dollars abnehme, welche ihre heimische Regierung ihnen vorstreckte, damit sie Kanada betreten könnten. War dies der Fall, dann würde jede Summe von 25 Dollars post- oder dampferwendend einen neuen Japs ins Land bringen. Darum wurde Morikawa durch die Einwanderungsbehörden gezwungen, das Geld wieder auszubezahlen. Die hundert Dutzend Japaner verteilten sich auf die Bergwerke, Sägemühlen, Restaurants und Fischerdörfer. Aber die Erinnerung an sie blieb in Vancouver, und Fowler, ein anderer Agitator, verstand, sein Eisen zu schmieden, solange es warm war. Dieser pittoreske politische Brigant und Abenteuerer hat sich an manchem Handwerk versucht, ehe er sein nunmehriges ergriff. Er ist Yankee, aber trotzdem schoben Briten mit Unrecht amerikanischen Aufwieglern die Schuld an den Unruhen zu. Fowler hatte Frisco wie Seattle als Bankrotteur verlassen, weil sich in beiden Orten die von ihm wie in öffentlichen Reden auch in zwei Zeitungen betriebene Orientalenhetze nicht bezahlte. In Vancouver erst fand er sein Feld und Brot. Für den 7. September hatte er eine Massendemonstration anberaumt. Die Marschierenden trugen Banner mit der Aufschrift „Nieder mit den Japsen!" und „Kanada nur für Weiße!" Von Hindus oder Chinesen war nicht die Rede. Aber am Ende des Zuges schleppte ein Mann auf dem Rücken das Bild des Gouverneurs Dunsmuir. Die Unterschrift besagte: „Wird abends vor dem Rathaus verbrannt." Gegen diesen Hochverrat in effigie schritt die Polizei ein. Zu schwach erwies sie sich jedoch, Gewalttaten zu verhindern. Mit dem Ruf: „Schmeißt die Japsen raus!" marschierte der Mob auf die Orientalenstadt. Den Chinesen wurden nur Fenster eingeworfen. Gesehen hat diese Meister und Sachverständigen in der Kunst des Versteckens oder Entwischens niemand an diesem Abend. Auch suchte der Pöbel nicht nach ihnen, sondern zog weiter zum Japanerviertel. Ihm entgegen fuhr zufällig im offenen Wagen der Spezialgesandte der Regierung in Tokio, der eben eingetroffen war, um die Ursachen der Verfolgung seiner Landsleute festzustellen. Ishii ließ seinen Kutscher wenden und nach dem Konsulat fahren. Dort gab Morikawa durch das Telephon seinen Landsleuten den Befehl: „Verbergt Euch hinter verschlossenen Türen und Fenstern und verteidigt Euere Häuser nur, wenn der Pöbel einzudringen versucht!" — Gewohnt zu gehorchen, leisteten die Japaner dieser Weisung Folge, obwohl sie sich bereits bewaffneten und zusammenscharten, um dem Gegner auf der Straße zu begegnen. Der eintreffende Mob versuchte, ihre Häuser zu stürmen. Die Belagerten antworteten mit kurzen Ausfällen. Schnell zogen sie sich wieder hinter ihre Mauern zurück, nachdem sie den Angreifern Flaschen mit oben abgebrochenem Halse ins Gesicht gestoßen hatten. Gegen solche Waffen anzurennen, ist unbehaglich und jeder Pöbel feige. Der Mob zog sich zurück und belagerte, nun die Nacht hereinbrach, das Japanerviertel aus der Ferne. Drinnen organisierten die Japaner einen Patrouillendienst. Ihre Posten hielten für drei Tage alle Weißen, auch Polizisten, ihren Wohnstätten fern. Dann erst schloß Morikawa mit den Behörden Frieden. Aufgehoben wurde dann auch der Streik, der in der Nacht der Ruhestörung von den Japanern befohlen war, und dem sich auch die Chinesen angeschlossen hatten. Gemeinhin ist ein derartiges Zusammengehen der beiden einander hassenden Asiaten ausgeschlossen. Der weiße Bewohner der pazifischen Küste glaubt beobachtet zu haben,

daß der Japaner sich für das ihm in letzter Zeit widerfahrene Unrecht dadurch räche, daß er Chinesen verprügele. Tatsache ist, daß sämtliche auf einer Farm oder in einer Fabrik beschäftigten Chinesen die Arbeit niederlegen, wenn neben ihnen ein einziger Japaner angestellt wird.

Vancouver beugte nach den Unruhen keineswegs das Haupt in Scham. Schon als Dunsmuir vor dem Friedensschluß den Bürgermeister aufforderte, für die Ordnung und Sicherheit der Straßen zu sorgen, hatte dieser in einem Interview lächelnd von jener Bostoner „Teegesellschaft" gesprochen, von der einst amerikanische Kolonisten die Vertreter britannischer Macht und Majestät geteert und gefedert heimschickten. Dunsmuir soll seither noch schlechter schlafen!

Der Stadtrat gab nicht etwa seinem Bedauern über die Ausschreitungen des Pöbels, sondern einstimmiger Genugtuung über die Tatsache Ausdruck, daß Vancouver endlich einmal seine Ansicht über orientalische Einwanderung in London vernehmlich gemacht habe. Eine telegraphische Aufforderung der britischen Dominialregierung in Ottawa, den Japanern ihren Schaden zu ersetzen, wurde im Rathaus vor ausgelassen Lachenden verlesen. Mit sarkastischem Spott beeilte der Bürgermeister sich zu erklären, daß er gern den Schaden abschätzen wolle, da man in Ottawa wohl ihn zu tragen gewillt sei. Und um zu beweisen, daß sie hinter dem Mob stünden, bereiteten die Behörden einem mit eintausend Orientalen befrachteten Dampfer einen besonders festlichen Empfang, indem sie den Einwanderern das Betreten der Stadt untersagten. Zweihundert Chinesen und Japaner wurden von ihren Landsleuten zwar durch den Hafen geschmuggelt, aber achthundert Hindus mußten während zweier regnerischer Nächte am Kai schlafen. Dunsmuir berichtete das nach Ottawa. Die Dominialregierung mahnte und warnte. Als Antwort erbat der Bürgermeister Erlaubnis, die Hindus in der dem Dominium gehörigen Kaserne unterbringen zu dürfen. Wir müssen Kanadier wie Hindus kennen, um den beleidigenden Hohn dieses Vorschlages in vollem Umfange zu verstehen. Die Miliztasernen, eigentlich Exerzierhäuser des Dominiums, werden von den Behörden mit dem Nimbus fast von Kirchen oder Nationalheiligtümern umgeben, damit dem Bürger der Dienst in ihnen anziehend scheine. Hindus aber machen einen Raum, in dem sie schlafen, zum Saustall. Also verfiel Ottawa in würdevolles Schweigen. Vancouver trieb den Spott weiter. Der Bürgermeister drahtete, daß seine Stadt gern die Kosten einer Überführung der Hindus nach Ottawa tragen wollte, da dort ja anscheinend solche Gäste willkommen und am rechten Orte seien.

Seit Jahren hat den Nordwesten Amerikas nichts so sehr wie dieser offizielle Meinungsaustausch erheitert.

Allmählich findet nun die Stimme Vancouvers ein Echo auch in Städten wie Montreal und Quebec, die gleich wenig wie Chicago oder Newyork an der Bürde orientalischer Einwanderung zu tragen haben. Der Ruf nach einem „weißen Kanada" geht durchs Dominum bis an den Atlantic, und Britannien stehen wohl wenig behagliche Verhandlungen mit dem gelben Alliierten bevor. Diese Phase des Rassenstreites längs der amerikanischen Westküste führt übrigens in Versuchung, einen Blick über das Becken des Pacific zu werfen. Auch die Australier weigern sich, den Boden ihres Kontinents mit dem Japaner zu teilen, und erklären sich durch ihre Presse bereit, es auf einen Bruch mit dem Imperium ankommen zu lassen, falls das Mutterland sich nicht gewillt zeigt, dem Gelben den ihm gebührenden Platz abseits der Söhne der Herrenrasse anzuweisen. Schließlich scheint es Tatsache zu sein, daß die japanischen Waffenerfolge ein Gefühl politischer Unruhe unter den Eingeborenen Indiens gezeugt haben. Gewiß wird diese Gärung in Europa meist überschätzt. Denn sie hat nur jene gebildeten Indier ergriffen, die auf englischen Schulen erzogen und in den britischen Ansichten von politischer Freiheit und Selbstregierung unterwiesen sind. Ihrer viele sind sogar Konkurrenten von Briten, neben denen sie sich um Amt und Würden bewerben. Wenn ihre Worte Rebellion atmen, müssen wir das oft der überschwenglichen und übertreibenden Sprechweise des Orientalen zuschreiben. Die trägen Massen Indiens schlummern ohne Träume von politischer Unabhängigkeit. Die eingeborenen Fürsten wurden selbst während der „großen Meuterei" nicht Widersacher der Krone, und die Armee ist loyal. Unverbrüchlich treu sind wenigstens die Sikhs und Ghurkas, des Heeres Rückgrat. Die Hindus werden ferner nie mit den Muhammedanern gemeinsame Sache machen, und endlich bleibt alle Munition in Händen einer Heeresverwaltung, für deren Umsicht der Name Kitchener bürgt. Also wäre es verfrüht, auch nur den leisesten Schatten von dem Gespenst eines Aufstandes in Indien heraufzubeschwören. Aber immerhin mag der Gedanke, daß japanischer Einfluß das wertvollste Besitztum Britanniens gefährden könne, England willfährig machen, dem gelben Alliierten bei der Erschließung neuer Lande zur Besiedelung mit überschüssiger Volkskraft behilflich zu sein. Von Kanada und den Vereinigten Staaten, als einem Nährboden künftiger Konflikte, beginnt die einsichtige japanische Regierung schon jetzt ihre Auswanderer fern zu halten. Also bleibt ihr nur übrig, einen zweiten Eroberungszug nach der Mandschurei und vielleicht nach Sibirien hinein vorzubereiten. Ganz gewiß würde Britannien, trotz des jüngsten Abkommens mit Rußland, einen solchen gutheißen.

Rose-de-Mai. Von Johannes Schürmann.

„Prison des Madelonnettes, an II de la République. Julie Bêcheur, dite Rose-de-Mai, demeurant Passage Egalité, ci-devant de la Reine-de-Hongrie, accusée d'affection pour le ci-devant Roi et la Femme Capet . . ." (Ancien Livre d'Ecrou.)
. . . . et la tête mignonne, la tête jolie roula sur le plancher de la guillotine . . ." (Autorité.)

Du hatteſt heut genug geſehen
Von den Paläſten und Muſeen
Der prunkgefüllten Seineſtadt;
Genug von unſres Louvres Schätzen,
Von Monumenten, Straßen, Plätzen,
Und fühlteſt nun Dich ſatt und matt.

Verſtohlen nach dem Bett Dich ſehnend,
Und heimlich in die Hände gähnend,
Gingſt ſchlendernd Du zur Seite mir;
Ich ließ mein Reden, Du Dein Fragen;
Doch einmal — nur um was zu ſagen —
Frugſt Du zerſtreut: „Wo ſind wir hier?"

Wir gingen planlos im Gewirre
Der Straßen, Gaſſen, Gäßchen irre;
Ich ſah mich um. — „Hier war ich nie."
Am Straßeneck las ich den Namen
Des engen Wegs, durch den wir kamen:
Rue de la Reine-de-Hongrie.

Du lachteſt: — Nicht beſonders paſſe
Der Name dieſer düſtren Gaſſe
Zur ſtolzen Herrin, der er galt! —
Mir aber wurde wach im Innern
Ein traut-wehmütiges Erinnern
An eine liebliche Geſtalt.

Und jetzt, da Du den Schlaf gefunden,
Schreib' ich in nächtlich ſtillen Stunden
Die rührende Geſchichte hin.
— Steig auf aus Deinem Grab, Du Holde,
Du nie mit einer Kron' von Golde
Gekrönte kleine Königin! —

⁂ ⁂ ⁂

Sie war ein Kind von achtzehn Jahren.
Die Roſen, die ſie feilbot, waren
Nicht halb ſo friſch wie ſie erblüht;
Ein helles Aug', ein keckes Näschen;
Wie Lerchentriller klang durchs Sträßchen
Ihr helles Lachen und ihr Lied.

Am frühen Tag war ſie zur Stelle;
Der Käufer Schar umringte ſchnelle
Sie und den kleinen Blumenſtand;
Doch ob auch Mund und Auge lachten,
Sie ließ die ſüßen Herrchen ſchmachten,
Schlagfertig ſtets mit Wort und Hand.

Den Schüchternen und den Verwegnen,
Sie wußte allen zu begegnen,
Und war umworbener denn je.
Sie ward berühmt. Bald kannten alle
Die junge Königin der Halle,
Das „Maienröschen", „Roſe-de-Mai".

Nur einer prahlte noch: „Ihr Leute,
Paßt auf! Mir fällt ſie doch zur Beute,
Mir, der noch jede hier gewann!"
Grundhäßlich, alt und niederträchtig
War, — aber hier beinah allmächtig —
Leutnant Dupleix, der Marktthrann.

Er buhlte, ſchmeichelte und drohte —
Sie lacht ihm ins Geſicht. Es lohte
Sein Zorn: „Du wirſt mir doch gekirrt!"
Sie ließ ihn lächelnd ſich erboſen
Und bot zum Kauf ihm Maienroſen,
Getroſten Sinns und unbeirrt.

Ihm ſchwoll vor inn'rer Wut die Galle.
Doch . . . war er denn nicht Herr der Halle?
War ſein nicht Titel, Macht und Amt?
Ihn ſollte ungeſtraft man höhnen?
Nein! — Für den Trotz der einen Schönen
Traf er ſie alle insgeſamt.

Und fürder ging ſein ganzes Planen
Dahin, mit Placken und Schikanen
Zu quälen ſie bei Tag und Nacht,
Bis er mit neuen Paragraphen,
Verboten, Bußen, Laſten, Strafen
Den Markt aus Rand und Band gebracht.

Es ging ein Murren: „Soll'n wir's dulden?
Sprich! Sollen wir durch Dein Verſchulden,
Du trotzig Mädchen, elend ſein?" —
Da flammt' ihr Aug', mit krankem Schritte
Trat ſie in der Verkäufer Mitte
Und rief mit heller Stimme: „Nein!"

„Hört, Ihr Genoſſinnen der Halle!
Die Königin — Ihr kennt ſie alle —
Iſt mild und gütig. Gut! Ich geh'
Hin nach Verſailles, unſre Klagen
Beſcheidnen Sinn's ihr vorzutragen!" —
„Ja, Du ſollſt hingehn, Roſe-de-Mai!"

⁂ ⁂ ⁂

Digitized by Google

Vor hundertdreißig Jahren war es;
Der Stern des jungen Königspaares
Stand hell noch über Frankreichs Thron.
Ganz fern, wie eine Wetterwolke
Im West, stieg über Fürst und Volke
Empor die Revolution.

Gefahr? — Des düstren Warners hätte
Gelacht Marie-Antoinette!
O! Sie war ihres Glücks gewiß!
War nicht Versailles majestätisch?
Das Trianon nicht hold poetisch?
War bunt und lustig nicht Paris?

Und war nicht *sie*, die kaum Gekrönte,
Die schon von aller Welt Verwöhnte,
Der Liebling aller, nah und fern? . . .
— Es klopft. — „Drei schlichte Mädchen stehen
Im Hof; will Majestät sie sehen?
Sie bitten um die Gnade . . ." „Gern!" —

⁂ ⁂ ⁂

Ein tiefer Knicks beim ersten Schritte,
Drei Knickschen dann, und in der Mitte
Des Boudoirs steht Rose-de-Mai.
Es nickt Marie-Antoinette
Ihr zu: „Du kennst die Etikette
Des Hofs, Du Kleine, wie ich seh!" —

Weiß ist und tadellos ihr Häubchen,
Und wie ein kluges, zahmes Täubchen
Blickt sie, bescheiden und doch frei;
Ihr Busentuch ist frisch geglättet,
Ihr Rock gekräuselt und geplättet;
Scheu stehn und steif die andern zwei.

„Komm her, mein Kind, und sag Dein Sprüchlein!"
Da zieht sie aus dem Busentüchlein
Ein Rosensträußchen schlecht und recht:
„Ich bin geschickt . . ." — „Das kann man sehen!" —
„Nicht doch! Ich bin gesandt, zu flehen
Bei Dir um Billigkeit und Recht!" —

Sie spricht; — wie ihre Kinderwangen
Vor Eifer glühn! — und an ihr hangen
Der Kön'gin Blicke unverwandt.
Sie spricht; — und ihre Augen blitzen:
Da reicht aus einer Flut von Spitzen
Die Kön'gin ihr die feine Hand:

„Genug! — Was Ihr von mir begehret,
Es ist im voraus Euch gewähret;" —
So spricht sie, seltsam weich und mild;
„Denn, liebes Mädchen, — sieh, ich weine! —
Ich seh' in Dir, Du liebe Kleine,
Ganz meiner Mutter Ebenbild!" —

Und zieht das Mädchen nach der Nische,
Wo zwischen Blumen überm Tische
Ein goldgerahmtes Bild hängt. — „Sieh!" —
Rose schaut sich selber, und mit Stocken
Liest auf dem Rahmen sie erschrocken:
„MARIE-THÉRÈSE, REINE-DE-HONGRIE".

⁂ ⁂ ⁂

Es heißt, es habe Louis-Seize
Das Abbild der „Marie-Thérèse"
Höchstselbst galant zu Tisch geführt;
Es heißt, es habe Louis-Seize
Zum Abschied sie „à la française
Auf beide Wangen embrassiert."

Spät abends hat des Königs Wagen
Sie nach Paris zurückgetragen,
Und aus den Hallen führte sie
Ein jubelndes Triumphgeleite
Nach Haus. Das Gäßchen heißt noch heute
„Rue de la Reine-de-Hongrie."

Der Markttyrann? Er war verschollen. —
Und Jahre und Jahrzehnte rollen,
Und ein Jahrhundert rollt dahin.
Nur noch ein blau-weiß Straßenschildchen
Ruft heut uns wach Dein holdes Bildchen,
Du ungekrönte Königin! —

⁂ ⁂ ⁂

Ich hab' die Kunde, die geblieben,
Gewissenhaft hier aufgeschrieben,
Und wäre nun zu End' — beinah;
Doch ein vergilbtes Blatt ist neulich
Mir zugeflogen, und getreulich
Kopier' ich. Trocken steht es da:

„Jahr II der Republik, den vierten
Brumaire. Paris. Wir arretierten
Julie Bécheur, meist Rose-de-Mai
Genannt, Mitglied der Hallen-Innung,
Schuldig monarchischer Gesinnung,
Befreundet mit der Femme Capet." —

Acht Tage später fiel ihr Köpfchen. —
Sie war ein hold und süß Geschöpfchen
Und hatte weiter keine Schuld,
Als daß für ein paar flücht'ge Stunden
Sie durch des Zufalls Spiel gefunden
Marie-Antoinettens Huld. —

Digitized by Google

Gewißheit.

Schauspiel von Georg Hirschfeld.

Bühnen gegenüber Manuskript.

Personen.

Frau Berta Hedengren.	Direktor Stensdorf.
Frau Karin Hedengren.	Admiral Arnoldsen.
Arvid, Lars } Karins Söhne.	Doktor Reiß.
	Ein Dienstmädchen.

(Rechts und links vom Zuschauer.)

Jakob Hedengrens Haus auf einer Schäreninsel an der Ostküste Schwedens. Zum Strande hin offene Halle. Helle, freundliche Holzarchitektur mit geschnitzten Säulen. Bauernmöbel im gleichen Stil. Diskrete Buntheit in den Stoffen. Schöne, farbige Felle am Boden. Nordische Jagdtrophäen und Waffen an den Wänden. In der Mitte der rechten Wand ein großes Porträt des Forschers. Türen rechts und links. — Ein heller Sommertag. — Durch die offene Säulenwand im Hintergrunde sieht man weit auf die schimmernde Bucht hinaus. Das tiefe Blau des Himmels und das heiße Licht des Wassers draußen bilden einen wundersamen Gegensatz zu der kühlen, reinen Dämmerung der Halle. — Frau Karin Hedengren steht an eine der Säulen gelehnt und blickt hinaus. — Die alte Frau Hedengren kommt ziemlich rasch von rechts und nähert sich ihr, sich im Vorübergehen auf die Möbel stützend.

Frau Hedengren. Karin! Siehst Du ihn nicht?

Karin. Wen, Mutter?

Frau Hedengren. Den Direktor natürlich! Immer erschrickst Du, armes Kind. Stensdorf wollte doch heute schon früher kommen. Siehst Du wirklich sein Segel noch nicht?

Karin. Man kann es nicht unterscheiden. Es sind mehrere Boote unterwegs.

Frau Hedengren. Weiße Segel?

Karin. Lauter weiße.

Frau Hedengren. Stensdorfs ist rot.

Karin. Nicht mehr, Mutter. Ich habe ihn gebeten, dieses Seeräuberzeichen abzulegen.

Frau Hedengren. Seeräuberzeichen! Aber Kind! Der Hüttendirektor mit einem Seeräuberzeichen! Immer mußt Du es doch mit ihm haben. Nie vertragt ihr euch. Das hat er sicher wieder übel genommen. Vielleicht kommt er heute gar nicht.

Karin. Doch. Er kommt.

Frau Hedengren (ordnet an den Möbeln). Das Mittagessen ist jedenfalls Punkt ein Uhr fertig. Wenn uns das schöne Birkhuhn verbrennt —

Karin. Warum bist Du so aufgeregt, Mutter? Warum triffst Du so besondere Vorbereitungen? Wie für einen Feiertag?

Frau Hedengren. Heute ist auch ein Feiertag.

Karin. Ich will nicht hoffen wieder ein Gedenktag?

Frau Hedengren. Laß mich in Frieden.

Karin. Mutter. (Sieht wieder hinaus.)

Frau Hedengren (nach einer Pause, in der sie eifrig weiter hantiert hat). Du bist doch sonderbar, Karin. Du weißt, für uns hier gibt es keine Feiertage. Wir können nur Gedenktage halten. Als er noch da war. Wenn er zurückkommt — dann gibt es wieder Feiertage.

Karin. Ich mag sie überhaupt nicht. Das darf Dich nicht kränken, Mutter. Ich habe in den sieben Jahren gelernt, daß Gedenktage ein Schleier für die Tage der Gegenwart sind.

Frau Hedengren. Das versteh' ich nicht. Was für eine Gegenwart meinst Du?

Karin. Ich meine damit alles Neue und Frische und Wirkliche.

Frau Hedengren. Du sündigst mit solchen Worten, Kind. Du sprichst wie von einem Toten.

Karin. Wie von einem Toten sprechen jetzt viele, Mutter. Von einem Toten spricht niemand. Das ist unsere Hoffnung.

Frau Hedengren (nach einer Pause). Du wunderliche, stolze, treue Karin.

Karin. Mutter, laß mich ...

Frau Hedengren. Du bist am härtesten geprüft von allen. Und wenn Du davon sprichst, findest Du nur schroffe und kalte Worte. Als ob es nichts wäre.

Karin (nach einer kurzen Pause). Was ist heute für ein Gedenktag?

Frau Hedengren. Spottest Du auch nicht?

Karin. Nein, leider nicht.

Digitized by Google

Frau Hedengren. Heute sind es auf den Tag sieben Jahre, seit der „Nordstern" vom Stapel gelassen wurde. Am neunten Juli waren wir alle in Göteborg. Ich sehe noch Jakob vor dem König stehen.

Karin. Den Wasaorden auf der Brust.

Frau Hedengren. Er schwenkte den Hut — er lachte den König an. In diesem Lachen lag schon der Sieg. Und ein brausendes Rufen — hörst Du es noch! — ein Fahnenschwenken, ein Kanonendonner! Der ganze Hafen jubelte auf! Du aber tratest an die Spitze und warfst den Champagner gegen den Bug, wie ein Mann! Und Du riefst: Ich taufe Dich Nordstern! Nordstern, führe die schwedischen Brüder zum Pol!

Karin. Einem toten Dinge aus Holz und Eisen habe ich das zugerufen.

Frau Hedengren. Nein, Karin! Der Geist sprach aus Dir, sein Geist, der es lenken sollte!

Karin. Mutter, wie Du es noch vor Dir hast nach sieben Jahren — so ist es wirklich ein Gedenktag.

Frau Hedengren. Siehst Du, man soll nur sein Herz lebendig halten. Mit der Erinnerung kommt die Geduld. Du könntest nie kleinmütig werden, wenn Du wie ich wärst. Nun, ich weiß ja, Du bist jung. Du hast die doppelte Aufgabe.

Karin. Wie meinst Du das, Mutter?

Frau Hedengren. Laß nur, laß. Du erfüllst sie ja. Du erziehst ihm seine Söhne, wie er sie erzogen hätte. Wenn er zurückkommt, werden ihn makellose Jünglinge empfangen. Warum erschrickst Du wieder?

Karin. Mutter, ich bitte Dich, sage nicht immer: wenn er zurückkommt. Du verstehst mich. Ich habe keinen geringeren Glauben als Du. Aber mit dieser Sicherheit herausgesagt —

Frau Hedengren. Du hast einen geringeren Glauben — das ist es. Wenn ich nicht wüßte, wie unwandelbar Dein Gefühl für ihn ist, ich müßte wirklich Sorge um ihn haben. Denn ich bin fest überzeugt, daß es mehr Deine Liebe ist, die ihm den Weg zeigt oben in der ewigen Nacht, als sein Kompaß und sein Mut und alle seine Theorien.

Karin. Errege Dich nicht, Mutter — denke an den Arzt.

Frau Hedengren. Ich errege mich gar nicht, ich spreche nur aus, was ich tausendfach durchdenke. Das kann mir niemand verbieten. Ich sehe ihn täglich vor mir, ganz gewiß. Nicht so, daß man mich auslachen könnte — nicht etwa jung und strahlend wie damals — nein, ich habe mitgemacht, was er erduldet hat, der arme Junge — es gibt keinen Sturm, es gibt keinen Eisdrang, keinen wilden Bären in der weißen Wüste, den ich nicht mit ihm besiegt hätte. Ich sehe ihn genau so, wie er jetzt ist. Nicht gebrochen, mein Sohn steht aufrecht. Er kennt den Weg zum Pol, er wird ihn erreichen. Jahre können noch darüber vergehen. Arme Karin, Du weißt es. Nichts wird man von ihm hören, tot wird er gelten den Kurzsichtigen allen, den Kleingläubigen, die ihn nie verstanden haben. Aber dann — eines Morgens —

Karin. Mutter, Mutter!

Frau Hedengren. Da kommt er — da fliegt die Kunde über Schweden hin und über die ganze Welt. Ein großer Tag fürs Vaterland. Nur für mich alte Frau keine Überraschung. Denn es war ja sein Ziel, Karin. Ich halte ihm sein Haus bereit, genau so wie er es verlassen hat. Das Studierzimmer ist in Ordnung, das Bad ist fertig. Er kann jederzeit eintreten und sich ausruhen und denken, daß er nur wenige Wochen fort war. Es kann ja nicht anders werden, Karin. Wenn es anders würde, wenn Gott mich täuschen wollte — nein — dann stände ich nicht mehr hier. Ich glaube — das ist mir genug. Von meinem Glauben will ich Dir immer abgeben. (Geht rechts hinaus.)

Karin (sieht ihr nach, dann reckt sie plötzlich wild die Arme und wendet sich erschauernd wieder der Ferne zu. Ein helles und lustiges Rufen tönt ihr vom Strande entgegen. „Mutter! Mutter!"). Die Knaben! ... Ach! Die quälen wenigstens nicht! ...

(Arvid und Lars, zwölf- und zehnjährig, kommen heraufgesprungen.)

Arvid. Mutter, er kommt! Onkel Stensdorf kommt! Willst Du sein Boot sehen? Da rechts! Das dritte! Nicht das, das so hochsteht! Das dritte, das die Segel fast aufs Wasser legt! Jetzt blitzt es eben in der Sonne! Hui, der kann fahren!

Lars. Er hat das schnellste Boot!

Arvid. Mensch, weil er das leichteste hat! Jetzt biegt er in die Bucht ein!

Karin. Wie ein Schwanenflügel zieht sein Segel über das Wasser. So sanft kommt Onkel Stensdorf heute.

Arvid. Mutter, wir wollen ihm entgegenlaufen!

Karin. Ich bleibe hier. Arvid, empfange Du ihn, hilf ihm anlegen. Lars, Du mußt es Großmutter sagen.

Frau Hedengren (erscheint wieder in der rechten Tür). Ist nicht nötig! Sigrid, die verliebte Katze, hat ihn schon gemeldet! Karin, ich entlasse die Köchin, Du wirst es erleben! Wär' ich jetzt nicht im letzten Augenblick dazugekommen, so hätten wir das teure Birkhuhn auf den Kehricht schmeißen können! Dann hättet Ihr Euch einen Fisch aus dem Wasser holen können, Jungen! (Verschwindet wieder).

(Die Knaben lachen und laufen hinaus.)

Karin (zögert erst, dann tut sie doch ein paar Schritte vor die Säulen, ins sonnige Freie).

(Stensdorf kommt mit den Knaben, die er umschlungen hält.)

Stensdorf. Ich grüße die fleißige Hausfrau!

Karin. Das klingt wie Spott, Stensdorf! Ich war noch nie so faul, wie jetzt.

Ich schäme mich vor meiner Schwiegermutter. Die hält das ganze Haus zusammen. Ich schleiche nur herum.

Stensdorf. Pardon, ich glaubte Sie beschäftigt, weil Sie nicht am Strande waren?

Karin. Ach, war dem Herrn Direktor der Empfang zu klein?

Stensdorf. Der Herr Direktor könnte solches Gefühl wohl nur in Norrland oder in Lappland haben, wenn er Inspektionsreisen macht, und der mangelnde, offizielle Empfang ein Zeichen für Unbotmäßigkeit ist. Aber hier!

Karin. Hier glauben Sie an keine Unbotmäßigkeit.

Stensdorf. Nein — weil es sich ja nur um Fragen der Sympathie handelt.

Karin (zuckt die Achseln).

Arvid. Onkel Stensdorf, wir wollen noch ein bißchen kreuzen mit Deinem Boot!

Lars. Der Kanaldampfer kommt gleich vorbei — dem wollen wir entgegenfahren!

Stensdorf. Nein, Kinder, aufs Wasser geh' ich jetzt nicht wieder. Ich habe heute seit sechs Uhr früh darauf gelegen. Sämtliche Kohlenlager an der Küste habe ich inspiziert. Jetzt wünsche ich mir etwas festen Boden unter den Füßen.

Karin. Quält den Onkel nicht.

Stensdorf. Wir helfen Euch hinten die Treppe auf den Felsen legen.

Lars. Kommt Ihr gleich mit?

Stensdorf. Nein, geht immer voraus, macht alles bereit. Ich habe erst mit Eurer Mutter zu reden.

Karin. Etwas Wichtiges, Stensdorf? Die Zeit vor Tisch ist kurz.

Stensdorf. Wenn Sie dem Vertreter Ihrer Interessen gütigst gestatten wollen —

Karin. So geht, Kinder.

Lars. Bleibt nicht zu lange. Die Treppe muß heute fertig werden. Die ist nämlich noch was anderes, als eine Treppe zum Aussichtspunkt, Onkel Stensdorf.

Stensdorf. So? Was ist sie denn sonst noch?

Arvid (stößt Lars heimlich). Sei doch still — ich bitte Dich! ...

Stensdorf. Na, sag' doch, Lars, was ist sie denn?

Lars. Der Felsen, das ist nämlich Vaters Schiff, verstehst Du? Das ist der „Nordstern", der im Eise festliegt. Da spielen wir Vaters Winterlager auf dem 87. Grad.

Stensdorf. Donnerwetter! Erkältet Euch da nur nicht!

Lars. Die Treppe soll ins Eis hinunterführen, damit die Leute vom Nordstern auf Jagd gehen können. Dann machen wir einen Kanal bis zum Strand hin, und da — da ist dann das Meer, wo man wieder nach Hause kommt.

Stensdorf. Aha! So, so!

Arvid. Du bist albern, Lars! So was erzählt man doch nicht! Komm!

(Zieht ihn mit. Beide links ab).

Stensdorf. Ich glaube, die machen in ihrer Phantasie die ganze Expedition mit.

Karin. Sicher. Sie werden ja sehen, was sie sich hinten auf dem Felsen zurechtgebaut haben. Drei alte Tannen sind mit Takelwerk ausstaffiert. Unser ausgestopfter Seehund, das Erbstück aus Großvaters Zeiten, dient zur Walroßjagd — die Harpunen schnitzen sie sich selber. Der größte Stolz aber sind Arvids Eskimohunde, die wirklich Brüder von Hunden sind, die mein Mann mitgenommen hat. Die werden vor die kleinen Bergschlitten gespannt, und dann geht's heidi mit Leichtigkeit zum Pol.

Stensdorf. Lassen Sie den Kindern ihr glückliches Spiel. Was tun wir Großen am Ende Besseres?

Karin. Wir tun vielleicht nichts Besseres, aber wir haben das Hundertfache auszustehen.

Stensdorf. Ja. Das ist die Dummheit.

(Pause.)

Karin. Was hatten Sie mir zu sagen, Stensdorf? Haben Sie mir Zeitungen mitgebracht? Steht etwas Wichtiges darin?

Stensdorf. Nein, gar nichts. Seit Wochen schweigt alles. Die Zunftgelehrten scheinen ihre billige Weisheit endlich satt zu bekommen. Sie geben es auf, nach der Landkarte zu beweisen, ob Jakob Hedengren am Leben ist oder nicht. Ich wollte Ihnen heute nur von mir eine Neuigkeit erzählen, Frau Karin.

Karin. Von Ihnen?

Stensdorf. Ja. Es darf Sie nicht langweilen. Es ist immerhin eine Tatsache. Meine Angelegenheiten haben sich entschieden. Im Herbst verlasse ich Schweden.

Karin. Sie verlassen Schweden! ....

Stensdorf. Ich übernehme die Direktion der ostrheinischen Gußstahlwerke. Aber bevor ich mich in Deutschland niederlasse, will ich mir die Welt ansehen.

Karin. Die Welt ansehen ...

Stensdorf. Ja. Ich will nach Paris, nach Italien, nach Griechenland. Ich bin jetzt im richtigen Stadium dafür. Nicht zu jung und noch nicht zu alt. Ich werde genießen können, genießen.

Karin. Das werden Sie sicherlich. Ich wünsche Ihnen Glück dazu.

Stensdorf. Frau Karin, das würde jetzt jeder sagen.

Karin. Wie? — —

Stensdorf. Ich meine, von Ihnen möchte ich etwas anderes hören. Wenn ich jetzt hinausgehe, so wie ich hier vor Ihnen stehe — gut, da werde ich wohl mancherlei sehen und kennen lernen und schön finden, aber der Mensch bleibt derselbe — so unbefriedigt und leer und ruhelos, wie er leider Gottes momentan ist.

Karin. Ich verstehe Sie wohl nicht ganz, Stensdorf. Hoffen Sie, daß noch eine Änderung in Ihrem Leben eintritt, bevor Sie uns verlassen? ...

Stensdorf. Ich — ja — das kommt

auf etwas Bestimmtes an, Frau Karin. Es gibt nämlich Dinge, die hat man nicht in seiner Gewalt, Frau Karin. Weil sie einem erst zu seiner wirklichen Gewalt verhelfen sollen.

Karin. Das mag wohl sein.

Stensdorf. Gestatten Sie mir eine Frage.

Karin. Bitte.

Stensdorf. Wird es Ihnen ehrlich leid tun, wenn ich fortgehe?

Karin. Diese Frage hätten Sie lieber unterdrücken sollen, Stensdorf. Sie sind hier unser einziger Freund. Mein Mann hat uns vor seiner Abreise Ihrem Schutz befohlen.

Stensdorf. Das tat er — ja. Das lag in seinem Programm.

Karin. Was meinen Sie damit?

Stensdorf. Nun, ich meine nur, ein großer Mann, ein Forschungsreisender, der weiß seine Bestimmungen zu treffen. Der ist sich klar über jedes Lebensgebiet. Über sein Haus, über sein Vermögen, über seine Sammlungen, über Frau und Kinder.

Karin. Glauben Sie denn, daß ihm die Sorge um uns nicht mehr war als jede andere?

Stensdorf. Gewiß, denn ich erinnere mich, als er mit mir davon sprach, hatte er Tränen in den Augen. Tränen hatte ich bei Jakob Hedengren nie gesehen. Aber sie versiegten sehr bald, diese Tränen, als sein Fatum wieder über ihn kam, seine „Bestimmung", der Wahn, daß er von fünf Millionen Schweden auserlesen sei, das Unmögliche zu erreichen.

Karin. Das Unmögliche?

Stensdorf. Ja, denn an den Pol gelangt mit unseren Mitteln niemand. Weil es unumstößlich ist, daß Nansens Drift, auf die man die ganze Hoffnung setzte, tief unter dem Pol vorbeiführt. Die sogenannte „Schlittenreise", die ein paar Wagehälse von ihrem eingefrorenen Schiff aus unternommen haben, die auch Hedengren vorhatte, die wird vielleicht noch einige Gradminuten höher führen, aber nun und nimmermehr bis an den Pol.

Karin. So sprechen Sie zum erstenmal! Jetzt sehe ich plötzlich, daß Sie den Glauben an Jakobs Rückkehr längst verloren haben!

Stensdorf. Nein, das nicht! Man muß einen Unterschied zwischen seinem Ziel und seiner Rückkehr machen!

Karin. Pfui, Stensdorf. Sie berieten damals alles mit ihm, Sie bestärkten ihn in seinem Vorsatz, und heute sprechen Sie so?

Stensdorf. Ein bißchen Galle, weiter nichts. Es täte Ihnen ganz gut, wenn auch Ihnen mal die Galle überliefe.

Karin. Ich will Ihnen etwas sagen: Zwischen dem Glauben an sein Ziel und an seine Rückkehr ist für mich kein Unterschied. Jakob Hedengren ist nicht der Mann, der umkehrt, wo vor ihm andere umgekehrt sind. Das wissen Sie ja so gut, wie ich. Warum verstärken Sie also meine Ungewißheit? Warum quälen Sie mich?

Stensdorf. Ich quäle Sie? Nein, Frau Karin! Ich möchte Sie nur befreien! Und nicht mit großen Worten, die billig sind, wie Zeitungsartikel — ich möchte Ihnen Klarheit geben, daß Sie den Dingen ins Gesicht sehen, so wie sie sind, und wie sie kommen werden!

Karin. Wer weiß das! Ich habe Klarheit! Ich weiß nicht mehr von ihm, als jede andere, und bin doch die einzige, die alles weiß. Ich mache seine ganze Reise mit. In mir lebt das Höhere, das seine Reise bedeutet. Der Preis, der Ruhm, das Ziel, die Stimme des Vaterlandes, das ihn gewählt hat — nennen Sie es, wie Sie wollen. Wenn er verzagt in der eisigen Stille da oben, in dieser Einsamkeit, von der der Elendeste bei uns keine Ahnung hat, wenn er sich fragt: Warum bin ich hier? Wofür bin ich ausgestoßen? Wofür vergeh' ich in Qual, und niemand weiß es? — in solchen Augenblicken muß es möglich sein, daß er mich fühlt, meine Hoffnung, meinen Glauben. Daß ich ihm durch tausend Meilen antworte: Du hast recht getan. Du wirst Dein Ziel erreichen und zurückkehren.

Stensdorf. Wie können Sie das?

Karin. Es gibt eine Zwiesprache der Seelen, Stensdorf, im unendlichen Raum. Die kennt nur ein einziges Hindernis: den Zweifel. Ich spreche mit Jakob Hedengren in jeder Nacht, und er antwortet mir.

Stensdorf. Das sind Träume. Wie kann das Macht haben über die Naturgewalten, mit denen er zu kämpfen hat? Ich will Ihnen Ihre Träume nicht nehmen, Frau Karin, aber ich fürchte, sie lassen Sie selbst im Stich.

Karin. Ich will mir nicht klar werden über — —

Stensdorf. Sie müssen es sogar. Ich verlang' es von Ihnen. Sie sind ja viel zu schade für dieses Hindämmern zwischen Lüge und Wahrheit. Über eine Frau wie Sie darf nichts Widernatürliches Gewalt bekommen. Warum waren Sie ihm damals, als er fortging, nicht mehr, als ein Traumgespräch, eine schwächliche Ahnung? Warum hat er Sie nicht mitgenommen, den Kameraden, der bereit war, alles mit ihm zu teilen?

Karin. O, hätte er mich mitgenommen! Was habe ich damit verschuldet, daß ich ein Weib bin! Ich bat ihn — zuletzt noch: nimm mich mit. Er aber schüttelte so ehern den Kopf, als wäre der Gedanke schon ein Verbrechen. Das darf nicht sein, Karin, sagte er. Aber willst Du auf mich warten? Willst Du?! Ich habe gewartet. Verschwendet hab' ich durch furchtbare Jahre in Ungewißheit und Not, was ihm hätte Trost und Hilfe sein können. Weil ich ein Weib bin. O, wir kämpfen umsonst, wir Frauen, um unsere Rechte. Die kleinen Rechte werden wir erlangen, aber die großen, die größten werden uns versagt bleiben. Die anzuerkennen, das muß im Willen des Mannes liegen.

Stensdorf. Es gibt Männer, die das wollen. Die sich klar darüber sind, was es

heißt: ein Glück haben auf Erden, ein Heim schaffen. Ihr Verantwortungsgefühl ist nicht kleiner, als das der einsamen Schwärmer um Ehre und Ruhm. Ihr Mut ist nicht geringer, denn sie kämpfen für Menschen, die ihnen teuer sind, nicht für eine kalte, wesenlose Idee.

Karin. Machen Sie ihm keinen Vorwurf, Stensdorf! Er verteidigt sich sofort in meiner Einbildung! Ich höre ihn erwidern, stolz und rasch — mit seiner hellen Stimme.

Stensdorf. Wer weiß, ob er es jetzt noch kann. Ob nicht in ihm selbst schon der Zweifel aufgestiegen ist: Was will die Welt von mir? Was hat mein Glück mit der Welt zu schaffen?

Karin. O, das sagt er ja, das hör' ich ja Tag und Nacht von ihm!

Stensdorf. So glauben Sie endlich an sein Versagen? Warum hatte er sich hier gebunden mit allen Fasern der Seele, ein Weib beglückt, wie Sie, ihr Kinder gegeben, wie Lars und Arvid? Durfte er das? Sich so in Gottes Sonne anbauen, wenn die ewige Nacht ihn lockte?

Karin. Das liegt im Manne! Beides! Muß ich es Ihnen sagen? Sie haben toller und freier gelebt, als er. Für den Mann gibt es nichts, wenn seine Stunde schlägt, was ihn festhält. Das Vaterland, der König, der Ruhm — das sind die Dinge, die euch fortreißen. Sie sollen Euch auch fortreißen, denn Ihr seid Männer, und die sind Eure echten Frauen, die nicht jammern, sondern aufrecht stehen und stolz sind.

Stensdorf. Das sagen Sie jetzt noch? Sie belügen sich, Karin! Sie glauben nicht mehr daran!

Karin. Das ist nicht wahr!

Stensdorf. Sie geben ihm kein Recht auf solche Freiheit! Was Sie ihm nachsandten aus Ihrer liebevollen Seele, das empfand er nicht! Das hat er nie empfunden!

Karin. Stensdorf, was wollen Sie von mir?

Stensdorf. Ich will Sie wecken! Ich will den Heldenbegriff in Ihnen töten, denn ich kenne die Helden!

Karin. Sie verkleinern mir Jakobs Bild! Was wollen Sie von mir?

Stensdorf. Und wenn ich nun etwas wollte? Fragen Sie sich jetzt nach sieben einsamen Jahren, was uns weiterbringt: ein Hangen und Bangen um geographische Resultate auf dem Papier, oder ein reines, ehrliches Dasein in der Heimat, harte Wochen voll Sorge und Arbeit, leuchtende Sonntage im Kirchboot, das uns zum Frieden fährt.

Karin (bricht schluchzend auf einen Stuhl nieder).

Stensdorf (nähert sich ihr, nach einer Pause). Geben Sie es auf, was Ihnen nur Qual bedeutet. Erlösen Sie sich von den Gespenstern der Ungewißheit, sehen Sie sich in der Wirklichkeit um. Ich glaube, er wird nicht zurückkommen. Sieben Jahre sind seit seiner Abreise vergangen. Drei Jahre waren das Maximum, das er selber annahm. Vor zwei Jahren, im Frühling, da brachte das Treibholz an der grönländischen Küste noch eine letzte, armselige Nachricht — Teile vom „Nordstern" waren es, wenn man es später auch bestritt. Er hat sein Schiff verloren oder dem Eisdrange preisgegeben. Ist es denkbar, daß die Armen auf dem Lande, auf diesem Lande, von ihrer Büchse lebend, noch drei Winter überdauert haben? Ist es denkbar? Nein! Sie haben es selbst schon gedacht — es schleicht unausgesprochen hier herum.

Karin (sieht ihn an. Nach einer Pause). Stensdorf, ich danke Ihnen viel, aber ich fürchte mich vor Ihnen.

Stensdorf. Das ist seltsam, Karin. Ich hatte nach unserm Zusammenleben etwas anderes erwartet. Ich habe Ihnen den Mann ersetzt und durfte nichts von seinen Rechten hoffen. Ich habe Ihnen geholfen, seine Söhne zu erziehen, und war nicht der Vater, sondern ein fremder Mensch.

Karin. Verzeihen Sie mir!

Stensdorf. Ich verlasse Sie jetzt. Das Wort, das ich Hedengren gab, habe ich eingelöst. Der Freund kann gehen.

Karin. Ich darf ihn nicht halten.

Stensdorf. Sie dürfen nicht? ... Nein! Das dürfen Sie wirklich nicht. Er ist noch zu mächtig in Ihnen, der ‚Lebende'. Ich kämpfe nicht mehr mit ihm. Dazu bin ich zu stolz. Ich will nur eines wissen — antworten Sie mir auf eine Frage, Karin.

Karin. Welche Frage?

Stensdorf. Wenn es kommt — die Gewißheit mein' ich — sie kann uns jeden Tag erreichen, nicht wahr, die Hilfsexpedition ist unterwegs — wenn es da ist, die Nachricht — daß er aufgehört hat, zu leben!

Karin. Stensdorf!

Stensdorf. Daß das vielleicht schon lange eingetreten ist, was plötzlich als Tatsache die Welt durcheilt —

Karin. Lassen Sie mich!

Stensdorf. Wenn es fortgenommen wird mit einem Wort, die Krankheit Ihres Zweifels — was dann, Karin?! Wollen Sie mich dann belohnen? Dem Freunde geben, um was er gedient hat?!

Karin. Lassen Sie mich!

Stensdorf. Sie sagen mir kein Nein?

Karin. Stensdorf!

Stensdorf. Karin! ... Dieser Blick! ... Wir sind keine Sünder!

(Arvid und Lars kommen von links zurück.)

Arvid. Wo bleibt Ihr denn? Kommt doch! Wir warten schon so lange!

Lars. Wenn Ihr jetzt nicht kommt, preßt uns das Eis die ganze Brücke entzwei. Es ist die höchste Zeit!

Stensdorf. Ja dann! (Sieht Karin an.) Dann müssen wir wohl helfen!

Arvid (zu Karin, die sich an einem Stuhl festhält). Was hast Du, Mutterchen? Ist Dir nicht wohl?!

Karin (faßt sich gewaltsam). Doch, doch,

mein Junge ... Nichts! ... Es ist nichts ... (Sieht Stensdorf an.) Ich bin schon wieder, wie ich war.

Stensdorf. Das glaubt man oft zu sein und plötzlich —

Lars. Willst Du lieber hier bleiben?

Karin. Nein! Mein liebes Kind! Wir wollen hinaus! Ins Freie! Im Freien wird mir besser! (Sie eilt links ab.)

(Die Knaben folgen ihr freudig. Zuletzt entfernt sich Stensdorf, nachdem er sich langsam eine Zigarre angezündet hat. Er geht mit trotzigem Lächeln, sich in Rauchwolken hüllend, wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist, den anderen nach.)

(Pause. Das Dienstmädchen kommt durch die Mitte und läßt zwei Herren eintreten, einen alten und einen jungen. Es sind Admiral Arnoldsen und Doktor Reiß.)

Dienstmädchen. Wollen die Herren, bitte, ein wenig Platz nehmen? Ich will gleich nachsehen, wo die gnädige Frau ist.

Dr. Reiß. Wir wollen aber nicht stören!

Admiral. Lassen Sie doch. Wir setzen uns ruhig.

Dienstmädchen (geht rechts hinaus).

Dr. Reiß. Ist das hier still und schön! Noch ebenso wie damals!

Admiral. Als wir das letztemal hier waren? Um Hedengrens Abschied zu feiern?

Dr. Reiß. Abschied! ...

Dienstmädchen (kommt von rechts zurück). Die gnädige Frau scheint eben an den Strand gegangen zu sein.

Admiral. Von dort sind wir gekommen. Das ist nicht möglich.

Dienstmädchen. O, dann ist sie sicher hinten bei den Felsen.

Admiral. Unser Boot liegt doch sicher, sagen Sie mal?

Dienstmädchen. Gewiß, mein Herr. Wen darf ich melden?

Admiral. Admiral Arnoldsen. Doktor Reiß. Hier sind unsere Karten.

Dienstmädchen. Ach, wie lange sind die Herren nicht hier gewesen! (Links ab.)

Admiral. Na, was machen Sie denn für ein Gesicht? Courage, Doktor.

Dr. Reiß. Ich gestehe Ihnen offen, Herr Admiral — das ist das schwerste Unternehmen, das ich jemals ... Ich möchte viel lieber eine Polarexpedition mitmachen, als plötzlich den armen Frauen aus heiterem Himmel sagen —

Admiral. Wir haben unsere Pflicht zu erfüllen. Weiter nichts. Die geographische Gesellschaft schickt uns. Der König hat noch gestern nacht, als ich ihm die Nachricht brachte, bestimmt, daß wir die Verständigung der Angehörigen übernehmen. Wir müssen sehr vorsichtig sein, denn es ist möglich, daß man sich in dieser Einsamkeit einen Glauben zurechtgemacht hat, der nur mit größter Gefahr erschüttert werden kann.

Dr. Reiß. Daran habe ich auch schon gedacht. Auf diese Schäreninseln kommt ja alles erst später. Es sieht hier aus, als müßte der Sommerfriede ewig währen.

Admiral. Vergessen Sie nicht, wir haben es nicht mit gewöhnlichen Menschen zu tun. Wenn wir schonend vorgehen, können wir ihnen sogar die ganze mächtige Genugtuung verschaffen, zu der solche Menschen fähig sind. Dann ist das Ganze soviel Freude als Schmerz.

(Die rechte Tür öffnet sich. Die alte Frau Hedengren tritt ein. Die beiden Herren erheben sich, überrascht und verwirrt.)

Frau Hedengren. Ich möchte die Herren doch lieber begrüßen und Ihnen ein bißchen Gesellschaft leisten, bis meine Schwiegertochter kommt.

Admiral. Sehr liebenswürdig, Frau Konsul. Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern —

Frau Hedengren. Aber gewiß! Sie sind doch Erik Arnoldsen, verzeihen Sie, Admiral Arnoldsen, der meinen Sohn als Führer der Nordpolexpedition vorgeschlagen hat? Ist das eine Freude! Wir danken Ihnen viel!

Admiral (ablenkend). Hier — mein Begleiter — —

Frau Hedengren. Natürlich — wir kennen uns auch, Herr Doktor! Sie haben sich inzwischen verheiratet?

Dr. Reiß. Viel Ehre, daß Frau Konsul sich dessen entsinnen.

Frau Hedengren. Ihre Gattin ist doch eine geborene Reiß aus Hegenäs?

Dr. Reiß. Nein, doch nicht, Frau Konsul — mein Name ist Reiß. Der Name meiner Frau ist Mölle.

Frau Hedengren. Ja, sagen Sie mir, mein lieber Herr Doktor Mölle —

Admiral. Reiß.

Frau Hedengren. Dann sind Sie also gar nicht der Doktor Färg aus Haparanda?

Dr. Reiß. Nein, ich heiße —

Admiral (setzt sich). Wir haben mal wieder einen Ausflug in die Schären gemacht, Frau Konsul. Mit dem Segelboot natürlich. Nicht mit dem langweiligen Kanaldampfer.

Frau Hedengren (setzt sich den Herren gegenüber, sieht immer noch unsicher auf Dr. Reiß). O, schelten Sie mir den Dampfer nicht, Herr Admiral. Was hier zum Götakanal vorüberfährt, das ist unsere einzige Zerstreuung. Sonst sehen wir ja nichts von der Welt. Der Dampfer bringt uns die Post, der zeigt uns die Menschen, wie sie jetzt draußen leben. Endlich erinnere ich mich, Herr Doktor! Mölle! Ihre Frau ist blond!

Dr. Reiß. Nein — eher braun — doch jedenfalls dunkel — —

Frau Hedengren. Dunkel ... Bitte, nehmen Sie sich Zigarren, meine Herren. Ihr Boot ist übrigens reizend. Ein ganz ähnliches hat mein Sohn immer benützt, als er noch hier war. Ich glaube, nach seiner Rückkehr wird er gleich danach fragen.

Admiral. Hm ... (Raucht.) Ein Boot, an das man sich gewöhnt hat ... (Pause).

Frau Hedengren. Wir haben ja

schwere Zeiten durchzumachen. Sie können sich denken.

Dr. Reiß. Freilich — —

Frau Hedengren. Da ist es uns doppelt lieb, wenn mal ein paar gelehrte Herren aus Stockholm kommen.

Admiral. O weh, Frau Konsul. Gelehrte Herren? Praktikusse sind mir lieber.

Frau Hedengren. Mir auch. Das heißt — verzeihen Sie — Sie dürfen mich nicht mißverstehen — ich habe ja den größten Respekt vor der Wissenschaft. Und wenn ich auch vorausschicken muß, daß wir uns hier von keinem Menschen auf der Welt eine Anschauung aufdrängen lassen, daß wir uns nie davon entmutigen lassen, was in den Zeitungen steht —

Dr. Reiß. Das dürfen Sie auch gewiß nicht.

Frau Hedengren. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie Journalist sind —

Dr. Reiß. Ich bin Geologe, gnädige Frau.

Frau Hedengren. Nun, Sie könnten ja auch Journalist sein, nicht wahr, das wäre ja möglich — und dann dürften Sie mir's nicht übel nehmen, wenn ich sage: ich hasse die Zeitungen. Ich verabscheue die Zeitungen. Sie haben so gar kein Verantwortungsgefühl, diese Menschen. Wenn man da an meinen Sohn denkt! Nein, ich lese überhaupt keine Zeitungen mehr. Schon seit Jahren nicht.

Admiral. Da haben Sie vollkommen recht, Frau Konsul.

Frau Hedengren. Diese sündhafte Zweifelsucht zum Beispiel! Ich weiß ja in meinem Gefühl mehr, als die mit ihren sämtlichen Depeschen!

Admiral. Das Muttergefühl weiß immer mehr, Frau Konsul.

Frau Hedengren. Ich will mich nicht beirren lassen! Ich kenne meinen Sohn. Ich weiß, daß Gott ihn lieb hat und nicht dulden wird, daß er da oben ... Nein, er wird ihm seinen Sieg schon schenken. Wenn es nur nicht mehr so lange dauern möchte. Wissen Sie, ein bißchen ungeduldig wird man ja manchmal mit zweiundsiebzig.

Admiral. Nur noch ein bißchen Geduld, Frau Konsul ...

Frau Hedengren. Wirklich?! Nur noch ein bißchen? ... Glauben Sie das ernstlich? Warum macht der junge Herr da ein so trauriges Gesicht?

Dr. Reiß. Ich? O, durchaus nicht, Frau Konsul — — —

Frau Hedengren. Ich lasse mich ja gern belehren. Damit man endlich mal einen festen Anhalt hat, nicht wahr. Sie haben also Hoffnung, Herr Admiral? Nun ja, Sie wollen mir's nicht zugeben, Ihr Seeleute seid skeptisch. Aber es täte mir ganz gut, denn zuweilen kommt doch eine Art Fieber über mich, und ich möchte die Hände Gottes haben, um den armen, verirrten Jungen in seine Heimat zu holen.

Admiral. Ich glaube gar nicht, daß er verirrt ist ...

Frau Hedengren. O, wirklich! Kommt er an den Pol!

Admiral. Das halte ich für sehr wahrscheinlich, Frau Konsul. Freilich, wir können ja immer nur das eigentliche Ziel im Auge behalten, den Zweck der Expedition, nicht wahr — die Zeit der Rückkehr bleibt ein Problem.

Frau Hedengren. Gewiß, Herr Admiral. Aber da kann ich Ihnen als Mutter eine Auskunft geben. Wenn mein Sohn den Pol erreicht hat, dann kommt er auch wieder.

Admiral. Sie meinen — —

Frau Hedengren. Aber sonst wäre er ja kein Hedengren! Lehrt mich die Eisenköpfe kennen! Ohne Sieg keine Rückkehr!

Karin (kommt rasch von links).

Frau Hedengren. Da bist Du ja endlich, Karin! Was sagst Du zu dem Besuch?

Karin. Verzeihen Sie, meine Herren — hätte ich geahnt, daß solche Freunde meines Mannes —

Admiral. Wir konnten uns nicht vorher melden, Frau Doktor. Wir sind einem plötzlichen Einfall gefolgt, als wir hier anlegten.

Karin. Einem plötzlichen Einfall?

Frau Hedengren. Ach, das sagt er nur so, der Herr Admiral!

Karin (plötzlich). Ist irgendeine Nachricht gekommen?

Admiral. Eine Nachricht? ... Nein ..

Karin (sieht ihn an).

Frau Hedengren. Aber Kind, es ist doch auch so sehr schön, mal mit Kennern über das gräßliche Land da oben reden zu können.

Karin (beherrscht sich und erwidert Arnoldsens Blick). Ich weiß nicht, Mutter ... Ich freue mich sehr über Jakobs Freunde ... Aber das Land da oben kenne ich, ohne dort gewesen zu sein.

Frau Hedengren. Nun unterhalte die Herren ein bißchen, bis ich drüben den Frühstückstisch angerichtet habe. Sie müssen ja halb verhungert sein.

Dr. Reiß. O nein!

Admiral. Wir können uns gar nicht lange aufhalten, Frau Konsul — wir müssen gleich wieder heim.

Frau Hedengren. Nun, einen Imbiß werden Sie mir doch nicht abschlagen wollen. Das tut niemand, der nach Hedenkrona kommt. Es ist ja die schönste Brise draußen. In zwei Stunden sind Sie wieder in Stockholm. (Geht rechts hinaus).

Karin (geht nach einer Pause plötzlich auf die beiden zu). Sie wissen etwas! — — —

Admiral. Ich —!

Dr. Reiß. Aber gnädige Frau —!

Karin. Sie wissen etwas! Was wissen Sie?

Admiral. Kann uns niemand hören?

Karin. Niemand! ...

Admiral. Wollen Sie jetzt ganz stark sein, verehrte Frau Doktor? Wollen Sie

sich ebenso halten, wie in den Jahren der Ungewißheit? Mit demselben Mut?

Karin. Er ist tot! ...

Admiral. Er lebt nicht mehr. Aber —

Karin. Tot! ...

Admiral. Er hat es überstanden.

Dr. Reiß. Schon seit einem Jahr.

Karin (sinkt. Der Admiral stützt sie. Er läßt sie auf einen Stuhl nieder. Dann wartet er behutsam, indem er den Doktor zurückhält. Sie verharrt in leisem Weinen. Pause).

Admiral. Sie haben mich nicht zu Ende gehört. Er lebt nicht mehr, aber — —

Karin. Seit einem Jahr! — Ein Jahr lang also war alles Lüge! — Nichts — nichts — nichts — nichts! (Auffahrend.) Er lebt nicht mehr, aber —?

Admiral. Er hat den Pol erreicht.

Karin. Er hat — —!

Admiral. Es ist ihm gelungen.

Karin. Und starb?

Admiral (nickt).

Karin. Dann war es also umsonst ...!

Admiral. Nein, Frau Doktor. Die Resultate seiner Reise sind vorhanden. Das Tagebuch ist gerettet.

Karin. Das Tagebuch!

Admiral. Lassen Sie mich mit wenigen Worten sagen, was wir wissen. An unsere Station auf der Däneninsel sind Marconitelegramme der Hilfsexpedition gelangt. Aus den Meldungen geht hervor, daß man auf dem unbekannten Festlande einen Teil der Nordsternmannschaft gefunden hat. Sieben Leute sind am Leben.

Karin. Mein Mann ist nicht darunter.

Admiral. Leider nein. Es wird gemeldet, daß Doktor Hedengren mit drei Begleitern das eingefrorene Schiff auf dem 88. Grade verlassen habe. Er ist wahrscheinlich mit Hundeschlitten zum Pol aufgebrochen, hat ihn wirklich erreicht und ist zum Schiff zurückgekehrt. Das Schiff scheint wieder in Drift gekommen zu sein. Es gelangte bis nach Grönland, und im sechsten Winterlager, das die Armen, noch immer weit von jeder menschlichen Verbindung, aufschlagen mußten, starb Doktor Hedengren.

Karin. Das Tagebuch ist gerettet ...

Admiral. Ja. Seine unschätzbare Hinterlassenschaft. Er diente seiner Sache bis zuletzt. Er schrieb es auf, was er erfuhr im Unbetretenen. Dann war sein Leben zu Ende.

Karin. Heimzukehren brauchte er nicht.

Admiral. Was soll ich dazu sagen?

Karin. Das Tagebuch ist gerettet.

Admiral. Ich verstehe Sie, Frau Doktor! Ich empfinde ganz —!

Karin. Nein, nein! Sie sind ein Patriot, Herr Admiral! Sie achten meinen Schmerz, solange Sie hier sind. Dann aber, in Stockholm, da rüsten Sie sich zur Feier! Da wehen die Fahnen, da dröhnen die Glocken! Ein Denkmal wird errichtet für den großen Sohn des Vaterlandes! Die Jugend soll ja denken, wie glücklich ist solch ein Held! Wie beneidenswert ist sein Untergang! Wir sehen ja den Abglanz von dem allen!

Admiral. Frau Doktor — ich weiß, daß ich nichts zu berichten habe, was Ihnen ein Trost sein kann. Aber der Schmerz ist wie die Freude dem Stolz verwandt. Das wissen Sie. Das weiß die Gattin Jakob Hedengrens. Niemand darf in den fernsten Zeiten sagen, daß dieser Mann umsonst gelebt hat! Und Sie, wenn Sie das Urteil der Menschen auch verachten, wenn Sie sich ewig an Ihre ungeheure Enttäuschung halten — Sie werden es dennoch über sich rauschen hören, in Ihrer Seele wird es mächtig werden, was es heißt, eines solchen Mannes Weib zu sein!

Karin. Das weiß ich! — — — —

Admiral. Arme Getreue. Verlassene. Millionen werden Ihnen nachfühlen ... Das Leben ist mehr als der Ruhm. Aber man darf statt Leben auch Liebe sagen.

Karin. Liebe ...?

Admiral. Hatte er die nicht — trotz allem? Was hat ihm denn den unbegreiflichen Mut gegeben? Was gab ihm den Sieg zuletzt? Nur das Bewußtsein, daß Sie ihm gehörten!

Karin. Gehörten! ...

Admiral. Sie haben von unserer Jugend gesprochen, Frau Doktor. Wenn unsere Jugend in Jakob Hedengren den echten Mann verehrt, so wird sie in Ihnen das echte Weib verehren. Denn Ihre Ehe war wahrhaft heilig.

Karin (hat gebeugt und regungslos, aber mit steigender Aufmerksamkeit zugehört. Sie scheint dem wirklichen Sinne seiner Worte zuzustimmen, doch zeigt sich in ihren Augen noch eine andere, tief geheime und selbständige Erkenntnis, weit ab von dem Trost des Fremden. Als der Admiral zu Ende gesprochen hat, verharrt sie eine Weile in beruhigtem Schweigen. Dann streicht sie das Haar aus der Stirn und erhebt sich langsam). Ich danke Ihnen ... Sie haben mir mancherlei gesagt, was wirklich ein Trost ist ... Sie haben Ihre schwere Aufgabe erfüllt als Jakobs echter Freund.

Admiral. Das macht mich glücklich.

Karin. Ich danke auch Ihnen, Herr Doktor. (Gibt Dr. Reiß die Hand.) Sie haben geschwiegen. Aber in Ihrem Schweigen lag mein Verlust und der Gewinn des Vaterlandes. Diese Widersprüche zu vereinen — darauf kommt es an. Bitte, lassen Sie mich jetzt alles wissen, was auch für Nachrichten kommen. Ich bin gefaßt. Ich denke nicht mehr an mich. Ich denke an ihn und an sein Werk.

Admiral. Das hatte ich erwartet. Seine Söhne! Die haben ein Erbteil, wie kaum eines anderen Vaters Söhne.

Karin. Ja. Die will ich auch aufklären. Noch heute. Das muß sein. Sie sollen reifen und wachsen an dieser Nachricht. Aber Mutter — Mutter darf es nie erfahren.

Admiral. Wird das möglich sein?

Karin. Ja, es ist nicht schwer. Sie schließt sich von der Welt seit Jahren ab, sie braucht nur ihre schönen Träume.

Admiral. Sie glaubt an die Rückkehr ihres Sohnes. Das haben wir von ihr ge-

hört. Es ist ein felsenstarker Glaube. Erschütterung wäre wohl der Tod.

Karin. Der Tod.

Frau Hedengren (kommt von rechts zurück). Nun bitte ich die Herren in das Speisezimmer. Es ist alles zum Zugreifen fertig.

Admiral. Beste Frau Konsul, seien Sie uns nicht böse. Wir müssen wirklich fort.

Frau Hedengren. Ohne einen Imbiß genommen zu haben? Ja, was haben Sie denn gegen uns, Herr Admiral? Warum machen Sie unser Haus so ungastlich? Da muß doch was dahinterstecken?

Admiral. Nicht das mindeste! Wir haben nur heute nachmittag eine Sitzung der geographischen Gesellschaft —

Dr. Reiß. Außerdem hatten wir schon in Södertälje gefrühstückt, bei Major Lange, Frau Konsul. Vielen Dank.

Frau Hedengren. Ja so! Bei Major Lange. In Södertälje! Da haben Sie gewiß was Besseres bekommen! Bei Major Lange!

Admiral. Nichts für ungut! Leben Sie wohl!

Stensdorf (tritt links ein).

Karin (geht ihm mit großer Lebhaftigkeit entgegen). Stensdorf! Kommen Sie rasch! Ich möchte Sie noch mit zwei echten Freunden meines Mannes bekannt machen! Admiral Arnoldsen und Doktor Reiß! Direktor Stensdorf von der Svealhütte!

Admiral. Das freut mich herzlich, Herr Direktor. Unsereiner, der immer nur mit den bewegten Elementen dieser Welt zu tun hat, legt besonderen Wert darauf, mal dem Beherrscher der festen zu begegnen.

Stensdorf (sieht Karin an). Sehr liebenswürdig, Herr Admiral ... Ich möchte Ihnen dieses Kompliment zurückgeben.

Admiral. Kein Kompliment! Es tut mir wirklich leid, daß wir schon fort müssen! Nach Hedenkrona kommen ist was anderes, als nach Södertälje, (lächelt Frau Hedengren zu) zu Major Lange, und überall sonst in Schweden! Hier schlägt das Herz des Vaterlandes! Hier wurde unser bester Mann geboren, von hier ging er aus und —! Ach, die ganze Welt blickt jetzt auf dieses stille, kleine Haus!

Frau Hedengren. Ach, mein Gott ... Daran denkt man gar nicht.

Admiral. Das ist es eben. Lassen Sie uns den eitlen Stolz darauf, Frau Konsul, uns Stadtmenschen im Lärm und Gewühl. Bleiben Sie hier, wie Sie sind. Auf Wiedersehen! (Er geht, nachdem er allen die Hand gedrückt hat, durch die Mitte ab. Dr. Reiß folgt ihm wortlos. Er hat sich nur flüchtig verabschiedet.)

(Pause.)

Frau Hedengren (sieht ihnen verwundert und beklommen nach. Dann wendet sie sich plötzlich zu den anderen). Aber was treibst Du denn, Karin! Läßt diese vornehmen Herren allein zum Strande gehen! Soll ihnen denn niemand helfen, das Boot loszumachen? Stensdorf!

(Stensdorf reagiert nicht, da er unverwandt auf Karin blickt.)

Na, Ihr wißt doch wirklich nicht, was Sitte ist! Da will ich nur selbst hinunter und den Gärtner rufen! (Ab.)

Stensdorf. Was wollte der Präsident der geographischen Gesellschaft?

Karin. Stensdorf — —

Stensdorf. Karin! (Geht auf sie zu.)

Karin. Jetzt kann ich Ihnen Ihre Frage beantworten.

Stensdorf. Karin! — — (Ihr Blick hält ihn zurück. Pause.) Man hat Ihnen — eine Nachricht gebracht? ...

Karin. Jakob ist tot. Sie haben einen Teil seiner Leute gefunden. Er hat den Pol erreicht. Er ist zu seinen Gefährten zurückgekehrt. Dann starb er.

Stensdorf (steht regungslos).

Karin. Leben Sie wohl, Stensdorf.

Stensdorf. Ich will nicht! Nein! Ich will nicht! Er ist ein großer Mann! Aber ich weiche ihm nicht, denn ich lebe.

Karin. Er lebt in mir.

Stensdorf. So wollen Sie mich strafen? Wofür? Was hab' ich begangen?

Karin. Ich will Sie nicht strafen, ich will nur ehrlich gegen Sie sein.

Stensdorf. Sie sind furchtbar. Jetzt, da Sie endlich Gewißheit haben, da meine Wünsche sich erfüllen —

Karin. Wünsche!?

Stensdorf. Ja! Sie sind alles, was ich begehre und liebe und bin! In Ihrer Macht liegt meine Zukunft! Halten Sie mich oder verwerfen Sie mich! Nur Klarheit will ich, Klarheit!

Karin. Die geb' ich Ihnen ja. Wir müssen uns trennen, Stensdorf.

Stensdorf. Das ist nicht möglich! Der Tote kann nicht stärker sein als ich!

Karin. Er ist stärker.

Stensdorf. Sie wollen Ihr junges Leben diesem Wahn opfern?

Karin. Ich will treu sein.

Stensdorf. Wem denn? Wem!? Einem Phantom! Er weiß nichts mehr von Ihnen! Und ich, ich ringe hier —

Karin. Fassen Sie sich, Stensdorf.

Stensdorf. Nein! Ich diene Dir mit jeder Fiber meines Wesens, Weib, weil ich lebe! Er aber ist kalt und tot, in der Öde dort oben begraben! Laß ihn! Laß ihn! Komm mit mir! Wir wollen fort, weit fort! Wir wollen uns retten, was wir haben! Laß mich nicht allein, Karin!

Karin. Bin ich mit ihm gegangen?!

Stensdorf. Im Norden, dort, im ewigen Eise? Da schweigt die Sehnsucht und das Leben! Nach Süden will ich Dich führen! Er wartet auf Dich! Er leuchtet Dir entgegen! Ich will Dich zu Deiner Schönheit führen!

Karin. Gehen Sie, Stensdorf!

Stensdorf. Karin! (Er erhebt sich außer sich.)

Karin. Ich kenne meine Bestimmung!

Seit heute weiß ich, was ich soll. Was Sie mir sagen, Stensdorf, lebt auch in mir. Aber ich glaube nicht, daß es das Gute in mir ist. Den Rausch muß ich meiden. Es ist nur Rausch, was Sie mir geben wollen. Sie wissen nicht, wie müde ich bin. Sie würden sich mit mir beladen und versinken. Wir beide würden versinken. Aber wir wollen oben bleiben. Hoch oben. Ich in der Einsamkeit, und Sie im Sturm der Welt.

Stensdorf. Sie sind verzaubert, Karin. Er hat Sie verzaubert. Sie wollen jetzt ewig nach Norden blicken? In das eisige Nichts?

Karin. Ich blicke dorthin, wo er ist. Ich weiß jetzt, daß unsere Trennung keine Trennung war. Daß Liebe noch etwas Größeres ist als Besitz. Daß sie Besitz gewesen sein muß, um wirklich Liebe zu werden. Ich bin noch jung, und darum ist mein Opfer etwas wert. Meine Treue ist keine Ermattung. Versinken will ich, veratmen, verströmen, an seine Seele gelehnt, an seine gewaltige Leidensseele. Lassen Sie mich zu meinem Frieden kommen.

Stensdorf. Zu Ihrem Frieden! ... Ja! ... Den Frieden gebe ich Ihnen nicht!

Karin. Das weiß ich.

Stensdorf. Ich kann nicht mit Schatten existieren. Hier sind lauter Schatten.

Karin. Hier ist auch Sonne, Stensdorf. Blicken Sie hinaus! Die Heimat! Die soll er nicht mehr sehen und hat sie doch mehr geliebt, als wir. Ich will sie jetzt mit seinen Augen sehen. Ich will hier leben, als ob er zurückgekehrt wäre.

Stensdorf. Wie beneide ich diesen Toten.

Karin. Das werden jetzt viele echte Männer in der Welt.

Stensdorf. Aber anders, als ich.

Karin. Dann sind Sie weit vom Guten.

Stensdorf. Karin, ich bin ein Mensch. (Er nähert sich ihr.) Aber Sie sollen nicht umsonst in mein Leben gekommen sein. Sie werden mich nicht wiedersehen, aber Sie sollen von mir hören. Sieg oder Untergang. Gleichviel. Es soll genügen, daß Sie mir nicht weniger zugestehen, als dem Toten. (Er küßt ihr die Hand und geht links ab.)

Karin (sieht ihm nach.)

(Die alte Frau Hedengren kommt langsam durch die Mitte zurück. Hinter ihr Arvid und Lars.)

Frau Hedengren. Sie sind fort. Die Jungen haben geholfen. Die wären am liebsten gleich mitgefahren. Wo ist denn Stensdorf?

Arvid. Wo ist Onkel Stensdorf, Mutter?

Karin. Auch im Freien draußen! ... Irgendwo! ... Ich weiß nicht! ...

Lars. Wie?

Frau Hedengren. Wie sonderbar Ihr seid. Du und Stensdorf. Man findet Euch nie mehr beisammen. Und ich hatte gehofft, daß dieser Tag besonders hübsch wird.

Karin (wie erwachend). Ach, weil ein Gedenktag ist? Ja richtig, Mutter. Da müssen wir den Kopf hoch halten. Da sollen auch die Jungen etwas Besonderes haben.

Arvid. Was denn, Mutter?

Lars. Willst Du uns was schenken?

Karin. Ja! Kommt zu den Felsen hinaus!

Lars. Ach, für die Treppe zum Nordstern?

Karin. Ich will Euch etwas sagen — etwas Neues — etwas —

Lars. Ach, was denn, Mutter! Sag' doch!

Karin. Draußen auf den Felsen!

Arvid. Komm! Komm rasch!

Karin. Rasch, rasch! Wir drei! Wir wollen uns recht besprechen! (Mit den Knaben ab.)

Frau Hedengren (sieht ihnen nach.)

„Le città morte." Von Emmy Lewald.

Städte mit gebroch'nen Mauerkronen,
Auf den Bergen der Campagna träumend,
Wo nur Falter und Lacerten wohnen,
Wo die Sonne, wenn sie goldumsäumend

Niedertaucht in die Latinerwogen,
Schmeichelnd noch mit rötlich gelbem Schimmer
Des Kastells gesunk'nen Römerbogen
Glühend einhüllt wie in Feuerflimmer —

Graue Städte! Gleich Erinnerungen
Alter Zeiten thront Ihr auf den Bergen!
Und der Efeu hält Euch festumschlungen,
Und der Ginster wuchert aus den Särgen.

Niemand will in Eure Mauern treten,
Niemand in die leeren Kirchen steigen,
Wo verblaßte Bilder der Propheten
Sich gespenstisch von den Wänden neigen.

Ausgestuft aus der Lebend'gen Kreise,
Ohne Recht an das beschwingte Leben,
Bröckeln Eure Zinnen mählich leise
In die wasserlosen Mauergräben.

Wie Erinnerungen im Erblassen,
Deren Sinn wir selbst nicht mehr begreifen —
Freunde, deren Namen wir vergaßen —
Abgefall'ne Früchte, die nicht reifen,

So wie Leidenschaften heißer Herzen
Aus der Jugend schwülen Sommernächten,
Die wir längst im Schuldbuch unserer Schmerzen
Ausgetan mit allen ihren Rechten.

Gilden. Gemälde von Prof. E. Hönig.

Abb. 1. Alexanderschlacht. Mosaikkopie aus dem 1. Jahrhundert. Neapel, Museo Nazionale.

Orientalische Teppiche. Von Albert Breger.

Mit Abbildungen nach Originalen im Besitz der Familie J. Goetzinger in München.

Die orientalischen Teppiche, die wir heute in unseren Wohnräumen finden, sind nicht immer das gewesen, was sie heute sind. Sie waren ursprünglich Zelte, Betten, Gebetsteppiche, Pferdedecken, Wandbehänge, Vorhänge, Kleidungsstücke, Sitz- und Schlafgelegenheit, Tragsack und Tragbett, Gebetsteppich und Totenbahre, Tor, Tür und Fenster, Schutz gegen Kälte und Nässe für Mensch und Tier, Schutz gegen Feuer und Wasser, Schutz gegen Feinde und Raubtiere, Schutz gegen Diebe und Räuber, Schutz gegen böse Geister und Dämonen, Schutz gegen Krankheiten und Seuchen, Schutz gegen Hexerei und Zauberei, Schutz gegen Mißgeschick und Unglück, Schutz gegen Mißernte und Hungersnot, Schutz gegen Unfruchtbarkeit und Kinderlosigkeit, Schutz gegen Unwetter und Blitzschlag, Schutz gegen Erdbeben und Vulkanausbrüche, Schutz gegen Lawinen und Bergrutsche, Schutz gegen Überschwemmungen, Schutz vor Hunger und Durst, Schutz vor Verbannung und Gefangenschaft, Schutz vor Verfolgung und Tod, Schutz vor Unterdrückung und Sklaverei, Schutz vor Ungerechtigkeit und Willkür, Schutz vor Mißhandlung und Folter, Schutz vor Verleumdung und Lüge, Schutz vor Neid und Mißgunst, Schutz vor Haß und Feindschaft, Schutz vor Krieg und Revolution, Schutz vor Verrat und Meineid, Schutz vor Mord und Totschlag, Schutz vor Selbstmord und Selbstvernichtung, Schutz vor Ehebruch und Unzucht, Schutz vor Ehrlosigkeit und Schande, Schutz vor Ehrabschneidung und Beleidigung, Schutz vor Unehrlichkeit und Betrug, Schutz vor Diebstahl und Raub, Schutz vor Mißachtung und Verachtung, Schutz vor Unwissenheit und Dummheit, Schutz vor Unglauben und Gottlosigkeit, Schutz vor Sünde und Verdammnis, Schutz vor Hölle und Teufel, Schutz vor Tod und Vernichtung, Schutz vor Vergessenheit und Nichtigkeit, Schutz vor Nichtsein und Nichtmehrsein, Schutz vor Nichtigkeit und Leere, Schutz vor Nichtigkeit und Leere, Schutz vor Nichtigkeit und Leere

27 Wien. k. k. Hof- und Staatsarchiv. (Handschrift.) Mappe 104/105 ex 31

erhielt; als 1527 die Wiener Bürgerschaft einsah, wie sehr sie durch die Verbindung mit dem Kaiser Ferdinand I. bedrängt sei, da sie sich ihm ohne Vorbehalt ergeben hatte, und sich nicht mehr in ihrer alten Freiheit befand, da sie ihr Siegel, ihr Wappen, ihre Farben, ihre Gerichtsbarkeit, ihre Wahlen und Stimmenrechte verloren hatte, da sie ihre Privilegien nicht mehr durch Wechsel zu Zeiten zu ihrem Vortheile benützen konnte, da sie Gegenstand der Strafe war.

Der Tyrann wollte sie nicht zu Grunde richten, sondern sie nur zu seinen gehorsamen Unterthanen machen. Deswegen, als man voll zweifel, ob sie in Abwesenheit Ferdinands, sich ihm ergeben hatte, und ob sie nicht in einen alten Eyd, den sie geschworen, zurückfallen würde, ihr Siegel, ihr Wappen, ihre Standesabzeichen, ihre Farben, ihre Gerichtsbarkeit, ihre Wahlen und ihre Stimmenrechte verloren hatte, ihre Siegel, Wappen und Farben, ihre Gerichtsbarkeit, ihre Wahlen und Stimmenrechte, sondern sie vorzüglich zum Gehorsam, zur Treue, zur Liebe gegen ihren Herrn und Fürsten, ihren Landesherrn, ihren Kaiser, ihren König, ihren Gott und zur Beharrlichkeit in der Religion, in der sie geboren, erzogen und gestorben sind, und in welcher sie sich auch ferner verhalten werden, wie sie es bisher gethan haben, und wie sie es ihrem Eyde nach schuldig sind, und wie sie es ihrem Eyde nach schuldig sind, und wie sie es ihrem Eyde nach schuldig sind

Abb. 3. Vom Ziegen-Teppich aus dem 17./18. Jahrhundert. (Musealbesitz Berlin) 1:2,5

Fig. 1. Sarkophag. Arles, Museum. Aus: Gerhard, Antike Bildwerke, Taf. 307, 1. Zustand.

Todesjahr eingehauen. Nun sei ihr Name in Ewigkeit nicht mehr zu tilgen. Nicht, als ob sie wahrlich jetzt erst ihren Namen in Stein gegraben hätte, wo Vielen lieb, ihr auch ein Mann- und Kinderbildniß beigegeben ist, sondern sie hat ausdrücklich Vorsehung treuer Mutter jetzthin Wirkung und Zukunftsbedeutung beigemessen. Und so ist sie ihr als abgeschiedener Geist Gegenstand der Sorgfalt, ihr Andenken, ihr Aufenthalt Gegenstand der Fürsorge geworden, wie sie es im Leben war. Ein Thurm liegt rechts vorn, lag bei gelinder Trauung heiter, mit Kränzen geziert, bei Trauer düster.

Viele Jahre, ja, die Jugendzeit der Kinder hindurch, mochte es dauern, bis der eigenthümliche Grabentwurf fertig war. Ein Thurm, ein Mausoleum, ein Tempel, ein Obelisk, ein Pyramidal-Grabdenkmäler, mehrseitige Monolithen, Grabsäulen, Grabvasen, Grabaltäre, ein ganzer Tempelhof, mit der Mutter, der Mitgenossin ihrer Wohnung, mit ihrem Gatten, mit ihren Kindern, mit ihrem Verdienst gekrönt, mit starken Grenzen

promotheus

ben Commentargeist und die Chronologie; gutmüthigen Ich.

Wo sag mir, wo hat's Nachtigallen so viele, wie hier? Wo ist der Sternenhimmel so klar? Wo ist so ein gesundes Wasser wie Gebirgs- und Quellwasser? Wo ist so ein Wald? Wo ist so ein Gebirgsgang, wie hier? Wo ist so ein Appetit, wie Sennerluft sie hat, bei der verschiedenen Speisen — Milch und Käs und Ei und vor der Hauptmahlzeit ein Schnaps über den Durst — Alles schmeckt hier, man kann ein wahrhaft Spartaner, ein Wunderthier jetzt werden, wenn man will, und wenn man Schwächlinge von den Jahrmärkten, und den Jagdschlössern Westfalens. Wo existirt, wie hier, ein so gesundes Leben und Treiben? Wo ist so ein Gebirgsgang, wie hier? Wo ist so ein Appetit, wie Sennerluft sie hat, bei der verschiedenen Speisen — Milch und Käs und Ei und vor der Hauptmahlzeit ein Schnaps über den Durst — Alles schmeckt hier, man kann ein wahrhaft Spartaner, ein Wunderthier jetzt werden, wenn man will, und wenn man Schwächlinge von den Jahrmärkten, und den Jagdschlössern Westfalens. Wo existirt, wie hier, ein so gesundes Leben und Treiben? Wo ist so ein Gebirgsgang, wie hier? Wo ist so ein Appetit, wie Sennerluft sie hat, bei der verschiedenen Speisen — Milch und Käs und Ei und vor der Hauptmahlzeit ein Schnaps über den Durst — Alles schmeckt hier, man kann ein wahrhaft Spartaner, ein Wunderthier jetzt werden, wenn man will, und wenn man Schwächlinge von den Jahrmärkten, und den Jagdschlössern Westfalens. Wo existirt, wie hier, ein so gesundes Leben und Treiben? Wo ist so ein Gebirgsgang, wie hier? Wo ist so ein Appetit, wie Sennerluft sie hat, bei der verschiedenen Speisen — Milch und Käs und Ei und vor der Hauptmahlzeit ein Schnaps über den Durst — Alles schmeckt hier, man kann ein wahrhaft Spartaner, ein Wunderthier jetzt werden, wenn man will, und wenn man Schwächlinge von den Jahrmärkten, und den Jagdschlössern Westfalens. Wo existirt, wie hier, ein so gesundes Leben und Treiben?

Bild. 1. Handschrift vom Ursprung der Alpen. Mit Randzeichnungen von Anton Ritt. Lithographirt. Wien, 1845. Gerold.

II. Wilh. A. Wolfersmann aus Amt Tilly. Zeichnungen. (Handschrift). Berlin 1822/23. 4°.

weitgereiste Leute, daß Mylord keiner Empfehlung bedürfe, um überall gastlich aufgenommen zu werden. Mylord Lindsay, seine Gemahlinn, Mylords zweitältester Bruder, Lord Balcarres, und Mylords Tochter, Miß Lindsay, bey welcher Mylords jüngerer Bruder, Lord Lindsay, sich befindet, sind hier angekommen, und haben sich in Mylords Hotel, Unter den Linden, einquartirt. Ich sahe heute in Mylords Gefolge den Sandy hinreiten: er trug ein Schottisches Barret, und hatte den Schottischen Rock, Spenzer, gestiefelte Beinkleider und Sporen an.

Theodore begegnete mir auch, als ich heute Unter den Linden spazierte, und ich bin überzeugt, er wird, da Mylord hier bis Mitte Januar bey uns verbleiben will, noch manche Gelegenheit finden, seine Artigkeit und Höflichkeit hierher, wie bey uns Deutschen, auf die Engländer, in der Residenz Sr. Majestät des Königs von Preußen, zu verpflanzen.

Der Bildhauer Rauch, welcher die Statuen sich trainirt Mylords zu bossiren, ist ebenfalls hier angekommen, und wohnt, Unterhaltung halber, bey Mylords Gefolge. Er hat sich bereits in Berlin durch seine Arbeiten einen Namen gemacht, und ist der Meister Wundens, der Mylords Statue verfertigt hat, welche in der akademischen Ausstellung bey unserm Aufenthalte in Berlin, so wie auch die Statuen Sr. Durchlaucht, des verstorbenen Fürsten Blücher von Wahlstadt, und Sr. Majestät des Königs von Preußen, Mylords Lieblinge sind, die er zu copiren wagte. Sie sind, wie? Doch noch! Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß Mylords Hotel einen ungeheuren Zuwachs

Abb. 7 Berliner Decke von ca. 1711, Zeltdecken mit bayerischen Wittelsbacher Wappen, Fragment, 1. Hälfte 18. Jahrhundert

Abb. 6. Muschlak-Gebetteppich. (Sammlung Oberländer, Berlin-Südende.)

auf der knotigen ebenfalls Fischdesign. gang ausgeübt hat, so kommt doch Ich wähle in mein Gesamtprogramm nur ein Stück, das mir besonders gefällt. Es ist ein Muschlak-Gebetteppich, ich weiß nicht, ob jemand sich noch erinnert, daß ich solche Teppiche, wie mein Großvater früher auch in meinem Geschäft, einmal eine Zeitlang mit außerordentlich großem Interesse verfolgte.

Ich besitze in mein Gesamtprogramm keine Gebetteppiche. Sie waren ja nie Handelsware, sondern wurden nur für den eigenen Gebrauch gewebt. Ich weiß auch nicht, ob jemand sich noch erinnert, daß ich solche Teppiche, wie mein Großvater früher auch in meinem Geschäft, einmal eine Zeitlang mit außerordentlich großem Interesse verfolgte.

Ich besitze in mein Gesamtprogramm keine Gebetteppiche. Sie waren ja nie Handelsware, sondern wurden nur für den eigenen Gebrauch gewebt. Ich weiß auch nicht, ob jemand sich noch erinnert, daß ich solche Teppiche, wie mein Großvater früher auch in meinem Geschäft, einmal eine Zeitlang mit außerordentlich großem Interesse verfolgte.

Ich besitze in mein Gesamtprogramm keine Gebetteppiche. Sie waren ja nie Handelsware, sondern wurden nur für den eigenen Gebrauch gewebt. Ich weiß auch nicht, ob jemand sich noch erinnert, daß ich solche Teppiche, wie mein Großvater früher auch in meinem Geschäft, einmal eine Zeitlang mit außerordentlich großem Interesse verfolgte.

protocol-Copy

Thüringen hat früher eine Bibel, die sogenannte Lutherbibel, die Luther selbst übersetzt hat. Sie ist in Thüringen so gedruckt worden, daß man behaupten konnte, sie sei in Thüringen entstanden. Diese Bibel ist in Thüringen und in Sachsen weit verbreitet und hat sich dort eingebürgert. Sie ist in Thüringen so gedruckt worden, daß man behaupten konnte, sie sei in Thüringen entstanden. Diese Bibel ist in Thüringen und in Sachsen weit verbreitet und hat sich dort eingebürgert.

Nr. 4. Text-Illustration. (Buchgewerbe) Aus: Die Bildung der Zukunft. Berlin, 1913. 80 —

Wie gestalt gestalt Bewegung sich zum Bilde Ordnet, Gruppirend, Glied an Glied, Gestalt an Gestalt reihet,
Also ward nun der Zug, der Hochzeitzug, in Bewegung, und die Reihe der Wagen und Reiter und Fußgänger
Ordnete sich, und Gesang und Saitenspiel begleitete sie.
Voran ritten die Knechte, geputzt mit Blumen und Bändern,
Und mit Blumen und Bändern die Rosse, die Hengste, die muntern.
Hinter ihnen die Braut, auf einem schneeweißen Zelter,
Ihre Mutter zur Seite, die Base, die Schwester, die Freundin,
Und die Jungfrauen all' auf Wagen, die Blumen und Kränze
Trugen, und Tücher, gewebt von feinen Händen der Weiber.
Hinter ihnen die Männer, der Bräutigam mitten unter
Seinen Freunden, und Hermann zuletzt, der Ordner des Festes.
Also zogen sie fort, und es folgten die Wagen und Reiter
Nach, und Gesang und Saitenspiel begleitete sie.

Fig. 12. Hirten und Hirtin grüßen. Holzschnitt. Aus der Ausgabe von Quedlinburg 1821.

Fig. 2. Medaillon- und Bordüre-Muster. Persischer Teppich aus der Provinz Ferahan. (Sammlung Dr. Bode.)

vollständiger kann sich kaum ein solches Muster. Das Medaillon schließt sich nicht einmal, sondern es bleibt eine Lücke, durch welche der Schuß hindurchgeht, und die Bordüre ist nicht einmal ganz vollständig, sondern es fehlt ein Stück, welches durch die Kante des Teppichs verdeckt wird. Diese Unvollständigkeit ist aber nicht etwa eine Folge der Unachtsamkeit des Webers, sondern sie ist absichtlich, und zwar aus religiösen Gründen. Nach dem Glauben der Mohammedaner ist es nämlich nur Allah gegeben, vollkommene Werke zu schaffen, weshalb der Mensch, wenn er vollkommene Werke schafft, sich versündigt. Deshalb vermeiden sie es auch in Teppichen, wo es sich in Bezug auf Farben und Zeichnung um Vollkommenheit handelt, und wo dem Weber Zeit und Gelegenheit dazu geboten ist, eine Vollkommenheit zu erzielen. Ja, sie gehen noch weiter, indem sie absichtlich Fehler machen, um ja nicht in Versuchung zu kommen, Vollkommenheit zu erstreben. Diese Fehler sind aber so geschickt angebracht, daß sie dem Auge nicht auffallen. Sie bestehen darin, daß in einer Farbe, z. B. in Rot, ein Ton angewendet wird, der nicht ganz mit dem übrigen Rot harmonirt, oder daß in einer Reihe Blumen eine Blume fehlt, oder daß in einer Bordüre, welche aus Blumen besteht, eine Blume nicht ganz vollständig ist

Bernheimerschen Lagers wiedergegeben sind, zunächst einige — ich möchte sagen: klassische Stücke aus der besten alten Zeit. Da ist das wunderbare Fragment (Abb. 5) eines Teppichs aus dem XVI. Jahrhundert, gleich ausgezeichnet durch Feinheit der Arbeit im äußerst eng geknüpften Vließ, wie durch die Pracht der Farbengebung und endlich durch die Reichhaltigkeit der Zeichnung. Im Mittelfelde, auf rotem Grund, sehen wir das chinesische Wolkenband und Arabesken von erstaunlicher Feinheit; köstlich, ein Kunstwerk für sich, ist die sehr breite Bordüre mit der schönen Eklösung, die sich hier außerordentlich ungezwungen aus einem leicht geöffneten Blumenkelch ergibt. Aus etwa der gleichen Zeit mag das zweite Stück (Abb. 6) stammen. Sehr fein erscheint hier die Astverzweigung im Mittelfelde durchgeführt, die gleichsam die Stützen bildet für mannigfache langstielige Blüten und Blumen; ungemein hübsch, mit ihrem Dreizackenmotiv, ist die bortenartige Abgrenzung des Mittelfeldes gegen die breite äußere Bordüre, deren Zeichnung zwei gegeneinander gerichtete Blütenranken zeigt. Das dritte Stück (Abb. 7) ist auch ungefähr gleichaltrig und besonders interessant durch die Anordnung zweier Gebetnischen im Mittelfelde, die in ihrer Zeichnung gänzlich verschieden sind. Die untere Nische weist das sogenannte Heratimotiv in der Zeichnung auf, die obere das mehrfach genannte Wolkenband; einfach, aber sehr reizvoll in der Gliederung ist die Bordüre.

Diese drei Teppiche sind wahre Luxus- und Museumsstücke. Die nächsten Abbildungen dagegen geben Gebrauchsstücke wieder, allerdings nur solche von außergewöhnlicher Schönheit; auch sie sind übrigens nicht Erzeugnisse der neueren Zeit, müssen vielmehr immerhin bis auf das Ende des XVIII., den Anfang des XIX. Jahrhunderts zurückdatiert werden.

Der (persische) Khorassanteppich (Abb. 8) ist, wie die meisten guten Khorassans, sehr geschmeidig, ziemlich langhaarig und weich; solche Exemplare erlangen im Gebrauch meist ein seidenartiges Ansehen. Während in der Provinz Khorassan sonst meist nur Teppiche mit einfachem Palmettenmuster gefertigt werden, zeichnet sich dieser Teppich durch reichere Ornamentik im Mittelfelde aus, unter denen sogar überraschend naturalistisch gezeichnete Tierfiguren nicht fehlen. Dagegen ist die Art der Bordüre für den Khorassan geradezu typisch; es wird kaum einen Teppich aus jener Provinz geben, der eine wesentlich anders gezeichnete Borte besitzt. Abb. 9 gibt den Ausschnitt eines prächtigen Teke-Turkmenen wieder (die übrigens im Handel meist unter dem nicht zutreffenden Namen Bokhara oder auch Khiwa gehen). Farbe und Zeichnung sind gleich schön, wie die Qualität. In der ersteren herrscht das satte Indischrot vor; die Ornamente sind, wenigstens im Mittelfelde, rein geometrisch, dabei sehr abwechslungsreich, und zeigen die streifige Anordnung, die bei den Nomaden vielfach beliebt ist. Dem Turkmenen ist der Khiwa (Abb. 10) in mancher Beziehung ähnlich, was bei Nichtkennern vielfach zu Verwechslungen führt, während anderseits die Khiwas wieder oft fälschlicherweise als Afghanen bezeichnet werden. Bei aller Ähnlichkeit gibt es aber kennzeichnende Unterschiede: die Turkmenen sind den Khiwas nämlich meist in der Qualität überlegen, sind vor allem dichter in der Knüpfung. Auch herrscht bei den Khiwas das Indischrot nicht so entschieden vor, wie bei den Turkmenen, vielmehr schattieren die Farben hier meist vom zarten Rosa bis zum tiefsten Eisenviolett.

Außerordentlich beliebt sind die Bokharas (oft Beschirs genannt), und sie verdienen in guten Stücken diese Beliebtheit in der Tat. Das Wollmaterial ist fast stets vorzüglich, die Teppiche sind daher sehr dauerhaft und bekommen im Gebrauch auch einen seidenartigen Glanz; die Farben sind neu etwas grell, werden aber mit der Zeit harmonisch; die mannigfach variierte Zeichnung weist alle Arten von Palmetten, sehr verschiedene geometrische, aber auch vegetabilische Motive, sogar bisweilen Tierfiguren auf. Dabei sind die Bokharas fast in allen Größen zu haben, von kleinen Gebetteppichen an bis zu Exemplaren von 3,50 m Breite und 8, ja 10 m Länge. Gleich Khorassan sind sie fast stets an der Zeichnung der Bordüre zu erkennen, die fast ausnahms-

Abb. 11. Buchara, Gebetteppich (Turkmenen). 1,77 m Länge, 1,15 m Breite. Alte Zeit.

Um die ganze geometrische Mittelfläche herum läuft eine breite Borte, welche aus vielen kleinen Feldern besteht, die abwechselnd Blüten und Rankenwerk enthalten. Auf die Borte folgt eine schmale Leiste, die mit einer Reihe abstehender Zacken besetzt ist, und dann eine breite Borte, die wieder mit Blüten und Ranken verziert ist.

Die Farben sind vorwiegend Dunkelrot, Blau und Grün, die sich gut miteinander vertragen. Weiß ist nur in geringerem Maße, Gelb nur in ganz wenigen Feldern verwendet. Diese Farben sind abwechselnd dunkler, heller, satter und matter, so daß sie sich gegenseitig heben und das Auge nicht ermüden. Gelbrote und Violettöne hat der Teppich nicht, auch Schwarz kommt nicht vor. Die Wirkung ist daher ruhig und vornehm.

erwähnt ist Indien, in dem sich etwa vom XVI. Jahrhundert an von Persien her die Teppichknüpferei einbürgerte, einst, besonders für Seidenteppiche, sehr hoch stand, aber neuerdings mehr nach der Richtung billigerer Massenfabrikation neigt.

Wir bringen dagegen noch zwei seltene, wunderbar schöne Stücke spanischer Herkunft. Es ist ja bekannt, wie die Kunst des Orients, allerdings vielfach umgestaltet, in der Zeit der Maurenherrschaft in Spanien sich zur hohen Blüte entfaltete. Es sind zwei, der Technik und dem Material nach ganz verschiedene Exemplare, die beide in das XVI. Jahrhundert zurückdatiert werden. Der eine (Abb. 13) ist überhaupt kein Fußteppich, sondern ein Wandteppich. Er ist vollkommen in Seide, Silber und Gold gestickt, durchaus flach, hat also nichts gemeinsam mit der orientalischen Knüpfarbeit. Wohl aber scheinen die verschlungenen Ornamente auf Beziehungen zur Kunst des Morgenlandes hinzuweisen — und jedenfalls ist das Stück, das übrigens einen nahen Verwandten im bayerischen National-Museum besitzt, wunderbar schön. Das andere Exemplar dagegen (Abb. 14) ist ein wollener geknüpfter Teppich — in den Farben von der Koloristik des Orients völlig verschieden, dagegen im Dekor stark an gleichzeitige spanische Majoliken erinnernd. Das Stück ist für den Kenner aber noch in anderer Beziehung interessant: es könnte beweisen, daß die Behauptung, Spanien habe im XVI. und XVII. Jahrhundert keine geknüpften Teppiche erzeugt, hinfällig wäre.

Es ist nämlich sehr merkwürdig, daß man in Europa durch Jahrhunderte gar nicht an die Nachahmung der orientalischen Teppichknüpferei gedacht zu haben scheint. Man darf nicht etwa glauben, daß der Orientteppich in Europa nicht schon sehr früh geschätzt, und zwar hochgeschätzt wurde. Schon die Antike liebte ihn. Wenn kein anderer Beweis vorläge, so würde aber für die Wertschätzung des Orientteppichs die Tatsache zeugen, daß man ihn vielfach auf Gemälden des XV. und XVI. Jahrhunderts wiedergegeben findet. Unter anderem zeigt, worauf meines Wissens Prof. Lessing zuerst hinwies, die Holbeinsche Madonna in Darmstadt solch einen Teppich als Fußbodenbelag.

Dagegen fehlen Nachrichten über die Nachahmung orientalischer Teppiche ganz. Mit einer einzigen Ausnahme vielleicht: der der sogenannten Polenteppiche. Es soll nämlich, im XVI. oder XVII. Jahrhundert, ein polnischer Soldat Jan Mazarski, der in türkischer Gefangenschaft gewesen war, in Sluck eine Manufaktur von Knüpfteppichen eingerichtet haben, auf die einige noch vorhandene Stücke, mit größerer oder minderer Sicherheit, zurückgeführt werden.

Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt dann die Fabrikation orientalischer Teppiche in Europa, zuerst in Schmiedeberg, dann in Wurzen, dann auch in nichtdeutschen Ländern festeren Fuß zu fassen, als eine Folge wohl der allgemeinen Neubelebung des Kunstgewerbes, die von der Londoner Ausstellung des Jahres 1852 ausging. Diese Fabrikation hatte ihre große weitreichende Bedeutung nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in künstlerischer Beziehung: sie befreite uns vor allem von den fürchterlichen Teppichen mit Blumen- und Tierstücken, ja ganzen Jagdszenen, die vorher den Markt souverän beherrschten, sie weckte das Verständnis für die stilisierten Ornamente und für frische, frohe Farben! Man soll diese europäischen Imitationen nicht unterschätzen.

Wer nur einigermaßen Kenner ist, wird freilich ein originales Stück stets vorziehen — wenn es gut ist. Leider muß das letztere stark betont werden, denn in neuerer Zeit kommen aus dem Morgenlande immer mehr Teppiche zu uns, die sowohl im Material und in der Technik, wie ihrer künstlerischen Note nach, nach Muster und Farbe, die Bezeichnung gut nicht mehr verdienen. Das gilt zumal für große Stücke; die alten werden immer rarer, die modernen lassen viel zu wünschen übrig. Besser hat sich im allgemeinen die Qualität der kleineren Nomadenteppiche erhalten, die noch immer von der Hand von Frauen geknüpft werden, für welche der Wert der aufzuwendenden Arbeitszeit bedeutungslos geblieben ist.

Abb. 4. Wien textile machine branch. (Rudolph)
Relief 1:6–1:8 cm

Nach d. Gemälde von Wilhelm Camphausen. Photographie-Verlag Franz Hanfstängl, München.

Der Tod ruft und Belisarius entschläft. Ein Greis, der sich auf seinen Stock lehnt, sieht ihm theilnahmlos zu. Gegenüber dem Greise steht ein Jüngling, der sich ebenfalls lehnt.

Man kann schwer einen verschiedeneren Typus finden als zwischen diesen beiden Figuren. Der Greis ist ein Mann, der sein Leben durch Arbeit, mit Sorgen durch die Welt, nur wenig Freude hat. Sein Leben ist ihm nicht viel werth. Er kennt nur eigentlich Arbeit und Sorgen. Er war ein Freund von Belisarius, aber dessen Schicksal berührt ihn nicht. Er ist zu müde, zu abgestumpft, um noch Theilnahme für Andere zu haben, um seinen Freund, der ihm so lange Jahre ein treuer Genosse war, noch zu bedauern. Er ist müde, müde bis zum Tode, müde als seiner Thatkraftlosigkeit. Der Jüngling dagegen, der „Sohn des Belisarius" steht mit Begeisterung vor dem Gemälde, sie gehört Gemeinschaft — es ist ja sein Vater, der dargestellt ist — und seine Lippen sind wie Blumenknospen; er steht am Anfang seiner Laufbahn, er hat Freude, Begeisterung, Hoffnung, er hat Theilnahme für seinen Vater, für seine Freunde, für Alles. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Figuren ist ein ergreifender, tief sich eingrabender.

Der Traum.

Wagen hoch, Wagen hoch am Himmel,
Wer mag dein Ziel, wer mag dein Ende wissen,
Nur in blauenden Weiten glänzend
Ahnt man dich, Wagen hoch am Himmel.

Dann Stunde — Wehe, Wehe dir, Stunde,
Du bist Nacht, Verzweiflung, Angst,
Du bist Tod, Tod, Tod, Tod!
Wagen, Wagen hoch am Himmel.

Wagen hoch am Himmel, Wagen hoch am Himmel,
Wer kennt dein Ziel, wer kennt dein Ende?
Nur in blauenden Weiten glänzend
Ahnt man dich, Wagen hoch am Himmel.

Ernst H. Gottlieb.

Segelboote in Odysseia bei Brandung. Gemälde von Angelos Gialloris.

Illustrierte Welt

Illustrierte Unterhaltungs-Blätter. Begründet von Max Hasbach-Wien.

Illustrierte Unterhaltungs-Blätter. Begründet von Max Hasbach-Wien.

Illustrierte Welt. Nr. 1. Stuttgart, Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt. 1. Januar 1911.

Verlagsort: Stuttgart. Herausgeber: Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt. Druck: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Nachdruck der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikel und Bilder ist verboten.

Heinrich Marke und Rudolph Rhein in Max Mell's „Nachtwache" am Lessing-Theater
Heinrich Marke and Rudolph Rhein in Max Mell's "Nachtwache" at the Lessing Theatre

alle diese Leute Lumpazius Vagabundus. Ich habe sie nicht gezählt, aber es müssen ihrer mehr als dreißig sein. Und sie sind alle so lebendig, daß man sie sich nachher noch gut vor den Augen hat. Ich kenne sie alle, ich habe sie alle gesehen, ich habe sie alle gehört. Ich habe sie alle in ihrer Eigenart, in ihrer Besonderheit erfaßt, mich mit ihnen gefreut und mit ihnen gelitten. Ich habe sie alle geliebt. Ich habe sie alle gehaßt. Ich habe sie alle verachtet. Ich habe sie alle bewundert. Ich habe sie alle verflucht. Ich habe sie alle gesegnet. Ich habe sie alle geküßt. Ich habe sie alle geschlagen. Ich habe sie alle getreten. Ich habe sie alle ausgelacht. Ich habe sie alle ausgeweint. Ich habe sie alle ausgeschrien. Ich habe sie alle ausgeschwiegen. Ich habe sie alle ausgesungen. Ich habe sie alle ausgetanzt. Ich habe sie alle ausgespielt. Ich habe sie alle ausgelebt. Ich habe sie alle ausgestorben. Ich habe sie alle ausgestanden. Ich habe sie alle ausgehalten. Ich habe sie alle ausgefressen. Ich habe sie alle ausgesoffen. Ich habe sie alle ausgehungert. Ich habe sie alle ausgedurstet. Ich habe sie alle ausgefroren. Ich habe sie alle ausgeschwitzt. Ich habe sie alle ausgeschlafen. Ich habe sie alle ausgeträumt. Ich habe sie alle ausgeträumt. Ich habe sie alle ausgeträumt

Szene aus dem Lustspiel „Frauenrecht“.
Nach einer Aufnahme für diese Zeitschrift.

Kleider zu haben, und sie ist ihrem Gatten dankbar dafür, daß er ihr Gelegenheit verschafft hat, sich in dieser Richtung zu betätigen. Ihre Kleider, wie überhaupt ihre ganze Erscheinung, sind ausgesprochen vornehm, und ihre Bewegungen, ihre Mienen und ihr Gebaren sind ebenso ausgesprochen aristokratisch.

Ihr Gatte, Herr Hans Mahnke, ist ein Mann von ungefähr 40 Jahren, der sich durch seine Liebenswürdigkeit und Gewandtheit im Verkehr mit Menschen aller Art auszeichnet. Er hat sich in seinem Berufe, der ihn mit Menschen aller Art in Berührung bringt, eine Menschenkenntnis angeeignet, die ihn befähigt, sich in jeder Gesellschaft zurechtzufinden und sich jedem Menschen anzupassen. Er ist ein Mann

gen recht viele. Die Mannschaftsrennen, wie 10 Kilometer Straße, 5 X 1000 Meter und 10 Kilometer Bahn, 4 X 1000 Meter, sind ausgeschrieben.

Der Radsport hat bei Sohlen den „Meister" gefunden, der ihn in Deutschland vertreten soll. Am 1. Juli wird Sohlen mit Schrader, Stellbrink und Lorenz in Paris gegen Frankreich, Belgien und Italien starten. Sohlen ist Mitglied des Vereins Bremen-Nordwest. Er ist 1,80 m groß, 75 kg schwer und 23 Jahre alt. Sohlen hat bisher 3 Jahre Rennen gefahren. Seine Hauptsiege sind: Sieger des Großen Preises von Bremen, Sieger des Großen Preises von Hannover, Sieger des Großen Preises von Berlin, Sieger des Großen Preises von Leipzig, Sieger des Großen Preises von Dresden, Sieger des Großen Preises von Frankfurt a. M., Sieger des Großen Preises von Stuttgart, Sieger des Großen Preises von Nürnberg, Sieger des Großen Preises von Köln, Sieger des Großen Preises von Hamburg, Sieger des Großen Preises von Kiel, Sieger des Großen Preises von Duisburg, Sieger des Großen Preises von Essen, Sieger des Großen Preises von Mannheim, Sieger des Großen Preises von Karlsruhe, Sieger des Großen Preises von Augsburg, Sieger des Großen Preises von Wien, Sieger des Großen Preises von Budapest, Sieger des Großen Preises von Prag, Sieger des Großen Preises von Brünn, Sieger des Großen Preises von Graz, Sieger des Großen Preises von Innsbruck, Sieger des Großen Preises von Salzburg, Sieger des Großen Preises von Linz, Sieger des Großen Preises von Amsterdam, Sieger des Großen Preises von Rotterdam, Sieger des Großen Preises von Utrecht, Sieger des Großen Preises von Arnhem, Sieger des Großen Preises von Groningen, Sieger des Großen Preises von Leeuwarden, Sieger des Großen Preises von Zwolle, Sieger des Großen Preises von Enschede, Sieger des Großen Preises von Deventer, Sieger des Großen Preises von Apeldoorn, Sieger des Großen Preises von Amersfoort, Sieger des Großen Preises von Haarlem, Sieger des Großen Preises von Leiden, Sieger des Großen Preises von Den Haag, Sieger des Großen Preises von Delft, Sieger des Großen Preises von Rotterdam, Sieger des Großen Preises von Dordrecht, Sieger des Großen Preises von Breda, Sieger des Großen Preises von Tilburg, Sieger des Großen Preises von Eindhoven, Sieger des Großen Preises von Helmond, Sieger des Großen Preises von Venlo, Sieger des Großen Preises von Roermond, Sieger des Großen Preises von Maastricht, Sieger des Großen Preises von Heerlen, Sieger des Großen Preises von Aachen, Sieger des Großen Preises von Düsseldorf, Sieger des Großen Preises von Krefeld, Sieger des Großen Preises von Mönchengladbach, Sieger des Großen Preises von Neuß, Sieger des Großen Preises von Bonn, Sieger des Großen Preises von Koblenz, Sieger des Großen Preises von Trier, Sieger des Großen Preises von Saarbrücken, Sieger des Großen Preises von Metz, Sieger des Großen Preises von Nancy, Sieger des Großen Preises von Paris, Sieger des Großen Preises von Lyon, Sieger des Großen Preises von Marseille, Sieger des Großen Preises von Nizza, Sieger des Großen Preises von Monaco, Sieger des Großen Preises von Genua, Sieger des Großen Preises von Mailand, Sieger des Großen Preises von Turin, Sieger des Großen Preises von Rom, Sieger des Großen Preises von Neapel, Sieger des Großen Preises von Palermo, Sieger des Großen Preises von Messina, Sieger des Großen Preises von Catania, Sieger des Großen Preises von Syrakus, Sieger des Großen Preises von Agrigent, Sieger des Großen Preises von Trapani, Sieger des Großen Preises von Marsala, Sieger des Großen Preises von Mazara del Vallo, Sieger des Großen Preises von Sciacca, Sieger des Großen Preises von Licata, Sieger des Großen Preises von Gela, Sieger des Großen Preises von Vittoria, Sieger des Großen Preises von Ragusa, Sieger des Großen Preises von Modica, Sieger des Großen Preises von Noto, Sieger des Großen Preises von Pachino, Sieger des Großen Preises von Portopalo, Sieger des Großen Preises von Capo Passero, Sieger des Großen Preises von Augusta, Sieger des Großen Preises von Siracusa, Sieger des Großen Preises von Lentini, Sieger des Großen Preises von Francofonte, Sieger des Großen Preises von Scordia, Sieger des Großen Preises von Militello, Sieger des Großen Preises von Caltagirone, Sieger des Großen Preises von Piazza Armerina, Sieger des Großen Preises von Enna, Sieger des Großen Preises von Leonforte, Sieger des Großen Preises von Nicosia, Sieger des Großen Preises von Troina, Sieger des Großen Preises von Cesarò, Sieger des Großen Preises von Randazzo, Sieger des Großen Preises von Bronte, Sieger des Großen Preises von Adrano, Sieger des Großen Preises von Paternò, Sieger des Großen Preises von Catania, Sieger des Großen Preises von Acireale, Sieger des Großen Preises von Giarre, Sieger des Großen Preises von Riposto, Sieger des Großen Preises von Taormina, Sieger des Großen Preises von Messina, Sieger des Großen Preises von Milazzo, Sieger des Großen Preises von Barcellona, Sieger des Großen Preises von Patti, Sieger des Großen Preises von Capo d'Orlando, Sieger des Großen Preises von Sant'Agata di Militello, Sieger des Großen Preises von Cefalù, Sieger des Großen Preises von Termini Imerese, Sieger des Großen Preises von Palermo, Sieger des Großen Preises von Monreale, Sieger des Großen Preises von Partinico, Sieger des Großen Preises von Alcamo, Sieger des Großen Preises von Castellammare del Golfo

Reichsfinanzminister Schwerin-Krosigk

Für so hervorragende Leistungen, wie sie der Reichsfinanzminister Graf Schwerin-Krosigk vollbracht hat, muß der Dank des Vaterlandes sich in Grenzen halten. Wir wollen ihm nicht mehr geben, als er selbst für sich in Anspruch nehmen kann. Er hat sich in seinem Amte bewährt, er hat seine Pflicht getan, ausgezeichnet getan, und diese Pflicht war nicht leicht. Er hat sie getan, weil er sie tun mußte, weil sie ihm oblag, weil er sie tun konnte. Und deswegen ist ihr Lohn, um den er sich nicht bemüht hat, ihm gewiß. Er ist ihm gewiß, weil er sich nicht bemüht hat, ihn zu erwerben. Er ist ihm gewiß, weil er ihn nicht begehrt hat. Er ist ihm gewiß, weil er ihn nicht braucht.

Graf Schwerin-Krosigk ist ein Mann von Geblüt. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Geist ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Charakter ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Haltung ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Gesinnung ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Tradition ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Ehre ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Treue ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Pflicht ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Verantwortung ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Gewissen ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Gerechtigkeit ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Liebe ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Hingabe ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Opfer ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Leidenschaft ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Leiden ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Tod ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Auferstehung ist. Er ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Ewigkeit ist.

Graf von Schwerin-Krosigk, Reichsminister der Finanzen

Graf Schwerin-Krosigk ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Blut ist. Er ist ein Mann von Blut, weil er ein Mann von Rasse ist. Er ist ein Mann von Rasse, weil er ein Mann von Volk ist. Er ist ein Mann von Volk, weil er ein Mann von Deutschland ist. Er ist ein Mann von Deutschland, weil er ein Mann von Europa ist. Er ist ein Mann von Europa, weil er ein Mann von Abendland ist. Er ist ein Mann von Abendland, weil er ein Mann von Menschheit ist. Er ist ein Mann von Menschheit, weil er ein Mann von Gott ist. Er ist ein Mann von Gott, weil er ein Mann von Ewigkeit ist.

Graf Schwerin-Krosigk ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Ewigkeit ist. Er ist ein Mann von Ewigkeit, weil er ein Mann von Gott ist. Er ist ein Mann von Gott, weil er ein Mann von Menschheit ist. Er ist ein Mann von Menschheit, weil er ein Mann von Abendland ist. Er ist ein Mann von Abendland, weil er ein Mann von Europa ist. Er ist ein Mann von Europa, weil er ein Mann von Deutschland ist. Er ist ein Mann von Deutschland, weil er ein Mann von Volk ist. Er ist ein Mann von Volk, weil er ein Mann von Rasse ist. Er ist ein Mann von Rasse, weil er ein Mann von Blut ist. Er ist ein Mann von Blut, weil er ein Mann von Geblüt ist.

Graf Schwerin-Krosigk ist ein Mann von Geblüt, weil er ein Mann von Geblüt ist. Er

Reichsgast Frau M. H. Hoffmann, Gattin des Reichsleiters, Chef d. Pr. d. Reichsregierung, Heinrich Hoffmann, München, Photo: Hoffmann

Aus dem gastlichen Hause sind wir, bei Licht besehen, nicht gerade verwöhnt worden. Wir haben uns daran gewöhnt, daß es dort nur Kaffee, Kuchen, Schlag, Schlagsahne, Kaffee, Schlagsahne, Kuchen, Schlag, Schlagsahne gibt. Wir haben uns daran gewöhnt, daß wir dort Kaffee trinken, Kuchen essen, Schlagsahne schlecken usw. Wir haben uns daran gewöhnt, daß wir dort Kaffee trinken, Kuchen essen, Schlagsahne schlecken usw. Wir haben uns daran gewöhnt, daß wir dort Kaffee trinken, Kuchen schlecken, Schlagsahne essen usw.

Und doch, wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir uns dort recht wohl gefühlt haben.

Gebet.

Ich bete zu dem, der Brot gibt,
Ich bete zu dem, der Leben gibt,
Ich bete zu dem, der Frieden gibt,
Ich bete zu dem, der Liebe gibt,
Ich bete zu dem, der Gnade gibt,
Ich bete zu dem, der Segen gibt
Für mich und alle Menschen.

Du Quelle ewigen Lebens bist
Der Wasser und der Brunnen,
Du Licht der Welt bist
Jetzo Trost Schild und Lohn.
Hermann Löns.

Auch sind wir dort in einer Weise verwöhnt worden, die selbstverständlich nur dem Gast zuteil wird. Wir haben uns daran gewöhnt, daß wir dort Kaffee trinken, Kuchen essen, Schlagsahne schlecken usw. Wir haben uns daran gewöhnt, daß wir dort Kaffee trinken, Kuchen schlecken, Schlagsahne essen usw. Wir haben uns daran gewöhnt, daß wir dort Kaffee trinken, Kuchen essen, Schlagsahne schlecken usw.

Und doch, wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir uns dort recht wohl gefühlt haben.

gutenberg.de

Am Ufer.

Von

Ewald Gerhard Seeliger.

Grüne Lichter, rote Lichter
Wechseln auf und ab den Fluß,
Senden meinem dunklen Fenster
Frohwillkomm und Abschiedsgruß.

Grüne Lichter steuern seewärts,
Schwinden in die schwarze Nacht,
Murrend flößt der Strom hinunter
Froher Hoffnung leichte Fracht.

Fest das Ruder faßt der Schiffer,
Seine Segel füllt der Sturm,
Lachend hängt sein blankes Auge
An dem hellen Feuerturm.

Grolle Strom! Ich lache deiner!
Ich bezwang das wilde Meer!
Vor mir beugt sich Mond und Sonne
Und der Sterne goldnes Heer!

Alle müssen sie mir dienen,
Ohne Lohn und ohne Recht,
Und die Woge ist mein Sklave,
Und der Sturmwind ist mein Knecht!

Scharf der Blick und klar die Kimmung,
Seewärts, seewärts pflügt der Kiel,
Fremde Meere, fremde Küsten,
Spiel wird Kampf, und Kampf wird Spiel.

Schwer von Gütern schwimmt es heimwärts,
Rotes Licht weckt Widerschein,
Und der Strom mit sanften Händen
Führt die Liebe hafenein.

Grüne Lichter, rote Lichter,
Längst zog meine Sehnsucht aus,
Und ich harre, und ich harre ...
Nie mehr findet sie nach Haus.

Digitized by Google

Das adlige Schützenfest.

Novelle von Richard Huldschiner.

„Nun spiele das die Demoiselle noch einmal! Zeige Sie doch, daß auch die holde Frau Musika, die Göttin, ihrer Wiege zu Häupten gestanden hat!“ sagte Herr Dominik Anselmus Weinprechtner und schob dem Mädchen mit vorsichtigen Bewegungen der weißen, beringten Hände das Notenblatt auf dem Spinett etwas ärgerlich zurecht. „Sehe Sie,“ setzte er dann hinzu, als er merkte, daß das Luiserl den Mund verdrossen hängen ließ, und zeigte auf ein etwas beschädigtes Relief aus weißer Gipsmasse, das unter Glas und Rahmen an der Wand gerade über dem Spinett hing, „sehe Sie, der Jakob hier auf dieser anmutigen Schilderei hat, da er um Rahel freite, auch die Geduld nicht verloren. Möchte doch die Demoiselle immer daran denken, wenn die vielen schwarzen Punkte und Striche auf dem Notenpapier Sie gar zu koboldisch anmuten!“

Und dann nickte er ein paarmal begütigend mit dem Kopf, schlug auf dem Spinett einen Ton an, der dünn und kindlich durch das weiße, sonnenübergossene Zimmer klang, das Mädchen beugte sich vor, wie angesteckt von seinem freundlichen Eifer für die Muse, setzte zaghaft die weißen Hände auf das Tastwerk, und leise, leise quoll die zierliche Melodie eines ernsthaften Menuetts zu den weißgemalten Wänden der niedrigen Decke empor, erst schüchtern, dann immer sicherer, heiter wie das grüne Licht der Büsche und Bäume im Garten, das sich durch Glastür und Fenster in den Saal hereindrängte, zwitschernd wie die Stimmen der ungezählten Finken und Meisen, die draußen auf den geharkten Wegen und im Blätterwerk sich balgten. Und während das magere, etwas spöttische Gesicht des Alten sich langsam aufhellte, verlor sich auch der Zug gekränkter Ungeduld, der des Mädchens frisches Antlitz einen Augenblick entstellt hatte, und wich einem unbewußten Lächeln; in dem rechten Winkel des unmerklich geöffneten Mundes schob sich die rote Spitze der Zunge vor, die Augen blitzten vergnügt, und immer freier und zärtlicher sang das Spinett mit dünner Stimme sein heiteres Liedchen. Jetzt tappte der Baß mit mutwilligem Brummen drein, jetzt klirrte oben im Diskant ein kicherndes Girren, jetzt verwoben sich beide Stimmen, gingen durcheinander, trennten sich, jagten hintereinander her wie zwei Liebende, die recht gut wissen, daß sie nur zum Scheine schmollen, und tänzelten schließlich gleichsam Hand in Hand, Seite an Seite durch einen hellen, ordentlichen Garten mit verschnittenen Hecken und langen, geraden Wegen, über denen der Maiduft liegt. Dann noch eine possierliche, höfische Verbeugung, leises Seidenrauschen, entzücktes Geflüster — und mit roten Wangen und glänzenden Augen saß das Mädchen da und warf, Belobigung heischend, den hochfrisierten Kopf zu dem Lehrer herum.

„Was sagt der Herr Weinprechtner nun zu seiner Schülerin? Ist Er zufrieden? Glaubt Er, daß sie das artige Stück beim adligen Schützenfest wird vorspielen können, wenn jemand — wenn jemand sie drum bitten sollte?“ (Wie sie rot geworden war!)

„Ja, er glaubt es; die Demoiselle von Pilgram wird sich und ihrem Lehrer Ehre machen. Brav! Brav! — — Aber dieses Schützenfest — — es ist, als ob der ganze Ritten von einem Fieber erfaßt wäre; wohin man kommt, mit wem man spricht, nichts andres steckt in den Köpfen, als dieses Schützenfest, Gewehr und Rauch, und laute Schüsse, die nur das Getier in den Büschen erschrecken.“

Das Mädchen lachte. „Aber Herr Weinprechtner, Er trägt ja selber eine Waffe — wie kann Er gegen das Schießen eifern?“

Weinprechtner aber ließ sich nicht gern an seinen Degen erinnern, den er in der Stadt zuzeiten trug und der unter dem braunen Rockschoß hervorlugte.

„Lasse die Demoiselle meine bescheidene

Person aus dem Spiele! Und vergleiche Sie mir nicht das zierliche Spiel der scharfen Klinge mit dem rußigen, rauchenden Getöse dieser Donnerbüchsen, die ihrem Träger auch noch gestatten, sich zu persönlicher Sicherheit hinter allerhand Deckungen zurückzuziehen!"

Das Mädchen legte mit bittender Gebärde dem Alten ihre beiden Hände auf den Arm und sah ihn mit kindlichen Augen an. „Ist Er mir böse? Ich habe ja nur so gesprochen; denke Er doch, wie sehr ich mich freue! Es soll großartig werden. Erst schießen die Herren, dann das Essen, und dann des Abends im Hause der Mansfeldtischen eine Vorstellung mit Ballett — o, es wirken sogar richtige Akteurs mit vom Grafen; es wird ein ganzes Theater sein mit einem Vorspiel im Olymp bei den Heidengöttern; aber das ist noch ein Geheimnis, Herr Pfarrorganist, und Er darf es nicht weitersagen, ja, verspricht Er mir das?"

„Und wenn ich mich nun für diesen eben geschehenen Angriff auf meine bescheidene Person rächen wollte, indem ich von Haus zu Haus gehe und alles verrate? Sollte das nicht eine angemessene Vergeltung sein?"

Das Mädchen sprang auf und klatschte ausgelassen in die Hände. „Nein. Das wird Er nicht tun, da kenne ich Ihn viel zu gut. Herr Weinprechtner ist ein Kavalier. O wie ich mich freue!" Sie wurde rot, als ob sie mit Blut übergossen wäre, und stand mit strahlenden Augen da, die über den Magister und den weißen Gartensaal hinweg in weite, glückliche Fernen zu spähen schienen. Die Hände hatte sie auf das Spitzentuch gepreßt, das kreuzweise über der Brust verschlungen war, und selbst die runden, aus den Spitzenärmeln hervorschauenden Unterarme hoben sich mit sanfter Röte aus ihrer weißen Umrahmung.

Herr Weinprechtner lächelte, da er so viel Enthusiasmus wahrnahm.

„Und alles das wegen dieses einen kleinen Festes? Die Demoiselle weiß sich ja gar nicht zu lassen." Er schnippte zierlich mit den Fingern, drehte sich auf seinem gepolsterten Stühlchen herum und deklamierte lächelnd:

„Heut ist Chloë wohl gesonnen,
Heute lacht die Freude hier,
Heut ist alle Qual zerronnen,
Steht Frau Venus hinter ihr — —"

„Ach Gott, Er darf nicht lachen, hört Er — es wird doch kein Unrecht sein, daß ich so froh bin; meint Er etwa, weil doch die Eltern noch nicht hier sind —?"

„Freue Sie sich nur! Das ist keine Sünde, wenn man sonst so brav ist; der liebe Gott ist kein Duckmäuser — aber sage Sie das nicht der Fräulein Tante Philippa, die ich mit Respekt sonst nenne, und als welche, eine Dame voll adliger Tugenden, jederzeit meiner vollsten Hochachtung sicher ist, wenn nun wohl in dieser Hinsicht — —" er räusperte sich, um die Verwirrung zu verbergen, in die ihn die verfehlte Periode und zugleich eine gelinde Angst vor den strengen Blicken der genannten Dame versetzte — „nun ja — ich meine eben, das ist eine ganz bescheidene und lediglich private Ansicht eines vielleicht irrenden Philosophen, als welcher ich mich der immer gleichen Huld meiner braven Schülerin bestens empfehle. — — Um aber zu der eigentlichen Arbeit dieser Stunde zurückzukehren, so wird wohl Maria Luise nicht mehr allzu große Lust verspüren, sich heute noch einmal in die Geheimnisse des harmonischen Satzes zu vertiefen. Was meint Sie wohl, wenn ich den Rest der Stunde verschiebe, auf einen Regentag vielleicht, und heute nur daran denke, daß Sie und ich Sommerfrische haben und auch genießen sollen?"

Ach, das war etwas!

Luise hob die Arme und begann, außer sich vor Freude über den schönen Tag und das Fest und die Menschen überhaupt, die alle so gut zu ihr waren, sich schnell im Kreise um sich selber zu drehen, daß es dem Zuschauenden ganz schwindlig wurde. Dann hielt sie mit einemmal ein, warf sich erschöpft in den gelbseidenen Lehnstuhl, der neben der Glastür stand, und brachte, noch keuchend und mit der Schürze sich Luft zufächelnd, ein paar verwirrte Dankesworte hervor: „. . . und grad' heut — wo doch so viel noch zu tun ist . . . als ob der Herr Weinprechtner das gewußt hätte. Wir haben ja Ehrenscheibe und Fahnenpreis, den Gnaden

Papa hergibt, auszuzieren, Therese und ich — und Besuch kommt auch immer — ja, ein Herr — das heißt, er sagte gestern — Ach Gott . . .!"

Jetzt hatte sie sich vollends verstrickt und sah angstvoll zu dem Magister auf; ob er wohl etwas gemerkt hatte? Mein Gott, wie schämte sie sich! — Aber nein, kein Fältchen in seinem Gesicht verzog sich. Wer weiß, ob er überhaupt auf ihre Worte geachtet hatte? Er war ja immer in allerhand Spekulationen vertieft — und so nahm sie alle Kraft zusammen und schloß kühn mit einem „ja und kurz, es ist noch sehr viel zu tun" ihre konfuse Rede.

„Nun denn," sagte Herr Weinprechtner und erhob sich, „dann empfehle mich die Demoiselle den verehrten Eltern, dem Herrn Geheimen Rat sowohl wie der Gnaden Mutter!"

„Ich werde es nicht vergessen, wenn ich schreibe. Ach wenn sie nur schon wieder zu Hause wären! Diese dummen Geschäfte, die Gnaden Papa in der Schweiz zurückhalten!"

„Meine Liebe, das ist nun einmal nicht anders. Wer einem so großen Handelshause vorsteht — —" Er griff nach Hut und Stock, die auf einer bauchigen, hübsch eingelegten Kommode lagen, machte eine förmliche, fast jugendliche Verbeugung: „Mademoiselle, meine Hochachtung!" und schritt, begleitet von der fröhlich Knicksenden, bedächtig zur Glastür hinaus.

Als Luise allein war, räumte sie die Noten in ein japanisches Lackkästchen, klappte das Spinett zu und stand dann nachdenklich vor dem Instrument, indes ihre Blicke langsam in die Höhe wanderten, bis zu dem weißen Relief.

Jakob hatte den einen Arm um Rahel geschlungen, im andern lag der Hirtenstab. Rahel, in fließende Gewänder gekleidet, sah unter dem Kuß des stürmischen Jünglings unbewegt geradaus ins Weite und stemmte eine Hand nachlässig in die Hüfte. Auf der einen Seite des Bildes wuchs ein primitiver Palmbaum in die Höhe, auf der andern drängten sich die Schafe um eine Zisterne, auf deren Deckel geschrieben stand:

Vidit Jacob Rahel et osculatus est eam
A. D. MDCCLXI

Was das nun hieß, das verstand Luise nicht. Aber daß es etwas mit Küssen sein mußte, sah sie ohne weiteres ein. Nun, ihr gefiel zwar der Jakob nicht, dem obendrein die Nase abgeschlagen war. Aber es war doch hübsch von ihm, daß er so lange warten mochte; freilich küßte er Rahel zunächst einmal, damit ihm das Warten leichter wurde. O das Warten! — Nein, so lang würde sie es nicht aushalten, das war gewiß. Aber wenn er sich nun schon bald eröffnete, vielleicht schon auf dem Schützenfest — und da er doch Leutnant war — hu, sie würde kein Wort herausbringen können! Nein wahrhaftig, leicht ist es nicht immer, das Leben . . . wenn er aber heut nach dem Essen wieder in den Garten herüberkommt! Und wenn er sie wieder so bittend ansieht, so — o Gott, warum sie dann immer solches Herzklopfen hat?

Nun lächelte sie den Jakob an. Er war vielleicht doch ganz nett; aber die Rahel — nein, die stand da wie eine Puppe aus Stein und glotzte und ließ sich küssen! Ob es wirklich Mädchen gibt, die einen — Geliebten haben und so gelangweilt dreinschauen, wenn er sie küßt? Nun sie, für ihren Teil — — aber nein, das war nun dumm, was sie da dachte; sie drehte sich auf ihren roten Absätzen herum und lief brennenden Angesichts in den Garten.

Im blauen Himmel stand still und hoch eine weiße Wolke. Hinter Büschen und Bäumen blitzte es weiß von sommerlicher Luft und unendlichen Weiten. Die Berge auf der andern Seite des Eisacktales lagen blau im Mittagsdunst. Aber wenn der Wind geflogen kam, dann rauschte es in allen Bäumen, wie von großen, schlagenden Flügeln, die westwärts zögen. Und alles tauchte wieder in gesättigte, friedvolle Stille unter, die nicht einmal das Krächzen der Raben drüben im Mansfeldt-Holz zu verjagen vermochte.

So hatte es Luise gern, alles so ruhig und sommerlich hell. Mit einem Satz war sie auf der Schaukel, wippte sich ein paarmal hin und her und lief dann, sich plötzlich ihrer Pflichten erinnernd, zum Pavillon hinunter, von dem nur da und dort ein Stück weißgetünchten Holzes durch das dichte Buschwerk schimmerte.

„Endlich kommst Du," sagte Therese,

die in der Tür saß, verdrossen und blickte schwermütig von ihrer Arbeit auf, „wir können nicht fertig werden, es sind erst vierzig Ellen, und Tannenzweige sind auch nicht mehr da.“

Luise musterte die fertigen Girlanden und die halbgeleerten Waschkörbe mit Zweigen. „Dann muß der Johann ins Mansfeldt-Holz hinüber, Taxen abhauen. Der Graf hat es mir exprès erlaubt.“

Aber Therese war das Weinen nahe.

„Ich habe Kopfschmerzen. Ich mag überhaupt nicht mehr. Mir ist alles zuwider, das Fest und alles ... und sie sollen einen lieber ganz in Ruhe lassen. Um mich kümmert sich doch keiner. Ach wäre nur Gnaden Papa hier!“

„Was decouragiert Dich so?“ sagte Luise streng. „Der Papa würde Dir Deine ewige Verdrießlichkeit auch nicht durchgehen lassen.“

„Aber wenn ich doch krank bin! Wirklich · der Kopf tut mir so weh.“

„Du hast gewiß wieder unreifes Obst gegessen.“

„Nein — nur eine Birne. Ganz gewiß nicht mehr. Sie lag auf dem Boden, von dem Bergamottenbaum. Aber wenn Du's der Tante sagst, rede ich nie mehr ein Wort mit Dir.“

Ach Gott, es tat ihr ja leid, daß sie mit allen zanken mußte. Aber wenn einem doch der Kopf so weh tat! Und dann das bißchen unreifes Obst, das sie ihr nicht gönnten! So ganz unreif war die Birne nicht einmal gewesen. Ach, und so herrlich sauer, wie es geschmeckt hatte!

Aber Luise war voll froher Gedanken. Nein, wie das nur alles duftete, und die Tannennadeln fühlten sich so hübsch glatt an, und überall in den Fingerspitzen stach und kitzelte es. Sie kniete sich vor Therese hin, schlang ihre Arme um sie und fragte: „Kann sich die Schwester denn gar nicht ein wenig freuen?“

Therese schüttelte weinerlich den Kopf: „Nein, schon gar nicht ... sitze ja doch bloß an der Wand und muß froh sein, wenn der stotternde Franz von Hochegg mein Kavalier sein will. Alle sind sie so ennuyant, und dieser Herr Leutnant von Altlechen, der immer hinter Dir her ist, ist mir am ennuyantesten — nun machst Du ein Gesicht ... das soll man natürlich nicht sagen dürfen; aber ich sag's doch: er ist ein Aff' ... und wenn er zehnmal mein Schwager werden soll.“

Aber da sie es gesagt hatte, erschrak sie und sah ängstlich die Schwester an, die bald rot und bald bleich wurde, sich schrecklich schämte und nur ein unglückliches: „So ... also so ... bist Du“ herausbrachte. Therese war ganz verblüfft, zaghaft beugte sie sich über die Schwester und zupfte sie am geblümten Leibchen: „Luisel, Luisel, war ich recht méchante? Schau, Du darfst Dich nicht alterieren — ich meine es gar nicht so schlimm — —“

„Nein, so etwas nur zu denken! Ich heirate nie ... er will mich gar nicht. O Gott, Therese, und dann sagst Du so etwas! Du bist intolerable.“ Die Tränen quollen ihr zwischen den Fingern hervor, die das Gesicht verdeckten.

„Hast Du ihn denn so gern, Luisel? Dann will ich's gewiß nicht mehr sagen.“

„Ich ... ich ... habe ihn gar nicht gern, nicht im mindesten habe ich ihn gern — überhaupt solltest Du Dich schämen, Du weißt nie, was sich schickt — — o, ich bin recht unglücklich.“

Darauf begann Therese die Schwester zu küssen, legte den Kopf auf ihre Schulter und weinte mit ihr voller Kummer darüber, daß der liebe Gott ihr selber ein so ganz verderbtes und widerhaariges Gemüt gegeben hatte, und doch getröstet, weil die Tränen so glatt und reichlich flossen und gewißlich anzeigten, daß sie vielleicht doch noch zu Gnaden in den Himmel aufgenommen werden könne. Und ach, es war so gut, zu weinen! Allen Kopfschmerz schwemmte es fort. Und so heroisch war es! Da saß man, am Rande eines Abgrundes, an einem wunderschönen Morgen, da der Zephir wehte, saß und hegte den Wurm im Herzen, der ganz gewiß den Tod bringen mußte, und während die Blumen blühten und viele Vögel sangen, während man Kränze wand, die für Glücklichere prangen sollten, flossen die Zähren in Todessehnsucht — — ...

Aber ach! Auch Tränen versiegen einmal, und aus trüber Nacht des Schmerzes stieg etwas empor, was sehr despektierlich genug des Jammers hatte und lachen wollte; in den nassen Gesichtern zuckte es, und wenn auch noch hier und da ein

Seufzer kam, der zum mindesten wie letztes Aufbäumen sterbender Krieger klang, so wurde doch dieses seltsame, innerliche Prickeln stärker, trotzdem man sich redliche Mühe gab, ehrlich und traurig an seinem Schmerze festzuhalten und das Aufsteigen ruchloser Heiterkeit zurückzudrängen. Man räusperte sich, stellte sich alle Schrecknisse der Gehenna vor, um fest zu bleiben; aber dann kam der Augenblick, der stärker war als zwei erbarmungswürdige Demoiselen; ein leises, verschämtes Kichern wollte sich nicht unterdrücken lassen, ach, es wurde immer deutlicher, und urplötzlich mußten sie lachen, daß sie sich vor Entzücken nicht zu halten wußten; es schüttelte sie hin und her, daß sie mit den Köpfen zusammenstießen, als ob sie trunken wären.

„Ach Gott, Therese," stöhnte Luise und hielt sich krampfhaft die Seiten, — „was lachst Du . . . so . . . ich kann . . . schon . . . nicht mehr — so lache doch nicht — es tut ja weh."

„Du . . . machst ja . . . so ein possierliches Gesicht," ächzte Therese, und dann platzte sie von neuem heraus und ließ sich vollends auf den Boden gleiten.

Aber gerade in diesem Augenblick kamen eilige Schritte den Kiesweg herunter. Therese erschrak und wollte in die Höhe fahren; es war schon zu spät. Um die Ecke bog, zierlich gekleidet, mit Degen und gepudertem Zopf, den Dreispitz unterm Arm, Herr Altlechen, der Leutnant. Therese kniete wie gelähmt auf dem Boden, hielt sich mit beiden Händen am Türpfosten und wurde um einen Grad bleicher, als sie schon war. Und Luise hatte gute Lust, sich irgendwo hinter einem Gebüsch oder im Badhaus zu verstecken. Aber der Leutnant übersah im Augenblick die Sachlage und verbeugte sich mit der gewohnten Unbefangenheit. „Ich küsse allerseits die Hände, meine sehr verehrten Demoiselen," sagte er und ließ dem Worte die Tat folgen, was bei Therese nicht so leicht war, da sie in ihrer Zernichtung die Tür um keinen Preis loslassen wollte. „Ich bitte um Vergebung, wenn ich etwa inkommodiert haben sollte. Ich wollte den Damen meine Aufwartung machen, fand aber im Hause nur ihrer Gnaden, der Fräulein Tante, Kammerzofe, die mich hierher gewiesen hat. Und so bin ich denn von ganzem Herzen wahrlich entzückt, durch diese besondere Gunst des Schicksals den gnädigen Demoiselen einmal ohne die Gnaden Tante, so sehr ich die würdige Dame verehre, meine respektvolle Affektion widmen zu dürfen."

„Ach, Herr Leutnant," stotterte Luise purpurrot, — „was werden Sie von uns denken, daß wir so derangiert sind!"

Aber der Leutnant wußte, was sich gehörte. Er wehrte mit beiden Händen ab und flüsterte entzückt: „Auch so sind beide Fräuleins wahrlich anbetungswürdige Exemplare aller weiblichen Tugenden."

Therese begann langsam zum Leben zurückzukehren. „Wir hatten etwas weniges gelacht," sagte sie und richtete sich auf. „Aber es nur der Tante nicht sagen, Herr Leutnant! Sie schilt uns sonst aus, ich mag gar nicht dran denken."

Luise zupfte an einer Girlande, die sie in Händen hielt, und überließ es der Schwester, die Unterhaltung weiterzuführen. Von Zeit zu Zeit freilich streifte den Leutnant ein scheuer Blick, der wie erschrocken über seine ungeheure Kühnheit schnell wieder in den Boden versank. Ach Gott, wie nur Therese die Sätze zu führen vermochte! Kein bißchen erschrocken war sie! Und was er nur alles sagte!

„Wie lieblich ist dieser Ort! Wahrlich, selbst den verhärtetsten Bösewicht müßte das junge Grün der Bäume bis zu Zähren rühren! Und mitten in diesem Reich der Träume zwei Feen, wie Nymphen im Haine Amathusias. Was meine bescheidene Person anlangt, so weiß ich mir nichts Besseres, als still anbetend in die Knie zu sinken."

Aber er begnügte sich mit der Ankündigung, und Luise wußte es ihm Dank. Was hätte sie um Gottes willen nur anfangen sollen, wenn er wirklich — nein, er bat nur um den ersten Kontretanz und fragte, ob bis zum Fest die Eltern schon wieder zurück sein würden.

Das nun leider nicht, und Bruder Anton würde sie auf den Ball führen, der Kreissekretarius aus Imst, der schon erwartet wurde. Er hatte ja jetzt Urlaub — — Aber was war das nur? Vom Hause herüber kam, wenn auch gedämpft durch die Entfernung und das dichte Strauchwerk, Lärm, Hunde-

gebell und das Rufen einer Mädchenstimme. Ah, gewiß wieder der Pluto! Thereſe ſchrie auf und lief, aller guten Sitte vergeſſend, auf ihren Stöckelſchuhen davon, daß die weißen Röcke flogen, und Luiſe ſchalt erregt den Hund, der ganz gewiß wieder eins von dieſen neumodiſchen Kalekuten, die Gnaden Papa gekauft hatte, zerriſſen hätte, — o, das war nun ſchon das dritte. „Das ſchöne Tier!“ ſagte ſie noch errötend, dann war es aus, und heiße Angſt ſtieg wie eine Kugel in ihrer Kehle empor. Mein Gott, ſo allein mit einem jungen Herrn! Nun küßte er ihr gar noch die Hand, als ein Unterpfand des Dankes, wie er ſagte, für das gnädige Verſprechen; jetzt ſagte er gewiß gleich, daß er ſein Herz ihr für immer zu Füßen lege. Sie ſenkte den Kopf in zitternder Erwartung, ſo daß ſein Blick die krauſen Härchen im Nacken, die von der Sonne leicht gebräunte Haut hinter den geröteten Ohren traf. Er ſchob ſeinen Stuhl noch näher zu ihr hin; da fuhr ſie blitzſchnell auf.

„Sie wollen fort, gnädigſte Demoiſelle?“

„Ach ja, ich muß mich ſchon excuſieren; die Gnaden Tante hat geſtern zur Ader gelaſſen, und um dieſe Stunde bekommt ſie den Lebenstee — den muß ich immer bereiten, auf ärztliche Ordination.“

Der Leutnant erhob ſich enttäuſcht: „O, da dürfen Sie die würdige Dame freilich nicht warten laſſen.“ Er ging neben ihr her, ſprach von einem Buch, das er geleſen hatte und das er ihr ſchicken wollte, ein Werk, ebenſo voller Geiſt wie voller anmutiger Schelmerei, das auf empfindſame Gemüter ſicherlich den nachhaltigſten Eindruck machen müſſe — ihn hätte es bis zu Zähren gerührt — — und empfahl ſich mit Handkuß und Verbeugung, gerade als Thereſe weinend und den Hund verwünſchend ins Haus lief.

⁂ ⁂ ⁂

Um zwölf Uhr klopfte es bei der Tante. Die Dame ſaß mit verbundenem Geſicht — ſie hatte Zahnſchmerzen — in ihrem großgeblümten Lehnſtuhl, deſſen weit vorſpringende, gepolſterte Wangen ihr Leidensantlitz und den von hoher Haube bedeckten Kopf friedlich umrahmten. Auf ihrer linken Backe, gerade neben dem Mundwinkel, prangte ein Schönpfläſterchen. Die leicht gebogene ſcharfe Naſe gab im Verein mit der hohen, zurücktretenden Stirn ihrem Geſicht einen Ausdruck von Unzufriedenheit und ſäuerlichem Verkanntſein. Den ziemlich ſtarken Körper bedeckte ein gelbgeſtreifter Schlafrock mit violetten Schleifen, der ſorglich gerafft die zierlichen Atlasſchuhe frei ließ. Die behandſchuhte Rechte — o Gott, der Staub! Was man auch anfaßt, immer bekommt man ſtaubige Hände — hielt eine Schnupftabaksdoſe, die linke, die in einer Schlinge hing, ein geſticktes Taſchentuch. Ein Schwall von Worten, der jede Antwort unmöglich machte, drang auf die knickſende Luiſe ein:

„Enfin — wo ſteckt ihr nur! Man kann von niemandem etwas haben, ich klingle und klingle, und niemand kommt — und die Kathi und Pepi rühren ſich nicht; dieſe Menſcher heutzutage! Keine Spur mehr von Dienſteifer — haſt Du geweint? Haſt ja ganz rote Augen? — Aber ich ſage es ja immer zu Deiner Maman, daß ſie ſich wie die Damen gerieren, fehlt nur noch, daß ſie franzöſiſch ſprechen und ſich die Haare pudern — o, dieſe Sonne! Sie bleicht mir alle meine Meubles aus — zieh den Vorhang mehr nach links herüber, Kind! — nein, nicht auf die Kommode legen, das Buch! Wer weiß, wo Du es überall haſt herumliegen laſſen. Unten auf dem Tiſch im Salettl lag geſtern eine Chemiſe von der Pepi; wenn's auch gewaſchen war: es ekelt mich vor ihren Sommerſproſſen — und wenn nun Beſuch gekommen wäre! — — O ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt, immer die Schmerzen in der linken Backe und im großen Zeh, kein Auge zugetan — und nun dieſe Fête, wo einem alle Menſchen die Hand geben, daß man ſich nicht mehr retten kann, und das Fegen und Putzen vorher — — Was gab's denn da vorhin im Hof? Du kannſt mir den Tee machen, und dann wollen wir eſſen gehn; Hunger habe ich zwar nicht — —“

Luiſe war ſchon damit beſchäftigt, das kochende Waſſer, das ſie aus der Küche mitgebracht hatte, auf die Kräuter im ſilbernen Kännchen zu gießen. „Es war Beſuch da“ — ſagte ſie ängſtlich — „wir waren im Garten, und die Domeſtiques hatten ihn nicht gemeldet.“

„Doch nicht der Herr Offizier?“

„Ja, Gnaden Tante —“

„Du wirst nie lernen, was sich schickt. Ein junges Mädchen und empfängt allein Herrenbesuch!“ Die Tante hob die Hände beschwörend und anklagend zugleich.

„Was sollten wir machen! Auf einmal stand er da und küßte uns die Hände!“

„Das ist sehr keck! Aber Ihr konntet doch wichtige Arbeiten vorschützen, die Spinettlektion oder die Tapisserie —“

„Ja, Gnaden Tante, aber ich war so verlegen.“

„Nun, er war doch wohl nicht despektierlich?“

„Was denken Gnaden Tante nur von ihm! Ich verabschiedete ihn auch bald.“

Nun, die Tante war im Grunde gar nicht so böse darüber, er war schließlich mit den Mansfeldt verwandt und Hauptmann mußte er auch bald werden — — o Gott, was trieb das Mädchen nur mit der Teekanne! „Aber Luise! Sie weiß doch ein für allemal, daß alles, was in der Küche war und von diesen Frauenzimmern angefaßt worden ist, nicht auf die Spiegelkonsole gestellt werden darf.“

Luise starrte entgeistert auf ihrer unseligen Hände Werk.

„Nun laß nur! Ich werde schon allein fertig. Um zwölf Uhr soll das Essen angerichtet sein.“

Das Mädchen küßte ihr die Hand und zog sich schüchtern zurück. Die Tante aber versicherte sich zuerst, daß nirgends Sonnenlicht durch die Vorhänge ins Zimmer dringen konnte. Dann nahm sie von einigen Familienbildern die grünen Organdin-Schleier herab und ging andächtig von einem zum andern. Da waren auch noch die übrigen Reliquien, das Tintenzeug des Vaters, seine letzte Kielfeder, die Schnupftabaksdose, eine große lederne Mappe für Briefschaften, der Siegelring mit dem Familienwappen, zwei Greifen und zwei feuerspeienden Bergen im vierfach geteilten Felde, eine chinesische Lackschatulle: alles wurde betrachtet und wieder versorgt. Die Tante sah überall unter Tische und Stühle: man konnte ja nicht wissen, ob nicht am Ende etwas auf den unheiligen Boden gefallen war, ein Stückchen Papier aus der Mappe oder ein Faden von den Gaze-Schleiern. Aber nein, es war nichts. So kniete sie nur noch einen Augenblick vor dem elfenbeinernen Kruzifix, das in der Ecke auf dem Betpult stand, wobei für jeden einzelnen der ihr Nahestehenden gesondert gebetet wurde, nahm das Tuch vom Kopf — was brauchten die Dienstboten sie so zu sehen! — und trippelte mit gerafftem Rock und nachschleppender Rückenfalte über den Vorplatz und die Treppe hinab.

* * *

Draußen in der Küche am Tisch saß die Eusebia Straßer, die Näherin, hatte einen gehäuften Teller Schmarrn vor sich und aß mit sichtlicher Befriedigung, nicht ohne der Köchin und der ab- und zugehenden Stubnerin ihre Ansichten über einige wichtigere Fragen des täglichen Lebens zu unterbreiten, wie z. B. daß ihr über einen Schmarrn nichts ginge, wenn er nur süß genug sei, daß sie Fleisch nicht essen möge, daß aber Schnecken und Froschkeulen der Herr im Paradiese schon den ersten Menschen gezeigt habe. Sie schnaufte beim Kauen, trank öfters aus dem Weinglas und stocherte mit der Gabel in den Zähnen.

Nicht noch ein bißchen Schmarrn? —

Ja, wenn die Jungfer Köchin ihr halt gar so zuredete! Er sei so wundervoll süß und überhaupt anders, als sonst, schlutziger und so klein geschnitten. —

Ja, halt das gute Mehl vom Sieberer. —

Die Stubnerin platzte heraus und lief aus der Küche. Da mußte man aber Eusebia hören! Sie für ihre Person redete gewiß über niemanden was Schlechtes, und die Jungfer Köchin sei schon ein besonders rarer Mensch, aber diese Stubnerin — schon nichts als Unsinn im Kopf und gradezu ausverschämt! Über eine ehrengeachtete, ältere Person so zu lachen! Da war sie besseres gewöhnt. Der Herr Gadolt von Seeloshausen nahm vor ihr so den Hut ab, und der junge Botsch, Herr Anselm sagte, wenn sie zum Nähen kam, nie anders zu ihr als: schönste Jungfer Eusebia. Nun, sie wollte auch der Stubnerin gewiß nichts Schlechtes wünschen; aber es würde sie weiter nicht wundernehmen, wenn sie einmal recht

Digitized by Google

ins Unglück kommen würde. Wer das Alter nicht ehrt, versündigt sich an unserm Herrn selber. Und nun betete sie mit Andacht, wobei sie sich durch gelegentliches Aufstoßen nicht stören ließ. Im Gegenteil! Ohne das Aufstoßen, meinte sie zuletzt, wäre sie schon lange tot. Und ihre Base, die Doblecherin, meinte: wer alt werden will und schön bleiben, der muß für dreierlei sorgen: fürs Beten, fürs Fasten und für gute Wind', oben und unten.

⁂ ⁂ ⁂

Unten aber vor dem Hause saßen die Damen beim Kaffee, und Therese las einen Brief ihres Bruders Ferdinand vor, den soeben der Bote gebracht hatte:

Verdun, den 8. Juli 1790.

Euer Gnaden, liebwertestes Fräulein Tante, allerliebste Schwestern!

Daß ich solange nichts berichtete, war bisher lediglich meine Reise Ursach. Aber nun bin ich wohlbestallter Kadett in französischen Diensten und seit wenigen Wochen hier in Verdun, einer ungemein großen Stadt. Wir liegen hier in der Festung ganz in der Höhe mit dem halben Regiment, und ich logiere neben meinem Herrn Hauptmann, der mich mit so ausgezeichneter Güte aufnahm, daß ich es kaum beschreiben könnte.

„Halten Sie sich wohl, mein Herr Kadett," sagte er heute — ich sprach das erste Mal mit ihm in Uniform — „folgen Sie meinem Rate, lernen Sie den Dienst, und wenn Sie wollen, können Sie den Winter zu Hause passieren. Als Kadett steht es in meiner Macht, Ihnen Semester zu geben." Ich sage das wegen des Semesters nicht, daß einer vermuten könnte, daß Heimweh, Unzufriedenheit im Dienste oder dergleichen mich antreiben würden — o wie weit bin ich davon entfernt! Es würde mir nur eine unermeßliche Freude sein, Euer Gnaden Tante in meiner französischen Uniform die Hände küssen zu dürfen.

Ich habe sehr viel zu tun und mußte neulich mich schon examinieren lassen von wegen der notwendigen Wissenschaften, so der Soldat besitzen muß, um in Kriegs- und Friedenszeiten auf die Wacht ziehen zu können; ich bestund sehr gut, auch werde ich in einem Monat Korporal, und der Hauptmann stellt mich, sobald ich das Exerzieren kann, an, Rekruten zu dressieren.

Ich hoffe zu Gott, der Himmel lasse Euch alle zu Hause recht gesund und lasse Gnaden Papa und Gnaden Maman die weite Reise nach Bozen glücklich bestehen, wie ich auch heute meine Glückwünsche zum bevorstehenden Namensfeste Euer Gnaden Tante ehrfürchtigst bringe und die teuerste Versicherung beifüge, daß ich alltäglich den Allmächtigen um das Wohl und ununterbrochene Vergnügen bis ins graueste Alter anflehe. Ich empfehle mich ferners dero Gnade. — Heut rücken abermalen Piqueter aus, so sehr unterbrochen ist die Ruhe. Nach unserer Abreise aus Toul, so vernehmen wir heute, kam es zwischen den Bürgern und den in Garnison liegenden Reutern wirklich zum Gefecht, wobei einige von beiden Teilen fielen. Auch hier hat es einen wichtigen Auftritt gegeben, den ich in aller Eile noch erzählen muß. Heute kommt ein Domherr aus Paris, bringt zwei Bücher mit sich, die enthalten, daß man alle Kommandanten, Ratsherrn und Oberen des Ortes morden solle. Die Art, wie dies geschehen soll, ist darin vorgeschrieben. Unser Militär steht vor dem Rathaus mit den Reutern, jetzt werden die Bücher öffentlich durch den Scharfrichter verbrannt. Man befürchtet Aufstand, denn die Menge des Volkes und das Getümmel ist ungemein, die Unzufriedenheit entdeckt sich von weitem. — —

Ich küsse Euer Gnaden Tante hiermit die Hände und geharre Euer Gnaden Tante untertänigster Neffe und Diener

Ferdinand von Pilgram.

P. S. Euch, liebste Luisel und Reserl, ein Bussel! Die Strümpfe folgen nächstens, mein Friseur vergaß darauf."

„O Gott," sagte Therese, „wie hübsch, wenn er in der Uniform in Bozen erscheinen könnte! Ursula von Gadolt hat keinen uniformierten Bruder."

„Daran denkst Du," sagte Luise verweisend, „aber, daß bei diesen Unruhen ihm gar leicht Unheil widerfahren kann, das fällt Dir nicht bei."

„Sie werden die Kanaille schon zu Paaren treiben," tröstete die Tante. „Ein Jammer ist es freilich, daß sich königliche Militärs mit solchem Pack herum-

schlagen sollen. Aber natürlich, das ist die Toleranz! Wer weiß, wie es bei uns noch gehen mag! Nun, davon versteht Ihr glücklicherweise noch nichts."

„Ach ja," brummte Therese, „wenn es nach Gnaden Tante ginge, dürften wir vom Weltenlauf gar nichts erfahren."

„Du bist halt ein Naseweis. Aber alterieren will ich mich heute nicht mit meinem verbundenem Arm. Nun laß mir das Mäkeln und Greinen und denke lieber an das Nötige. Ist das Appartement für Anton schon hergerichtet?"

„Ja, bis auf das Bett."

„Für die Eltern wird man nun ja auch bald daran denken dürfen."

„Ach, wären sie nur schon da! Ich träume immer, daß wir alle miteinander um den Tisch sitzen, und heut nacht habe ich im Traum die Gnaden Maman recht herzhaft embrassiert."

Aber die Tante erwiderte nichts, lehnte sich behaglich in ihren Sessel zurück und verdaute. In den alten Bäumen rauschte es leise, der geschnitzte Genius, der mit seltsam gewundenen Gliedern, gleichsam als schäme er sich unter der abblätternden Ölfarbe seinen armseligen Holzleib zu zeigen, vor einem dichten Gebüsch stand, starrte mit hervorquellenden Augen in die Luft. Auf den Bergen drüben jenseits des Eisacktals lag heller Sonnenglanz. Von dem großen Dorf Unterinn, das mit seinen viereckigen Steinhäusern protzend tief unten auf einem Bergvorsprung lag, kam vielstimmiges Glockengeläut.

„Hört Ihr's," sagte die Tante und lauschte glückselig, — „ist doch gut, daß in den geistlichen Dingen alles wieder auf den alten Fuß gekommen ist. Die Lorettokirche und die vom heiligen Grab sind schon eröffnet; jetzt möchte man erst um die Dreifaltigkeitskirche weinen. Und am Samstag ist bei den Kapuzinern die erste musizierte Litanei."

„Woher weiß man es, Tante?"

„Der Hochwürdige Herr Lechner vom Deutschorden erzählt es jedem, der es hören will. Jedermann hat auch eine rechte Freude darüber, und die Bauern absonderlich. Wenn uns nur der neue König lang erhalten bleibt!" Sie seufzte recht von Herzensgrund. Ja, mein Gott, einen guten Herrn hier im Zeitlichen und dort in der Ewigkeit! Und daß die Handlung einen neuen Aufschwung nehme! Wie hatte der Bruder sich nur im letzten Jahre so abgearbeitet! Und sorgenvoll war er, wenn er es auch nicht sagte! Und daß die Religion nicht mehr mit Füßen getreten werde.

Sie dachte noch dies und jenes, und daß der Kirschenschnaps auch nicht mehr so gehaltvoll sei wie in der guten alten Zeit; aber dann fingen die Gedanken an, langsam ineinanderzuschwimmen — der Holzgenius drüben vor dem Hollerbusch nahm immer rätselhaftere Attitüden an — und die Bäume wurden dunkel, ganz dunkel — nein, keinen Mittagsschlaf! — Der Doktor wollte es nicht, so bald nach dem Aderlasse — aber wie es nur in den Bäumen rauscht! wie ein — Wasserfall, ein Wasser — fall, — ein Wasser — —

„Gnaden Tante, Sie rutschen vom Stuhl," sagte aus seltsamer Ferne eine Stimme. Die Gerufene schreckte jählings auf. Wirklich, da fehlte nicht viel — — „Es ist gut, Therese — hm, ihr müßt an die Arbeit. Sind die neuen Kostümes schon in Ordnung?"

„Einmal haben wir schon anprobiert," sagte Luise; „die Straßerin meint, daß sie heut noch fertig wird. Ich glaube, es gelingt alles ausgezeichnet."

„Nun, ihr sollt sehen, die Bürgerlichen werden sich wieder herausputzen, daß man keinen Unterschied mehr abnehmen kann. Ach, wer uns die Kleiderordnung wieder gäbe! — Sieh da, der Maler!"

Um die Ecke bog ein Mensch in einem braunen, nicht mehr ganz frischen Rock; die Haare hingen ihm genialisch um die Wangen. Als er der Damen ansichtig wurde, machte er eine lässige Verbeugung, die sich zumeist an Luise zu wenden schien.

„Ach, die Scheibe!" frohlockten die Mädchen. „Laß Er nur sehen!"

Aber Herr Kaspar Löffler hatte es nicht eilig. Mit großer Vorsicht und nicht ohne Therese lustig zuzublinzeln wickelte er die Scheibe aus ihrer Umhüllung und legte sie vor den Damen auf den Tisch. „So, da wär's," sagte er. „Da ist der gedoppelte Adler und da der Lorbeerkranz mit dem Spruch: solem tolerabit et imbres auf dem Band. Alles wie gütigst angeordnet. Und hier unten habe ich mir

Im Atelier des Künstlers.
Gemälde von Theodor Hil.
Photographirt-Reproduction der Photographischen A. G. Berlin in München.

promo-text

noch erlaubt, aus eigner Invention das Pilgram-Haus abzuschildern —"

„Ei, wie artig!" sagte die Tante. „Er ist ein tüchtiger Mensch, Löffler. Aber lang hat er uns warten lassen."

„Ja, wenn ich das gnädige Fräulein Luise konterfeien dürfte, würde ich eifriger sein. Mich lockt es, die keusche Göttin Luna, wie sie bleich und lieblich in ihrem Strahlenkranz dahinwandelt, auf eine Leinwand zu bannen —"

„Wie kann ein Christenmensch diese heidnischen Gottheiten im Munde führen."

„Wo sollte ich sie sonst wohl führen."

„Ei," sagte die Tante ärgerlich, — „Er kann doch niemals ernsthaft bleiben."

„Darüber bin ich froh," erwiderte der Maler. „Ich bin noch zu jung dazu."

„Das redet Er mir nicht ein mit seinen fünfundvierzig Jahren. Er sollte heiraten."

„Seit zwanzig Jahren suche ich nach einer Frau; aber vor Bäumen bekomme ich den Wald nicht zu sehn, und kaum gefällt mir eine und will ich mir grad' Haltung geben, um meinen Antrag anzubringen, so kommt eine andre daher, die mir noch viel besser gefällt. Aber ich sehe ein, daß ich mit eitlem Tun den Herrgott erzürne — und wenn ich so dran denke, wie so ganz anders, gottgefälliger als ich doch die meisten leben — Euer Gnaden zum Exempel, die mir stets ruhmvoll vorgeleuchtet haben — —"

„Nun hör' er aber auf! Der Schalk sieht Ihm ja aus den Augen heraus," sagte die Tante streng. „Wenn Er sonst nichts zu sagen hat —"

„O ja, ich möchte die Demoiselle Luise abnehmen dürfen. Sehen Sie so, gnädiges Fräulein: Sie steht auf dem Söller des Pilgram-Hauses in Bozen zwischen zwei Säulen, die das Dach tragen, hat einen Strauß von Rosenknospen in der Hand und schaut nach den Bergen aus. Und oben unter den Säulenknäufen nistet ein Schwalbenpaar, ein Symbolum gewissermaßen — — und der Himmel ist blau mit kleinen, weißen Federwölkchen, die wie eine Herde von Schäfchen am Firmament dahinziehen. Unten im Garten blühen Granatbäume, und gelbe Rosen schlingen sich um den Söller. Jungfer Luise hat ein weißbrokatnes Gewand angelegt und Perlen um den weißen Hals und vorn auf der Brust den roten, geschnittenen Stein wie eben jetzt. Und sie lächelt, auch wie jetzt, mit einem gütigen Lächeln, und hat rote Wangen. So denke ich's mir — Gott ja — und statt dessen kann ich mich derweil am Bilde der Gubernialrätin Funck ergötzen, die ich gerade konterfeie. Sie hat nicht weniger als drei Knollen auf der Nase —"

„O, wie kann Er nur mit körperlichen Mängeln seines Nächsten, die doch auch von Gott gegeben sind, seinen unheiligen Spott treiben!" sagte die Tante.

„Das ist kein Spott," meinte er darauf, „leider ist es die pure Wahrheit. Und schielen tut sie auch noch."

‚Nun Du wirst mein Luisel nicht konterfeien dürfen', dachte die Tante. Aber da sie sah, daß er sich zum Gehen rüstete, seufzte sie nur und sagte ihm, daß das Douceur für die Scheibe ihm erst, wenn der Bruder von der Reise zurück sei, verabfolgt werden könne.

„Reden wir nicht davon; das Geld ist sicher wie in Abrahams Schoß. Aber wenn Euer Gnaden wegen des Konterfeis schreiben wollten — daß ich vielleicht schon bald beginnen könnte —"

Nein, er sollte mit seinem Gerede das Mädel nicht eitel machen; vernachlässige doch die jetzige Generation mit Festen und eitlem Tand das Heil der Seele viel zu sehr; in ihrer Jugend kannte man nur eins: nämlich den Weg zum Kreuze. Aber natürlich, wie von oben der Wind weht, so ziehen unten die Wolken, und wer nicht einmal vor Klöstern und Gnadenbildern Halt mache — es läge ihr natürlich fern, auf das Pilgram-Gnadenbild anzuspielen, das ja mit der Kirche, in die es gestiftet war, der Verehrung der Gläubigen durch bedauernswürdige Edikte entzogen sei — wer nicht einmal vor geweihten Glocken zurückschrecke, der dürfe sich nicht wundern, wenn alles zusammenbreche. —

‚Man muß sie reden lassen; das ist ihr die liebste Rekreation,' dachte Löffler bei sich, faltete die Hände, blinzelte aber von unten her der ob seiner Vertraulichkeit empörten Therese lustig zu, und als die Tante nach einem kunstvoll gebauten Satz einhielt, um zu verschnaufen, sagte er

zerknirscht: „Ja, ja, geschieht mir schon recht," verbeugte sich und schoß auf und davon.

„Das ist mir einer," sagte die Tante verblüfft. „Was hat er es denn auf einmal so eilig gehabt? — — Wie, schon drei Uhr schlägt es? Dann müßt Ihr ja anprobieren. Therese, nimm die Scheibe mit. — Ei, Du hast schon wieder Deinen Fächer im Zimmer liegen lassen, Kind. Daß Du Deinen Teint nicht mehr in acht nimmst. Faites attention, le mur!"

Und mit ängstlich gerafften Röcken machte sie einen weiten Umweg um ein an der Mauer liegendes, bescheidenes Zeichen, daß Pluto seine Kalekute bestens verdaut hatte.

⁂ ⁂ ⁂

„Was macht Sie nur für ein Gesicht, Straßerin? Ist ihr nicht gut?" sagte die Tante, als die Mädchen anprobierend vor dem Spiegel standen.

„Ich weiß nicht, Gnädige — mein Magen ist halt schwach. Und ich habe wirklich nicht viel von den Schmarrn gegessen, nur ein — zwei Löffel."

„Soll ich Ihr einen Kamillentee kochen lassen?" fragte Luise und ließ die fast kindlich schmalen, nackten Arme sinken.

„Gott soll mich bewahren," wehrte die Straßerin ab. „Ich weiß, was sich gehört. Das tät' ich mir ja zur Sünd' anrechnen — wegen Bauchschmerzen! mit Verlaub zu sagen." Und sie hob die Arme und schien Gott zum Zeugen anzurufen, daß es ihr nicht in den Sinn gekommen sei, mit ihrer bescheidenen Person irgendwem Arbeit machen zu wollen. Mit einem gewaltigen Ruck, dem man ansehen mußte, wie heroisch sie sich überwand, wandte sie sich wieder ihrer Arbeit zu, steckte an Luisens Kleid die Falten mit Nadeln auf und flüsterte entzückt: „Was für eine Taille das Fräulein Luise hat! Wie ein Vögerl!" Dann aber wurde sie plötzlich blaß, sagte etwas Konfuses und rannte stöhnend davon, so schnell sie konnte. —

Unten in der Küche aber saß die Köchin breit und zufrieden auf einer Herdecke und zählte der Kathl an den Fingern auf, was sie der Straßnerin alles in den Schmarrn getan habe: „Also Eiergerstel und Mehl und übriggebliebene Nudeln — und Erdäpfel und Zibeben — und Latwerge aus der Schachtel der Gnädigen — mein Gott, nur so viel, als man zwischen drei Fingern faßt — und Zucker, weil sie so schleckig ist — ja und nachher noch für einen halben Kreuzer Sirup. Und geschmeckt hat es ihr!"

„Ich gönn's ihr," sagte die Kathl, „weil sie einem schon völlig das Schwarze unter dem Nagel neidet. Jetzt mag sie nur sitzen und sich den Bauch halten!"

⁂ ⁂ ⁂

Fräulein Imma von Delama war zu Besuch gekommen und saß auf dem Sofa im Saal, klein, rundlich, auf der Oberlippe einen nicht unbeträchtlichen Schnurrbart. Beide Damen sprachen mit großem Eifer aufeinander ein, aber jeder schien es, als lasse die Freundin sie heute gar nicht zu Wort kommen. Und doch gab es so viel zu sagen. Hatte nicht die Stubnerin der Tante Philippa schon wieder eine Sauciere zerbrochen — „eine von dem Service in Grün und Gold, Du weißt doch" — und die Silbermesser mit Sand abgeputzt? Ach, wie wollte sie froh sein, wenn erst die Schwägerin wieder zurückgekehrt wäre!

„Ja, man wundert sich allgemein, wo sie so lange bleiben," sagte die Delama. „Und einen kenne ich noch, der gar ungeduldig darauf wartet. Nun stelle Dich nur nicht so überrascht. Eure Luisel —"

„Aber Liebste!"

„Gut, Du magst nicht davon sprechen, ehevor es nicht perfekt ist. Aber laß mich nur machen! Die Mansfeldt und ich stehen sehr gut miteinander. Gott, es ist alles so passend, er ist Protégé vom Erzherzog Johann, und die Kleine finde ich nun schon gar entzückend. — Meinst Du, daß sie Neigung für ihn empfindet?"

Wie konnte man danach fragen? So wie das Mädchen erzogen war — und wenn die Familie es wünschte — —

„Nun, an einer Mitgift wird es auch nicht fehlen. Offiziere brauchen halt Geld. Aber die Stadt kennt ja die Vermögensumstände Deines Bruders."

Und nun vertiefte sie sich in Familienkombinationen, und verfiel wie immer, wenn sie in Eifer kam, ihrem Nerventic, der ihren Kopf hin- und herwarf, als ob sie irgend etwas heftig verneinen wollte.

Digitized by Google

Tante Philippa sah es mit wachsendem Unbehagen. „Du exzitierst Dich," sagte sie, „das tut Dir gar nicht gut."

„Aber ja," schrie die Delama ärgerlich und schüttelte den Kopf. „Seit ich den Doktor Moritz habe, fühle ich mich so gut. Er hat mir trefflich gedient. Du weißt ja, die Fasten wollte sich bei mir gar nicht gut anlassen, und kürzlich erst packte es mich auf einmal wieder mit einer heftigen Alteration; nichts als Schlafen und ein Stechen im ganzen Leib. Aber seither geht es schon absonderlich gut. Er hat mir zu brechen eingegeben; es ist eine Menge schwarzer Galle von mir gegangen."

„Hör' auf!" bat Tante Philippa. „Du machst mich krank mit diesen Berichten. Und dann — mir ist er zu bäurisch mit seinen Trauerrändern an den Nägeln. Mein Doktor Zyli ist mir lieber."

„Gehe, das ist der mit den Apollofüßen, die er durchaus haben will?"

„Nun lache Du nur! — Gestern hat er mich hier zur Ader gelassen und will es in vier Monaten wiederholt haben. Er kennt meine Natur nun schon ganz. Und im Herbst soll ich nach Hohenems, die Tschottenkur machen —"

Die Delama erzählte jetzt von der Krankheit der Klara Geismayr: „Sie selbst will durchaus keine Gefahr bemerken und ihr Herr bekümmert sich so, daß keine Vorstellung Platz bei ihm findet. Sie haben gleich drei Ärzte. Der Doktor Ortmann beschreibt es als ein Schleichfieber und Entzündung in der Leber und fürchtet Wassersucht. Der Doktor Gebhardt stimmt ihm wegen der augenscheinlichen Gefahr bei. Und der dritte, der Doktor Hörtnagel, lacht alle aus und sagt, es sei gar keine Gefahr. Und jetzt kommt das beste: Der Wutterini, der den Mann trösten wollte, hat grade so viel Eingang gefunden, daß sie ihre beiderseitigen Schmerzen beinahe noch mit Schlägen gegeneinander vermehrt hätten. Du weißt ja, welchen Anteil er an der Klara nimmt —" und sie lachte und schüttelte heftig mit dem Kopf, „sie sollen das ganze Porcelaine, das auf der Kredenz steht, dabei zerschlagen haben. Das gibt eine Scheidung. Die Fenner-Editha soll ja auch schon geschieden sein, aus Ursach, weil sie so gescheit wie ihre Mutter ist. Und der Ratsherr Kugler, der sich voriges Jahr mit der hübschen Wienerin verheiratet hat, ist im nämlichen Fall —"

Tante Philippa meinte, es sei ein Segen, wenn dieses neue Scheidungsgesetz nur bald wieder aufgehoben würde.

„Die Königin soll es versprochen haben —. Übrigens, daß die Paul Michaeler verwichenen Montag geheiratet hat, weißt Du wohl? — Nicht? Mein Gott, die ganze Stadt redet ja davon. Sie haben ihr bei der Hochzeit einen Ehrenvers gemacht, ich habe mir ihn aufschreiben lassen." Und unter heftigem Schütteln des Kopfes kramte sie ein beschriebenes Papier aus ihrem Beutel und las mit triumphierender Stimme:

„Hier sind Kronen zu erheben,
Frau Lisette kann sie geben.
Ihr kennt sie schon, die Frau Lisette,
Sie lag erst jüngst im Wochenbette.
Kronen nach den Millionen
Für Herrn Von und für Baronen.
Paul trug eine in die Gruft,
Aus welcher er dem Peter ruft:
Peter, nun sollst Du auf Erden,
So wie ich gekrönet werden."

Fräulein Philippa konnte nicht umhin, ihrer Befriedigung freudigen Ausdruck zu verleihen, daß diese Person, die Kopf und Rückgrat immer so steif hielt, nun einmal vor aller Welt einen Denkzettel bekam. Und dann holte sie, um ihrerseits nicht ganz und gar ununterrichtet zu erscheinen, einen Brief, der am Vormittag gekommen war. „Nun will ich Dir aber auch etwas vorlesen, weil Du sie doch auch gekannt hast. Die Righetti-Elisabeth ist gestorben."

„Die nämliche, die zuerst mit dem Bartoll versprochen war?"

„Ja, die nämliche. Hör' nur!

Euer Hochwohlgeboren, hochzuverehrendes Fräulein!

In Abwesenheit meines Bruders berichte ich nun, daß es der göttlichen Vorsicht gefallen hat, meine Frau Schwägerin Elisabetha von Righetti aus dieser Vergänglichkeit im sechsundzwanzigsten Jahre ihres Alters abzurufen. Schon vor neun Monaten wandelte sie eine Unpäßlichkeit an, welche aber von denen Ärzten nicht erkannt worden ist —"

„Natürlich!" warf die Delama ein —

„— alle angewandten Arzeneien waren ohne Wirkung, weil man erst vor fünf Wochen ihr Übel für eine Lungensucht angesehen hatte, und auf diese Art war die Krankheit bis zum höchsten Grad gestiegen, daß man also nichts andres als ein baldiges Ende erwarten konnte; den 27. Juni um halb acht Uhr früh erfolgte auch solches, nachdem sie sich ehevor als eine wahre Christin zu dieser Reise zubereitet hatte. — Die Betrübnis lasse ich Ihnen selbst vorstellen, in welcher wir uns befinden, da wir immer wie Brüder und Schwestern gelebt haben. Und mir bleibt nichts übrig, als die abgeleibte Seele in dero Hochwohlgeboren Andacht kräftigst zu empfehlen, womit ich zu Gnaden gehorsamst geharre

Euer Hochwohlgeboren untertäniger
Diener
Dominik von Righetti."

Die Delama seufzte: „Ja, den armen Heldt im Deutschhaus hat es auch das Leben gekostet. In einer Stunde war er gesund und tot."

„Du solltest auch lieber etwas vorsichtiger sein, Imma. Mit Deinem dicken Hals und dieser Kurzatmigkeit."

Die Delama wurde rot vor Ärger: „Man kann nie zu Dir kommen, ohne daß Du einen recht erschreckst. Mein Doktor ist sehr zufrieden mit mir."

„Gott gebe, daß er recht behält!"

„Er behält recht," schrie die Delama kriegerisch und schüttelte den Kopf, voller Verzweiflung, daß sie ihn nicht still zu halten vermochte: „Du machst einen immer ganz konfus."

„Ich muß recht demütig bekennen, daß Gott mir offenen Sinn gegeben hat. Und wenn ich mich so umschaue, wie die Menschen über den geoffenbarten Abgrund leichtfertigen Sinnes dahinwandeln, dann blutet mir eben mein aufrichtiges Herz ob der betrüblichen Aspekte. Nein, Liebste, ich lasse mich durch die äußerliche Schönheit der Welt nicht von den eigentlichen Notwendigkeiten abziehen. Im schönsten Apfel sitzet der Wurm. Und wenn Du mir Gehör schenken wolltest, so würdest Du einmal nach Weißenstein wallfahrten. Und wenn Du es nicht selber unternehmen willst, dann solltest Du wenigstens eine andere Person an Deiner Statt hinschicken. Denn die Mutter Gottes sieht das Herz und den Willen an, nicht das Vermögen."

Die Delama rüstete sich zu einer energischen Abwehr, als es anklopfte und Luise bescheiden ins Zimmer trat.

„Grüß Dich Gott, ma toute belle," rief die Besucherin erfreut über die Unterbrechung und küßte das Mädchen auf beide Wangen. „O, wie Du wieder hübsch aussiehst — nun, nun, ich bin eine alte Jungfer, Philippa, ich werde sie nicht eitel machen. Ja, wenn ein junger Mann ihr das gesagt hätte!"

„O, gnädiges Fräulein, wie dürfte ich es anhören!"

„Warte nur, die Kavaliere beim Schützenfest — freust Du Dich schon?"

Luise wurde rot und bleich und stotterte etwas. Aber die Delama inquirierte weiter: „Wir werden diesmal viel Herren Offiziere haben, das sind doch immer die besten Tänzer. Nun, Du hast Deine Tänze gewiß schon alle vergeben. — Nicht? — nur einen? — ah, an Herrn von Altlechen — ei ja, mich zieht er natürlich nicht auf zum Tanzen."

Luise wurde immer verlegener, während die Delama lustig ihrer Freundin zublinzelte. He, wie sich das Mädchen verriet! Nun ja, sie hatte es ja gewußt, ihrer diplomatischen Kunst konnte nicht so leicht etwas widerstehen. Aber Tante Philippa hatte Mitleid und trug dem Mädchen auf, Limonade und Konfekt herbeizuschaffen. „Ich habe nicht viel zu Hause, liebste Imma," sagte sie. „Du mußt schon exkusieren, daß die Aufwartung bescheiden ausfällt. Nur was für den Durst und ein Stückchen Biskuit."

Als Luise endlich freigekommen war, flüchtete sie in den Garten, wo Therese mißmutig in einer Hängematte lag und sich schaukelte. „Die Delama ist oben," sagte Luise und warf sich ins Gras.

„O, das abscheuliche Weib mit ihrer Warze auf dem Kinn."

„Dafür kann sie doch nichts."

„Sie ist mir nun einmal verhaßt."

„Mir auch, Therese — o Gott, verzeih mir das Unrecht."

Und dann fingen die Mädchen an, Haselnüsse mit den Zähnen aufzuknacken und von Anton zu reden, der für den nächsten Tag erwartet wurde.

Digitized by Google

2.

Die Schwestern waren im Gastzimmer, um es für Anton herzurichten. „Es gibt Forellen heut abend," sagte Therese, die eben in der Küche gewesen war, und klopfte sich mit der Rechten lüstern auf die Magengegend. „Du sollst sehen, diesmal sagt uns Anton, daß er sich eine Frau ausgesucht hat."

Luise bückte sich tief über die Kissen, die sie in die nach Lavendel duftenden Bezüge steckte: „Warum meinst Du dieses?"

„Was kann er sonst so lange mit der Tante zu bereden haben? Und warum hat er uns gleich hinausgeschickt?"

Luise antwortete nicht, aber sie hatte ihre eigenen Gedanken. Wenn Herr von Altlechen vielleicht gar an Gnaden Papa geschrieben hatte — und wenn Anton am Ende die väterliche Genehmigung mitbrachte? — Wenn Anton sie bei der Hand nahm und lächelnd sagte: Luisel, nun denke Dir einmal etwas recht Schönes aus? Und dann —

„Siehst Du," sagte Therese, „Du weißt auch nichts anderes. Höre aber, wenn er mich immer wieder neckt und ausfragt, mit Geographie und wilden Völkerstämmen, die man doch nicht so im Kopf behalten kann, und mit meiner Schrift, dann verklage ich ihn beim Papa: ich lasse mich nicht mehr zum besten haben, ich bin jetzt eine junge Dame."

Luise stand am Fenster, den Kopf leicht auf die linke Schulter geneigt, und freute sich über das ihr so vertraute Bild der grünen Landschaft draußen, mit den aus dem Dickicht lugenden Sommerhäusern und der schlank aufstrebenden, von Nußbäumen flankierten Kirche. Sieh, da oben auf dem Klobensteiner Weg galoppierte ein Reiter! Und die Häuser hatten die grünen Holzladen geschlossen, als ob sie schlafen wollten. Unten vor der Haustür lag Pluto auf der Treppe und hatte den Kopf zwischen den Vorderfüßen vergraben. Aber was nützte das!

„Ich bin ganz traurig," sagte sie. „Immer wenn einer kommen soll, bin ich traurig. Fühl' nur, wie mir das Herz klopft!" Und sie nötigte die Schwester, mit der Hand sich zu überzeugen, wie heftig das Herz unter dem braun und weiß gestreiften Kleidchen hämmerte.

„Gott, wie seltsam," sagte Therese.

Luise legte ihren Kopf an den der Schwester und schlang die Arme um sie. „Theres'l," flüsterte sie zärtlich, „wenn ich weg sollte von Euch, wär' mir's doch leid, weißt Du." Ja, wenn einem alle Glück wünschten und es nun jeder wußte, daß man jemanden — lieb hatte, und er führt einen so an der Hand, daß alle es sehen können — o wenn man nur schon wüßte, was Anton bringt!

„Vielleicht ist es eine Überraschung," sagte sie. „Und plötzlich steigen Gnaden Papa und Gnaden Maman von den Pferden. Theres'l, wenn es das wär', so würde ich mich noch einmal so sehr auf das Fest freuen."

Aber Therese, die Ritterspor und Nelken in die Vasen steckte, immer eine blaue neben eine rote Blume, erschrak. Um Gott, dann reichten die Forellen nicht, und die Leintücher, die sie zu weben hatte, waren auch noch nicht zur Hälfte fertig. „Lieber will ich auf der Stelle sterben," erklärte sie mit Festigkeit. „Nein, so ganz ohne Vorfreude, und kein Willkommen hergerichtet und gar nichts — nein, Luise, sag' das nicht im Ernst, sonst muß ich wirklich weinen."

Luise nickte. „Es ist auch nichts. Immer denkt man sich allerhand Dinge aus, und nachher ist es nichts. Ich bin schon recht traurig."

⁂ ⁂ ⁂

Unten im Klaviersaal aber trocknete sich Tante Philippa seufzend die Augen. „O mein Neffe! Wie hart sucht Gott uns heim."

Anton reckte sich hoch auf. „Nicht Gott, wir selber sind es. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich mich im letzten Jahr gar nicht mehr um die Handlung gekümmert habe. Vielleicht wäre der eine oder der andere Verlust doch noch zu verhüten gewesen. Gnaden Papa hat zu viel Zutrauen in die Menschen gesetzt."

Die Tante ballte ihr Spitzentaschentuch zornig in der Faust zusammen: „Ha, und die neuen Zollgesetze? Aber natürlich, das willst Du nicht hören, weil Du Kaiserlicher Beamter bist. Ja, sogar damals, als der Kaiser die Dreifaltigkeitskirche schließen ließ — —"

„Wir wollen das auf sich beruhen lassen, Gnaden Tante. Was uns heut

Digitized by Google

beschäftigt, ist aus anderen Ursachen zu erklären, und wenn es zum Konkurs kommen sollte —"

„O Gott, das schreckliche Wort!"

„Es nützt nichts, wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken. Wir wollen die Mädchen rufen."

„Die armen Kinder! Erst gestern habe ich noch mit der Dalama wegen der Luisel gesprochen. Da ist ein Freier! — und Ferdinand! — ach, ich habe immer nicht begriffen, was sie so lang in der Schweiz zu suchen haben! Nun geh nur. Ich will mir ein feuchtes Tuch auf die Stirn legen."

Anton ging in das Speisezimmer hinüber, wo die Mädchen ihn mit Küssen und ungeduldigen Fragen empfingen. Ha, wo steckte er nur so lange! Und die Tante hatte geweint — ganz gewiß!

„Du hast gehorcht, Therese'l?"

„Nein, ich mußte nur an der Zimmertür vorbei. Was Du nur denkst!"

„Tante hat Kopfschmerzen."

Aber Luise schmiegte sich an den Bruder und sah ihm bittend in die Augen. Wenn er nur reden wollte! Therese zupfte ihn am Kinn: „Hast Du uns etwas Schönes mitgebracht, Bruder Anton?"

„Ja. Ein schönes Stück Nesseltuch für jede. Es ist im Mantelsack."

Die Mädchen dankten in überströmenden Worten. Wirklich? Nesseltuch? Blau? Oder gar in der Farbe der neuen Kleider? O du Guter — wie schön, daß er in die Sommerfrische gekommen war — Luise hing an seinen Lippen. Wie seltsam sie zitterte! Wußte sie am Ende schon? — Das wäre ja des Teufels, wenn es in der Stadt schon bekannter wäre!

Aber endlich kam die Tante mit verweinten Augen, ein Tuch um die Stirn. Therese ließ schmollend die Unterlippe hängen. Das war nun schön! Die Tante hatte ihre Migräne! Da durfte man wieder nicht reden. Und das ist nun alles! Nun sitzen sie da und machen Gesichter wie damals, als der Großvater gestorben war. Nicht einmal die Forellen lobten sie!

„Unsere neuen Kleider mußt Du sehen, Anton," sagte sie schließlich bekümmert, weil keiner sprach. „Freust Du Dich nicht auf das Schützenfest?"

Da brach die Tante plötzlich in Tränen aus. Luise schlang erschrocken die Arme um sie. „Was haben Sie nur, Gnaden Tante? Hat Anton eine trübe Nachricht von den Eltern gebracht? Ist Papa krank?"

Sie sah von einem zum andern. Therese machte nun auch Miene zu weinen, und Anton blickte so ernst. „Ja, seht Ihr, liebe Schwestern — ich komme nicht als ein freudiger Bote — und ich kann Euch dieses Ungemach nicht ersparen — aber kommt, es ißt ja doch keiner mehr, wir wollen in den Musiksaal gehen."

Im Nebenzimmer brannten schon die Kerzen auf dem Kamin, trotzdem noch der Widerschein des roten Abendhimmels Licht und Wärme verbreitete. Vom Garten kam durch die offenen Fenster der Duft der Wacholderbüsche herein. Ach, wie schön war es doch hier auf dem Berg, dachte Anton, wie ein Paradies! Und nun wurde man daraus vertrieben! Er seufzte. Aber es half nichts, man mußte reden! „Ja, meine lieben Schwestern," sagte er schließlich, „der Grund, weshalb ich komme — denn das Schützenfest ist es nicht — ist eine Botschaft, die Euch ebenso unerwartet wie schmerzlich sein muß. Die Handlung des Vaters befindet sich in einer sehr mißlichen Lage. Mit der Aufzählung der vielfältigen Ursachen will ich Euch nicht beschwerlich fallen. Nur soviel kann ich nicht verhehlen, daß der allergrößte Teil des Vermögens diesem Schlag zum Opfer fallen wird, wenn es nicht gar, was Gott verhüte, zum Konkurs kommt. Nun wißt Ihr auch, warum die Rückkehr der Eltern sich so sehr verzögert. Ja, es ist recht gut möglich, daß wir unseren allerliebsten Papa noch recht lange werden entbehren müssen. Ihr seid ja nun erwachsen und werdet begreifen, daß auch Ihr an Eurem Teil werdet helfen müssen, diese mißliche Zeit gut zu überwinden."

Er sprach leise und müde, hielt Luise bei der Hand und sah mit seinen guten Augen bald die eine, bald die andre an. Die Tante schluchzte. Aber die Mädchen begriffen nicht. Warum sollte Gnaden Papa nicht bald kommen? Er war doch nicht krank?

„Seht Ihr," sagte Anton — „bis alles geklärt ist, scheint es aus vielen Gründen

besser, daß er in der Schweiz bei den Verwandten bleibt, welche helfen wollen, während er in Bozen augenblicklich seinem eignen Vorteil im Wege wäre. Laßt Euch damit genügen."

In Luise erwachte ein dumpfer Schmerz. Wie denn? Und sie hatte sich doch Vorstellungen gemacht, als ob — Aber Therese war zufrieden, daß wenigstens niemand krank war, fragte, ob sie denn nun ganz arm seien, und legte entschlossen die Arme auf den Rücken. Sie dachte an eine bettelnde Frau, der sie heut morgen einen Teller Suppe gegeben hatte. Das war doch nicht möglich, daß sie nun auch von Haus zu Haus würden ziehen müssen?

„Gott sei Dank, davon sind wir weit entfernt," sagte Anton und lächelte trüb. „Wir haben ja auch Onkel Franz und die Onkel in der Schweiz. Aber, seht Ihr, Feste und Lustbarkeiten — —"

Ach, was machte sich Therese aus Bällen und Lätizeln! Wenn man nur das schöne Haus in der Stadt behielt und die Villa auf dem Ritten! Und kein Heiratsgut? Bah, was machte sie sich aus den jüngeren Herren! Ja, wenn einer so wäre wie Anton! Aber sie waren alle gleich dumm und geziert. Und wahrhaftig, der Sohn vom Mercantilcancelliere Botsch färbte sich die Augenbrauen . . .

Aber Luise war vor der Tante niedergekniet und vergrub das Gesicht in ihrem Schoß. Ihre Schultern zuckten schmerzlich; es war eine so vollkommene Hingebung, daß das alte Fräulein zu weinen aufhörte und sie stürmisch zu liebkosen begann. „Du armes Kind," sagte sie zitternd. Auch dieser schöne Plan war nun vielleicht, nein sicher, zerstört.

Nebenan im Speisezimmer räumte das Mädchen mit Tellerklappern und Lärmen den Eßtisch auf. Irgendwo im Dorf blies einer das Lied vom Prinz Eugen, dem edlen Ritter, auf einem Horn. Im Osten wurde es schon dunkel. Es mußten Gewitterwolken am Himmel stehen. So schwül war es . . .

Therese sagte, sie sei froh, daß man nun nicht zum Fest brauchte.

„Und doch ist es nötig," erklärte Anton. „Seht, meine Lieben, von dem, was ich Euch soeben eröffnete, weiß niemand hier heroben etwas. Und auch in der Stadt wissen es nur wenige. Ja mehr noch! Man darf es noch gar nicht bekannt geben. Denn vielleicht wird alles noch gut; es ist auch von Bedeutung für Gnaden Papa und die Handlung, wenn die Leute meinen, alles stehe gut — es fällt mir wohl schwer, die Last solcher Verstellung Euern jungen Schultern aufzubürden, glaubt mir nur! . . . Aber nun habe ich noch mit Gnaden Tante einiges zu besprechen. Geht schlafen, meine lieben Schwestern, und schlaft so gut, als es Eure braven Herzen verdienen."

„Ich weiß nicht, ob es gut war, daß Du die unschuldigen Kinder zu Mitwissern gemacht hast," sagte die Tante, als die Mädchen traurig gegangen waren.

„Haben Sie Luisens Augen gesehen, Gnaden Tante? So sieht ein Kind nicht aus. Nein, sie mußten es wissen. Es wäre viel schrecklicher, wenn eine unbedachtsame Äußerung eines Mitwissenden ihnen auf dem Feste plötzlich die ganze Wahrheit enthüllte, oder wenn sie, ohne gewappnet zu sein, bei dem Ball auf jene Kälte in Mienen oder Anreden stoßen würden, die der Herzlose so oft dem Unglück entgegensetzt."

„Du bist ein Mann, Du verlangst zu viel. Auch Du bist erst so unbarmherzig, seitdem Dir Ytta ins Kloster gegangen ist. Und nun meinst Du, jeder findet sich so schnell mit Unglück ab."

„Habe ich mich denn wirklich schon damit abgefunden? — O sprechen Sie nicht, Gnaden Tante, das Thema ist zu schmerzlich. Bleiben wir bei dem, was uns zunächst am Herzen liegt. Ich habe Ihnen ja auch noch zu sagen, wie die Sachlage eigentlich ist."

„Sprich nur, Anton!"

„Nun denn! Nach aller Voraussicht und sorgfältiger Erwägung bleibt nichts anderes übrig, als Vergleich oder Konkurs. Und zwar wurden jedem der Gläubiger für seine Forderung achtzig Prozent angeboten. Der Papa rechnete darauf, daß die Herren die Sachlage aus einem mitleidsvollen Gesichtspunkt betrachten und den kleinen Verlust um so eher ertragen würden, als durch den Vergleich auch der Name und die Ehre eines deutschen Hauses gerettet werden könnte, aus welchem viele Namensgenossen sich

um die Wohlfahrt des Boznerischen Kommerzes so verdient gemacht haben. Die Zahlung sollte in vier gleichen Raten geschehen, an den vier Hauptmärkten, als selbstverständlich angenommen, daß die Handlung weitergeführt wird —"

Die Tante unterbrach ihn streng: „Ha, als der Großvater sie errichtete, waren die Vorfahren dieser Leute, die so achtungswidrig vorgehen, vielleicht noch Krämer oder Schlimmeres."

„Die Welt fragt nicht mehr nach dem, was einmal gewesen ist. Es will keiner das Seinige verlieren. Trotzdem haben sich fast alle mit dem Plan des Vaters einverstanden erklärt, mit Ausnahme zweier Italiener, Jakob della Vecchia und Lorenz Voltolini in Trient."

„Ha, die Italiener," trompetete Tante Philippa erregt. „Man soll ihnen ihr Geld geben. Das kann doch nicht schwer halten. Ein paar tausend Gulden vielleicht — und die Schwäger in der Schweiz — —"

„Ja, das ist keine Frage, ohne deren Hilfe kämen die achtzig Prozent gar nicht zusammen. Kurz gesagt, die Schulden belaufen sich auf 230 000 Gulden. Davon kommen auf den Anteil derjenigen, welche dem Vergleich beitreten wollen, 100 000 Gulden. Das andere sind italienische Forderungen, Warenschulden, ehefrauliches Einbringen, verwandtschaftliche Schulden und dergleichen. Die Schwäger in der Schweiz geben 30 000 Gulden her, wenn der Akkord zustande kommt. Die Italiener aber, die keinen Kreuzer einbüßen wollen, haben uns so viel zugestanden, daß sie mit weiteren Schritten noch warten wollen, in der Hoffnung, die Verwandtschaft würde den Fehlbetrag aus eigener Tasche voll ersetzen. So wird wenigstens der Kredit der Handlung nicht vorzeitig vernichtet. So lange der Konkurs nicht erklärt ist, steht die alte Handlung aufrecht da und verlangt auch den alten Glanz der Repräsentation. Vielleicht, daß durch unser Erscheinen auf dem Fest und die Ehren, die wir billigerweise erwarten dürfen, der eine oder der andere der Kreditoren milder gestimmt wird und weitere Zugeständnisse macht. Flamm ist darunter, Gadolt von Seeloshausen, der junge Anselm Botsch und einige andere. Dann könnte man die Italiener voll bezahlen, und der Akkord wäre gesichert. Ist das aber nicht der Fall, nun, dann fürchte ich — der Gnaden Papa hat mir gestern aus Aarau mit den Ausdrücken der schwärzesten Schwermut geschrieben, daß die Schwäger entschlossen sind, den Betrag von 30 000 Gulden nicht zu überschreiten. Ja noch mehr! Wenn die Gläubiger auf den vorgeschlagenen Plan nicht eingehen, dann wollen sie gar nichts geben und lieber dem Konkurs zustimmen, welcher die Gläubiger noch viel empfindlicher trifft, als gewissermaßen ihr Geld auf dem Altar der Familie opfern und damit nur habgierigen Kreditoren den unersättlichen Rachen füllen."

Die Tante schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich verstehe zwar nichts von Geschäften," sagte sie und fuhr sich mit ihrem Taschentuch über die Augen, „aber das scheint mir doch recht klar zu sein, daß die Gläubiger im Unrecht sind. Man tut ja, was man kann —"

„Nun, ich bin nicht ganz Ihrer Ansicht, Gnaden Tante. Aber die Sache ist eben die, daß mir, wenn nicht ein Wunder geschieht, der Konkurs nahe bevorzustehen scheint. Und aus dem Briefe des Gnaden Papa geht mir hervor, daß er, wäre nicht für ihn noch eine Art Hoffnung, nahe am Unterliegen ist. Ich habe noch einmal an die Onkel in der Schweiz, an den Reichsvogt sowohl, wie an den St. Gallischen Rat geschrieben. Geben sie nicht bis Donnerstag nach, so ist der Konkurs unvermeidlich."

Eine große Stille folgte, die nur von einem fernen Donnerrollen kurz unterbrochen wurde. Tante Philippa schneuzte sich heftig, und Anton stand am Fenster und sah sorgenvoll hinaus. „Die Schwäger haben heute in St. Gallen eine Zusammenkunft," sagte er schließlich. „Aber dum Roma deliberat, perit Saguntum."

„Dein Latein verstehe ich nicht," sagte die Tante vorwurfsvoll. „Nein — laß nur, ich will es gar nicht wissen — aber sag' nur, wovon sollen hier alle leben, wenn wirklich —"

„Nun, die Mitgift der Gnaden Maman, als der vorzüglichsten Gläubigerin, bleibt mit 75 000 Gulden, will's Gott, erhalten. Und die Onkel werden, wie ich hoffe,

nicht zögern, die 30000 Gulden dann doch als eine höchst willkommene Beisteuer hinzugeben. Ja, ich möchte fast sagen, es ist fast besser für die Familie, wenn der Konkurs erklärt wird. Freilich, Gnaden Papa wird außer Land bleiben müssen — man wird einen Haftbefehl erlassen — —"

„Gegen einen Pilgram — Anton, was fällt Dir bei!"

Er zuckte mit den Achseln. „Es ist traurig, aber zweifelsohne. Je später es bekannt wird, um so besser ist es in dieser Hinsicht. Die Gesetze des Landes —"

„O wenn ich nur nichts von diesen ungerechten Gesetzen hören müßte! Mir schwindelt der Kopf! Ich verstehe nichts von alledem! Ihr himmlischen Mächte, habt doch Mitleid mit einer so frommen Familie, die immer die rechten Wege gewandelt ist! Und die Mädchen, was soll aus den Mädchen werden? Da hat sich gerade jetzt eine so günstige Gelegenheit für Luise gefunden, ein Offizier, Kavalier, aus gut adliger Familie, ein Verwandter von den Mansfeldts — ich habe es noch nicht geschrieben, es ist ja auch noch nicht direkt beredet worden. Ich dachte ja immer, daß Dein Vater bald zurückkehren müßte. Gerade auf das Schützenfest hatte ich gerechnet und die bequeme Gelegenheit, die die jungen Leute beim Ball zusammenbringt —"

„Sie foltern mich, Gnaden Tante, wer ist es denn?"

„Ein Leutnant, Herr von Altlechen. Du wirst ihn nicht kennen: er ist zum erstenmal hier auf dem Berg."

„Und Luise?"

„Er scheint ihr recht anzustehn."

„Gott gebe, daß es ein Ehrenmann ist — haben Sie schon mit ihr gesprochen?"

„O nein, ein Mädchen wartet, bis die Eltern ihr den Bräutigam zuführen," sagte die Tante fast beleidigt. „Aber bleiben immer noch die andern?"

„Theresl ist ja noch jung, und Ferdinand hat seine Gage. Und Vincenz, der Lump, er hat schon wieder Schulden gemacht. Denken Sie nur, Gnaden Tante, in Innsbruck hat er sich vom Juden Hendl ein feines Tuch zu einem Anzug besorgen lassen. Und nun besteht der Jude auf seiner Forderung. Aber ich habe ihm zu verstehen gegeben, er soll sehen, wie er zu seinem Geld kommt, da er ohne Auftrag gehandelt hat."

„Ihr seid zu streng mit dem Buben."

„O nein, Gnaden Tante! Der elende Windbeutel muß doch noch seine Frechheit büßen: ich lasse ihn noch am Kreuze hangen. Er ist nicht befugt, in unsern Beutel zu greifen; es ist der Familie mehr Ehr', wenn der Bub gezüchtigt wird, als daß die Welt von uns sage, unsere allzu große Güte verleite ihn zu solchen Ausschweifungen."

„Man hat ihn zu kurz gehalten."

„Im Gegenteil, es ist die Folge unzeitigen Mitleids."

„Du bist hart," sagte die Tante ... „Der Mareiter fuhr ja nach Innsbruck. Wenn man dem etwas Geld für den armen Buben mitgab? Mein Gott, ein Student der Rechte und sollte sich nicht einmal einen neuen Anzug gönnen dürfen! Nun, davon brauchte ja Anton nichts zu wissen — — „Aber, was werden nur die Leute sagen! Das erste Handlungshaus in der Stadt — und der Großvater ist nie anders als mit vieren gefahren."

‚Das sei es ja,' meinte Anton. ‚Man hätte sich mehr nach den Verhältnissen richten müssen.'

„Wir haben alles getan, alle Fasten gehalten, jeden Morgen die Messe gehört."

„Der Vater war in Geldsachen zu großmütig. Und nun kam noch das gewiß so notwendige Gesetz, das die Einfuhr ausländischer Waren beschränkte. Es traf ja nicht unsere Handlung allein; aber man hätte sich danach einrichten müssen. Und statt dessen griff man zu Mitteln, die an sich verwerflich und dadurch, daß es alle so machten, nicht entschuldbarer geworden sind. Der gewisse Schleichhandel — hm —, das neue Geld, der Sturz des Hauses Zyli in Wyl — —"

Zornige Tränen standen ihm in den Augen. Er ging im Zimmer harten Schrittes auf und ab und sagte alles, was er auf dem Herzen hatte. Die Tante rührte sich nicht. Die Schwüle preßte ihr den Schweiß aus den Poren. Im Süden donnerte es weit in der Ferne. Das Haus war still und schien zu schlafen. Die große Uhr im Eßzimmer räusperte

Digitized by Google

sich schwerfällig wie ein alter Mann und holte dann zum Schlagen aus.

„Es ist spät," sagte Anton und hielt in seiner Wanderung ein. „Ich habe einiges zu schreiben. Darf ich Sie hinaufführen?"

⁂ ⁂ ⁂

Die Mädchen lagen noch wach in ihren Betten und hielten sich still, eine jede, damit die Schwester glaubte, sie schliefe schon. Sie hörten, wie die Tante mit Anton heraufkam, wie die Türen sich schlossen, wie es wieder so still im Hause wurde, daß man die Uhr im Eßzimmer schlagen hörte. Durch das offene Fenster kamen schwüle Windstöße herein, die die weißen Vorhänge blähten. Von Zeit zu Zeit wetterleuchtete es über dem Mansfeldt-Holz. Dann tauchten die weißen Sommerhäuser und der dunkle Wald einen Augenblick aus dem Dunkel empor und versanken wieder. Der Donner blieb fern.

Therese wurde es immer unheimlicher. Sie richtete sich vorsichtig auf und lauschte auf das leise Geräusch, das von Luisens Bett herüberkam.

„Luise, Luise, was hast Du?"

Keine Antwort. Da sprang Therese aus dem Bett und schlich in ihrem weißen Nachtgewand zu der Schwester hinüber, die den Kopf unter die Decke gesteckt hatte, um ihr Schluchzen zu verbergen.

„Aber, Luis'l, so weine doch nicht. Fürchtest Du Dich? Ich bleibe bei Dir." Und dann schlüpfte sie zu ihr ins Bett, umfing sie zärtlich mit ihren schmalen Armen, die weiß und kindlich durchs Dunkel leuchteten, und streichelte sie ratlos. So lagen sie dicht aneinander gepreßt, flüsterten sich leise Koseworte zu und sahen in die Nacht hinaus. Das Gewitter kam näher und trieb den Sturm vor sich her. Dann fielen schwere Regentropfen, die draußen auf die Baumkronen herniederrauschten. Der Hund fing an zu bellen. Ein anderer antwortete von Grubeck herüber. Und dann fing die Wetterglocke fern auf der Berghöhe an zu läuten. Die Mädchen lauschten und bekreuzigten sich.

„Das Wetter," sagte Therese, „ich fürchte mich gar nicht mehr, seit sie wieder wetterläuten dürfen. Hör' nur, wie es schüttet!" Und nach einer Pause fügte sie bedrückt hinzu: „Ach, wenn es doch immer weiter regnen wollte; dann brauchten wir nicht auf den Ball zu gehen."

Aber Luise weinte nur stärker, und Therese wußte nichts mehr zu sagen.

3.

Beim Grafen Mansfeldt war großes Diner an diesem Abend. Nach dem Essen waren die Gäste in den Park hinausgetreten und standen nun bald da, bald dort, wie es der Zufall brachte, plaudernd herum. Auf einer kleinen Felsenkanzel, die wie ein Balkon gegen das weit in der Tiefe liegende Eisacktal vorsprang, hatte sich eine lebhaft diskutierende Gruppe zusammengefunden, die Damen in leichten, geblümten Gewändern, die sich über den Hüften bauschten und überraschend kleine, in weißen Atlasschuhen steckende Füßchen sehen ließen, die Herren in violetten oder braunen Röcken, unter dem Kinn das Spitzenjabot, an den Handgelenken Spitzenmanschetten, die anmutig über weiße, beringte Hände fielen. Die Beine erhoben sich in ihren Seidenstrümpfen stämmig über schwarzen oder braunen Lederschuhen mit blitzenden Schnallen, und nur der Kreishauptmann von Franzin war recht kümmerlich mit Waden versorgt; aber man achtete nicht darauf, weil er jeden, mit dem er sprach, bei einem Rockknopf faßte und so dicht an sich heranzog, daß das ganze Untergestell unter dem Vorgebirge der Brokatweste verschwand. Zudem saß ihm, was an den Waden fehlte, im reichlichen Übermaß als Kropf am Halse.

Die Damen saßen auf einer geschweiften Bank, die Herren lehnten sich satt und behaglich an das Geländer der Kanzel, vom Hause herüber kam das Bellen der Windhunde, die der Graf aus Flandern hatte kommen lassen. Tief unten gegen das Tal hin pflügte noch ein Bauer sein Feld, noch weiter unten begannen die Weinberge, und dann leuchtete in seltsamen Windungen, zwischen Felswände gepreßt, der Fluß herauf.

Man sprach vom Fest und daß ein Regierungskommissarius nötig sei. Bei so viel zusammengelaufenem Volk seien doch vielleicht Unordnungen zu erwarten.

„Der Anton Pilgram ist ja heut gekommen," sagte der Marchese Ippolito von Matarello — „das ist der richtige Mann, loyal und höflich und je dennoch dezidiert wie nur einer. Und da der Herr Kreishauptmann selbst sich weigert —"

„Lassen Sie mich aus!" sagte Herr von Franzin. „Ich bin zum Plaisier in der Sommerfrische. Aber der Pilgram ist sehr gut. Übrigens, warum sind die Pilgram heute nicht hier? — So? Haben sich exkusiert?" Da zog Matarello ihn beiseite und redete eifrig auf ihn ein.

Die jungen Mädchen gaben sich verzweifelte Mühe, mit ihren Fächern die Mücken zu vertreiben, die über die bloßen Hälse und Arme blutgierig herfielen. Ja, es mußte ein Wetter kommen. Auch der Leutnant Moritz von Aichach sagte es. Aber Altlechen, der sich mit ihm die ganze Zeit darüber gestritten hatte, wer größer sei, Prinz Eugen oder Laudon, ließ ihn nicht locker. „Nein, Du mußt doch zugeben, daß Laudon — —"

„Nun hör' aber auf," sagte die Komtesse Isabella und hielt sich zierlich mit abgespreizten Fingern die Ohren zu — „wir wollen nichts mehr hören vom unholden Kriegshandwerk. Sag' uns lieber, was für ein Kleid die Luise Pilgram beim Ball tragen wird. — Wie? — Das weißt Du nicht? Nun mach' Dich nur auf meine Ungnade gefaßt. Was treibst Du denn immer drüben, wenn Du nicht einmal das zu melden weißt?"

„Er hört den weisen Moralreden der Tante zu und hält ihr die Arme hin als einen willkommenen Haspel für Garn. Herkules und Omphale," höhnte Aichach. Aber jetzt fuhr die Delama dazwischen. „Ihr junges Volk, wollt Ihr mir wohl meine gute Philippa in Ruhe lassen."

„Ja," sagte auch der Mercantilcancelliere Botsch, ein großer, dürrer Mann mit tiefliegenden Augen — „unser Liebden, Fräulein von Delama, hat das alleinige Recht, Bonmots auf Fräulein von Pilgram zu finden."

„Sie loser Schalk," sagte die Delama zärtlich und schlug nach ihm.

Die Diener reichten Kaffee herum. Zugleich erschien auch die Gräfin Mansfeldt in einem schweren, violetten Seidenkleid, auf dem Kopf einen ungeheuren Aufbau von weißen und schwarzen Straußfedern, geschminkt, mit zwei Schönpflästerchen, die bei jeder Bewegung der Wangen in ein zitterndes Tanzen gerieten.

„Habt Ihr nun alles?" sagte sie und überwachte aufgeregt die Diener. „Sebastian, will Er seine Pratzen wohl aus dem Zucker lassen!"

Aber alle versicherten, es sei herrlich gewesen, und der Deutschordenskomtur Lorenz Graf Altspaur, ein sehr kleiner, zierlicher Herr mit starken Augenbrauen, schwang seinen Dreispitz beschwörend durch die Luft. Nein, selbst bei seiner Investierung als Komtur der Ballei an der Etsch und im Gebirge sei die Tafel nicht besser bestellt gewesen.

„Um Gott, er wird doch nicht wieder davon erzählen," flüsterte Isabella ihrer Freundin Klara del Longo zu. Nein, Gott sei Dank, man redete vom Fest. Die Pilgram hätten die Kranzscheibe versprochen, nobel natürlich, wie alles, was sie taten. Es war doch schön, daß der Adel hier, wenn er sich dem Großhandel zuwandte, keine Krämergewohnheiten annahm. — Der Cancelliere Botsch, an den sich der Sprecher Cyprian von Castelalt mit seiner Rede hauptsächlich gewandt hatte, hörte finster zu und suchte abzulenken: er sei in der Stadt gewesen, und es sei heiß, wie in einem Bäckerofen.

„Ja," sagte die Delama, „drum sind auch so wenige vom Adel der Königin entgegen geritten. Und es soll doch so rührend gewesen sein, wie sie mit den kleinen Prinzessinnen einzog. Allen standen die Zähren in den Augen."

„Wie? Was?" fragte der etwas schwerhörige Graf Mansfeldt, „Zähren? Sollte in meinem Hause der Kummer dergestalt einen meiner lieben Gäste ergriffen haben, daß er Zähren vergießt?" Und er sah ratlos von einem zum andern, schüttelte traurig den Kopf und schnupfte, da er sich seines Mißverständnisses bewußt wurde, verlegen aus seiner Ebenholzdose.

„Wenn Sie galant wären, liebster Graf," sagte die Delama und rauschte mit lüsternen Augen auf ihn zu — „so würden Sie bedenken, daß es auch noch andere Nasen gibt als die Ihrige, wenn sie auch nicht ganz so groß sein mögen."

Und dann gab sie ihm mit dem Fächer einen leisen Schlag auf den Arm und bemächtigte sich der Dose.

„Haben Fräulein Pepi schon die Eichhörnchen gesehen, die der Graf im Käfig hält?“ fragte der junge Masari, der für einen Schwärmer und heimlichen Dichter galt, obschon er im Handelshause seines Vaters nur mit Leder und Riemzeug zu tun hatte. Er sah das schöne Mädchen treuherzig an und war ganz rot geworden.

„Eichhörnchen?“ erwiderte Pepi von Gandegg erstaunt. „Nein, wo denn nur?“

„Ich will Sie führen,“ sagte er und bot ihr den Arm; und auf einmal waren sie verschwunden. Der junge Botsch flüsterte seinem Vater zu: „Haben Sie gesehen?“ Aber dann erinnerte er sich auf einmal seiner Sorgen. „Ach, Gnaden Papa, einen Augenblick!“ Er zog ihn in einen seitlichen Gang und redete auf ihn ein. Natürlich, der Geschäftseifrige!

Die Gräfin Mansfeldt hatte ihrem Neffen den Arm gegeben. „Willst Du mich ein Stück Wegs geleiten?“

„Aber gewiß, Gnaden Tante!“ Huh, so feierlich! Er witterte Unrat. Geldangelegenheiten! Hm —

„Ich habe Dich wegen einer Angelegenheit zu fragen, die mir einigermaßen am Herzen liegt.“

„Gnaden Tante meinen vielleicht wegen des Juden Meir — er sagte neulich, er habe noch ein Geld zu erlegen, ist aber nicht zum Vorschein gekommen. Einnehmen ist gut, aber herausgeben ist hart; mit denen Juden ist gar nichts. Man kommt ohne Betrug nicht davon, und ich sage —“

Aber die Gräfin fiel ihm ins Wort: „Ich habe Dich ausreden lassen, um vielleicht etwas Neues zu erfahren. Aber das meine ich nicht. Ich rede jetzt von der Mademoiselle de Fresnay . . .“

„Ach, wollen Gnaden Tante dieses Briefchen lesen,“ sagte der Leutnant erleichtert und brachte ein hellblaues Papier zum Vorschein, das mit einem großen schwarzen Siegel geschmückt und sorgsam zusammengelegt war. „Ich habe es heut erhalten und bin somit frei, was ich trotz eines gewissen Schmerzes, — nein wirklich, bei meiner Soldatenehre! — nicht so wehmütig empfinde, als es die Schreiberin in einer Art Verblendung vielleicht zu denken gesonnen ist.“

Die Gräfin öffnete den Brief, griff nach ihrem Lorgnon und las:

„Monsieur, vous ne devez pas être surpris de ce que j'ai défendu à ma nièce toute correspondance, après que vous lui avez écrit d'Innsbruck, que monsieur votre père s'étoit déclaré, qu'il ne passoit pas plus que 400 fl de douaire et 400 fl pour le ménage; il faudroit que je fusse l'ennemie de ma nièce pour consentir à une pareille chose, j'aurois le blâme de toute la ville de Vienne et avec justice, pour qu'elle n'a pas besoin de se marier pour vivre. Avouez, monsieur, que tout vient de votre faute, car vous n'ignorez pas qu'étant assise sur mon canapé, je vous ai dit plusieurs fois : monsieur d'Altlechen, n'entreprenez pas de faire la cour à ma nièce, si vous n'êtes pas assuré, que monsieur votre père voudra ou pourra lui faire un sort, tel qu'il convient à son état. Je suis bien fâchée que tout ceci vous occasionne du chagrin, mais j'en ai aussi ma bonne part; vous sentez bien, monsieur, que je suis obligée de cette façon, de vous prier de finir une correspondance, laquelle ne peut aboutir à rien, étant avec les sentiments de la plus parfaite estime
Monsieur votre très humble, obéissante servante de Noyer.

Monsieur Aschauer vous remettra votre portrait et vos lettres, ayez la bonté d'en faire autant —“

Die Gräfin ließ den Brief sinken. „Du lachst gar, Peter?“

„Was soll ich tun, Gnaden Tante, ich will mich gerade salvieren, und da kommt dieser Brief, der es mir so bequem macht —“

„Die Demoiselle wird sich trösten.“

„Ich will es hoffen.“

Er verschwieg, daß dem Brief ein kleiner Zettel beigelegen hatte, in dem das junge Mädchen unter Versicherungen unwandelbarer Affektion ihren allerliebsten Altlechen im tapferen Ausharren bestärkte.

„Das kommt wirklich eben recht,“ sagte die Gräfin. „Ich sehe schon, daß wir an Dich denken müssen.“

Digitized by Google

„Ah . . . ich verstehe . . .“

„Die Delama hat mir etwas erzählt. Das Mädchen gefällt Dir also?“

„Ich habe noch nie ein so reizendes und bescheidenes Frauenzimmer gesehen; und ich glaube auch von ihr nicht unbeachtet geblieben zu sein.“

„Und reich!“ sagte die Gräfin. „Nun ich gebe meinen Segen. Sieh nur zu, daß Du das Fest und den Ball recht ausnützest. Das übrige mit Deinem Vater laß mich übernehmen. Und wenn Du sonst etwas brauchst an Kleidungsstücken, ein Kaput von Tuch oder Seidenwesten — ein Stück Leinwand für Hemden habe ich sowieso schon herausgelegt; die magst Du Dir allmählich in Innsbruck machen lassen. Und Deiner Mama sage, unten beim Solderer gibt es Schlesinger Tischzeug von 18 bis 24 Kreuzer, nicht gar zart, aber herzig im Model.“

In der großen Laube vor dem Haus vergnügten sich die jungen Leute mit Pfänderspielen. Masari und Pepi von Gandegg waren sehr erhitzt in der Gesellschaft wieder aufgetaucht, blieben aber still und wortkarg, trotzdem man ihnen ansehen konnte, daß sie nicht traurig waren. Anselm Botsch saß mit seinem Vater abseits an einem Tisch und rechnete auf einem Stück Papier, suchte auch, wenngleich vergeblich, den Guido Flamm zu einer Besprechung über Geschäftliches herüberzulocken. Die älteren Damen hatten sich feierlich, wie zu einer Gerichtssitzung, um einen runden Tisch auf der Terrasse versammelt und sprachen ein entsetztes Verdikt über die Delama aus, die sich unter den Jungen am jugendlichsten gebärdete, den Herren mit ihrer kurzen Oberlippe zulächelte und die ihr dargebrachten Huldigungen wie einen selbstverständlichen Tribut hinnahm.

Im Fröhlichsein wollte sie es wohl mit allen aufnehmen, sagte sie auch einige Male aufgeregt. „Nur vorwärts, Herr Leutnant! Er besinnt sich so lange.“

Altlechen war ganz betrübt, er hatte, um seine Pfänder auszulösen, schon so viel Unsinniges tun, hatte schon allen Damen den rechten Schuh küssen müssen — und Clara del Longo hatte doch einen so süßen Hals — und nun sollte er gar Testament machen. Als ihm die Binde vom Gesicht genommen wurde, stellte es sich heraus, daß er Isabella und Clara die Fäuste zu zeigen, Barbara von Gusidaun einen Nasenstüber zu geben, Moritz von Aichach sanft zu streicheln und Koko, den Seidenpintscher der Gräfin, und die Delama zu küssen hatte. Als höflicher Mann begann er bei dem alten Fräulein. Er gedachte sich mit ihrer Wange zu begnügen, aber im entscheidenden Augenblick drehte sie ihr Gesicht so herum, daß der Kuß gerade den Mund und den Schnurrbart traf. Und hatte nicht einmal Dank. „Küssen kann er nicht,“ sagte die Delama rot und aufgeregt — „er verdient es wirklich, nur mit dem Koko zu scharmuzieren . . .“ Der Komtesse Isabella aber flüsterte sie leise zu: „Ha, der Schändliche, hast Du gesehen, wie er die Situation ausgenützt hat? Nun, für ein Sommerfrischliebchen halte ich mich denn doch zu gut.“

Derweil promenierte der Deutschordenskomtur mit dem Kreishauptmann ernsthaft durch den Garten.

„Wie es nur wieder aufgegrünt hat,“ sagte Herr von Franzin und blieb stehen, um Umschau zu halten. „Sehen Sie den schön geschwungenen Bogen, in dem die Berge um den Ritten stehen. Und diese zackigen Gipfel im Osten, die so verwunderliche Gestalten haben. Und das helle Rot der Föhrenstämme. Und wie die Käfer summen und die Heuschrecken springen, als ob sie sich vor Lebensfreude nicht zu lassen wüßten. Wahrlich, alle Kreatur freut sich des Daseins und der Sommerwärme.“

„Ha, wie er schwärmt, unser Poeta.“

„Es ist nur, daß doppelter Jammer mich ergreift, wenn ich so bedenke, wie jung der Kaiser hat sterben müssen.“

Altspaur seufzte: „Dachte ich's doch, daß Sie diesen Schatten heraufbeschwören würden. Aber nicht das, mein Freund, wir würden uns querellieren müssen. Ah, dieser Geist des Unglaubens und der Unzufriedenheit, der da umgeht und auch die Besten verwirrt!“

Franzin faßte ihn an einem Rockknopf: „Was wollen Sie? Wir machen Augen

und Ohren auf. Und wer die Bücher der Herren in Frankreich gelesen hat, dem muß das Altgewohnte plötzlich in seiner ganzen Nacktheit erscheinen."

„He? Und sehen Sie doch hinüber nach Ihrem Frankreich! Es fehlt ja nicht viel, daß der Pöbel den König in seinen Schlössern bedroht. Wollen Sie das auch in Österreich erleben?"

Franzin lächelte: „Meinen Sie das wirklich? Ach nein, unsere Bauern machen keine Revolution."

„Herr Jesus, was für ein Wort! — Aber im Ernst, teurer Freund! Geben Sie die Valentiner Kirchenglocken heraus. Warum wollen Sie den Bauern nicht die Freude machen, da doch diese Verordnungen nun aufgehoben sind."

Franzin gab keine Antwort. Da seufzte der andere: „Nun, ich will Sie heute nicht plagen, aber ich werde nicht nachlassen, Ihr gutes Herz zu bestürmen."

Sie standen an dem Rasenplatz, der sich, von Nußbäumen beschattet, bis zur Kanzel herüber erstreckte. Die jungen Leute spielten Blindekuh, und es war hübsch zu sehen, wie die Mädchen in ihren hellen Kleidern über den Rasen flogen, die zwei Windhunde immer hinterher. Der größere von ihnen, Luna genannt, hätte bald die Delama umgerannt.

„Ei," sagte Altspaur, „unsere gute Delama! Mein Gott, sie ist fast in meinem Alter."

Aber die Delama hatte ihn schon entdeckt: „Spielen Sie doch mit, liebster Graf. Sie sind gewiß so behende wie nur einer von diesen jungen Leuten."

Altspaur verneigte sich graziös. „Ich habe den Rubikon überschritten, der die Jugend vom Feindesland des Alters trennt. Lassen Sie mich aus der Ferne, als ein anteilnehmender Greis zusehen, wie Jugend und Schönheit und männlich frische Kraft sich am Spiel ergötzen."

⁂ ⁂ ⁂

Gegen zehn Uhr zogen die Damen sich zurück, und bald nachdem die letzte mit Schirm und Mantel wegen des drohenden Gewitters, und von einem Diener geleitet, davon gegangen war, brach der Regen los und jagte die jungen Herren in die Säulenhalle. Da saß man nun, trank Justinawein und sah zu, wie draußen die Blitze niederfuhren. Masari schwärmte, wie herrlich es sei, vom geborgenen Orte aus den Aufruhr der Elemente als ein erhabenes Schauspiel zu genießen. Aber die andern schnupften statt jeder Antwort, ließen den Wein langsam die Kehle hinabgleiten und zählten die Sekunden zwischen Blitz und Donner. Einmal schlug es drüben über dem Tale in Völs ein. Man sah den Blitz wie ein feuriges Schwert vor dem Schlern herabfahren, der ganze Berg stand in weißer Glut, dann rauschten ungeheure Wasserströme über das Land und schon wich im Osten der schwere Wolkenschleier. Der Regen ließ fast plötzlich nach, eine angenehme Kühle wehte herein, hinter den Bergen des Etschtals hob sich der Mond empor, auf den Blättern glänzte das Naß in reinem Licht, weiße Nebelschleier schlangen sich durch die Wipfel. Aus den Tiefen aber stieg das Rauschen der Rinnsale empor, die der Regen jählings gefüllt hatte. Durch finstere Schluchten zwischen moosbewachsenen Felsen, von triefenden Erlenzweigen überbrückt, schossen die Wasser gurgelnd zu Tal, und von den vielen Strömen, die der sonst wasserarme Berg nicht zurückhalten konnte und nun dem Eisack zusandte, scholl weithin vielstimmiges Brausen zur Höhe.

Ah, wie herrlich kühl es geworden war! Keiner mochte mehr trinken. Sie waren gar nicht müde, saßen mit weitgeöffneten Augen da, sogen das flimmernde Mondlicht und die frische, nach Erde und Blumen duftende Luft in vollen Zügen ein und beschlossen, noch alle zusammen durch das schlafende Dorf zu ziehen.

„Ich weiß etwas," sagte Flamm, „Herr von Altlechen sorgt für eine Gitarre, und Botsch mag spielen und singen."

Masari aber schlug vor, von Haus zu Haus zu wandern und überall, wo ein junges Mädchen wohnte, ein Ständchen zu bringen.

Nun wurde nicht mehr lange beraten; der Diener mußte eine Gitarre holen, und dann ging es mit Lachen und Flüstern zum Hause hinaus.

O, wie alles glänzte und schimmerte! Die Mendel weit drüben über dem Tal hatte einen weißen Rücken, als ob Schnee

darauf läge, und die Tiefen selber waren blau und versanken ins Bodenlose, das niemand ergründen zu können schien. Aber die Häuser lugten aus dem Schatten der rauschenden Bäume träumerisch hervor und hoben sich feierlich wie Königsschlösser in die Mondnacht. Alles war anders, schöner, reiner, fremder als am Tage; es zog wie süßer Geigenklang aus weiten Fernen über die Halde, und Masari, dem Schwärmer, klopfte das Herz.

„Nein, Ihr dürft nicht singen," sagte er — — — „es ist wohl schade um diese nächtliche Stille."

Aber sie verstanden ihn nicht. — — — Ein Brunnen rauscht, in einem Stall drüben beim Wirtshaus brüllt eine Kuh, ein Hund schlägt an, dann wieder Stille.

Die jungen Leute ziehen auf schmalem Pfad durch wogende Roggenfelder, die nassen Halme streifen ihre Knie, es rauscht hinter ihnen zurück, aufgeschreckte Heuschrecken retten sich mit kühnem Sprunge.

Da beginnt Botsch zu singen:

„Nur leise, nur leise,
Und kein Geräusch gemacht!
Wenn Feinsliebchen schlafen will — —"

Es schallt weit und hell über die Felder, und es ist, als ob die Häuser erwachen. Aber die Häuser haben gar nicht geschlafen. In dieser Nacht ist alles hell und wach, und Bäume und Zäune, ja die Steine und das wogende Mondlicht selber leben und lauschen, dehnen sich in süßem Frieden. Da liegt das ganze Dorf — da schimmert es auf den Dächern wie Silber — —

„Nein, nicht singen," sagt Masari. Und er hält seinen Freund Otto von Kolbe ein wenig zurück und flüstert ihm zu, daß er Pepi von Gandegg heute geküßt hat. Sein Herz ist voll, und nun, da die Mondnacht alles mit reinem Licht verklärt, muß er es jemandem sagen, wie glücklich er ist. „Sieh, da drüben ist ja ihr Haus. Ob sie schon schlafen mag?"

Aber jetzt stehen sie unter ihren Fenstern, und Botsch fährt präludierend über die Gitarre:

„Ich bin ein fahrender Geselle
Und geh' von Haus zu Haus,
Ich zieh' aus Gass' und Dorf hinaus,
Ich bin im Strom die Welle.

Der Hornung kommt und ruft aufs neue.
Was schaust so trüb Du her?
Mach' mir mein junges Herz nicht schwer!
Mein Herz kennt keine Treue.

Mein Herz zieht mich ins Morgenland,
Froh zieh' ich meine Straßen,
Ich zieh' durch Hain und Gassen
Weit fort aus Not und Sorgenland —
Du mußt mich wandern lassen."

Das Haus bleibt dunkel und still. Die jungen Leute flüstern und suchen ihr Lachen zu ersticken, Masari schaut glänzenden Auges zu den im Mondlicht schimmernden Fenstern hinauf. Nichts regt sich; da ziehen sie weiter. Halt, was kriecht da hinter dem Zaun? Ein Bauernbursch ist's, der jetzt fluchend das Weite sucht. „Der kommt von der Liebsten," sagt Masari voller Mitleid, „und nun habt Ihr ihn aufgestört."

Hinter den niedrigen Gartenmauern lauern tiefe Schatten. Auf dem Wege glitzern die Pfützen. Das Gras auf den Wiesen ist feucht und liegt wie niedergemäht von der Gewalt des Sturmes.

„Da wohnt die Delama," sagt Funck. Sie schleichen sich an das Haus heran, drücken sich unter das niedere Vordach, das den Treppeneingang überdeckt, und Botsch singt:

„Schmetternd und hold klingt der Sang der Kamönen,
Klinget gen Nord und klinget gen Süd,
Und aus den wiederverhallenden Tönen
Machen die Menschen ein Liebeslied:
Süße, mach' auf, mach' auf Deine Kammer,
Süße, so höre doch meinen Jammer,
Süße, ich flehe auf meinen Knien,
Laß mich nicht ungetröstet ziehn!

Ach, wie so hold ist der Blick Deiner Augen!
Dringet wie Feuer in mein Gebein.
Ach, allein kann's mir nimmermehr taugen,
Kann nur mit Dir noch glücklich sein.
Pfirsichhaut, Kirschenmund, Perlenzähne,
Blond Deiner Haare seidige Mähne,
Weiß wie der Schnee Deiner Glieder Pracht,
Süße, was hast Du aus mir nur gemacht!

Aber Du bleibest wie Eis meinem Flehen,
Mitleid hat Dir die Göttin versagt.
Nimmermehr soll ich Dich wiedersehen,
Ach, so sei es dem Hades geklagt!
Sieh, von der Felsen schrecklichsten Zinne,
Stürz' ich, ein Opfer verratener Minne,
Stürz' ich in Nacht und Grauen hinab,
Suche im Orkus ein frühes Grab. —"

Da klirrt ein Fenster, ein Wasserguß schießt herunter, und eiligst und fast erstickt vom Lachen suchen die Sänger ihr Heil in der Flucht. Sie schwärmen durch das Dorf, jagen hinter heimlich

schleichenden Katzen her, die Hunde in den Höfen fangen schon an zu bellen.

Da ist wieder ein Haus. Silberglanz liegt auf dem Dach, die beiden Wetterfahnen auf den Knäufen gleißen, die grünen Holzladen sind offen, oben ist auch ein Fenster geöffnet. Weiße Vorhänge, leicht vom Winde gebläht, hängen dahinter.

„Halt, das Pilgramhaus! Botsch, wo bist Du? Etwas recht Schönes, ja? Sei doch so gut! Du willst nicht? Aber liebster — —"

Er sträubt sich, aber es nützt nichts, sie reden alle auf ihn ein. „Botsch, liebster Botsch, dem schönsten der Mädchen willst Du nicht singen?" Altlechen bittet noch besonders. Bei Gott, wenn er bei Stimme wäre und Lieder wüßte, ihn sollte man nicht erst zu bitten brauchen. Botsch wird unschlüssig — — was kann schließlich Luise dafür, denkt er bei sich. Sie ist ja wirklich die schönste ... Und dann das Theres'l! Bei Gott, das Theres'l! — — Er nimmt die Gitarre von der Schulter und singt:

„Es steht der Mond am Himmel
Und zieht in guter Ruh'.
Du Liebchen, schließ die Augen
Und schlafe immerzu!

Es sauft und horcht die Stille
Wohl auf den Gang der Zeit,
Es fließen alle Wasser
In stiller Emsigkeit.

Sie fließen wohl zu Tale
Und kehren nimmermehr.
Und jede heiße Träne
Versinkt im wilden Meer.

Von Bäumen süßes Rauschen,
Tau liegt auf Zweig und Blatt.
Ich werd' nicht müd' zu lauschen,
Kann mich nicht sehen satt.

Ich steh' und halte Wache:
Mein Liebchen, schlafe Du!
Hast oft um mich geweint,
Nun schirm' ich Deine Ruh' ..."

Leise verhallt die Stimme in der Nacht. Nichts regt sich. Die Vorhänge oben am Fenster blähen sich leicht im Wind. Der Mond steht über dem Hause und neigt sich langsam gen Westen. Die jungen Leute flüstern miteinander. Nur Botsch scheint verstimmt zu sein. Altlechen wirft eine Kußhand zum Fenster hinauf; es ist niemand da, der sie entgegennähme.

Und weiter geht es. Aber oben im weißen Stübchen ist Luise erwacht, richtet sich auf und horcht. Was war es doch? Es sang — — ihr ist's, als ob sie es noch leise verhallen hörte, leise, leise, im Schweigen zerrinnen. Ach, es war so schön, was sie geträumt. Und nun sitzt sie da, aufgescheucht von fremder Stimme, kann den Traum nicht halten — und ihr ist so bang. In der Ferne verklingt leises Lachen.

Sie ziehen durchs Dorf, singen unter den Fenstern. Wie Trunkenheit ist es über sie gekommen. Sie sind jung und glücklich. Sie fühlen sich gut und möchten einander nur alles Liebe tun. Und o wie schön ist die Welt! Da sie müde sind, setzen sie sich allesamt auf den Rand eines Brunnentrogs und stecken die Köpfe zusammen. Botsch fängt ein Liedchen an, und nun fallen sie alle ein:

„Amaryllis,
Jag' den Hund fort!
Amaryllis,
Schöne Schäferin!
Wenn ich zu Dir geh',
Ist der Tag vorbei,
Fängt die Nacht an,
Amaryllis!

Wer mich lieb hat,
Amaryllis,
Löscht die Fackel aus,
Amaryllis!
Brauch' kein Licht mehr,
Scheint Selene,
Lacht Frau Venus uns,
Amaryllis!

Klein die Hütte,
Amaryllis,
Eng das Lager,
Amaryllis,
Aber fühl' ich doch
An meinem Herzen
Wie es klopft, Dein Herz,
Amaryllis! — —"

Hinter ihnen rauscht das Wasser in seinen Trog und gibt die immer gleiche zarte Begleitung zu ihrem Lied. Erst das fahle Rot des Morgens jagt sie auseinander und jeden seiner Behausung zu.

Schluß folgt.

Digitized by Google

Am Zeich.
Gemälde von Hermann Zeuthen.

Stimmen. Von Dr. Felix Weltsch.

Die Stimmen zu hören, braucht man nicht Ohren, sondern Augen, sagt Goethe, der wußte es. Er hatte ja auch Ohren für die Unhörbarkeiten der Naturgeheimnisse. Wir Menschen haben nun einmal, wenn wir wollen, nur wenige Sinnesorgane, und diese wenigen Sinnesorgane sind für die Wahrnehmung der Welt nicht ausreichend. Was der Mangel-Menschen-Organismus nicht wahrnimmt, das ist für ihn nicht vorhanden. Und wenn wir uns auch bemühen, die Welt durch Instrumente wahrnehmbar zu machen, so bleibt doch noch ein großer Rest, der nicht einmal durch diese Instrumente wahrnehmbar gemacht werden kann. Diese Wahrnehmbarkeit aber, die durch Instrumente wahrnehmbar und ausschließlich für sie da ist, nennen wir Stimmen. Sie haben ein Eigentümliches gegen die Tonwelt, die wenigstens teilweise auch durch Instrumente wahrnehmbar gemacht wird

„Totengespräche" niederschrieb, worin er den „kopflos gewordenen" dänischen „Favoriten" — jenen kläglichen Stümper, der sich erdreistete, gleich ihm im Sinne des aufgeklärten Despotismus regieren zu wollen — mit der ätzenden Lauge seines Spottes überschüttete und ihn zugleich der fluchwürdigsten Verbrechen wider die geheiligte Person des Dänenkönigs beschuldigte. Wie viel milder lauteten hingegen die Worte, die ein anderer deutscher Autor mehrere Wochen nach der Hinrichtung Struensees in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen dem „unglücklichen Grafen" widmete. Wohl ist auch er keineswegs blind gegen dessen Schwächen und Verfehlungen. Allein gleichzeitig bemüht er sich ehrlich, den „Gang seiner Seele" zu verstehen, und in allen seinen Äußerungen verrät sich aufrichtiges Mitleid mit dem „armen" Manne, der „lange an einer Kette auf einem mühseligen Wege herumgezogen wurde, sich losreißt und, unbekümmert ob er auf Weg oder Wüstenei gerät, so lange herumschlendert, bis er in einen Abgrund sinkt". Nur wenige Leser jenes Artikels mögen damals wohl geahnt haben, daß dessen Verfasser — es war ein junger Dr. juris, namens Wolfgang Goethe — dereinst als Deutschlands größter Dichter die ganze Welt von sich reden machen würde.

Das lebhafte Interesse, das Struensee bei seinen Zeitgenossen erregte, hat sich in unverändertem Maße bis auf den heutigen Tag erhalten. Die romantischen Umstände, unter denen er „der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg", und sein tragisches Ende haben seit jeher auf die Poeten, Komponisten und Historiker einen geheimnisvollen Zauber ausgeübt. Daß sich die Legendenbildung schon frühzeitig des Grafen bemächtigte, kann unter solchen Umständen kaum wundernehmen. Freund und Feind haben rührende oder abstoßende Szenen frei erfunden, gefälschte Briefe und Tagebücher in der Öffentlichkeit verbreitet und dadurch noch jüngst, namentlich in Frankreich und in England, die Entstehung historischer Schriften ermöglicht, in denen Dichtung und Wahrheit durcheinander gemischt sind. Der gewissenhafte Geschichtschreiber muß natürlich auf die Wiedergabe aller jener Märchen und Sagen verzichten. Allein auch in dem von ihm entworfenen Bilde wird der Leser alle Farbenabstufungen der Palette, vom hellsten Rosenrot bis zum tiefsten Schwarz, vertreten finden: Liebe und Aufopferung, Leidenschaft und Verirrung, Bosheit und Haß. Und dieses hochdramatische Bild muß doppelt wirkungsvoll erscheinen, weil sich in ihm das widerspiegelt, was den Hauptreiz eines jeden Gemäldes ausmacht: der Zauber der Wahrheit. — —

Johann Friedrich Struensee war am 5. August 1737 in Halle geboren, wo sein Vater seit einiger Zeit als Prediger wirkte. Die pietistische Erziehung, die ihm zuteil wurde, erzielte, wie es so häufig damals zu geschehen pflegte, eine entgegengesetzte Wirkung. Aus Widerwillen gegen die im Vaterhause herrschende strenge Zucht und Religiosität wurde der junge Struensee früh ein Freigeist. Nachdem er, kaum zwanzigjährig, 1757 an der Universität seiner Geburtsstadt die medizinische Doktorwürde errungen hatte, begleitete er seinen zum Propst beförderten Vater nach Altona und erhielt hier, dank dessen Beziehungen, bereits nach wenigen Monaten die Stelle eines Kreisphysikus. Allein die Hoffnung Adam Struensees, daß die neue Umgebung und der neue Wirkungskreis von wohltätigem Einfluß auf die sittlichen und religiösen Anschauungen seines Sohnes Johann Friedrich sein würden, ging keineswegs in Erfüllung. Vielmehr bildeten schon binnen kurzem sein lockerer Lebenswandel sowie sein häufiger Verkehr mit gottlosen „Libertins" einen beliebten Stoff für den Altonaer Stadtklatsch. Kein Wunder, daß die Wege von Vater und Sohn sich mehr und mehr zu scheiden begannen. Immer größer wurde die Entfremdung zwischen dem Anhänger August Hermann Franckes und dem leidenschaftlichen Verehrer Voltaires. Nachdem Adam Struensee als schleswig-holsteinischer Generalsuperintendent 1760 nach Rendsburg übergesiedelt war, hörte bald jeder persönliche und unmittelbare Verkehr zwischen beiden auf. Der sittenstrenge greise Geistliche betrachtete den leicht-

Schiller Goethe's Werk fortsetzen, wie dieser seinerseits Schiller. Auch der Gedanke, daß Goethe's Werk nur halbes Interesse beanspruchen, ist nur in der Theorie vorhanden, in der Praxis wird es ganz, wie Schiller selbst vorhergesagt. Goethe wird Gegenstand des Studiums.

Schwanthaler. Monument für Goethe in Frankfurt a. M.

Natürlich setzt der Kultus ein, Goethe wird Gegenstand jedes Festes, jeder Rede, ja selbst in Romanen und Novellen spielt er bisweilen eine Rolle. Man verehrt und betet ihn an, wie einen Heiligen, und wie bei einem Heiligen kann man heute auch bei Goethe konstatieren, daß er mehr gelobt als gelesen wird. Wie es nach Kleist kam, kam es nach Goethe, es folgte eine Periode der „eigenen Gedanken", die Epigonenzeit. Wie Kleist, so wurde auch Goethe „überwunden", und wie bei Kleist, so ist auch bei Goethe die Überwindung nicht so schnell gegangen, wie sie gedacht. Es kann sich nur darum handeln, Goethe zu überwinden, indem man ihn studiert, indem man seine Werke lesen lernt. Goethe ist ein Gegenstand des Studiums, und wie jeder Gegenstand des Studiums, so will auch er gelernt sein, will gelernt sein, wie jeder andre Gegenstand des Studiums. Ja man darf sagen, daß Goethe mehr als jeder andre Gegenstand des Studiums bedarf. Denn wie kaum ein andrer Dichter ist Goethe Dichter, Philosoph, Gelehrter, Naturforscher, Künstler, Staatsmann und Weltmensch in einer Person, und wie kaum ein andrer Dichter ist Goethe Dichter für alle Zeiten, für alle Völker, für alle Menschen. Wie kaum ein andrer Dichter ist Goethe Dichter für alle Zeiten, weil er Dichter für alle Völker, weil er Dichter für alle Menschen ist. Wie kaum ein andrer Dichter ist Goethe Dichter für alle Völker, weil er Dichter für alle Zeiten, weil er Dichter für alle Menschen ist. Wie kaum ein andrer Dichter ist Goethe Dichter für alle Menschen, weil er Dichter für alle Zeiten, weil er Dichter für alle Völker ist. Und wie kaum ein andrer Dichter ist Goethe Dichter für alle Zeiten, für alle Völker, für alle Menschen, weil er Dichter für alle Zeiten, für alle Völker, für alle Menschen ist.

durch seine späteren Kämpfe mit Lessing bekannte und berüchtigte Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze öffentlich darüber Beschwerde, daß sich in einzelnen Aufsätzen grobe Verstöße wider die guten Sitten, sowie freche Angriffe auf die staatlichen und kirchlichen Einrichtungen fänden. Die Folge hiervon war, daß eins der Hefte konfisziert wurde, worauf die Zeitschrift einging. Noch kläglicher endete ein zweiter Versuch Struensees, vor der Öffentlichkeit schriftstellerische Proben von seinen „Einsichten und Kräften" abzulegen, sowie gleichzeitig dadurch sein Einkommen zu verbessern. Der von ihm geplanten „Altonaischen Monatsschrift zur Beförderung der Wissenschaften, der Künste, des Geschmacks und der Sitten" wurden seitens der Zensurbehörde unablässig neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt, so daß er es Anfang 1764 vorzog, auf die Herausgabe überhaupt zu verzichten.

Wenn Struensee damals trotzdem den Mut nicht sinken ließ und den Glauben an seinen Stern nicht verlor, so beruhte dies darauf, daß er inzwischen die Bekanntschaft desjenigen Mannes gemacht hatte, der für ihn fortan im Guten wie im Bösen von entscheidender Bedeutung werden sollte: des Grafen Karl von Rantzau-Ascheberg.

Außergewöhnlich geist- und kenntnisreich, aber zugleich moralisch verworfen und ein Intrigant der schlimmsten Art, hatte dieser Abkömmling eines der ältesten und vornehmsten holsteinischen Adelsgeschlechter durch eigene Schuld plötzlich den dänischen Militärdienst verlassen müssen, wo er in verhältnismäßig jungen Jahren bereits bis zum Generalmajor aufgerückt war. Als er sich, nach langen abenteuerlichen Irrfahrten durch halb Europa, schließlich in Altona niederließ, beherrschte ihn nur der eine Gedanke, sich an den Leitern der dänischen Monarchie zu rächen und selber an die Spitze der dortigen Regierung zu treten. Ein geeignetes Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne glaubte er bald gefunden zu haben. Schon bei der ersten Begegnung mit Struensee durchschaute er vollkommen dessen ehrgeizigen Charakter und suchte den hochbegabten Mann an seine Seite zu fesseln. Es gelang ihm dies umso leichter, als Struensee keineswegs frei von Eitelkeit war. Mußte es nicht dem bürgerlichen Arzte gerade in jener Zeit bitterer, literarischer Enttäuschungen doppelte Genugtuung bereiten, daß ein hochgeborener Magnat ihn zu schriftlicher Tätigkeit in oppositionellen Blättern aufforderte, ihn immer wieder als ein politisches Genie ersten Ranges bezeichnete und ihm eine glänzende Zukunft als Lenker eines mächtigen Reiches prophezeite! Genug: binnen kurzem waren Struensee und der zwanzig Jahre ältere Rantzau ein Herz und eine Seele geworden. Von dichtem Tabaksqualm umhüllt, saßen sie beieinander, schwuren sich ewige Treue und Freundschaft, kritisierten aufs schärfste die in Dänemark herrschenden Zustände, entwarfen gemeinschaftlich die kühnsten Reformprojekte und träumten sich immer mehr in die Rolle von zu unsterblichen Taten ausersehenen Volksbeglückern hinein.

Das Bestreben Rantzaus ging zunächst dahin, seinem Schützling Zutritt zu den adligen Kreisen der Provinz zu verschaffen. Der glänzende Erfolg, den die Behandlung der an den Pocken schwer erkrankten Gräfin durch seinen jungen, bisher fast unbekannten Freund hatte, kam ihm hierbei zu Hilfe. Bald war der Name Struensees in aller Munde, und seine Praxis vergrößerte sich zusehends. Ja er wurde sogar, wie ein neuerer Geschichtsforscher äußert, „gleichsam der Modearzt des holsteinischen Adels" und ein gefeiertes Mitglied der Altonaer Gesellschaft. Alles drängte sich, den bürgerlichen Kreisphysikus einzuladen, der nicht nur anregend und geistvoll zu plaudern verstand, sondern auch vorzüglich zu Pferde saß und die Jagdbüchse geschickt zu handhaben wußte. Namentlich die Damen waren dem liebenswürdigen, schönen und stattlichen Manne gewogen, von dessen früheren Eroberungen bei dem schönen Geschlecht man sich insgeheim wahre Wunderdinge erzählte.

Wie viele Kollegen mochten damals den gesuchten Arzt um seine Stellung beneiden! Und doch blieb Struensee unbefriedigt. Sein durch Rantzau angestachelter Ehrgeiz verlangte nach einer Wirksamkeit auf einem größeren Schau-

König Maximilian I. Joseph, nach dem Gemälde von Joh. Nep. Stuber im Besitz des Königs von Bayern

nach durch die Schwedischen Verheerungen und durch die Kriegsjahre 1800 und 1801 sehr herunter. Nachdem Ludwig I. seinem Vater, dem Könige Maximilian I. Joseph, 1825 in der Regierung gefolgt war, begann er sofort mit großen Mitteln die Hebung der Kunst und Wissenschaft, und seine Regierung war eine der glänzendsten, die das Land je gehabt hat. Ludwig I. dankte 1848 ab, und sein Sohn Maximilian II. folgte ihm. Dieser starb 1864, und ihm folgte sein Sohn Ludwig II. Dieser ertrank 1886 im Starnberger See, und sein Bruder Otto folgte ihm in der Regierung. Da dieser aber seit 1867 geisteskrank war, so übernahm Prinz Luitpold, der Onkel Ludwigs II., die Regentschaft, die er 1886 annahm. Seine Regierung ist ausgezeichnet durch Ruhe und Wohlfahrt des Landes.

Die Verfassung Bayerns, die 1808 eingeführt und 1818 in einigen Punkten abgeändert wurde, ist eine konstitutionelle Erbmonarchie. Sie besteht aus dem Thronfolger, den Prinzen des königlichen Hauses, den Standesherren, den Vertretern der Kirchen, den Abgeordneten der Städte und Landgemeinden und den vom König ernannten Mitgliedern. Der Thronfolger ist volljährig mit dem vollendeten 18. Jahre. Die Prinzen des königlichen Hauses haben Sitz und Stimme in der Kammer der Reichsräte, wenn sie volljährig sind. Die Standesherren, Vertreter der Kirchen, Abgeordneten der Städte und Landgemeinden und die vom König ernannten Mitglieder bilden die Kammer der Abgeordneten. Die Kammer der Reichsräte besteht aus 150 Mitgliedern, die Kammer der Abgeordneten aus 163 Mitgliedern. Die Kammer der Reichsräte wird vom Könige einberufen, geschlossen und vertagt. Sie hat das Recht der Initiative, der Zustimmung und der Verwerfung. Die Kammer der Abgeordneten wird alle drei Jahre einberufen. Sie hat das Recht der Initiative, der Zustimmung und der Verwerfung. Die Sitzungen beider Kammern sind öffentlich. Die Mitglieder beider Kammern haben Redefreiheit. Sie können nicht verhaftet werden, außer wenn sie auf frischer That ergriffen werden. Sie können nicht vor Gericht gefordert werden, außer mit Genehmigung der Kammer. Sie können nicht gleichzeitig Mitglieder beider Kammern sein. Sie können nicht Beamte sein. Sie können nicht Geistliche sein. Sie können nicht Offiziere sein. Sie können nicht Richter sein. Sie können nicht Lehrer sein. Sie können nicht Ärzte sein. Sie können nicht Apotheker sein. Sie können nicht Kaufleute sein. Sie können nicht Handwerker sein. Sie können nicht Bauern sein. Sie können nicht Arbeiter sein. Sie können nicht Soldaten sein. Sie können nicht Matrosen sein. Sie können nicht Fischer sein. Sie können nicht Jäger sein. Sie können nicht Förster sein. Sie können nicht Gärtner sein. Sie können nicht Winzer sein. Sie können nicht Müller sein. Sie können nicht Bäcker sein. Sie können nicht Metzger sein. Sie können nicht Schneider sein. Sie können nicht Schuster sein. Sie können nicht Weber sein. Sie können nicht Färber sein. Sie können nicht Gerber sein. Sie können nicht Sattler sein. Sie können nicht Wagner sein. Sie können nicht Schmied sein. Sie können nicht Schlosser sein. Sie können nicht Klempner sein. Sie können nicht Glaser sein. Sie können nicht Maler sein. Sie können nicht Bildhauer sein. Sie können nicht Architekt sein. Sie können nicht Ingenieur sein. Sie können nicht Techniker sein. Sie können nicht Chemiker sein. Sie können nicht Physiker sein. Sie können nicht Mathematiker sein. Sie können nicht Astronom sein. Sie können nicht Geograph sein. Sie können nicht Historiker sein. Sie können nicht Philologe sein. Sie können nicht Theologe sein. Sie können nicht Philosoph sein. Sie können nicht Jurist sein. Sie können nicht Arzt sein. Sie können nicht Apotheker sein. Sie können nicht Kaufmann sein. Sie können nicht Handwerker sein. Sie können nicht Bauer sein. Sie können nicht Arbeiter sein. Sie können nicht Soldat sein. Sie können nicht Matrose

Badehäuschen, das sich auf einem Floß vor dem Weiden Tore, also außerhalb der Stadtmauern befand. Es war ein Geschenk des Rates an die Bürgerschaft. Im Jahre 1818 ließ Gottlieb Benjamin Scholtz, der Gründer der Scholtzschen Badeanstalt, das Badehäuschen entfernen und durch ein größeres, das Scholtzsche Gebäude, ersetzen. Dieses Gebäude wurde 1822 durch Anbauten vergrößert und hieß Scholtz-Bad. Es enthielt 12 Kabinette, in welchen man Wannenbäder nehmen konnte. Im Jahre 1837 wurde Scholtz-Bad durch Anbauten vergrößert. Es enthielt nun 20 Kabinette, 2 Douchen und 2 Schwimmbassins. Im Jahre 1844 wurde das Gebäude mit Schwimmbassins versehen. Im Jahre 1847 wurde es vergrößert und

Schwimmbassins. Im Jahre 1847 wurde es vergrößert und

und endlich in dem Regiment der Garde du Corps. Hierauf bot jungen Offizieren Gelegenheit, sich weiter zu bilden, und so wurde Friedrich Wilhelm II. ihr Lehrer und Führer in Krieg und Frieden.

Friedrich Wilhelm II. als Kronprinz in Uniform.
Nach einem Kupferstich von Chodowiecki.

Unter ihm wurden die Garden zu einer Elitetruppe, die sich durch Tapferkeit und Disziplin auszeichnete. Ein Beweis dafür ist, daß sie in den Kriegen von 1792—1795 nur wenig Leute verloren, weil sie sich niemals ohne Befehl in Gefahr begaben. Sie hatten ihre Bewährung zuerst in Polen, dann gegen die französischen Revolutionsheere. Es war ihnen bei dem Vormarsch durch Westfalen und Holland ein Vorrecht, die Avantgarde zu bilden. Sie waren es, die 1793 Mainz einnahmen, und sie waren es, die 1794 Amsterdam besetzten. Ihr Verdienst war es, daß die Franzosen ihre Grenzlinien nicht überschritten, sie waren es, die sie wieder zurückwarfen. Sie waren es, die 1795 Hannover besetzten, und sie waren es, die Holland befreiten. Sie waren es, die 1806 Berlin besetzten, und sie waren es, die 1807 Danzig verteidigten. Sie waren es, die 1813 Dresden und Leipzig in mörderischen Straßenkämpfen eroberten, und sie waren es, die 1814 Paris einnahmen. Sie waren es, die 1815 Napoleon I. bei Waterloo besiegten, und sie waren es, die 1815 Paris besetzten. Sie waren es, die 1848 Berlin eroberten, und sie waren es, die 1849 Baden befreiten. Sie waren es, die 1864 Düppel stürmten, und sie waren es, die 1866 Prag besetzten. Sie waren es, die 1870 Metz einschlossen, und sie waren es, die 1871 Paris einnahmen. Sie waren es, die 1871 Berlin besetzten, und sie waren es, die 1888 Berlin verließen.

Sie haben also in allen Kriegen, die Preußen geführt hat, ihre Pflicht getan, und sie haben sie getan, weil sie sich ihrer Pflicht bewußt waren. Sie haben sie getan, weil sie sich ihrer Pflicht bewußt waren, weil sie sich ihrer Pflicht bewußt waren, weil sie sich ihrer Pflicht bewußt waren.

Digitized by Google

schlug, sich mit den Nachtwächtern bis aufs Blut raufte, um von ihnen eine Hellebarde zu erbeuten. Ja sie begann ihn sogar förmlich zu verabscheuen, als er eine hübsche, aber übelberüchtigte Dirne namens Katharina Beuthaken, die wegen ihres Vorlebens bei der Kopenhagener Lebewelt unter den Spitznamen „Stiefeletten-Kathrine" oder „Mylady" bekannt war, zu seiner Maitresse erhob, sich öffentlich mit ihr zeigte und sie auch bei seinen nächtlichen Orgien und Streifzügen in Männertracht mitnahm.

Die Niederkunft der Königin mit einem Prinzen, dem späteren Friedrich VI., Ende Januar 1768, führte zu keiner Wiederversöhnung der beiden Ehegatten. Vielmehr erlebte die junge Wöchnerin den tiefen Schmerz, die einzige mütterliche Freundin in dem fremden Lande zu verlieren, der sie bisher ihr Herz hatte ausschütten können. Anfang März mußte Frau v. Plessen auf Antrieb des Grafen Holck, ihres Todfeindes, plötzlich den Hof und das Reich verlassen. Dieser Bubenstreich des elenden „Favoriten" übte auf Karoline Mathilde eine geradezu niederschmetternde Wirkung. Lange sprach sie mit ihrem Gemahl kein einziges Wort und auch während seines schon erwähnten, dreivierteljährigen Aufenthalts im Auslande schrieb sie ihm keine einzige Zeile. — —

Wenn Christian bei seiner Heimkehr im Januar 1769 allen wie umgewandelt erschien und einen entschieden würdigeren, ernsteren Eindruck als früher machte, so war das im wesentlichen ein Verdienst seines neuen ärztlichen Beraters. Der Freimut, womit Struensee während der Reise den fixen Ideen des Königs entgegenzuarbeiten suchte und ihn vor den gefährlichen Folgen seiner sinnlichen Ausschweifungen warnte, hatte diesem ungemein imponiert, zumal er selber fühlte, daß er körperlich wie geistig eine Ruine geworden war, und daß er nur durch eine vernünftige, ruhige Lebensweise die Reste seines immer mehr schwindenden Verstandes retten könnte. Gehorsam hatte er sich denn auch allen Anordnungen des jungen Reisearztes gefügt, der ihm bald so unentbehrlich wurde, daß er ihn unmittelbar nach der Wiederankunft in Kopenhagen zu seinem Leibmedikus ernannte.

Während Struensee scheinbar völlig in seiner Tätigkeit als Arzt und Gesellschafter des Königs aufging, war er in Wahrheit zugleich ein scharfer Beobachter der ihn umgebenden Verhältnisse. Er erkannte sofort, daß die Gunst eines fast unzurechnungsfähigen Fürsten eine allzu unsichere Grundlage für die Verwirklichung seiner eigenen ehrgeizigen Hoffnungen und weitumfassenden Reformpläne wäre und daß er demzufolge vor allem auch die Gemahlin des dänischen Monarchen sich zur Freundin machen müßte. Die erste Vorbedingung hierfür aber war selbstverständlich, daß das gespannte Verhältnis der beiden Ehegatten sobald als möglich aufhörte. Von diesem Bestreben geleitet, stellte er seinem königlichen Patienten unablässig vor, daß die für dessen Gesundheitszustand erforderliche absolute Ruhe erst dann eintreten könne, wenn der Friede in seinem eigenen Hause wieder hergestellt sei. In der Tat trug Christian seitdem Karoline Mathilde gegenüber ein minder zeremonielles und ironisch abweisendes Wesen zur Schau. Allein seine Annäherungsversuche fielen auf unfruchtbaren Boden; nach wie vor begegnete ihm seine Gattin mit fast feindseliger Zurückhaltung.

Wie früher in Altona, war es auch in Kopenhagen der Zufall, der in Gestalt einer glücklichen Kur den Absichten Struensees schließlich zu Hilfe kommen sollte. Im Frühsommer 1769 fühlte sich die junge Königin leidend. Als sich, trotz der von ihren Ärzten verordneten Mittel, keine Besserung einstellen wollte, wünschte der König, daß sie seinen Leibmedikus zu Rate ziehen solle. Aber lange wollte sie nichts davon hören. Nur mit Widerstreben ergab sie sich schließlich darein, den neuen „Favoriten" zu empfangen, den sie sich als einen Mann vom Schlage Holcks vorstellte.

Dieses erste Zusammentreffen der hochgeborenen englischen Fürstentochter mit dem bürgerlichen deutschen Pastorensohne war für die Zukunft beider von ausschlaggebender Bedeutung. Wenige Stunden genügten, um das Vorurteil Karoline Mathildens gegen Struensee für

tonne zu bilden. Die Form eines Farbes, ungefähres Gleichbleiben der Entfernung, die Art der Verteilung und Verbindung der Farbenflecke sind Dinge, die sich bei verschiedenen Tieren derselben Art, ja bei demselben Individuum zu verschiedenen Zeiten, sehr verschieden darbieten. Es bedarf daher wenig Phantasie, um sich vorzustellen, daß hier keine bestimmten Regeln gelten, nach denen sich die Farben anordnen.

Mantelpavian, Männchen und altes Weibchen (Cynocephalus).

Und doch ist es so. Es ist möglich, ein solch geschicktes, buntes Muster zu beschreiben, daß es dem Leser, besonders wenn einzelne Farben entsprechend benannt sind, schon klar wird, wie das Tier aussieht. Ich will es versuchen, die Farben des Mantelpavians zu beschreiben. Die Grundfarbe ist ein Grau, das an manchen Stellen ins Gelbliche, an anderen ins Rötliche spielt. Die Hände sind schwarz, ebenso die Füße, nur die Innenseite der Hinterfüße ist weißlich. Das Gesicht ist schwarz, ebenso die Ohren, nur ist der Rand weißlich. Die Augenlider sind weiß, ebenso ein Streifen, der von ihnen ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Der Schnauzenrücken ist weiß, ebenso ein Streifen, der von ihm ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Der Mund ist schwarz, ebenso ein Streifen, der von ihm ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Backen sind weiß, ebenso ein Streifen, der von ihnen ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Kehle ist weiß, ebenso ein Streifen, der von ihr ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Brust ist schwarz, ebenso ein Streifen, der von ihr ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Der Bauch ist weiß, ebenso ein Streifen, der von ihm ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Der Rücken ist schwarz, ebenso ein Streifen, der von ihm ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Der Schwanz ist schwarz, ebenso ein Streifen, der von ihm ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Innenseite der Oberschenkel ist weiß, ebenso ein Streifen, der von ihnen ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Außenseite der Oberschenkel ist schwarz, ebenso ein Streifen, der von ihnen ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Innenseite der Vorderarme ist weiß, ebenso ein Streifen, der von ihnen ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Außenseite der Vorderarme ist schwarz, ebenso ein Streifen, der von ihnen ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Innenseite der Unterschenkel ist weiß, ebenso ein Streifen, der von ihnen ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht. Die Außenseite der Unterschenkel ist schwarz, ebenso ein Streifen, der von ihnen ausgeht und sich, mit einzelnen Flecken, bis zum Hinterkopf hinzieht.

sie Anfang 1770 seine Übersiedelung ins Schloß und seine Ernennung zu ihrem Kabinettssekretär durchgesetzt hatte, nahm das Verhängnis mit rasender Schnelligkeit seinen Lauf. Infolge des täglichen Zusammenseins beider wurde die platonische Neigung Karoline Mathildens bald zur irdischen Leidenschaft. Das heiße Blut ihrer sinnlich veranlagten Natur verlangte stürmisch sein Recht. Sie, die bisher der Liebe hatte entbehren müssen, wollte lieben und geliebt werden. Genug, eines Tages war das Unerhörte geschehen, war die regierende Königin aus dem stolzen Welfenhause die Geliebte eines bürgerlichen Arztes geworden.

Man sollte vermuten, daß Karoline Mathilde alles getan hätte, um ihr strafbares Verhältnis vor der Welt zu verbergen. Allein ihre Liebe war stärker als ihre Vernunft. Mochte sie Spaziergänge oder Ausfahrten unternehmen, mochte sie ausreiten oder auf die Jagd gehen, mochte sie Theater oder Bälle besuchen: überall mußte Struensee sie begleiten. Vollkommen gleichgültig gegen die Warnungen ihrer Mutter und treuer Kammerfrauen, stellte sie ihre Schande sozusagen öffentlich zur Schau. Auf einer Reise des Königspaares nach Schleswig-Holstein zeigte sie sich im Sommer 1770 an der Seite ihres Geliebten in Männertracht und im Männersattel und behandelte ihn mit einer Vertraulichkeit, die in bezug auf die Art ihrer Beziehungen keinen Zweifel mehr gestattete. Als sie im Juli 1771 von einer Tochter entbunden wurde, wußte jedermann in Europa, daß die neugeborene Prinzessin Struensee zum Vater hatte.

Gleichwohl wird der unparteiische Historiker die sittlichen Verfehlungen Karoline Mathildens wesentlich milder zu beurteilen haben als die ihres Liebhabers. Während es sich bei *ihr* um den Ausbruch einer elementaren, die Schranken des Erlaubten durchbrechenden Leidenschaft handelte, war es bei *ihm* lediglich geschmeichelte Eitelkeit, die ihn in die Arme der Gattin seines königlichen Herrn sinken ließ. Während sich für *sie* die ganze Welt in dem einen Worte Struensee erschöpfte, betrachtete *er* sie nur als eine der vielen Frauen, die seinen Verführungskünsten nicht zu widerstehen vermocht hatten. Während *sie* ihn mit der ganzen Glut ihrer Seele liebte, erblickte *er*, der kaltblütig Berechnende, in ihr nur ein Mittel zum Zweck, nur ein brauchbares Werkzeug zur Verwirklichung seines persönlichen und politischen Ehrgeizes. Was er wollte, war: Regieren und Reformieren. — — —

Gleich einem Feldherrn, der die Belagerung einer für uneinnehmbar geltenten Festung zu leiten hat, war Struensee streng methodisch zu Werke gegangen, um die Stellung des seit 1751 im Amte befindlichen Ministeriums Bernstorff langsam zu untergraben. Immer aufs neue hatte er, so oft er bei Hofe weilte, gleichsam von ungefähr das Gespräch auf die inneren Zustände des Landes zu lenken gewußt und dann auf Befragen jedesmal mit gutgespielter Bescheidenheit geäußert, daß nach seinem Dafürhalten lediglich die Mißachtung der absoluten Herrschermacht durch die Minister schuld daran trage, wenn gegenwärtig manches „faul im Staate Dänemark" sei. So war es ihm denn allmählich gelungen, den krankhaft selbstgefälligen Monarchen mit tiefem Mißtrauen gegen seine alten Ratgeber zu erfüllen und vor allem der Königin, die in ihrer blinden Liebe jedes seiner Worte wie ein Evangelium betrachtete, die feste Überzeugung beizubringen, daß die Vorsehung ihn, ihren Geliebten, zum Retter des unglücklichen dänischen Volkes wie der aufs schwerste bedrohten Königsgewalt erkoren hätte.

Nachdem zwei seiner besten Freunde aus der Altonaer Zeit — Enevold v. Brandt und der uns schon bekannte, mit Bernstorff seit Jahren verfeindete Graf Rantzau — auf die Fürbitte Karoline Mathildens bei Hofe wieder in Gnaden aufgenommen worden waren, glaubte er es endlich wagen zu dürfen, die von ihm sorgfältig vorbereitete Mine springen zu lassen. Im September 1770 diktierte er seinem Gebieter ein Handschreiben in die Feder, das die sofortige Entlassung des um Dänemark hochverdienten Premierministers J. H. E. Bernstorff verfügte. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Die übrigen Minister, der von der Königin tödlich gehaßte Holck sowie zahlreiche

Blutdruck, Messung desselben, s. Hämodynamik.

Blutegel, s. Hirudo.

Blutegelbehandlung, s. Hirudo.

Blutegelbiß, s. Hirudo.

Blutegelentfernung, s. Hirudo.

Blutegelgift, s. Hirudo.

Blutegelsauger, s. Hirudo.

Blutegelsaugmaschine, s. Hirudo.

Blutegelsaugmaschine, s. Hirudo.

Blutegelsaugmaschine

Erlasse wollte es ihm nicht gelingen, die Liebe und das Vertrauen derer zu erwerben, die er zufrieden und glücklich zu machen bestrebt war. Der großen Menge, die an den überlieferten, patriarchalischen Sitten mit Zähigkeit festhielt, galt er nicht als Volksbeglücker, sondern als Volksverderber, nicht als ein Reformer, sondern als ein Revolutionär.

Wäre Struensee ein gewiegter Praktiker und nicht ein doktrinärer Theoretiker gewesen, so hätte er die Macht der Gewohnheit und des Vorurteils selbstverständlich nicht unterschätzt. So aber machte er sich durch die übereilte und oft rücksichtslose Art, in der er in alle Verhältnisse eingriff, binnen kurzer Zeit fast sämtliche Gesellschaftsklassen zu Feinden. Die ahnenstolzen Aristokraten zürnten dem bürgerlichen Emporkömmling wegen der Aufhebung verschiedener Adelsprivilegien und wegen der Erleichterung des Loses ihrer Bauern. Die streng lutherischen Geistlichen donnerten von der Kanzel herab wider den ruchlosen Gottesverächter, der die „dritten" Feiertage abgeschafft hatte. Die Offiziere grollten dem Zivilisten, der sich erdreistete, die Reitergarde aufzulösen und in eigener Person militärische Inspektionen vorzunehmen. Die Beamten, die niemals am Morgen wußten, ob sie am Abend noch im Amte sein würden, ballten heimlich in der Tasche die Faust gegen den in seinen Entschlüssen unberechenbaren Vorgesetzten. Die Bürger Kopenhagens endlich blickten mit Ingrimm auf den „Tyrannen", der mit einem einzigen Federstrich ihre altehrwürdige Stadtverwaltung beseitigt und durch Schließung verschiedener Staatsfabriken den Wegzug zahlreicher Arbeiter verschuldet hatte. Alle aber, hoch und niedrig, empfanden es wie einen Faustschlag ins Gesicht, daß dieser hergelaufene Fremdling sich nicht einmal Mühe gab, dänisch zu erlernen, sondern alle seine Verordnungen in deutscher Sprache erließ.

Zu alledem kam noch, daß sein Liebesverhältnis mit der Landesherrscherin die dynastischen Gefühle der Nation aufs tiefste verletzte. Wäre er ein Mann von reinem Lebenswandel gewesen, so würde man seine Erlasse auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit zweifellos dankbar begrüßt haben. Statt dessen wurden sie jetzt — namentlich die auf Verführung, Ehebruch und Ehescheidung bezüglichen Verfügungen — lediglich als ein Kommentar zu seinen eigenen lockeren Sitten und als ein Mittel zur Beschönigung seiner eigenen moralischen Verworfenheit aufgefaßt. Daß er bei Hofe wie ein Familienhaupt schaltete, die Königin täglich zu Tische führte und die übrigen Mitglieder des Herrscherhauses wegwerfend behandelte, erschien den meisten wie ein Verbrechen gegen die heilige Ehrfurcht vor der Majestät. Ihren Höhepunkt aber erreichte die allgemeine Entrüstung, als der neue „Favorit", gleichsam zum Lohn für sein ehebrecherisches Verhalten, im Juli 1771, wenige Tage nach der Niederkunft Karoline Mathildens, den Grafentitel empfing, zum Geheimen Kabinettsminister ernannt wurde und gleichzeitig die unerhörte Befugnis erhielt, fortan Kabinettsbefehle ohne königliche Unterschrift eigenhändig unter dem Kabinettssiegel auszufertigen.

Die Geduld des Volkes war erschöpft. Anonyme Druckschriften überschwemmten in den nächsten Monaten das ganze Land. Der gute König Christian, so hieß es, werde gefangen gehalten, bekomme täglich in großen Dosen Opium sowie andere schädliche Arzneien und solle samt seinem Söhnchen, dem dreijährigen Kronprinzen, aus dem Wege geräumt werden, damit der plebejische Usurpator später die Königin heiraten und sich zum „Protektor" Dänemarks aufwerfen könne. Anfangs strafte Struensee diese traurigen Auswüchse der unumschränkten Preßfreiheit mit stillschweigender Verachtung. Als aber an einem Oktobermorgen in der Hauptstadt öffentliche Maueranschläge erschienen, die einen Preis von 5000 Reichstalern auf seinen Kopf setzten, erließ er ein neues Preßgesetz, das zwar die Zensur nicht wieder einführte, aber Verfasser und Drucker unter strenge Verantwortlichkeit stellte und anonyme Flugschriften überhaupt verbot.

Der Franzose Blosset, ein guter Beobachter, erklärt in seinen kürzlich veröffentlichten Gesandtschaftsberichten aus jener Zeit wiederholt, Struensee sei

Rübezahl, Berlin/N., Invalidenstraße 115. Rübezahl, Berlin/N., Invalidenstraße 115.

Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft. Nr. 49.

Schwestern der Barmherzigkeit, Kloster Nonnenwerth, Rolandseck a. Rhein

Weihnachten 1771 verfügte Auflösung der Fußgarde erleichtert. Sein schwächliches Verhalten den meuternden Soldaten gegenüber raubte ihm die letzten Sympathien beim Offizierkorps und führte der Verschwörerpartei viele neue Anhänger zu. Anfang Januar 1772 gelang es auch, die keineswegs herrschsüchtige und ziemlich zaghafte Königin-Witwe Juliane Marie sowie deren Sohn, Erbprinz Friedrich, für das Unternehmen zu gewinnen, indem man ihnen eine gefälschte Proklamation Struensees in die Hände spielte, derzufolge am 28. Januar König Christian zur Thronentsagung gezwungen und seine Gemahlin zur Regentin Dänemarks ausgerufen werden sollte.

Es war am 17. Januar 1772, genau zwei Jahre nach der endgültigen Übersiedelung Struensees ins Kopenhagener Residenzschloß. Im tiefsten Frieden lag die alte „Christiansburg", nachdem am Abend zuvor ein glänzendes Ballfest stattgefunden hatte. Da plötzlich, gegen 5 Uhr, öffnete sich eine der Türen. Lautlos huschte eine kleine Schar — voran der spätere Premierminister Guldberg „mit zwei Lichtern", in der Mitte Juliane Marie und der Erbprinz, dahinter die übrigen Verschworenen — durch die Korridore nach den Gemächern des Königs. Man weckte den Schlummernden und erklärte ihm, er könne sein durch Karoline Mathilde und Struensee bedrohtes Leben nur durch deren sofortige Verhaftung retten. An allen Gliedern zitternd, unterzeichnete der unglückliche Monarch ohne Besinnen alles, was man ihm vorlegte, und begab sich dann in die Wohnung seiner Stiefmutter, wo er nach dem Diktat auch einen Haftbefehl gegen die eigene Gattin ausfertigte. Inzwischen war Oberst v. Köller, dessen Regiment in dieser Nacht den Wachtdienst im Schlosse versah, an der Spitze seiner Grenadiere und einiger Offiziere bereits in das Schlafzimmer des Geheimen Kabinettsministers gedrungen und hatte sich seiner Person bemächtigt. Unmittelbar darauf erfolgte auch die Verhaftung der jungen Königin; eine Aufgabe, die Rantzau sich ausdrücklich vorbehalten hatte und mit beispielloser Brutalität ausführte. Als der Morgen graute, bewegten sich zwei Wagenzüge unter militärischer Bedeckung durch die Straßen. Struensee und Brandt wurden nach der Zitadelle, Karoline Mathilde und ihr Töchterchen nach dem Schlosse Kronborg bei Helsingör gebracht.

Bei den ersten Verhören blieb der gestürzte „Favorit" standhaft und stellte, trotz der ihn stark belastenden Zeugenaussagen und trotz der Bedrohung mit der Folter, jeden strafbaren Umgang mit der Landesherrscherin energisch in Abrede. Als aber die Untersuchungsrichter ihre Taktik änderten und ihm von der Gefangennahme Karoline Mathildens Mitteilung machten, verlor er die Fassung und legte ein umfassendes Geständnis seiner Schuld ab. Damit hatte er sich selbst und ihr das Urteil gesprochen. Am 6. April wurde die Königin, die, um ihn zu retten, sich selbst in grenzenlosem Edelmut als seine Verführerin bezichtigt hatte, wegen Ehebruchs von König Christian geschieden. Wenige Wochen darauf verurteilte ein anderes Tribunal ihren Geliebten wegen Majestätsverbrechens zu einem grausamen Tode.

Unter lauten Verwünschungen der herbeigeströmten Menge erfolgte in der Frühe des 28. April auf dem „Osterfelde" bei Kopenhagen die fürchterliche Exekution des ehemaligen Kabinettsministers. Nach der Hinrichtung Brandts mußte er das bluttriefende Schafott besteigen, wo ihm die rechte Hand und der Kopf abgeschlagen, der zuckende Körper aber geviertelt und aufs Rad geflochten wurde. Ruhig und gefaßt ging Struensee in den Tod, in dem tröstlichen Bewußtsein, daß nicht nur Karoline Mathilde, sondern auch seine Eltern ihm verziehen hatten.

Zu der Stunde, wo sein Haupt fiel, saß in einem Hause zu Rendsburg eine ehrwürdige Matrone, die leise vor sich hin weinte. Neben ihr stand ein vom Alter gebeugter Geistlicher mit gefalteten Händen. Plötzlich umarmte der Greis die schluchzende Lebensgefährtin mit den Worten: „Mutter, jetzt hat unser unglücklicher Sohn überwunden".

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Berlin vor fünfzig Jahren.

Von Prof. Ludwig Pietsch.

Berlin vor hundert Jahren hat während des ganzen Jahres 1906 den Gegenstand unzähliger Mitteilungen aus zeitgenössischen Quellen, aus Familienpapieren und offiziellen Akten gebildet, durch die das Bild der Stadt und des Lebens in ihr vor und während der, den preußischen Staat zertrümmernden Katastrophe anschaulich vor unsern Blicken heraufgeführt wurde. Berlin vor fünfzig Jahren bietet — im Vergleich zu jenen, durch die gewaltigsten geschichtlichen Ereignisse herbeigeführten Wandlungen im öffentlichen und Privatleben der Bevölkerung und in der Erscheinung der Stadt im Jahre 1806 — nur wenig Auffälliges und allgemeiner Interessierendes. Die angebliche Prophezeiung Napoleons: in fünfzig Jahren ist Europa entweder republikanisch oder kosakisch, hatte sich nicht erfüllt. Ein neuer Napoleonide beherrschte Frankreich und — mehr als das — gab den Ton für ganz Europa an. Durch ihn und seine klug gewonnenen verbündeten Mithelfer war mit ungeheuern Opfern an Gut und Blut das Übergewicht Rußlands, das solange auf Europa und mit ganz besonderer Wucht auf Preußen gelastet hatte, im Krimkriege abgeschüttelt worden. Die „tönernen Füße des Kolosses" waren erkannt. Der große Wauwau schreckte niemand mehr jenseits seiner Grenzen. Der hochmütigste, brutalste Tyrann auf dem Thron war dahingeschieden und hatte den Platz dem humanen, wohlwollenden Herrscher eingeräumt, den sein Volk für alle Zeiten mit dem Namen des „Zar-Befreier" ehrt. Unter allen Fürstengeschlechtern und Staatsmännern Europas war keiner, der sich an Klugheit und im Spinnen und Weben an großen, kühnen, Länder und Völker umgestaltenden Plänen, noch an Energie und Zähigkeit bei ihrer Durchführung mit dem Kaiser der Franzosen hätte messen können. Die Geburt eines Sohnes und Erben am 10. März des Jahres 1856 schien seiner Dynastie die Bürgschaft der Dauer gegeben zu haben. Die Macht und der Glanz seiner Herrschaft stand auf der Höhe. Preußen hatte man seine unentschiedene Haltung während des Krimkrieges nicht vergessen. Die Zulassung seines Vertreters zu der Pariser Friedenskonferenz war sogar anfangs noch in Frage gestellt; als Herr von Manteuffel dort erschien, spielte er keine beneidenswerte Rolle, und Demütigungen wurden ihm nicht erspart.

In König Friedrich Wilhelms IV. Wesen zeigten sich, den schärferen Beobachtern bereits erkennbar, die ersten Spuren jener Gehirnkrankheit, die im folgenden Jahr zum vollen Ausbruch kam und — die segensreiche Umwandlung unseres Staatswesens und unserer öffentlichen Zustände zur Folge hatte. Die Unpopularität des Herrschers war auf den höchsten Punkt gestiegen. Die Schmach von Olmütz und die Aufgabe Schleswig-Holsteins wurden noch immer allgemein tief und bitter empfunden. Bei offiziellen Feierlichkeiten, die aus irgendeinem Anlaß veranstaltet wurden, war natürlich von dieser alles beherrschenden Stimmung in bezug auf den Monarchen nichts zu spüren. Sie vermochte auch der allgemeinen Freude keinen Eintrag zu tun, mit der das glückverheißende Ereignis im Königshause, die am 20. September hier erfolgte Vermählung der anmutigen Prinzessin Luise, der Tochter des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Preußen, mit dem allbeliebten jungen Großherzog Friedrich von Baden, die Herzen der Berliner Bevölkerung erfüllte. Am Geburtstage des Königs, dem 15. Oktober, kam in den Reden, die in den Festsitzungen der Universität und der Kunstakademie gehalten wurden, die Gesinnung unbedingter Königstreue, Liebe und Verehrung für den Monarchen in den Prologen zum schwungvollen, poetisch superlativischen Ausdruck; am Abend fanden Festvorstellungen auf sämtlichen Bühnen Berlins statt. Wohl wogte auch diesmal abends wie an dem jedes Königsgeburtstages eine dichte Menschenflut durch die festlich beleuchteten Straßen. Aber von irgendeiner enthusiastisch-patriotischen Stimmung war in der Menge nichts zu spüren.

Drei Monate zuvor freilich waren die Berliner, wenn auch nicht durch eine Tat des Königs, so doch durch ein zufälliges Ereignis, das die im preußischen Volk nie völlig verkalkte militärische Ader berührte und erhitzt hatte, in einen lange nicht erlebten leichten patriotischen Rausch versetzt worden. Im Juli dieses Jahres hatte Prinz Adalbert, der Admiral der kleinen jungen preußischen Flotte, die nach dem schmählichen Zusammenbruch und der Versteigerung der im Revolutionsjahr geschaffenen, vom Dichter der Revolution Georg Herwegh schon 1841 in seiner pracht- und schwungvollen Ode geforderten und prophetisch voraus verkündeten „Deutschen Flotte" ins Leben gerufen war — hatte Prinz Adalbert mit den drei Schiffen, „Amazone", „Frauenlob" und der Korvette „Danzig", eine Expedition nach den Azoren gemacht. Die auf Madeira ausgebrochene Cholera veranlaßte ihn mit der „Danzig" Funchal zu verlassen, um das Mittelmeer zu durchkreuzen, während

die beiden anderen Schiffe ihren Kurs nach Westen fortsetzten. Um in den Häfen des Mittelmeers keinen Quarantäneplackereien ausgesetzt zu sein, mußte der Prinz für seine Besatzung Gesundheitszertifikate haben, die er sich mühelos durch das französische Konsulat in einer der marokkanischen Hafenstädte an der atlantischen Westküste verschaffen konnte. So ausgerüstet fuhr die Korvette durch die Meerenge und die marokkanische Nordküste entlang und passierte beim sogenannten Riff die Stelle, wo vor wenigen Jahren ein preußisches Schiff von dem hier hausenden Piratenvolk ausgeplündert worden war. Der Prinz ließ Boote aussetzen und bemannen und fuhr mit ihnen an Land, um diese Küstenstrecke zu besichtigen. Da wurden sie von den felsigen Uferhöhen herab mit einem Kugelhagel überschüttet. Die Korvette antwortete mit wohlgezielten Kartätschen- und Granatschüssen auf das hinter Felsen und Buschwerk halbverborgene Räubergesindel. Der Prinz aber, der diese Beleidigung seiner Flagge persönlich rächen zu müssen glaubte, kommandierte seinen kleinen Trupp an Offizieren, Fähnrichen, Kadetten und Matrosen zum Angriff und klomm an ihrer Spitze den felsigen Abhang hinan dem feindlichen Feuer deckungslos entgegen. Die Piraten des Riffs wurden wohl bald in die Flucht getrieben. Aber die Unsern hatten sechs Tote. Der Prinzadmiral wurde am Bein, mein Vetter, Fähnrich Pietsch, am linken Arm verwundet. Es gab noch mehrere Verwundungen, und die ganze im Grunde nutzlose Expedition mußte wieder ihren Rückzug zu den Booten und in ihnen mit ihren Toten zur Korvette nehmen, während diese noch den Piraten auf ihrem Felsennest den Abschiedsgruß aus allen Geschützen sendete.

Dies Ereignis erregte im Vaterlande wohl gemischte Gefühle. Aber der patriotische Stolz auf die Tapferkeit des volksbeliebten Hohenzollernprinzen und der braven Mannschaft, die Freude an der von ihnen bewiesenen soldatischen Schneidigkeit war doch das vorherrschende. Man beklagte die Toten und Verwundeten, bedauerte das nutzlos vergossene Blut. Das jedoch hinderte nicht, das Ereignis in öffentlichen Festen zu feiern und zu verherrlichen. Selbstverständlich beschäftigte das Ereignis alle und zumal die politischen und publizistischen Kreise Berlins aufs lebhafteste. Marokko wurde ein so aktuelles Thema des Gesprächs und der Zeitungsartikel, wie es fünfzig Jahre später wieder geworden ist.

Doch Berlin vor fünfzig Jahren zu schildern, war meine Aufgabe und Absicht. Ich wende mich zu ihr zurück. Dem heutigen Geschlecht, das jenes Berlin nicht mehr gekannt hat, dürfte es schwer werden, sich von dieser gemütlichen, wenn auch recht übelriechenden preußischen Hauptstadt von etwa 400000 Einwohnern eine rechte Vorstellung zu machen, von dieser Stadt mit ihren meist von kunst- und schmucklosen Häusern zwischen wenigen vornehmen Gebäuden aus dem XVIII. Jahrhundert und einigen Schinkelschen Bauten eingerahmten nüchternen Straßen, die freilich mit großen schönen Gärten reichgesegnet waren. Von einer Stadt, in der zu beiden Seiten jedes Straßendammes der schmutzige, mit Wasserratten belebte Rinnstein, aus der zumal an heißen Sommertagen böse Dünste aufstiegen, weniger floß als stagnierte; mietskontraktgemäß mußten in diese „Renne" alle Schmutzwässer des Hauses gegossen werden, worauf dann die Eimer an der hölzernen Straßenpumpe ausgespült wurden. Eine Stadt, in der die nun wohl gänzlich ausgestorbene Droschke zweiter Klasse und zwei Omnibus, deren einer von Charlottenburg, der andere von Schöneberg zum Alexanderplatz und wieder zurück im gemächlichsten Zuckeltrab fuhr, und endlich die vor den Toren haltenden Kremser für Landpartien die einzig existierenden öffentlichen Verkehrsmittel waren. Eine Stadt ohne Kanalisation, ohne Waterklosetts und ohne Badestube auch in den bessern Wohnungen; mit dem „Örtchen" auf dem Hof, wohin die Bedürftigen aus allen Stockwerken auch an kalten Winterabenden und -morgen hinabzusteigen genötigt waren, wo sie unter sich die Ratten pfeifen hörten. Eine Stadt, in der eben erst der Versuch einer Anlage von Wasserwerken an der Stralauer Chaussee und von Wasserleitungen gemacht war; wo in der großen Mehrzahl der Häuser aber die unglücklichen Dienstmädchen oder Hausknechte, bzw. der Hausherr oder die Hausfrau selbst, das Wasser vom Straßen- oder Hofbrunnen holen und bis zu den höchsten Stockwerken hinauf schleppen mußten. Eine Stadt ohne Stadtbahn, ohne elektrische oder von Pferden gezogene Tramways, ohne Privat- und öffentliche Telephone und mit einem ganz schäbigen alten kleinen Rathäuschen in der Spandauer Straße; ohne Straßensprengung auch bei trockenstem Sommerwetter und ohne echtes Münchener Bier; mit elenden hölzernen Zug- und Klappbrücken über Fluß und Kanal, die ohne jeden festen Schutz der Ufer hier zwischen grasbewachsenen sanften Abhängen, dort zwischen hölzernen, stark mitgenommenen Bollwerken langsam dahinflossen. Das war Berlin vor fünfzig Jahren.

Der Berliner Westen endete damals am Schiffahrt-Kanal, der acht Jahre zuvor an der Stelle des alten, malerisch von Weiden beschatteten Schaf- oder Landwehrgrabens zur Verbindung der Oberspree vor dem Köpenicker Tor mit der Unterspree diesseits Charlottenburg angelegt und durchgeführt worden war. Aber diese vor den Toren liegenden westlichen, sowie die nördlichen, südlichen und östlichen Bezirke wurden von der eigentlichen Stadt scharf abgegrenzt durch die deren ganzen Kern rings umschließenden „Akziseмauer", die im XVIII. Jahrhundert statt der niedergelegten Befestigungs-

Tanzmädchen.
Radierung von Hermann Hendrich in Berlin.

mauer errichtet worden war. Im Westen, Norden und Süden ragten dahinter, nur durch einen Verbindungsweg von ihr getrennt, die Reihen der sogenannten „Kommunikation“ beziehungsweise die schäbigen Mauern großer Gärten auf. Nur im Osten bis weit nach Süden und Norden hin umschloß ein mit Häusern noch unbebautes Gelände von enormer Ausdehnung das „Köpenicker Feld“. Darauf wogten im Sommer die Halmenwälder großer Getreideäcker, dehnten sich Kartoffelfelder abwechselnd mit großen Gemüsebeeten, zwischen denen sich einzelne niedrige Katen erhoben. Vor der Mauer lagen — mit einziger Ausnahme des innerhalb der Stadt angelegten „Frankfurter“ (später „Schlesischen“) — die kleinen Bahnhöfe, mehr als bescheidene Gebäude im nüchternsten, ganz schmuck- und kunstlosen Stil. Hier bei der großen Mauer war aber damals eben die „Verbindungsbahn“ zwischen den Bahnhöfen angelegt. Wenn die langen Güterzüge an den Toren in verlangsamtem Tempo vorüberrollten, blieb der ganze Verkehr zwischen den inneren und äußeren Vierteln oft minutenlang gesperrt, bis jene Züge vorüber waren. Die heutige Königgrätzer Straße zwischen dem Platz vor dem Brandenburger Tor und dem vor dem Potsdamer, deren Breite, dank der Stadtmauer, wenig mehr als die Hälfte der jetzigen betrug, hieß die Schulgartenstraße, ihre Fortsetzung bis zum Halleschen Tor die Hirschelstraße. Diese war nur auf ihrem Damm gepflastert, — aber mit einem fürchterlichen Pflaster! — und statt des Trottoirs zog sich längs der Mauer ein gänzlich ungekünstelter Sandweg. Auf der andern Seite wurde die Straße zwischen dem Potsdamer Platz bis zu dem vor dem Anhaltischen Tor durch eine Häuserreihe begrenzt, die zu dem erst in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre angelegten sogenannten „Geheimratsviertel“ gehörte. Es galt als etwas besonders Vornehmes und umfaßte die ganze, große Gärten einschließende Häusermasse an der Link-, Köthener-, Dessauer-, Bernburger-, Schöneberger- und jenes nördlichen Teils der Hirschelstraße. Der südliche Teil der letzteren zwischen dem Anhaltischen und dem Halleschen Tor war eine eigenartige, höchst malerische, seltsame Welt für sich, die mit der dicht vor ihr gelegenen Stadt nichts gemein zu haben schien. Eine, nur durch Zäune untereinander abgegrenzte bis zum Kanal hinreichende Gartenwildnis, deren einzelne Grundstücke unter Bäumen halb verborgene alte Landhäuser von zum Teil ganz wunderlicher Gestalt einschlossen.

Am Potsdamer Platz, dem Tor gegenüber, lag von hohen, alten Pappeln flankiert und beschattet das zweistöckige Häuschen der Apotheke mit schmaler Giebelfront, zu dessen Tür einige Stufen hinaufführten. Dahinter, durch einen Bretterzaun von der Potsdamerstraße getrennt, befanden sich halb verfallene Schuppen, zwischen denen Karren, Bretterwagen und allerlei Gerät und Gerümpel herumstanden und -lagen. Bis zur schmalen hölzernen Zugbrücke über den Kanal und weiter bis zum Botanischen Garten wurde die Straße zu beiden Seiten von hohen, alten Lindenbäumen beschattet. Hinter ihnen zog sich ein Chausseegraben. Jenseits von diesem erhoben sich hinter breiten Vorgärten teils alleinstehende vornehme ein- bis zweistöckige Wohngebäude, teils einzelne gewöhnliche Mietshäuser und ein paar Landhäuschen mit zur Tür hinaufführenden Außentreppen zwischen Eisengeländern, auf deren Pfosten Messingkugeln glänzten. Dazwischen hielt sich noch bis in die sechziger und siebziger Jahre hinein, schräger gegen die Straße hin verschoben, ein altes, niedriges, wie halb in die Erde versunkenes Dorfhaus, auf dessen Erdgeschoß das hohe, altersbraune Dach gestülpt war. Diese aus einer fernen Vergangenheit in die Gegenwart hineinragende Hütte führte im Volk den Namen „der Eisbock“. Gegenüber war schon zwölf Jahre früher ein Gebäude mit stattlicher zweistöckiger Front aufgeführt, das in seinem Innern große Konzert- und Festsäle einschloß und an dessen Rückseitenfläche ein weiter Kaffee- und Konzertgarten sich ausbreitete, Sommers Lokal, dessen wohlgeschultes Orchester Josef Gungl, der Berliner Strauß, dirigierte. Ein herrlicher Garten mit alten, hohen Bäumen, der zum Teil noch heute besteht, zog sich bis zu diesem Sommerschen Park von Westen her hinter den Häusern und Häuschen dieses ersten Teils der Potsdamerstraße hin. Dieser parkartige Garten gehörte zu dem palaisartigen, zweistöckigen, einzeln hinter großem, umgittertem Vorgarten stehenden, von schlanken Tannen und Birken beschatteten Hause Nr. 20, zu dessen Perron vor der Mitteltür aus jenem Vorgarten eine Doppelstiege hinaufführt, das 1855 von dem Herausgeber der demokratischen „Volkszeitung“ Verlagsbuchhändler Franz Duncker gemietet war und später von ihm gekauft wurde. Ihm gegenüber befand sich früher eine als antikes, giebelgekröntes, von Säulen flankiertes Tempeltor gestaltete Eingangspforte zu dem bis zum Kanal reichenden prächtigen weiten Kaffee- und Konzertgarten, „Möwes Blumengarten“ genannt, in dem während der vierziger Jahre in den Sommermonaten an jedem Mittwoch Abend populäre Symphoniekonzerte stattfanden. 1856 war er bereits seit einigen Jahren rastert und mit den Häusermassen an der von der Potsdamer- zur Linkstraße durchgebrochenen Eichhornstraße, der von ihr aus zum Kanalufer geführten Schellingstraße und denen der später Königin Augusta-Straße genannten Grabenstraße bebaut. Die Ecke dieser und des letzten Teils der Potsdamer Straße vor der Brücke nahm der aus Fliedergebüschen, Lindenhecken und Lindenlauben bestehende, hinter hohen Pappeln viel tiefer als die Straße gelegene Zeislersche Biergarten ein. Es gehörte zu einem im spitzen Winkel gegen die

Straßenflanke gerichteten, alten, aus einem Erdgeschoß und Dachboden bestehenden, langen, niederen Dorfhause mit hohem, altersbraunem Dach, in dem die winterliche Schankstube und das primitive Gesellschaftszimmer lagen. Und in dieser Bierstube und an Sommerabenden in diesem kleinen Biergarten — damals noch die einzigen in dieser Gegend — fanden sich während der fünfziger Jahre die berühmtesten Künstler, manche der gelehrtesten und geistvollsten Männer Berlins und ihre Damen zusammen, um im heiteren und ernsten, geistgewürzten Gespräch trotz des schlechten Berliner Biers oft viele Stunden zu verbringen.

Die Fortsetzung der Grabenstraße längs des Kanals diesseits der Brücke in nördlicher Richtung war zunächst von hohen, zypressenähnlichen, alten Pappeln eingefaßt. Die Stelle der heutigen Viktoriastraße, die erst 1857 durchgebrochen wurde, nahm zum Teil der große, alte Konzert- und Restaurantgarten „Kemperhof" ein, der sich von dem Eingang nahe dem Tiergarten bis zum Kanalufer erstreckte; und neben ihm der ähnlich ausgedehnte Bendemansche Privatgarten. Die Anfang der vierziger Jahre angelegte Matthäikirchstraße war vom Kanal aus nur bis zum Kirchplatz bebaut. Diesen umgaben große Gärten an der Ostseite, in denen Lauben zur Benutzung während der Sommertage vermietet wurden. An der Westseite öffnete sich die kurze, aus drei Häusern (an ihrer Südseite) bestehende, durch einen großen Holzplatz abgeschlossene Sackgasse, die sich später zur Sigismundstraße ausgewachsen hat. Diesen drei Häusern gegenüber aber lag der riesige, parkartige, auch Kartoffel- und Gemüseäcker einschließende Garten, der sich jenseits des Kirchplatzes — durch einige Häuser, das nördliche rudimentäre Ende der Matthäikirchstraße, maskiert — bis zur Tiergartenstraße erstreckte. Die Regentenstraße existierte noch so wenig wie die Hohenzollernstraße. Große Privat- und Konzertgärten, der Werkstattplatz eines Steinmetzen und ein Fabrikgebäude nahmen am Kanalufer den Raum zwischen Matthäikirch- und Bendlerstraße ein. Letztere war vom Tiergarten aus nur bis zur Hälfte ihrer Länge bebaut. Von da bis zum Kanalufer dehnte sich eine von hohen Pappeln eingefaßte sumpfige Wiese aus, die nach Norden hin an die Blumengärten großer Handelsgärtner grenzte. Weiter gegen Westen hin war die eben damals dicht am Ufer mit Kastanienreihen bepflanzte Grabenstraße auf ihrer andern Seite nur durch vereinzelte neue Häuser, zumeist aber durch die grauen, alten Bretterzäune der großen Privat-, Konzert- und Kaffeegärten der Villen und Vergnügungs-Etablissements an der Tiergartenstraße eingefaßt. Die heutige Von der Heydtstraße war ein Landweg, an dessen Westseite teils Kornfelder, teils hinter dem niedrigen, gelben Hause der große, reizende, viel besuchte Restaurantgarten Moritzhof lagen. Dieser wurde wieder an seinem Nordrand durch einen Jahrzehnte später zugeschütteten Wasserlauf begrenzt, der vom Kanal vor der damals erbauten Villa Von der Heydt ausging und diesen — in der Flucht der heutigen Kaiserin Augusta-, Rauch- und Stülerstraße sich fortsetzend — mit dem Neuen See verband. An seiner Nordseite begrenzten jene Gewässer Zäune der riesigen Gärten hinter den Reichenheimschen, Hansemannschen, Humblottschen und andren Villen reicher Finanzmänner und des prächtigen, weiten Konzertparkes des „Hofjäger"-Etablissements, das den nördlichen Teil der heutigen Friedrich Wilhelmstraße bis an die heutige Rauchstraße einnahm. An ihn schlossen sich dann jenseits jenes Wasserlaufs der große Wirtsgarten von Albrechtshof und die Gärten der kleinen, alten Landhäuser, die als Sommerwohnungen auch von wohlhabenden, ja reichen Familien gemietet wurden.

Jenseits des Kanals, über den hier die hölzerne Von der Heydtbrücke führte, lag einsam, von Äckern und Kornfeldern umgeben, das 1853 dort angelegte Gebäude eines weiteren Vergnügungsetablissements mit seinem das Terrain der heutigen Schillstraße bis zur Landgrafenstraße bedeckenden Garten, „Krugs Garten" genannt. Dieser war wieder durch vom Magistrat verpachtete Kartoffeläcker an seiner Westseite von dem großen Gartenetablissement „Park Birkwäldchen" getrennt, wie letzterer durch eine unchaussierte Landstraße (das heutige Nordende des Kurfürstendammes) von dem schwärzlichen Bretterzaun des damals vor elf Jahren auf dem alten Waldbezirk der „Fasanerie" angelegten Zoologischen Gartens.

Das ganze Gelände zwischen Krugs Garten und der heutigen Magdeburgerstraße war von Getreidefeldern, Kartoffel- und Gemüseäckern und „Stätteplätzen" eingenommen, deren Zäune die Kanaluferstraße an der Südwestseite abschlossen. Dort wo die „Bendlerbrücke" mündete, erhob sich am Ostrande eines großen Kornfeldes das bis fast zur Lützowerwegstraße reichende, im Ziegelrohbau aufgeführte Gebäude der Jungblutschen Wagenfabrik, die 1862 durch eine große Feuersbrunst vernichtet wurde. Alle diese Felder standen im Winter unter Wasser und dienten uns, wenn der Frost kam, zur willkommenen Eisbahn. Den Raum zwischen der Jungblutschen Fabrik und der Potsdamerstraße nahmen Gärten ein. Wie denn das ganze Berlin damals eine der gartenreichsten Städte war: herrliche Gärten, von Bretterzäunen eingefaßt, reichten noch südöstlich von der Mündung der Potsdamer Brücke bis an die Kanaluferstraße, dehnten sich hinter den einzeln stehenden, hübschen Villenhäuschen und den beiden hohen stattlichen Gebäuden der Ostseite einer der reizvollsten, eigenartigsten Gartenstraßen Berlins „Auf dem Karlsbade" aus. Sie hatte ihren Namen von dem ehemaligen großen Garten- und Badeetablissement an der Ecke der Potsdamer- und der Uferstraße, dessen

baumreiches Terrain sich weit gegen Südosten hin erstreckt hatte. Dort erwarben sich zu Anfang der dreißiger Jahre der hochgeschätzte Maler Professor Karl Begas und der Baumeister Stier jene benachbarten Gartengrundstücke nahe dem südöstlichen Ende der ungepflasterten Straße, wo ein Bretterzaun diese abschloß, durch dessen Tür man auf eine von weidenden Ziegen belebte Wiese hinaustrat. Begas baute sich dort ein nach seinen Plänen eingerichtetes schönes Wohnhaus mit großen Ateliers. Stier, der romantisch-geniale, phantasievolle Architekt, ein hohes, wunderliches, burgartiges Gebäude nach eigenstem Geschmack, das von alten Bäumen umschattet und durch sie gegen die Straße hin halb verborgen wurde. Der bis zum Kanalufer reichende Garten hatte einen mehr waldartigen, von der Gartenkultur kaum beleckten Charakter. Diese Stierburg inmitten des Gartens übte einen ganz eigenartigen, fast möchte ich sagen, märchenhaften Zauber aus, den ich 2½ Jahre lang, vom April 1856 ab, gründlich genoß, da ich in jenem Monat die Dachwohnung im Nebenhause, deren Seitengiebelfenster auf Burg und Park hinausgingen, bezogen hatte. In demselben Jahre aber starb der Meister. Das Grundstück wurde verkauft und 1857 das Haus demoliert, der Garten ausgerottet, und ein großes, modernes Mietgebäude auf dessen Boden aufgeführt, das mir jenes Fenster vermauerte.

Kleine Villen und Landhäuser hinter Vorgärten nahmen auch die andere Seite des Karlsbades ein, deren weite Gärten sich wieder bis zu der ganz rudimentären Südosthälfte der ihm parallelen Lützowerwegstraße ausdehnten. Diese war nach dorthin eine nur auf kurze Strecke mit armseligen Wirtshäusern besetzte ungepflasterte sandige Landstraße, die sich weiter mit Übergängen über die Potsdamer und Anhaltische Eisenbahn als häuserloser Weg zwischen wahren Dünen, langen Sandhügelketten bis gegen die heutige Belle-Alliancestraße hin fortsetzte. Die andere westliche Hälfte rechts von der Potsdamerstraße, — die bis gegen den Botanischen Garten hin von einzelnen in Gärten stehenden Villen, Wohnhäusern und Vergnügungslokalen eingefaßt war, — zog sich zwischen wenigen Gärtnerhäusern an den äußerst armseligen, von Akazien beschatteten gelbgestrichenen Baulichkeiten des Elisabeth-Krankenhauses und dem Jungblutschen Fabrikgebäude hin. Dann folgten gegen Krugs Garten hin Acker, Getreidefelder, Kirschgärten, kleine Gehöfte an dem Sandwege. Nach den Dörfern Schöneberg, Wilmersdorf zu war die freie Aussicht nur durch die grüne Insel des Botanischen Gartens und vereinzelte Gehöfte, nach Charlottenburg nur durch den Park Birkwäldchen und den Zoologischen Garten einigermaßen gehemmt. Eine weite Ebene, hier und da von fast stagnierenden Wasserläufen durchzogen, von mit alten Weiden eingefaßten Landwegen durchschnitten, auf der Wiesen, Gemüseäcker, Sandflächen und eingezäunte Fruchtplantagen miteinander abwechselten, — so zeigte sich damals das ganze weite Gelände, das heute mit den Häusermassen des neuen Berliner fernen Westens, des W W, bedeckt ist, das von der Stadt-, der Hoch- und Untergrundbahn und den Geleisen zahlreicher Straßenbahnen durchzogen wird und die schönsten Schmuckplätze, von prächtigen Wohnhäusern und monumentalen Gebäuden umgeben, in sich schließt. Die westlicheren Querstraßen der Potsdamer waren nur erst Ansätze zu solchen. Die heutige Steglitzer ein nur von einigen Häusern, die noch keine Nummern führten, eingefaßter Sandweg, der den Namen „Blums Mühlenweg" von der holländischen Windmühle führte, die sich näher dem Zoologischen Garten einsam auf einem Hügel erhob. Die Kurfürstenstraße hieß: der Jakobsche Weg und bestand aus zwei Häusern, auf die dann zu beiden Seiten dieses Weges Gärtner- und Bauernländereien, Äcker und umzäunte Fruchtgärten folgten.

Ähnliche totale Wandlungen hat Berlin seitdem auch in seinen andern vor wie innerhalb seiner Mauer gelegenen Quartieren erfahren. Der Königsplatz vor dem Brandenburger Tor war eine kahle, öde, nur mit kümmerlichem Grase bewachsene Fläche, die an der Nord- und Ostseite von Alleen alter Linden eingehegt wurde. Die Westseite nahm das nach dem Brande (im Januar 1851) neu gebaute Krollsche Lokal ein. Am Ostrande an der Stelle des heutigen Reichstaggebäudes erhob sich die Gruppe der durch Bogengänge miteinander verbundenen, von Stüler im Auftrag Friedrich Wilhelms IV. aufgeführten Bauten: das Wohnhaus mit Atelier für Peter von Cornelius, in dem er seine riesigen Kohlenkartons für die in dem geplanten Campo Santo am Lustgarten auszuführenden Fresken zeichnete; das Haus für die Galerie des Grafen Raczynski und ein Haus von ähnlicher Gestalt, wie das des Cornelius, ausschließlich Ateliers enthaltend, die von der Regierung teils an hervorragende Künstler frei vergeben, teils vermietet wurden. Nördlich von der den Platz einhegenden Lindenallee standen nur wenige Wohngebäude, außer denen an der Hindersinstraße, die zu einem wunderlichen Mauerwinkel an der Unterspree führte. Das heute von der Alsen-, Bismarck-, Roon-, Moltkestraße durchschnittene Terrain war Acker-, Garten- und Wäldchenland gegenüber dem Vorort Moabit, dessen große Wirtsgärten, in denen „Familien Kaffee kochen konnten", bis an die Spree reichten.

Im Osten, Norden und Süden Berlins, vor den Toren wie im Innern hat sich Berlin in diesen 5 Jahren nicht weniger gewandelt, als hier im Westen.

Eins der letzten innern Tore, das im Mühlendamm sich auf die Fischerbrücke öffnende, und mit ihm die schmutzigen Arkadengänge, in deren dunkeln Gewölben

Altkleiderhändler ihre Niederlagen hatten, in die ihre Ladenjünglinge den vorübergehenden Fremden hereinzulocken bemüht waren, sind verschwunden. Dieser Mühlendamm ist zu einer lichten Brückenstraße geworden, die unter sich der Durchfahrt auf der Spree kein Hindernis mehr bereitet. Ein neueres Innentor bildete der Durchgang von der Neuen Wilhelmstraße zu den Linden unter dem nach Schinkels Entwurf errichteten Gebäude, das an beiden Ecken aufstieg und über dem Durchgang durch den auf starken Mauerpfeilern und Säulen ruhenden Mittelteil mit Balkon und hohen Glastüren verbunden war; hier waren die Universitätsbibliothek und die Wohnung ihres Bibliothekars installiert. Nur der zweite bogenüberwölbte Durchgang vom Platz am Zeughause zur Oberwallstraße, unter dem Verbindungsbau zwischen dem damals Königspalais geheißenen, dann zum Kronprinzenpalais gewordenen Gebäude und dem Prinzessinnenpalais ist noch geblieben.

Noch zog sich damals zwischen der neuen Friedrichs- und der Klosterstraße an der Nordseite der Königstraße der ehemalige Schandfleck Berlins, die enge, bogenförmige Gasse der Königsmauer, hin. Beiden konzentrisch der Zwirn- oder Königsgraben, über den zwischen Königstraße und Alexanderplatz sich die für den Einzug des ersten Preußenkönigs nach seiner Krönung zu Königsberg erbaute Königsbrücke mit den hübschen Sandsteingruppen, den Rokokoputten auf ihren Geländerpfosten, spannte. Die Stadtbahn hat dem Graben und der Brücke ein Ende bereitet.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die Unterschiede der äußeren Erscheinung des damaligen Berlin von ihren heutigen in allen Teilen der Stadt gleich eingehend schildern wollte. Wie viel anspruchloser, prunkärmer, unkomfortabler und stiller als heute sie auch damals war, — das geistige und gesellschaftliche Leben in ihr war wahrlich nicht weniger rege. Aber auch das Hasten nach möglichst mühelosem Gewinn, dessen die Berliner heute von Moralisten und Sittlichkeitsaposteln so lebhaft beschuldigt werden, die damit zusammenhängende Liederlichkeit und Genußsucht waren wirklich nicht viel geringer als gegenwärtig.

Die höheren Bildungskreise waren durch dies grassierende Spekulationsfieber freilich kaum ergriffen worden. Die durch die Universität vertretene Wissenschaft schien trotz dem Minister v. Raumer und der wie ein Befehl klingenden Forderung des Professors Stahl: „Die Wissenschaft muß umkehren!“ keineswegs folgen zu wollen und erfreute sich noch immer der hohen gesunden Blüte. Die bildende Kunst nicht minder. Der Altmeister Christian Rauch waltete noch rüstig und schaffenskräftig, ein Jahr vor seinem Hinscheiden, in seiner Werkstatt im Lagerhause. Damals arbeitete er an den Monumentalstatuen Yorks und Gneisenaus für den Platz am Opernhause. Seine Schüler: Drake (in dem nun längst abgetragenen schönen Atelier im Tiergarten an der Bellevue-Allee), G. Bläser, Albert Wolff, Wittig, Möller und der Wichmanns-Schüler Schievelbein waren tätig in den Königl. Werkstätten in der Münzstraße, zusammen mit den hochbegabten Schülern der beiden ersteren. Schaper, Siemering, Encke, Walger, Schindler und, unabhängig von der Rauchschule, Wredow in seiner Werkstatt im Garten seines Hauses an der Bernburgerstraße arbeiteten an großen monumentalen Werken. Die Mehrzahl der Marmorgruppen für die Schloßbrücke war vor kurzem vollendet und aufgestellt worden. — Der begabteste junge Bildhauer Reinhold Begas hatte eben seine Studienreise nach Rom angetreten, von wo sein älterer Brüder, der Maler Oskar, der Eroberer des Berliner Rompreises, eben zurückgekehrt war und Haus und Atelier des in diesem Jahr verstorbenen berühmten Vaters bezogen hatte. Ein Stamm von hervorragenden talentvollen Malern, deren Mehrzahl ihre künstlerische Ausbildung in Paris gesucht und gefunden hatte: Gustav Richter, C. Becker, Wilhelm Amberg, Gustav und Louis Spangenberg, W. Gentz, Fritz Werner, Fritz Kraus, C. Brendel, Wilh. Henneberg, Teutwart Schmidtson — und der bedeutendste von allen, der keinem Meister und keiner Schule die Entwicklung zu seiner überragenden Größe verdankte: Adolf Menzel, dann Wisznieswsky, Rieffal und der Weltumsegler Eduard Hildebrandt, der vielbewunderte Maler der glühendsten Sonneneffekte, hatten sich hier zusammengefunden und brachten neues, frisches Leben in die Künste, während die Akademie mehr und mehr versumpfte oder erstarrte.

Die jedes zweite Jahr (mit gerader Zahl) in den Sälen des Akademiegebäudes stattfindende große Kunstausstellung war gerade in diesem Jahr mit dem großartigsten Meisterwerke der Geschichtsmalerei, mit Adolf Menzels „König Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“, geschmückt, das freilich bei dem damaligen Publikum noch keineswegs das rechte Verständnis fand. Dies Publikum schwärmte noch begeistert für die geschichtsphilosophischen Wandgemälde, die nach den bewunderten Kartons Wilhelm Kaulbachs in dem Treppenhause des von Stüler erbauten, eben damals eröffneten „Neuen Museums“, von des Meisters Schülern Echter und Muhr ausgeführt wurden. Die Oper stand ganz unter der Herrschaft Meyerbeers. Der neue Stern Richard Wagner, von beredten Propheten längst verkündet, ging mit der ersten Aufführung des Tannhäuser strahlend auch über Berlin auf. Neben Meyerbeer kamen im Opernhause übrigens auch Gluck und Mozart und Weber zu ihrem Recht, und auch Rossini, Bellini und Donizetti waren noch nicht zu den Toten geworfen. Das Ballett nahm einen breiten Platz im Repertoire des Opernhauses ein. Die großen

„Tanzpoëme“ des Direktors Taglioni, in denen seiner schönen jungen Tochter Marie immer die Hauptrolle zugewiesen war, standen im höchsten Flor und genossen die allgemeine Gunst und Zuneigung seitens des vornehmsten Publikums. Die klassische Instrumentalmusik wurde in vollendetster Weise in der Singakademie, in den Symphoniesoireen der Kgl. Kapelle zum Gehör gebracht; in bescheidener Form bei billigen Eintrittspreisen durch die Konzerte des Liebigschen Orchesters.

Die dramatische Produktion für das Theater war ziemlich spärlich. Neben Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing sorgten im Königlichen Schauspielhause noch immer die Birch-Pfeiffer, Töpfer, Bauernfeld, der übersetzte Scribe, und von den neueren deutschen Dramatikern Gustav Freytag, Gutzkow, Laube und Brachvogel für den Bedarf an Lust-, Schau- und Trauerspielen, denen es nicht an hochbegabten Darstellern, — an ihrer Spitze Th. Döring, Dessoir, Friedrich und Liedtke — fehlte. Für die Heiterkeit des Berliner Publikums waren noch wirksamer David Kalisch und die Künstler und Künstlerinnen (die großen humoristischen Talente Helmerding und Reusche in erster Reihe) des Königstädtischen Theaters tätig, das während der Sommermonate seine Bühne in dem großen Bouchéschen Blumengarten aufgeschlagen hatte, in jenem östlichen Stadtviertel, das heute statt mit den Blumen- und Baumpflanzungen der großen Gärtnereien mit den Häusermassen der Wallner-Theater-Straße und der anliegenden Gassen und Plätze bebaut ist.

Das winterliche Gesellschaftsleben war zwar weniger üppig und ärmer an Wohltätigkeitsbasaren als heute, aber sicher nicht weniger lustig und bewegt. Das Hauptstück unter den öffentlichen festlichen Veranstaltungen bildeten in diesem Winter, wie in den beiden vorangegangenen, die beiden auf Königlichen Befehl ins Leben gerufenen, durch den seit 1851 die Königlichen Bühnen leitenden Generalintendanten, frühern Gardeleutnant Botho von Hülsen inszenierten Subskriptionsbälle im Opernhause. Da erschienen inmitten der glänzendsten und elegantesten Gesellschaft das Königspaar, die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, die ganze Hofgesellschaft; dreimal durchschritten jene mit ihren Hofstaaten paarweise in der Königspolonaise die dichtgedrängte Masse der Gäste. Zu den winterlichen Erlebnissen, die dem richtigen Berliner noch vor fünfzig Jahren so unverrückbar wie der feste Stern des Pols dünkten, gehörte auch der Weihnachtsmarkt auf dem Schloßplatz und in der Breitenstraße.

Die Menge der öffentlichen Bälle von allen Gattungen bis zu den allerausgelassensten „unterdemimondänsten“ war, glaube ich, nicht geringer als heute. Eine den jetzigen Berlinern als eine unentbehrlich erscheinende Art von Instituten aber fehlte gänzlich: das Wiener Café. Die unvergleichlich bescheidenere Konditorei mit Lesekabinett in völlig schmucklosen Räumen vertrat noch dessen Stelle. Viele der namhaftesten Weinstuben waren in Kellerräume verlegt und erfreuten sich des Besuchs der besten Gesellschaft. Die Bierstuben — große Bierhallen existierten erst äußerst wenige — entbehrten — jeder malerischen Dekoration, jeder besonders charakteristischen „altdeutschen“ oder neudeutschen Einrichtung. Dafür aber war fast eine jede mit dem besten lebendigen Schmuck und dem stärksten Magnet versehen: einer oder zweier ausgesucht hübscher, anmutiger und sich gut, freundlich aber — in den bessern Lokalen — untadelig anständig benehmenden Schänkinnen, den „Biermamsells“, unter denen Mädchen von originellem Geist gar nicht selten waren. Daß die Frauen abends mitgenommen wurden in die Bierstuben, wie es heute Sitte ist, geschah nur ganz ausnahmsweise. Nur in den Biergartenkneipen sah man an Sommerabenden und Nachmittagen Frauen und Töchter mit ihren Männern und Vätern. Die gebildeten und wohlsituierten Gesellschaftskreise hatten eine sehr viel schlichtere Lebensführung als heute. Und dem entsprach auch der Stil der Geselligkeit in ihnen. Zwar die Zeit der berühmten verspotteten ästhetischen Tees war damals bereits vorüber. Aber man kam doch nicht nur zusammen um des Essens und Trinkens willen, um stundenlang festgebannt an der Tafel zu sitzen, auf der Gang auf Gang raffiniert zubereiteter Speisen aufeinander folgen. Das Gespräch, vielleicht dann und wann durch den Vortrag eines Musikstückes, den Gesang eines Liedes unterbrochen, galt noch immer als der eigentliche Hauptzweck jeder Abendgesellschaft. Auch das Lesen von Meisterwerken der dramatischen Dichtung mit verteilten Rollen war noch immer eine vielbeliebte Würze der Berliner Geselligkeit. Die künstlerische Geschmackskultur war auch bei sonst hochgebildeten Familien noch ziemlich rückständig. Das Bedürfnis des wirklich schönen harmonischen, weder kärglichen noch protzigen Schmucks des Hauses war noch wenig verbreitet. Die heute allgemein gebräuchliche Verwendung von Blumen und zierlichen grünen Schling- und Rankengewächsen zur Dekoration der Tafel war auch in wohlhabenden Häusern so gut wie unbekannt.

So mit seinen entschwundenen Mängeln, seinen Reizen und Vorzügen, seinen guten und schlechten, seinen erfreulichen und verdrießlichen Eigenheiten steht das Gesamtbild Berlins vor fünfzig Jahren in voller Klarheit und Deutlichkeit vor meinem zurückschauenden inneren Auge. Es ist in den seit 1856 verflossenen 51 Jahren eine völlig andere Stadt geworden. Wer wie ich seitdem in ihr gelebt hat und heute noch lebt, hat sich mit ihr gewandelt. Aber wie ich als junger Mensch jenes alte Berlin geliebt habe, so liebe ich als Greis das heutige.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Theodor Hermann Pantenius, Aus meinen Jugendjahren (Leipzig 1907, R. Voigtländer). — Ernst Zahn, Lukas Hochstraßers Haus (Stuttgart 1907, Deutsche Verlagsanstalt). — Peter Rosegger, Die Försterbuben (Leipzig 1908, L. Staackmann). — Helene Böhlau, Das Haus zur Flamm' (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Wilhelm Hegeler, Das Ärgernis (Berlin 1908, S. Fischer). — F. Gundelfinger, Romantiker-Briefe (Jena 1907, E. Diederichs). — Goethes Briefe an Charlotte von Stein — Briefe an Fritz von Stein (Leipzig 1907, Insel-Verlag).

Wem sich der ganze Reiz des Biographischen einmal entschleiert hat, wird nicht leicht an einem Buche vorübergehen, das ihm diesen feinen und intimen Genuß verspricht. Junge, unruhig vorwärtsdrängende Menschen und junge Völker wissen nichts damit anzufangen. Man muß sich seinen Platz bereits erkämpft, selbst ein Stück Leben schon gelebt haben, eh' einem der Sinn erwacht für das Leben anderer. Memoirenliteratur setzt immer eine mehr oder minder reiche nationale Geschichte und Kultur voraus; insofern darf sie selbst als Grademesser der Kultur eines Volkes gelten. Es ist kein Zufall, daß die Engländer und vor allem die Franzosen sämtlichen anderen Nationen in derartigen autobiographischen Dokumenten überlegen sind. Erst im XIX. Jahrhundert stellten wir Deutsche auch darin uns neben sie.

Es ist ferner ohne weiteres klar, daß es eine Memoirenliteratur erst geben kann, seit sich das Individuum selbst befreit hat, seit es zum Bewußtsein seiner selbst gekommen ist. Wo der hohe und stolze Begriff der „Persönlichkeit", wie wir ihn kennen, fehlt, da fehlen naturgemäß auch die Lebensberichte. Umsonst fragen wir nach ihnen in den Literaturen des Orients, wo eine geschlossene, ungeheure, den einzelnen gleichsam verschluckende Masse sich uns entgegenwirft; ohne rechtes Ergebnis durchstreifen wir auch die Literatur des den Einzelnen autoritativ bindenden Mittelalters. Wohl aber hatten Hellas seinen Xenophon und Rom seinen Cäsar; und als der Bann, der auf dem Individualismus gelegen, allmählich bricht, als die Welt, um mit Jakob Burckhardt zu reden, plötzlich von Persönlichkeiten zu wimmeln beginnt, und sich schrankenlos tausend einzelne Gesichter spezifizieren, da beginnt auch bald die Aufzeichnung von Denkwürdigkeiten. Schon im Frankreich des XIII. und XIV. Jahrhunderts entsteht eine Memoirenliteratur; sie erreicht im XVI. Jahrhundert einen Höhepunkt und treibt im Revolutionszeitalter und im Napoleonischen die üppigsten Ranken. In den germanischen Ländern befreit die Reformation die Geister und schafft mit der Erlösung und Höherwertung des Individuums erst den rechten Boden und die Voraussetzung für autobiographische Betätigung. Unter der von der großen Zeit Englands selbst groß angestrahlten Elisabeth berichten viele von ihrem Leben und Erleben; in Deutschland schreibt etwa gleichzeitig der Ritter Hans von Schweinichen sein prächtiges „Merkbuch". Aber während die englische Memoirenliteratur von der Elisabethanischen Epoche an wie eine nie unterbrochene Kette bis zur Gegenwart führt, setzt die deutsche Memoirenliteratur bald wieder aus, um erst zwei Jahrhunderte später, in der Fridericianischen Zeit, ein neues Auferstehen zu feiern: voran in den Denkwürdigkeiten des großen Königs selbst und in denen seiner geistreich-klatschfreudigen Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Seitdem ging es auch bei uns erst tröpfelnd, dann rieselnd, endlich rauschend weiter aus vielen Bronnen. Und das XIX. Jahrhundert brachte uns die zwei großen Werke, denen kaum eine Nation etwas ähnliches an die Seite zu stellen hat: am Eingang des Säkulum Goethe's „Dichtung und Wahrheit"; am Ausgang Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen". Dazwischen und danach haben uns Fürsten und Staatsmänner, Gelehrte und Dichter, Schauspieler und schlichte Arbeiter ihre Lebensbeichten geboten. Manche haben viel Aufsehen und Getöse gemacht, so die Aufzeichnungen des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha oder gar die des Fürsten Hohenlohe; andere sind über den stilleren Kreis der Berufsgenossen des jeweiligen Verfassers nicht hinausgedrungen. Wie mächtig die Flut aber anschwillt, zeigt eine ungefähre Berechnung, wonach von 1880 bis jetzt schon mehr autobiographische Dokumente erschienen sind, als in der ganzen Zeit von 1800 bis 1880. Es bleibe dahingestellt, ob dieses starke Hervortreten der Memoirenliteratur, so gewiß es ein Zeichen der Kultur ist, nicht auch seine sehr bedenkliche Seite hat — eine Seite, auf die Goethe im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit" hinweist, wenn er in der Abfassung von Autobiographien das Eingeständnis sieht, daß Zeit und Kraft für „mächtig wirksame" Erzeugnisse vorbei seien.

Es war ein weiter Weg, den wir da gemacht haben, um auf ein neu ausgegebenes Erinnerungsbuch zu kommen. Auf das Buch eines Mannes, dessen Name mit dem Wachsen und Werden dieser „Monatshefte" eng verknüpft ist, dessen Rückschau auf den eignen Entwicklungsgang gerade bei den Freunden dieser Hefte über die allgemeine literarische

Teilnahme hinaus noch einer herzlich-persönlichen sicher sein darf. Ich spreche von Theodor Hermann Pantenius und seinem Werk „Aus meinen Jugendjahren" (Leipzig 1907, R. Voigtländer).

Was dieser Autobiographie Charakter gibt, ist in erster Linie die starke, ja fast nüchterne Ehrlichkeit, die jeden Satz darin geprägt, die nichts Begeisterndes, aber etwas unendlich Verläßliches hat. Man weiß sofort: diesem Manne glaubt man; er hat nicht nur die subjektive, sondern auch die objektive Ehrlichkeit, das heißt, ein aus gesundem, sittlichem Empfinden einerseits, aus Studium und Beobachtung anderseits gewachsenes Unterscheidungsvermögen für die Dinge dieser Welt und ein Augenmaß für die Rolle, die er selbst gegenüber und mit diesen Dingen gespielt hat.

Ist dies die charakteristische Note, die der Mann seinem Buche gab, so erwächst eine zweite aus der Welt, die ihn geboren, aus dem eigentümlichen, der Bildung tüchtiger und besonderer Persönlichkeiten günstigen Milieu. Pantenius ist bekanntlich Kurländer, und indem er das Bilderbuch seiner Kindheit und Jugend vor uns aufschlägt, macht er eine verwandte und doch fremde Welt vor uns lebendig. Eine Welt, die ihr Wesentliches wohl auch heute noch treu bewahrt. Denn die Abgeschlossenheit des Landes einerseits, anderseits das durch die Berührung mit der eingeborenen Bevölkerung ständig wachgehaltene instinktive Bewußtsein, die Herrenkaste zu bilden, hat ja den baltischen Deutschen nicht nur einen uns oft komisch berührenden Hochmut eingepflanzt, sondern auch einen stark konservativen Zug in ihnen entwickelt, der im Grunde bei den alten vornehmen Bürgerfamilien, den Literatenfamilien, nicht geringer ist, als beim eingesessenen Adel.

Aus einer dieser „Literatenfamilien", die im Gegensatz zum Adel standen und sich für die „besseren" hielten, stammt Theodor Hermann Pantenius. Im XVI. Jahrhundert saßen seine Vorfahren, die damals noch gut deutsch Panten hießen, als Lehnschulzen in einem pommerschen Dorf bei Rügenwalde; im XVII. Jahrhundert latinisierte der Pastor Martin Panten von Abtshagen nach der Sitte der Zeit seinen Namen; im XVIII. Jahrhundert berief der vorletzte Herzog von Kurland einen Christian Pantenius ins Land, der bis 1807 als Fiskal (Oberstaatsanwalt) in Mitau tätig war. Dessen Sohn und Enkel legten sich wieder auf die Theologie, und nur sein Urenkel, eben unser Theodor Hermann, ist seitlings ausgebrochen und hat Beruf und Heimat der Väter am Ende verlassen. Aber wieviel die alte Heimat, wieviel die Väter ihm mitgegeben haben, wie sehr er sich mit begreiflichem Stolz als Glied einer teuren Kette fühlt, das beweisen seine Jugenderinnerungen auf jeder Seite. Gleich auf der ersten darf er in diesem schönen Stolz aussprechen, daß seine Vorfahren, „alle starke, wahre und stolze Männer" gewesen seien, „die aufrecht durch das Land schritten, jedermann bekannt als pflichttreu, zuverlässig und fleißig. Es war kein verschlagener Streber, kein fauler Windbeutel, kein himmelnder Phantast unter ihnen. Und indem sich die empfängliche Seele des Kindes mit Bildern von ihnen erfüllte, entstand ganz von selbst in ihr die Erkenntnis, daß diese Abstammung auch Forderungen stellte und Pflichten auferlegte".

Wir können hier einen Augenblick stille halten. Denn in den zitierten Worten malen sich nicht nur die Vorfahren — es malt sich darin auch der späte Nachkomme. Der Nachkomme, der auf der ersten Seite seiner Memoiren schon die „himmelnden Phantasten" schroff ablehnt und sich zu dem kategorischen Imperativ Kants, zu einem starken Pflichtbegriff bekennt! Der Mann, dem ich vorhin eine nüchterne Ehrlichkeit nachsagte, eine nie versagende Zuverlässigkeit! Der Mann, der gleich seinem Urgroßvater das Beiwort „der redliche Pantenius" führen könnte! Sein Bestes ist darin beschlossen, aber auch seine Grenze. Wenn man seine Verwandten aus der neueren und neuesten Literatur festhalten wollte, so könnte man an Gustav Freytag und Georg Reicke denken. Es ist gleichgültig, ob beide unter anderen Bedingungen eine andere politische Stellung einnahmen. Sie repräsentieren doch mit Pantenius zusammen das Bürgertum in der Dichtung und sind alle drei im Grunde so stark auf das Ethische gestellt, daß man sich manchmal verwundert, wie sie überhaupt in die Literatur kommen. Denn in ihrem letzten Herzenswinkel haben sie alle eigentlich einen Horror vor dem Künstlertum oder mindestens ein leichtes Mißtrauen dagegen, als gegen etwas Unberechenbares, gegen etwas, das plötzlich ausschlagen und über alle Zäune setzen kann. Es ist gewiß nicht dasselbe, aber es gehört doch in die gleiche Rubrik, wenn Pantenius erzählt, daß er von früh auf „eine große Abneigung gegen nachlässig gekleidete und formlose Menschen hatte". Ich bin überzeugt, daß Gustav Freytag diese Abneigung geteilt hat und daß sie auch in Georg Reicke lebendig ist. Das eigentlich Ästhetische ist diesen Dichtern, die stets Dichter eines gesunden Realismus sind, nie die Hauptsache. Sie haben keinen Tanzschritt, ihrer leisen Starrheit fehlt die leichte Beweglichkeit, sie haben die treue Zeichnung und die feste Form, aber sie haben nicht genug Temperament und Farbe. So überraschen sie niemals. Aber sie nötigen uns immer Hochachtung ab. Ich glaube nicht, daß ich schon einmal die Autobiographie eines Dichters gelesen habe, in der so wenig von ästhetischen Werten die Rede war, als in der vorliegenden. Es schien mir — wenn ich ein vorhandenes und wirkendes Element dieser Memoiren herausgreifen und es in der Formulierung steigern will — oft so, als ob Theodor Hermann Pantenius die Berechtigung zur Ab-

Lösung eines Gordischen Knotens und bewegte sich bei der ganzen Verhandlung mit einer Ruhe und Sicherheit, die ihn als einen Meister seines Faches zeigte. Er wußte jedesmal mit einem so guten Grunde, warum er diese oder jene Frage stellte, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, diesen Grund anzugeben, sondern sich damit begnügte, auf die nächstfolgende Antwort zu sehen, die ihn auch jedesmal befriedigte. Er hatte sich vorgenommen, den Angeklagten nicht zu verwirren, sondern ihn zu einem freien Geständnisse zu bringen. Wenn er eine verfängliche Frage vorlegte, so geschah es nur, um ihn zu einer Antwort zu veranlassen, die ihn selbst verwickelte. Er hatte sich vorgenommen, ihn nicht zu ängstigen, sondern ihn zu beruhigen, damit er sich ganz seinem Gedächtnisse überlasse, und seine Aussagen nicht durch Furcht oder Besorgniß getrübt würden. Er hatte sich vorgenommen, ihn nicht zu ermüden, sondern ihn zu erquicken, damit er seine Kräfte nicht verschwende. Und so war es. Der Angeklagte, der sich anfangs in Widersprüche verwickelte, die ihn selbst verwirrten, der sich anfangs in Lügen verstrickte, die ihn selbst ängstigten, der sich anfangs in Ausflüchte verlor, die ihn selbst ermüdeten, gewann nach und nach seine Fassung wieder, und sah, daß er nicht in Gefahr sei, daß er nicht gedrängt werde, daß er nicht ermüde, und so gewann er Muth, Ruhe und Kraft

Sommerlicht. Nach einer farbigen Originalradirung von Nicolai Kirchpach, Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

ger mehr gewesen, und man hätte diesem Lukas für eine einzige Dummheit, die er macht, etwa für ein Räuschlein, das er sich antrinkt, ein halbes Dutzend Tugenden erlassen. Aber er bleibt immer gleich klar, gleich überlegen, gleich vollkommen. Um so merkwürdiger ist es nun doch, daß alle Kinder dieses Prachtmenschen im Grunde völlig versagen, daß sie alle etwas Ziel- und Willenloses haben, als Lumpen um die Ecke gehn oder nur mit väterlicher Hilfe. Und wenn das allen Fünfen mehr oder minder so geht, so muß man als Vater doch die ganze Selbstgerechtigkeit von Lukas Hochstraßer besitzen, um sich nicht bang zu fragen: wo liegt da meine Schuld?

Also: es wär' wohl besser gewesen, wenn es auch bei dem Vater der Fünf etwas mehr „menscheln" würde und wenn ihm daraus zu all seinen andern Tugenden das Kräutlein Demut erwüchse. Aber diese Bemerkung soll niemandem den Roman verleiden, sondern man soll sich getrost dem tüchtigen Erzähler anvertrauen, die zarte Brigitte und manche andre Gestalt liebgewinnen, sich der festen und klaren Zeichnung freuen, und vielleicht mit Vergnügen die Augen an dem leuchtenderen Farbenfleck weiden, der durch das vagabundierende Kesselflickermädel in das strenge Bild kommt. —

Auch in dem dritten Buch, das heut anzuzeigen wäre, bleiben wir außerhalb der Reichsgrenzen. Da nimmt Peter Rosegger uns mit in seine schöne Heimat. Aus den steirischen Alpen und Wäldern erzählt er uns einen Roman „Die Försterbuben" (Leipzig 1908, L. Staackmann). Es bleibt ja auch davor bestehen, daß der einstige Waldbauernbub immer sterblicher wird, je länger seine Geschichten sind, aber im ganzen zieh' ich mir den neuen Roman dem „Weltgift" doch bei weitem vor. Der Grund allerdings klingt kurios. Er lautet: weil man schon weit über die Hälfte des ganzen Buches, ja zwei Drittel gelesen haben kann, ohne von einem „Roman" noch etwas zu merken. Das letzte Drittel legt ja dann mit einer betrüblichen Handlung los, aber man ist von den ersten zwei so erfrischt, daß man es übersteht und durch das Säuerliche immer noch die Süße schmeckt.

Wir wollen hier den umgekehrten Weg machen wie der Erzähler. Wir wollen die betrübliche Handlung vorausnehmen. Die beiden Buben des Försters Rufmann, der leichtlebige, kernfröhliche Friedl und der blasse Grübler Elias, kommen durch eine Verkettung merkwürdiger Zufälle in den Verdacht, einen Fremden ermordet und beraubt zu haben. Sie werden verhaftet, und wenn sich auch bald nachher der wahre Schuldige findet: ihr braver Vater hat sich verzweifelt inzwischen den Tod gegeben. Auch sein bester Freund geht an der bösen Geschichte zugrunde, Elias aber und Friedl schütteln den Staub der Heimat von den Füßen.

Man sieht sofort: hier wächst das Schicksal nicht aus den Gestalten selbst, sondern es kommt von außen, hängt sich an ein verlornes Taschenmesser und ähnliche Äußerlichkeiten. Mühsam hat Rosegger daneben zwar eine gewisse „Schuld" der Buben konstruiert, aber es reicht nicht, um die Geschichte aus dem Betrüblichen und Zufälligen ins Tragische und Notwendige zu erheben.

Mit Fug zieht sich da die Erinnerung in die freundliche Helligkeit der beiden ersten Buchdrittel zurück. Da klingt es von schönen Volksliedern, da ziehen farbenbunte Prozessionen, da rauschen die Wälder, da wird in frischester Darstellung die lustige Ausübung alter Volksbräuche geschildert, und wenn der Segen, der in dieser Art über uns ausgeschüttet wird, auch jeden Rahmen sprengt, jede Komposition zerstört — wir gehen doch mit Vergnügen mit, denn der Steirer Dichter ist und bleibt nun einmal unser lebendigster und bestrickendster Plauderer. Und er hat vor allem hier im Förster Rufmann und im Michelwirt ein Freundespaar hingestellt, dem unser ganzes Herz gehört. —

Der Dichterin Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey) bezeuge ich meinen Dank für das viele Schöne, das sie uns gegeben hat, am besten dadurch, daß ich über ihren neuen Roman „Das Haus zur Flamm'" (Berlin, E. Fleischel & Co.) so rasch wie möglich hinweggleite. Reiche Gaben haben die Götter ihr vermacht, aber die eine, die sie alle lenkt, an rechter Stelle in Bewegung setzt und ihren schönen Zusammenklang bemißt, haben sie ihr versagt: das eingeborene, unverwirrbare Gefühl, das sichere Unterscheidungsvermögen, den untrüglichen Geschmack. Ihrer großen Begabung fehlt das edle Gleichmaß; ihrer starken Schwungkraft die ruhige Steuerung. Wenn es das Glück so will, trifft man unter ihrem Namen ein köstliches kleines Meisterwerk. Ein paar Ratsmädelgeschichten, die Erzählung „Sommerseele" aus ihrem „Sommerbuch", „Die Kristallkugel", dies und jenes noch aus Alt-Weimar — Prachtstücke, vor denen man den Hut zieht, vor denen man sich sagt: was muß das für eine herzhafte, kernfröhliche, prächtige Frau sein! Und dicht daneben Novellen und Romane, in denen sie sich blind und gottverlassen in die fürchterlichsten Übertreibungen verrennt, in denen ihre reiche Begabung steuerlos herumfuhrwerkt, in denen sie echt frauenhaft kleine Wahrheiten zu großen Lügen aufbauscht — man denke etwa an ihren Roman „Halbtier". Und „Das Haus zur Flamm'"? Sagen wir mit freundlicher Mäßigung, daß sich dieser Roman nicht zu ihren schönen und guten Arbeiten stellt; daß er merkwürdig zerfahren ist und auseinanderfällt; daß nicht eine feste Handlung ruhig zwingt, sondern eine noch dazu unsicher verbundene Reihe von Handlungen verwirrt und beunruhigt; daß endlich alle die Menschen darin viel zu verstiegen sind, um uns herzlich nahe zu kommen, und ihre schönen Worte eben Worte für uns bleiben. Genug

davon — warten wir lieber auf Helene Böhlaus nächstes Buch!

Wilhelm Hegeler ist inzwischen von seinen abenteuerlichen Korsarenfahrten zurückgekehrt, und aus der blutdampfenden Piratenburg des Mittelalters hat er sich in seinem neuen Roman „Das Ärgernis“ (Berlin 1908, S. Fischer) ins Wuppertal zu Kommerzienräten und orthodoxen Zionswächtern begeben. Auf den modern fühlenden Seeräuber des Mittelalters folgt der mittelalterlich fühlende bornierte Pastor der Gegenwart. Die Gegensätze sind zu kraß, als daß man daraus einen Lorbeerkranz für den nach neuen Gestaltungen spähenden Dichter flechten könnte. Es fällt wieder auf, wie wenig Konsequenz (poetische Konsequenz) in Hegelers Schaffen ist.

Das „Ärgernis“ bildet ein Brunnendenkmal mit nackten Figuren, ein reines und schönes Kunstwerk, gegen das eine prüde alte Jungfer den Pastor Diesterkamp und seinen Anhang mobil macht. Die Partie steht von vornherein ungleich. Hier Borniertheit und Heuchelei, dort natürliches Empfinden, freiere Weltanschauung und höhere Bildung. Daß das Vorgehen der beschränkten Köpfe immer mit einer Blamage enden muß, mit einer Blamage dem Leser gegenüber, ist von Anfang an selbstverständlich. Jeder Dichter würde sich deshalb besonnen haben, diesen Stoff anzugreifen oder das Problem so zu stellen — das heißt: so billig zu stellen, daß es überhaupt kein Problem mehr ist. Hegeler tut das aber. Er sündigt gegen die erste Forderung jeder höheren Dichtung, daß sowohl Spieler wie Gegenspieler von seinem Standpunkt aus völlig recht haben muß. Der Pastor Diesterkamp jedoch hat in gar keinem Falle recht. Er ist nur borniert. Es wäre viel feiner gewesen, wenn das betreffende Denkmal wirklich auf der einen Seite für das natürliche sittliche Empfinden vieler bedenklich gewesen wäre, auf der andern Seite aber doch genug künstlerische Qualitäten besessen hätte, um gläubige und ehrliche Verteidiger zu finden. Dann wären zwei Welten zusammengestoßen, von denen jede eine innere und ewige Berechtigung in sich trägt, und es wäre zu einem Kampf mit verschiedenen, aber ungefähr gleichwertigen Waffen gekommen.

Wie gesagt: Hegeler macht es billiger. Und nur dadurch vermeidet er das allzu Billige, daß er mehr und mehr einen zwischen den Parteien stehenden Knaben und die Kämpfe, die sich in dieser jungen Seele abspielen, in den Vordergrund schiebt. Durch diese Wendung bekommt der Roman die literarische Marke. Die feine Gestalt der Stiefmutter, die feine Gestalt des homerbegeisterten Lehrers erfreuen außerdem, aber so recht von Herzen warm macht uns Hegeler ja niemals. Woran das liegt? Weil er doch weniger der innerlich bewegte Mensch und Dichter, als der besonnen und etwas kühl formende Künstler ist.

Zum Schluß mögen noch einige Briefsammlungen mit Begleitworten bedacht sein. Friedrich Gundelfinger hat „Romantikerbriefe“ herausgegeben (Jena 1907, Eugen Diederichs), die uns die Hauptvertreter der frühromantischen Bewegung in persönlichen Bekenntnissen zeigen sollen. Nun hab' ich selbst gerade dieser Bewegung Jahre heißesten Studiums gewidmet und über ihr dichterisches Haupt Novalis einst eine umfangreiche Doktorarbeit gemacht, aber daß diese schillernden, der zupackenden Hand immer wieder entgleitenden Persönlichkeiten der ersten Romantik, der am schwersten zu fassenden Epoche deutschen Geisteslebens, jemals einem größeren Publikum nahegebracht werden können, glaub' ich durchaus nicht. Doch ich erkenne gern an, daß Auswahl und Zusammenstellung der hier gebotenen Briefe mit klugem Sinn und mit viel Takt geschehen ist, und daß die von Friedrich Gundelfinger geschriebene Einleitung über die romantische Schule sogar außerordentlich fein und geistvoll ist.

Zwei andere Briefpublikationen verdanken wir dem Inselverlag in Leipzig, der für die Kultur des Buches so viel getan hat. In der sorgsamen und schönen Ausstattung, die er all seinen Erscheinungen angedeihen läßt, gab er neuerdings eine dreibändige Taschenausgabe der Goetheschen Briefe an Charlotte von Stein heraus, mit Einleitung und Anmerkungen von J. Petersen, die jedem Bücherfreund willkommen sein wird. Im Sturm und Drang der Jugend spielt man gewiß gern Christiane Vulpius, die viel verlästerte, gegen die prätentiösere Charlotte von Stein aus, und es wäre über dieses Kapitel mancherlei zu reden, aber ewig schön und jung bleiben die Liebesbriefe Goethes, die hier genau wie sie geschrieben wurden, in der unbekümmerten Orthographie des Dichters dargeboten werden. Heinrich Vogeler hat die schöne Ausgabe, geschmackvoll geschmückt. Ein anderer Band bringt, herausgegeben von Ludwig Rohmann, „Briefe an Fritz von Stein“, den Lieblingssohn Charlottens und Goethes Hausgenossen und Zögling, Briefe, die zumeist von Mutter und Bruder herrühren und zum Teil hier zuerst veröffentlicht sind. Sie beschäftigen sich in der Hauptsache mit dem höfischen, gesellschaftlichen und literarischen Leben Weimars, und wenn sie ihren kulturhistorischen und literarischen Wert eben ganz in ihrer Bezugnahme auf Goethe und die ihn umgebende Gesellschaft suchen, so erwecken sie doch daneben auch eine rein menschliche Teilnahme für Fritz von Stein, dem so wenige Blütenträume reiften. Ich kann zur Empfehlung dieser Briefpublikationen kein besseres Wort anführen, als das Goethesche: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann.“

Moderne Porträtköpfe

Die Kunst, die Züge eines Menschen zu einem Porträt zu formen, ist eine der ältesten Künste der Menschheit. Sie ist so alt, daß sie sich bereits in der Steinzeit entwickelt hat. Wir kennen Porträtköpfe aus Stein, die 5000 Jahre alt sind. Sie sind in Ägypten gefunden worden. Sie sind so gut, daß sie sich mit den besten Porträtköpfen unserer Zeit messen können. Wir sehen hier zwei Porträtköpfe, die ein moderner Künstler geschaffen hat. Sie sind aus Holz geschnitzt. Der Künstler heißt Ernst Barlach. Er ist 1870 geboren und 1938 gestorben. Er hat viele Porträtköpfe geschaffen. Sie sind alle sehr gut. Sie sind alle sehr ausdrucksvoll. Sie sind alle sehr lebendig. Sie sind alle sehr modern. Sie sind alle sehr schön.

Ernst Barlach: Porträtkopf

Ernst Barlach: Porträtkopf

Bildarchiv Foto Marburg

die Max Liebermann, Hermann Struck, Lesser Ury, Ludwig Meidner, Ernst Oppler, Hans Baluschek, Heinrich Zille, Käthe Kollwitz, Max Pechstein, Otto Mueller, Karl Schmidt-Rottluff, Emil Nolde, Erich Heckel, Ernst Ludwig Kirchner, Oskar Kokoschka, Alexej Jawlensky, Wassily Kandinsky, Lyonel Feininger, Paul Klee, Franz Marc, Heinrich Campendonk, Max Beckmann, Georg Kolbe, Rudolf Belling, Ernst Barlach, Wilhelm Lehmbruck, Gerhard Marcks, Renée Sintenis, Edwin Scharff, Ludwig Gies, Hermann Haller, Rudolf Bosselt, Fritz Klimsch, Richard Scheibe, Hans Arp, Otto Freundlich, Oskar Schlemmer, Moholy-Nagy, Rudolf Schlichter, Otto Dix, George Grosz, Conrad Felixmüller, Otto Griebel, Hans Grundig, Karl Hofer, Max Ernst, Hans Richter, Kurt Schwitters, Walter Gramatté, Johannes Molzahn, Hans Thuar, Hans Purrmann, Max Slevogt, Lovis Corinth, Walter Leistikow, Ernst Stern, Ernst Fritz Fries, Hans Meid

Der Mörder Hans Hoffmann

Hans Hoffmann, der Mörder des Polizeiwachtmeisters Schmidt

Der Mörder Hans Hoffmann, der am Sonnabend den Polizeiwachtmeister Schmidt erschossen hat, ist gestern früh in seiner Wohnung in der Kaiserstraße 12 verhaftet worden. Hoffmann, der 1902 geboren ist, hat sich bei seiner Festnahme widerstandslos ergeben. Er hat zugegeben, daß er den Schuß abgegeben hat, will aber nicht gewußt haben, daß er einen Polizeibeamten getötet hat. Er hat angegeben, daß er sich in Notwehr befunden habe, weil er geglaubt habe, daß Schmidt ihn erschießen wolle. Hoffmann ist bereits mehrfach vorbestraft. Er hat 1923 wegen Raubes und Diebstahls eine Zuchthausstrafe verbüßt und ist 1926 wegen Diebstahls zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Er ist Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes gewesen.

Der Polizeiwachtmeister Schmidt, der von dem Mörder Hoffmann erschossen wurde

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Kriegsgefangene Franzosen bei der Arbeit.

Gefangene Franzosen bei der Arbeit. Die Gefangenen werden in Arbeitskommandos eingeteilt und zu Arbeiten verwendet, die sie für die Allgemeinheit leisten müssen. Sie werden dafür entlohnt und können sich von dem Verdienst Lebensmittel kaufen. Die Arbeiten sind nicht schwer, und die Gefangenen sehen gut genährt aus. Sie werden auch gut behandelt, wie sie selbst zugeben. Sie sind froh, daß sie nicht mehr im Schützengraben liegen müssen, wo sie Hunger und Kälte leiden mußten.

Die Kaiserin Augusta-Victoria-Stiftung zur Bekämpfung der Tuberkulose. Modell des Denkmals, das auf dem Gelände des Sanatoriums Charlottenburg-Westend errichtet werden soll.

Nach dem Entwurf des Professors Ludwig Manzel.

Photographie Atelier Schwarz.

Kaiserin Augusta-Victoria-Stiftung zur Bekämpfung der Tuberkulose. Modell des Denkmals, das auf dem Gelände des Sanatoriums Charlottenburg-Westend errichtet werden soll.

Nach dem Entwurf des Professors Ludwig Manzel.

Photographie Atelier Schwarz.

Digitized by Google

Ausschmückung. Die Form ist eine sehr gefällige, der Fuß ist durchbrochen gearbeitet, der Rand ist mit Goldperlen eingefaßt. Die Malerei ist eine sehr feine, die Blumen sind naturgetreu gemalt, die Vergoldung ist eine sehr reiche.

Fig. 1. Prunkvase.

Fig. 1. Prunkvase. Diese Vase ist eine Prachtvase, sie ist 1,20 m hoch und 0,60 m breit. Sie ist mit Goldperlen eingefaßt, der Fuß ist durchbrochen gearbeitet, die Malerei ist eine sehr feine, die Blumen sind naturgetreu gemalt, die Vergoldung ist eine sehr reiche.

Fig. 2. Prunkvase.

Fig. 2. Prunkvase. Diese Vase ist eine Prachtvase, sie ist 1,20 m hoch und 0,60 m breit. Sie ist mit Goldperlen eingefaßt, der Fuß ist durchbrochen gearbeitet, die Malerei ist eine sehr feine, die Blumen sind naturgetreu gemalt, die Vergoldung ist eine sehr reiche.

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hermann Rieger
und Paul Schlenther

XVII. Jahrgang 1902/1903 | 4. Heft | Februar 1903

Der Schützenkönig

Roman von Waldemar Bonsels

Es war ein Sonntag im Juli. Die Sonne stand hoch am Himmel und goß ihre Strahlen mit Macht auf die Erde. Die Luft war schwer und drückend. Kein Lüftchen regte sich. Die Blätter der Bäume hingen matt herab, und die Vögel hatten sich in das Dickicht der Büsche verkrochen. Nur die Grillen zirpten in den Gräben, und die Heuschrecken sprangen durch das Gras. Die Kühe lagen im Schatten der Bäume und kauten wiederkäuend. Die Pferde standen mit gesenkten Köpfen und schlugen mit den Schwänzen nach den Fliegen. Die Hunde lagen hechelnd im Staub der Straße und schnappten nach den Fliegen. Die Menschen saßen in den Häusern und tranken Bier. Die Kinder spielten im Schatten der Häuser und aßen Kuchen. Die Frauen saßen in den Gärten und strickten. Die Männer saßen in den Wirtshäusern und tranken Bier. Die Alten saßen auf den Bänken vor den Häusern und schliefen. Die Jungen liefen in den Straßen herum und machten Lärm. Die Hunde bellten, und die Katzen miauten. Die Hühner gackerten, und die Gänse schnatterten. Die Enten quakten, und die Schweine grunzten. Die Pferde wieherten, und die Kühe brüllten. Die Schafe blökten, und die Ziegen meckerten. Die Esel schrien, und die Hähne krähten. Die Tauben gurrten, und die Sperlinge schilpten. Die Schwalben flogen, und die Fledermäuse flatterten. Die Eulen schliefen, und die Nachtigallen sangen. Die Lerchen jubilierten, und die Amseln pfiffen. Die Drosseln sangen, und die Finken schlugen. Die Meisen piepsten, und die Rotkehlchen zwitscherten. Die Stare pfiffen, und die Zeisige trillerten. Die Kanarienvögel sangen, und die Papageien schrien. Die Menschen sangen, und die Instrumente spielten. Die Musik spielte, und die Leute tanzten. Die Tänzer drehten sich, und die Tänzerinnen wirbelten. Die Paare umarmten sich, und die Einsamen standen abseits. Die Glücklichen lachten, und die Unglücklichen weinten. Die Reichen waren vergnügt, und die Armen waren traurig. Die Gesunden waren froh, und die Kranken waren elend. Die Jungen waren lustig, und die Alten waren ernst. Die Männer waren stark, und die Frauen waren schwach. Die Kinder waren unschuldig, und die Erwachsenen waren schuldig. Die Guten waren gut, und die Bösen waren böse. Die Weisen waren weise, und die Narren waren närrisch. Die Klugen waren klug, und die Dummen waren dumm. Die Schönen waren schön, und die Häßlichen waren häßlich. Die Großen waren groß, und die Kleinen waren klein. Die Dicken waren dick, und die Dünnen waren dünn. Die Langen waren lang, und die Kurzen waren kurz. Die Breiten waren breit, und die Schmalen waren schmal. Die Hohen waren hoch, und die Niedrigen waren niedrig. Die Tiefen waren tief, und die Flachen waren flach. Die Harten waren hart, und die Weichen waren weich. Die Warmen waren warm, und die Kalten waren kalt. Die Trockenen waren trocken, und die Nassen waren naß. Die Süßen waren süß, und die Sauren waren sauer. Die Bitteren waren bitter, und die Salzigen waren salzig. Die Scharfen waren scharf, und die Stumpfen waren stumpf. Die Spitzen waren spitz, und die Runden waren rund. Die Eckigen waren eckig, und die Glatten waren glatt. Die Rauhen waren rauh, und die Weichen waren weich. Die Harten waren hart, und die Zarten waren zart. Die Starken waren stark, und die Schwachen waren schwach. Die Gesunden waren gesund, und die Kranken waren krank. Die Lebenden waren lebendig, und die Toten waren tot. Die Geborenen waren geboren, und die Ungeborenen waren ungeboren. Die Gestorbenen waren gestorben, und die Ungestorbenen waren ungestorben. Die Auferstandenen waren auferstanden, und die Unauferstandenen waren unauferstanden. Die Gerichteten waren gerichtet, und die Ungerichteten waren ungerichtet. Die Verdammten waren verdammt, und die Unverdammten waren unverdammt. Die Seligen waren selig, und die Unseligen waren unselig. Die Heiligen waren heilig, und die Unheiligen waren unheilig. Die Gottlosen waren gottlos, und die Gottesfürchtigen waren gottesfürchtig. Die Gläubigen waren gläubig, und die Ungläubigen waren ungläubig. Die Hoffenden waren hoffend, und die Verzweifelnden waren verzweifelnd. Die Liebenden waren liebend, und die Hassenden waren hassend. Die Friedfertigen waren friedfertig, und die Streitsüchtigen waren streitsüchtig. Die Barmherzigen waren barmherzig, und die Unbarmherzigen waren unbarmherzig. Die Demütigen waren demütig, und die Hochmütigen waren hochmütig. Die Sanftmütigen waren sanftmütig, und die Grimmigen waren grimmig. Die Keuschen waren keusch, und die Unkeuschen waren unkeusch. Die Mäßigen waren mäßig, und die Unmäßigen waren unmäßig. Die Fleißigen waren fleißig, und die Faulen waren faul. Die Arbeitsamen waren arbeitsam, und die Müßigen waren müßig. Die Sparsamen waren sparsam, und die Verschwenderischen waren verschwenderisch. Die Ordentlichen waren ordentlich, und die Unordentlichen waren unordentlich. Die Pünktlichen waren pünktlich, und die Unpünktlichen waren unpünktlich. Die Zuverlässigen waren zuverlässig, und die Unzuverlässigen waren unzuverlässig. Die Treuen waren treu, und die Untreuen waren untreu. Die Wahrhaftigen waren wahrhaftig, und die Lügner waren lügnerisch. Die Aufrichtigen waren aufrichtig, und die Heuchler waren heuchlerisch. Die Offenherzigen waren offenherzig, und die Verschlossenen waren verschlossen. Die Redseligen waren redselig, und die Schweigsamen waren schweigsam. Die Höflichen waren höflich, und die Unhöflichen waren unhöflich. Die Bescheidenen waren bescheiden, und die Unbescheidenen waren unbescheiden. Die Dankbaren waren dankbar, und die Undankbaren waren undankbar. Die Gastfreien waren gastfrei, und die Ungastlichen waren ungastlich. Die Mitleidigen waren mitleidig, und die Unbarmherzigen waren unbarmherzig. Die Gerechten waren gerecht, und die Ungerechten waren ungerecht. Die Billigen waren billig, und die Unbilligen waren unbillig. Die Gnädigen waren gnädig, und die Ungnädigen waren ungnädig. Die Verzeihenden waren verzeihend, und die Unverzeihenden waren unverzeihend. Die Versöhnlichen waren versöhnlich, und die Unversöhnlichen waren unversöhnlich. Die Friedfertigen waren friedfertig, und die Streitsüchtigen waren streitsüchtig. Die Barmherzigen waren barmherzig, und die Unbarmherzigen waren unbarmherzig. Die Demütigen waren demütig, und die Hochmütigen waren hochmütig. Die Sanftmütigen waren sanftmütig, und die Grimmigen waren grimmig. Die Keuschen waren keusch, und die Unkeuschen waren unkeusch. Die Mäßigen waren mäßig, und die Unmäßigen waren unmäßig. Die Fleißigen waren fleißig, und die Faulen waren faul. Die Arbeitsamen waren arbeitsam, und die Müßigen waren müßig. Die Sparsamen waren sparsam, und die Verschwenderischen waren verschwenderisch. Die Ordentlichen waren ordentlich, und die Unordentlichen waren unordentlich. Die Pünktlichen waren pünktlich, und die Unpünktlichen waren unpünktlich. Die Zuverlässigen waren zuverlässig, und die Unzuverlässigen waren unzuverlässig. Die Treuen waren treu, und die Untreuen waren untreu. Die Wahrhaftigen waren wahrhaftig, und die Lügner waren lügnerisch. Die Aufrichtigen waren aufrichtig, und die Heuchler waren heuchlerisch. Die Offenherzigen waren offenherzig, und die Verschlossenen waren verschlossen. Die Redseligen waren redselig, und die Schweigsamen waren schweigsam. Die Höflichen waren höflich, und die Unhöflichen waren unhöflich. Die Bescheidenen waren bescheiden, und die Unbescheidenen waren unbescheiden. Die Dankbaren waren dankbar, und die Undankbaren waren undankbar. Die Gastfreien waren gastfrei, und die Ungastlichen waren ungastlich. Die Mitleidigen waren mitleidig, und die Unbarmherzigen waren unbarmherzig. Die Gerechten waren gerecht, und die Ungerechten waren ungerecht. Die Billigen waren billig, und die Unbilligen waren unbillig. Die Gnädigen waren gnädig, und die Ungnädigen waren ungnädig. Die Verzeihenden waren verzeihend, und die Unverzeihenden waren unverzeihend. Die Versöhnlichen waren versöhnlich, und die Unversöhnlichen waren unversöhnlich.

wandel; denn zu Hause — in dem Hause der Dame Panizza — war es jetzt fürchterlich. Sor Riccardo hätte die Prüfung sicher nur kläglich bestanden, wenn Marco ihm nicht heldenmütig Beistand geleistet hätte, der hauptsächlich darin sich äußerte, daß er den Professor möglichst häufig in ein fashionables Restaurant entführte.

Da im Herbst die Tage noch immer voller Sonnenwärme waren, so wurden die Abende von den Römern als angenehme Abwechslung empfunden. Man brachte sie vor den Cafés, den Konditoreien, den Birrarien und Licorien zu. Der allgemeine große Salon war Piazza Colonna, auf der zur Nachtzeit gute Gesellschaft sich einfand, zu den Klängen eines Orchesters flanierend und schwatzend, politisierend und medisierend, Liebeshändel anknüpfend und fortspinnend — letzteres allerdings unter den Strahlen elektrischer Sonne, die keine dämmerungliebenden Heimlichkeiten erlaubte.

Marco liebte den weiten, taghellen Straßensaal leidenschaftlich. Also entfloh der Professor während dieser letzten Wochen vor seiner ihm einstmals so zärtlich gewogenen Padrona Abend für Abend auf Piazza Colonna.

Vor „Ronzi und Singer" saßen die beiden, schlürften Sorbet, betrachteten die Spaziergänger und beobachteten die Gesellschaft an den Tischen. Wenigstens Marco betrachtete und beobachtete. Zwar trug er noch immer seinen höchst unelegenten Graukarierten; aber statt der Garibaldicouleur leuchtete auf seiner Jünglingsbrust eine mit aller Kunst gebundene weiße Krawatte. Dazu trug er im Knopfloch eine Nelke, in der Rechten ein wunderhübsches Spazierstöckchen, und den mit breitem weißen Seidenbande garnierten Strohhut in ganz bestimmter Weise aufgesetzt; ein weniges nach hinten gerückt, gerade nur so und so viel.

Es entging Sor Riccardo nicht, daß Marcos ungewöhnliche Schönheit Aufsehen erregte. Bei diesem bewundernden Anstarren der Leute — darunter waren die Frauen verstanden — empfand Sor Riccardo etwas noch nie Empfundenes. Ob es wohl möglich war, daß man ihn, Sor Riccardo, für den Vater des wunderschönen jungen Menschen hielt?

Die Frauen starrten Marco bewundernd an. Das war es, was sein strahlendes Glücksgefühl trübte. Denn — diese Weiber! Sor Riccardo hatte die Gefahr, die von den römischen Frauen ausging, zur Genüge selbst erfahren; obgleich seine zahllosen römischen Liebschaften und Abenteuer hauptsächlich in seiner Phantasie bestanden hatten.

Er begann Marco mit wahrer Vatersorge zu bewachen. Das richtige Wort wäre gewesen: Mutterangst; denn nur das zärtliche Herz einer Mutter konnte für die Reinheit und das Glück ihres Lieblings so zittern wie dieser Graukopf um seinen Wahlsohn zagte und bangte.

Seine Beobachtungen machten sein beschwertes Herz leichter: Marco schien die bewundernd auf ihn gerichteten Blicke gar nicht auf sich zu beziehen. Und wenn er es einmal merken mußte, so machte ihm die Wahrnehmung eine Freude, die seinem ängstlichen Pflegevater durchaus harmlos vorkam. Eitel war der Junge übrigens in einer Weise, wie es nur ein junger Römer sein konnte . . . Aber auch dieses Wohlgefallen an seiner eigenen schönen Person hatte etwas fröhlich Naives, etwas glücklich Kindliches.

Das mit der Bicetta schien in Wahrheit ein Traum, ein Spuk gewesen zu sein — allen Göttern sei Dank!

Ob er sie wiedergesehen hatte? Es wäre eigentümlich gewesen, wenn die beiden sich noch nicht getroffen hätten. Überhaupt —

Überhaupt Marco in einer Stadt mit seinem Vater und der Bicetta . . .

Wäre Marco seinem Vater oder der Bicetta begegnet, so würde er es ihm sicher augenblicklich mitgeteilt haben. Der Junge war so frei und frank. Es gab nichts, was er nicht sofort zu ihm getragen hätte, wie ein guter Katholik seine Sünde in die Beichte. Wiedergesehen hatte Marco also das gefährliche Frauenwesen nicht; aber ob er an das gelbhaarige Geschöpf oft dachte?

Da Richard Hille darauf keine Antwort wußte, und da die Sache ihn quälte, so war es das Einfachste, er brachte sie zur Sprache. „Sage, mein Junge, denkst Du oft an sie? An die Bicetta."

„O, die Bicetta . . ."

Er war blaß geworden, bekam in seinem Blick etwas Fremdes, was zuvor niemals in seinen Augen gewesen war.

„Marco!“

Der laut Angerufene schreckte zusammen. Dann sagte er mit unterdrückter Stimme und wie zu sich selber redend: „Die Bicetta . . . Ob sie noch immer bei meinem Vater ist? Sie sagte mir, mein Vater dürfe sie nicht anrühren. Sie lügt, so oft sie den Mund auftut; aber das — das log sie nicht. Das ist es ja, wodurch sie über den Vater solche Herrschaft gewinnt. Ich weiß, daß sie ihn dadurch von Sinnen gebracht hat; und ich verstehe —“ Er sprach nicht aus, was er verstand. Unerreichbar weit entfernt von dem Manne, der ihn nach dem jungen Weibe gefragt hatte, fuhr er mit noch leiserer Stimme fort: „Ja, die Bicetta . . . Nein . . . ich habe sie nicht wieder gesehen. Es wäre schrecklich, wenn ich ihr wieder begegnen sollte . . .“

Er sprang auf, irrte durch das Zimmer, beständig mit seinem fremden Blick, seinem verstörten Wesen.

Im Tiefsten erschrocken, ließ sein alter Freund ihn eine Weile gewähren; dann sprach er liebevoll auf ihn ein: „Wenn Du sie zufällig wiedersehen solltest, wirst Du ihr den Rücken kehren. Mein guter, starker Junge wirst Du sein, mein stolzer Junge. Ich weiß am besten, wonach Du Dich immer sehnst: danach, Dir die höchsten Güter des Lebens zu eigen zu machen. Und mit solchen hat eine Bicetta nichts gemein.“

Marco blieb stehen, sah seinen väterlichen Freund traurig an, sagte mit zuckenden Lippen: „Reinheit, Güte . . . Und ich voller Sehnsucht danach. Wenn es aber dafür bereits zu spät sein sollte?“

Aber da wurde der Buonissimo böse; und wenn er böse wurde, so brach das zornige Funkeln seiner Augen selbst durch die Trübe der Brillengläser. Zu seinem Unglück wirkte er, wenn er böse wurde, nicht tragisch, sondern eher komisch. Freilich war er gerade dann am liebenswürdigsten und liebenswertesten, infolgedessen sein Zorn jedesmal damit endigte, daß ihm sein Junge halb lachend, halb weinend um den Hals fiel und sein unschönes Gesicht mit Küssen bedeckte. Dann war Sor Riccardo hilflos.

IX.

Am nächsten Tage fanden Umzug und Einzug statt . . .

Die beiden durften nicht gleich in ihre Wohnung, sondern mußten warten, bis Tante Dora den Eintritt gestattete.

Weder Paoluccia noch Lella ließen sich blicken, und trotz des schönen Oktoberabends mußte im Atelier gewartet werden. Tante Doras braunes Seidenkleid legte sich stets beklemmend auf des Professors Gemüt: sah doch seine alte Freundin in dem ungewohnten Staate seltsam fein und fremd aus.

Endlich erhob sich Tante Dora, bedeutete dem Professor, ihr den Arm zu reichen, und rauschte zur Türe hinaus — sie rauschte wahrhaftig! Sor Riccardo hatte es geahnt: es würde gewiß zum Fürchten feierlich werden! Und wenn es sich derartig festlich gestaltete, so wurde er gerührt; und wenn er gerührt war, so mußte er beständig seine Brillengläser putzen; was ihm höchst unbequem war.

Tante Dora am Arm trat er auf die blumige Terrasse und gleichsam in den purpurfarbenen Abend hinein. Dann sah Sor Riccardo . . . Wo zwischen den beiden Wohnungen die Mauer durchbrochen war, verschloß die Öffnung ein Vorhang. Vor diesem stand eine holdselige Mädchengestalt im antiken Kostüm, einen üppigen Kranz Rosen auf dem Haupt, einen Strauß roter Rosen in den Händen.

Tante Dora führte ihren alten Freund zu der verhängten Pforte, blieb stehen, und der Buonissimo ließ sich von der lieblichen Gestalt anreden und Rosen vor die Füße streuen. Es waren sogar Verse, von Tante Dora gedichtet. Und als in der schönen Poesie auch seinem Jungen gewünscht wurde: Tage und Jahre des Glückes und Friedens, der Arbeit und des Segens in dem neuen Haus zu verleben, da kam es so, genau so, wie der Professor gefürchtet hatte: er wurde gerührt und mußte seine Brille putzen, und zwar so eifrig, daß er von der übrigen Herrlichkeit nichts mehr gewahrte.

Dann fiel die schöne Decke, die den Eingang verhüllte — Paoluccia war

Digitized by Google

dahinter versteckt gewesen — dann wollte der holde Genius Sor Riccardo über Rosen durch die Pforte führen; aber ritterlicherweise faßte Richard Hille Tante Doras Rechte, so daß der junge Marco für die kleine Lella übrig blieb.

Sor Riccardos Terrasse war ein einziges Blumenfeld, genau so, als ob es Tante Doras Terrasse wäre. In den letzten Gluten des Sonnenuntergangs leuchteten Vatikan und Quirinal, leuchteten Rosen und Geranien. Da umfaßte der Professor Tante Dora und gab ihr einen Kuß, gab auch Paoluccia einen schallenden Kuß und schickte sich an, das kleine Nymphlein zärtlich zu umfangen. Genau dasselbe gedachte Marco zu unternehmen; aber das Nymphlein entwischte, ihm, dem kecken Knaben, ihren Rosenkranz in den Händen lassend.

Jetzt traten alle ins Haus. In dem Salotto war die Festtafel gedeckt. Die Nacht brach an. Da brachte Paoluccia die dreiarmige angezündete Ölleuchte, setzte sie mitten auf den Tisch, sprach laut und feierlich, als sagte sie einen Segensspruch, das altertümliche, echt römische: Felicissima notte!

— — — — — — — — —

Der ‚glücklichsten Nacht' folgten glückliche Tage. Sor Riccardo kam fürs Erste aus dem Verwundern und Bewundern gar nicht heraus. Feenhände schienen über den häßlichen Ziegelsteinboden Teppiche gebreitet, in den Schlafzimmern vor den Fenstern weiße Gardinen aufgesteckt und die Speisekammer mit Vorräten gefüllt zu haben. Nur zu einem hatte sich Tante Dora durchaus nicht verstehen wollen, denn: „Ofen wollen Sie? Ofen! Darf ich fragen, seit wann Sie in Rom sind? Kaum angekommen, wie mir scheint. Wo haben Sie in Rom dergleichen Wärmemaschinen gesehen? Bei verweichlichten Fremdlingen. Wer in Rom friert, soll doch drüben bleiben und sich zu Hause einheizen lassen. Ist der Mann seit fünfunddreißig Jahren in Rom und will auf seine alten Tage anfangen zu frieren."

„Seien Sie nicht böse," bat der Professor. „Es kommt aber doch auch in Rom vor, daß ... Der Brunnen auf Piazza Barbarina hat dann sogar Eiszapfen. Allerdings nur bisweilen."

Mit einer energischen Handbewegung gestattete Tante Dora jedoch durchaus nicht, daß die Wassergottheit auf dem barbarinischen Platz bisweilen der reine Eismann sei. „Sie werden zugeben müssen, daß es, solange ich meinen Kaffee noch auf der Terrasse trinken kann, hier gerade kein arktisches Klima ist; und ich trinke meinen Kaffee noch im Januar auf meiner Terrasse. Wenn Sie frieren, so können Sie ja Kaminfeuer anzünden lassen." Es gab Momente, in denen Tante Dora fürchterlich werden konnte!

Die reizendste Überraschung, die sie ihrem alten Freund bereitet hatte, war die Ausschmückung der Wände. In ihrem Kinderasyl war scharfe Musterung abgehalten worden. Selbst aus den Winkeln und Ecken wurden die kleinen Geschöpfe hervorgeholt, um sich an Sor Riccardos vier Wänden heimisch zu machen.

Wenn der alte Herr an seinem Schreibtisch saß, der ganze Mann Gelehrsamkeit, im Schweiße seines Geistes eine rätselhafte Inschrift entziffernd — lachten ihn von allen Seiten Kinderaugen an: Kinderaugen im Studio, Kinderaugen im Schlafzimmer, im einsamen Wohngemach. Wie war es anders möglich, als daß in solcher Umgebung Sor Riccardos Kinderherz in heller Freude schlug.

Welcher Schelm der junge Marcus war! Hatte er sich doch an den vier Wänden seines Schlafkämmerleins eine ganze Lella-Galerie aufgehängt: Paoluccias Lella in allen Lebensaltern! Lella einjährig nach einer am Baume hängenden Orange greifend; Lella zweijährig mit einer Puppe ohne Kopf spielend; Lella dreijährig, beide Arme voller Anemonen. Und so weiter, bis das Kind immer größer, immer elfenartiger, immer holdseliger wurde. Die letzte Lella war gerade vierzehn Jahre geworden; schaute aus glänzenden Augen nachdenklich und etwas wehmütig in die Welt hinaus, einen Kranz purpurfarbener Tusculumveilchen auf dem Köpfchen. Tante Dora wollte mit Marco wegen des ‚Lella-Unfugs' böse sein; aber der Bengel war so unwiderstehlich liebenswürdig, machte ein solch unverschämt strahlendes Gesicht, daß Tante

Doras Zorn erloſch. Und das Lella-Kind! Die kleine Elfe ſchmollte und trotzte, bis ſie endlich lächelte, dann hell auflachte und fortlief.

Wunderhübſch war alles. Es begann bereits am frühen Morgen, wenn Sor Riccardo aufgeſtanden war und ſeinen Kaffee trank, von der Bedienerin, einer freundlichen römiſchen Witwe, vortrefflich gebraut; wunderhübſch war es, wenn er an ſeinem Schreibtiſch bei ſeiner geliebten Arbeit ſaß und Marco nebenan immer noch den glückſeligen Schlaf der Jugend ſchlief. Der Junge hätte längſt wach ſein ſollen, längſt ſeine Studien begonnen haben. Jede Viertelſtunde rief Sor Riccardo leiſe in das Nebenzimmer: „Marco! Es iſt acht — iſt halb neun — iſt neun! Es iſt ja eine Schande, ſo in den Tag hineinzuſchlafen!“

Aber Marco ſchlief. Einen Arm unter ſeinem Haupte, ſah er in ſeinem tiefen Schlummer ſo wunderſchön, ſo ‚antik‘ ſchön aus, daß es eine Barbarei erſchien, ihn zu wecken. Hatte Sor Riccardo ihn trotzdem wach gerüttelt, wach gebettelt, — ſo ſtand Marco noch lange nicht auf. Er war noch immer ‚ſo müde‘, das Bett ſo gut, die Lella-Galerie an den Wänden ſo angenehm zu betrachten. Alſo blieb er liegen und ſchwatzte mit ſeinem väterlichen Freunde in das andere Zimmer hinüber. Wie lange es dann dauerte, bis der junge Gott ſeine Toilette beendigte! Endlich fertig, kam er herein, ſagte guten Morgen — ſo ungefähr gegen Mittag — ſtrahlte vor Jugendluſt, trieb tauſend Poſſen, füllte das Studierzimmer des gelehrten Herrn mit ſeiner Jugend und ſeinem Glanz, begab ſich endlich nach einer langen Muſterung vor dem Spiegel aus der Wohnung, in der es plötzlich ſtill wurde, unheimlich ſtill und einſam.

Jetzt konnte der Profeſſor ungeſtört arbeiten; aber auch jetzt arbeitete er zerſtreut, unfreudig, ſchlecht. Er mußte beſtändig auf die große Stille lauſchen und dabei ſich vorſtellen, wie es wohl ſein würde, wenn der, deſſen Abweſenheit dieſe Lautloſigkeit verurſachte, nicht wiederkäme — nie wieder? Schließlich lief er hinüber zu Tante Dora. Bei Tante Dora war Lella, und in der Küche war Paoluccia, und alle drei hatten den Abweſenden lieb; er konnte alſo mit allen dreien von ihm ſprechen.

Kam die Zeit, wo Marco zurückkehren mußte, ſo ſteigerte ſich die Unruhe. Natürlich ließ der junge Herr auf ſich warten, und er hatte ihn doch ſo gebeten: „Sei pünktlich. Du weißt, Tante Dora kann Unpünktlichkeit nicht leiden.“

Marco verſprach feierlichſt: heute ‚ganz gewiß‘ pünktlich zu ſein und war es natürlich nicht. Der Gelehrte wurde böſe; er wurde ängſtlich. Wenn dem Jungen ſein Vater begegnet wäre? Wenn ... Er horchte die Treppe hinunter, lief wieder zu Tante Dora. Dieſe war ganz Würde und Majeſtät: der Riſotto verkochte, der Fritto wurde kalt! Und der Bengel kam nicht! Selbſt Paoluccia verlor ihre gute Laune, und nur Lella machte ein heiteres Geſichtchen, das ſtrahlend wurde, wenn ſie den beiden Alten melden konnte: „Er kommt!“ Sogleich legte ſich Tante Doras Majeſtät, ſänftigte ſich Riccardos Zorn. Und wenn der Übeltäter angeſchlendert kam, dann fanden alle Paoluccias verkochten Riſotto und eiskalten Fritto ganz ausgezeichnet.

Wunderhübſch an ſolchen ſchönen Wintertagen waren auch die gemeinſamen Spaziergänge vor Porta Pia, auf den Anio-Wieſen, bei der nomentaniſchen Brücke, in die nahe Villa Borgheſe oder auf der flaminiſchen Straße bis zu dem Landhauſe der Livia. Es war köſtlich, wie der Profeſſor erzählen konnte; Weltgeſchichte an den Stätten der Begebenheiten! Und köſtlich war's, wie Tante Dora und Paoluccia zuhörten.

Die beiden ‚Kinder‘ — denn auch Marco war ja noch ein großes Kind — bildeten ein um ſo ſchlechteres Auditorium. Sie hatten tauſend andere Dinge im Kopfe, hätten einander am liebſten bei der Hand gefaßt und wären den drei Alten davongelaufen: hin über die Fluren, auf denen immer noch Blumen blühten, hinaus in die weite, in die ſchöne, wunderſchöne Welt. War es dann Zeit, daß Paoluccia ihren treuen Begleiter, den Henkelkorb, auskramte, ſo waren die beiden gleich zur Stelle. Paoluccias Henkelkorb beſaß die merkwürdige Eigenſchaft, gleichſam grenzenlos zu ſein. Er ließ ſich zum Erſtaunen mit guten Sachen

anfüllen: mit Dutzenden von Orangen und Butterbroten, einer dickbauchigen, strohumflochtenen Flasche und anderen Herrlichkeiten mehr.

Ja, und wunderhübsch waren die Abende, wenn die kleine Familie in Tante Doras Atelier beisammen saß und wenn es geröstete, glühend heiße Kastanien gab, die Sor Riccardo ganz heimlich dazu benutzte, um sich die erstarrten Hände zu wärmen. Gewöhnlich hob Tante Dora zu erzählen an. Die schöne Scheherezade konnte Tausendundeine Nacht, die wundersamsten Begebenheiten, die unerhörtesten Abenteuer und köstlichsten Geschichten erzählen, ohne müde zu werden; alles aus ihrem Leben, ihrem guten, fleißigen, ehrlichen Leben! Und immer war es etwas Gutes oder etwas Lustiges. Niemals etwas, das in diesem Frauenleben nicht gut, nicht tüchtig, nicht echt menschlich gewesen wäre.

Für Sor Riccardo am allerhübschesten aber war es vielleicht, wenn er sich mit seinem Jungen abends allein in der Casa Hille befand, wenn er eigenhändig in seinem Studio ein Kaminfeuer anzündete; wenn draußen der Nordwind um das Haus fuhr; wenn er seinem Jungen von seinen herrlichen Griechen erzählte; wenn Marco mit seinen Augen an den Lippen des alten Hellenen hing.

Und wie behaglich, wenn beide zu Bette gegangen waren, die Türe zwischen den Schlafzimmern offen stand und Marco sich in den Schlaf schwatzte; wenn Sor Riccardo noch lange wach lag, auf die tiefen Atemzüge im Nebenzimmer lauschte und dachte, daß es auf der Welt einen Menschen gab, der zu ihm gehörte, für den er arbeiten und sorgen durfte.

Auch wohl sich ängstigen und grämen.

Aber das tat weiter nichts.

X.

„Tante Dora!"

„Nun ja. Ich höre. Weshalb schreien Sie so? Sie sehen ja ganz verklärt aus! Haben Sie einen Fund getan?"

„Ja, ja!"

„Also in Gottes Namen. Wie der Mann einen quälen kann! Mich in meiner besten Arbeit zu stören. Natürlich ist es wieder etwas mit seinem Jungen." Dabei strahlte auch Tante Doras Gesicht. Eilends legte sie Pinsel und Palette fort.

Marco war nicht zu Hause. In seinem Schlafzimmer hatte der Archäologe etwas gefunden, das der junge Mann in aller Heimlichkeit angefertigt und zurückgelassen hatte, damit Sor Riccardo es finden sollte, wie ein an dem Gegenstande befestigter Zettel besagte. Die Schrift lautete: „Ich will den Sonnenflug wagen. Hilf Du mir empor!"

Unterzeichnet waren diese wenigen Worte mit: „Richards Junge."

Der Gegenstand war eine kleine Figur in Wachs, modelliert von dem jungen Marco, und — die Figur zeigte unstreitig Talent, großes Talent.

Es war ein Ikarus. Der Jüngling hatte einen Felsgipfel erstiegen, sich die Fittiche angelegt und war im Begriffe, sich in den Abgrund zu werfen — sich in die Lüfte emporzuschwingen. Er stand hochaufgerichtet, das Haupt in die Höhe gewandt, beide Arme aufwärts gestreckt, die Seele seinem Körper vorausfendend: zur Sonne empor, zur Gottheit empor.

Hoch über allem!

Die ganze junge Gestalt war der Ausdruck leidenschaftlichen Sehnens nach oben, um hoch über allem zu schweben: über dem Staube der Erde, dem Dunste der Tiefe! Dem Antlitz hatte der Künstler seine eigenen schönen Züge gegeben.

„Das hat Marco gemacht! Tante Dora! Sehen Sie doch nur! Es ist hellenisch schön! Wenigstens ist es hellenisch empfunden. Tante Dora — mein Junge ist ein Künstler!"

Tante Dora stand, betrachtete, schwieg. Sie betrachtete lange, schwieg lange. Ihr Freund bemerkte endlich ihr Schweigen. „Sie zweifeln doch nicht etwa? Das ist echtes Talent!"

„Das ist Genie."

Die alte Dame sprach das große Wort laut und feierlich mit tiefer Ergriffenheit.

— — — — — — — — — — —

Wie war es nur möglich? Luigi Lippis Sohn ein Künstler! Und niemals hatte sich sein Talent offenbart. Plötzlich aber schlug die heilige Lohe aus ihm hervor. Es kam einem Wunder gleich. Ein „Genie" . . .

Digitized by Google

So hatte die alte Dame mit dem Kinderherzen und dem Künstlergeist ihn genannt, und sie wußte, was der Name bedeutete und daß der Mensch mit etwas Göttlichem nicht Mißbrauch treiben darf.

Auch das war so wunderbar: daß „Richards Junge" Bildhauer werden sollte. Gerade Bildhauer! Von allem Erstaunlichen war das vielleicht das Erstaunlichste und Merkwürdigste.

An dem Vormittag dieses gesegneten Tages kam Tante Dora nicht mehr zum Arbeiten. Sie verließ ihren Freund nicht, und beide blieben vor dem Wachsmodell des „Ikarus" betrachtend, staunend, Zukunftsträumen nachhängend. Als sie jedoch den jungen Zukunftskünstler nach Hause kommen hörte, schlich Tante Dora fort. Diesen Augenblick sollte Sor Riccardo mit seinem Jungen allein verleben; denn dieser Augenblick war des Schicksals erster Dank für seine große Liebestat.

Der Professor sah Marco an; und selbst durch die Brillengläser strahlte heute sein Blick so voller Güte und zugleich so voll Glücks, daß der Jüngling sich stumm an die Brust seines besten Freundes warf, stumm ihn umfaßt hielt. Dann sprach der Professor mit ihm, wie nur Richard Hille sprechen konnte, wenn er von einer großen Sache ergriffen war. Er sprach darüber, was der Beruf eines Künstlers war. Nicht von Ehre, Ruhm und Lorbeerkränzen redete er, sondern von Arbeit, Leiden und Dornen. Trotzdem war das Leben eines Künstlers der Menschheit Höchstes und Herrlichstes; gerade deswegen: seiner vielen Leiden willen war es das. Der wahre Künstler muß Mangel ertragen können, wie der hungernde Bettler; muß Entsagung üben können, wie der Priester. Er muß Enttäuschungen seine Gefährten, Schmerz seinen Freund nennen. Wenn er schafft, wenn er erschafft, so muß sein Geist in Demut hinsinken und zu der Gottheit beten, die ihn sich ähnlich machte. Nur ein unedles Streben, und der wahre Künstler in dem Menschen siecht hin; nur ein unreiner Gedanke, und der wahre Künstler stirbt; der wahre Künstler ist tot, sobald er ein unwahrer Mensch wird . . .

Lange sprach der alte Herr zu dem Jüngling, der seine Hand gefaßt hielt und ihm mit einem Blicke in die Augen sah, aus denen es wie ein Aufschrei klang: ‚Hilf mir! Du guter und reiner, Du wahrer Mensch!'

— — — — — — — — — — —

Für Marcos Künstlerberuf wurde alles vorbereitet. Er sollte sehr viel Akt zeichnen und im Modellieren einen Lehrmeister erhalten. — Welchen? In Rom, in dem Rom von Michel Angelos „Pietà" und „Moses", gab es, Sor Riccardos Meinung nach, nicht einen Bildhauer, der würdig gewesen wäre, der kapitolischen Venus marmorne Sohlen an die göttlichen Füße zu heften.

Der angehende Phidiasjünger begriff nicht, daß er außer fleißigen Aktzeichnens eines Lehrmeisters bedürfen sollte: Lehrer waren ihm seine Augen. Mit diesen sah er die Schönheit, die er in seiner Seele empfand. Denn nur die Schönheit wollte er darstellen.

Aber ein Atelier mußte er haben, eine richtige Bildhauerwerkstatt mit Nordlicht, in der er sich als richtiger Künstler fühlen durfte. Und ein Lehrmeister sollte jedenfalls gesucht werden.

Tante Dora fand ihn. Selbst dem alten Hellenen schien Aristide Minardi für seinen Jungen der rechte Mann zu sein. Jedenfalls war er, wenn auch weder ein Polykletes, noch ein Donatello oder Michel Angelo, so doch ein echter Künstler. Sogar ein gottbegnadeter.

Zugleich eine tragische Figur . . . Nach dem glorreichen zwanzigsten September, der für Italien ein einiges Königreich schuf, sollte Rom ein Nationaldenkmal erhalten, für das ein Stück Rom eingerissen werden mußte — so kolossal war es gedacht. Das Reiterstandbild des Monarchen, der die „Italia unica" schuf.

Aristide Minardi sollte es ausführen.

Als sein Entwurf in der Konkurrenz den ersten Preis erhielt, war er ein junger Mensch. Gestern noch ein vollkommen Unbekannter, wurde heute sein wohllautender Name über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus genannt. Zur Ausführung seines Entwurfes überließ ihm die Regierung ein Atelier, wie es auf Erden kein zweites gab: das Grabmal eines großen Kaisers . . .

In dem Mausoleum des Augustus,

des ersten römischen Imperators, wo der Leichnam Cola Rienzis, des unglücklichen „letzten" Tribunen und großen Fanatikers, verbrannt worden, sollte jetzt das Denkmal Vittorio Emanueles, des ersten Königs des modernen Italiens, entstehen. Von dem Hauche der Weltgeschichte umwittert, schuf Aristide Minardi sein Werk.

Er arbeitete — arbeitete — arbeitete. Es gab für ihn kein anderes Glück, als die Arbeit. Er arbeitete Jahre hindurch. Sie waren für ihn eine ununterbrochene Reihe von Festtagen. Er vollendete sein Reiterstandbild und — zerstörte es wieder. Er vollendete es ein zweites Mal und — zerstörte es ein zweites Mal. Längst hatte er seinen ersten preisgekrönten Entwurf verworfen, ohne dazu das Recht zu besitzen. Er machte neue Entwürfe, die er vor jedermann angstvoll verbarg. Niemand bekam Zutritt zu ihm. Feindselig verschloß er sich, begrub er sich in seiner gewaltigen Kaisergruft.

Als sein Werk begonnen, war er jung. Über seinem Werke wurde er alt. Er hatte sich bei seiner Arbeit ein König gedünkt; seine Krone ward zum Dornenkranz. Seine mächtige Gestalt fiel in sich zusammen, sein prachtvolles Haupt bekam etwas Greisenhaftes.

Und er arbeitete, arbeitete, arbeitete.

Der Staat wollte das von ihm bestellte Werk sehen; der Staat bezahlte dem Künstler die Arbeit: jährlich so und so viel. Doch der Künstler zeigte dem Staate sein Werk nicht, wies die jährliche Bezahlung zurück, erbat sich nur, in seinem wundersamen Atelier bleiben und weiterarbeiten zu dürfen, wurde immer einsamer, fand immer weniger Genügen an seinem Werk. Gerade deshalb war er ein echter Künstler, gerade deshalb ein Gottbegnadeter.

Einmal jedoch brach er zusammen. Der Gehilfe fand den Meister bewußtlos in seiner Werkstatt auf den Trümmern seines wiederum zerstörten Werkes. Todkrank lag er im Spital. Zufällig erfuhr Richard Hille davon und teilte es Tante Dora mit, die an diesem Künstlergeschick einen leidenschaftlichen Anteil nahm. Täglich brachte die alte Dame dem Künstler Blumen und Erfrischungen, die sie selbst bereitete. Das heißt: Paoluccia bereitete sie nach Tante Doras Rezept. Tante Doras Rezepte waren vorzüglich; denn sie stammten noch von Tante Doras Urgroßmutter. Besonders berühmt war ein Apfelmus. Dieses famose Kompott trug Tante Dora eigenhändig durch halb Rom in das Spital.

Aristide Minardi blieb leben, kehrte in das Mausoleum des Augustus zurück, begann von neuem zu schaffen, zu hoffen. Tante Dora war aus des Künstlers Leben verschwunden. Nicht aber dessen Erinnerung an ihre Menschengüte und ihr köstliches urdeutsches Apfelmus.

— — — — — — — — — — —

„Wissen Sie, verehrter Buonissimo, wen ich heute besuchte? Aristide Minardi läßt Sie grüßen."

„Bei dem waren Sie?! Und für Marco? Tante Dora! Aristide Minardi ließ Sie in seine Kaisergruft?"

„Denken Sie doch."

„Wie fanden Sie ihn? Aber Sie machen ja gar kein trübseliges Gesicht. Sie leuchten ja förmlich?"

„Weil der Mann gerettet ist. Durch sich selbst, durch sein Werk."

„Er hat wieder einen neuen Vittorio Emanuele gemacht?"

„Und was für einen! Italiens schönstes Reiterstandbild — Andrea Verrocchios Coleone ausgenommen. Ich sage Ihnen: jetzt ist es ein Vittorio Emanuele, Zoll für Zoll ein König! Dieser König zieht triumphierend in seine Hauptstadt ein, auf einem Rosse, gegen das der berühmte Gaul des Marc Aurel eine wahre Mähre ist."

Der Professor rief: „Sie sind ja ganz begeistert, und wenn Sie begeistert sind —"

Die alte Dame unterbrach ihn. „Lieber Freund, ich bin mehr als das: ich bin ergriffen."

„Und daß Sie Marcos wegen zu ihm gingen!"

„Als mir zuerst der Gedanke kam: ‚Du mußt wegen Sor Riccardos Jungen mit Aristide Minardi sprechen', kam ich mir selbst recht töricht vor. Der Gedanke ließ mich indessen nicht los. Wußte ich doch, was der Mann früher gewesen war, bevor er in die Wahnidee verfiel, einen Viktor Emanuel schaffen zu wollen, wie es eben nicht möglich ist: das Ideal-

Digitized by Google

Abbildung 1: Modell für die Arbeit „Still Life“
(Quelle: Eigene Darstellung)

bild eines in Uniform steckenden Königs in der typischen Reiterpose."

„Ja, ja . . . Nur weiter! Sie wurden hineingelassen?"

„Sein Cerberus von Gehilfen wies mich gröblich ab: der Herr ließe niemand herein; und wenn es die Königin Margherita selbst wäre . . . Nun, die wäre ich freilich nicht; aber ich wäre die deutsche Dame, die seinem Herrn nach Santo Spirito das Apfelmus gebracht hätte. Das sollte er seinem Herrn nur sagen."

„Und hinein kamen Sie!"

„Mit Hilfe einiger Teller Kompotts schmuggelte ich mich ein, wo selbst eine Königin nicht eingelassen werden sollte. Ja, und stellen Sie sich vor . . . der Mann tat, als ob ich nicht die alte häßliche Tante Dora, sondern die schöne Majestät wäre, die er ja doch hätte abweisen lassen. Aristide Minardi freute sich über meine Zudringlichkeit, als ob ich ihm eine große Güte erwiesen hätte."

„Gewiß sah es wunderlich in dem Studio aus?"

„Mitten in der Arena, an der nämlichen Stelle, wo der Sarkophag des Augustus gestanden hatte, wo der tote Volkstribun zu Asche verbrannt worden ist, wird sich in einigen Jahren das neue Denkmal in Originalgröße erheben. Und ich habe den Mann vor seinem Entwurf umarmt, habe ihn geküßt."

„Aristide hat sich von Ihnen küssen lassen?" Richard Hille wollte einen Witz machen, was ihm jedoch nicht gelang. Er mußte seine Brillengläser putzen; denn: ein Künstler, der nahe daran war, an sich selbst zugrunde zu gehen und der jetzt gerettet war! „Also der Entwurf ist dieses Mal wirklich schön?"

„Herrlich!"

„Und in Rom weiß man noch nichts von diesem neuen Viktor Emanuel?"

„Kein Mensch soll davon erfahren. Nicht eher, bis das Werk im Abguß bis zum letzten fertig ist. Dann wird der Künstler um eine Besichtigung durch eine Kommission bitten, wird König und Königin einladen. Aber seine alte dumme Tante Dora ließ er sein Werk jetzt schon sehen. Und dieselbe alte dumme Tante Dora erzählte Aristide Minardi von Ihrem Sohne Marco. Wenn Richards Junge wirklich Talent hat — und er hat Genie, wie Sie wissen — so wird Aristide Minardi zwar nicht sein Lehrer werden, aber er wird ihm vorwärts helfen, so gut er kann."

In seiner jugendlichen Begeisterung stürmte Sor Riccardo auf seine Freundin zu, schloß sie in seine Arme und küßte sie. Er war eben ein unverbesserlicher Don Juan! Überdies war er eifersüchtig auf Aristide Minardi, dem sich Tante Dora sozusagen an den Hals geworfen hatte.

XI.

Aristide Minardi kam, sah den Ikarus, bestätigte das Urteil der beiden Alten: „Großes Talent! Als Schüler kann ich ihn nicht nehmen: aber helfen will ich ihm. Er soll fleißig Akt zeichnen, in die Museen gehen, gut die Alten sich ansehen, im übrigen nach Herzenslust entwerfen und modellieren. Ich werde jede Woche kommen und ihn korrigieren."

Hätte für Richard Hille noch ein Zweifel bestanden: ob Aristide Minardi für seinen Jungen der rechte Mann wäre, so würde dessen Rat ‚gut die Alten sich anzusehen', ihn zum vollen begeisterten Glauben an den Mann gebracht haben. Das tat übrigens Minardis ganze Persönlichkeit, die etwas geradezu Michelangelo-Ähnliches hatte.

Um so tiefer berührte bei dieser machtvollen Menschenerscheinung der Zug qualvollen Leidens in dem farblosen Gesicht. Die Augen unter den buschigen Brauen hatten einen Ausdruck, als ob die Seele dieses Mannes im Kampfe mit dunklen Gewalten sich wund und müde gerungen.

Der Professor fand nicht den Mut, zu dem Künstler von seinem Denkmal zu sprechen, und erschrak fast, als dieser, über Marco redend, selbst davon anfing: „Nur niemals eine Beteiligung an einer Konkurrenz! Und wenn es einmal geschehen sollte, nur keinen ersten Preis, keinen Auftrag. Lieber sich selbst Fesseln anlegen und mit gefesselten Händen einen Marmorblock in ein Kunstwerk umwandeln: der gefesselten Hand wird die Arbeit leichter gelingen, als wenn der Geist in Banden liegt. So sollte ich meinen Entwurf ändern und so ihn verbessern; hier sollte ich einen fremden Gedanken

zu meinem Gedanken machen und dort empfinden, wie ein anderer empfand. Die Schlinge, die ich mir selbst umgelegt hatte, erwürgte mich fast."

Mit einem liebenswürdigsten Lächeln, das ebensoviel Verständnis wie Teilnahme ausdrückte, erlaubte sich der Buonissimo zu äußern: „Jetzt ist es aber doch anders; jetzt haben Sie Ihren Geist befreit, jetzt schaffen Sie wieder. Sie sollen etwas Großes geschaffen haben — wenn ich davon reden darf."

„Ja, jetzt!"

Der ganze Mensch richtete sich auf. Es war ein sich Emporrecken, ein sich Aufbäumen. Der Professor konnte sich einbilden, ihn die Fessel sprengen zu sehen. Minardi wiederholte: „Ja, jetzt! Jetzt habe ich den absoluten Ausdruck des Königsgedankens gefunden. Meine sämtlichen früheren Könige Viktor Emanuel waren niemals volle Herrschergestalten; nicht eines meiner früheren Königspferde war sich bewußt, den Einiger Italiens auf seinem Rücken zu tragen; jetzt aber ist es ein Gekrönter und eines Gekrönten Schlachtroß. Und wenn sie jetzt König und Pferd von ihren bureaukratischen Schmeißfliegen umsummen lassen —"

Er wandte sich jäh ab und zum Gehen. Der Professor konnte sich nicht enthalten, mit erschrockener Stimme zu bemerken: „Ihr letzter Entwurf ist also ein vollkommen anderer, als der, den auszuführen man Ihnen den Auftrag gab? Er wird aber doch gewiß allen Bedingungen entsprechen?"

Leidenschaftlich brach der Künstler aus: „Was scheren mich die Bedingungen? Die Bedingungen waren ja eben die Fesseln, die Ketten. Mein Werk ist gut. Jetzt ist es gut! Endlich! Mehr als das: es ist groß. Auf einem Blatte der Lorbeerkrone der Italia unica wird mit leuchtenden Letteru verzeichnet stehen: „Der Viktor Emanuel des Aristide Minardi!"

Als Sor Riccardo seiner Freundin — Tante Dora war nicht zu Hause gewesen — von dem Besuche des eigentümlichen Künstlers und dem Gespräche mit ihm erzählte, schloß er: „Sein neuer Entwurf mag noch so groß sein, wenn er die Bedingungen nicht erfüllt, so werden die Bureaukraten sein großes Werk nicht annehmen, so werden wir etwas Furchtbares erleben."

„Das Ende einer Künstlertragödie," sagte Tante Dora leise.

— — — — — — — —

Bereits den nächsten Monat bekam Richards Junge ein eigenes Atelier. Und zwar lag es nicht in der Via Margutta, der berühmten Künstlerstraße, sondern die Alten hatten sich für ihren Liebling etwas noch Köstlicheres ausgedacht: ein Atelier vor Porta del Popolo in Villa Strohl-Fern, diesem Gartenhügel und diesem Stück Campagnaeinsamkeit unmittelbar vor dem Tore Roms.

Dem ersten Rausche aber, der durch die Entdeckung seines Talentes über Marco gekommen war, folgte eine an Gleichgültigkeit grenzende Gelassenheit. Allerdings — das Interesse von Aristide Minardi, das Atelier, das ‚einfach rührende' Glück seines guten Sor Riccardo, das alles machte auch Sor Riccardos Jungen Freude. Sehr bald jedoch gewöhnte er sich daran. Nur das eine hörte bei ihm nicht auf: er schaute eine ganze Galerie leuchtender Zukunftsbilder. Und jedes Bild war seine eigene Gestalt: bewundert, gefeiert, ruhmumglänzt.

Jeden Morgen schlief er nach wie vor bis in den hellen Tag hinein, und nach wie vor geriet der Professor darüber in alle möglichen Zustände: wie konnte der Junge so lange schlafen, wo sein Erwachen ihm soviel leuchtendes Glück brachte: seine Arbeit, seine Kunst! Wenn er, Richard Hille, Künstler wäre, so würde er noch auf seine alten Tage kein Auge haben schließen können vor seliger Erwartung des Erwachens, des Arbeitens, des Bildens und Schaffens — des Erschaffens! Wie mußte Marco zumute sein, wenn er — endlich, endlich! — aus der Via Rasella forteilte über den Barbarinischen Platz, durch die Via Sistina über den Pincio, zur Porta del Popolo hinunter. Und dann nach zehn Minuten Stille, Einsamkeit; vor sich, unter sich die Campagna: das ganze einstmalige uralte geheimnisvolle Etrurien bis zu den Bergen Umbriens! Unter Lorbeer und Rosen von frischen, blumigen Rasen umgrünt; das Atelier

ein Tempel, darin der Jüngling nach Herzenslust seiner Gottheit dienen konnte, die eine der Götter höchste war. Daß Marco das Glück dieses Lebens nicht jeden Tag von neuem empfand, war für seinen Pflegevater eine tägliche Enttäuschung, also ein täglicher Schmerz, den der Freundin zu verbergen, fortan zu seinen Lebensaufgaben gehörte.

Die beiden guten Menschen richteten ihre ganze Existenz nach dem jungen Künstler ein, glücklich, es tun zu dürfen. Die Mittagsmahlzeit wurde auf den Nachmittag verlegt, damit Marco, der spät in seinem Atelier anlangte, trotzdem eine ruhige Arbeitszeit vor sich haben konnte. Bisweilen holte Sor Riccardo ihn ab; nur bisweilen. Für sein Leben gern hätte er es häufiger getan. Aber es regte Marco auf, zu wissen: heute, Schlag vier, wirst Du abgeholt. Tat es der Professor, so trat er seinen Gang mit der Freude eines Schulknaben an, der einen Ferienausflug machte. Würde er Marcos Entwurf heute weit vorgeschritten finden? Hoffentlich trat er ihm heute mit strahlendem Gesichte entgegen. Was dies der Fall, so wußte sein Pflegevater sogleich Bescheid: dann stand es gut mit der Arbeit.

Es gab kein Gesicht, welches so strahlend sein konnte, wie das seines Jungen, wenn er heiter und glücklich war. Römischer Frühlingssonnenglanz lag dann auf dem jungen schönen Menschenantlitz, von dem hinüber es leuchtend in die Seelen der anderen drang. Tante Dora hatte recht: man mußte ihn lieben! Sein Talent bewährte sich glänzend. Es war erstaunlich, wie leicht seine Hand bildete, was seine künstlerische Einbildungskraft schuf — fast spielend. Nur daß er sofort ermüdete, mißmutig und gleichgültig wurde. Nicht im Schweiße seiner Seele wollte er arbeiten. Das war es: nicht arbeiten wollte er! Deshalb pochte Sor Riccardos Herz jedesmal ängstlich, wenn er vor der Ateliertüre stand; denn er wußte nie, ob er nicht eine große Enttäuschung erleben würde. Öffnete Marco mit seinem glücklichen Gesicht, so trat der alte Herr freudestrahlend ein. Er sah, und er sah stets nur das Gute und Gelungene, bewunderte — bewunderte für den jungen Künstler niemals genug. Er sollte von dem Fortschritt überwältigt sein — „Weshalb umarmst Du mich nicht? Meine Sache gefällt Dir nicht? Wenn sie Dir nicht gefällt, so soll sie zum Teufel gehen."

„Aber Marco! Deine Arbeit ist vortrefflich. Nur . . . aber das wird Dir Minardi besser sagen können."

„Siehst Du wohl! Meine Arbeit taugt nichts — trotzdem Minardi sie gelobt hat. Du aber verstehst mehr davon als selbst Minardi. Also fort mit dem schlechten Zeug."

Und der leidenschaftliche junge Mann erhob seinen Arm. Erschrocken warf sich Sor Riccardo zwischen den erregten Künstler und sein bedrohtes Werk, Künstler und Werk wahrhaft dithyrambisch preisend, so lange preisend, bis Marco lachend erklärte: dieses Mal so gnädig sein zu wollen, das Geschöpf seiner Phantasie am Leben zu lassen; aber — „Du hättest mich gleich umarmen müssen, denn schließlich habe ich das Ding ja doch nur Dir zu Liebe gemacht."

„Nur mir zu Liebe hättest Du gearbeitet? Was meinst Du damit?"

Und sogleich nahm sein gutes Gesicht von neuem den Ausdruck von Sorge und heimlicher Angst an; und wie seine Züge, so seine Stimme.

„Was ich damit meine? Das weißt Du ja. Ich arbeite eben, weil Du solch einzig guter Mensch bist, weil es Dir solche unsinnige Freude macht und weil ich Dir gerne Freude machen möchte. Denn im übrigen . . . es gibt Bildhauer genug. Ich bin höchst überflüssig."

Voll Entsetzen starrte der Professor seinen Sohn Marcus an: „Mir zu Liebe arbeitest Du? Nicht um Deinetwillen?"

Marco hatte sich neben seiner Arbeit auf einen Stuhl sinken lassen, sah mit einem trostlosen Blicke vor sich hin, sagte mit erstickter Stimme: „Es ist in meinem Hirn, meiner Seele etwas Dunkles, Feindliches, Böses. Bisweilen überkommt mich eine Furcht, eine Angst — Angst vor mir selbst! Daß ich den Menschen, von dem ich am meisten auf der Erde geliebt werde, den ich am meisten liebe, daß ich diesem Guten etwas Böses antun könnte — antun müßte: einen ungeheuren Schmerz!

Ich kämpfe dagegen — ich leide! ... Du sprichst von meinem Talent, meiner Arbeit, meiner Kunst. Siehst Du! Mitunter möchte ich himmelan jauchzen, möchte Ikarus sein und sonnenwärts fliegen. Aber nur mitunter. Gewöhnlich möchte ich verzweifeln. Nicht an meinem Talent, sondern an mir selbst; weil eben etwas in mir ist, das selbst durch meine Kunst nicht geadelt wird, das selbst durch das Höchste und Beste, was der Mensch hat: durch seine Arbeit, nicht gut und menschenwürdig gemacht werden kann. Verstehst Du das?"

Aber Richard Hille bemühte sich vergebens zu verstehen. Ein heftiges Mitleid ergriff ihn, der nämliche ungeheure Schmerz um das junge Menschenleben, den er empfunden hatte, als er es den Wellen und dem Tode abrang. Sein Schmerz und sein Mitleid gaben ihm jedesmal beredte Worte, Worte, die wie eine Macht waren. Mit dieser Macht der Liebe half er dann seinem ‚armen' Jungen über derartige ‚dunkle' Stunden hinweg — wie Richard Hille in seiner Angst jene ihm vollkommen unverständlichen leidenschaftlichen Wallungen seines Wahlsohnes nannte.

— — — — — — — —

Wenn Marco in seinem Atelier hoch über Rom und der Campagna ‚viel zu leicht' seinen Ton oder sein Wachs formte und daran kein Genügen fand, wenn er heute diese und morgen jene ‚große Idee' faßte, die ihm das Blut zum Herzen drängte, so fand er zwischen Begeisterung und Erkalten Zeit genug, um anderen Träumen nachzuhängen: Phantasien, die ihn im Innersten erschauern machten; Träumen, die seine Seele mit Gestalten erfüllten, welche keine Künstlerhand formen konnte.

Das Leben sollte sie ihm, dem Lebenden, erfüllen!

‚Hat mich ein Wunder am Leben erhalten, so ist es mir noch andere Dinge schuldig geblieben: Genuß des Lebens! Alles, was dem Dasein Wert verleiht, ist mir unbekannt. Nicht einmal Mutterliebe habe ich gekannt und wollte doch meiner Mutter zu Liebe aus der Welt gehen: blutjung, im Herzen keinen Funken von Lebensfreude, die die Welt in Flammen durchlodern soll. Es gibt ein Wort, von dem ich nicht einmal die Buchstaben kenne, das ich also nicht einmal stammeln kann. Es heißt: Daseinswonne. Mit dem bloßen Atemholen ist es wahrhaftig nicht getan — nicht, wenn man blutjung ist, heißes Blut in den Adern hat, Sehnsucht im Herzen ... Ach ja, Sehnsucht' — — —"

Nach solchen Stunden, solchen Monologen, arbeitete Marco mit wahrem Feuereifer. Es dauerte einige Tage, eine Woche.

— — — — — — — — — —

„Du willst ausgehen?"

„Zu Aragno. Oder soll ich nicht?"

„Gewiß. Du mußt etwas Zerstreuung haben — jung wie Du bist. Was sollst Du auch immer bei uns Alten sitzen? Also geh zu Aragno."

So ging Marco.

Immer häufiger kam es jetzt vor, daß er erst spät in der Nacht zurückkehrte. Der Professor wachte und wartete jede Nacht, arbeitete, wachte und wartete, bis er unruhig und immer unruhiger wurde. Er hielt die Türe nach der Treppe offen. Wenn er dann — endlich! — den Heimkehrenden die steinernen Stufen heraufeilen hörte, schloß er die Türe geräuschlos, löschte sein Licht, ging schleunigst zu Bette, beruhigt und mit einer Empfindung von stets erneuter Dankbarkeit, daß er hatte so lange warten dürfen: auf den jungen Menschen, der nun einmal zu seinem Leben gehörte.

Bisweilen geschah es, daß Marco noch spät in der Nacht in des Professors Schlafzimmer stürmte. Unbekümmert, ob sein alter Herr schon eingeschlafen sei, rief er ihn beim Namen, stellte sich mit erhobener Kerze vor das Bett, in dem sich der Gelehrte bereits aufgerichtet hatte, voller Freude, daß er noch durch den Heimkehrenden gestört wurde.

„Guten Abend, mein Junge! Gewiß hast Du etwas Gutes erlebt? Setze Dich und erzähle. Wie hübsch von Dir, daß Du noch zu mir kommst. Warst Du so lange bei Aragno?"

„Heute nicht."

„Woher kommst Du?"

„Aus der Sala Margherita. Die Otero tanzte! Das schönste Weib auf

Digitized by Google

der Welt! Man sollte nicht glauben, daß ein Weib so schön sein kann."

„Edel schön? Entschuldige meine Frage. Aber Du weißt . . ."

„Daß Du der beste, närrischste Kauz auf der Welt bist, wie die Otero das verführerischste Weib. Heute abend mußt Du mit mir gehen."

„Ich glaube bestimmt, Du unterhältst Dich ohne mich besser. Und gewisse Sachen kann ich nun einmal nicht vertragen."

„Du solltest die Schönheit nicht vertragen können? Du!"

„Nicht eine gewisse Art von Schönheit. Nicht eine Schönheit, die nicht zugleich edel ist."

„Was nennst Du ‚edel'?"

„Sie tanzt doch in einem Tingeltangel. Entschuldige meine altmodischen Ansichten."

Marco war nicht nur so gütig, den alten Herrn zu entschuldigen, sondern fand ihn sogar mit seinen Ansichten über Tingeltangel und dergleichen wieder einmal äußerst ‚reizvoll' altmodisch.

Er bat wieder: „Komm heute abend mit mir, sieh die Otero tanzen; sieh, wie schön das Weib ist —"

Leise sagte der Alte: „Jetzt weiß ich, warum ich wache, auf Dich warte und unruhig bin."

„Warum?"

„Weil ich die dumpfe Empfindung habe, es drohe Dir eine Gefahr."

„Weil Du nicht bei mir bist? . . . Du kannst nun einmal nicht immer bei mir sein."

„Gewiß nicht, lieber Junge. Du mußt Deine Jugend fühlen, mußt frei sein. Aber sorgen kann ich mich doch um Dich."

In plötzlicher Weichheit rief Marco: „Wenn Du mich so ansiehst . . . Ich kenne gar keine solche Augen wie Du sie hast! Kein Mensch weiß, was für Augen Du hast."

„Wenn Du es nur weißt."

Marco lachte: „O ich! Ich kenne Dich. Selbst Tante Dora kennt Dich nicht halb so gut. Und vollends Du. Du weißt ja gar nicht, wer Du bist."

„Ein alter Phantast."

„Das auch . . . Tante Dora muß heute abend mit uns gehen."

Ganz erschrocken sah Signor Riccardo seinen Jungen an: „Tante Dora mit uns in die Sala Margherita?"

„Es wird ein herrlicher Spaß sein."

Marco fuhr fort, sich den ‚Spaß' auszumalen; aber da wurde Tante Doras alter Freund ernstlich böse.

— — — — — — — — — — —

Den ganzen nächsten Tag über befand sich Sor Riccardo in Aufregung, weil er am Abend mit Marco in die Sala Margherita gehen sollte. In seinem ganzen Leben hatte der Sohn des Pastors Jonathan kein derartiges Vergnügungslokal besucht, darüber er sich die unklarsten Vorstellungen machte, als wäre ein Varietétheater das Heiligtum gewisser asiatischen Gottheiten. Jedenfalls wußte er über die Mysterien der Kybele besser Bescheid als über die Aufführungen in dem häßlichen Saale, dem die dankbaren Römer den schönen Namen ihrer angebeteten Königin beigelegt hatten.

Tante Dora war über den Entschluß des alten Herrn „einfach starr".

„Wohin wollen Sie heute abend? Dorthin? Gehen denn anständige Leute dorthin? Und Ihren Jungen wollen Sie dorthin führen? Gehen Sie lieber mit ihm in das vatikanische Statuenmuseum und zeigen Sie ihm die Tänzerin, welche Goethe so entzückt hat."

Unbegreiflicherweise zog der Professor jedoch vor, die wunderschöne Señora tanzen zu sehen. Er wagte jedoch nicht, seiner ob solcher Exzesse höchlichst verwunderten Freundin einzugestehen, daß nicht er seinen Jungen, sondern daß sein Junge ihn in jenen Hörselberg schleppte.

Mit welcher Sicherheit sich Marco dort benahm! Geradezu wie ein ‚Habitué'. Er hatte für gute Plätze gesorgt. Sie waren auf der ersten Sitzreihe des geschmacklosen Raumes, der sich so lärmend füllte, als würde darin ein Jahrmarkt abgehalten.

Das Publikum schwatzte und lachte. Die Logen waren voll besetzt. Die Damen, in großer Toilette, nahmen die vorderen Plätze ein, begleitet von Herren in Frack mit weißer Krawatte. Marco stand und musterte das Logenpublikum mit

Digitized by Google

einer Ungeniertheit, die dem Professor unheimlich war.

Dann begannen auf der kleinen Bühne die Vorstellungen, für die das Publikum nur geringes Interesse zeigte, ungeduldig die Otero erwartend. Damen verschiedener Nationalitäten traten auf, in Kostümen, die der Professor verständnislos anstarrte. Er fühlte sich immer unbehaglicher, saß mit gesenktem Haupte, als müßte er sich schämen, weil dort oben auf der Bühne, bei grellem elektrischen Licht, die Frau, die für ihn eine Gottheit bedeutete, so schamlos vor der Menge sich preisgab. Was mochte Marco bei diesen widerwärtigen Produktionen empfinden? Doch gewiß auch Abscheu, Ekel, Trauer . . .

Er warf einen scheuen Seitenblick auf seinen Nachbar . . . Gott sei Dank! Marco saß da, nicht gerade mit jenem erwarteten Ausdruck auf seinem Gesicht, aber doch sichtlich gelangweilt. Als es einmal besonders häßlich war, flüsterte der Professor seinem Jungen zu: „Wollen wir nicht gehen?"

„Ohne die Otero gesehen zu haben? Warte nur, bis die Otero kommt."

Also wartete Richard Hille. Die spanische Diva erschien erst in der zweiten Abteilung. Der Saal wurde überfüllt. Dem Lärm, der im Hause geherrscht hatte, folgte tiefe Stille der Erwartung.

Die Otera trat auf.

„Ist sie nicht herrlich?"

„Herrlich, mein Junge!"

Sie war in bläuliche Gaze gekleidet und in Juwelen eingehüllt. Ein Gewand aus Smaragden! Unter dem azurblauen Schleier leuchtete die weiße Haut des Weibes, und die Kleinodien gossen einen magischen Glanz um sie aus. Wenn sie regungslos dastand, oder wenn sie das Haupt zurückwarf, den Arm erhob, so —

„Herrlich, herrlich! Mein lieber Junge, das ist ja Vollkommenheit!"

Jetzt begann das wunderschöne Weib zu tanzen: einen Cancan. Sie begann mit blecherner Stimme zu singen: einen Gassenhauer. „Marco! Ach Marco!"

„Was hast Du? Sieh doch nur!"

Der Professor wandte seine Augen von der plötzlich gemein gewordenen Schönheit des Weibes ab und schaute auf Marco. Der saß da, mit bleichem Gesicht, mit den Mienen eines Verzückten.

Für Richard Hille war dieser Abend in der Sala Margherita einer der traurigsten seines Lebens. — — —

XII.

Es verging ein Jahr.

„Es ist schon so, wie das Sprichwort sagt: Jugend muß sich austoben. Sie hat ein Recht darauf. Und ich habe nicht das geringste Recht, den Jungen zu hindern, das Sprichwort wahr zu machen. Machen Sie mir den Standpunkt klar, Tante Dora, waschen Sie mir den Kopf! Nehmen Sie Ihre schärfste Seife."

Zwischen den beiden Freunden kam es jetzt häufig zu Aussprachen, bei denen Tante Dora gewöhnlich die Partei des jungen Mannes ergriff; denn sie hatte bemerkt, daß dies den Alten am meisten beruhigte. Er trat jedesmal gesenkten Hauptes vor Tante Doras Richterstuhl, als wäre es ein Verbrechen, weil er mit seinem grauen Haar den Bedürfnissen der Jugend, die er die „Rechte" der Jugend nannte, so schlecht nachkommen konnte. Gesenkten Hauptes bat er um die Kopfwäsche, erhielt das Erbetene von der Freundin mit kräftiger Hand verabreicht, bereits während der Prozedur sein Haupt aufrichtend und den Blick heimlicher Sorge nicht bemerkend, mit dem Tante Dora ihn beobachtete.

„Wissen Sie, was Sie sind, Sor Riccardo? Sie sind eifersüchtig! Aber nicht nur eifersüchtig sind Sie auf jedes vergangene Jahr, das Sie mit Marco nicht erlebt haben, Sie sind sogar eifersüchtig auf jede zukünftige Stunde, die Sie mit Ihrem Jungen erleben werden. Und Sie sollten sich schämen."

Sor Riccardo gelobte Besserung und tat alles, um sein Versprechen zu halten, bemühte sich fortan, ein heiteres Gesicht zu machen, wenn Marco, anstatt zu arbeiten, seine Jugend „austobte". Er begann, seine Mienen ängstlich zu bewachen, und fuhr erschreckt zusammen, wenn Marco ihn fragte: weshalb er wieder solch trübseliges Gesicht mache?

Ging Marco abends aus, so ermunterte ihn Richard Hille, recht lange aus-

Digitized by Google

zubleiben, sich gut zu unterhalten. Dann versuchte der Professor zu arbeiten. Das ging schwer. Richard Hille, der in seiner Wissenschaft eines großen Rufes genoß, fühlte, daß er nicht mehr so vertieft, nicht mehr so gut arbeitete, wie früher. Von allem Schweren war dies das Schwerste. Die Türe seiner Wohnung hielt er jetzt fest verschlossen, um nicht horchen zu müssen: ob denn auf der Treppe noch immer keine Schritte zu vernehmen waren? Schlag Mitternacht ging er zu Bett, damit der Heimkehrende ihn nicht noch wartend fände. Dann lag er, wollte einschlafen, blieb wach, und sein Geist folgte seinen Gedanken, die wanderten und wanderten. In einer Nacht hörte er Marco polternd und lärmend zurückkehren. Der junge Mensch mußte betrunken sein! Seinen Jungen sich betrunken vorstellen zu müssen! Den nächsten Morgen ging er frühzeitig aus, hinaus in die Campagna, um dem Ernüchterten nicht gleich zu begegnen und diesem zu ersparen, sich vor seinem Pflegevater schämen zu müssen. Als er zu Mittag wiederkam, war Marco gerade erst aufgestanden, sah totenbleich aus, war jedoch eher trotzig als weich gestimmt. Um so zarter war das Benehmen des Professors, als ob sein lieber Wahlsohn über Nacht schwer krank gewesen wäre.

Der Karneval kam. Marco machte dafür ausschweifende Pläne. Kostümiert wollte er die Stadt durchziehen, mit Tante Dora und Paoluccia an den Armen. Oder mit Lella. Tante Dora sollte ihren Liebling in ein hübsches Kostüm stecken; dann würden sie beide auf der spanischen Treppe den Saltarello tanzen, den wilden, herrlichen Saltarello.

Schöne junge Menschen zu kostümieren, gehörte zu Tante Doras Leidenschaften. Sie besaß ganze Kasten voll alter Stoffe und echter kostbarer Kostüme, Stück für Stück auf Campo dei Fiori erhandelt. So erfaßte sie denn Marcos Karnevalsprogramm voll Begeisterung. Sofort sollte Probe gehalten werden. Die Truhen wurden aufgeschlossen, ihr bunter Inhalt ausgekramt. Dann verschwand Marco mit Sor Riccardo, Lella mit Tante Dora, und Paoluccia mußte aus Orangenlaub Kränze winden.

Schön waren Tante Doras und Sor Riccardos Kinder! Sie glichen Gestalten seliger Gottheiten, Verkörperungen ewiger Jugend. Psyche konnte nicht lieblicher, Adonis nicht herrlicher gewesen sein. Sie trugen weiße Mantelgewänder und Paoluccias Blätterkronen. Sor Riccardo hatte mit Künstlerhand die Falten geordnet.

Lella wagte keine Bewegung zu tun, hatte jedoch ein vor Freude verklärtes Gesichtchen. Marco stand, sah sie schweigend an, rief plötzlich: „Ich wußte gar nicht, daß Du so reizend wärst!“

Die kleine Gesellschaft befand sich in wahrer Festlaune, als es klingelte. Besuch kam. Paoluccia erhielt die Weisung, jedermann abzuweisen. Man wollte sich den schönen Abend nicht verderben lassen. Alle waren mäuschenstill, hörten Paoluccia fragen: „Chi è?“, hörten eine herbe Männerstimme erwidern: „Amici!“

Aristide Minardi!

Aristide Minardi konnte unmöglich fortgeschickt werden! Tante Dora ging also selbst, um dem seltenen Gaste zu sagen, daß er hoch willkommen sei. Mit dem Feste war es jedoch vorbei.

„Entschuldigen Sie. Ich pflege niemals zu stören. Aber bisweilen — bisweilen kann der Mensch zu einsam sein. Da fiel mir Ihr gutes Gesicht ein: und — da bin ich.“

„Sie kommen zu Menschen, die sich freuen, daß Sie gekommen sind.“

„Wie gut Sie das sagen. Ihre lieben Worte tun mir heute genau ebenso wohl, wie Ihre Freundlichkeit mir damals tat. Ich bin auch heute ein Kranker.“

„Wo Sie Ihr großes Werk schaffen? Sie sind heute nicht nur ein gesunder, sondern ein gesegneter Mann.“

„Mein großes Werk . . .“

Wie schwer und schmerzlich der Künstler das sagte! Sor Riccardo erschrak bis in sein Innerstes hinein. Wenn Aristide Minardi auch dieses Mal —

Das kurze Gespräch führten die beiden im Vorzimmer. Tante Doras Stimme klang wie die Kraft und Freundlichkeit selbst gegen den Ton des Künstlers, der ein großer Künstler und kranker Mensch war: krank an sich selbst. Jetzt traten sie ein, Minardi mit jenem schmerzlichen Ausdruck in den Augen, jenem traurigen

Zug um den Mund, wie ihn die Hoffnungslosen haben.

Man erklärte dem Künstler die jungen Gestalten in den idealen Gewändern. Lella wollte hinausschlüpfen; aber der späte Gast bat, sie möchte bleiben und von ihm sich anschauen lassen. Voll lieblichster Verwirrung gehorchte das Nymphlein. Tante Dora wollte sie bereden, mit Marco eine antike Gruppe zu bilden; aber zu aller Erstaunen weigerte sich Sor Riccardos Wahlsohn. Er tat es so erregt, als ob ihm eine Beleidigung widerfahren wäre. Minardis unverhohlene Bewunderung seiner kleinen Freundin hatte in dem jungen Mann eine Empfindung geweckt, die er selbst nicht begriff; denn Lella war ein Kind, mit dem man wie mit einem Spielzeug umgehen konnte. Aber daß ein Künstler wie Minardi sie überhaupt beachtete —

Marcos Verstimmung hielt an. Er kümmerte sich gar nicht mehr um Paoluccias liebliche Tochter. Auch von dem Saltarello auf der spanischen Treppe war nicht mehr die Rede. Dafür besuchte er die Maskenbälle im Costanzitheater.

Er machte Bekanntschaften: junge elegante Männer, elegante Frauen. In seiner triumphierenden Schönheit brauchte er nur durch den Saal zu gehen, und es war wie ein Siegeszug. Auch davon hatte er nichts gewußt: nichts von der Gewalt des Mannes über die Frauen. Noch war er reinen Herzens genug, um bei dieser Empfindung etwas wie Schreck zu empfinden. Er nahm sich vor, die ihm gegebene Macht streng in Schranken zu halten. Ein König des Lebens, als den er sich fühlte, mußte er über sich selbst gebieten können. Zugleich wollte er Sor Riccardos guter Junge sein und bleiben — nach Möglichkeit bleiben.

Am letzten Karnevalstage fand ein Wohltätigkeitsfest in der vornehmen ‚Argentina' statt, von der ‚weißen' römischen Gesellschaft veranstaltet. Die gesamte große Welt der Monarchisten würde anwesend sein, vermischt mit den Neutralen, den ‚Grauen'. Auch von der ‚schwarzen' Aristokratie würden unter dem Schutze der Maske die Lebenslustigsten sich einstellen. Der Ball versprach ein gesellschaftliches Ereignis zu werden.

Tante Dora schlug vor, Marco sollte im Kostüm gehen: in jenem antiken weißen Gewande, einen Rosenkranz auf, wie die Alten bei festlichen Gelegenheiten trugen. Das war ein Vorschlag! Nur gegen den Rosenkranz erhob Marco Einspruch; denn Rosenkränze trug jeder, der sich in eine Toga hüllte. Der schönste Schmuck war der banalste geworden. Und nur nicht sein, wie alle Welt war! Mit einem Ölzweige, die silberhelle Blattseite nach außen gewendet, wollte der junge Römer sich bekränzen. Sor Riccardo war entzückt: „Ich möchte wohl sehen, was für Augen sie machen!"

Sor Riccardo ließ es sich nicht nehmen, Marco bis zur Pforte des aristokratischen Himmels zu begleiten, der sich heute nacht für viele Unwürdige öffnen sollte. Dann stand er und sah seinem Jungen nach, wie dieser im weißen Gewande mit Öllaub bekränzt in dem Gewühl der Gäste untertauchte. Er mußte der Sommernacht am Tiber gedenken und empfand wieder seine alte heiße Dankbarkeit gegen das Schicksal, das ihn zum Retter eines jungen Menschen ausersehen hatte, dessen bloßer Anblick, gleich dem eines Kunstwerkes, Freude bereitete.

— — — — — — — — —

Das also war ‚große Welt'!

Sie durchwogte den Saal, der — mit der Bühne zu einem Festraume vereinigt — einen antiken Tempelhain darstellte; sie füllte die Logen in Gestalt von Herren, die sich von den Stammgästen des Café Aragno und den eleganten Müßiggängern auf Straßen und Plätzen durch nichts unterschieden. Nur daß sie in Frack waren — wenige erschienen im Kostüm — und daß dieses bedeutsame Kleidungsstück seinem Träger ‚perfekt' saß. Aber die Damen! Sor Riccardo hatte tausendmal recht: nur in Rom war ein solches Frauengeschlecht möglich. Sie blendeten Marcos Augen nicht durch die Pracht ihrer Toiletten, nicht durch den Glanz ihrer Perlen und Juwelen, sondern berauschten seine Seele durch die Majestät ihrer Schönheit.

Er wollte nicht tanzen, wollte schauen und staunen, mit seinen Blicken wollte er diese Frauenschönheit trinken — davon trunken werden.

Zuidhoorn.
Model: Jo Bleeker-Bakker.

Die Marchesa San Vito!

Einer seiner eleganten Bekannten von Aragno hatte Marco — auf einer Veglione im Costanzitheater war's — der Marchesa vorgestellt. Mit ihrem historischen Namen gehörte sie zu den ersten Damen der römischen Gesellschaft. Ihre Schönheit besaß jenen großen Stil der älteren Agrippina in dem Museum des Kapitols: also die Majestät der Imperatrix! Sie war die erste vornehme Frau, die der Sohn des Advokaten Lippi kennen lernte; und der Eindruck, den die ‚grande dame' auf den jungen Mann machte, war ein überwältigender. Das war die Römerin, von der Sor Riccardo, der gute, stets nur in Dithyramben sprach. Unnahbare Frauenhoheit war's.

War sie wirklich unnahbar? Die Herren, die von der Marchesa berichteten: von ihren berühmten Empfängen, dem Kreise der Intimen im Palazzo San Vito, taten es in einer gewissen Weise, mit einem gewissen Tonfall, den Marco zuerst gar nicht verstand. Dann aber horchte er auf. Als er auf dem Maskenballe der schönen Frau vorgestellt wurde, gedachte er des eigentümlichen Tones der jungen Leute und begann zu zweifeln, ob er recht verstanden hätte? Heute nun sah er die Marchesa wieder. Sie war eine der auffallendsten Erscheinungen des Festes — trotz ihres einfachen Kostümes aus mattviolettem Seidenkrepp eine der elegantesten. Sie promenierte an dem Arme des Herzogs della Serra, dieses größten Lebenskünstlers der Capitale. Als das Paar an Marco vorüberschritt, grüßte dieser die Dame mit einer tiefen Verbeugung und dachte dabei: ‚Sie wird gar nicht mehr wissen, wer Du bist. Aber — sie ist herrlich!'

Sie grüßte wieder, wie Königinnen grüßen, blieb stehen und redete ihn an: „Weshalb machten Sie mir keinen Besuch?"

„Ich glaubte nicht, daß Sie es bemerken würden."

„Wie Sie sehen . . ."

Marco grüßte jetzt auch den Begleiter der Dame. Zugleich fühlte er, wie ihm alles Blut zu Kopfe stieg — in solcher impertinenten Manier hatte der Herzog wieder gegrüßt. Mit bester Haltung stellte er sich diesem vor, als wollte er ihn dadurch zwingen, ihn zu behandeln wie ein Gentleman den andern. Dem Herzog fiel es jedoch nicht ein, seinen Namen zu nennen. Da tat es die Marchesa: „Der Herzog della Serra!" Dabei ließ sie den Arm des Herzogs fahren und ergriff den Marcos: „Führen Sie mich durch den Saal . . . Gleich wird die Königin kommen."

Marco wußte nicht, wie ihm geschah. An seinem Arm die Frau, die zu der großen römischen Welt gehörte, zu deren Günstlingen zu zählen, gleichbedeutend war mit einem geheimnisvollen, köstlichen Glück, mit jenem wunderbaren Glück, davon der junge Mann als von etwas Unerreichbarem träumte. Und nun . . . Aber auch das wußte er, daß er sich einen Todfeind gemacht hatte: er, Luigi Lippi, den Herzog della Serra!

„Tanzen Sie mit mir . . . Sie tanzen ausgezeichnet! Wissen Sie das? Sie werden nicht wieder vergessen, daß ich jeden Dienstag abend empfange?"

„Gewiß nicht. Wie gütig Sie sind!"

Ihre Majestät, die Königin!

Die Musik brach ab. In den Logen erhob man sich. Alle wendeten sich der königlichen Loge zu.

Verneigung; Schwenken der Taschentücher von seiten der Damen; Evvivarufen der Herren. Im Orchester wurde Tusch geblasen. Die Königin dankte mit der ihr eigenen Anmut, nahm mit ihren Damen und Kavalieren Platz. Die Musik spielte einen Walzer, der Tanz wurde von neuem aufgenommen.

Gerade trat der Herzog auf die beiden zu, fixierte Marco vom Kopf bis zu den Füßen, wandte sich verächtlich von ihm ab und sagte mit erhobener Stimme zu der Dame: „Sie überlassen wohl den jungen Mann namens Lippi einer andern?"

„Ich werde mit meinem jungen Freunde den Tanz fortsetzen."

Und sie zog den todbleichen Marco fort, ihm zuflüsternd: „Der Herzog hat Sie beleidigt. Überlassen Sie mir, Ihnen Genugtuung zu verschaffen."

„Sie sind sehr gütig. Aber . . ."

„Still! Still!"

Sie tanzten. Die Beleidigung des vornehmen Mannes war Marco zu Kopf

Digitized by Google

gestiegen wie ein berauschender Trunk. Er wußte nicht, was er tat; wußte nicht, daß er die schöne Frau, die ihm beschwichtigend zugeflüstert hatte, heftig an sich preßte; er vergaß, wo er sich befand, was mit ihm geschehen war, weiter mit ihm geschah. Er kam an dem Herzog vorüber, der sich in einem Kreise von Standesgenossen befand und vernehmlich sagte: „Des Laffen wegen ..."

Die Herren lachten.

Es gelang Marco, sich von der Marchesa freizumachen. Immer noch wie im Rausch ging er durch den Saal, den Herzog suchend. Er fand ihn, trat auf ihn zu und fragte, seine zitternde Stimme zur Ruhe zwingend: „Meinten Sie mit dem Laffen mich?"

„Sie!"

„Sie sind ein Unverschämter."

Auch dieser Auftritt hatte Zeugen. Freunde des Herzogs umringten diesen, führten ihn fort. Marco engagierte irgendeine Dame, tanzte wie ein Rasender, ließ dann seine Partnerin mitten im Tanze stehen. In diesem Moment trat ihm ein Herr in den Weg, in dem der junge Mann einen Freund des Herzogs erkannte. „Würden Sie dem Herzog Abbitte leisten?"

„Wofür Abitte? Der Herzog ist ein Unverschämter."

„Das sagten Sie ihm ins Gesicht."

„Nachdem er mich öffentlich einen Laffen nannte."

„Dann wären Sie der Beleidigte."

„Ich bin's. Ich verlange Abbitte."

„Sie wissen, daß der Herzog ein berühmter Pistolenschütze ist?"

„Ich weiß es."

„Also Sie wollen der Marchesa wegen Ihr Leben auf das Spiel setzen?"

„Ich will Genugtuung haben."

„Übrigens benehmen Sie sich wie ein Kavalier."

„Genug, mein Herr! Ich werde die Ehre haben, Ihnen einen Freund zu schicken."

„Sehr wohl. Wann darf ich den Herrn bei mir erwarten?"

„Morgen vormittag um zehn."

Marco grüßte stumm. Das mit halblauter Stimme geführte Gespräch fand mitten in dem Gewühle des Festes statt. Um nicht Aufsehen zu erregen, mußten sie die scharfen Reden im gleichgültigen Tone, mit dem gleichgültigsten Gesichte führen, als plauderten sie über die alltäglichsten Dinge. Auf das höflichste trennten sie sich.

Marco blieb noch. Er tanzte noch — nicht mit der Marchesa, die ihm überall zu begegnen wußte. Er schlenderte durch den Saal, hörte halblaut gemachte Bemerkungen, die seinem Aussehen galten, hätte vielfach Gelegenheit zu Abenteuern finden können, musterte die Schönheitsgalerie in den Logen und schien sich vortrefflich zu unterhalten. Schließlich tanzte er mit einer Maskierten, als ob es für ihn kein ‚Morgen' gäbe, keinen Tag, der sein letzter sein konnte. Sein letzter Tag ... Schon einmal war für ihn ‚der letzte Tag' angebrochen.

Sor Riccardo! Wie sollte es sein guter Sor Riccardo ertragen, wenn es dieses Mal wirklich sein letzter Tag war? Und weshalb sein letzter Tag? ‚Dieser fremden Frau wegen ...' Wie seltsam das Leben war.

Er verließ das Fest. Es war Glanz gewesen, Vornehmheit, Schönheit, Lebenslust. Und jetzt ließ er alle diese Herrlichkeiten hinter sich. Es war, als ob ein Tor hinter ihm sich krachend schlösse, ihn ausscheidend von aller Lebensfreude und jeder Daseinsfestlichkeit.

‚Dieser fremden Frau wegen ...'

Die Vorstellung verließ ihn nicht. Eigentlich war es erbärmlich, eines solchen Grundes wegen aus dem Leben zu müssen, denn so würde es wohl werden. Er hatte niemals eine Pistole abgeschossen; niemals den Griff eines Degens berührt. Um ihn für solches Ende aufzusparen, hatte Sor Riccardo ihn aus den Tiberwellen gerettet. Sein Leben war eine Tragödie, die als Posse endete.

Marco wußte nicht, wohin er gehen sollte. Nach Hause? Sor Riccardo würde noch wachen, würde ihn erstaunt fragen, ob etwas vorgefallen wäre? Er würde lügen müssen; denn ihm die Wahrheit sagen, das gute Gesicht totenbleich werden sehen ...

Unmöglich konnte er jetzt schon nach Hause! Wenigstens einige Stunden mußte er sich noch herumtreiben.

Übrigens würde er früh auf sein müssen,

Digitized by Google

um Minardi aufzusuchen. Er mußte Minardi bitten, sein Sekundant zu sein. Hoffentlich lehnte der berühmte Künstler nicht ab.

Ziellos schlenderte er durch die Straßen. Die meisten Nachtschwärmer, denen er begegnete, waren umherschweifende Masken, ein harmloses Narrenvölklein, das mit wenig Witz und viel Behagen seines Lebens im Schellenkleide sich freute. Das Hübscheste von diesem Karnevalstreiben waren die kleinen Trupps junger Leute, die, Gitarre spielend, im Laufschritt Rom durchzogen, dazu Lieder singend: heitere und zärtliche, trübselige und lustige. Marco achtete auf alles, fand, daß die Volksfreude mehr Daseinslust bot als aller Festglanz jener illustren Gesellschaft, in der ihn sein Schicksal ereilte. Denn sein Schicksal würde es sein.

Immer weiter war auch Marco gegangen, die Lieder der Faschingsnarren mitsingend. Plötzlich überlief ihn ein Schauer. Die Bande stand vor dem großen Kirchhofe Roms, auf dem auch seine Mutter begraben lag. Der Sohn, der aus Verzweiflung über seiner Mutter Tod sich umbringen wollte, hatte seit dem Begräbnis niemals ihr Grab besucht. Plötzlich stand er vor der Pforte, die zu seiner Mutter letzter Ruhestatt führte. Sie war unverschlossen. Die Pulcinells zogen auf den Friedhof: in toller Faschingslaune wollten sie in der Mondscheinnacht den Toten ein Ständchen bringen.

— — — — — — — — —

Marco fand seiner Mutter Grab. Sie schien ihm inmitten der vielen anderen Gestorbenen ganz einsam, wie verloren und verstoßen zu ruhen. Welch ein elender Grabhügel! Ebenso elend wie ihr Leben gewesen. Kaum aufgehäuft, war das Grab bereits eingesunken und vergessen. Ein Kranz lag darauf, längst verwelkt die Erde schmückend, die seine tote Mutter einhüllte. Es war sein Kranz. Da er kein Geld besaß, so verkaufte er damals das beste Stück seiner Habe, wofür er wenige Lire erhielt. Es war ein sehr bescheidener Goldring, den ihm seine Mutter zu seinem achtzehnten Geburtstage geschenkt hatte. Der Erlös reichte gerade für Kranz, Schleife und Inschrift: ‚Meiner Mutter!‘

Daneben war der Platz frei: ‚Wie für ein anderes Grab aufgespart.‘ Er wollte neben seiner Mutter begraben sein. Jetzt war es noch ein leerer Platz; jetzt atmete er, lebte er noch. Wenn er — vielleicht morgen schon — mit dem Herzog sich duellierte, so konnte bereits den Tag darauf auf dem leeren Platz für ihn ein Grab gegraben werden. Richard Hille wußte, daß Richards Junge neben seiner Mutter begraben sein wollte, und würde ihm den heiligen Ruheort gewiß gönnen.

Diese weiten Grabgefilde vom Frühlingsmond beschienen! Dazu die Musik der Karnevalsnarren und er in seinem Faschingskostüm mit Öllaub bekränzt, zum ersten Male wieder an seiner Mutter Grab, auf der Erde stehend, in deren schwarzen Schollen vielleicht schon nach wenigen Tagen auch er ruhte: R. I. P. . . . „Requiescat in pace!“

Darüber: „Richards Junge.“

Diese zwei Worte würden die schönsten sein, die ihm einstmals nach seinem Tode auf seinem Grabe nachgerufen werden könnten: schöner als die feierlichste Grabrede. Denn daß er in seinem Leben kurze Zeit ‚Richards Junge‘ gewesen, war in seinem Leben das Beste.

Und seine Kunst?

Er selbst wollte Ikarus sein: Hinauf zur Sonne! Empor! Hoch über allem! . . . Er hatte sich die Fittiche noch nicht einmal umgebunden, diese sich noch nicht einmal geschmiedet, und er sollte schon aus den himmlischen Höhen seiner Hoffnungen hinabstürzen in sein offenes Grab? Sterben sollte er, ohne überhaupt jemals gelebt zu haben? . . . Er, der das Leben an seine durstigen Lippen setzen wollte, gleich einem überschäumenden Kelche, um daraus zu trinken, um des Lebens voll zu werden — und er sollte nun doch ein trostloses Ende finden. Ihn fror.

„Lebe wohl, Mutter . . . Mutter, auf Wiedersehen!“

Er sagte das laut und fühlte: wie es seines Lebens größtes Glück war, Richards Junge geworden zu sein, so war die größte Leidenschaft seines Lebens die Liebe zu seiner Mutter. Und an ihrem Grabe fühlte der Jüngling: wie er niemals in seinem Leben ein besserer Mensch sein konnte, als er es jetzt als

Digitized by Google

Richards Junge war, so würde er — sollte er das Leben behalten — niemals eine ebenso gewaltige und zugleich heilige Liebe empfinden können, wie er sie für seine Mutter empfunden! Und sollte er einstmals voller Sünde und Schuld werden — die Liebe zu seiner Mutter, seine Sohnesliebe würde ihn reinwaschen von aller Sünde und Schuld.

Er verließ den Kirchhof. Wie theatralisch, wie widerwärtig erschien er sich jetzt in seinem feierlichen Gewand. Und in diesem Karnevalskostüm hatte er seiner Mutter Grab besucht! Das erste Fuhrwerk, dem er begegnete, rief er an, ließ sich nach Hause fahren, stieg leise die Treppen hinauf, sah in Sor Riccardos Arbeitszimmer noch Licht und ging hinein.

Überrascht schaute der Gelehrte von seiner Arbeit auf: „Schon wieder zurück? Es ist ja erst zwei Uhr vorbei. Unterhieltest Du Dich nicht gut? Wo ließest Du Deinen Kranz?"

Er stand auf, ging zu Marco, der in plötzlicher Erschöpfung auf einen Stuhl sank, und strich ihm über das ungeschmückte Haupt mit jener leisen Berührung, die etwas Zartes hatte, wie leise liebkosende Mutterhände. Aber der junge Mann zuckte schmerzlich zusammen.

„Erzähle! Es war gewiß schön? Du ließest Dir doch nicht durch irgend etwas die gute Laune verderben? Was hat Hoheit denn wieder verdrossen? Daß er unter all den Fürsten und Herzögen nur — Richards Junge war?"

Mit Aufbietung seiner ganzen Selbstbeherrschung gab Marco dem Freunde recht: „Du kennst mich zu gut; Dich kann ich nicht täuschen. Anfangs war alles wundervoll, herrlich. Frauen waren dort — ich sage Dir: Frauen ... Daß es solche Frauenherrlichkeit auf Erden gibt! Ich habe mit ihnen getanzt: Dein Junge mit diesen Göttinnen! Es kam denn auch über mich wie ein Rausch — aber plötzlich —"

„Plötzlich ward Dir die ganze Herrlichkeit zum Überdruß? Du machst mir Kummer, lieber Sohn."

„Das ist nun einmal so! Hättest Dir einen andern Jungen aussuchen sollen; nicht einen solchen wie ich bin, der noch Dein Unglück sein wird. Jetzt mußt Du es tragen; ich kann Dir nicht helfen; will auch gar nicht!"

Er stieß die Worte hastig hervor, wie im Trotz, wie im Zorn; starrte vor sich hin, mit jenem leeren Blick, der seinem schönen Gesicht etwas Starres und Lebloses gab. In seiner Erregung merkte Sor Riccardo die Wandlung der geliebten Züge gar nicht. Er rief triumphierend: „Wenn ich aber keinen andern Jungen will? ... Aber bist Du nicht müde?"

„Wovon sollte ich müde sein? Ich will nicht schlafen."

„Dann brau' ich uns einen Kaffee. Wir schlürfen Mokka, bleiben noch eine Weile beisammen, schwatzen. Es wird wundervoll behaglich sein."

„Ja, ich will bei Dir bleiben, solange ich bei Dir bleiben kann. Bei Dir ist der Mensch gut aufgehoben, ist er in Sicherheit. An den Menschen, den Du liebst, lässest Du nichts heran: nicht Unglück und Gefahr; nichts Häßliches, nichts Schmutziges und Schlechtes."

„Was hat das Schlechte und Häßliche mit Dir zu tun?"

Marco überhörte die Frage und rief in seiner knabenhaft übermütigen Art: „Ich lege mich faulenzend auf den Diwan, Du machst alsdann Paolucc' Konkurrenz, und zu Deinem schwarzen Zaubertrank gebe ich meine Phantasien zum besten."

Aber der Professor rief hastig: „Du sollst nicht reden, als ob an Dich etwas Häßliches und Schlechtes herankommen könnte!"

„Wenn es doch da ist ..."

„Dreimal: nein, nein, nein!"

„Dreimal: Ja, ja, ja! Aus der häßlichen Welt kommt es in unsere Seele gekrochen, in unser Hirn. Nicht das Schöne und Gute sehen wir siegen im Leben, sondern das Häßliche und Schlechte ... übrigens: sollte ich am Leben bleiben ... Du brauchst Dich nicht gleich zu entsetzen. Ich sagte Dir ja, daß ich Neigung zum Phantasieren verspüre. Also: sollte ich am Leben bleiben, dann wird es mit mir anders werden, besser. Dann beginne ich zu arbeiten: endlich und in allem Ernst! Ich mache meinen Ikarus in Lebensgröße. Was sagst Du dazu?"

Gleich glänzte des Professors Gesicht,

Digitized by Google

wurde es so freudestrahlend, als ob der Ikarus seines Jungen bereits in Lebensgröße vor ihm stünde. „Herrlich! Wie wird Minardi sich freuen."

„Minardi . . ."

„Du sagst das so seltsam?"

„Weißt Du, daß Minardi verliebt ist?"

„Verliebt? Minardi? Das ist ja . . . Das ist ja ganz unmöglich!"

„Der Prometheus verliebt, wie ein achtzehnjähriger Knabe, also ganz toll verliebt."

„Verliebt ist doch wohl nicht das richtige Wort? Aristide Minardi liebt!"

„Du fragst nicht wen?"

„Ich weiß, wen er liebt. Minardi liebt seine Arbeit, seine Kunst. Weißt Du nicht, daß, wer mit Leib und Seele einer Göttin gehört, mit Irdischem nichts gemein hat, nichts mit Frauenliebe?"

Marco lachte auf, so grell, daß Richard Hille erschrak. Noch nie hatte er seinen Jungen so lachen hören: ihn, dessen Lachen so jubelnd wie die Jugend selbst klang. Und dieses Mal . . . Es war ein häßliches, ein schlechtes Lachen gewesen. Und häßlich und schlecht war der Ton, in dem Marco jetzt bemerkte: „Was wohl Tante Dora zu Minardis Liebe sagen wird? Und erst Paoluccia?"

„Lella —?!"

„Endlich fängst Du an zu begreifen."

„Du meinst doch nicht etwa, daß Aristide Minardi . . ."

„Ja ich meine: Prometheus und Psyche! Aber ich gönne dem Heldengott die kleine Hexe nicht — sollte ich nämlich am Leben bleiben." Marco sprang in die Höhe. Er freute sich, etwas gefunden zu haben, was Sor Riccardo seine Blässe und seine Erregung erklären konnte . . . Lella und Minardi — was kümmerten ihn der große Bildhauer und das hübsche kleine Geschöpf! Übrigens glaubte er wirklich bemerkt zu haben, daß Lellas liebliche Jugend auf den verdüsterten, einsamen Künstler starken Eindruck gemacht hatte. Diese Beobachtung gab ihm für seine Phantasie das Thema.

Während er noch fabulierte, merkte er zu seinem Erstaunen, daß er von seiner eigenen Erfindung gepackt wurde: Minardi und Lella ein Liebespaar! Das Nymphlein nicht den Adonis von der Via Rasella liebend, sondern den kämpfenden Titanen ihm vorziehend . . . Wahrhaftig! Er wurde eifersüchtig auf den frauenfeindlichen Künstler: wurde es in der Nacht, die vielleicht seine letzte war.

Das Wasser auf der Spiritusflamme begann zu brodeln. Richard Hille ließ es überlaufen. Die Phantasien Marcos, zusammen mit dessen bösem Lachen, beunruhigten ihn bis zur Verstörung. Es war nun einmal seine besondere Eigenschaft: Alles, was ihm gesagt wurde, zu glauben. Aber er glaubte nur das Gute, Schöne, Leuchtende. Was mußte er jetzt erkennen! Sein Junge war eifersüchtig auf Minardi! Wenn sein Junge jedoch eifersüchtig war, so mußte er . . . Sein Junge und Tante Doras Lellakind! Das wäre — das könnte — Glück und Segen könnte es sein! Glück und Segen für die zwei Jungen und die zwei Alten . . . Marco verliebt, verheiratet . . .

Eigentümlich, daß der Professor sich nur das erstere vorstellen konnte: nur verliebt vermochte er sich seinen Jungen zu denken. Aber nur ein liebender Mann durfte Tante Doras Pflegetöchterlein als glückliche Gattin heimführen! Wie aber, wenn Lella seinen Jungen . . . Unsinn — sie war ja noch ein Kind! Er ließ sich wahrhaftig von Marcos Delirium anstecken. Es war höchste Zeit, zur Besinnung zu kommen und den Kaffee zu brauen. Dabei wollten sie dann plaudern, nicht phantasieren. „Du sagtest mir noch immer nicht, weshalb Du aus der Argentina so früh zurückkommst?"

„Richtig, weshalb eigentlich? Plötzlich kam mir zum Bewußtsein, daß ich in die illustre Gesellschaft gar nicht hineingehörte, daß ich mit diesen Damen und Herren nichts gemein hätte . . ."

Marco verstummte. Sein grauhaariger Freund stand vor ihm bleich, zitternd: „Dir ist etwas geschehen?"

„Nein. Soll ich's beschwören?"

„Du weißt, daß ich Dir glaube. Unmöglich, daß Du mich je belügst."

„Es wäre gemein, nicht wahr? . . . Siehst Du, wie recht ich habe."

„Recht worin?"

„Daß Du von Rechts wegen einen Jungen haben müßtest, ohne nachtdunkle Stunden in der Seele! Einen Jungen mit

Digitized by Google

tagheller Seele. Weiß der Himmel — Richard Hille, Du hätteſt es verdient.“

Marco ſprach mit tiefer Bewegung, dieſes Mal fühlend, was er ſagte. Eigentlich wollte er niemals ausſprechen, was er nicht zugleich empfand. Eigentlich haßte er alles Unwahre, fand nichts ſo gemein, wie die Lüge. Trotzdem, plötzlich, ſagte er etwas, das zu denken oder zu empfinden ihm gar nicht in den Sinn kam; etwas, das zu denken oder zu empfinden er gar nicht imſtande war. Trotzdem mußte er es ſagen! Er erkannte ſofort das Unwahre, verachtete ſich deshalb, fand ſich ſelbſt ſchändlich und ſchlecht. Die Lüge tönte jedoch ſo ſchön. Und wenn er ſie mit ſeinem hellen Lachen, ſeinen leuchtenden Blicken ausſprach, ſo beglückte er die Menſchen damit. Seine lächelnde und leuchtende Lüge beglückte ſeinen ſeelenguten Sor Riccardo, beglückte die alte Tante Dora. Er brauchte nur zu wollen und — ‚man mußte ihn lieben‘! Früher hatte er ſeine ihm über die Gemüter verliehene Macht nicht gekannt, alſo nicht benutzt. Früher war er ein beſſerer Menſch geweſen.

Er entſetzte ſich. Wenn das Gedachte wahr ſein ſollte, ſo wäre der Sohn des Advokaten Luigi Lippi ein beſſerer Menſch geweſen, als ‚Richards Junge‘? Wenn das wahr ſein ſollte, ſo . . . ſo hätte ihn die rettende Liebe des Guten anſtatt beſſer — ſchlechter gemacht.

Konnte tiefſte Menſchengüte und höchſte Selbſtloſigkeit ſo ſchädlich wirken? Konnte ſie Fluch bringen, ſtatt Segen?

Wenn das möglich ſein ſollte, dann — dann wäre es auch möglich, daß Richards Junge aus dieſer Urſache aus dem Leben mußte, in dem ſolche niederträchtigen Dinge geſchehen konnten.

XIII.

„Lebe wohl, Sor Riccardo. Ich will Minardi beſuchen.“

„Das iſt recht; Du warſt ja wohl noch niemals bei ihm? Dich wird er in ſein Mauſoleum einlaſſen. Es wird für Dich ein großer Augenblick ſein.“

„Welcher Idealiſt Du doch biſt! ‚Ein großer Augenblick‘. Nur Du kannſt ſo etwas denken und ſagen.“

„Das wäre ſchlimm.“

„Alſo noch einmal; lebe wohl. Grüße das Nymphlein von mir. Es wäre ein rechtes Hexlein — ließ ich ihm ſagen.“

„Ach, Marco, welchen Unſinn ſchwatzeſt Du dieſe Nacht zuſammen!“

„Daran trägt Dein Mokka ſchuld.“

„Du wirſt heute mittag pünktlich ſein? Bitte, ſei es.“

Sor Riccardo mußte ſeine Bitte Marco nachrufen, die Treppe hinunter. Plötzlich war er zum Zimmer hinaus, nachdem er dem Alten mit einem langen, leuchtenden Blick in die Augen geſchaut hatte; vielmehr in die Brillengläſer, welche Sor Riccardo des öfteren heftig putzen mußte. Der jähe Gefühlsausbruch ſeines Jungen hatte ihn halb erſchreckt, halb beglückt und ſehr gerührt. Gab es wohl einen zweiten ſo wunderbaren Menſchen? Geſtern das ſchrille, häßliche Lachen und heute dieſer Glanz in ſeinen Augen und auf ſeinem Geſicht!

Inzwiſchen hatte Marco es eilig, in die Via Pontefici und zum Mauſoleum des Auguſtus zu kommen. Trotzdem hatte er heute Augen für alles, er ſah heute Dinge, die ihm früher nie aufgefallen waren. Dabei war es ein Märzmorgen, wie ein ſolcher — um mit Tante Dora und Sor Riccardo zu reden — auf der ganzen Welt nur in Rom möglich war; denn nur in Rom gab es ſolchen Sonnenſchein und Frühlingsglanz; nur in Rom ſolches feſtliches, dithyrambiſch gehobenes Daſeinsgefühl: ‚Leben! Leben!‘ Selbſt der wüſte Straßenlärm beſaß heute für den jungen Mann etwas Freudiges . . . ‚Leben! Leben!‘ Er, der ſo jung ſterben wollte, hatte bis zu dieſem Morgen gar nicht gewußt, daß er mit allen Faſern am Daſein hing.

Er ging durch die Via Siſtina, einige ſabiniſche Modelle einholend, die in die Villa Medici zu den Franzoſen gingen. Die hübſchen Mädchen begrüßten den Jüngling mit der dieſen Naturkindern eigenen Anmut, ihn einladend, heute nachmittag auf die ſpaniſche Treppe zu kommen, mit ihnen den Saltarello zu tanzen: es ſei ja heute der ‚letzte Tag‘ —

Der letzte Tag . . .

Heute abend ‚Moccoli‘; morgen . . . Aſchermittwoch. Zu Aſche ward eben alles . . .

Digitized by Google

Er eilte an den Lebenden vorüber, sich bereits als Sterbenden fühlend. Die spanische Treppe stieg er hinunter. Sie erhob sich im Morgensonnenglanz aus einem Blumenhügel von Anemonen und Iris, Rosen, Tazetten und Heliotrop. Welche Veilchenmassen! Ein Veilchenfrühling — Veilchen von Tusculum!

Marco kaufte einen großen Strauß, drückte sein Gesicht hinein, sog den Wohlgeruch mit einem langen, tiefen Atemzug ein — warf die Blumen fort.

Jetzt durch die Via Condotti; dann den Corso hinunter, in dem für die letzten Faschingstage Fenster und Balkons prunkvoll geschmückt waren, goldgelber Sand gestreut wurde, und bereits einzelne Masken schwärmten. Marco war froh, als er in die stille Gasse einbog, darin das Grabmal des großen und glücklichen Kaisers lag, gegenwärtig die Werkstätte eines großen und unglücklichen Künstlers.

Dem zyklopischen Gehilfen, der jedem den Eintritt zu seinem Herrn verwehrte, sich kecklich als Schüler des Meisters vorstellend, erzwang Marco die Meldung bei Minardi: er müßte ihn in einer dringenden Angelegenheit sprechen.

Er wurde angenommen.

Ein wahrhaftiger Zirkus! Gleich einer gewaltigen kreisrunden Bretterbude, bis hoch hinauf Bogen und Sitzreihen, teils ausgemalt, teils tapeziert, in echt römischem Geschmack; bunt, widersinnig, so häßlich wie möglich. Und in dieser theatralischen Umgebung das Reiterstandbild des königlichen Savoyarden, dem die Krone des geeinigten Italien auf das Haupt gesetzt worden war.

Trotz seiner Erregung hatte Marco bei seinem Eintritt nur Sinn und Auge für die Statue: des Meisters letzter Entwurf! Mitten in der Arena, inmitten des vergilbten, abfallenden, kläglichen Aufputzes der kolossale Abguß.

Wie ein Titan hielt der Viktor Emanuel des Aristide Minardi triumphierend den Einzug in seine Hauptstadt: ein von den Toten erstandener Imperator des alten Römerreichs! Denn der Künstler hatte in seinem ersten Könige von Italien den Kolossalgedanken des römischen Imperiums wieder aufleben lassen. Minardis letzter in dem Grabmal des Augustus entstandener Viktor Emanuel war nicht der ‚Rè Galantuom', sondern ein Weltbeherrscher, ein — Kaiser Augustus!

Während Marco schweigend vor dem Werk stand, mußte er denken: ‚Nie und nimmer wird dieser Entwurf für das Nationaldenkmal ausgeführt! Er ist zu groß, zu imperatorisch! Dieser letzte Entwurf Minardis wird sein allerletzter sein; denn die Ablehnung seines Werkes ist des Künstlers Todesurteil, vom römischen Senat unterzeichnet.'

Wie kühl der Jüngling das Furchtbare dachte! Anstatt bis ins Innerste erschüttert zu sein, blieb er durchaus gelassen, fast gleichgültig. War er selbst denn ein Künstler? . . . Wäre er es, so hätte die Tragik eines derartigen Künstlergeschicks seine Seele wie mit Geierkrallen packen müssen. Dabei fühlte er vollkommen die ganze Bedeutung des einem sicheren Untergange geweihten Werkes: in Marmor oder Erz ausgeführt, würde es in dem neuen Italien an monumentaler Größe seinesgleichen nicht geben. Trotzdem konnte er bei dem Gedanken an das Schicksal des Meisterwerkes kühl bis ans Herz bleiben. Sich selbst beobachtend und sich selbst erkennend, reflektierte Marco: ‚Ich bin und bleibe meines Vaters Sohn: ein Mensch, der nie und nimmer Richards Junge wird.'

Erst nach einiger Zeit sprach der Künstler den jungen Mann an. Er tat es, von Marco abgewendet, die Worte hastig und heftig vorstoßend; jedes Wort gleichsam sich abringend: „Sagen Sie mir nichts darüber! Ich sehe: Sie verstehen mich. Das freut mich. Aber darüber sprechen hören kann ich nicht. Es wird früh genug geschehen, daß ich hören muß. Das wird eine bittere Stunde werden."

Marco antwortete nicht; er dachte: ‚Deine Sterbestunde.'

Jetzt wandte sich Minardi seinem Besuche zu. Miene und Stimme waren verwandelt, als er sich erkundigte: „Was führt Sie zu mir? Dem holden Kinde ist doch nichts geschehen?"

Da war es heraus! Trotz seiner Verstörung mußte Marco ein Lächeln unterdrücken. Also hatte er recht beobachtet! In möglichst leichtem Tone erwiderte er dem Erregten: „Sie meinen Lella?

Paoluccias Töchterlein ist durchaus nichts geschehen."

„Ich glaubte wahrhaftig. Sie erschienen mir sonderbar. Um so besser, wenn etwas anderes Sie zu mir führt! ... Das ist ein sonniges Wesen! Alle guten Geister des Lebens wollen es in ihren Schutz nehmen! Grüßen Sie die guten Leute von mir und sagen Sie ihnen, daß jener Abend neulich ... Es war für mich etwas ganz Ungewohntes ... Sie können das nicht verstehen: jung und glücklich wie Sie sind und geliebt. Solche Familie zu haben ist Lebensreichtum. Mehr als das: es ist ein Talisman gegen das Schlechte im Leben."

„Für mich ist es überdies eine Wahlfamilie."

„Sie wählten weise."

„O ja ... Bester Meister!"

„Nennen Sie mich nicht so!"

„Also einfach: Aristide Minardi, Sie müssen mir helfen."

„Worin? Sind Sie verliebt? ... In die kleine Lella? Und ich soll Ihnen helfen? Ich!"

Wiederum hatte er sich abgewendet und so erregt gesprochen, daß es dieses Mal Betroffenheit war, was Marco stumm machte. Auch Minardi schwieg. Nach einer langen Weile sagte er einfach: „Verfügen Sie über mich."

Er sah dem jungen Manne ins Gesicht, die wenigen Worte vollkommen ruhig und mit einem gütigen Lächeln sprechend. Eigentlich hätte Marco davon ergriffen sein müssen. Er sagte jenoch nur: „Regen Sie sich deswegen nicht auf; nicht wegen der kleinen Lella und meiner Wenigkeit; es besteht kein Zusammenhang zwischen mir und dem kleinen Hexlein, denn ein solches ist Paoluccias Töchterlein."

Seine Augen auf sein Werk gerichtet, sprach der Künstler leise und wie zu sich selber redend: „Es geht ein Zauber aus von dem Kinde: der Zauber des Unberührten, Unberührbaren. Glücklich der Mann, der dieses Kindes Schützer und Hüter sein darf." Und sich gewaltsam zusammennehmend und von neuem mit seinem stillen Blick und wehmütigen Lächeln zu Marco: „Übrigens wäre es so natürlich, wenn Sie und das liebe Mädchen ... Denn zwei so junge, schöne Menschenkinder! Ich würde sie Ihnen gönnen. Aber nur dann, wenn Sie reinen Herzens sind. Nur dann!"

Zu den ersten Worten Minardis hatte Marco gelächelt. Das tat er noch immer. Aber er hatte dabei seinen leeren Blick, der seinem schönen Gesicht einen steinernen Ausdruck gab. Während er dem Künstler lächelnd zuhörte, regte sich in ihm etwas Feindseliges gegen diesen Mann der solche ernste Worte in so starker und zugleich so schlichter Weise zu ihm sagte. Dabei merkte er Minardi den Kampf und die Qual an, die es ihn kostete, all das auszusprechen.

Da standen sie nun und sprachen von Dingen, die Marco kaum etwas angingen, wo es sich doch für ihn um Leben und Tod handelte.

„Hören Sie, Herr Minardi! Ich muß mich schießen. Ich muß. Und ich kenne niemand, der mir in der Sache helfen kann; denn meinem guten Sor Riccardo würde bei der bloßen Vorstellung, seinem Jungen könnte in einem Zweikampfe ein Unglück geschehen, das Herz brechen."

Minardis Gesicht nahm bei Marcos Mitteilung plötzlich den Ausdruck abweisender Strenge an: „Erzählen Sie den Hergang. Möglichst kurz."

Marco erzählte. Er schilderte die Sache wie eine Theaterszene, in der er die Heldenrolle agierte. Er spielte das Erlebnis der letzten Nacht, und er spielte prachtvoll, des Zuhörers Beifall erwartend. Dieser blieb jedoch aus.

„Deswegen muß ich mich jetzt mit dem Herzoge schießen oder schlagen. Meine Ehre erfordert es."

„Ihre Ehre? Ich habe von Ehre einen anderen Begriff; von Mannesehre sowohl wie von Künstlerehre."

Was war das? Ein Hoffnungsstrahl! Denn wenn *das* Minardis Auffassung von der Sache war ... Ein Glück, daß er zu diesem kam, so wenig Sympathie er plötzlich für ihn fühlte. Wäre er mit der intimen Angelegenheit zu einem seiner eleganten Bekannten gegangen, so wäre jener feine Herr sicher ganz anderer Ansicht als der Künstler gewesen. Allerdings sollte Aristide Minardi von umbrischen Bauern abstammen ...

Stilleben.
Bezeichnet mit: Fritz Zuckmayer.

Mehr und mehr wurde sich Marco bewußt, daß er sich in der ganzen Affäre durchaus als ‚Kavalier' benahm. Er hätte die Beleidigung des Herzogs einfach überhören können. Wenn er die Hand aufs Herz legte, so mußte er gestehen, daß der Sohn des Advokaten Luigi Lippi gar nicht so leicht zu beleidigen war; jene Wallung von Empörung hatte ein anderer empfunden: Richard Hilles Junge, dessen ‚zweite' Seele. Nun er vor Minardi stand und ihm in sein plötzlich verfinstertes Gesicht blickte, wurde Marco das klar. Nur als Sor Riccardos stolzer und etwas naiver Junge mußte er den vornehmen Beleidiger fordern, über den seines Vaters Sohn nur höhnisch die Achseln gezuckt hätte. Und Marco mußte einsehen, daß ihm seine ‚zweite' Seele dieses Mal beinahe einen Streich gespielt hätte, der ihn leicht das Leben kosten konnte. Unwillkürlich aufatmend, fühlte Marco von neuem etwas von der Empfindung in dieser Nacht nach seinem Kirchhofsgange, etwas wie Groll gegen seinen väterlichen Freund, der ihn — vielleicht ohne dessen Wissen und Wollen — beständig in einen Zwiespalt mit seinem eigensten Ich, seinem innersten Menschen brachte. Nicht kavaliermäßig, sondern kindisch hatte er sich in der Argentina benommen.

Minardis Wort von Künstlerehre begierig anfgreifend, rief er — und wiederum fühlte er, was er sagte: „Sie glauben also noch immer, daß ein Künstler in mir steckt! Trotz meiner Unbeständigkeit, Lässigkeit, Faulheit! Ich selbst bin längst an mir verzweifelt. Diese Nacht gelobte ich mir indessen: ‚Kommst Du glücklich aus der Geschichte, behältst Du Dein Leben, so . . .' Sie werden sehen, o Sie werden schon sehen! Als ich herkam, fühlte ich gar keine Hoffnung, hatte ich mit dem Leben abgeschlossen. Ihnen würde ich es danken müssen, wenn ich wieder hoffen darf. Eine Schande, daß ich erst heute zur Erkenntnis komme, welch ein unnützes, vergeudetes Leben ich führte, wo mir alles gegeben ward, zu einem guten und tüchtigen —" Ihm traten Tränen aufrichtiger Reue in die Augen.

Mit seinem verdrossensten Gesicht erkundigte sich Minardi: „Wie heißt der Freund des Herzogs, mit dem ich mich besprechen soll?"

Marco nannte Namen und Wohnung.

„Erwarten Sie mich hier."

Ohne Gruß verließ Minardi seine Werkstatt, Marco in leidenschaftlicher Erregung zurücklassend.

— — — — — — — — — — —

Er würde nicht sterben müssen! Es war so schön zu atmen! Leben, Leben! Von allen Gütern der Welt war es das köstlichste. Besonders wenn man so jung war, seine Jugend so fühlte. Ach, und diese Sehnsucht!

Von glühenden Lebensfluten durchdrungen, daß es wie ein Rausch über ihn kam, ging er in dem merkwürdigsten Künstleratelier der Welt ruhelos auf und ab. Er betrachtete von neuem das Monument. Es erschien ihm immer großartiger, immer bewundernswerter. Aber es blieb ein Viktor Emanuel, der nicht durch Glück und Tapferkeit Italien vereinigt, sondern mit dem Schwerte in der Hand, als ein zweiter Alexander, sich Welten erobert hatte. Italien aber wollte nicht einen gekrönten Übermenschen, sondern *seinen* Viktor Emanuel haben, wie er inmitten seiner dankbaren Römer vom Kapitol herab in seine von ihm geschaffene, ihm zujauchzende Hauptstadt einritt.

In seinem neuerwachten und so machtvoll sich äußernden Lebensdrange sehnte sich Marco nach einer guten Empfindung: er sehnte sich, Mitleid mit Aristide Minardi zu fühlen.

Aber war es denn so ganz gewiß, daß die große Enttäuschung, die der Künstler erleben mußte, dessen Vernichtung herbeiführen würde? Das war Richard Hilles und Dora Petersens Meinung: die Meinung zweier Idealisten, die zugleich altmodische Leute waren und die Welt nur durch ihre blaue germanische Gefühlsbrille betrachteten. Richard Hille wäre an der gleichen zugrunde gegangen; Aristide Minardi jedoch war schließlich Romane — Italiener. Und — Aristide Minardi war ein Verliebter! Seine tolle Verliebtheit — Richard Hille nannte es seine ‚leidenschaftliche Liebe' — würde dem Manne helfen, den Schlag zu überwinden. Wenn er am Ende nun das Hexlein bekam: der

finstere, alternde Riesengeist das huschliche hübsche Nymphlein! Und mit diesem Manne sollte Marco Mitleid haben?

Er empfand Eifersucht, Neid: Neid auf das gewaltige Werk, das trotzdem ein verfehltes war. Wenn er etwas so Großes, so Unsterbliches schaffen könnte — Qualen wollte er darum leiden, ein Martyrium erdulden; zugrunde gehen wollte er daran, umkommen in Verkennung, Jammer, Elend, Not . . .

Die häßliche Eifersucht auf den Liebenden fühlte der Sohn des Advokaten Luigi Lippi, den großen Neid auf den Künstler und sein Werk empfand Richard Hilles Wahlsohn. Eifersucht zog den Menschen in Abgründe hinab, Neid auf etwas Großes konnte ihn zu Alpengipfeln emporheben.

In der Stimmung, in der sich Marco befand, wirkte die Erkenntnis, daß sein Neid auf Minardi eine edlere Regung sei, wie etwas Erlösendes, zugleich wie ein gutes Omen: wenn er am Leben blieb, würde in ihm auch der Künstler nicht sterben! Und dieser Lebendige sollte gestalten und schaffen. Zunächst den Ikarus; also sein eigenes Ich: gehörte er doch trotz allem und allem dem Stamme der Ikariden an.

Dabei hielt er nach anderen Werken oder Entwürfen des Künstlers Umschau. Nichts anderes! Nur alle die verschiedenen Skizzen für das Königsdenkmal: eine ganze Galerie von Viktor Emanuel im Kreise des Amphitheaters auf niedrigen Postamenten aufgestellt . . .

Plötzlich entdeckte er in einem Winkel auf einem Postament etwas in feuchte Tücher Gehülltes: eine neue Arbeit Minardis! Die Tücher schienen in aller Eile um den Ton geschlagen.

Sollte es ein allerneuster — allerletzter Königsentwurf sein?

Marco spähte nach dem Gehilfen, fand sich allein, hob vorsichtig die Hülle, erstickte einen Ausruf —

Es war die Skizze zu einer Gruppe von drei Gestalten. Aber bereits in den ersten Umrissen besaßen die Gesichter einen Anflug von Porträtähnlichkeit. Auf jäh abfallendem Felsengipfel zwei schlanke jugendliche Gestalten, Jüngling und Jungfrau, beide sich nicht bewußt ihrer fast hüllenlosen Schönheit, die Vollkommenheit war, hellenische Menschenherrlichkeit. Das Mädchen half dem jungen Manne ein Flügelpaar anlegen. Es waren die Fittiche eines Adlers. Ein Ikarus also!

Ikarus war Marco, Richard Hilles junger Wahlsohn; die Glaubensvolle, Hilfreiche war Lella, Paoluccias holdseliges Töchterlein.

Aber die dritte Gestalt! Ein gealterter Mann, vielleicht der kunstreiche Gehilfe des Dädalus, immerhin ein armseliger, mühseliger Knecht, der dem Jüngling das Flügelpaar hatte bilden helfen. Er stand tiefer als die beiden und schaute zu den jugendschönen Gestalten empor, mit einem Ausdruck —

Der Gealterte liebte das reizende Kind; er wußte, daß er dem armen Knaben sterben half, und — er ließ es geschehen! Geschehen ließ Aristide Minardi den Todessturz des Ikariden.

Welche Meisterschaft der Komposition, welche ewige Schönheit der jungen Gestalten! Unsterblichkeit war's.

Marco stand vor dem enthüllten Bildnis, schaute, fühlte, wie sein Gesicht sich verzerrte, wie in seiner Seele etwas auflebte, was sie seinem Antlitz gleich machte.

Zugleich mußte er bewundern. Diese Gruppe würde Minardis Namen zu dem des größten Bildhauers Italiens machen. Nicht jener großartige Viktor Emanuel war des Meisters Meisterwerk, sondern dieser Ikarus. Sein Lebenswerk war's.

Die italienische Nation konnte den ‚allerletzten' Entwurf des Reiterstandbildes getrost verwerfen: Aristide Minardi würde ein neues Werk schaffen, ein noch herrlicheres.

— — — — — — — — — — — —

Marco stand noch, betrachtete noch, hörte Minardi zurückkehren, hörte ihn in dem das Mausoleum umlaufenden Gange mit dem Gehilfen reden. Seine erste Regung war, die Skizze schnell zu umhüllen. Aber er ließ den bereits erhobenen Arm wieder sinken, trat von dem entschleierten Geheimnis der Seele Aristide Minardis zurück und ging dem Eintretenden langsam entgegen.

In derselben herben Art, mit der der Bildhauer die Mitteilung von Marcos Abenteuer aufnahm, kündigte er ihm den

Digitized by Google

Erfolg seines Ganges an: „Ihre Angelegenheit ist geordnet. Ich habe Ihnen auszurichten, daß der Herzog seine Äußerung über Sie bedauert."

„Leben, leben! Ich werde leben!"

Es kostete ihn Anstrengung, seinen inneren Jubel zu unterdrücken und mit möglichster Gelassenheit zu sagen: „Ich bin Ihnen großen Dank schuldig. Sehen Sie, was ich dankbarer Mensch inzwischen tat!" Er deutete auf die enthüllte Gruppe.

„Das hätten Sie nicht tun sollen." Minardi sagte es ohne die leiseste Regung eines Vorwurfes, leise und traurig. Ausdruck und Ton aber reizten Marco. Mit dem Trotz, der bisweilen über ihn kam, rief er: „Das hätte ich freilich nicht tun sollen. Es war unanständig von mir, dennoch tat ich's. Gut. Ich bereue es nicht, bitte Sie also auch nicht um Verzeihung — trotzdem ich Ihnen Großes zu danken habe . . . Wissen Sie, was Sie taten: Sie, Aristide Minardi! Sie nahmen mir meinen Ikarus-Gedanken."

„Demnach hätte ich mir Ihr geistiges Eigentum angeeignet? Das ist allerdings etwas Hinterlistigeres, als hätte ich Sie hinterrücks überfallen."

Er machte diese Selbstanklage mit unverändert leiser Stimme und traurigem Ausdruck, Marco dabei unverwandt anblickend. „Sie brauchen gegen sich selbst harte Ausdrücke. Was soll ich Ihnen sagen? Denn ich verehre, ich bewundere Sie! Aber — Sie sahen damals meinen Ikarus; mein Ikarus gab Ihnen die Idee zu dem Ihren. Und — und die kleine Lella gab sie Ihnen . . .! Ich wollte jetzt meinen Ikarus schaffen: lebensgroß, in Marmor. Nun ich durch Sie aus der häßlichen Sache herauskam, wollte ich arbeiten, arbeiten. Mein Ikarus sollte meine Hoffnung sein, meine Zukunft. Ich wollte mich selbst in ihm darstellen: meine Sehnsucht nach den Höhen des Lebens, den Sonnenflug meiner Seele. Jetzt sah ich Ihre Skizze. Es ist ein Meisterwerk. Was soll ich jetzt tun? Meine Figur aufgeben, meinen Ikarus zerstören?"

Minardi ging auf seine Gruppe zu, wohin Marco ihm schweigend folgte. Vor seinem Ikarus stehend, sagte der Meister: „Seit zwanzig Jahren das erste, was nicht ein Viktor Emanuel ist. Wie ich dazu kam? Durch Sie, Sie haben also mit Ihrer Anklage recht. Aber sehen Sie den Unglücklichen dort unten, der zu den beiden emporsieht: zu den zwei Glücklichen. Denn das sind Sie, trotzdem der eine von ihnen bereits in den nächsten Augenblicken zerschmettert wird. Jenen dritten nenne ich einen Unglücklichen, weil er den Jüngling nicht zurückhält zu fliegen, zu stürzen. Ein Unglücklicher ist er, weil er noch immer kein Entsagender ist. Er liebt. Sehen Sie ihn an! Was hat dieser Mann mit Liebe zu schaffen, mit Glück, mit allem, was andere Menschen besitzen? Längst hätte er mit allem fertig sein müssen. Er war es auch; da plötzlich . . . Aber Sie sehen es ja: dort das liebliche Kind! Es packte den Mann. Ein Gott war's, eine Macht von oben herab. Trotzdem muß er entsagen. Da phantasiert er sich diese Gruppe zusammen, damit er sie vor seinen Augen sähe: die Jugend, die Schönheit der anderen und — sein eigenes beginnendes Alter . . . das den beiden ihre Jugend und Schönheit nicht gönnt . . . Schaffen Sie Ihren Ikarus! Der meine hat seinen Zweck erfüllt; denn er hat meine Seele befreit. Und so sehen Sie!" Mit einem starken Stoß warf er seine unsterbliche Schöpfung vom Podeste herab.

XIV.

Richard Hille war glückselig: sein Junge arbeitete! Nicht nur in seinem Atelier der Villa Strohl-Fern, sondern auch in einem der vielen Aktsäle. Er war überhaupt seit jener Fasching-Dienstag-Nacht sein ‚guter Junge'.

Marco stand nicht erst gegen Mittag auf, machte nicht eine volle Stunde Toilette, sondern war bereits um zehn Uhr — was für ihn die erste Frühe bedeutete — in seiner Villa Fuori Porta del Popolo, wo im dunklen Lorbeer die Rosen glühten, die Nachtigallen endlose Liebeslieder schluchzten. Pünktlich erschien er zum späten Pranzo, so daß Risotto und Makkaroni in Vollendung auf den Tisch kamen, nahm im Schoße seiner Wahlfamilie auf Tante Doras Terrasse den köstlich duftenden ‚Schwarzen', stürzte auch nachher nicht sogleich fort, gesellte sich gewöhnlich Sor Riccardo bei, um mit dem alten Hellenen

Digitized by Google

über ‚Antike' und ‚Moderne' zu debattieren, und hatte die Güte — als solche empfand es sein ehemaliger Mentor — nach seinem regelmäßig zwei bis drei Stunden währenden fleißigen Aktzeichnen mit den drei Damen in der Abendkühle spazieren zu gehen.

Nach der Cena ging Marco aus, häufig erst, nachdem er noch eine Stunde mit den Freunden verschwatzt hatte. Er war bei diesen späten Plaudereien so unwiderstehlich liebenswürdig, so ausgelassen heiter, daß es in dem kleinen Kreise hernach still und langweilig wurde, so sehr Tante Dora sich bemühte, die Lücke auszufüllen und Behaglichkeit zu verbreiten. Sie klagte dem Freunde: „Er hat uns alle am Bändel, der Junge! Das ist ein Unglück. Für uns und für ihn. Denn es kann für ihn nicht gut sein, zu wissen, daß er mit den Menschen anfangen darf, was er will. Er wird noch vielen Unglück bringen, was für einen feinfühligen und edlen Menschen schrecklich sein muß."

Der Professor rief triumphierend: „Sie geben also zu, daß er durch und durch ein edler und feiner Mensch ist?"

„Ich gebe zu, daß von ihm ein Zauber ausgeht, dem viele verfallen werden: zu ihrem Unheil verfallen. Im übrigen müssen Sie unerschütterlich daran glauben, daß er durch und durch ein edler Mensch ist, ein Adelsmensch. Sie müssen ihm diesen Glauben an ihn so nachdrücklich als möglich einflößen, denn Ihr Glaube an ihn wird ihm helfen, sich zu veredeln. Sie müssen ihn dahin bringen, daß er bei allem, was er denkt und tut, die Empfindung hat: Sor Riccardo hält Dich für einen Adelsmenschen. Handle also danach."

„Sie meinen wirklich, daß ihm das helfen könnte? Es wäre herrlich! Herrlich für mich. Übrigens denke ich von ihm das Beste, Edelste. Wie trostlos, wenn ich das nicht denken dürfte."

Mit jenem tiefen Ernst, der wie Strenge erschien, stimmte die alte Dame bei: „Es würde für Sie Vernichtung sein. Und kein Mensch würde Ihnen helfen können. Weder ich mit aller meiner Freundschaft noch Sie sich selbst. — — Ist Ihnen übrigens nicht aufgefallen, daß Ihr Junge etwas gegen meine Kleine zu haben scheint und daß das Kind darunter leidet? Sie machen ein Gesicht, als ob Sie wüßten?"

Aber Richard Hille log: „Nichts weiß ich. Hat sie sich über Marco beklagt?"

„Mit keinem Wort. Was denken Sie? Sie sind ja ein ganz miserabler Menschenkenner!"

Kleinlaut gestand der Professor, daß er gerade kein großer Psychologe wäre und daß er sich bisweilen irrte. Was aber hatte diese Eigenschaft mit seiner harmlosen Frage zu tun?

Tante Dora bedeutete ihm voller Strenge: „Nicht einmal das Kind kennen Sie. Lella etwas sagen? Sie sich beklagen? Über den jungen Herrn! Ich glaube, eher stürbe Sie. Es ist nämlich ein sonderbares Geschöpf."

„Eine Elfe."

„Ach was! Gehen Sie mit Ihren poetischen Namen. Es ist ein echtes Menschenwesen. Wenn ich nur wüßte, ob meine Paoluccia ebenso schlecht sieht wie Sie?"

„Sie meinen, ob auch Ihrer Getreuen auffällt, daß . . ."

Tante Dora ging in ihrem Atelier, von dessen Wänden alle die rosigen Kindergesichter auf sie herablächelten, unruhig auf und ab. Nachdenklich meinte sie: „Auch aus Paoluccia werde ich nicht recht klug. Stellen Sie sich vor, daß sie mich neulich bat, ich sollte ihr die Geschichte ihrer Mutter erzählen. Alles sollte ich ihr erzählen von dem schlechten Weibe. Sie gab nicht eher Ruhe. Gott sei Dank ist Paoluccia nicht das Kind ihrer Mutter: ist kein verrücktes, schlechtes Weib aus Liebe zu ihrem Manne . . . Stellen Sie sich vor, Professor: frug sie mich doch, ob ich nicht fände, daß Kleinlella in ihren Augen etwas hätte, das an ihre Mutter erinnerte? Solche Dummheit! Denn erstens hat meine Paoluccia ihre Mutter so gut wie gar nicht gekannt; und zweitens — das Lellakind etwas von dem wilden Weibe, das ihr Kind bei einer wildfremden Frau läßt, um ihrem Schatz nachzulaufen. Ich ward ernstlich böse."

„Sie böse auf Ihre Paoluccia?"

„Nicht wahr? Es geschehen immer noch Wunder."

Und Tante Dora lachte sich selbst aus.

Digitized by Google

Etwas gezwungen stimmte Richard Hille in ihre Fröhlichkeit ein.

— — — — — — — — — — —

Wenn Marco nach der Cena noch in der Familie blieb, so bekam seine Lustigkeit sehr bald etwas Aufgeregtes: er zwang sich zu bleiben, zwang sich, harmlos und heiter zu sein, und konnte den Zwang nur aushalten, indem er sich selber erregte. Aber plötzlich ertrug er es dann nicht länger. Er brach ein Gespräch mit dem Gelehrten, einen lustigen Streit mit Tante Dora, eine Neckerei mit Paoluccia plötzlich ab und eilte mit flüchtigem Gruße davon.

Heute abend kam er wieder zurück, atemlos von der steilen Treppe, die er hinaufgesprungen war. In der offenen Türe stehend, rief er seinen Mentor beschwörend an: „Warte ja nicht auf mich! Du weißt, ich kann es nicht ausstehen. Überdies werde ich jetzt geradezu philisterhaft solid. Ich muß aber fort, hinaus. Am liebsten in die weite Welt ... Sei ruhig. Ich lauf' Dir nicht fort. Du hast mich nun einmal auf dem Halse: jetzt mußt Du mich behalten. Aus mir würde etwas Schönes werden, wenn ich ... Das sind ja alles Dummheiten!" Und wie ein Dionysos seinen Kopf zurückwerfend, mit einem Auflachen war er hinaus und hinweg.

Auch in dieser Frühlingsnacht begab sich Marco auf den Weg, der in letzter Zeit zu seinem allnächtlichen Wege geworden war. Er führte den jungen Menschen mit den zwei Seelen in der Brust über den Ponte Margherita in das Rom jenseits des Tibers, durch wohlbekannte Straßen, über wohlbekannte Plätze; die Straßen und Plätze seiner Kinderzeit und ersten Jugendjahre.

Marcos Heimat war dieses neue, bereits alt und morsch gewordene, mit dem Einsturze drohende Rom. Welche Gestalten und Bilder stiegen in dem Geiste des späten Spaziergängers auf, durch diese widrigen Straßen, über diese öden Plätze schreitend: Gestalten und Bilder einer Welt der Häßlichkeiten, eines Lebens der Schmutzigen, Niedrigen: für ihn, der in seinem dumpfen Drang, seiner unbewußten Sehnsucht nach Schönheit seine Jugend in den Tiefen des Stromes begraben wollte. Ein wahres Wunder, daß er in solcher Umgebung nach dem Schönen und Hohen überhaupt Verlangen tragen konnte. Ein anderer wäre in dem sittlichen Sumpfe seines Elternhauses rettungslos untergegangen, im Schlamme erstickt. In diesen Frühlingsnächten seine alte Heimat besuchend, wurde sich Marco zum ersten Male bewußt, daß er mit dem Todessprung, den er getan, eine Reinigung, eine Erhebung seines ganzen Menschen vollbracht hatte. In ihm steckte eben doch etwas, das des Lebens wert war und, das gerettet zu haben, der Retter sich freuen durfte.

Marco gelangte zu seinem ehemaligen Elternhause. Hier tat er nun, was er seit vielen Nächten getan: er wartete vor dem Hause, bewachte das Haus. Auf der andern Seite, im Schatten eines hohen Holzgerüstes, nahm er Aufstellung und wandte von dem ihm gerade gegenüberliegenden Eingang kein Auge.

Die palastähnliche, ruinenhafte Mietskaserne beherbergte eine zahlreiche Einwohnerschaft von Handwerkern ohne Handwerk, fremden Arbeitern ohne Arbeit und von sonst allerlei dunklen Existenzen. Viele von diesen Stiefkindern des Lebens lungerten noch zu dieser späten Stunde auf der Straße, schwatzten, liefen aus und ein. Der Wartende erkannte diesen und jenen. Das war sein Bekannter gewesen — das! Er hätte vortreten können, ihn anrufen und fragen können: „Wohnt mein Vater noch hier? Ist die Bicetta noch bei meinem Vater? Ihr wißt doch, die Bicetta ..."

Auch diesen Abend hielt eine starke Scheu Marco ab, einem dieser Menschen sich zu erkennen zu geben. Jede noch so flüchtige Berührung mit einem Zeugen seiner Vergangenheit wäre ihm wie eine Rückkehr zu ihr erschienen. In jenem hohen Stockwerke der Via Rasella hatte er sich denn doch an eine andere Lebensluft gewöhnt: an Höhenluft. Auch dessen war er sich auf diesen nächtlichen Gängen bewußt geworden.

Heute wiederum befand sich die Wohnung des Advokaten ohne Licht, was jedoch nicht als Zeichen gelten konnte, daß dieser sich ausquartiert hatte. Trotz der Dunkelheit konnte er zu Hause sein. Seiner Gewohnheit nach lag er vielleicht,

Zigaretten rauchend, im dunklen Zimmer auf dem Bett, neben ihm auf dem Stuhl eine Flasche Wermut. Vielleicht stand er auch heute gegen Mitternacht auf, um ein Kaffeehaus oder irgendein letztes Lokal aufzusuchen, wo er bis Tagesanbruch zu bleiben pflegte.

Wie gewaltsam angezogen von der Stätte seiner Vergangenheit, überschritt Marco die Straße und nahm bei dem Eingang Aufstellung, als könnte er nicht nahe genug sein, wenn sein Vater heraustreten sollte. Gewiß würde niemand von den Bewohnern ihn erkennen — ein neuer Mensch, der er geworden war. Überdies war er in die Dunkelheit des unbeleuchteten Portals wie in einen schützenden Mantel gehüllt.

Er wartete, konnte nicht fort, konnte sich nicht losreißen, wartete . . . Beständig gingen Leute aus und ein. Sie gingen nahe an ihm vorüber, schauten ihm steif ins Gesicht, erkannten ihn nicht. Jetzt kamen zwei Männer, blieben dicht neben ihm stehen, führten ein Gespräch:

„Das nimmt ein schlimmes Ende."

„Jetzt hat er Geld."

„Von dem Verkauf seines Sohnes."

„Solch Seelenhändler! . . . Wieviel mag er für den hübschen Jungen bekommen haben?"

„Ein ganzes Vermögen."

„Die Bicetta wird's ihm bald ausgepreßt haben."

„Und dann?"

„Dann nimmt's ein schlimmes Ende."

Die beiden traten ins Haus. Jetzt wußte es der Sohn.

XV.

„Sor Riccardo!"

„Was willst Du, mein Junge?"

„Ich störe Dich in Deiner Arbeit, aber ich muß Dich sprechen."

„Du störst mich niemals. Vielmehr — allen guten Göttern sei gedankt, daß Du mich stören kannst."

Das freudige Gesicht, mit welchem der alte Herr von seiner Arbeit aufschaute, war eine geradezu glänzende Bestätigung seiner Behauptung.

„Sor Riccardo! O, Sor Riccardo!"

„Weshalb rufst Du mich so feierlich an?"

„Wenn Du mich so ansiehst: mit solchen guten Augen, dann — könnte ich die ganze Welt für Dich lassen."

„Ausgenommen die ganze Welt."

Es kam selten vor, daß Richard Hille einen Witz machte; und er hielt seine Antwort für einen Witz. Da Marco jedoch ernsthaft blieb, so lachte der Professor. Zugleich war er über die letzte Rede seines Jungen ungeheuer gerührt, was sein Lachen verbergen sollte; denn wenn er über den schönen jungen Herrn gerührt war, so bezeigte sich dieser so kühl spöttisch, wie es der modernen Jugend dem Alter gegenüber zukam.

Mit seinem tief ernsten Gesicht sagte jetzt Marco: „Ich mag mich dagegen wehren, so sehr ich nur kann: es hilft mir nichts, ich hänge in Gottes Namen von Deinen Augen ab."

Dieses Mal war Richard Hille der Spötter. Er stöhnte: „Du sprichst ja von Deinem alten, ekligen Mentor — denn ich bin bisweilen geradezu widerwärtig! — als ob er eine junge Dame wäre, deren schöne Augen Dich anlachen."

„Und auf die Du rasend eifersüchtig bist. Gesteh' es nur."

„Ich gestehe, daß ich Dich keiner gönne. Einstweilen noch nicht."

„Einstweilen gehöre ich auch noch Dir. Keinem andern Menschen gehöre ich so sehr."

Marcos tiefer Ernst war auf den Professor übergegangen. Mit einem Zucken um den Mund sagte er leise: „Du wurdest mir vom Schicksal geschenkt. Daher darf ich Dich nur für geliehen betrachten. Übrigens: Du kamst, um mit mir zu sprechen?"

„Über eine sehr ernste Sache."

Richard Hille erhob sich, ging zu dem jungen Manne, legte ihm die Hand auf seine Schulter und fragte einfach: „Worin kann ich Dir helfen?"

Marco sah zu ihm auf, sagte leise und traurig: „Warum hast Du mir das getan? Wieviel zahltest Du meinem Vater für mich? Nenne mir die Kaufsumme."

Richard Hille verlor alle Fassung. Der Verkauf seines Eros war allmählich das große Geheimnis seines Lebens geworden. Wie hatte er deswegen lügen müssen;

Digitized by Google

er, dem das Lügen so verhaßt war wie Schmutz oder Geiz oder Feigheit. Welches Kopfzerbrechen hatte es ihn gekostet, das Märchen: ‚Wo sich mein Eros befindet' auszusinnen; welche Mühe, die Fabel aufrecht zu erhalten. Jetzt war sein Geheimnis enthüllt, seine Lüge entdeckt! Vor ihm stand sein Junge mit einem ganz ungewohnten Ausdruck im Blick, befragte ihn, verlangte von ihm Rechenschaft: ‚Wieviel, Sor Riccardo?'

Da Leugnen nur neues Lügen gewesen wäre, so mußte der Bedrängte zu einer sanften Milderung der unleugbaren Tatsache seine Zuflucht nehmen. Er stotterte: „Ich begreife gar nicht, wie Du jetzt noch darauf kommst: nach so langer Zeit! Und wegen solcher Sache. Dein Vater ... Er befand sich gerade in Verlegenheit. Ich merkte die Sachlage und bot ihm Geld an. Hörst Du wohl: ich bot es ihm an! Also trage ich auch die Schuld. Sieh mich nicht so an. Du machst ja ein ganz verstörtes Gesicht!"

„Mein Vater nahm das Geld?"

„Wenn ich Dir doch sage, daß ich ... Wie kannst Du die Sache so schwer nehmen? Geld besitzt doch gar keinen Wert — wo es sich um so große Dinge handelt."

„Es war sehr viel Geld. Woher nahmst Du es?"

„Laß doch! Wenn Du mich lieb hast ..."

„Ich habe Dich so lieb wie ich einen Menschen überhaupt haben kann. Deshalb muß ich aber doch wissen, woher Du das viele Geld nahmst, um es meinem Vater für seinen Sohn zu bezahlen."

Verzweiflungsvoll rief Richard Hille: „Bezahlen. Was für Ausdrücke Du brauchst! ... Überhaupt — wie kam ich dazu, ihn für mich behalten zu wollen? Ein solches Werk für mich allein! Gut, daß ich ihn fort gab."

Marco fing an zu verstehen. „Gut, daß Du Deinen Eros fortgabst, von dem Tante Dora so oft spricht?"

Dem Professor trat der helle Angstschweiß auf die Stirn. Er atmete auf, als er von Marco erfuhr, daß nur dieser — er verriet seinem alten Freunde nicht wodurch — Mitwisser seines großen Geheimnisses geworden war. „Tante Dora glaubt, wie auch ich bisher glaubte, Du hättest Deinen verstümmelten Götterknaben zum Restaurieren fortgegeben."

In aller Qual mußte der Archäologe lächeln. „Das war doch schlau von mir? ... Ich muß wundervoll gelogen haben; denn sie glaubt wahrhaftig, ich hätte die Barbarei begehen können und hätte den Torso zum Restaurieren fortgegeben: diesen Torso! Meinem armen verstümmelten Götterknaben, wie Du ihn nennst, von einem modernen Bildhauer Arme, Beine, Haupt ansetzen zu lassen ... Jetzt überhäuft sie mich mit Vorwürfen, weil ich meinen Eros nicht zu Minardi gebracht habe. Als ob dieser für etwas anderes Sinn hätte, als für seinen König und seines Königs Roß."

Marco gedachte der zertrümmerten Gruppe der drei Gestalten, die der Meister nicht wieder schaffen wollte. Richard Hilles Absicht, ihn von der Hauptsache abzulenken, erkennend, kam er jetzt darauf zurück. „Meinetwegen verkaufteſt Du also Deinen Eros? Wie Du bist, verkaufteſt Du ihn natürlich viel zu niedrig. Sicher zu einem wahren Spottpreis! Sind die Deutschen alle so schauderhaft ungeschäftlich wie Du bist?"

Er war jetzt weniger außer sich darüber, daß Sor Riccardo seine heißgeliebte Antike verkauft hatte, als vielmehr über den Umstand, daß er sie schlecht verkauft, sicher ganz miserabel.

Schüchtern entschuldigte sich der Angeklagte: „Vielleicht hätte ich eine noch größere Summe erhalten können, aber ich forderte ohnedies mehr als das Doppelte des Angebotes, was ich — eigentlich schämte ich mich der Schacherei — auch ohne weiteres erhielt."

Marco höhnte laut: „Ohne weiteres. Dann hättest Du ohne weiteres das Vierfache erhalten können und Du hättest Dich ‚eigentlich' schämen müssen. Dann hätte sich das Schämen wenigstens gelohnt."

„Ich schäme mich jetzt."

„Weil Du Dich so schändlich betrügen ließest?"

„Weil ich mit meinem herrlichen Eros schändlichen Handel trieb." Und voll stillen Frohlockens vertraute Hille seinem Jungen an: „Ich behielt noch bare zwanzigtausend Lire übrig ... Was sagst Du

Digitized by Google

jetzt? Natürlich nahm ich davon keinen Soldo. Weißt Du weshalb? Weil das Geld Dir gehört — wenn Du es einmal brauchen solltest. Einstweilen verdiene ich für mich und Dich genug . . ."

„Du arbeitest ja, Du wirst also verdienen. Hoffentlich legst Du das Geld gut an."

Wieder machte der Professor ein schuldbewußtes, fast ängstliches Gesicht. Ziemlich kleinlaut kam es von seinen Lippen: „Natürlich werde ich es gut anlegen, so gut wie ich nur kann: zu drei oder gar dreieinhalb Prozent, in sicheren Papieren. Ich wollte es schon längst tun; aber ich kam nie dazu. Und dann, weißt Du . . . Ich verstehe zu wenig von diesen Sachen."

„Du hast das Geld im Schreibtisch liegen, anstatt es arbeiten zu lassen?"

„Das Geld arbeiten . . . Ich weiß, so nennt man es. Es ist solch merkwürdiger, solch unwürdiger Ausdruck. Die Arbeit ist unser Bestes. Wenn ein Mensch arbeitet, ist er ein gesegneter Mensch, und dieser elende Mammon . . ."

Mit einem scharfen Zug um die Lippen — er entstand ganz plötzlich — gab Marco zur Antwort: „Geldsachen lernte ich bei meinem Vater. Mein Vater ist ein geriebener Geschäftsmann."

„Da Du in diesen Dingen so gut Bescheid weißt und da es Dein Geld ist, so . . ."

Mit plötzlichem Schrecken rief der Sohn des Advokaten, fast heftig: „Nein, nein! Das mußt Du selbst besorgen. Dabei kann ich Dir nicht helfen."

Doch Richard Hille bat so dringend, daß Marco sich erbitten ließ und — immer noch erschreckt und zaudernd — versprach, das Geld möglichst gut unterzubringen, damit das Geld möglichst günstig arbeiten könnte. Seine Hand zitterte, als er das Geld nahm: sein Eigentum, sein kleines Kapital! Da er es einmal hatte, würde er es gewiß nicht faul daliegen haben, sondern fleißig arbeiten lassen. Er war sich noch nicht klar, wie.

Als Richard Hille das Geld in seines Jungen Hand sah, flog über sein Gesicht aber doch ein glückliches Lächeln.

— — — — — — — —

Also Marco arbeitete.

Aber es war nicht der Ikarus, den er gestaltete. Der war mit dem Ikarus des Aristide Minardi auch für ihn für alle Zeit vernichtet. Der Schöpfer des Viktor Emanuel hätte seine Gruppe der drei Menschen gar nicht zu zerstören brauchen. Was half das Marco? In seinem Geiste blieb sie unzerstörbar stehen. Sie lebte in seiner Seele. Er verzichtete darauf, den Sohn des Dädalos in Ton und Marmor zu bilden; Richard Hilles Wahlsohn wollte mehr und mehr sich selbst zu einem ‚Ikariden', zu einem Emporstrebenden schaffen.

Und er arbeitete!

Das mächtige Verlangen der Menschenseele, das in Marcos eigener Brust immer wieder wie ein Akkord aufbrauste, bildete auch bei dem neuen Entwurfe wieder den Gegenstand. Er wollte eine blütenhaft junge, von zartem Schleier umwobene weibliche Gestalt darstellen, die in vollkommener Ruhe dastand und aus weitoffenen Augen hinausschaute, einem geheimnisvollen Etwas entgegen, für das sie keinen Namen wußte. Aber kommen mußte es! Es konnte die Liebe sein, die Seligkeit der Liebe — Vernichtung durch die Liebe.

‚Gefühl ist alles.'

Dem jungen Künstler war dieses Faustwort unbekannt. Aber alles an seiner Gestalt sollte Gefühl sein — Sehnsucht . . .

‚Die Sehnsucht' — sollte sein Werk heißen.

(Fortsetzung folgt.)

Slawisches Liebeslied.

Dein schneezartes Antlitz, Liebste, leuchtete sehr!
Ich glaubte, Weißeres gäb's auf der Welt nicht mehr
Und Heißeres nicht, als die Liebe, mit der ich's geliebt!
Nun weiß ich, daß es noch Weiß'res und Heißeres gibt — —
Dich, mein Alles, im Sarge! — — Und mein gebrochenes Herz
Durchflammt von noch heißerer Liebe und heißestem Schmerz!

Frida Schanz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von Eugen Zabel-Berlin.

Die Memoiren der Kaiserin Eugenie, die jetzt in Paris erscheinen, sind ein Ereignis, das weit über die Grenzen Frankreichs hinaus Aufsehen erregen wird. Denn sie sind nicht nur ein Dokument für die Geschichte des Kaiserreichs, sondern auch ein Dokument für die Geschichte der Kaiserin selbst. Sie sind ein Dokument für die Geschichte einer Frau, die in ihrer Jugend eine Abenteurerin war, die als Kaiserin Europa regierte, die als Witwe in Verbannung und Einsamkeit lebte und die nun, als Greisin, ihre Erinnerungen niederschreibt, um sich vor der Nachwelt zu rechtfertigen. Sie sind ein Dokument für die Geschichte einer Frau, die in ihrer Jugend eine Abenteurerin war, die als Kaiserin Europa regierte, die als Witwe in Verbannung und Einsamkeit lebte und die nun, als Greisin, ihre Erinnerungen niederschreibt, um sich vor der Nachwelt zu rechtfertigen.

Kaiserin Eugenie. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1853.

Sie sind ein Dokument für die Geschichte einer Frau, die in ihrer Jugend eine Abenteurerin war, die als Kaiserin Europa regierte, die als Witwe in Verbannung und Einsamkeit lebte und die nun, als Greisin, ihre Erinnerungen niederschreibt, um sich vor der Nachwelt zu rechtfertigen.

Digitized by Google

vor aller Welt zu verbergen, denn sie war schon als Kind in allen Künsten der Verstellung eine vollendete Meisterin. Der Einzige, der das Frühreife ihres Wesens richtig erkannt hat, scheint der schwedische Graf Gyllenburg gewesen zu sein. Er war mit ihrer Mutter in Hamburg zusammengetroffen und äußerte ihr gegenüber, daß er die Kleine keineswegs geistig zurückgeblieben, sondern im Gegenteil weit über ihre Jahre entwickelt finde. In Petersburg traf er mit der Prinzessin wieder zusammen, beobachtete sie eine Weile und machte ihr zunächst Vorwürfe darüber, daß sie seit ihrer Ankunft in Petersburg vor lauter Bällen und Maskeraden nicht dazu gekommen sei, ein gutes Buch zu lesen. Sie gab das zu, und er empfahl ihr zu ihrer weiteren Ausbildung die Schriften von Plutarch, Cicero und Montesquieu. Mit so schwerer Kost wußte sie allerdings nichts anzufangen. Sie begann in diesen Werken zu lesen, blätterte weiter und legte sie nach kurzer Zeit gähnend beiseite.

Aber ihr väterlicher Ratgeber ließ sich dadurch nicht entmutigen. Er warnte die Prinzessin vor den Gefahren und Verführungen, den Lügen und Intrigen des Petersburger Hofes und ermahnte sie, sich bei ihrem Tun und Lassen vorher immer genau zu prüfen. Da regte sich in ihr zum erstenmal eine Begabung, die sie vorher noch nicht gekannt hatte. Sie meinte, daß ihr Freund von ihrem Charakter noch keine Ahnung habe, setzte sich am nächsten Tag an ihren Schreibtisch und verfaßte eine Selbstschilderung, der sie auf Empfehlung des Grafen den Titel: „Ebauche d'un brouillon du caractère du Philosophe de quinze ans“ gab. Gyllenburg las die Abhandlung mit Befriedigung und gab sie ihr mit Ratschlägen für ihr zukünftiges Verhalten wieder zurück, wofür sie ihm stets Dankbarkeit bewahrte. Dreizehn Jahre später nahm Katharina dies Schriftstück, das so lange in ihrem Schreibtisch verschlossen war, aufs neue zur Hand. Sie las jetzt, als welterfahrene, von weittragenden Ideen und starken Leidenschaften erfüllte Frau die Betrachtungen, die sie, fast noch im Backfischalter, über sich angestellt hatte, mit wachsendem Erstaunen. Sie fand, daß sie schon damals mit vollendeter Sicherheit und Schärfe ihren Seelenzustand erkannt hatte und daß sich während dieser Zeit darin auch nicht das geringste geändert hatte. Leider verbrannte sie dies Manuskript mit anderen Papieren, weil sie fürchtete, durch deren Inhalt in ein politisches Ränkespiel verwickelt zu werden. Dies den Flammen übergebene Bekenntnis der Fünfzehnjährigen bildet aber den Keim zu der späteren literarischen Betätigung der Kaiserin, die sich auf den verschiedensten Gebieten und niemals ohne Talent versuchte, am eigenartigsten aber auf dem Gebiet der Memoiren bewährte.

Diese Memoiren gelangten nach ihrem Tode in einem versiegelten Kuvert in die Hände ihres Sohnes, des Kaisers Paul I., der zunächst mit niemandem darüber sprach. Später erzählte er von ihrem Vorhandensein seinem Freunde, dem Fürsten Alexander Kurakin, der sich eine Abschrift anfertigte. Nach dieser gelangten andere Kopien in die Hände der Geschichtsforscher A. J. Turgenjew und Karamsin und des berühmten Dichters Alexander Puschkin. So eifrig man auch nach den Abschriften fahndete und das Original, das dem Staatsarchiv einverleibt wurde, zurückhielt, gelangte es nach der Thronbesteigung Alexanders II. doch wieder in fremde Hände, durch die es aufs neue vervielfältigt wurde. Eine Abschrift erhielt der vielgenannte russische Publizist, Romanerzähler und Memoirenschriftsteller Alexander Herzen, der darnach 1859 in London eine Ausgabe veranstaltete. In demselben Jahr erschienen Übersetzungen des französischen Originals ins Deutsche, Russische, Norwegische und Schwedische. Die deutsche Ausgabe ist jetzt, fast ein halbes Jahrhundert nach ihrem ersten Erscheinen, von G. Kunze neu veröffentlicht worden und muß als wertvolles Dokument für die Kulturgeschichte Rußlands die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde aufs Neue auf sich lenken. Gleichzeitig ist aber auch von russischer Seite die Stellung Katharinas II. als Schriftstellerin genau beleuchtet und die Bedeutung ihrer „Memoiren“ nach offiziellen Quellen wissenschaftlich gründlich untersucht worden. Soeben in dem

zwölften Bande der Werke der Kaiserin Katharina II. erschienen, die der inzwischen leider verstorbene Literarhistoriker A. L. Pypin im Auftrage der Petersburger Akademie der Wissenschaften veranstaltet hat, verändern und ergänzen sie das Bild, das wir von dieser Seite ihrer literarischen Tätigkeit erhalten haben, nicht unwesentlich und weisen auch auf andere Charaktereigenschaften im Wesen der originellen Frau hin.

Wichtige Teile ihrer Lebenserinnerungen sind bereits in ihrem Briefwechsel enthalten. In einem Schreiben an ihren früheren Verehrer Poniatowski, den späteren König von Polen, erzählt sie genau den Verlauf der Verschwörung vom Juli 1762, durch die sie auf den Thron kam. In den Briefen an die geistreiche Madame Geoffrin, deren Salon einen Mittelpunkt der Pariser Schriftsteller und Künstler bildete, an den Baron Grimm, der sie über zwanzig Jahre lang über das literarische Leben in der französischen Hauptstadt unterrichtete, an Voltaire, den „Patriarchen von Ferney", und an den Enzyklopädisten Diderot, und endlich in Briefen an den unheimlichen Besieger ihres Herzens, Potemkin, plaudert sie von ihrem Leben in der Stadt und auf dem Land, ihren Neigungen und Erfolgen. Auch aus anderen Teilen ihrer Werke könnte man Auszüge machen, die sich als interessante Abschnitte ihren Selbstbekenntnissen einfügen ließen.

Der von Alexander Herzen veröffentlichte Memoiren-Band bildete nur einen Teil dessen, was Katharina II. über ihr Leben geschrieben hat. In Wirklichkeit hat sie nicht weniger als sieben Redaktionen ihrer Autobiographie geliefert, die jetzt erst in der russischen Ausgabe vollständig mitgeteilt, verglichen und mit wertvollen Anerkennungen und Erläuterungen versehen sind.

Die Echtheit dieser Memoiren ist niemals ernsthaft bestritten worden, und sie findet, nachdem sich ein Geschichtsschreiber von dem hohen Ansehen Bilbassows ebenfalls dafür ausgesprochen hat, durch den Vergleich mit der Handschrift der Kaiserin eine ausdrückliche Bestätigung. Man glaubt diesen Blättern noch das Nervöse und Hastige der Finger anzumerken, die darüber mit der Feder hinweggeeilt sind. Man empfindet, daß die Verfasserin sich keine Mühe gegeben hat, mit stilistischen Feinheiten zu prahlen, sondern nur darauf bedacht ist, möglichst klar und anschaulich das wiederzugeben, was ihr gerade durch Kopf und Herz geht. Findet sie, daß sie etwas schief oder unverständlich ausgedrückt habe, so streicht sie den Satz aus und schreibt einen neuen an dessen Stelle. Am sorgfältigsten ist das Manuskript zu der vierten Redaktion der „Memoiren" niedergeschrieben, die Herzen veröffentlicht hat und die aus den letzten Jahren der Kaiserin stammen. Sie wählte dafür zum größten Teil ein mit Gold gerändertes Papier, dem sie für die einzelnen Kapitel genaue Überschriften und eine fortlaufende Seitenzahl gab. Aber auch in dieser Handschrift finden sich, namentlich gegen den Schluß, viele Verbesserungen. Für die Herstellung der andern Manuskripte hat sich Katharina II. noch weniger Zeit gelassen und entschuldigt sich wegen etwaiger Auslassungen mit der Eile, in der sie das alles „gekritzelt" habe. Die Herzensche Ausgabe, die wir seit beinahe fünfzig Jahren kennen und die mit freien Ausschmükkungen oft genug verwertet worden ist, beginnt nach einer allgemeinen, nichts weniger als schmeichelhaften Charakteristik des Thronfolgers, zu dessen Gattin sie bestimmt war, mit ihrem Eintreffen in Moskau 1744 und bricht 1759, also zwei Jahre vor ihrer Thronbesteigung, plötzlich ab. Die Kaiserin gibt mit großer Offenheit und anscheinend ohne sonderliche Übertreibung anschauliche Bilder von dem Leben am russischen Hof und von den Ereignissen, die auf sie von allen Seiten einstürmten und ihr nur die Wahl ließen, entweder alles, was sich vor ihren Augen abspielte, gedankenlos mitzumachen und in ihrer trostlosen Umgebung menschlich gerade so wie die übrigen zu verkommen oder mit der Miene der Dulderin vorsichtig auf der Lauer zu liegen, sich allmählich zur Herrin der Situation zu machen und dadurch das Ziel zu erreichen, das ihr von vornherein als höchster Preis für ihren Ehrgeiz vorschwebte: die russische Kaiserkrone.

Betrachtet man das Werk zunächst in seinen großen Zügen, so liegt die unmittelbare Wirkung auf den Leser in der Macht der Persönlichkeit, die aus jedem Satze spricht. In harter Schule, durch heftig und unerbittlich geführte Schicksalsschläge ist der Charakter dieser Frau zurechtgeschmiedet worden. Ihr Wesen und ihre Eigenart bildeten sich lediglich im Trotz gegen eine Fülle von Widerwärtigkeiten, die sie von früher Jugend einschnürten und zu ersticken drohten. Nur mit der eisernen Kraft ihres Verstandes und dem glücklichen Instinkt ihres Blutes riß sie diese Fesseln entzwei und beschloß, sich zwar äußerlich so lange zu fügen, wie es nötig war, aber innerlich ein freier Mensch zu werden. Mit einem wahren Jägerauge sieht sie, wohin der Weg führt, den sie einschlägt, erkennt sie das Ziel, das sie erreichen will. In dieser Entschlossenheit des Darauflosgehens drückt sich etwas durchaus Männliches aus, und der Fürst von Ligne hatte nicht unrecht, wenn er sie einmal „Katharina der Große" nannte.

Die „Memoiren" haben den Vorzug, daß sie von aller literarischen Geziertheit und Koketterie durchaus frei sind. Man hat zuweilen davon gesprochen, daß sie bei der Ausführung ihrer Arbeiten die Hilfe fremder Federn, wie ihres Geheimsekretärs Chrapowitzki, in Anspruch genommen habe. Ihre Autobiographie ist aber jedenfalls von Lichtern, die von anderen aufgesetzt sein könnten, völlig frei geblieben. Es fehlt in ihr alles Gemachte und Papierne, mit dem sich selbst bedeutende Menschen, wenn sie von sich selbst sprechen, zu inszenieren suchen. Der Stil, den Katharina schreibt, hat etwas, das bald an ein ruhiges Dahinfließen, bald an ein lebhaftes Springen der Gedanken erinnert. Es wäre eine Kleinigkeit, das Werk in rein literarischem Sinne zu verbessern, nur daß bei dieser Politur von dem Duft und der Farbe der Persönlichkeit, die den Hauptreiz bilden, das Beste verloren gehen müßte.

So wie sie schreibt kein noch so gewandter Feuilletonist, kein noch so gründlich prüfender Gelehrter, sondern nur ein Mensch, der über die Phantasie eines Künstlers verfügt. Jeder Satz enthält ein Bild, und jedes Kapitel gleicht einem Relief, an dem wir vorbeischreiten. Alles drängt zur Anschaulichkeit, zum quellenden Leben und Sprechton. Ab und zu setzt sich die Darstellung, um die unmittelbare Wirkung noch mehr zu erhöhen, ins Dialogische um, und dann sehen wir die Menschen, von denen die Rede ist, von Kopf bis zu Fuß vor uns, beobachten genau ihre Mienen und vernehmen deutlich ihre Stimme. Die Porträts, die sie von ihrer Mutter und der Kaiserin Elisabeth entwirft, können auf historischen Wert Anspruch machen. Die Charakterzüge, die sie von ihrem Gemahl Peter III. zusammenträgt, erscheinen im ersten Augenblick als bloße Karikatur, während sie in Wirklichkeit der genauesten Beobachtung des Tatsächlichen entnommen sind. Daneben ziehen die Porträtskizzen von Staatsmännern, Generalen, jüngeren Offizieren, Kammerherren, Kammerfrauen, Lakaien, Leibeigenen in einer solchen Fülle an uns vorüber, daß man in einem prächtigen Album zu blättern glaubt. Dabei wird dieser Schwarm von Menschen verschiedenster Charakteranlage und Nationalität in fortwährender Bewegung gezeigt bei feierlichen Hoffestlichkeiten, Aufzügen, Bällen, Maskeraden und Schlittenfahrten, bis zu dem grotesken Durcheinander der Intrigen im Vorzimmer, dem Klatsch auf der Treppe und den Geheimnissen des großfürstlichen Schlafgemachs.

Es kann nur wenig darauf ankommen, ob Katharina vielleicht bei Kleinigkeiten von ihrem Gedächtnis getäuscht wurde und einzelne Motive anders miteinander verknüpft waren, als sie sich in ihrem Kopf darstellen. Im großen und ganzen hat sie sich von bedeutenden Regungen und Entschlüssen leiten lassen, als sie über ihr Tun und Lassen Rechenschaft nicht sowohl vor sich als vor der Welt ablegte. Auch ihr erschien diese Welt wie eine große Bühne, auf der jeder seine Rolle spielt, aber sie durfte sich sagen, daß sie die ihrige als geniale Schauspielerin mit origineller Kraft und majestätischer Anmut zu Ende geführt habe. So viel sie über die Vergänglichkeit alles Irdischen auch lachen und spotten, die Menschen verachten und nur als Puppen ihres Willens brauchen, sich in

Caspar David Friedrich.
Der Wanderer im Riesengebirge.

Ein Bild, das Friedrich in Dresden ausstellte, ist der Wanderer im Riesengebirge. Ein Wanderer steht auf einem Felsen und schaut in die Ferne. Er ist von hinten gesehen, sein Gesicht ist nicht zu sehen. Er trägt einen grünen Rock und einen Stock in der Hand. Vor ihm liegt ein Nebelmeer, aus dem einige Felsen ragen. Die Sonne scheint durch den Nebel. Das Bild ist sehr still und ernst. Es hat keine Farben, nur Grau und Weiß und Grün. Man sieht nicht, wer der Wanderer ist. Er könnte jeder sein. Er könnte auch Friedrich selbst sein. Er ist allein mit der Natur. Er ist ganz still. Er denkt nicht an sich. Er denkt an Gott. Er denkt an die Ewigkeit. Er denkt an das Unendliche. Er denkt an das, was hinter dem Nebel ist. Er denkt an das, was hinter den Bergen ist. Er denkt an das, was hinter der Sonne ist. Er denkt an das, was hinter dem Himmel ist. Er denkt an das, was hinter der Welt ist. Er denkt an das, was hinter dem Tod ist. Er denkt an das, was hinter dem Leben ist. Er denkt an das, was hinter der Zeit ist. Er denkt an das, was hinter dem Raum ist. Er denkt an das, was hinter der Materie ist. Er denkt an das, was hinter der Seele ist. Er denkt an das, was hinter dem Geist ist. Er denkt an das, was hinter der Liebe ist. Er denkt an das, was hinter der Hoffnung ist. Er denkt an das, was hinter dem Glauben ist. Er denkt an das, was hinter der Wahrheit ist. Er denkt an das, was hinter der Schönheit ist. Er denkt an das, was hinter der Kunst ist. Er denkt an das, was hinter der Musik ist. Er denkt an das, was hinter der Poesie ist. Er denkt an das, was hinter der Malerei ist. Er denkt an das, was hinter der Architektur ist. Er denkt an das, was hinter der Skulptur ist. Er denkt an das, was hinter der Tanzkunst ist. Er denkt an das, was hinter der Schauspielkunst ist. Er denkt an das, was hinter der Redekunst ist. Er denkt an das, was hinter der Wissenschaft ist. Er denkt an das, was hinter der Philosophie ist. Er denkt an das, was hinter der Theologie ist. Er denkt an das, was hinter der Religion ist. Er denkt an das, was hinter der Kirche ist. Er denkt an das, was hinter der Bibel ist. Er denkt an das, was hinter dem Wort ist. Er denkt an das, was hinter dem Buchstaben ist. Er denkt an das, was hinter dem Alphabet ist. Er denkt an das, was hinter der Sprache ist. Er denkt an das, was hinter dem Denken ist. Er denkt an das, was hinter dem Sein ist. Er denkt an das, was hinter dem Nichts ist. Er denkt an das, was hinter dem Absoluten ist. Er denkt an das, was hinter dem Unendlichen ist. Er denkt an das, was hinter dem Ewigen ist. Er denkt an das, was hinter dem Göttlichen ist. Er denkt an das, was hinter dem Heiligen ist. Er denkt an das, was hinter dem Reinen ist. Er denkt an das, was hinter dem Vollkommenen ist. Er denkt an das, was hinter dem Schönen ist. Er denkt an das, was hinter dem Guten ist. Er denkt an das, was hinter dem Wahren ist. Er denkt an das, was hinter dem Gerechten ist. Er denkt an das, was hinter dem Barmherzigen ist. Er denkt an das, was hinter dem Liebenden ist. Er denkt an das, was hinter dem Allmächtigen ist. Er denkt an das, was hinter dem Allwissenden ist. Er denkt an das, was hinter dem Allgegenwärtigen ist. Er denkt an das, was hinter dem Ewigen ist. Er denkt an das, was hinter dem Unendlichen ist. Er denkt an das, was hinter dem Absoluten ist. Er denkt an das, was hinter dem Nichts ist. Er denkt an das, was hinter dem Sein ist. Er denkt an das, was hinter dem Denken ist. Er denkt an das, was hinter der Sprache ist. Er denkt an das, was hinter dem Alphabet ist. Er denkt an das, was hinter dem Buchstaben ist. Er denkt an das, was hinter dem Wort ist. Er denkt an das, was hinter der Bibel ist. Er denkt an das, was hinter der Kirche ist. Er denkt an das, was hinter der Religion ist. Er denkt an das, was hinter der Theologie ist. Er denkt an das, was hinter der Philosophie ist. Er denkt an das, was hinter der Wissenschaft ist. Er denkt an das, was hinter der Redekunst ist. Er denkt an das, was hinter der Schauspielkunst ist. Er denkt an das, was hinter der Tanzkunst ist. Er denkt an das, was hinter der Skulptur ist. Er denkt an das, was hinter der Architektur ist. Er denkt an das, was hinter der Malerei ist. Er denkt an das, was hinter der Poesie ist. Er denkt an das, was hinter der Musik ist. Er denkt an das, was hinter der Kunst ist. Er denkt an das, was hinter der Schönheit ist. Er denkt an das, was hinter der Liebe ist. Er denkt an das, was hinter der Hoffnung ist. Er denkt an das, was hinter dem Glauben ist. Er denkt an das, was hinter der Wahrheit ist. Er denkt an das, was hinter dem Guten ist. Er denkt an das, was hinter dem Gerechten ist. Er denkt an das, was hinter dem Barmherzigen ist. Er denkt an das, was hinter dem Liebenden ist. Er denkt an das, was hinter dem Allmächtigen ist. Er denkt an das, was hinter dem Allwissenden ist. Er denkt an das, was hinter dem Allgegenwärtigen ist.

sie aus ihrem Bett auf, setzte sich ohne Schuhe und Strümpfe vor ihren Schreibtisch und lernte russisch. Der Großfürst, den sie heiraten sollte, war ein kränklicher, blaß aussehender Mensch, der bald darauf die Pocken bekam und dadurch noch mehr entstellt wurde. Sein Hauptvergnügen bestand darin, mit seinen Kammerdienern zu trinken oder Puppen tanzen zu lassen. Vierzehn Tage nach der Hochzeit, die im Herbst 1745 erfolgte, erklärte er Katharina, daß er in eine Ehrendame der Kaiserin verliebt sei. In seinem Zimmer ließ er ein Marionettentheater errichten und gab alberne Vorstellungen, zu denen er die Hofgesellschaft einlud. Einmal machte er sich den Spaß, Löcher in eine geheime Tür zu bohren, um seine Mutter, die Kaiserin, im Nebenzimmer beobachten zu können, während sie mit ihren Vertrauten sich Tafelfreuden und anderen Genüssen hingab. Er ließ Bänke und Stühle vor die durchlöcherte Tür rücken und rief an die zwanzig Personen aus seiner Umgebung herbei, damit sie ebenfalls durch die Öffnungen blicken möchten. Die Kaiserin wurde wütend, als sie davon erfuhr, nannte den Großfürsten, der sie im Schlafrock und mit der Nachtmütze in der Hand vergnügt lächelnd begrüßte, als ob nichts geschehen sei, einen dummen Jungen. Als er sich stotternd zu entschuldigen versuchte, fiel ein Hagel weiterer Beschimpfungen auf den Ärmsten nieder, der sich einbildete, zum Herrscher über das russische Reich bestimmt zu sein. Um sich darauf vorzubereiten, bildete er aus seinem ganzen Gefolge von den Kammerherren und Adjutanten bis zu den Dienern, Jägern und Gärtnern eine Kompagnie, die er lärmend einexerzierte, während der Korridor seines Hauses als Wachtstube diente. Ein ebenso großes Vergnügen fand er darin, eine Meute Hunde durch die Zimmer zu hetzen. Im übrigen war er, wie die Verfasserin der „Memoiren" mit einer ihrer köstlichen Wendungen sagt, „diskret wie ein Kanonenschuß", indem er alles, was ihm durch den Kopf ging, dem ersten besten erzählte, ohne zu überlegen, mit wem er sprach.

Währenddessen ging Katharina vorsichtig und klug wie eine Strategin vor, um im stillen überall an Einfluß zu gewinnen. Sie verschlang alle Bücher, die ihr in die Hände kamen, zollte ihrer kaiserlichen Schwiegermutter, deren Laster sie durchschaute, äußerlich große Verehrung. Der Großfürst aber fuhr fort, seine Hunde zu prügeln oder sich mit seinen Kammerdienern zu betrinken. Sein Tisch war unaufhörlich mit Soldaten, Puppen und anderen Spielsachen bedeckt. Einmal war ihm eine Ratte über die Wälle einer aus Pappe geklebten Festung gesprungen und hatte zwei aus Zunder verfertigte Schildwachen aufgefressen. Der Großfürst ließ die Ratte nach dem Kriegsgesetz zum Tode verurteilen und in der Mitte seines Zimmers aufhängen, und wurde wütend, als Katharina über diese Hinrichtung, die von ihm ganz ernsthaft gemeint war, höhnisch zu lachen anfing.

Man muß es Katharina nachrühmen, daß sie jahrelang die vollständige Vernachlässigung durch den Großfürsten ruhig hingenommen und ihm Treue bewahrt hat. Aber die beständigen Vorwürfe der Kaiserin, daß sie keine Kinder bekomme und dadurch die Fortdauer der Dynastie gefährde, drängten sie gewaltsam auf die Bahn, auf der sie später als schöne und begehrenswerte Frau den Regungen ihres Blutes gehorchte. Sie erhob sich über die unerträgliche Lage, in der sie sich befand, und schuf sich selbst ihr Glück, indem sie sich mit den Worten tröstete: „Niemand hält sein Herz in der Hand und kann es, indem er es schließt oder öffnet, nach Belieben zusammendrücken oder fahren lassen." Mit verblüffender Offenheit erzählt uns Katharina, wie sie sich zum ersten Male Mutter fühlte, wie ihre Hoffnungen aber wieder zuschanden wurden, wie sie es anstellte, um mit ihrem Liebhaber zusammenzukommen und ihrem Sohn, dem späteren Kaiser Paul, das Leben gab. Der Großfürst ließ sich zu der Äußerung hinreißen, daß er durchaus nicht sicher sei, ob dies Kind ihm gehöre. Er ließ sich aber durch die Drohung seiner Frau, daß sie der Kaiserin alles erzählen und auf eine Untersuchung dringen werde, einschüchtern und füllte seine Tage auch weiter mit törichten Beschäftigungen aus. Soltikoff, den sie schön wie einen Engel und einen Meister

in allen Liebesränken nennt, war offenbar der Vater ihres Sohnes.

Katharina sagte sich ganz richtig, daß sie entweder das Leben an der Seite ihres Mannes mitmachen und ebenso wie er zugrunde gehen oder ihre Rettung aus dem Schiffbruch, der in absehbarer Zeit eintreten würde, vorbereiten müsse. Zunächst machte sie eine geschickte Probe auf das, was sie bereits an Ansehen und Einfluß erreicht hatte, indem sie der Kaiserin unter Tränen klagte, daß sie sich unsagbar unglücklich fühle, von ihr und dem Großfürsten gehaßt und wie eine Gefangene behandelt werde und dringend bitte, zu ihren Verwandten nach Deutschland zurückkehren zu dürfen. Mit erstaunlicher Verstellung, List und Energie wußte sie dabei allen Vorwürfen, die man ihr machte, zu begegnen und ihre Stellung mehr als je zu befestigen. An diesem Punkte läßt die Kaiserin die Feder zunächst aus der Hand sinken, gleichsam um tief aufzuatmen bei der Erinnerung an den ersten Triumph, den sie über ihre Umgebung errang.

Die neuen Kapitel der Memoiren, die in der russischen Ausgabe enthalten sind, dienen den von Herzen herausgegebenen als Voraussetzung und Ergänzung. Die Kaiserin beginnt mit der Schilderung ihrer frühesten Kinderjahre und erzählt, daß sie am 21. April alten oder am 2. Mai neuen Stils 1729 zu Stettin in Pommern geboren sei. Masson behauptete allerdings in seinen „Mémoires secrets sur la Russie“, daß Katharina schon 1727 das Licht der Welt erblickt, daß man sie aber um zwei Jahre jünger gemacht habe, damit sie dem Alter nach besser zu Peter passe. Aber Alexander Brückner weist in seinem biographischen Werk über die Kaiserin diese Behauptung als falsch zurück, da ihr Vater, der Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, der preußischer General und Gouverneur von Stettin war, sich erst im November 1727 mit ihrer Mutter, der Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp verheiratet habe. Die Kleine wurde von ihrem Vater vergöttert, aber von ihrer Mutter vernachlässigt, die ihre Liebe zwei später geborenen Knaben zuwendete. Mit sechs Jahren sah sie am Hof von Braunschweig den König Friedrich Wilhelm von Preußen, machte vor ihm ihre Verbeugung und fragte dann laut: „Warum hat der König einen so kurzen Rock? Er ist doch reich genug, um sich einen längeren anzuschaffen?“ Mit sieben Jahren erkrankte sie heftig an Skrofeln, die ihr Kopf und Hände bedeckten, so daß ihr die Haare abgeschnitten wurden. Eines Abends, als sie knieend ihr Nachtgebet hersagte, überfiel sie ein so heftiger Husten, daß sie umfiel, schmerzhafte Stiche in der Seite fühlte und zu ersticken glaubte. Sie wurde mit starkem Fieber zu Bett gebracht und mußte drei Wochen lang in einer bestimmten Körperlage, ohne sich zu rühren, ausharren. Als sie endlich aufstand und sich ankleiden wollte, merkte sie, daß ihr Gesicht „verschiest wie ein Z“ war, ihre rechte Schulter höher als die linke stand, die Wirbelsäule ein Zickzack und die linke Seite ein Kreuz bildete. Niemand wußte, wie man einem solchen Zustand abhelfen könnte, mit Ausnahme eines Mannes, den man nur mit äußerstem Widerstreben zu Rate zog, denn er war der Henker der Stadt. Er ordnete an, daß jeden Morgen um sechs Uhr ein junges Mädchen zu Katharina kam und ihr, ohne vorher etwas gegessen zu haben, die Schulter und Wirbelsäule mit ihrem Speichel einreiben sollte. Außerdem fertigte der Henker eine Art Gestell an, das die Patientin Tag und Nacht tragen mußte. Nach einiger Zeit begann ihr Körper wieder in die gerade Haltung zurückzukehren, aber das lästige Gestell mußte sie noch mehrere Jahre weiter tragen.

Mit sieben Jahren nahm man Katharina ihr Spielzeug weg und sagte ihr, daß sie nun ein großes Mädchen sei. Sie mußte viel auswendig lernen, namentlich Bibelstellen und Fabeln von Lafontaine. Sie fragte ihren Lehrer, einen Pfarrer, welche von den christlichen Religionen die älteste sei, und erhielt als Antwort: die griechische. „A présent je suis chef de cette église“ ruft sie aus. Als man ihr Gesangsunterricht erteilen wollte, stellte es sich heraus, daß sie völlig unmusikalisch war. Sie konnte Noten lesen und bei dem Vortrag jedes

Künstlers angeben, welche Stelle er spielte, aber die Musik als solche war für ihr Ohr nichts anderes als Geräusch.

Katharinas Eltern waren wie in ihren Jahren so auch in ihren Charaktereigenschaften voneinander sehr verschieden. Ihr Vater erschien ebenso sparsam, ernst und gewissenhaft wie ihre Mutter verschwenderisch, leichtsinnig und oberflächlich. Die junge Prinzessin kam mit ihr oft an den Hof von Braunschweig, wo sie die große Welt kennen lernte. Aber sie wurde wenig beachtet und galt für häßlich. Sie beschäftigte sich dafür im stillen mit Dingen, die mehr wert sind als ein hübsches Gesicht: mit der Kunst die Menschen in ihren Schwächen zu studieren und sie für sich auszunutzen. Sie war erst sieben Jahr, als der Gedanke, eine Krone zu tragen, sie zu beherrschen anfing. Sie hörte nämlich aus der Zeitung von einer gothaischen Prinzessin, die nicht hübscher und viel schlechter erzogen war als sie, daß sie den Prinzen von Wales geheiratet habe und damit die zukünftige Königin von England geworden sei. Warum sollte die Prinzessin von Zerbst nicht ebenfalls von einer Krone und der damit verbundenen Machtfülle träumen dürfen?

Inzwischen tobte sich ihr Temperament in allerlei Kindereien aus. Wenn man sie früh zu Bette gebracht hatte und annahm, daß sie längst eingeschlafen war, saß sie rittlings auf ihren Kopfkissen und galoppierte wie eine Wilde genau so wie sie es später in Rußland machte, wo sie in Männerkleidern auf ihrem Zelter einherzusprengen liebte. Die Vierzehnjährige, die von Liebesangelegenheiten noch nichts wußte, lenkte übrigens bereits die Aufmerksamkeit der Männer auf sich. Nachdem der Prinz Heinrich, der Bruder Friedrichs des Großen, sie wiederholt seiner Freundschaft versichert hatte, machte ihr ein Onkel einen regelrechten Heiratsantrag.

Aber die Ereignisse nahmen schnell eine andere Wendung, als Katharinas Mutter von Elisabeth, der Kaiserin von Rußland, eine Einladung erhielt, mit ihrer Tochter nach Petersburg zu reisen, angeblich um ihr für mancherlei Wohltaten zu danken, die sie von ihr empfangen hätte. Katharina sah, wie ihre Eltern etwas vor ihr verbargen und beständig miteinander tuschelten, und da gerade von einem Gedankenleser die Rede war, der Namen und Zahlen zu erraten vermochte, begann sie dessen Rolle zu spielen und schrieb auf die Frage, was wohl in dem Petersburger Brief der Kaiserin enthalten sei, folgende Antwort auf einen Zettel: „Augure de tout, que Pierre III. sera ton epoux.“ Ihre Mutter erschrak bei diesem Gedanken, und ihr Vater war entschieden dagegen. Aber die Kleine fürchtete sich nicht vor der weiten Reise und den schwankenden Zuständen des russischen Reiches. Sie fand in der Einladung mit der Aussicht, die sich daran knüpfte, ein großes Glück, denn nun sah sie, wenn vorläufig auch nur aus weiter Ferne, die Krone, von der sie geträumt hatte.

Über Berlin, wo Friedrich der Große sie durchaus zu sehen wünschte und bei der Hoftafel als seine Nachbarin besonders auszeichnete, reiste Katharina mit ihrer Mutter über Stettin nach Rußland. Als sie in Riga einen der großen Schlitten besteigen sollte, die auch zum Schlafen eingerichtet waren und sich dabei ungeschickt benahm, zeigte ihr der Kammerherr Narischkin mit den Worten: „Il faut enjamber, enjambez donc“, wie sie das machen sollte. Sie mußte über das Wort, das sie noch niemals hatte aussprechen hören, über die Maßen lachen, so oft sie sich daran erinnerte. In Petersburg wurde nur ein kurzer Aufenthalt genommen und alsbald die Reise nach Moskau fortgesetzt, wo die Kaiserin Elisabeth, eine imponierende Erscheinung, ihre Gäste huldvoll empfing und für ihre Unterhaltung so sehr besorgt war, daß sie vor lauter Diners, Soupers, Schlittenfahrten, Bällen und Konzerten gar nicht zur Besinnung kamen. Katharina wurde, nachdem sie von einer Brustfellentzündung genesen war, von der Kaiserin reich beschenkt und dem Thronfolger zur Gattin gegeben. „Ich schien ihm zu gefallen,“ schreibt sie, „ich kann weder sagen, daß er mir gefiel oder mißfiel. Ich hatte nur zu gehorchen, und an meiner Mutter war es, mich zu verheiraten, aber in Wirklichkeit glaube ich, daß die Krone von Rußland mir mehr als seine Person gefiel.“ Allen Intri-

Rembrandt
Bathsheba with King David's Letter, Musée du Louvre

gen zum Trotz, die gegen sie gesponnen wurden, ging sie ruhig ihren Weg, lernte, da sie zu jener Zeit nur wenige Worte russisch verstand, ihr griechisches Glaubensbekenntnis wie ein Papagei auswendig und wurde mit dem Großfürsten feierlich verlobt.

Wie öde die Vergnügungen am russischen Hofe beschaffen waren, geht schon daraus hervor, daß jeden Dienstag Maskeraden stattfanden, bei denen sich die Damen als Herren und die Herren als Damen verkleiden mußten, nur weil die Kaiserin sich im Männerkostüm vorteilhaft ausnahm. Katharina machte das alles mit, indem sie im stillen den Boden für sich beackerte, mit Liebenswürdigkeiten und Geschenken um sich warf, um Freunde an sich zu fesseln, und immer daran dachte, der Kaiserin, dem Großfürsten und nicht zuletzt der Nation in ihren maßgebenden Vertretern zu gefallen. Am Tage war sie die besonnene Diplomatin, die bei jedem Schritt überlegte, was sie tat, und in der Nacht das ausgelassenste Mädchen von der Welt, das mit einer ihrer Freundinnen bis zum Morgen tollte und tanzte, ihren Klavierdeckel im Bett dazu benutzte, sich eine Rutschbahn zu machen, oder um Mitternacht im Park von Peterhof heimlich spazieren ging. Köstlich ist ihre Schilderung des Hochzeitstages, wie die Kaiserin in ihr Ankleidezimmer kam und eine andere Frisur verlangte, ihr die Krone aufsetzte und mit ihr und dem Großfürsten nach der Kasanschen Kirche in Petersburg fuhr, wo der Bischof von Nowgorod die Trauung vollzog. Abends fanden ein Festmahl und ein Ball statt, nach dessen Beendigung sich die junge Gemahlin des Thronfolgers in ihr Schlafzimmer geleiten, entkleiden und zu Bett bringen ließ. Sie blieb allein und wußte, nachdem zwei Stunden verflossen waren, nicht, was sie tun, ob sie einschlafen, wieder aufstehen oder sich länger gedulden sollte. Endlich meldete ihr eine Kammerfrau, daß der Großfürst auf sein Souper wartete, das sogleich aufgetragen würde. Nachdem er gut zur Nacht gegessen hatte, legte er sich schlafen . . .

So weit reicht der erste, bisher nicht bekannt gegebene Teil der Memoiren, den die Kaiserin im April 1771 zu schreiben anfing, aber lange liegen ließ und erst 1790 zu Ende führte. Gewidmet wurden diese Erinnerungen ihrer Freundin, der Gräfin Bruce, geborenen Gräfin Rumjanzow, „der ich alles sagen kann, ohne daß es Folgen nach sich zieht". Ein Jahr darauf setzte die Kaiserin die Feder wieder an, um das Begonnene weiter fortzusetzen. Sie war eine Frühaufsteherin und liebte es, schon um sechs Uhr des Morgens an ihrem Schreibtische zu sitzen, um ihre Korrespondenz zu erledigen, während ihre Regierungsgeschäfte mit den Vorträgen der Minister erst um acht oder neun Uhr begannen. Selbst dann war es während der Winterszeit in Petersburg noch lange nicht Tag geworden. Auch über den „Memoiren" ruht etwas von der Frische und Ruhe des grauenden Morgens, bei dem Katharina zuweilen selbst die Kerzen ansteckte oder im Kamin Feuer machte.

Der zweite Teil der Memoiren enthält eine lustige Widmung an den Baron Alexander Tscherkassow, den Präsidenten des Medizinalkollegiums, dem sie sich nach ihren Worten verpflichtet fühlte, alle Tage wenigstens einmal aus vollem Halse zu lachen oder mit ihm von morgens bis abends zu debattieren.

Zehn Tage lang dauerten die Festlichkeiten, die zu Ehren des jungen Paares veranstaltet wurden. Kaum hatte Katharina von ihrer Mutter Abschied genommen, die nach Deutschland zurückkehrte, so begann für sie eine Zeit unerträglicher Enttäuschung und Langeweile. Der Großfürst-Thronfolger setzte seine kindischen Gewohnheiten fort. Personen aus ihrer unmittelbaren Umgebung, an die sie sich gewöhnt hatte, wurden ohne Grund durch fremde ersetzt. Die Kaiserin hatte manchmal Einfälle und Wünsche, die geradezu ans Verrückte streiften. So befahl sie einmal ihren sämtlichen Hofdamen, sich den Kopf glatt rasieren zu lassen und so lange schwarze Perücken zu tragen, bis ihnen die Haare wieder gewachsen sein würden. Als Katharina über den Tod ihres Vaters untröstlich war, verbot ihr die Kaiserin, über ihn fortwährend zu weinen, weil er ja kein König war und der Verlust kein so großer sei. Die eitle und leichtsinnige Landesmutter litt ab-

Rudolf II., Kaiser, Bildnis des Erzherzogs Matthias, Kopie nach Hans von Aachen, Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste, Wien

Alle Farben, Töne und Werte sind in ihrer Beziehung zueinander und auf das Ganze abgestimmt. Die Farbe ist nicht Selbstzweck, sondern dient der Charakterisierung, der Stimmung und der Raumwirkung. Die Farbenskala ist nicht sehr groß, aber sie ist reich an Nuancen. Die Farben sind nicht rein, sondern gebrochen, sie sind nicht grell, sondern gedämpft. Die Farbe ist nicht Selbstzweck, sondern dient der Charakterisierung, der Stimmung und der Raumwirkung. Die Farbenskala ist nicht sehr groß, aber sie ist reich an Nuancen. Die Farben sind nicht rein, sondern gebrochen, sie sind nicht grell, sondern gedämpft.

35 Rembrandt van Rijn: Selbstbildnis als Apostel. 1661. Amsterdam, Rijksmuseum

Alle Farben, Töne und Werte sind in ihrer Beziehung zueinander und auf das Ganze abgestimmt. Die Farbe ist nicht Selbstzweck, sondern dient der Charakterisierung, der Stimmung und der Raumwirkung. Die Farbenskala ist nicht sehr groß, aber sie ist reich an Nuancen. Die Farben sind nicht rein, sondern gebrochen, sie sind nicht grell, sondern gedämpft. Die Farbe ist nicht Selbstzweck, sondern dient der Charakterisierung, der Stimmung und der Raumwirkung. Die Farbenskala ist nicht sehr groß, aber sie ist reich an Nuancen. Die Farben sind nicht rein, sondern gebrochen, sie sind nicht grell, sondern gedämpft.

ein großartiges Werk, schrieb Liszt, und Wagner nannte es ein Meisterwerk. Beide, die sich sonst in ihren Urteilen nicht immer deckten, waren sich in diesem Falle einig. Und sie hatten recht. Denn was Hermann Zumpe in seinem Oratorium „Die Auferstehung Christi“ gestaltet hat, ist ein Werk, das sich in seiner Größe und Gewaltigkeit der Form, in seiner Tiefe und Innigkeit des Gefühls, in seiner Kraft und Schönheit der Melodie und in seiner Meisterschaft der Instrumentation den Besten seiner Zeit ebenbürtig an die Seite stellt.

Prof. Hermann Zumpe, Direktor des Sternschen Gesangvereins in Berlin, der sein Oratorium „Die Auferstehung Christi“ am Karfreitag in der Philharmonie zur Aufführung bringt

Zumpe ist ein Meister der Form. Er weiß, daß die Form nicht Selbstzweck ist, sondern daß sie nur dazu da ist, um den Inhalt zu tragen. Und so ist sie bei ihm immer der Ausdruck des Inhalts. Sie ist nicht starr, sondern sie ist lebendig, sie ist nicht Fessel, sondern sie ist Flügel. Sie ist nicht Gefängnis, sondern sie ist Freiheit. Sie ist nicht Zwang, sondern sie ist Natur. Sie ist nicht Gesetz, sondern sie ist Leben. Sie ist nicht Regel, sondern sie ist Gestaltung. Sie ist nicht Schablone, sondern sie ist Individualität. Sie ist nicht Tradition, sondern sie ist Fortschritt. Sie ist nicht Vergangenheit, sondern sie ist Gegenwart. Sie ist nicht Tod, sondern sie ist Auferstehung.

Totentanz

Aus Paris ist die Nachricht gekommen, daß der Totentanz, der in der Kirche des Heiligen Innozenz gemalt war, abgebrochen und verbrannt worden ist. Wieder ein Stück Vergangenheit.

Allerlei Kunstfälschungen.

Von Karl Eugen Schmidt-Paris.

In den letzten Monaten hat der sogenannte Kirchenräuber Thomas in der französischen Presse viel von sich reden gemacht. Dieser Mann hatte zunächst einen schwunghaften Handel mit den Pfarrern uralter Dorfkirchen, besonders der von Touristen wenig besuchten Auvergne, angefangen, indem er ihnen die in ihrer Kirche aufbewahrten alten Kunstwerke abkaufte. Gewöhnlich lieferte er eine moderne Kopie des Kunstwerkes, die still und verschwiegen die Stelle des Originals einnahm, ohne daß die übrige Welt etwas davon erfuhr. In einigen Fällen aber, wo die Pfarrer sich auf keinen Handel einlassen wollten, kam Monsieur Thomas billiger zu seinem Ziel, indem er die Sachen einfach stahl, was keine besonderen Schwierigkeiten hatte. Dabei ist er nun selbst mehrere Male hineingefallen, indem sich nachträglich herausstellte, daß schon vor Jahren andere Händler ihm zuvorgekommen waren. So war das schönste von ihm gestohlene Kunstwerk, der auf eine halbe Million eingeschätzte, aus dem XI. Jahrhundert stammende Reliquienschrein der Kirche von Ambazac eine Fälschung. Der echte Schrein ist schon vor einem halben Jahrhundert verkauft und durch eine moderne Kopie ersetzt worden. Also lange schon, ehe die Trennung von Kirche und Staat die französischen Pfarrer angetrieben hat, auf Mittel zur Erhöhung ihrer Einkünfte zu sinnen, kannte man auch hier den im Kunsthandel vielgeübten Trick, der in der Ersetzung eines echten Kunstwerkes durch eine Kopie besteht. Auf diese Weise sind tausend und abertausend Kunstwerke in den Handel gekommen und tausend und abertausend Käufer betrogen worden. Es ist geradezu ein klassischer Trick, Liebhaber, Sammler und auch Händler zu fangen, indem man ihnen an Orten, die keinen Zweifel an der Echtheit zulassen, gefälschte Kunstwerke aufbindet. Authentische Träger alter aristokratischer Namen, Besitzer uralter Häuser und Schlösser haben so ihren unbezweifelt echten Hausrat vier- oder fünfmal verkaufen können, zuerst die wirklich echten Stücke, dann die Kopien, die den ursprünglichen Hausrat ersetzt hatten, und dann, da das Geschäft sich als lohnend erwies, immer wieder neue Kopien. Denn wer kann in einem solchen, abgeschieden gelegenen, zur Zeit Franz' I. oder Ludwigs XIV. erbauten Schlosse zweifeln, daß auch der den Stil dieser Erbauungszeit zeigende Hausrat tatsächlich zwei- oder vierhundert Jahre alt ist?

Nicht nur die Träger alter Namen und die Besitzer alter Schlösser haben damit Geld verdient, und nicht nur die Dorfpfarrer erhöhen ihre Einkünfte auf die Weise. Der Pariser, der die Sommerferien in irgendeinem weltvergessenen Örtchen der Bretagne oder der Auvergne verbringt, entdeckt bei einem Bauer einen anscheinend uralten Schrank, ein Dutzend Zinnteller oder Fayenceschüsseln oder sonst ein altes Stück, das der Pariser Wohnung zur Zierde gereichen würde. Leider will der Bauer die Sachen nicht hergeben, denn schon sein Urgroßvater hat sie benutzt. Man muß also tief in den Beutel greifen, um den Eigensinn des biedern Landbewohners zu überwinden. Wenn man im nächsten Jahr wiederkehrt, wird man an der nämlichen Stelle den nämlichen Schrank oder die nämlichen Teller wiederfinden und die nämliche Geschichte ihres Ursprungs hören. Der Bauer ist ganz einfach ein Agent des Pariser Händlers, der auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Kunden, die in Paris seinem Laden argwöhnisch ausweichen, auf den Leim lockt.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß tausend und abertausend Kunstwerke, die nicht den allergeringsten Zweifel erregen, weil sie urkundlich schon seit vielen hundert Jahren am nämlichen Orte aufbewahrt werden, in Wahrheit Fälschungen, Kopien der einst an diesem Orte vorhandenen Werke sind. Ganz kürzlich erst war in den Blättern zu lesen, daß der Pfarrer der Kapelle von San José in Toledo zwei Gemälde von el Greco verkauft hat, und daß an die Stelle der Originale zwei Kopien der alten Bilder gekommen sind. Wäre diese Geschichte nicht an den Tag und in die Blätter gekommen, wer hätte jemals die Echtheit der beiden Grecos in jener Kapelle angezweifelt? In allen diesen Fällen wird die Fälschung durch den Ort jener Aufbewahrung dermaßen beglaubigt, daß man wirklich außerordentlich mißtrauisch sein muß, um einen Betrug zu argwöhnen.

Hier und da bildet man sich ein, die Fälschung von Kunstwerken sei eine Errungenschaft der Neuzeit, aber wahrscheinlich gibt

Digitized

es Kunstfälscher, seit die Künstler angefangen haben, ihre Werke mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Schon bei den Griechen gab es Fälscher, die ihren Skulpturen die Namen Praxiteles und Myron einmeißelten, und Vasari berichtet uns von mehreren Fälschungen der Renaissancezeit: kein Geringerer als Michel Angelo ließ seine Statue des jugendlichen Adonis in die Erde graben, um sie dann zu entdecken und als antike Figur teuer verkaufen zu können, was denn auch wirklich geschah und nur durch einen Zufall herauskam. Das berühmte Bildnis des Papstes Leo X. von Raffael, das sich in zwei durchaus gleichen Exemplaren in Florenz und in Neapel befindet, wird ebenfalls schon bei Vasari erwähnt: die Kopie ist von Andrea del Sarto, und sie ist dem Original so durchaus gleich, daß Giulio Romano, der seinem Meister Raffael bei der Herstellung des Originals geholfen hatte, nicht entscheiden konnte, welches das Original und welches die Kopie sei. Es ist also kein Wunder, daß wir heutzutage erst recht nicht wissen, ob das Original in Florenz oder in Neapel ist. Eine andere berühmte Fälschung ist der von Ludwig XIV. auf den Rat des Malers Mignard gekaufte Guido Reni, der sich als eine Fälschung des Malers Louis Boulogne herausstellte.

Da durch diese Fälschungen schon bei Lebzeiten der nachgeahmten Meister die Künstler irregeführt wurden, so ist es weiter kein Wunder, daß heute die Fälschung alter Meister in großem Maßstab betrieben wird. Wer die Sache nur oberflächlich kennt, meint, einen alten Meister zu fälschen, erfordere ein solches Genie, daß der Fälscher im Grunde nur ein Dummkopf sei: wäre er klug, so würde er sein Genie benutzen, um eigene Schöpfungen hervorzubringen. Dies ist ein Irrtum: alte oder auch neue Meister nachzuahmen und zu fälschen, ist einfach Kinderspiel und tausendmal leichter, als sich mit Originalarbeiten Ruhm und Geld zu erwerben. Das kommt daher, daß Kunstwerke berühmter Meister nicht gekauft werden, weil sie schön sind und dem Käufer gefallen, sondern oft nur, weil sie — mit Respekt zu melden — die Fabrikmarke des berühmten Mannes tragen. Nicht nur Parvenus kaufen nach diesem Prinzip, sondern man kann kühnlich behaupten, daß von hundert Bilderkäufern neunundneunzig sich einzig und allein um die Fabrikmarke und um ihre Echtheit kümmern. Nur die Künstler — und auch die nur zum geringen Teile — und einige seltene Kunstfreunde kaufen, was ihnen gefällt, ohne sich um Namen und Alter des Werkes zu kümmern. Sogar die Museumsdirektoren kaufen nicht selten nach dem erwähnten Prinzip und zahlen so 200000 Franken für die Tiara des Saitapharnes, nicht weil sie wunderbar schön gearbeitet, sondern weil sie dreitausend Jahre alt ist. Hätte man ihr Alter nicht geglaubt, so wäre es bei den 4000 Franken geblieben, die ihr Verfertiger ursprünglich erhalten hatte, und der Louvre oder vielmehr der französische Steuerzahler hätte sein Geld gespart.

Der Fälscher braucht also keineswegs das Genie Rembrandts oder Velasquez' zu haben, um einen falschen Rembrandt oder Velasquez zu schaffen. Er muß nur den Nebenumständen Beachtung schenken, die bei den Käufern den Ausschlag geben. Das heißt, das Holz oder die Leinwand, worauf sein Bild gemalt ist, muß dem Material entsprechen, das von den nachgeahmten Meistern benutzt wurde. Natürlich kann man keinen Rembrandt auf eine funkelnagelneue Leinwand malen, man muß dazu ein miserables altes Bild benutzen, deren es ja hunderttausende gibt, oder ein uraltes wurmstichiges Brett. Ebenso müssen Farben und Firnis künstlich alt gemacht werden, und hierzu hat der Fälscher tausend scharfsinnige Kunstgriffe ausgedacht, also daß wirklich auch der allerbeste Kenner bei einer guten Fälschung oft nicht zu sagen weiß, ob die Arbeit alt oder neu ist.

Der wirkliche Liebhaber eines Bildes kauft das Werk, weil es ihm etwas sagt, aber solche Liebhaber sind wunderselten. Denn ein gutes Bild zu erkennen und zu verstehen, ist nicht viel leichter, als ein gutes Bild zu malen. Der Kenner wie der Künstler muß angeborenen künstlerischen Sinn und Geschmack haben, und er muß diesen Geschmack durch langes Studium, durch das Schauen von vielen, vielen guten Sachen gebildet haben. Solche Leute lassen sich auf Fabrikmarken nicht ein, sondern sie kaufen, was ihnen gefällt, einerlei ob ein berühmter oder ein unberühmter oder gar kein Name auf dem Werke steht. Wer aber als sachverständiger Kenner prüft und entscheidet, der geht von ganz anderen Gesichtspunkten aus. Für ihn entscheidet nicht der persönliche Geschmack, nicht die Schönheit, sondern die Echtheit des Werkes. So kommt es denn, daß Sachverständige und Künstler mitunter zu ganz verschiedenem Urteil gelangen: jeder Künstler, der nur nach den künstlerischen Eigenschaften des Werkes fragt, bewundert den Feldhauptmann del Borro in Berlin als einen der allerschönsten und herrlichsten Velasquez, die es überhaupt gibt; die Sachverständigen aber haben durch Nebenumstände, die mit der Kunst nichts zu tun haben, festgestellt, daß das Bild nicht von Velasquez sein kann.

Aus diesen Ausführungen erhellt nun, daß man noch lange kein Rembrandt, kein Tizian und kein Velasquez zu sein braucht, um diese Meister zu fälschen. Man muß nur den Nebenumständen Rechnung tragen, denen die Sachverständigen nachspüren. Im übrigen braucht solch ein Bild durchaus nicht von Genie überzuquellen. Auch der wackre Homer schlummert bisweilen, warum sollen Tizian und Rembrandt nicht mitunter geschlummert haben? Jederzeit hat es mittelmäßige Künstler gegeben, die einzelne Ar-

beiten geschaffen haben, welche sich mit dem Mittelgut berühmter Zeitgenossen messen können, und jeder berühmte Meister hat eine Anzahl mittelmäßiger oder gar schlechter Arbeiten auf dem Gewissen. Das Genie, das immer genial gewesen wäre und nur Meisterwerke geschaffen hätte, ist unserer Erdkugel bisher noch nicht erschienen. Ist also sonst alles in Ordnung, so gibt die künstlerische Mittelmäßigkeit eines Werkes noch keinen Anlaß, an der Echtheit zu zweifeln.

Da schon in alten Zeiten die alten Meister nachgeahmt und gefälscht wurden, so ist es selbstverständlich, daß auch heutzutage nicht nur alte Meister fabriziert, sondern auch zeitgenössische Maler nachgeahmt werden. Wahrscheinlich ist Paris als Zentrum des internationalen Kunsthandels auch der Mittelpunkt der Kunstfälschung, aber ein Monopol hat es keineswegs. Sowohl in München als auch besonders in Budapest wird fleißig gearbeitet. Ich habe vor ein paar Jahren einer Versteigerung von Bildern beigewohnt, die aus Budapest nach Paris gekommen waren und worunter sich ein paar Dutzend gefälschte Munkacsy, Achenbach, Stuck und andere deutsche Meister befanden. Indessen ist Paris doch das Zentrum, und hier wird die Sache wohl in größerem Maßstabe betrieben als anderswo, wenigstens was moderne und alte Gemälde und kunstgewerbliche Gegenstände aus dem XVIII. Jahrhundert anlangt. Nur Renaissancemöbel und Waffen werden in Italien mehr gefälscht als in Paris, und ebenda werden auch antike Kunstwerke in reicher Menge erzeugt. Und in Ägypten blüht schwunghaft die Fabrikation von Skarabäen, kleinen Bronzen, Fayencefigürchen und sogar Mumien, die von braven Touristen gebührend hoch bezahlt werden.

Der Laie, der diesen Dingen fernsteht, gibt sich gerne dem Wahne hin, der Sachverständige müsse doch eine solche Fälschung erkennen und durchschauen, aber das ist ein großer Irrtum. Eine geschickte Fälschung zu erkennen, ist so schwer, daß es fast unmöglich ist. Jawohl, unmöglich! Dermaßen unmöglich, daß sich jedermann täuschen läßt. Jedermann, nicht nur der Laie, nicht nur der Liebhaber, nicht nur der Sachverständige, sondern — und das ist das tollste — der Mann selber, dessen Name auf dem Kunstwerk steht. Dies kommt Ihnen gewiß unglaublich vor, aber ich kann Ihnen eine ganze Reihe von Beweisen für meine Behauptung bringen.

Eines Tages fand ich bei einem Trödler eine Zeichnung von Steinlen. Der Name war nicht recht deutlich geschrieben, also daß der Händler dem Blatte keinen Wert beilegte. Ich kaufte es für wenige Franken, und als ich einige Zeit danach Gelegenheit hatte, den bekannten Zeichner zu besuchen, nahm ich das Blatt mit und legte es seinem Urheber vor, um die Gewißheit der Echtheit zu haben. Steinlen schaute es an, zuckte die Achseln und sagte endlich: „Ich kann Ihnen nichts garantieren. Es sieht so aus, als ob es von mir wäre, und es ist sehr möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß es von mir ist. Ich glaube, es ist von mir. Aber, mein Gott, ich habe in meinem Leben vielleicht zehntausend Zeichnungen gemacht, wie soll ich die alle wiedererkennen? Ich weiß, daß Fälschungen von mir im Handel sind, also kann ich Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen, ob das da ein Original oder eine Fälschung ist."

Vor sechs oder sieben Jahren besuchte ich mit dem inzwischen verstorbenen Maler Eugen Jettel, der viele Jahre in Paris gelebt hat, die Gemäldesammlung der Akademie in Wien. Plötzlich sah ich auf einer großen Landschaft den Namen meines Freundes und blieb stehen, um den etwas zurückgebliebenen Maler zu erwarten. Er kam und ging achtlos an dem Bilde vorüber. Ich sagte ihm: „Na, sehen Sie denn den Jettel nicht?"

„Wo? Was für einen Jettel?"

Und er schaute an allen vier Wänden auf und ab, auch an dem von ihm selbst gemalten Bilde, ohne es zu erkennen. Ich mußte ihm zur Hilfe kommen: „Aber Sie stehen ja gerade davor! Da die große Landschaft!"

Mit dem allergrößten Erstaunen beschaute der Maler das Bild von oben bis unten, an der Signatur war nicht zu zweifeln, aber sonst wollte ihm absolut nichts die Vaterschaft verbürgen. Nicht die leiseste Erinnerung an diese Arbeit haftete in seinem Kopfe, und kopfschüttelnd entfernte er sich, ohne den zu dem Bilde zurückreichenden Faden gefunden zu haben. Erst eine gute halbe Stunde später blieb er plötzlich stehen, schlug sich an die Stirn und erzählte mir nun, wo er vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren das Bild gemalt hatte. Und gleichsam entschuldigend setzte er hinzu: „So ein schlechtes Bild! Niemals hätte ich geglaubt, daß ich je so schlecht gemalt habe!"

Mit dem ausgezeichneten Landschafter und Stillebenmaler Antoine Vollon ist einem meiner Bekannten folgendes passiert: Der Mann, der sich etwas auf seine Kennerschaft einbildet, fand in irgendeiner Trödelbude eine kleine Landschaft, die den Namen Vollon trug. Nicht der Name, sondern die künstlerischen Vorzüge des Bildchens bewogen ihn, das Bild für einige Silberlinge zu kaufen, und als er ein paar Monate später einem jungen Paar ein Hochzeitsgeschenk zu machen hatte, trug er das schön eingerahmte Bild dahin. Dort wurde das Bild von einem Kunsthändler gesehen, der die Achseln zuckte und es für eine Fälschung erklärte. Obgleich man einem geschenkten Gaule nicht ins Maul guckt, hielt der junge Ehemann es doch für angebracht, dem Schenker das Urteil des Fachmannes mitzuteilen. Der in den heiligen Gefühlen seiner Kennerschaft Angegriffene schwor bei dem heiligen Lukas, dem Schutzpatron der Malerei, wenn das Bild nicht von Vollon sei, wolle er es samt dem

Moore. Venus on Shell, Bath Pavilions.

Rahmen aufessen. Und schließlich sagte er: „Wenn Sie Zweifel haben, so ist die Sache sehr einfach. Vollon steht im Adreßbuch; nehmen Sie einen Fiaker, fahren Sie mit dem Bilde hin und fragen Sie ihn selbst."

Ein paar Stunden später erschien der junge Ehemann bei meinem Bekannten, sprach kein Wort, schälte einen Gegenstand aus einer Papierhülle und hielt dem Entsetzten das Bild vor, kreuz und quer durchgeschnitten und so in vier Teile zerlegt.

„Wer in aller Welt hat das getan?"

„Kein anderer als Vollon!" war die Antwort. „Als ich ihm das Bild zeigte und nach der Echtheit fragte, griff er zum Spachtel und zog ihn von einer Ecke zur anderen. Ich denke, die Antwort genügt."

Sie hätte in der Tat einem gewöhnlichen Sterblichen genügt, aber mein Bekannter ist Sammler und Liebhaber, also kein gewöhnlicher Sterblicher. In diesem Falle stand seine Kennerschaft auf dem Spiele. Er wollte der Sache auf den Grund gehen. Wochenlang verfolgte er die Fährte dieses Bildchens wie ein Geheimpolizist, gelangte von dem Trödler zu einer Wäscherin, von der Wäscherin an einen Gerichtsschreiber, von dem Schreiber zu einem jungen Maler, und von diesem Maler zu einem Glaser und Rahmenmacher. Als diesem wackern Manne das Bild gezeigt und er gefragt wurde, ob er es kenne, rief er ohne Besinnen: „Freilich kenne ich es! Aber wer hat es so arg zugerichtet?"

„Das hat Vollon getan, weil das Bild eine Fälschung ist!"

„Was? Wie? Eine Fälschung? Das Bild da? Sie wollen mich zum besten halten. Vollon selber hat es mir gegeben in seinem Atelier. Vier Jahre mag es her sein: ich brachte ihm die Rahmen zu seinen Bildern für den Salon."

„Wollen Sie mit mir zu Vollon kommen und ihm das sagen?"

„Ei, freilich. Nur einen Augenblick, um meinen Kittel auszuziehen, dann gehe ich mit."

Und bei dem Maler angekommen, hatte der Handwerker den Künstler bald überzeugt.

„Aber Herr Vollon, da in der Ecke haben Sie das Bildchen unter einer Menge Skizzen herausgeholt und mir geschenkt, weil Sie so zufrieden waren mit meinen Rahmen. Erinnern Sie sich nicht mehr?"

Es hatte seine Richtigkeit, das Bild war echt, und der Maler entschädigte den jetzigen Besitzer durch ein anderes, das schöner und größer war, also daß das junge Ehepaar nichts verlor bei der Geschichte.

Diese Beispiele könnte ich leicht verdoppeln und verzehnfachen: Charles Jacque protestierte einst gegen die öffentliche Versteigerung eines ihm zugeschriebenen Bildes und mußte nachher zugeben, daß das Bild wirklich von ihm war; der Maler und Bildhauer Gérôme wollte ein oder zwei Jahre vor seinem Tode dem Kunsthändler Bernheim einen Prozeß machen, weil er eine Fälschung im Schaufenster stehen hatte, und mußte nachher eingestehen, daß er das betreffende Bild selbst gemalt hatte; der Maler Damoye schrieb einen Brief an die Blätter und erklärte, daß drei in Paris mit seinem Namen versteigerte Bilder Fälschungen seien, um nachher kleinlaut zuzugeben, daß es sich um echte Erstlingsarbeiten handelte usw. ad infinitum. Wenn aber so etwas am grünen Holze geschieht, wenn sogar die Urheber selbst sich über ihre Bilder täuschen, dann gehen die Irrtümer der Sachverständigen und der Kunsthändler erst recht bis ins Unendliche, und ich müßte einen dicken Folioband vollschreiben, wollte ich alle diese Irrtümer anführen.

Daraus kann jedermann ermessen, wie schwer es ist, über die Echtheit eines Kunstwerkes zu entscheiden, und wie leicht, Fälschungen für echt auszugeben. Und da die meisten Käufer von Kunstwerken nicht auf den Inhalt, sondern auf die Etikette schauen, so ist es ganz natürlich, daß geriebene Geschäftsleute sich das zunutze machen, und daß die Fälschung von allerlei Kunstwerken zu einer großartigen Industrie geworden ist. Ich könnte Ihnen gleich ein gutes Dutzend Maler bei Namen nennen, die sonst nichts tun, als alte und neue Meister zu fälschen. Auch das gereicht dem Laien zur Verwunderung, denn er meint natürlich, die Fälschung von Kunstwerken werde so heimlich und verschwiegen betrieben wie etwa die Falschmünzerei oder ähnliche lichtscheue Gewerbe. Das ist ein großer Irrtum: die Fälschung von Kunstwerken ist beinahe ein legitimes Gewerbe, legitim deshalb, weil der Fälscher seine Arbeit fast niemals für etwas anderes ausgibt, als was sie wirklich ist. Nicht der Fälscher ist der Spitzbube, sondern der Händler, der die Fälschung als echt verkauft. Der Fälscher kommt niemals in direkte Berührung mit dem Käufer. Er arbeitet für den Händler, der, um nachmals tausende zu verdienen, ihm hundert Franken bezahlt.

Der Fälscher fürchtet sich nicht im geringsten vor der Öffentlichkeit. Wenn ich seinen Namen und seine Adresse nennen wollte, wäre mir der Mann sehr dankbar für diese Reklame, die er nicht im allergeringsten als Denunziation empfinden würde. Einer der am meisten beschäftigten Pariser Fälscher war der vor einem oder zwei Jahren gestorbene Gatti, den ich oft in seiner Werkstatt besucht habe, dessen Mitarbeiter ich zum Teil sehr genau kannte, und dessen Geschäft jetzt von seinem Nachfolger schwungvoll, obschon nicht ebenso genial, weiterbetrieben wird. Gatti führte jeden Besucher bereitwillig in seiner weitläufigen Werkstatt herum, die mit echten und falschen Arbeiten angefüllt war. Er machte nicht den geringsten Hehl aus seinem Gewerbe, er sagte jedem Besucher und jedem Käufer, was da echt und was gefälscht war, und er freute sich meisterlich, wenn man absolut keinen Unterschied zwischen Original und Fälschung fand.

Seine Spezialität war das XVIII. Jahrhundert, das er besser kannte als die allermeisten Museumsdirektoren und sonstigen Sachverständigen; aber er lieferte auch alte Holländer, Spanier und Italiener, und wer einen falschen Corot, Diaz oder Courbet haben wollte, fand ihn in der gewünschten Größe und im erforderlichen Thema. Gatti war der Leiter eines großartigen Unternehmens, für das ein paar Dutzend Maler und Schnitzer arbeiteten. Ein jeder dieser Mitarbeiter hatte seine Spezialität: der eine lieferte Teniers, der andere Watteau, der dritte Corot, der vierte Henner oder Ziem. Wie gesagt, war das XVIII. Jahrhundert sein eigentliches Gebiet. Er kaufte Sänften, Klaviere, Windschirme usw. aus jener Zeit. Damals ließen die reichen Leute sich ihre Möbel von den größten Malern ausschmücken. Watteau, Pater, Lancret usw. haben Klaviere und Windschirme, Fächer und Spinde bemalt. Ärmere Leute aber begnügten sich mit weißlackierten und vergoldeten Möbeln. Gatti kaufte diese echten, aber unscheinbaren Sachen, entfernte den weißen Lack und ließ die Gegenstände mit passenden Sujets bemalen. Eine Unmenge Werke der genannten Maler ist verschwunden, aber man kennt sie von Kupferstichen, die einst nach ihnen angefertigt wurden. Diese Kupferstiche liefern dem Fälscher die nötigen Vorbilder, die er nur zu kopieren braucht, wenn er sie nicht durch Weglassungen und Zutaten, durch Umstellungen und Kombinationen verändern will. Der Fabrikant verkauft den so vollendeten Gegenstand an den Händler, ohne ihm ein X für ein U vorzumachen, der Händler aber läßt sich nachher den Preis zahlen, den der echte Gegenstand wert wäre. So haben die amerikanischen Milliardäre ihre Paläste mit Decken- und Wandmalereien von berühmten Meistern des XVIII. Jahrhunderts ausschmücken und mit Möbeln aus der nämlichen Zeit und von der nämlichen Meisterhand anfüllen können, die sie um den zehnten oder zwanzigsten Teil des gezahlten Preises bei Gatti gefunden hätten. Sehr oft machte es Gatti, wie es gleichzeitig oder vorher Spitzer gemacht hat. Spitzer ließ authentische Rüstungen des Mittelalters oder der Renaissance mit Inkrustationen und Damaszierungen bedecken, also daß aus der Rüstung eines einfachen Kriegsmannes die Prunkrüstung eines Königs oder Fürsten wurde. Oder er fabrizierte aus einer echten Rüstung zwanzig falsche, deren jede ein echtes Stück hatte. An der einen war eine Armschiene, an der anderen der Helm echt usw. und die Geschicklichkeit des Fälschers liegt darin, daß die Aufmerksamkeit des Käufers und Beschauers gerade dem echten Teile zugelenkt wird. So machte Gatti aus einem Windschirm mit fünf Blättern fünf Windschirme, deren jeder ein echtes Blatt hatte.

Wenn es zu einem Skandal kommt, wird niemals der eigentlich Schuldige, sondern der arme Teufel von Maler gefaßt, den man gewiß nicht hart strafen kann, denn er arbeitet für einen Hungerlohn, und er gibt die Fälschung nie für echt aus. Vor ein paar Jahren war die Rede von dem Maler Elina, der falsche Willettes, Steinlens, Chérets usw. angefertigt hatte. Damals erfuhr man, daß der Maler für zehn Zeichnungen fünfzehn Franken erhalten hatte. Wie will man mit einem solchen armen Teufel streng ins Gericht gehen, der kaum das trockene Brot verdient? Dem Händler aber ist nichts anzuhaben, denn man kann ihm fast niemals nachweisen, daß er die Fälschungen wirklich für Fälschungen gehalten hat. Außerdem setzt er sich nur einer sehr geringen Strafe aus. Wer Banknoten oder Dokumente fälscht, kommt ins Zuchthaus, wer aber Kunstwerke fälscht, riskiert weiter nichts als eine Geldstrafe und im schlimmsten Falle ein paar Tage Gefängnis. Wo aber die Strafe so gering, der Gewinn so groß ist, wird es niemals an Leuten fehlen, die von der Torheit ihrer Zeitgenossen Gewinn ziehen.

Nun höre ich die entsetzte Frage: Aber wie in aller Welt soll man sich vor den Fälschern und ihren Arbeiten schützen?

Die Antwort ist sehr einfach: Wer Zigarren oder Wein kauft, der richtet sich nicht nach der aufgeklebten Etikette und nach dem Namen, sondern er probiert und nimmt, was ihm zusagt. Genau ebenso sollte es der Käufer von Kunstwerken machen. Er sollte nicht aus Snobismus kaufen, was einen berühmten Namen trägt, sondern was ihm gefällt. Und wenn der Mann eine Landschaft nur darum kauft, weil er in der nämlichen Gegend seine Sommerferien verbracht hat, ein Mädchenköpfchen nur deshalb, weil es ihm „so süß“ vorkommt, ein Jagdstück nur deshalb, weil er selbst Jäger ist, so ist das immerhin tausendmal vernünftiger, als wenn er sich einzig um den Namen eines Künstlers kümmert. Er beweist durch seine Einkäufe vielleicht, daß er nichts von Kunst versteht, aber warum sollte er etwas davon verstehen? Der Fabrikant, der Kaufmann hat in seinem Berufe hinlänglich zu tun, um zum Kunststudium keine Zeit zu haben, und nur sehr törichte Menschen werden ihn darum verachten. Wer aber absolut Bilder von berühmten Leuten haben will, der kaufe direkt von dem Maler und gehe nicht zum Händler oder zu den Versteigerungen.

Ich weiß sehr wohl, daß diese Ratschläge nichts nützen werden: der Parvenü und Snob wird nach wie vor berühmte Namen kaufen. Aber sollen wir den Mann dann beklagen und entrüstet tun über den Händler, der ihn hineingelegt hat? Ich glaube kaum! Derartige Narren verdienen weiter nichts, als daß man sie auslacht, und die Dummen sind nun einmal in der Welt, um von den Klügern ausgebeutet zu werden. Aus diesem Grunde wird die Kunstfälschung auch ewig dauern, denn Dummköpfe wird es ewig geben.

Bedeutung und Entstehung des deutschen National-Wohlstands.

Von Prof. Dr. Richard Ehrenberg.

Es ist jetzt sehr üblich, die hohe Blüte des deutschen National-Wohlstands zu preisen. Aber nicht selten sind dieselben Leute, die dies tun, eifrig beschäftigt, ihn zu untergraben, indem sie die Kräfte, die ihn hauptsächlich geschaffen haben, verkennen und bekämpfen. Andere wieder gibt es, die den deutschen National-Wohlstand überhaupt gering schätzen, die ihn nicht einmal zur „Kultur“ rechnen, sondern nur zur „Zivilisation“, worunter etwas Minderwertiges verstanden wird, oder etwas Selbstverständliches, was man nicht als eine besondere Errungenschaft rühmen sollte.

Die Deutschen neigen nun einmal zum doktrinären Radikalismus und fallen dabei leicht aus einem Extrem ins andere. Bis etwa 1840 waren sie begeistert für das Schöne und spielten nebenbei mit politisch-revolutionären Ideen. Seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. begann eine Zeit des politischen Feuereifers, der aber rasch verglühte. Als die revolutionäre Bewegung von 1848 ins Stocken geriet, schrieb Werner Siemens seinem Bruder:

> Der deutsche Michel hat mit Schmerz seinen leer werdenden Geldbeutel befühlt und brummt: „O selig, ein Kind noch zu sein!“ Bald wird er wieder schlafen.

Schlafen gegangen ist Michel nicht; aber er hat sich der Pflege der materiellen Interessen zugewendet; er ist reich geworden und ein bis zwei Menschenalter hindurch hat er nur Sinn für den Erwerb gehabt. Dabei sind andere Interessen zu kurz gekommen, und eine Reaktion mußte früher oder später kommen.

Die Reaktion hat jetzt mit elementarer Kraft eingesetzt, und ebenso, wie man früher die materiellen Güter überschätzte, ist man jetzt geneigt, sie zu unterschätzen.

Anderseits aber sind die Volksklassen, welche bei dem allgemeinen Ringen um Erwerb ins Hintertreffen geraten, das heißt nicht so stark vorwärtsgekommen sind, wie sie selbst es wünschen, eifrig bestrebt, das Versäumte nachzuholen. So entspinnt sich immer wieder ein wütender Kampf um den Futternapf. Er vollzieht sich unter lebhafter Mitwirkung derselben Sozialreformer, die sonst von Geld und Gelderwerb mit äußerster Geringschätzung zu sprechen lieben. Freilich glauben viele von ihnen, daß gerade jene scheinbar „enterbten“ Klassen für den National-Wohlstand das meiste geleistet und nur durch soziales Unrecht um ihren Lohn betrogen worden sind. Wie es damit steht, soll nachher erörtert werden.

Andere Volksklassen sind ebenfalls nicht frei vom „Sozialen Neide“, obwohl sie jedenfalls nicht Unterdrückte, sondern Herrschende sind und dazu berufene Pfleger idealer Gesinnung, sich auch durchaus als solche fühlen, Angehörige der „Liberalen Berufsarten“: Beamte, Richter, Lehrer, Ärzte usw. Sie werden überhaupt nur zum Teil in Geld entlohnt, zum anderen Teile in sozialer Ehre und in Freude an der eigenen Arbeit. Sie sollen nur so viel einnehmen, um anständig leben zu können, was allerdings ein sehr dehnbarer Begriff ist. Soweit sie dazu nicht imstande sind, bedürfen sie durchaus einer Vermehrung ihrer Einkünfte, und tatsächlich ist das jetzt weitgehend der Fall, namentlich bei den fest besoldeten Beamten, deren Einnahmen, gegenüber der allgemeinen Teuerung, schon längst nicht mehr ausreichen zur Bestreitung einer anständigen Lebensführung. Aber was darüber hinausgeht, ist gerade bei dieser Klasse durchaus von Übel. Sie soll in ihrer Lebensführung den anderen Klassen ein Vorbild edler Schlichtheit geben, eine Pflicht, die oft in Vergessenheit geraten ist. Überhaupt werden innere Lebensbedürfnisse und äußere Lebensansprüche oft miteinander verwechselt.

In diesem brodelnden Hexenkessel berechtigter und unberechtigter, hoher und niedriger Bestrebungen ist es schwierig, Klarheit zu verbreiten. Und doch muß es versucht werden, so schmal auch der Weg ist, den die kleine Leuchte erhellt. — — — — —

Über den wirtschaftlichen Zustand Deutschlands vor 1848 sind wir nur recht unvollkommen unterrichtet. Manches hierher Gehörige habe ich in der Einleitung meines Buches „Die Unternehmungen der Brüder Siemens“ veröffentlicht. Daraus und aus anderem seitdem ermittelten Material ist das Folgende entnommen.

Die ganze Dürftigkeit des damaligen Zustands können wir uns kaum noch vorstellen. In Berlin und Hamburg verdienten gewöhnliche Tagelöhner bei ständiger Beschäftigung (die aber oft nicht vorhanden war) und wenn die Familie im Jahre etwa 150 Mark dazu verdiente, jährlich ungefähr 550 Mark. Soviel brauchte eine Familie von fünf Köpfen bei notdürftigster Lebenshaltung in Berlin und Hamburg zur Aufrechterhaltung der nackten Existenz. In Essen verdiente ein Tagelöhner um dieselbe Zeit nur 300 Mark jährlich, in Rostock 350 bis 400 Mark.

Die Obergrenze des täglichen Lohnverdienstes war im Berliner Handwerk (Kost und Wohnung eingerechnet) anderthalb bis zwei Mark, in der Berliner Industrie drei Mark, also 900 Mark jährlich, bei 300 Ar-

beitstagen, die aber sicher meist nicht erreicht wurden. In Essen war, unter der gleichen Voraussetzung, die Obergrenze etwa 750 Mark. Der durchschnittliche Jahresverdienst betrug in Berlin höchstens 700 Mark, in Essen 400 Mark.

Die preußischen Landschullehrer hatten 1842 ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 250 Mark, während der Lebensunterhalt einer ländlichen Arbeiterfamilie von fünf Köpfen 1848 im Durchschnitt der ganzen preußischen Monarchie 350 Mark erforderte; allerdings waren die Preise von 1842 bis 1848 gestiegen, aber nicht entfernt in diesem Verhältnisse.

Die Lebenshaltung vieler Handarbeiter schildert Friedrich List 1844 folgendermaßen:

> Als „notwendigste Lebensbedürfnisse" versteht man in vielen Gegenden Deutschlands Kartoffeln ohne Salz, eine Suppe mit Schwarzbrot, zur höchsten Notdurft geschmälzt, Haferbrei, hier und da schwarze Klöße. Die, welche sich schon besser stehen, sehen kaum in der Woche einmal ein bescheidenes Stück frisches oder geräuchertes Fleisch auf ihrem Tisch, und Braten kennen die meisten nur vom Hörensagen. Ich habe Reviere gesehen, wo ein Hering, an einem an der Zimmerdecke befestigten Faden mitten über dem Tisch hängend, unter den Kartoffelessern von Hand zu Hand herumging, um jeden zu befähigen, durch Reiben an dem gemeinsamen Tafelgut seiner Kartoffel Würze und Geschmack zu verleihen.

Auch die höheren Beamten waren meist noch kärglich besoldet. Der jüngste Berliner Stadtrat bezog 2400 Mark, der älteste 4500 Mark Gehalt, ein Regierungsrat beim Polizeipräsidium 3000 Mark, ein Geheimer Postrat 4500 Mark, der Berliner Oberbürgermeister 15 000 Mark.

Von siebeneinhalb Millionen preußischen Klassensteuerpflichtigen bezahlten nur 350 den höchsten Steuersatz von 432 Mark; in der obersten Hauptklasse, deren Steuersätze schon bis auf 72 Mark herunterreichten, befanden sich nur 4600 Steuerzahler.

In der ganzen Lebenshaltung des höheren Bürgerstandes herrschte noch das Bestreben nach möglichster Billigkeit, so daß ein in Deutschland reisender Franzose, der namentlich viel mit Kaufleuten und Fabrikanten verkehrte, verwundert äußerte:

> Man hört oft in Gesellschaft die Frauen sich in einem Wettstreit ergehen, wer die und die Artikel für die Toilette und den Haushalt am billigsten gekauft hat; darein setzen sie den nämlichen Stolz, den unsere Damen darein setzen, den hohen Preis, den sie für die glänzenden Neuigkeiten der Mode bezahlt haben, auszuposaunen.

Aus den Erzählungen unserer eigenen Eltern wissen wir zur Genüge, wie einfach damals der Lebenszuschnitt in bürgerlichen Kreisen war. Besonders charakteristisch aber für die Art, wie mühselig junge Leute aus guten Bürgersfamilien sich damals durchschlagen mußten, ist der anfängliche Lebensgang derjenigen beiden Männer, welche die Führer unserer ganzen wirtschaftlichen Entwicklung geworden sind: der Lebensgang von Werner Siemens und Alfred Krupp.

Werner Siemens hatte in den Jahren 1835 bis 1852, d. h. bis zu seinen ersten größeren geschäftlichen Erfolgen oft nicht genug Geld, um die notwendigsten Ausgaben für sich und seine jüngeren Brüder zu bestreiten. Sein Bruder Carl — erst kürzlich als letzter der Brüder verstorben — mußte sich noch 1852 in Paris, wo er für Werners Erfindungen arbeitete, etwas Geld leihen, um morgens Kaffee trinken zu können; wochenlang war er so abgebrannt, daß er Hunger litt. Die Lage von Friedrich Siemens, dem Erfinder des Regenerativofens, der die ganze Industrie revolutioniert hat, war noch 1861 so prekär, daß er sich von Werner 400 Mark zur Bezahlung von Schulden und weitere 400 Mark erbat, um ein halbes Jahr „ganz anständig" leben zu können.

Noch kümmerlicher ging es Alfred Krupp viele Jahre lang. Er sprach von dieser Zeit später im Kampfe mit der Sozialdemokratie in schlichten Worten voll herbem Kraftgefühl:

> Es ist bekannt, daß 1826 die verfallene Gußstahlfabrik ohne Vermögen mir zur Führung anvertraut wurde. Mit wenigen Leuten fing ich an; sie verdienten mehr und lebten besser als ich. So ging es fast 25 Jahre fort mit Sorgen und mühevoller Arbeit, und als ich dann eine größere Zahl von Leuten beschäftigte, war dennoch mein Vermögen geringer, als was heute mancher Arbeiter der Gußstahlfabrik besitzt.

Will man sich über die Veränderungen Rechenschaft ablegen, die mit dem deutschen National-Wohlstand seit 1850 vorgegangen sind, so darf man sich nicht an die „Statistik" im eigentlichen Sinne dieses Worts, d. h. an die amtliche Massenstatistik wenden. Sie verfügt tatsächlich über keine Materialien, aus denen wir jene Veränderungen mit einiger Sicherheit ersehen können. Handelsstatistik, Gewerbestatistik, Berufsstatistik, Einkommen-Steuerstatistik, Verbrauchsstatistik reichen teils überhaupt nicht so weit zurück, teils liefern sie höchstens unbestimmte Indizien, dagegen kein unmittelbares Beweismaterial. Der Bevölkerungsstatistik vollends lassen sich nur rohe Umrisse entnehmen.

Wesentlich weiter gelangen wir, wenn wir die wirtschaftliche Lage der in einer einzelnen großen Unternehmung beschäftigten Personen während des ganzen Zeitraums beobachten können. So ist z. B. eine systematische und genaue Untersuchung der Arbeitslöhne einer einzelnen großen Unternehmung, wie es die Firma Krupp ist, ein wichtiges Mittel wissenschaftlicher Erkenntnis, namentlich wenn sie sich für einen langen Zeitraum durchführen

läßt. Schon rohe Durchschnittszahlen sind dann von Wert, der aber durch möglichst weitgehende Individualisierung noch wesentlich gesteigert werden kann.

Dabei ergibt sich sogleich, daß der durchschnittliche Jahresverdienst eines Kruppschen Handarbeiters von 1850 bis 1906 von 400 auf 1600 Mark gestiegen ist, der Höchstverdienst von 750 auf über 3000 Mark. Zahlreiche Arbeiterfamilien verdienen aber weit mehr, z. B. wenn neben einem noch rüstigen Vater mehrere im Haushalt lebende Kinder ebenfalls erwerbstätig sind. Solche Familien verdienen oft 5000 bis 6000 Mark. Der Durchschnitt beträgt für die Haushalte mit vier erwerbstätigen Personen fast 5000 Mark. Die Untergrenze des Jahresverdienstes normaler Arbeiter liegt etwa in der Gegend von 1000 Mark. Die Arbeiter, die wesentlich weniger verdienen, sind ganz jugendliche Anfänger und Halbinvaliden.

Demnach hat sich in Essen der Geldverdienst der Handarbeiter mindestens verdreifacht, wahrscheinlich eher vervierfacht. Diese Zunahme ist vermutlich größer, als die durchschnittliche für ganz Deutschland, da die Entwicklung in Essen besonders stürmisch war. In Mecklenburg haben sich die Arbeitslöhne im gleichen Zeitraume nur verdoppelt bis verdreifacht. Aber das wird wieder erheblich unter dem Reichsdurchschnitt liegen. Im Reichsdurchschnitte wird ungefähr eine Verdreifachung sich vollzogen haben.

Die Preise der Verbrauchsgüter sind nicht entfernt im gleichen Verhältnisse gestiegen, trotz der neuesten Teuerung, die dauernd kaum bestehen bleiben wird. Bei dem voraussichtlich bald eintretenden Rückgange der Konjunktur werden die Preise, nach früheren Erfahrungen, stärker zurückgehen als die Löhne. Von 1850 bis 1906 haben sich in Essen die Fleisch- und Butterpreise, sowie die Wohnungsmieten ungefähr verdoppelt. Dagegen scheinen die Preise der Kartoffeln und das Schwarzbrotes ungefähr die gleichen geblieben zu sein; Weißbrot ist sogar billiger geworden, noch mehr anderes, z. B. der Zucker. Eine genaue Berechnung läßt sich noch nicht anstellen; aber mit Vorbehalt schätze ich die durchschnittliche Preissteigerung auf höchstens hundert Prozent; wahrscheinlich werden es weniger sein und im Reichsdurchschnitt sicher nicht mehr, eher umgekehrt.

In welchem Maßstabe sich gleichzeitig die Lebensansprüche gehoben haben, kann man z. B. daraus ersehen, daß von folgenden Waren bei uns auf den Kopf der Bevölkerung verbraucht wurden:

	1846/50	1906
	kg	kg
Kaffee	1,34	3,02
Zucker	3,00	16,60
Kakao	0,02	0,55
Reis	0,43	2,73
Südfrüchte	0,06	2,71.

Der Verbrauch von Rind- und Schweinefleisch ist im Königreich Sachsen in dem Zeitraume 1845/54 bis 1900 von 17 auf 41 Kilogramm für den Kopf der Bevölkerung gestiegen.

Die normale tägliche Arbeitszeit ist im gleichen Zeitraume von zwölf auf zehn Stunden zurückgegangen. Im Handwerk wurde um 1850 oft noch wesentlich länger gearbeitet als zwölf Stunden. Die deutschen Handarbeiter brauchen also jetzt eine kürzere Zeit, als vor 50 bis 60 Jahren, um einen weit höheren Lohn zu verdienen. Dagegen hat die Intensität der Arbeit zweifellos zugenommen, ist aber neuerdings wieder im Rückgange begriffen.

Nehmen wir an, daß die Preise der Verbrauchsgüter sich seit 1850 im Durchschnitt verdoppelt, die Arbeitslöhne sich verdreifacht haben, lassen wir ferner Arbeitszeit und Arbeitsintensität unberücksichtigt, so ergibt sich, daß die wirtschaftliche Lage der deutschen Arbeiterschaft sich ungefähr um 50% verbessert haben wird, eher mehr als weniger. Allerdings strengen sich die deutschen Handarbeiter jetzt, trotz des Rückganges der Arbeitszeit und neuerdings auch wieder der Arbeitsintensität, vermutlich mehr an, als um 1850; aber höchst wahrscheinlich ist ihre Lebenshaltung noch mehr gestiegen.

Außerdem ist jetzt weit besser als früher für die Zeit der Arbeitslosigkeit gesorgt. An Entschädigungen nach Unfällen, in Krankheit und Invalidität wurden von 1885—1905 auf Grund des Versicherungszwanges über 5 Milliarden Mark ausgezahlt, im Jahresdurchschnitt etwa 250 Millionen Mark, im Jahre 1905 schon über eine halbe Milliarde. Etwa die Hälfte dieser Leistungen haben die Arbeiter selbst aufgebracht, mit anderen Worten: sie haben in 21 Jahren etwa 3 Milliarden Mark für die Zeiten der Arbeitslosigkeit, auf Grund des Versicherungszwanges, erübrigt; die andere Hälfte ist von den Arbeitgebern und vom Reiche beigetragen worden. Dazu kommen dann noch die privaten Leistungen für Zwecke der Arbeiterwohlfahrt; sie betrugen z. B. allein bei der Firma Krupp 1905: 5½ Millionen Mark, wovon die Firma etwa 70%, die Arbeiter und sonstigen Angestellten etwa 30% beigetragen haben. Wenn man berechnen könnte, was jetzt durch zahllose private Veranstaltungen zugunsten der handarbeitenden Volksklasse mehr geleistet wird als vor 50 Jahren, so würde sich ein Betrag von erstaunlicher Höhe ergeben.

Wir dürfen uns freuen, daß die Zunahme unseres National-Wohlstandes uns derartige Mehrleistungen ermöglicht.

Wie steht es jetzt, im Gegensatze zu der Zeit von 1850, mit der Befriedigung geistiger Bedürfnisse? Zeitweilig sind diese ja, wie wir schon wissen, zweifellos in den Hintergrund getreten. Aber schon seit geraumer Zeit hat ein unerhörter Kulturhunger das ganze Volk ergriffen, und Gelegenheit, ihn zu befriedigen, ist überreichlich vorhanden.

Wie würde im Jahre 1850 eine Kunstgewerbe-Ausstellung ausgesehen haben, im Vergleich etwa zur letzten Dresdener Ausstellung? Wie viele von den heutigen Berliner Museen gab es vor 1870? Was war früher von unseren zahllosen billigen Fortbildungskursen vorhanden? Von den billigen Ausgaben guter Bücher? Von den Volksbibliotheken? Wie viele Leute gab es um 1850, die von ihrem Vaterlande etwas anderes kennen lernten, als die unmittelbare Nachbarschaft ihres Geburtsortes? Wie viele konnten es sich gestatten, in die Schweiz und nach Italien zu reisen? Was war von unserem Konzertwesen schon vorhanden oder gar von den billigen Volkskonzerten?

Dies alles ist nur ermöglicht worden durch die gewaltige Zunahme unseres National-Wohlstandes. Gewiß steckt in alledem noch viel Modetorheit. Gewiß fehlt es noch gar sehr an ruhiger Vertiefung. Aber nur ein Blinder kann verkennen, daß nicht allein die Lust, sondern auch die Muße zur Erlangung von Bildung neuerdings wesentlich gewachsen ist, daß das ganze Volk hierdurch immer mehr die Möglichkeit erlangt, an den Gütern der Kultur teilzunehmen.

Wir sind zweifellos schon sehr geneigt, die Bedeutung der Bildung zu überschätzen, besonders die der bloßen Kenntnisse. Das ungestüme Andrängen aller Volkskreise nach den Stätten höchster Bildung hat etwas Fieberhaftes, was nicht dauern kann. Aber wer wollte leugnen, daß jedenfalls die Möglichkeit, vorwärts zu kommen im Leben, durch jene vielseitigen Bildungsgelegenheiten außerordentlich zugenommen hat!

Auch die Wertschätzung des inneren Wertes geistiger Güter, ohne Rücksicht auf ihren äußeren Nutzen, hat wesentlich zugenommen. Gerade die starke idealistische Strömung der deutschen Gegenwart ist wohl ihr am meisten charakteristisches Merkmal. Gewiß ist sie eine Reaktion gegen die frühere Überschätzung materieller Güter. Aber daß die Deutschen sich den schönen Luxus ihres alten Idealismus wieder gestatten können, verdanken sie der rastlosen Erwerbsarbeit ihrer Väter. Diese haben den festen Boden geschaffen, auf dem die Existenz der deutschen Volksgemeinschaft, ihre Wohlfahrt, ihre Kultur sich jetzt vergleichsweise sehr viel sicherer und stetiger als früher entwickeln kann.

Die gewaltige politische Arbeit der letzten beiden Generationen bedurfte der Ergänzung durch die wirtschaftliche Arbeit. Nur ein wohlhabendes Volk kann in seinen eigenen Grenzen 60 Millionen Menschen ernähren, weit reichlicher ernähren als 1850 35 Millionen. Nur ein wohlhabendes Volk kann ein Heer von 600000 Mann Friedensstärke unterhalten, eine aufblühende Kriegsflotte von über 100 Schiffen aus dem Nichts schaffen. Ohne diese politische und wirtschaftliche Leistung wäre auch der neuerdings sich entfaltende Aufschwung der geistigen Kultur unmöglich.

Das vergessen unsere Sozialethiker und Sozialästhetiker allzuoft, wenn sie auf die Erwerbsarbeit und ihre unmittelbaren Erfolge herabsehen.

Goethe hat es besser gewußt, als er dem deutschen Volke für seine nächste Zukunft den Spruch mitgab: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen!“ Auch zum Edlen, zur Humanität! Freilich kann der Volksgeist im Wohlleben ersticken, und manche traurigen Erscheinungen haben uns diese Gefahr dicht vor die Augen gerückt. Aber gerade dabei hat sich gezeigt, daß sie bei uns überwunden werden kann.

Weder im Erwerbsleben, noch im häuslichen Leben ist bei uns die sittliche Fäulnis der Überkultur so verbreitet, wie die Sozialpessimisten glauben machen wollen. In derselben Volksschicht, die den deutschen National-Wohlstand hauptsächlich geschaffen hat, im erwerbstätigen Bürgerstand, wird Sitte und Zucht besonders strenge behütet. Die Ausnahmen werden gerade im Kreise der eigenen Berufsgenossen am härtesten verurteilt.

Ebenso falsch und ungerecht ist es, wenn unsre industriellen Unternehmer von den Sozialethikern so oft als Despoten und Blutsauger dargestellt werden. Sie haben ein naturgemäßes starkes Interesse daran, ihre Gehilfen gut zu behandeln; denn nur auf solche Weise können sie sich einen treuen Stamm von Hilfskräften erhalten, was das dauernde Interesse der Unternehmung dringend erfordert. Darüber hinaus bekunden zahlreiche deutsche Unternehmer ihren Gehilfen ein starkes persönliches Interesse. Gewiß muß dieses sich noch steigern und verallgemeinern. Aber was geschieht nicht auch anderseits unausgesetzt, um es zu ertöten! Ein ganz ungewöhnliches Maß von Einsicht und Menschenliebe gehört dazu, um trotz aller Verkennung und maßlosen Bekämpfung an dem naturgemäßen Wohlwollen des Unternehmers für seine Mitarbeiter festzuhalten.

Wenn das geistige Verständnis für die Existenzbedingungen wirtschaftlicher Unternehmungen und namentlich für die Bedeutung der Unternehmer sich wieder einstellt und auch im Verhalten der Hilfskräfte erkennbar zutage tritt, werden die Unternehmer ihrerseits ebenfalls wieder mit mehr Freude sich an der sozialen Arbeit beteiligen.

— — — — — — — — — — —

Die Sozialisten behaupten, der Reichtum des Volkes werde von den „Arbeitern“ d. h. von den Handarbeitern geschaffen. Und auch die herrschende Richtung der „bürgerlichen“ Nationalökonomie hält sich keineswegs frei von diesem Aberglauben. Das ganze unausgesetzt sich wiederholende Gerede von dem sogenannten „Kapitalismus“, von der „kapitalistischen Unternehmung“ usw. entstammt der Anschauung, daß die „Arbeiter“ den Produktionsertrag erzielen, daß dagegen die „Kapitalisten“ mittels der Verfügung über Kapital die „Arbeiter“ ausbeuten, ihnen

einen Teil des Produktionsertrages entreißen. Ein wunderbarer Massenirrtum, einer der bemerkenswertesten Belege für die Macht eines hohlen Doktrinarismus!

Überall im Menschenleben hat doch der menschliche Geist alle Kultur geschaffen; nur im wirtschaftlichen Leben soll dies nicht gelten! Schon recht elementare Beobachtungen zeigen uns, wie es damit bestellt ist.

Ein tatkräftiger junger Geschäftsmann wie Alfred Krupp, der nicht über nennenswertes eigenes Vermögen, wohl aber über etwas Kredit verfügt, begründet eine Unternehmung oder — wie es bei Krupp geschehen ist — er übernimmt das vollkommen heruntergewirtschaftete Geschäft seines Vaters: er legt das verfügbare Kapital teils in Baulichkeiten, Maschinen usw. an, teils verwendet er es für den Betrieb: zur Beschaffung von Rohmaterial, zur Entlohnung der Arbeiter usw. Damit ist aber die Unternehmung noch nicht existenzfähig. Das hatte ja der Vater Alfred Krupps auch getan, und doch war dessen Unternehmung wieder zugrunde gegangen. Existenzfähig ist die Unternehmung erst, wenn dauernd Reinerträge erzielt werden. Bis dahin weiß der Unternehmer nicht einmal, ob er das aufgewendete Kapital wieder erlangt, geschweige denn, ob er für seine eigene Arbeit einen Entgelt bekommt. Ist das nicht der Fall, so geht die Unternehmung zugrunde, das hineingesteckte eigene und fremde Kapital geht verloren, der Unternehmer büßt seinen Kredit ein und damit auch die Möglichkeit, eine neue Unternehmung zu begründen; er wird als Unternehmer existenzunfähig. Seine Gehilfen dagegen wissen von dem Augenblick ihrer Anstellung an, welcher Entgelt ihnen zuteil wird; sie verlieren ihn erst, wenn die Unternehmung zugrunde geht, und dies hindert sie nicht, in ihrer Lebenssphäre wieder Beschäftigung zu finden.

Reinerträge zu erzielen und damit die Unternehmung existenzfähig zu machen vermag nur der Unternehmer, aber nicht, weil er über Kapital verfügt, erzielt er Reinerträge. Über eigenes Kapital verfügt er anfangs entweder gar nicht oder ganz unzureichend, und auch die Verfügung über fremdes Kapital ermöglicht es ihm noch nicht, Reinerträge zu erzielen.

Wie wir bei dem Falle Krupp schon gesehen haben, ist mit der bloßen Verfügung über Kapital noch gar nichts gewonnen. Es besteht überhaupt kein Zusammenhang zwischen der Verfügung des Unternehmers über Kapital und zwischen der Rentabilität der Unternehmung. Dagegen besteht ein sehr enger Zusammenhang zwischen der Befähigung des Unternehmers und der Rentabilität der Unternehmung. Das zeigt sich z. B. bei jedem Wechsel der Betriebsleitung. Wer exakte Beweise dafür zu haben wünscht, findet sie in dem von mir herausgegebenen „Thünen-Archiv". Dort ist u. a. an einem einzelnen Industriezweige, der Grünglas-Industrie, der exakte Beweis dafür erbracht worden, daß

1. die große Entwicklung dieses Industriezweiges in Deutschland das Werk deutscher Erfinder und Unternehmer ist, welche die für Deutschland vorher ungünstigen Produktionsbedingungen völlig umgestaltet und hierdurch auch den deutschen Handarbeitern wesentlich bessere Existenzbedingungen geschaffen haben, als sie früher vorhanden gewesen waren; daß dagegen

2. die entgegengesetzte Entwicklung in England das Werk der organisierten englischen Handarbeiter ist, die es verhindert haben, daß die englische Grünglas-Industrie sich entsprechend ihren sehr günstigen Produktionsbedingungen weiter entwickeln konnte; dadurch haben sie auch ihre Existenzbedingungen schwer geschädigt.

Ein anderes Beispiel, an dem man die Entstehung des deutschen Nationalwohlstands gut studieren kann, ist die Elektrizitäts-Industrie. Gleich der chemischen Industrie, ist sie recht eigentlich ein nationaler Produktionszweig der Deutschen, d. h. es kommen in ihr die eigenartigen produktiven Kräfte des deutschen Volkes besonders stark zur Geltung: die wissenschaftliche, die technische und die organisatorische Begabung. Ihnen verdankt die deutsche Elektrizitäts-Industrie ihre hohe Blüte. Und zwar war es im Anfang der Entwicklung ein einziger Mann, in dem jene Kräfte ihre stärkste Verkörperung erreichten: Werner Siemens, der Vater der deutschen Elektrizitäts-Industrie. Er ist das im buchstäblichen Sinne des Wortes geworden. Denn er hat nicht nur die erste bedeutende Unternehmung begründet, sondern aus dieser Unternehmung sind die anderen Unternehmungen oder doch ihre führenden Männer, ihre grundlegenden technischen Ideen meist direkt hervorgegangen. Eine Industrie, die jetzt in Deutschland allein ungefähr 100000 Menschen beschäftigt, in der zwei bis drei Milliarden Mark Kapital angelegt sind, die 1906 für 190 Millionen Mark Erzeugnisse exportierte (Börner, Die Geschäftslage der deutschen elektrotechnischen Industrie im Jahre 1906), eine solche Industrie führt ihren Ursprung zurück auf die Energie, auf das Genie eines einzigen Mannes.

Heinrich von Treitschke hat das oft wiederholte und oft bekämpfte Wort geprägt:

> Millionen müssen ackern und schmieden und hobeln, damit einige Tausende forschen, malen und regieren können. Der Sozialismus versucht umsonst, durch leeres Wutgeschrei diese herbe Erkenntnis aus der Welt zu schaffen.

Das Wort ist falsch. Es muß umgekehrt lauten:

> Einzelne müssen forschen, malen, regieren, erfinden, Unternehmungen begründen und leiten, damit Millionen ackern, schmieden, hobeln und sich dadurch ernähren können.

Schattenspiele. Von Klaus von Rheden.

Anfang November 1907 fand in München die Eröffnung der von Alexander von Bernus geleiteten Schwabinger Schattenspiele statt, und damit wurde eine uralte Kunst neuer Belebung zugänglich gemacht, nachdem sie in der Epoche der Romantik — in einer Zeit, da man aus der Realistik des Tages sich gern in eine stärkere Illusionsfähigkeit flüchtete — eine kurze Wiederauferstehung gefeiert hatte. Die Literatur über die Geschichte des Schattenspiels ist nicht umfangreich. Professor Dr. Georg Jacob in Erlangen hat 1901 bei Gelegenheit der Straßburger Philologenversammlung einen instruktiven Vortrag über das „Schattentheater in seiner Wanderung vom Morgen- zum Abendland" gehalten, den er zu einer „Geschichte des Schattentheaters" (Berlin bei Mayer & Müller, 1907) erweitert hat und der die beste Übersicht über die Entwicklung dieser eigenartigen Bühnenspiele gibt.

Die Forschung der letzten Jahre hat auch in bezug auf das Schattenspiel manche frühere Annahme über den Haufen gestoßen. Es ist ganz zweifellos, daß die Heimat des Schattentheaters im fernen Osten zu suchen ist und zwar in Indien, das ja auch die Heimatstätte der Marionetten ist. Die beiden großen brahmanischen Epen lieferten den stofflichen Inhalt, dessen Einfluß sich wieder in den javanischen Schattenspielen bemerkbar machte. Gerade auf Java hat das Schattentheater eine starke Popularität erlangt; die Figuren sind farbig und transparent, wenn auch künstlerisch nicht so durchgebildet wie die in Siam, die einen charaktervollen, selbständigen Stil aufweisen. Etwas später als die indische Literatur gedenkt die chinesische des Schattenspiels. Das erste sichere Zeugnis entstammt dem Ende des XI. Jahrhunderts verfaßten „Than-jóu", in dem mitgeteilt wird, daß zur Zeit des Kaisers Dschöntung, der von 1023 bis 1065 regierte, die öffentlichen Erzähler ihre Schilderungen mit Vorliebe durch Schattenspiele zu illustrieren pflegten. Durch die Mongolen mag das Schattenspiel in die islamischen Reiche getragen worden sein, in denen es bis zum XIII. Jahrhundert jedenfalls unbekannt geblieben ist. Arabische Verse aus dieser Zeit, die in späteren Anthologien mehrfach zitiert werden, erzählen von einem Mädchen:

„Sie läßt uns das Schattenspiel sehn, während der Vorhang sich diesseits von ihr befindet,
Da zeigt sie das Sonnenbild hinter lichten Wolken.
Sie läßt die Figuren hinter ihrem Vorhang spielen,
Wie ihre Taten mit den Menschen spielen."

Diese knappe Schilderung des Uagi-heddîn Diiâ' zeigt das Bild des Schattenspiels, wie wir es im javanischen Uajang finden. Ein Vorhang von riesigen Dimensionen ist ausgespannt; dahinter agiert der Dalang, der Spieler, mit seinen Figuren und erzählt die dargestellten Ereignisse, während das Orchester, der Gamelan, die Pausen ausfüllt und zuweilen auch gedämpft das Szenarium begleitet. Stofflich greifen die Darstellungen, wie erwähnt, auf die großen Hindudichtungen Mahâ-bhârata und Râmâiana zurück, javanisieren aber die Sagen und geben ihnen lokale Färbung. Die Puppen sind aus Leder geschnitten, bemalt, zum Teil durchsichtig und an Stielen aus Büffelhorn befestigt. Eine stattliche Sammlung solcher Uajangfiguren besitzt das Krefelder Kaiser Wilhelm-Museum, dem sie anläßlich der niederländisch-indischen Ausstellung von dem Susuhunan von Solo, Paku Buwono X., geschenkt wurden.

Etwa um die gleiche Zeit, da in der arabischen Literatur eine Schattenspielerin erwähnt wird (die vermutlich eine fremde Kurtisane war), erscheint diese Kunst auch bereits als Profession in Ägypten, wo nach dem Zeugnisse Ibn Higges sich Sultan Saladin (1137 bis 1193) trotz des Einspruchs der Geistlichkeit gern am Puppenspiel ergötzte. Was diese Spiele, an denen Saladin Gefallen fand, behandelten, wissen wir freilich nicht; vielleicht waren es geschichtliche Darstellungen, wie sie in Ägypten später

Erich Kuby, Der Ruf. Eine Tragödie des Gewissens. Aus den Papieren des Majors Egmont Zechlin. Scherz & Goverts, Stuttgart. 1946. 247 S. Leinen.

Erich Kuby, der Herausgeber der Zeitschrift „Der Ruf", hat sich mit diesem Buch ein Denkmal gesetzt. Es ist ein Denkmal für die Männer, die in Deutschland den Widerstand gegen Hitler organisierten, die ihr Leben dafür einsetzten, um ihrem Volk die Ehre zu retten, und die dafür in den Tod gingen. Kuby hat sich mit diesem Buch ein Denkmal gesetzt, weil er es verstanden hat, diesen Männern ein Denkmal zu setzen, ohne sie zu Heiligen zu machen. Er hat es verstanden, ihnen ein Denkmal zu setzen, ohne sie zu Helden zu machen. Er hat es verstanden, ihnen ein Denkmal zu setzen, ohne sie zu Märtyrern zu machen. Er hat es verstanden, ihnen ein Denkmal zu setzen, ohne sie zu Menschen zu machen.

Der Maler Wolfgang Frankenstein malt den Bildhauer Fritz Cremer, der ihn modelliert. Berlin, Sommer 1946

wird. Dann wird gewöhnlich Schwarz in Schwarz gedruckt, und zwar so, daß die Schrift etwas glänzt, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Rot ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann rot gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Gold oder Silber drucken, wobei Gold und Silber glänzend sind, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Blau ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann blau gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Grün drucken, wobei Grün glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Violett ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann violett gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Orange drucken, wobei Orange glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Braun ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann braun gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Grau drucken, wobei Grau glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Weiß ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann weiß gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Rosa drucken, wobei Rosa glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Türkis ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann türkis gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Lila drucken, wobei Lila glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellblau ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellblau gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelblau drucken, wobei Dunkelblau glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellgrün ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellgrün gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelgrün drucken, wobei Dunkelgrün glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellrot ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellrot gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelrot drucken, wobei Dunkelrot glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellgelb ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellgelb gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelgelb drucken, wobei Dunkelgelb glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellorange ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellorange gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelorange drucken, wobei Dunkelorange glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellbraun ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellbraun gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelbraun drucken, wobei Dunkelbraun glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellgrau ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellgrau gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelgrau drucken, wobei Dunkelgrau glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellweiß ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellweiß gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelweiß drucken, wobei Dunkelweiß glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellrosa ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellrosa gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelrosa drucken, wobei Dunkelrosa glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellviolett ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellviolett gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelviolett drucken, wobei Dunkelviolett glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellgrün ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellgrün gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelgrün drucken, wobei Dunkelgrün glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellrot ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellrot gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelrot drucken, wobei Dunkelrot glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellgelb ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellgelb gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelgelb drucken, wobei Dunkelgelb glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellorange ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellorange gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelorange drucken, wobei Dunkelorange glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellbraun ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellbraun gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelbraun drucken, wobei Dunkelbraun glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellgrau ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellgrau gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelgrau drucken, wobei Dunkelgrau glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellweiß ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellweiß gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelweiß drucken, wobei Dunkelweiß glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellrosa ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellrosa gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelrosa drucken, wobei Dunkelrosa glänzend ist, während der Grund matt bleibt. Auch Schwarz in Hellviolett ist sehr beliebt. Die Schrift wird dann hellviolett gedruckt, der Grund schwarz. Man kann auch Schwarz in Dunkelviolett drucken, wobei Dunkelviolett glänzend ist, während der Grund matt bleibt.

Bild 1. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 2. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 3. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 4. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 5. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 6. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 7. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 8. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 9. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Bild 10. Ein Kino in der Stadt. Man sieht die Leinwand und die Projektionslampe.

Universal-Bibliothek

Mit der Kamera in Bewegung: Peter Weibel, Die Kamera ist mein Pinsel, 1968, Filmstill, 16 mm, s/w, Ton, 10 Min.

Als Mitglied der „Wiener Aktionisten" Hermann Nitsch, Otto Mühl, Günter Brus und Rudolf Schwarzkogler hatte Peter Weibel (geb. 1944) bereits 1966 mit Aktionen und Performances begonnen, die sich gegen die Kunstinstitutionen richteten. Ab 1968 arbeitete er mit Valie Export zusammen, die er 1969 heiratete. Gemeinsam drehten sie Filme, in denen sie die Kamera als Waffe einsetzten. Weibel ging es dabei um die Erweiterung des Kinos durch Live-Aktionen, Export um die Thematisierung der Rolle der Frau in der Gesellschaft. Ihr Film „Unsere Body Art" (1970) zeigt Export, wie sie mit einer Kamera vor dem Bauch durch die Straßen von Wien läuft. Weibel, der sich in seinen Filmen mit der Wahrnehmung von Realität auseinandersetzte, wurde 1973 Professor für Visuelle Medien an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Seit 1984 ist er Professor für Bildende Kunst an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Von 1986 bis 1989 war er Künstlerischer Leiter des Steirischen Herbstes in Graz. Seit 1989 ist er Leiter des Instituts für Neue Medien an der Städelschule in Frankfurt am Main.

Valie Export, Unsere Body Art, 1970, Filmstill, 16 mm, s/w, Ton, 10 Min.

Universal Edition

Kleist-Preis-Träger Wolfgang Borchert (links) mit Hans Rosenhaupt

wenig Weimar. Prof. Hans Rosenhaupt, der Leiter der Weimarer Schauspielschule, hat sich mit seinen Schülern und Schülerinnen der Aufgabe unterzogen, Kleists Drama „Prinz von Homburg" zu inszenieren. Es ist Kleists letztes Werk.

Der Prinz von Homburg, ein Traumwandler, ein Phantast, ein Liebender, ein Verträumter, ein Verwegener, ein Verwirrter, ein Verwirrender, ein Verwirrter, ein Verwirrender, ein Verwirrter, ein Verwirrender

Ing. Hans Lorenz, Wien, Ing. Hans Lorenz, Wien, Ing. Hans Lorenz, Wien,

Kaiserin Auguste Viktoria in ihrem Arbeitszimmer im Neuen Palais bei Potsdam

Kaiserin Auguste Viktoria ist Mittwoch Nachmittag 5 Uhr 30 Minuten in Potsdam im Neuen Palais nach kurzer Krankheit sanft entschlafen. Sie hatte sich Sonntag eine Erkältung zugezogen, die sich rasch zu einer Lungenentzündung entwickelte. Am Montag Abend wurde ihr Befinden bedenklich, und Dienstag Früh war sie bereits ohne Bewußtsein. Der Kaiser, der sich in Donaueschingen bei seinem Freunde Fürst Fürstenberg befand, wurde sofort telegraphisch benachrichtigt und traf Dienstag Abend 10 Uhr 30 Minuten in Potsdam ein. Er hatte die Freude, seine Gemahlin noch einmal bei Bewußtsein zu finden. Sie erkannte ihn und sprach noch einige Worte mit ihm. Dann verfiel sie wieder in Bewußtlosigkeit, aus der sie nicht mehr erwachte. Der Kaiser war bis zum Tode seiner Gemahlin an ihrem Bette. Auch die Kaiserin Mutter, die Prinzessin Viktoria Luise, Prinz Eitel Friedrich und Prinz August Wilhelm waren in Potsdam eingetroffen, um ihre Mutter noch einmal zu sehen. Prinz Oskar, der in Bonn studiert, war telegraphisch benachrichtigt worden, konnte aber nicht mehr rechtzeitig eintreffen. Prinz Adalbert, der in Kiel weilt, ist durch Dienstpflichten verhindert, seine Mutter noch einmal zu sehen. Prinz Joachim, der sich in Hannover befindet, ist ebenfalls telegraphisch benachrichtigt worden.

Kaiserin Auguste Viktoria Augusta Luise Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg wurde am 22. Oktober 1858 in Dolzig bei Cottbus geboren. Sie ist also nur 62 Jahre alt geworden. Ihr Vater war Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, ihre Mutter Adelheid Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg. Sie war also eine Schleswig-Holsteinerin und eine Hohenlohe. Ihr Vater war der Sohn des Herzogs Christian August von Augustenburg, der 1848 für kurze Zeit Herzog von Schleswig-Holstein war, dann aber auf Drängen Preußens und Österreichs abdanken mußte. Ihr Großvater war der Bruder des Königs Christian IX. von Dänemark, der 1863 starb und dessen Tochter Alexandra Prinzessin von Wales wurde. Ihr Großvater mütterlicherseits war der Fürst Ernst von Hohenlohe-Langenburg, der 1860 starb. Ihre Mutter starb 1880. Ihr Vater starb 1880 in Gastein.

Kaiserin Auguste Viktoria wurde am 27. Februar 1881 in Berlin mit dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen getraut. Sie hatte also ihren Gemahl fast 30 Jahre lang an ihrer Seite. Sie hat ihm sieben Kinder geboren, vier Söhne und drei Töchter. Ihr ältester Sohn ist der jetzige Kronprinz Wilhelm, der 1882 geboren wurde. Ihr zweiter Sohn ist Prinz Eitel Friedrich, der 1883 geboren wurde. Ihr dritter Sohn ist Prinz Adalbert, der 1884 geboren wurde. Ihr vierter Sohn ist Prinz August Wilhelm, der 1887 geboren wurde. Ihr fünfter Sohn ist Prinz Oskar, der 1888 geboren wurde. Ihr sechster Sohn ist Prinz Joachim, der 1890 geboren wurde. Ihre älteste Tochter ist Prinzessin Viktoria Luise, die 1892 geboren wurde. Ihre zweite Tochter ist Prinzessin Auguste Viktoria, die 1890 geboren wurde. Ihre dritte Tochter ist Prinzessin Alexandra Josefine, die 1887 geboren wurde.

Kaiserin Auguste Viktoria war eine fromme Frau. Sie war eine eifrige Protestantin. Sie war eine eifrige Kirchgängerin. Sie war eine eifrige Wohltäterin. Sie war eine eifrige Mutter. Sie war eine eifrige Gattin. Sie war eine eifrige Frau. Sie war eine eifrige Deutsche. Sie war eine eifrige Preußin. Sie war eine eifrige Hohenzollern. Sie war eine eifrige Kaiserin. Sie war eine eifrige Königin. Sie war eine eifrige Prinzessin. Sie war eine eifrige Herzogin. Sie war eine eifrige Fürstin. Sie war eine eifrige Gräfin. Sie war eine eifrige Baronin. Sie war eine eifrige Edelfrau. Sie war eine eifrige Bürgerin. Sie war eine eifrige Arbeiterin. Sie war eine eifrige Bäuerin. Sie war eine eifrige Magd. Sie war eine eifrige Dienerin. Sie war eine eifrige Sklavin. Sie war eine eifrige Leibeigene. Sie war eine eifrige Hörige. Sie war eine eifrige Untertanin. Sie war eine eifrige Bürgerin. Sie war eine eifrige Einwohnerin. Sie war eine eifrige Fremde. Sie war eine eifrige Reisende. Sie war eine eifrige Pilgerin. Sie war eine eifrige Wallfahrerin. Sie war eine eifrige Kreuzfahrerin. Sie war eine eifrige Missionarin. Sie war eine eifrige Diakonissin. Sie war eine eifrige Nonne. Sie war eine eifrige Äbtissin. Sie war eine eifrige Priorin. Sie war eine eifrige Subpriorin. Sie war eine eifrige Novizin. Sie war eine eifrige Postulantin. Sie war eine eifrige Kandidatin. Sie war eine eifrige Schülerin. Sie war eine eifrige Studentin. Sie war eine eifrige Lehrerin. Sie war eine eifrige Professorin. Sie war eine eifrige Doktorin. Sie war eine eifrige Magistra. Sie war eine eifrige Baccalaurea. Sie war eine eifrige Licentiata. Sie war eine eifrige Doctorin. Sie war eine eifrige Professorin. Sie war eine eifrige Rektorin. Sie war eine eifrige Prorektorin. Sie war eine eifrige Dekanin. Sie war eine eifrige Prodekanin. Sie war eine eifrige Senatorin. Sie war eine eifrige Syndikus. Sie war eine eifrige Quästorin. Sie war eine eifrige Bibliothekarin. Sie war eine eifrige Archivarin. Sie war eine eifrige Kustodin. Sie war eine eifrige Pedellin. Sie war eine eifrige Amtsdienerin. Sie war eine eifrige Sekretärin. Sie war eine eifrige Kanzlistin. Sie war eine eifrige Registratorin. Sie war eine eifrige Expedientin. Sie war eine eifrige Buchhalterin. Sie war eine eifrige Kassiererin. Sie war eine eifrige Rechnungsführerin. Sie war eine eifrige Revisorin. Sie war eine eifrige Inventarisatorin. Sie war eine eifrige Taxatorin. Sie war eine eifrige Schätzerin. Sie war eine eifrige Gutachterin. Sie war eine eifrige Sachverständige. Sie war eine eifrige Zeugin. Sie war eine eifrige Beisitzerin. Sie war eine eifrige Geschworene. Sie war eine eifrige Richterin. Sie war eine eifrige Staatsanwältin. Sie war eine eifrige Verteidigerin. Sie war eine eifrige Rechtsanwältin. Sie war eine eifrige Notarin. Sie war eine eifrige Gerichtsvollzieherin. Sie war eine eifrige Exekutorin. Sie war eine eifrige Vollstreckerin. Sie war eine eifrige Vollzugsbeamtin. Sie war eine eifrige Polizeibeamtin. Sie war eine eifrige Gendarmin. Sie war eine eifrige Wachtmeisterin. Sie war eine eifrige Feldwebelin. Sie war eine eifrige Leutnantin. Sie war eine eifrige Hauptmannin. Sie war eine eifrige Majorin. Sie war eine eifrige Oberstleutnantin. Sie war eine eifrige Obristin. Sie war eine eifrige Generalin. Sie war eine eifrige Feldmarschallin. Sie war eine eifrige Admiralin. Sie war eine eifrige Kapitänin. Sie war eine eifrige Steuermannin. Sie war eine eifrige Matrosin. Sie war eine eifrige Schiffsjungin. Sie war eine eifrige Kabinenjungin. Sie war eine eifrige Stewardess. Sie war eine eifrige Köchin. Sie war eine eifrige Kellnerin. Sie war eine eifrige Barfrau. Sie war eine eifrige Zimmermädchen. Sie war eine eifrige Portierin. Sie war eine eifrige Hausmeisterin. Sie war eine eifrige Waschfrau. Sie war eine eifrige Plätterin. Sie war eine eifrige Näherin. Sie war eine eifrige Schneiderin. Sie war eine eifrige Modistin. Sie war eine eifrige Putzmacherin. Sie war eine eifrige Friseurin. Sie war eine eifrige Kosmetikerin. Sie war eine eifrige Manikürin. Sie war eine eifrige Pedikürin. Sie war eine eifrige Masseurin. Sie war eine eifrige Badefrau. Sie war eine eifrige Bademeisterin. Sie war eine eifrige Schwimmlehrerin. Sie war eine eifrige Turnlehrerin. Sie war eine eifrige Gymnastiklehrerin. Sie war eine eifrige Tanzlehrerin. Sie war eine eifrige Musiklehrerin. Sie war eine eifrige Gesangslehrerin. Sie war eine eifrige Klavierlehrerin. Sie war eine eifrige Violinlehrerin. Sie war eine eifrige Cellolehrerin. Sie war eine eifrige Harfenlehrerin. Sie war eine eifrige Orgellehrerin. Sie war eine eifrige Kirchenmusikerin. Sie war eine eifrige Organistin. Sie war eine eifrige Kantorin. Sie war eine eifrige Chorleiterin. Sie war eine eifrige Dirigentin. Sie war eine eifrige Kapellmeisterin. Sie war eine eifrige Musikdirektorin. Sie war eine eifrige Komponistin. Sie war eine eifrige Librettistin. Sie war eine eifrige Textdichterin. Sie war eine eifrige Liedtexterin. Sie war eine eifrige Schlagertexterin. Sie war eine eifrige Filmmusikerin. Sie war eine eifrige Radiomusikerin. Sie war eine eifrige Fernsehmusikerin. Sie war eine eifrige Computermusikerin. Sie war eine eifrige Elektronikmusikerin. Sie war eine eifrige Synthesizermusikerin. Sie war eine eifrige Sampelmusikerin. Sie war eine eifrige Techno-DJ. Sie war eine eifrige House-DJ. Sie war eine eifrige Trance-DJ. Sie war eine eifrige Hardcore-DJ. Sie war eine eifrige Gabber-DJ. Sie war eine eifrige Jungle-DJ. Sie war eine eifrige Drum-and-Bass-DJ. Sie war eine eifrige Breakbeat-DJ. Sie war eine eifrige Big-Beat-DJ. Sie war eine eifrige Electro-DJ. Sie war eine eifrige Minimal-DJ. Sie war eine eifrige Dub-DJ. Sie war eine eifrige Reggae-DJ. Sie war eine eifrige Ska-DJ. Sie war eine eifrige Rocksteady-DJ. Sie war eine eifrige Dancehall-DJ. Sie war eine eifrige Hip-Hop-DJ. Sie war eine eifrige Rap-DJ. Sie war eine eifrige R&B-DJ. Sie war eine eifrige Soul-DJ. Sie war eine eifrige Funk-DJ. Sie war eine eifrige Disco-DJ. Sie war eine eifrige Pop-DJ. Sie war eine eifrige Rock-DJ. Sie war eine eifrige Punk-DJ. Sie war eine eifrige New-Wave-DJ. Sie war eine eifrige Post-Punk-DJ. Sie war eine eifrige Indie-DJ. Sie war eine eifrige Alternative-DJ. Sie war eine eifrige Grunge-DJ. Sie war eine eifrige Metal-DJ. Sie war eine eifrige Heavy-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Thrash-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Death-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Black-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Doom-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Gothic-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Symphonic-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Power-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Folk-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Viking-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Pagan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Celtic-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Nordic-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Finnish-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Swedish-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Norwegian-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Danish-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Icelandic-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Faroese-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Greenlandic-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Sami-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Inuit-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Aleut-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Yupik-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tlingit-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Haida-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tsimshian-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kwakiutl-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Nootka-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Salish-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Chinook-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Sahaptin-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Nez-Perce-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Cayuse-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Umatilla-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Walla-Walla-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Yakima-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Klickitat-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Wishram-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Wasco-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Molala-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Klamath-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Modoc-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Shasta-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Achomawi-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Atsugewi-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Pit-River-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Wintu-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Nomlaki-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Patwin-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Maidu-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Konkow-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Nisenan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Miwok-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Yokuts-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Chumash-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Salinan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Esselen-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Costanoan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Ohlone-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Yuki-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Wappo-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Pomo-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kashaya-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Coast-Yuki-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Huchnom-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Lassik-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Wailaki-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Nongatl-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Sinkyone-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Lolangkok-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Mattole-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Bear-River-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Whilkut-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Cahto-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Eel-River-Athapaskan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Hupa-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Chilula-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Whilkut-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tolowa-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tututni-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Chetco-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Upper-Umpqua-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Lower-Umpqua-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Siuslaw-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Alsea-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Yaquina-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Coos-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Coquille-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tillamook-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Clatskanie-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kathlamet-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Cowlitz-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Lower-Chinook-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Wakashan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Nootka-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kwakiutl-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Bella-Coola-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Oowekeeno-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Heiltsuk-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Haisla-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Xaihais-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kitlope-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Gitxsan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Nisga'a-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tsimshian-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Haida-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tlingit-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Eyak-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Athabaskan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Ahtna-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tanaina-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Ingalik-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Koyukon-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tanana-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Upper-Kuskokwim-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Lower-Kuskokwim-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Holikachuk-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Deg-Hit'an-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Han-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Hare-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Mountain-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Slave-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Dogrib-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Bearlake-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Chipewyan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Yellowknife-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Beaver-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Sekani-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Carrier-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Babine-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Witsuwit'en-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Chilcotin-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kaska-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tahltan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tagish-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tutchone-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kutchin-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Gwich'in-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Han-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Hare-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Mountain-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Slave-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Dogrib-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Bearlake-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Chipewyan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Yellowknife-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Beaver-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Sekani-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Carrier-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Babine-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Witsuwit'en-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Chilcotin-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kaska-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tahltan-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tagish-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Tutchone-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Kutchin-Metal-DJ. Sie war eine eifrige Gwich'in-Metal-DJ.

Aus dem Film „Kampf um Feuer“: Der Urmensch Nam-Gay-Wah (Rudolf Klein-Rogge) und sein Sohn Gua (Walter Rilla) bei der Jagd

Der Film „Kampf um Feuer“ (Ufa) ist eine Verfilmung des Romans „Vom Kampf um das Feuer“ von J. H. Rosny. Er spielt in der Urzeit und zeigt, wie der Urmensch Nam-Gay-Wah (Rudolf Klein-Rogge) seinen Sohn Gua (Walter Rilla) in die Kunst des Feuermachens einweiht. Gua wird von einem Stamm Urmenschen gefangen genommen, die ihn zu ihrem Häuptling machen. Er lernt ihre Sprache und ihre Sitten kennen und heiratet die Tochter des Häuptlings, Lo-Ma (Lil Dagover). Als Nam-Gay-Wah mit seinem Stamm kommt, um Gua zu befreien, kehrt dieser mit seinem Weibe zu seinem Vater zurück. Die Aufnahmen wurden in Afrika gemacht. Regie führte Jean Jacques Annaud.

Aus dem Film „Kampf um Feuer“: Lo-Ma (Lil Dagover) und Gua (Walter Rilla) vor dem Urmenschen Nam-Gay-Wah (Rudolf Klein-Rogge)

Aus dem Film „Kampf um Feuer“: Nam-Gay-Wah (Rudolf Klein-Rogge) und sein Sohn Gua (Walter Rilla) bei der Feuerbereitung

Mit freundlicher Genehmigung der Deutschen Illustrierten

ihn in seine Schattenphantasien zu bannen verstand; das Flüßchen blitzt durch das Dunkel des Untergrundes, und man vermeint, Eiche und Buche rauschen zu hören, indes mählich der Abend herniedersinkt. Ähnlich ist es mit dem Bilde zu dem türkischen Prolog Jacobs. Wer je den Orient bereist hat, dem stehen Veduten mit himmelragenden Zypressen, den klassischen Bäumen düsterer Versunkenheit, und schwarz gegen den purpurnen Himmel sich abhebenden Minaretts lebhaft in der Erinnerung. Prachtvoll sind auch in ihrer diskreten Karikierung, die das Menschliche mit Humor umschreibt, die Figuren des Pfaffen und der Leonora aus dem „Pater Brey", die altjüngferliche Tugend mit der stilisierten Lilie zwischen den gespreizten Fingern und der Narr aus Bernus' unmoralischer Moralgroteske „Don Juan", Wolfdietrich und die Rauhe Els, Gerta von Hörners Schattenrisse aus dem Panspiel und die von Doris Wiemer entworfenen, ungemein charakteristischen Silhouetten aus dem „Schattenspiel der Seele". Mit großer Feinheit ist das Dekorative ausgeführt: gewissermaßen nur andeutungsweise, jeder Aufdringlichkeit fern. Und gerade darin zeigt sich der Unterschied gegen die französischen Schattenspiele, die in der Hauptsache lyrischer Natur sind und in Farbenräuschen schwelgen. Auch die Schwabinger Spiele bringen noch nicht völlig das, was Jacob erstreben möchte und was schon Mörike vorgeschwebt hat: die natürliche Verbindung zwischen Malerei und Poesie, entsprechend jener der griechischen Bühne zwischen Poesie und Plastik. Aber sie nähern sich doch schon ungleich mehr diesen Endzielen als die Pariser Spiele, deren Vorzüge für das Auge ja unbestreitbar sein sollen, die aber gerade dadurch nur den einen Sinn gefangen nehmen, ähnlich wie das reine Ausstattungstheater und der geschmackverderbende, vielfach schreckliche Kinematograph.

Confetti.

Den Boulevard durchtobt der Karneval.
Paris rief sein verdächtigstes Gelichter,
Der Pöbel herrscht, und alle Schranken bricht er;
Gejohle, Kreischen, Zoten überall.

Der Abend sinkt, es wächst der Menschenschwall;
Confettigarben wirbeln dicht und dichter
Um geil verzerrte, faunische Gesichter, —
— Doch sacht beginnt ein andrer Flockenfall:

Von oben sinkt's in makelloser Reine;
Da streut der liebe Gott mit Lächeln seine
Confetti nieder aus der Sternenhöh'.

Es stockt die Schlacht, der Pöbel flucht und flüchtet,
Und auf zertrampelte Confetti schichtet
Verzeihend sich des Himmels reiner Schnee. —

Johannes Schürmann.

Digitized by Google

Fig. 1. Cover of *Ulysses*, by Jim Dine, 1974.

Das Wunderbare.

Novelle von Hans Walter.

Heute noch sehe ich den Mann vor mir stehen! Den Mann, durch den ich erkennen lernte, was ich bis dahin nicht verstanden. Wohl mancher wird, wie auch ich, kopfschüttelnd das Wort Noras vom Wunderbaren gehört haben und den Schrei des verlassenen Gatten, der zusammenbrechend nach dem Wunderbarsten ruft, das die Gatten innerlich so verändern soll, daß sie wieder zueinander finden. Dies Hilferufen, dies Suchen nach etwas, das, von außen kommend, die eigene Arbeit abnehmen, die Verantwortung tragen soll, schien mir so recht ein Zeichen unserer schlaffen, selbstsüchtigen Zeit.

Im Kriege wandeln sich alle Werte. Haben Leben und Tod auch nicht den Wert, den der Selbsterhaltungstrieb ihnen zuweist, so ist der Tod, der uns ins Antlitz grinst, doch der beste Prüfstein.

... Es war in Lüderitzbucht, und wir waren eben gelandet.

„Als Kriegsfreiwilliger der Kompanie zugeteilt!“ meldete er sich beim Hauptmann. Er war ein großer, gebräunter Mann mit langem, dunkelblonden Schnurrbart und kurzgehaltenem Spitzbart, trug eine Kordjacke und den Burenhut.

Der Hauptmann sah ihn an, reichte ihm die Hand hin und rief plötzlich: „Mensch, bist Du nicht Heinz Hatten?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ Der Mann stand stramm wie ein Grenadier.

„Heinz, Junge! — Wie kommst Du denn hierher! Willst bei uns den Orlog mitmachen?“ — Der gute Kapitän war ganz außer sich. „Rührt Euch! Steh' doch nicht so da.“ Dann stellte er uns vor: „Herr von Hatten, ein Kamerad von mir aus der Selekta.“

Mir gefiel der Mann eigentlich nicht so sehr. In seinem finsteren Gesicht, in seinen Augen lag etwas — ich gebrauche mit Absicht den Ausdruck Wunderbares, aber nichts mir Sympathisches. Mehrow und ich gaben ihm mit ein paar begrüßenden Worten die Hand und ließen die beiden allein.

„Was is'n das für einer?“ fragte Mehrow. „Wenn er Offizier war, braucht er doch hier nicht Reiter spielen.“

Abends klärte der Hauptmann uns auf. „Der arme Kerl muß viel Malheur gehabt haben im Leben. Ein ordentlicher, braver Junge. Aus dem ‚Korps‘ kam er zu den Kürassieren nach Gotha; er war recht wohlhabend. Er wurde Adjutant. Dann verlobte er sich mit einem ganz armen Mädel, einem bildhübschen Ding von achtzehn Jahren, Vater alter Offizier, Lotterieeinnehmer. Es war ein großes Glück. Nach ein paar Jahren wurde es anders. Ganz plötzlich. Er fing an zu saufen, zu spielen, sich herumzutreiben, wurde abgelöst. Wie er zu seinem Abschied gekommen ist, weiß ich nicht. Von seiner Frau lebte er getrennt; ich weiß nicht, wo sie geblieben ist. Hatten verschwand. Im Burenkrieg ist er dann wieder aufgetaucht, wurde angeschossen, gefangen, saß auf Ceylon. Da kommt er her, wie er mir sagte. — Das ist alles, was ich weiß. Wir wollen uns seiner ein bißchen annehmen! Aber, meine Herren, nicht etwa auf Kosten unserer braven Kerls, die nichts auf dem Kerbholz haben.“

Na, wir haben ihn, was man so sagt, ‚herankommen lassen‘. Aber er kam nicht. Er blieb bei den Leuten, saß mit den alten Afrikanern, den jungen ging er aus dem Wege, meist war er allein. Seinen Dienst tat er so gut, wie man es von ihm erwarten konnte — und mußte. Manchmal lag er abends zwischen den Pferden auf dem Rücken und sah in die Sterne. Er sprach mit keinem Vorgesetzten, wenn er nicht gefragt wurde, und war stets streng dienstlich.

Wie gesagt, er tat seine Pflicht. Es kam uns oft zugute, daß er schon lange im Lande war, denn er wußte mit Sätteln und Pferdepflege, mit Schirren und

Digitize

Fahren so gut Bescheid, wie nur irgendein Frachtfahrer. Man kannte ihn bald in der Kompanie; die Leute nannten ihn ‚de Wet', weil er im Burenkriege gewesen war. Manche sagten auch ‚der Bur'. Lag ein Wagen im Loch, schrie es: „De Wet nach hinten!" fraß ein Gaul nicht, hieß es: „Was sagt de Wet?" stieß man auf Spuren: „De Wet, was ist das?" Er wurde unentbehrlich. Aber er blieb dabei verschlossen, finster, still, dienstlich. Ich konnte nicht warm werden mit ihm.

Da trieb uns Morenga nachts die Pferde ab. Ein Meisterstück war es gerade nicht. Die Gäule zerstreuten sich fressend über ein ziemliches Gebiet, die Wachen wurden plötzlich angegriffen, wir feuerten im Dunkeln zwischen unsere eigenen Pferde und machten sie durch den eigenen Angriff scheu. Es war eine böse Nacht. Als es hell wurde, sahen wir die Bescherung. Fast alle Pferde fehlten, ein paar von ihnen, einige Ochsen waren totgeschossen, drei Mann verwundet, ‚de Wet' fehlte. Der gute Hauptmann machte im Zelt doch ein recht betrübtes Gesicht, draußen war er voll Zuversicht; aber den Leuten ging's an die Nieren.

Um zehn kam ‚der Bur' wieder. Er hatte fünf Pferde gekoppelt und einen Hottentotten mit verbundenem Schädel am Strick. Großes Hallo! — Der Mann sagte nur: „Zur Stelle!" Weiter nichts.

„Ich gedenk' Dir's, Hatten!" sagte der Hauptmann und drückte ihm die Hand. „Nun 'rauf auf die Schinder, Grögern!" wandte er sich an mich. „Wer geht mit?" fragte er die Leute, die sich mit Geschrei dazu drängten. „Der junge Mann da kann Euch führen!" Er zeigte auf den Gefangenen.

„Dazu habe ich ihn zurückgebracht," warf ‚der Bur' mit harter Stimme hin.

So waren wir bald unterwegs. Hatten, ein Unteroffizier und zwei Reiter begleiteten mich. Der erste führte den Gelben am Strick, der diesem um den Hals lief; machte er einen Versuch zur Flucht, so erhängte er sich selber.

Rasch ging es hinter den Spuren her. Als es Abend wurde, lagen wir, nachdem wir den ganzen heißen Tag unterwegs gewesen waren, an einer Wasserstelle, zu der der Hottentott uns geführt hatte. ‚De Wet' sprach mit ihm in seiner Schnalz- und Gurgelsprache, aber immer hart, fast roh. Er schlug ihn mehreremale mit dem Szambock, daß es klatschte. Mir gefiel das durchaus nicht von ihm.

„Morgen früh haben wir sie, wenn wir um Mitternacht reiten!" sagte er zu mir. Nach kurzer Rast ging es weiter.

Am anderen Morgen gegen sieben befanden wir uns einer langgestreckten gelbroten Höhe gegenüber. Steine, Geröll, dürftiges Buschwerk und Klippen ließen sie wenig vertrauenerweckend erscheinen. Wir fünfe ritten in einer Linie mit großen Zwischenräumen dagegen. Nichts regte sich, alles war totenstill in der flimmernden Sonne, und mir wurde ein wenig unheimlich zumute, weshalb, weiß ich selbst nicht, denn ich war doch schon oft gegen solche Stellungen angeritten. — Auf einmal — wir mochten bis auf fünfhundert Meter herangekommen sein —, sah ich Hattens Pferd zusammenstürzen. Rasch war er wieder auf, aber der Wegweiser war fort. Das Pferd war gestolpert, und der Hottentott hatte den Augenblick benutzt, um den Kopf im wahren Sinn des Wortes aus der Schlinge zu ziehen. Wir alle waren halten geblieben, der Unteroffizier schoß vom Pferde aus auf den Flüchtling, der blitzschnell im Busch verschwand.

Immer näher kamen wir der verdächtigen Höhe. — Und richtig! Pulverdampf stäubt auf, etwas pfiff mir heiß über den Schädel, mein Hut flog weg, den Knall hörte ich gar nicht, wohl aber einen zweiten, bei dem ‚de Wets' Pferd stieg und stürzte. — Im Nu lagen wir alle schußbereit im Busch. Während ich noch überlegte, was zu tun sei, sah ich, wie de Wet vorwärts schlich. Mir stand das Herz still vor Spannung. Immer näher kam er dem Hügel, vorsichtig begann er hinaufzuklettern. — Donnerwetter, da sah ich den Mann anders an! — Eben stand er und winkte uns heftig mit dem Hut, dann warf er sich hin und begann zu feuern, was herausging.

Wir galoppierten ihm nach; oben sahen wir auf tausend Meter die ganze Herde

Digitized by Google

unseres Viehs und unserer Pferde im Abzug. Alles warf sich hin und schoß, was die Flinten aushielten. Ein paar Gelbe fielen, der Rest ließ die Tiere stehen und machte sich davon ins Gebirge.

Ich sah mich auf der Höhe um. Man erkannte im Sande, daß hier eine ganze Anzahl von Menschen hinter den Steinen gelegen hatten; die Körper hatten sich Mulden geschaffen. Und da lag ein junger Hottentott auf dem Gesicht. — Der Schädel war ihm eingeschlagen, seine Waffe war fort, und sein Leib zeigte zahlreiche Striemen von frischen Hieben mit dem Szambock. Neben dem Leichnam lagen zwei abgeschossene Patronenhülsen. Die Hottentotten nahmen ja immer Tote und Verwundete mit. — Das war der Mensch, der die beiden Schüsse abgefeuert und dadurch die Stellung verraten hatte. Die Kameraden hatten ihre Wut an ihm ausgelassen. Feuerdisziplin! Er hatte es nicht abwarten können.

„Der hat uns gerettet!" meinte der Unteroffizier. Aber zum Anstellen von Betrachtungen war nicht viel Zeit. „Aufsitzen!" rief ich. „Die Gäule holen! Hatten, mein Pferd!" — Ich wandte mich rasch um nach ihm, da sah ich, daß er an den Toten herantrat, ihm einen Fußtritt gab und mit scheuem Blick, ob es auch niemand sähe, sagte: „Du Hund!"

Unsere Blicke trafen sich, seiner scheu, meiner erschrocken. Dann saß er auf und ritt mit dem Unteroffizier in großem Bogen um die Herde herum. Wir andern lagen im Anschlag, und die beiden Reiter drückten uns die Tiere zu. Dabei half der Durst. Gegen fünfzig Pferde kamen zurück, die Ochsen hinterher. Ich war heilfroh.

Gegen Abend ging's zurück, die Gäule treibend. Gottlob war heller Mondschein; am Morgen waren wir im Lager.

Dafür hab' ich den Orden bekommen. Ich schämte mich damals. Denn hätte ‚de Wet' nicht den Gang auf die Höhe unternommen, ich wäre zwei Stunden liegen geblieben und hätte mich dann seitwärts angepürscht. Die Bande mit den Tieren wäre über alle Berge gewesen.

Ich schilderte es dem Hauptmann; der Unteroffizier, die Leute waren Zeugen; ‚de Wet' selbst wurde nicht gefragt, der Hauptmann wollte ihn überraschen.

Ich aber konnte den Blick des Mannes nicht vergessen und den Fußtritt, den er dem Toten versetzt hatte, der uns durch seine Übereilung, die er mit dem Tode gebüßt hatte — freilich ungewollt das Leben gerettet hatte. Der Mann wußte, daß ich das gesehen hatte, und ging mir mit einer gewissen Scheu aus dem Wege. Die Reiter sangen sein Lob, und der Kapitän zog ihn öfter zu uns heran. Zwischen uns beiden aber stand etwas Unausgesprochenes.

Eines Abends war ich nach meinem Pferde sehen gegangen; da lag ‚der Bur' mitten unter den Gäulen im Gras auf dem Gesicht. Die Hände über dem Kopfe gekreuzt. Er hörte mich nicht, bis er plötzlich herumfuhr und mich mit weit offenen Augen anblickte. Ich sah, der Mann hatte geweint. Ich wollte tun, als ob ich nichts gesehen hätte, und sagte: „Mein Rappe frißt nicht." Mit einem Griff in das Maul des Tieres hatte er den Grund gefunden; eine Wunde von einer Rispe des stacheligen Grases: „Einschmieren!" sagte er kurz, und wir gingen zurück. Da wir allein waren, herrschte ein etwas peinliches Schweigen.

Auf einmal sagte er: „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig!" Plötzlich ohne die dienstliche Höflichkeitsform.

„Durchaus nicht!" entgegnete ich und wußte doch sogleich, was er meinte. „Wenn es Ihnen aber — —" Er ließ mich nicht ausreden. „Wenn nicht Ihnen, dann mir selbst, ich muß es doch mal aussprechen." Hastig stieß er die Worte hervor. „Zu Ihnen hab' ich Vertrauen! Sie aber sehen mich voll Mißtrauen an! Sie ahnen, was mit mir los ist. — Das Ganze ahnen Sie doch nicht!" Der Mann war außer sich. Er sprach wie ein Mensch, in dem lange Verhaltenes ausbricht. Plötzlich stockte er, dann stieß er hervor: „Ich hab' dem Kerl den Tritt gegeben, weil . . . weil er mich nicht totgeschossen hat! Ich bin ja gegen den Berg gelaufen, weil ich dachte, es würde mich endlich einer niederknallen! Wozu war ich denn bei den Buren?

Digitized by Google

Wozu bin ich hier? Ich will sterben — und darf nicht!“ Das letzte kam heraus wie ein Schrei. Mich ergriff es erschütternd.

Ich redete ihm aber zu, so gut ich konnte.

„Dem Willen ist nichts unmöglich! Wollten Sie leben, wollten Sie ein Mann sein, vergessen und vergelten, dann würde es Ihnen auch gelingen. Ihr jetziges Leben ist Halbheit! — Solange der Mensch lebt, kann er gutmachen.“

„Ich habe nichts gutzumachen!“

„Aber es gibt noch viel zu tun im Leben.“

„Für mich nicht!“ sagte er und ging rasch davon. In der ganzen folgenden Zeit beschäftigten sich meine Gedanken unwillkürlich häufiger mit ihm, als ich es wollte. Er tat mir sehr leid.

Die nächsten Wochen gingen hin mit dem anstrengenden, endlosen Feldzug gegen Abraham im Gebirge. — Wer nicht dabei war, der glaubt es nicht, was unsere Leute geleistet haben. Wir wurden immer weniger, und diese wenigen verloren auch noch allmählich ihre Pferde. — Stiefel und Uniformen waren zerfetzt! Und dazu diese ewigen Enttäuschungen! Unter namenlosen Strapazen ging es wochenlang einem Ziele entgegen, und wenn man nahe am Ziele war, dann hieß es: „Sie sind fort!“ Neue Patrouillen vor! Von vorne angefangen!

Eine dieser Patrouillen hatte ich. ‚De Wet‘ war mit und noch drei Mann, alle auf schlappen Gäulen, die uns mehr eine Last waren als eine Hilfe. Und das Herz tat einem weh, wenn man die ausgehungerten, elenden Tiere noch durch sein eigenes Gewicht quälen mußte. ‚De Wet‘ war unentbehrlich. Unermüdlich suchte und fand er Spuren und Wasser und schoß auch ab und an einen Springbock. Mir gegenüber war er anders als früher, lange nicht mehr so verschlossen. Er plauderte über den Burenkrieg, aber von Deutschland sprach er nie. Ich fragte auch nicht.

Und wir fanden eine Werft. Endlich! Im Gebirge versteckt. Wir hörten Kinder schreien, Hunde bellen, Vieh brüllen und sahen Rauchsäulen. Die Kinder machten uns stutzig; die Hottentotten hatten ihre Familien weit ins Innere geschickt, zum Teil auch über den Oranje ins Englische. Der war ganz nahe.

Zwei blieben mit den Pferden zurück, wir andern drei schlichen heran. Da saß ein Trupp, vielleicht sechzig Mann, mit zahlreichen Weibern und Kindern am Wasser. Sie hatten sich ganz häuslich niedergelassen, Pferde und Vieh weideten, Treckwagen waren zusammengefahren, es schien, als ob sie hier zu bleiben gedächten. Was tun? — Griffen wir sie an, so scheuchten wir sie nur auf, dann hatten sie uns paar Mann bald überwältigt, ohne daß wir den Unsern von Nutzen sein konnten. Also durfte niemand etwas von uns merken.

Vielleicht aber konnten wir jemand fangen? Das wäre uns von größtem Nutzen gewesen. ‚De Wet‘ bat um die Erlaubnis, sich auf die andere Seite pürschen zu dürfen, vielleicht konnte er drüben bei den Heerden einen Wächter greifen.

„Ich kann Sie nicht gehen lassen!“ sagte ich ernst. „Ich weiß, welches Ziel Sie haben; vielleicht tun Sie, um es zu erreichen, etwas, was uns schadet.“ Er zuckte zusammen.

„Mein Ehrenw“ — — er brach ab. — „Ach so“ — — flüsterte er.

„Unsinn! Sie gehen!“ befahl ich rasch. Nun war ich ja sicher. Und er ging.

Es ward eine lange Nacht! Die Nacht war dunkel, die Sterne flimmerten klar und kalt, und irgendwo da unten herum schlich der Mann, der sterben wollte, auf der Menschenjagd. — — Vieh brüllte, Hunde heulten, und ich dachte jeden Augenblick einen Schuß zu hören. Aber alles blieb still. Als es morgens so frisch wurde, daß wir es im Liegen nicht mehr auszuhalten vermochten, kam der ‚Bur‘ zurück. — An seinem Fouragierstrick schleppte er zwei kleine gelbe Gestalten hinter sich, denen der Mund mit Fetzen ihrer zerrissenen Kleider verbunden war. Ein Weib und einen jungen Menschen.

„Medio in amore!“ Hatten lachte. Aber es war ein grimmiges Lachen. „Gerad' wie andere Leute auch in solchem Falle! Toll und blind!“

Digitized by Google

„Donnerwetter, Hatten! Das war ein Streich!“ sagte ich.

„Durchaus nicht, Herr Oberleutnant! Es war weit fort vom Lager! Der junge Kerl sollte wohl Wache stehen, und die da leistete ihm Gesellschaft.“ Er lachte wieder so häßlich.

„Aber die Spuren?“ fragte der Husar.

„Keine! Ich war barfuß! Aber wir müssen melden, Herr Oberleutnant, müssen zurück!“

„Haben Sie die Leute schon ausgefragt?“ Mir erschien die ganze Sache so märchenhaft. Ich hatte sogar ein undefinierbares Mißtrauen.

„Nein, Herr Oberleutnant! In der Nähe des Lagers konnten die beiden ebensogut schreien wie antworten.“

Das zerstreute meine Bedenken wieder. „Zwei Mann gehen zurück!“ sagte ich. „Die können die beiden mitnehmen!“

„Mitnehmen — —?“, fragte Hatten erstaunt.

„Was sonst?“

Der Mann machte mit dem Finger eine bezeichnende Bewegung nach dem Halse.

„Warum?“ fragte ich hastig.

„Der Mann, weil er mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurde, wenn er sie auch augenblicklich weggelegt hatte. Seine Flinte hat den Stempel der 19. Kompanie. Der Mensch ist ein Rebell! — Er weiß auch, was ihm bevorsteht!“

„Aber das Weib?“ Ich sprach erregt und laut. Da warf er einen verächtlichen Blick auf das unglückliche Wesen und sagte: „Weil's ein Weib ist!“

Wir waren eine Zeitlang still. Es sprach ein so wilder Haß aus diesen Worten, daß selbst in unserer Lage alles davor zurücktrat.

Dann aber hatte ich meinen Entschluß gefaßt. „Gregor und Albert gehen mit den Gefangenen zurück! Über den Mann mag das Kriegsgericht entscheiden, das Weib kommt ja doch ins Gefangenenlager! Bitte, fragen Sie den Mann aus!“

Der ‚Bur‘ gehorchte! Er nahm dem Manne aber den Knebel erst ab, nachdem er sein Gewehr vor dessen Augen entsichert hatte. Das Weib schien nicht für ihn zu existieren. In hastigen, barschen Tönen fuhr er den Gefangenen an.

„Es ist nicht Abraham, es ist Matthias Süder!“ sagte er nebenbei zu mir. — Das war sehr wichtig. Hatten fragte weiter und geriet in Streit mit dem Hottentotten. „Der Lümmel lügt!“ warf er dazwischen für uns hin. Plötzlich riß ‚de Wet‘ den Szambock hoch und schlug den Gefesselten über die Schulter, daß es klatschte; es bildete sich ein roter Striemen. Der Mann schrie auf, aber er sagte immer wieder das eine Wort. „Warte man, mein Junge!“ drohte der andere. Mir ist das Schlagen eines Wehrlosen selbst in Afrika immer gräßlich gewesen.

„Fragen Sie doch das Weib!“ schlug ich vor. Diese hatte mit angstvollen Augen in dem häßlichen Gesicht zugehört, und als der Reiter schlug, zuckte sie zusammen, als gälte der Hieb ihr.

„Die lügt ebenso wie die weißen Weiber!“ Das klang wieder in dem Tone, der uns vorher schaudern gemacht hatte. Ich wiederholte meinen Vorschlag als Befehl. So fragte er. Aber er sprach anders als vorhin; als beschmutze er sich mit diesen Fragen, als rede er gar nicht mit einem Menschen, sondern mit einem bösen Geist, der gefesselt ist. Und es war doch bloß ein armes, elendes Hottentottenweib. „Auch sie sagt nichts!“ kam es gleich heraus. Da schlug das Gewehr an auf den Mann; das Weib schrie auf und begann zu schnattern. Der Reiter behielt das Gewehr im Anschlag.

„Jetzt red't sie!“ höhnte der ‚Bur‘.

Und wir erfuhren, was wir wollten.

„Schreiben Sie auf, was das Weib gesagt hat!“ befahl ich; ich wußte ja, daß die die Wahrheit sprach.

Plötzlich hob der Hottentott den linken Fuß und gab dem Weib einen Tritt, daß es umfiel. „Gut!“ sagte der ‚Bur‘ zwischen den Zähnen,. „Jetzt möchte ich den Mann nicht mehr totschießen!“

Wir mußten eilen. Ich schrieb und zeichnete meine Meldung und steckte das Schreiben Hattens hinzu. Ich war erstaunt über seine starke, große Männerschrift. Während der Husar mit den beiden Gefangenen abritt, blieben wir beiden am Feinde.

Gegen Abend hatten wir Deckung an

Digitized by Google

einem Wasserloch gefunden. Beim Gegner war Leben und Bewegung, so daß ich schon befürchtete, sie hätten eine Spur gefunden. Man sah Männer aus dem Lager reiten, aber zu uns kam nichts. Die waren wohl auf die Jagd geritten.

Da wir immer abwechselnd die Wache hatten, kamen wir nicht dazu, miteinander zu sprechen. Wir aßen unsere Konserven roh. Feuer durften wir ja nicht anmachen; die Pferde bekamen ausgerupftes Gras, weil auch sie in Deckung stehen bleiben mußten. Achthundert Meter vor uns lag der Feind.

Auf die Ankunft der Kompanie konnten wir erst in vier bis fünf Tagen rechnen, und bis dahin waren wir drei allein.

‚De Wet' ritt einmal auf die Jagd; er mußte weit fort, damit der Schuß im Hottentottenlager nicht gehört wurde. Er brachte einen Springbock mit, den er zum Teil schon gebraten hatte, da wir ja, wie gesagt, kein Feuer anmachen durften.

Während der Reiter und ich aßen, hatte der ‚Bur' die Wache, er lag oben zwischen den Klippen.

Da fiel ein Schuß, der Mann oben schoß wieder, nochmal und nochmal, dann hörte es plötzlich auf, sein Gewehr fiel herunter und zerbrach am Kolben, und gleichzeitig hagelten aus allernächster Nähe die Geschosse an die Felswand. Überfallen!

Wie der Blitz saß der Reiter auf seinem Gaul.

„Fort! Ans Wasser! Dort warten! Ich komme nach!“ Ich weiß nicht, wie rasch ich hinaufgekommen bin. ‚De Wet' lag auf dem Gesicht und rührte sich nicht, Blut lief aus seinem Rücken. ‚Also aus!' — dachte ich. Aber ich hatte keine Zeit, ich mußte mich decken, die Gelben waren auf hundert Schritt heran. Unten im Lager war Bewegung, die Herden schon im Abmarsch! Ich sah das schneller, als ich hier rede.

Rutschte ich jetzt herunter, so schossen sie mich vom Rande ab, wie einen Hasen. Ich bereute, nicht — wie ich es selbst angeordnet hatte — mit dem Reiter abgaloppiert zu sein; helfen konnte ich dem hier doch nicht mehr, sein Gewehr hatten wir, und er war ja doch am Ziel seiner Wünsche. Und doch — mir tat es weh! Ich weiß selbst nicht warum, aber es kam mir vor, als hätte der Mann nicht sterben dürfen, gerade weil er es wollte.

Ich feuerte und schoß, bis der Lauf heiß wurde. Immer vorbei! Die Kerls deckten sich so vorzüglich. Aber dann wurde ich ruhiger, kam gut ab und traf zweimal hintereinander. Ich hob mich etwas, als alles still blieb; aber keine Kugel kam.

Da sah ich, wie ‚de Wet' ein Bein bewegte! — Im Nu hatte ich ihn umgepackt, kroch hinab, schob ihn quer über das eine Pferd und sprang in den Sattel des anderen. Jeden Augenblick konnte es knallen, aber es blieb still. Der Mann hing wie ein Sack über dem Sattel. ‚Wohl nur im Todeskampf hatte er die Glieder geregt', dachte ich, und es wirbelte mir vor den Augen von der wahnsinnigen Anspannung.

Glücklicherweise kam bald die Nacht. Ich folgte den Spuren des Reiters, der an dem nächsten Wasserloch halt gemacht hatte. Er half, den Buren vom Pferde heben. Hatten war nicht tot. Aber er regte sich nicht.

Wir schnitten die Kleider ab; er hatte einen Schuß, der den Patronengurt getroffen, die Hülsen zerschmettert hatte und, daran abgleitend, quer durch den Leib gegangen war. Im Liegen konnte er diesen Schuß nie erhalten haben; er mußte sich aufgerichtet haben!

Er wollte sterben! Darum hatte er auch die Hottentotten so nahe herangelassen; er hätte sie sonst bemerken müssen! Verrat! — Um zu sterben!

Wer dort unten einen schweren Schuß durch den Leib bekam, starb gewöhnlich am nächsten Tage. War er dann nicht tot, dann war es aussichtsvoll. — Ich konnte mich ja auch nicht um ihn kümmern, mußte mich doch an die Hottentotten hängen.

Ich nahm die Sachen an mich, nachdem wir den Verwundeten so gut als möglich verbunden hatten. Auch eine Hand war von Steinsplittern arg zerschrammt.

Im Rock fand ich ein Taschenbuch und sah hinein, damit nachher nichts verloren ging. Es war eine Menge Papier-

geld da. 28000 Mark trug der Mann mit sich herum! In den Rocktaschen und in den Hosen fand ich allerlei Gebrauchsgegenstände, im Futter des zerschnittenen Rockes war etwas eingenäht. Ich schnitt es heraus, es war eine Photographie.

Verblaßt und begriffen! Ein junges Mädchen, oder wohl eine Frau, dachte ich. — Seine Frau? — Ein ziemlich wenig sagendes Antlitz, aber hübsch! — Darunter stand von einer Frauenhand: „Else." — Und von der des Mannes, die ich ja auf der Meldekarte gesehen hatte: „Gott strafe Dich!"

Mir war's, als hätte ich mich in ein fremdes Geheimnis eingeschlichen.

Während der Nacht saß ich bei ihm. Hatten lag stöhnend und schwer atmend da, immer noch ohne Bewußtsein. Es mußte ernster sein, sonst kommt Bewußtlosigkeit bei solchen Schüssen nicht vor. — Den Schlüssel zu seinem Leben hatte ich nun, und ich fühlte Mitleid mit ihm, tiefes Mitleid. ‚Vielleicht' — dachte ich — ist's doch das beste, wenn er nicht mehr erwacht'.

Aber es kam anders. Und es war gut so. Ich hab' mich zu der Ansicht durchgekämpft, daß alles, was geschieht, gut ist. Sonst geschähe es nicht.

Aber meine Lage war schlimm. Allein reiten konnte ich nicht, denn wurde ich abgeschossen, so brachte keiner eine Meldung zurück, und die Sache war zweck- und nutzlos. Sollte ich den Verwundeten hier liegen lassen?

Die Kompanie mußte ja nun bald heran sein, und sie kam hier vorbei! Schließlich sind im Kriege Menschenleben dazu da, geopfert zu werden, wenn es sein muß. — So blieb ich den Tag noch da, am Morgen gegen zwei Uhr legten wir Hatten einen Zettel auf die Brust mit einer kurzen Mitteilung, hoben ihn selbst auf einen unzugänglichen Felsen am Wasserloch und ritten ab.

Das scheint vielleicht unmenschlich. Aber wer Soldat ist, wird's begreifen. Die Hauptsache war, daß der Feind gefunden und geschlagen wurde. Alles andere nachher.

Unser Ritt war wieder schwer und mühselig. Aber ich stellte fest, daß die drei Hottentotten, die ich außer Gefecht gesetzt hatte, in einer Art Kamin im Gestein, der uns entgangen war, emporgestiegen waren. Gewiß ohne Kenntnis von unserer Anwesenheit! So waren sie unverhofft auf den ‚Buren' gestoßen und sie hatten ja auch zuerst geschossen. — Aber der Schuß durch den Leib?

Ich folgte den Spuren. Ich will nicht wieder alles erzählen; jedenfalls mußte ich meinen Begleiter auch zurückschicken, als ich sie wieder hatte. Schließlich war die Kompanie heran, aber die Verbindung mit den Nebenabteilungen klappte nicht, wir liefen bei Heidermund in die Falle — der Hauptmann tot, eine Menge Leute; es war hart!

Ich blieb allein mit dem Reste, mußte die Toten begraben, die Verwundeten zurückschicken, neue Patrouillen vortreiben. Von Hattens Auffindung hatte ich gehört, auch er war zurückgeschickt worden. Sein Geld behielt ich nicht länger, sondern gab's an den Zahlmeister. Das Bild blieb bei mir in seiner Brieftasche.

Der Krieg ging weiter. Bei Klingsfontein bekam ich den Schuß ins Bein und mußte nach Biloah ins Lazarett.

Da traf ich ‚de Wet' wieder. Er war schon aufgestanden — nach zwei Monaten. Noch finsterer sah er aus als vorher, war scheu und verschlossen gegen mich und kam in den Raum, in dem ich lag, nur, wenn er mußte. Ich sprach wenig mit ihm, weil ich dachte, er schämte sich, da ich wüßte, daß er sich als Scheibe hingestellt hatte. — Ich war auch nicht allein.

Als ich endlich draußen sitzen konnte, ließ ich ihn rufen und gab ihm seine Tasche. Er sah gar nicht hinein. „Ihr Geld hat der Zahlmeister," — sagte ich — „das Bild ist in der Tasche!"

„Welches Bild?" — Er schrie fast auf und keuchte und sah mich mit entsetzten Augen an.

„Das Bild aus Ihrem Rock!" entgegnete ich. „Ich mußte es doch ansehen, weil ich dachte, es sei auch dort Geld!"

Es entstand eine Pause.

„Wollen der Herr Oberleutnant das Bild nicht bei sich behalten; ich kann's nicht sehen!" fragte er dann leise.

„Gewiß! Wenn's Ihnen Erleichterung schafft."

Digitized by Google

„Ich gebe Ihnen ein postfertiges Kuvert; wenn ich sterbe oder doch noch falle, geben der Herr Oberleutnant es vielleicht auf die Post."

„Nein!" — sagte ich scharf.

„Warum nicht?" stammelte er.

„Weil der Fluch darauf steht!" entgegnete ich. „Nehmen Sie den herunter! Dann will ich's tun! — — Und dann wird der Fluch auch von Ihnen genommen werden!"

„Kennen Sie sie?" fuhr er auf.

„Solchen Fluch verdient kein Mensch!"

Da sagte er mit dumpfer Stimme: „Sie ist meine Frau!"

„Das weiß ich!" sagte ich ernst. „Desto mehr!

„Ja desto mehr verdient sie's!" Er sprach hastig und ruckweise. „Desto mehr. Sie hat mich unglücklich gemacht, und ich wollte doch ihr Bestes! Sie hat mir lachend gelogen, hat mir mein Leben vergiftet."

Ich sah ihn an und fragte: „Die Frau, sagen Sie? — Hat sie Sie vielleicht auch dazu veranlaßt, an mir und dem anderen Verrat zu üben, als Sie sich aufrichteten, um sich von den Hottentotten aus der Welt befördern zu lassen?"

Er wurde feuerrot: „Das hab' ich nicht getan!" rief er fast kreischend.

„Was lügen Sie?" fuhr ich auf. „Den Schuß durch den Leib haben Sie wohl im Liegen bekommen? So lohnten Sie mein Vertrauen!

Es war wieder eine Pause zwischen uns. Endlich sagte er: „Ja, es ist wahr, wie Sie sagen!"

Dann fuhr er mich unvermittelt an: „Warum haben Sie mich zurückgebracht?"

„Weil's meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit war!"

„Nun schleppt sich mein Leben mit der Schande weiter!" — Wie eine Anklage klang es.

Da wurde ich ärgerlich: „Überlegen Sie sich das mal, bitte, genauer! Jetzt kann ich mit Ihnen nicht mehr verhandeln! Ich danke Ihnen!"

Er stand auf und ging.

Abends kam er wieder mit dem Briefumschlag in der Hand. Seine Stimme klang ganz anders: „Ich bin dem Herrn Oberleutnant sehr dankbar für die Zurechtweisung von vorhin. Es hatte mich nur augenblicklich übermannt."

„Aber ‚de Wet!'" sagte ich und gab ihm die Hand, meine Heftigkeit tat mir längst leid. Der Mann trug ja vielleicht mehr, als ich ertragen haben würde. „Ich bedaure heftig gewesen zu sein —"

Er unterbrach mich. „Sie haben meinen Leib gerettet." — — Er sprach ganz weich.

„Könnt' ich doch auch die Seele retten!" — Ich gab ihm das Bild. „Können Sie den Fluch herunternehmen?" —

Er nahm es und blickte darauf, dann legte er es auf den Tisch mit dem Porträt nach unten, sah mich an und fing an zu sprechen. Ohne Frage, ohne Erklärung erzählte er seine Geschichte, als spräche er mit sich selbst.

— — — — — — — — — — —

„Der arme Hauptmann wird Sie wohl soweit über mich unterrichtet haben, als er mein Leben kannte. — Als ich Offizier geworden war, hab' ich anfangs auch gelebt, wie die meisten jungen, reichen Leute. Die Welt lag vor mir wie ein Rosengarten im lachenden Sonnenlicht. Ich folgte den Ratschlägen, die meine Jugend mir gab. Nur dem Weib gegenüber war ich anders. In jeder Frau sah ich ein höheres Wesen! — Schüchtern war ich und träumte romantische Träume von Pagendienst und Ritterminne, von Walter Vogelweide und Frauenlob.

So wurde ich achtundzwanzig Jahre alt. Der Oberst machte mich zum Adjutanten, das Vertrauen der Kameraden trug mich. Ich hatte Glück mit Pferden, ritt Rennen, stürzte dabei, verlor die Besinnung und kam im Hause meines späteren Schwiegervaters, eines alten Majors und Lotterieeinnehmers, wieder zu mir. Da hat mich die Liebe gepackt! Sie kam wie ein Dieb in der Nacht. Nach acht Tagen ging ich aus dem Hause mit dem Bewußtsein, daß mein Herz dort geblieben sei.

Der Vater gewann mich lieb. Ein Kavalier der steifen, alten Schule, verliebt in seine Tochter, wie einst in die Mutter.

Dann hab' ich sie gefragt — und kam zu meinem Glück! — — Glück!" wiederholte er bitter. „Aber damals war ich

Digitized by Google

ja auch glücklich! Ein Narr, wie jeder Verliebte, aber ein glücklicher. Nun lernte ich sie ja erst kennen.“ Er lachte rauh.

„Kennen?! Sie war mir die beste, die klügste, die schönste auf Erden! Sie war abgrundtief, edel, lieb und rein. Ihre Naivität entzückte mich, ihre harmlose Unwissenheit schien mir ein Himmelswunder, ihre unbewußte Eitelkeit ein Tautropfen auf duftenden Rosen.“

Die Stimme dieses Mannes, der da sprach, wie dort unten keiner zu mir geredet hat, bekam einen weichen Klang, sein Auge einen weichen Glanz, über dem es lag wie ein feuchter Schleier.

„Abends dankte ich Gott für den Tag, der hinter mir lag, und morgens flehte ich um die Kraft, mein Glück recht tragen zu können.

Ich hielt sie wie ein Kleinod. Nichts war für sie gut genug! Der Vater warnte manchmal. Aber ich lachte; dazu war das Geld doch da. Ihre Küsse, ihr Lachen, ihre Dankbarkeit waren ja viel mehr.

Unsere Flitterwochen wurden zwei Jahre. Zwei lange, kurze, wonnige Jahre. Harte Zeit kam dann über uns. — Der größte Teil meines Vermögens ging beim Krach der Mainzer Bank verloren. ‚Haben wir einander, brauchen wir kein Geld!‘ lachte sie und küßte mich. Es war schwer leben in meinem Regimente mit dem kleinen Rest des Vermögens. Aber ich selbst war erstaunt, wie gut es ging. Ich staunte über die eleganten Kleider meiner Frau, über unser gastliches Haus. Ich staunte, bis mir eines Tages ein Wechsel von 3000 Mark präsentiert wurde. Quergeschrieben ‚Else von Hatten.‘“ — Der Mann lachte auf. „Mein ‚Finanzgenie‘, mein ‚Heinzelmännchen!‘“

Der Schwiegervater war ebenso verstört wie ich. Was fragte ich nach den sechs Dreiern! Doch die Heimlichkeit, die Lüge, mit der sie meinen Lobpreisungen lachend gelauscht hatte, ohne zu erröten, quälte mich maßlos.

Aber sie schlang die Arme um meinen Nacken. ‚Dummer Bär! Wir müssen doch leben! Ich hab’ auch Aussicht, es bezahlen zu können! Ganz sicher!‘

‚Aber womit?‘

‚Ich hab’ ein Los in der Staßfurter Lotterie! Hier! Gestern war Ziehung; ich weiß, es hat gewonnen.‘

Diese Antwort hatte ich mal als Scherz im Witzblatt gelesen. Ich sah sie versteinert an! Ich begriff’s nicht. Aber sie blieb dabei. — Und es gewann auch! Fünf Mark! — Ich bezahlte den Wechsel. — Die Schneiderin hatte es ihr plausibel gemacht.

Damit begann die Zeit, da die Flitterwochen zu Ende waren. Mein Weib war ein Kind. Ich selbst war alles andere gewesen, nur kein Wirt; ich lernte es. Ich begann, Pferde zu ‚schmeißen‘. Es gab einen ganz guten Zuschuß. Ich bezahlte selbst die Rechnungen und nahm die Wirtschaft in die Hand. Sie lachte. Aber es ging wie Fritz Reuter sagt:

Vör de Hochtid magst’d es wen’n,
Nah de Hochtid hat’s en En’.

Es kam immer wieder ein Tag, wo sie irgend etwas ganz Unnützes teuer ‚entnommen‘ hatte und mir mit drolligem Schuldbewußtsein präsentierte.

Es tat mir unsäglich weh, aber ich mußte hart sein. Sie hatte doch ein Recht darauf erzogen zu werden, sonst klagte sie uns eines Tages an, mich und den Vater, wie Ibsens Nora.

Der Vater war der Billigkeit halber ganz zu uns gezogen.

Zwischen meiner Frau und mir stand nun immer der klägliche, niedrige Geldpunkt. Sie war ja eigentlich nicht schuld daran, hatte ich sie doch selbst verwöhnt. Das anspruchslose, einfach erzogene Mädchen hatte erst als meine Frau ihren zum Geldausgeben neigenden Charakter kennen gelernt und besaß nicht die Kraft, der Versuchung zu widerstehen.

Sie ging allmählich schweigend, verbissen, trotzig neben mir her, wie der Schüler neben dem ungeliebten Lehrer. Sie geriet außer sich, als ich einmal vorschlug, mich in ein Artillerieregiment versetzen zu lassen. Die gereizten, scharfen Ausdrücke, die in den Auseinandersetzungen über die Geldfragen nicht ausblieben, übertrug sie nun bald auch auf alle anderen Meinungsaustausche.

‚Du bist so kleinlich!‘ fuhr sie auf.

‚Ich muß doch, Herz!‘

‚Seien wir doch leichtsinnig! Hans

Digitized by Google

Sänger meint es auch!' — Sänger war Assessor beim Landgericht, er verkehrte viel bei uns und war mir sehr sympathisch.

‚Was hat Sänger damit zu tun?' rief ich rasch.

‚Ach, er sprach gestern gerade darüber!' warf sie hin. Das war nicht wahr. Sänger war alles andere als leichtsinnig. Er bestritt es auch energisch.

Besser wurde es nicht. Schlimmer! Ich sah jeder Geldausgabe mit Sorge entgegen, weil ich versagen mußte, wo ich geben wollte. Und meine Liebe, meine feste, stetige Liebe, die Liebe der Mutter zum Sorgenkinde, die sah sie gar nicht mehr.

Wir gingen nebeneinander her. Ein Kind hätte vielleicht alles geändert, doch wir blieben allein.

Sänger war fast jeden Tag bei uns, mindestens einen um den andern. Ich freute mich schon, wenn er kam, denn dann gab's keinen Zank. Und ich vertraute ihm. Den Einfluß, den er in seiner ruhigen Art auf meine Frau ausübte, sah ich mit eigenen Augen. So sprach ich mit ihm von meiner schlimmen Lage. Ganz offen. „Ich weiß, Sie haben Einfluß auf meine Frau! Beeinflussen Sie sie doch unmerklich in meinem Sinne!'

‚Sie verlangen viel von mir! Sehr viel!' entgegnete er zaudernd. ‚Aber um Sie beide will ich's tun.'

Und er muß es getan haben. — Es wurde merkbar anders. Milder wurde sie, versöhnlicher, fröhlicher, Geld erbat sie selten oder nie. Ich wäre glücklich gewesen, wenn der Friede im Hause das Bewußtsein aufgewogen hätte, daß ich ihn einem anderen Manne verdanke. — Aber ich freute mich doch an dem so lange nicht mehr gekannten Glücke des Friedens. Den Wurm im Herzen wollte ich nicht fühlen.

Im Herbst lud uns ein Vetter nach Schlesien zur Jagd ein. In die Zeit unserer Anwesenheit sollte ein Ball fallen.

‚Und was zieh' ich an, Heinzelmann?' lachte sie munter. Ich erschrak. Aber sie war übermütig. ‚Ich weiß schon. Jetzt überrasche ich Dich! Du wirst staunen. Hab' keine Angst.'

Sänger, den wir aufforderten, dem Tänzermangel unseres Vetters abzuhelfen, wollte erst nicht recht. Aber wir redeten ihm eifrig zu. — So blieb der Vater allein.

Meine Frau amüsierte sich königlich und fand allgemeinen Beifall. Ich freute mich herzlich darüber.

Am Abend vor dem Balle hatten mein Vetter und ich uns hinter einem Hirsch verspätet. Erst gegen Mitternacht kamen wir müde nach Hause. Alles schlief, während wir noch einen Happen aßen. — Da ich oben meine Frau nicht im Zimmer fand, glaubte ich, sie sei noch bei der jungen Frau Rieben, wie ja so oft. Kartons und Seidenpapier lagen herum, gewiß war endlich das sehnsüchtig erwartete Kleid gekommen, und die Damen zeigten einander den Staat. Ich hatte gewisse Besorgnisse über die zu erwartende Rechnung.

Schlafen mochte ich noch nicht, bei Sänger hatte ich Licht gesehen; so suchte ich den auf, um noch ein paar Worte zu plaudern.

Seine Tür war verschlossen. Als ich meinen Namen nannte, klang sein ‚Gleich' anders als sonst. — Oder hab' ich mir das später zurechtgelegt? — Er öffnete nach einem Moment. Das Zimmer war voll Zigarettenrauch, die Stühle standen unordentlich herum, auf dem Bette hatte schon jemand gelegen. Sänger, der seine Weste zuknöpfte, war in tiefen Gedanken, seine Augen waren rot. Ich wäre lieber gleich gegangen, aber ich saß doch einen Augenblick. Meine Augen gingen, während ich von dem Hirsch erzählte, im Zimmer umher. Es war eine ländliche Gaststube, in der der Kleiderschrank durch einen Vorhang in der Ecke ersetzt wurde, und dieser Vorhang schwang langsam aus, als sei er eben bewegt worden. Er reichte nicht ganz bis zur Erde. Dahinter stand eine Frau!

Ich sah das untere Ende eines mit seltsamen Paillettenschleifen besetzten blauen Seidenkleides. — Ich erschrak, mehr darüber, daß ich gestört, als darüber, daß es da war. Sänger bemerkte nicht, daß ich das Geheimnis gesehen hatte, und ich ging bald. Peinlich war es doch.

Aber draußen — ich gestehe es —

Digitized by Google

packte mich doch die Neugier. Ich ging in den Garten hinab, um zu sehen, welche Fenster hell seien. Dann aber schämte ich mich und blieb im Schatten stehen. Sänger stieß sein Fenster auf, der Tabaksrauch kam in Schwaden heraus. Als es dunkel wurde, ging ich tief in Gedanken nach oben.

Meine Frau war schon zu Bett. Sie war ganz voll von der großen Überraschung, die heute gekommen sei.

‚Wo ist's denn?' fragte ich, mich wißbegierig stellend.

‚Bei Frau Rieben!' sagte sie. ‚Du bekommst es erst morgen zu sehen. Du, ist das schön!" — Und sie war so süß, so zärtlich! — Zum letzten Male.

Anderen Tags wurden wir Männer vor die Tür gesetzt. Nur Sänger malte Menus und Tischkarten. Ich hatte den Abend vorher beinah vergessen! Ging mich ja auch nichts an.

Oben hatte meine Frau abgeschlossen. ‚Einen Moment, Heinzelmann!' — rief ihre Stimme.

Als ich dann eintrat, stellte sie sich unter die Lampe zwischen die Lichter des großen Spiegels und lachte mich an. Und mir blieb das Herz stehen, das Zimmer drehte sich, der Schweiß trat mir auf die Stirn. Furchtbar war es, kläglich.

Es war das Kleid von gestern nacht!

‚Nun?' fragte sie mit leichtem Vorwurf.

‚Wundervoll', konnte ich noch sagen.

Ich riß mich zusammen. Während ich mich fertig machte, rauschte sie auf und ab und freute sich kindisch über das ‚frou-frou' der Seide.

‚Billig, Heinzelmann, billig! Ich bin ja so schlau geworden!' — Glückselig war sie über das Kleid.

Unten sah ich mich um, gespäht hab' ich wie ein Argus. Das Kleid meiner Frau war einzigartig, die Schleifen wurden immer wieder bewundert. Sängers Blick hing an ihr. Ich hörte, wie er sagte: ‚Superb!'

Sie lachte ihm zu. Und mir kam's vor, als säh' er scheu zu mir herüber. Da fiel mir manche Veränderung seines Wesens ein, ich dachte an den Einfluß, den er auf sie hatte.

Auf dem Ball hab' ich mich betrunken! Sinnlos betrunken."

Der Mann keuchte. Er hatte ruckweise, sprunghaft gesprochen. Ich saß da und starrte in die Nacht und hörte die Stimme neben mir, wie aus einer anderen Welt. Seine Hand zog er fort, als ich danach griff. „Hören Sie erst zu Ende!" — Nach lastender Pause fuhr er fort: „Am andern Morgen wachte ich mit dem Morgengrauen auf. Ich irrte umher. — ‚Was nun?'

Nie hab' ich einen Menschen so geliebt, wie dies Weib. Sollte ich tun, als wäre nichts geschehen? Sollte ich Sänger fordern, totschießen wie einen Hund?

Im Zuge fuhr Sänger in unserem Abteil. Sie plauderten und lachten. Immer ‚das blaue Kleid'. Und ich dachte, ob es nicht das beste wäre, sich eine Kugel vor den Kopf zu setzen. Am Ende! In der Nacht half mir die Kognakflasche in den Schlaf. Am andern Morgen sprach ich mit ihrem Vater.

‚Hast Du Klarheit?' fragte er.

‚Mir fehlt ihr Geständnis!'

‚Dann hol's Dir!' sagte er mit eisernem Gesicht. — Er war ein Mann der alten Schule. Und ich habe mit dem alten Mann verhandelt, wie ein Bettler. ‚Es ist auch mein Name! Gehst Du nicht, gehe ich!'

Da tat ich's.

Sie sah mich entgeistert an und kreischte auf. ‚Es ist gelogen, es ist gelogen! Alles Schöne hast Du aus meinem Leben genommen, bis Sänger kam. Nun nimmst Du uns beiden die Ehre! Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr!' — Es gellte durchs Haus. Sie krümmte die Finger im instinktiven Erwachen der Katzennatur des angegriffenen Weibes, das Gesicht verzerrte sich. — Und ich hatte gedacht, sie würde um Vergebung flehen auf den Knien! Und ich hätte sie aufgehoben! Gott weiß es, ich hätte es getan.

‚Ich habe Dich doch gesehen in seinem Zimmer! Lüge doch nicht! Warst Du bei ihm oder nicht?'

‚Ich war nicht bei ihm!'

‚Schwöre es!'

‚Ich schwöre nicht gegenüber Verleumdungen, die der auf mich häuft, der mich davor schützen sollte!' Sie lachte wie von Sinnen.

Digitized by Google

‚Eine — Dirne — verleumdet man nicht!' Ich war wahnsinnig auf einmal. Es brach in mir zusammen.

Da sah sie mich auf einmal eisig kalt an und sagte leise, zischend: ‚Ja! Ich war bei ihm! Ich hab' ihm gehört, so oft er mich gewollt hat! Lange schon!' — Da hab' ich sie ins Gesicht geschlagen! Ja! Das hab' ich getan. Und noch heut höre ich ihren wahnsinnigen Aufschrei, noch heut sehe ich den roten Fleck! — Jeden Tag, jede Nacht! — — Durch Jahre! — Grausame, grausige Jahre!

In der Nacht ist ihr Vater am Herzschlag gestorben. — Mich hat's nicht berührt! Ich fühlte ja gar nichts! Sie war fort. Hab' gar nicht daran gedacht, ihr zu schreiben! Wußte ja auch nicht, wo sie war.

Ich lief am Morgen zu Sänger. — Er war abgereist, auf kurze Zeit, hieß es. Eine Adresse hatte er nicht hinterlassen!

Wie ich die Tage gelebt habe, weiß ich nicht! Den Kameraden hab' ich vorgelogen, meine Frau sei krank in Berlin.

Sänger kam nicht wieder; er hatte Urlaub, um den Abschied zu nehmen. Also durchgegangen mit ihr! — Na, wenn schon! Habt Euch, Gesindel!

Und ich? Ich bin haltlos geworden in der Verzweiflung! Ich konnte nicht allein sein! Dann sah ich das Antlitz mit dem roten Fleck, dann hörte ich den Schrei! Und das klagte mich noch an! Ein Mann, der eine Frau schlug, mochte sie getan haben, was sie wollte, der war mir immer ein Lump gewesen! Und meine Ehre hielt mir den zerbrochenen Schild hin wie einen Spiegel, aus dem mir das Gorgonenhaupt entgegengrinste!

Ich fing an, mich, Dienst, Haus, Pferde zu vernachlässigen! Ich fuhr oft nach Berlin, um die Zeit zu töten, ich trank, spielte, trank, trieb mich herum! — Der Oberst warnte, redete zu. Ich wollte mich zusammennehmen! Es ging nicht! — Abends kam wieder die Flasche heran! Ich war nicht mehr ich selbst.

Da bot mir der Oberst ein halbes Jahr Urlaub an. Er wußte ja wohl, daß irgend etwas ganz Besonderes mich so verändert haben müsse. Aber er sprach nicht mit mir davon. Es fragte auch keiner nach meiner Frau. — Und ich dachte, sie müßten es mir ansehen! — Ich war wie Kain.

Ich reiste nach Italien und Ägypten. Wie Ahasver unstet, ruhelos, flüchtig. Das Geld warf ich zum Fenster hinaus. Ich brauchte es ja doch nicht mehr lange.

Im Frühjahr war ich in Berlin. In einer Bar traf ich Sänger. Als ich hereinkam, wollte er aufstehen und gehen, aber ich sprang auf ihn zu, schlug ihm ins Gesicht, hieb blindlings auf ihn ein! Ich sah Blut, hörte Tumult, Klirren — auf der Polizei kam ich zu mir.

Nun war ja alles gleich! Ich war so stolz, so voll grausamer Wonne! Den Schlag wischte ihm keiner wieder ab! Nun mußte er mich fordern! Dann schoß ich ihn tot, gewiß!

Aber es kam nichts! Gar nichts!

Nach acht Tagen erst ein Brief von seinem Bruder, einem Hauptmann. Sie hielten mich für wahnsinnig! Disqualifiziert habe ich mich selbst durch mein Benehmen! Er vergäbe mir! Hören Sie! — Er vergab mir!

Von meinem Regiment bekam ich die Aufforderung, den Abschied einzureichen. Ich tat's. Und war tot für die Kameraden.

Wär' ich's doch gewesen! — Der Wunsch, nicht mehr leben zu müssen, ist, seitdem ich mich an Sänger gerächt hatte, immer lauter, immer heißer, immer wilder geworden! Was soll ich auf der Welt? Ich bin um alles betrogen, was ich geglaubt, von allen belogen, die ich geliebt, von allen verlassen, die mir nahe standen! Ich habe mich gerächt! Aber was hat mir das eingebracht! Denn — denn —" Hatten stockte und schluckte. — „Ich kann ja die Liebe nicht los werden! Die Liebe zu meiner reinen, heiligen, ersten Liebe! — Und — — doch nein! Hören Sie mich erst zu Ende!

Ich bekam einen Brief von Sänger, der mich lange gesucht hatte. Darin stand etwas Furchtbares! — — Er war bei einem Jagdunfall schwer angeschossen worden, so schrieb er wenigstens, es sei möglich, daß er fort müsse, da wolle er mir schreiben, was er auf dem Herzen habe. Er wisse, daß ich glaube, meine Frau

Digitized by Google

in seinem Zimmer gesehen zu haben. — Sie habe es ihm gesagt, als sie damals von mir gegangen sei; sie habe ihm auch alles andere gesagt.

Es sei nicht wahr! Nicht meine Frau sei in seinem Zimmer gewesen — sondern nur das blaue Kleid! Dies verfluchte Kleid! Es sei an dem Abend in meiner Abwesenheit gekommen, und sie habe es auf einem Rohrgestell in sein Zimmer gebracht, weil dies der einzige Raum gewesen wäre, wo dies Kunstwerk, das doch erst am Ballabend enthüllt werden sollte, vor meinen und allen anderen Augen verborgen geblieben wäre! Das Kleid aber habe — er bezahlt gehabt!

Als ich ihn damals gebeten, mit meiner Frau in meinem Sinne zu reden, da hätten in ihm Gefühle für meine Frau gelebt, die er einzugestehen sich nicht scheue, weil er nichts dafür gekonnt habe. Sie sei ihm, da er sie freundlich und mild behandelt habe, herzlicher entgegengekommen als ihrem Mann, der sie schalt und sie schroff anfaßte!

Er hätte nur getan, was ich von ihm wollte! Aber — und hierin erkenne er eine schwere Schuld seinerseits — er sei nicht stark genug gewesen, sie leiden zu sehen, er hätte auf eine Verbesserung meiner Lage gehofft. So habe er ihr Geld geliehen. — Öfter, sobald sie welches brauchte. Gegen 8000 Mark. Von dem Geld sei auch das Kleid bezahlt worden.

Unrecht gegen mich habe in der Heimlichkeit gelegen und darin, daß er meinen Auftrag auszuführen sich getraut hatte. Aber er wäre nicht so stark gewesen, wie er selbst geglaubt hatte.

Als meine Frau an jenem Abend mein Haus verlassen habe, sei sie zu ihm gekommen, um Rat und Hilfe zu holen! — Da sei der Teufel vor ihn hingetreten und habe ihm zugeflüstert: ‚Packe zu!‘ Dies Verlangen, dieser Wunsch sei so übermächtig geworden, daß er noch in der Nacht beschlossen habe, auszureißen, um nicht zum Schurken zu werden. Er habe meiner Frau noch einmal Geld gegeben, geliehen. 15000 Mark! Sie sei so kindlich in ihren Anschauungen über Geld und Geldeswert gewesen, daß sie es ruhig genommen habe. Ich schulde ihm somit 23000 Mark, die ich ihm, wenn ich wolle, zurückgeben könne. Er sei auf eine Hallig bei Schleswig gegangen, um sich dort zu begraben, Ruhe und Kraft zu finden.

Was aus meiner Frau geworden sei, wisse er nicht. Auf der Treibjagd habe ihn einer in die Lunge geschossen, wenn er sterben müsse, wolle er es nicht tun ohne zu wissen, daß ich ihn nicht für einen Schurken halte. Ich sei unglücklich geworden. Aber zum guten Teil durch meine Schuld!

Er bereue, was er mir angetan habe, und bäte es mir ab. — — —“

Plötzlich schrie Hatten auf: „Ist das wahr, Herr, was der Mann schreibt? Ist das wahr? Oder ist es auch gelogen?“

„Es ist wahr!“ sagte ich aus innerster Überzeugung.

„Dann hat sie also gelogen, als sie mir das Messer ins Herz stieß, so daß ich sie schlug!“ Hastig fuhr er fort: „Ich kann nicht leben! — Ich hab's ja versucht auf allen Teilen der Erde. Überall! Nirgends war ich allein, überall war die Ungewißheit, die Reue mit dem ‚vielleicht doch!‘ Der Schrei, der rote Fleck! Überall.

Ist es nicht wahr, was der Mann schreibt — und was sagt ein Mann nicht, um die Ehre eines ehrlosen Weibes zu retten? — so bleibt mir nur das elende, zertretene, verdorbene Leben, das auf mir lastet, wie ein Mühlstein. Je eher ich's fortwerfe, desto besser! Schlimmer kann's auch in der Hölle nicht sein!

Ist es aber wahr? — — Ist es wahr, dann ist's ja noch viel schlimmer! Dann hat ein Irrtum, eine Lüge mich zum Schurken werden lassen, mich wahnsinnig gemacht, mich um alles betrogen! — Die Wahrheit gäbe mir doch die Verzweiflung, mich selbst zu befreien! Weil ich das aber nicht weiß, weil ich es auch nicht glauben will, darum tat ich's noch nicht! Darum wartete ich auf die Feindeskugel. Tausend haben mich umzischt, zehne mich getroffen. Es soll nicht sein!“

Eine Pause trat ein. Endlich sprach er leise: „Und wenn's wahr wäre! — — Sehen Sie! Tief innen in meinem harten, leeren Herzen, da ist noch etwas! Das sagt mir: ‚Du liebst sie ja doch noch! Du wartest ja im Verborgenen auf ein Zeichen von ihr! Du sehnst Dich ja nach

Digitized by Google

der alten Zeit. — —' Ich habe nie den Mut gehabt, hier tiefer in mir zu forschen. Heute tu' ich's! Ich weiß nicht, ob sie noch lebt, weiß nicht, wo sie ist — — aber — —"

Er brach plötzlich ab.

„Verstehen Sie mich nun?" fragte er dann dumpf.

„Nein!" antwortete ich scharf und so bestimmt, als es mir möglich war.

„Nein — —?" wiederholte er fragend, leise, wie Stöhnen.

„Nein!" sagte ich aus vollster Überzeugung. — „Unglück haben Sie gehabt, großes, schweres! — Aber Schuld auch! Und solange der Mensch eine Schuld auf der Seele hat, muß er mit allen Fasern am Leben hängen, um gut zu machen, zu sühnen, zu büßen!"

„Ich hab' gebüßt!" fuhr er auf.

„Ja, aber als Egoist!" — Ich fühlte, daß ich auf dem richtigen Wege war. — „Sie denken nur an sich selbst! Denken Sie auch an die, die Ihnen anvertraut war, ‚bis daß der Tod Euch scheide'? — Denken Sie an den Mann, dem Sie die größte Schmach getan, die ein Mensch dem andern zufügen mag? — Ist da nicht noch viel, sehr, unendlich viel zu sühnen?" — Ich sah ihn nicht an, ich fühlte aber, wie er mir zuhörte.

„Was soll ich tun?" — Der Mann war so viel älter als ich, das Leben hatte ihn geschüttelt und gerüttelt, er kannte die ganze Welt. Und er fragte hier, wie ein Schüler: ‚Was soll ich tun?'

„Heim müssen Sie! — Sie suchen! Ihr abbitten! Ihr Gutes tun, soviel Sie können! — Und dem Manne auch! Nicht viele hätten so gehandelt wie er. — — Daß er Ihrer Gattin hinter Ihrem Rücken Geld gab, war Unrecht. Gewiß! Aber er hätte größeres Unrecht begehen können, eine Sünde, zu der es ihn von innen trieb. Das tat er nicht. Sie hatten ihn gerufen, Sie hatten ihn näher an Ihre Frau gestellt, als Sie selbst standen! — — Und dann? Als Sie Ihr Weib davongejagt hatten, da hat er für sie gesorgt. — Und Sie selbst?"

Er schwieg. „Und Ihre Frau?" fuhr ich fort. „Die Veranlagung zum Geldausgeben ist ein Unglück gewesen! Der Leichtsinn dabei aber war Unerfahrenheit, war weibliche Schwäche."

Da fiel er ein: „Und die Lüge?"

„Sie war ein Weib! War in Angst vor Ihnen! Ich sage ja gar nicht, daß das kein Unrecht von ihr war! — Und doch, man kommt aus allen möglichen Gründen zur Lüge! — Denken Sie mal daran, was Sie selbst vorhin getan, als Sie leugneten, sich als Scheibe hingestellt zu haben!"

„Aber die letzte Lüge!" Seine Stimme klang ganz anders.

„Und die Beleidigung, die Verleumdung, die Sie ihr ins Gesicht warfen?" fragte ich dagegen. Da schwieg er. — —

Mich aber faßte der Wunsch, dem Manne zu helfen, noch fester. Und ich redete weiter, ich wußte, daß er lauschte. „Sie fielen in Verzweiflung. Luther nennt Verzweiflung ‚große Schande und Laster.' — Sie haben nichts Gutes gewollt in all den Jahren seither. Nun gibt Ihnen Gott den Funken der Liebe in dem Winkel des Herzens, von dem Sie eben sprachen! Lassen Sie ihn lodern! Lassen Sie wieder gute Wünsche, gute Gedanken ins Herz! Eine Frau vergibt viel, Gott alles!" — Ich weiß noch heute nicht, wie ich zu diesen Worten kam.

Da stand der Mann auf und ging durch die Nacht davon. Sein Kopf hing tief, das Bild trug er in der Hand.

In den nächsten Tagen sah ich ihn nicht.

⁂ ⁂ ⁂

Meine Genesung schritt fort. Ich wurde gesund und brannte darauf, an die Front zu kommen. — Endlich war es soweit. Am Abend, ehe wir abrückten, kam ‚de Wet' einen Augenblick zu mir ins Zelt. „Ich danke Ihnen!" sagte er leise und hielt mir die Hand hin, um die meine zu pressen, daß sie schmerzte. „Das Bild ist rein!" — Dann ging er.

Dann kam der Tag von Alageida. Ich hatte mit dem zweiten Zug den rechten Flügel, während die Hottentotten im Halbkreis vor uns lagen. Wir konnten uns des Geländes wegen nur geradeaus bewegen, und ein jeder Sprung vorwärts brachte uns mehr ins Flankenfeuer. Eine ebene Fläche von 200 Meter Breite lag vor uns, die wir überschreiten mußten,

Digitized by Google

und ich rief den Leuten zu: „Bis an die gelben Sträucher!“

Da sagte ‚de Wet‘, der neben mir lag: „Da kommen wir nicht hin!“

„Warum nicht?“ fragte ich, im Glauben, er hätte irgendeine besondere Beobachtung gemacht.

„Bis dahin sind wir alle tot!“ — Er keuchte. Ich erschrak. Aus seiner Stimme klang die Furcht! Ich sah ihn an mit scharfem Blick. Es gibt ja doch auch für den Kühnsten Augenblicke der Schwäche!

„Was sagen Sie?“ fragte ich scharf.

„Ich habe ihr geschrieben!“ Als ob das Antwort genug sei. Er duckte sich, als ein Geschoß vorbeizischte. Das hatte er früher nie getan.

Ohne etwas zu erwidern, sprang ich auf und lief vor. Die Leute folgten so schnell, daß uns der Hagel nicht mehr traf, weil uns schon nach zwanzig Schritten eine Welle, die ich vorher nicht gesehen hatte, Deckung gewährte. Nur einer war zusammengebrochen. Rasch sah ich mich um; ‚de Wet‘ war bei mir.

„Gottlob!“ sagte ich.

„Gottlob!“ wiederholte er. Er war kreideweiß und zitterte.

„Was fehlt Ihnen nur, Hatten?“ fragte ich hastig, da er jetzt dicht neben mir lag.

„Ich darf jetzt nicht sterben! — Ich bin so lange im Unglück, in der Irre gegangen! Ich will hinaus! Ich muß! Sie haben es ja gesagt: Sie wird mich trösten!“ — — Ruckweise, stöhnend, keuchend, zwischen den Schüssen stieß er das hervor. Dabei pfiff es nicht nur von vorn, sondern auch von rechts immer heftiger, und wieder rief mir einer zu, daß er ‚eins weg‘ habe.

„Ich darf jetzt nicht sterben!“ flüsterte der Mann neben mir vor sich hin.

„Das steht bei Gott!“ sagte ich.

Beim nächsten Sprung war ‚de Wet‘ nicht mehr neben mir. Also doch! — „Wo ist der ‚Bur?‘“ fragte ich eilig den Reiter, der neben mir lag. Der sah sich um.

„Da kommt er gekrochen!“ rief er dann. „Der hat wohl Angst?“ lachte er. — Über das schweißbedeckte Gesicht des alten Afrikaners zog eine rote Wolke. Noch einer rief: „Der ‚Bur‘ hat Angst!“

„Um Himmels willen, Mann!“ fuhr ich ihn leise an. „Sie müssen!“

„Ich kann nicht!“ keuchte er zwischen den Zähnen.

„Soll ich Sie auch verachten, wie die grünen Bengels hier?“ — Zwischendurch feuerten wir; da schrie's von rechts herüber: „Feind verlängert nach rechts!“

Nun hatten sie uns ganz in der Flanke. Wir bogen den Flügel zurück, der Zug teilte sich.

„Hatten die rechte Flügelgruppe!“ befahl ich. „Luft gemacht!“

Da hörte ich einen Reiter halblaut sagen: „Der hat ja Angst!“

Im Nu sprang der ‚Bur‘ auf, gab dem Spötter einen Fußtritt ins Kreuz und ging langsam in seiner ganzen Größe zum rechten Flügel. Sein Hut flog weg, er hob ihn langsam auf; ich schrie ihm zu: „Hinlegen!“ Da warf er sich hin.

Und darauf ging er mit den sechs Mann auf die Höhe los, wie ein Wahnsinniger. Zwei wurden ihm abgeschossen, dann hörte man nur noch das Feuer, weil Klippen sie verbargen, bis sie im toten Winkel wieder auftauchten, hinaufklommen und nun ihrerseits die Gelben flankierten. Deren Feuer verstummte, sie räumten die Stellung.

‚De Wet‘ stand auf. Deutlich sah ich seine lange Gestalt. Er schwenkte den Hut. Da dröhnte ein Kanonenschuß hinter uns! Man hörte das Heulen des Geschosses. „Hurra, endlich!“ sagte eine Stimme neben mir, gespannt sahen wir dorthin, wo das Schrapnell platzen würde. Eine weiße Wolke stand am Himmel, dicht über der Gruppe ‚de Wets‘. Der Felsboden stäubte. Der Krach kam zu uns herüber. Ich sah, wie der aufrechtstehende Mann zwischen die Klippen stürzte. — Ein zweiter Schuß, ein dritter faßten etwas weiter. Zum Denken war keine Zeit, wir mußten an uns die Erfahrung machen, daß jeder im Gefecht sich selbst loslösen muß von allem Körperlichen. Vorwärts! Ich vergaß das Bild in den nächsten Minuten. Der Feind wartete nicht auf uns. Er zog ab. Die eben eintreffende 15. Kompanie übernahm die Verfolgung. Wir mußten uns rangieren, Pferde tränken, selber trinken,

Digitized by Google

Posten ausstellen. Früh am Morgen sollte es schon weitergehen.

Als die Ruhe eintrat nach der Anspannung, faßte mich körperlicher Schmerz im Herzen um den ‚Buren'. Ich ritt an die Stelle, wo ich ihn fallen gesehen, traf jedoch unterwegs schon seine Leute, die ihn trugen. Mehrere Schrapnellkugeln hatten ihn von hinten getroffen. Ich hatte Furcht, er könnte nun schwach werden und kläglich verzagen. Aber sein Gesicht sah seltsam vergeistigt aus.

„Nun also doch!" — sagte er und sah mich mit müdem, wehen Lächeln an, als sie ihn niederlegten. „Also doch!"

„Wer weiß!" wollte ich beruhigen.

„Ich weiß!" entgegnete er. — „Und ich weiß auch, warum ich nun sterben darf!" Er flüsterte das ganz leise. „Ich weiß, sie ist tot! — Sie hat mich gerufen, sie hat verziehen, sie — sie wird mich trösten. — Meine Sachen?" Er wurde kurze Zeit schwach. — „Geben Sie mir alles mit ins Grab! Alles! Den Rest Gepäck verbrennen Sie! Ja? Das Geld bekommt Sänger! Meine Schulden bei ihm, mit — Zinsen!" — Ich nickte nur. Er drückte mir die Hand. „Auch das Bild!" — flüsterte er.

Ich mußte fort. Spät abends starb er.

Ich war bei ihm. Er phantasierte. „Das blaue Kleid zieh' aus! — — Soviel Geld! — Schieß mich doch nicht tot!" Es ging hin und her. Plötzlich wurde er klar. Seine Hand tastete nach der meinen. „Ich danke Ihnen." Ich nickte ihm zu. Da reckte er sich lang aus und sagte mit seltsamer Stimme: „Es ist gut!" Dann war er still. — —

Am andern Morgen waren wir weit von dem Grabe, das mit fünf anderen Gefallenen auch ihn barg. Das Bild seiner Frau hält er in den gefalteten Händen. Ich hab' den Platz nicht wiedergesehen.

Es geschah, was er angeordnet. Seine bewegliche Habe verbrannte man in Lüderitzbucht. Sein Geld ging an die angegebene Adresse.

Seine Frau ist tot. Sie hatte schwere Zeiten gesehen, war dann in das Haus eines alten Offiziers gekommen, hatte dort jahrelang gelebt und Liebe genommen und gegeben. Beim Pflegen eines kranken Kindes hatte sie sich die Diphtheritis geholt und war erlegen.

So hatte der Mann recht gehabt. Und er hat wohl auch die Hoffnung nicht zuschanden gehen sehen.

Sie sind beide getröstet worden.

Im Süden.

Neugierig fragt mich meine Kleine oft
Nach meiner Heimat. Deutschland ist so fern
Und fremd und fabelhaft und lächerlich!
„Wie lebt Ihr dort?" Nicht halb so schön als Ihr.
„Wie liebt Ihr?" Ach, nicht halb so heiß als Ihr.
„Wie tanzt und singt Ihr?" Rede nicht davon!
„Und Euer Land?" Ist schön, doch friert man dort.

„Und das ist alles?" — Alles, liebes Kind.
Nur Eines haben wir, das habt Ihr nicht.
Es zittert durch die Seele uns beim Tanz,
Macht süß und selig unsre rauhen Lieder,
Es führt uns Pilger Eurem Süden zu,
Den wir verstehn, wie Ihr ihn nie versteht,
Und der uns dennoch niemals glücklich macht."

„Doch warum hast Du selber oft gescholten
„Auf Deine Heimat, und das fremde Land
„So laut gepriesen?" — Weil ich Deutscher bin.

Hermann Hesse.

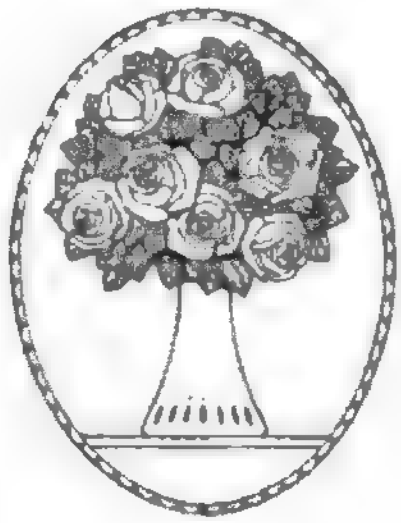
Digitized by Google

Vier Altwiener Walzer

von

Josef Strauss.

Ausgewählt und gesetzt von Artur Schnabel.



Josef Strauss, am 22. August 1827 in Wien als zweiter Sohn des 1849 verstorbenen k. k. Hofballmusikdirektors Johann Strauss geboren, hat in einem Zeitraum von 17 Jahren 300 Werke herausgegeben, ausserdem 200 Arrangements. Diese neue Auswahl seiner Walzer enthält Teile aus „Schwert und Leier", „Aquarellen", „Sternschnuppen", „Fünf Kleeblad'ln", „Frauenwürde". Josef Strauss galt neben seinem Bruder Johann, dem Schöpfer der „Fledermaus", als Künstler von ernster Bedeutung. Er starb in seinem 43. Lebensjahre: den 22. Juli 1870.

Digitized by Google

Vier Altwiener Walzer

von

JOSEF STRAUSS.

Ausgeführt und gesetzt von Artur Schnabel.

Sehr straff und feurig.

1.

ff sempre

cresc.

breiter

legato *poco rit.* **a tempo**

Fine.

2.

ritenuto zögernd a tempo

weich sehr zart und ausdrucksvoll

mf f pp

Ped. Ped. Ped. Ped.

poco rit. a tempo

pp pp

Ped. Ped. Ped. Ped.

ten. ten.

schwärmerisch

mp f pp

Ped. Ped. Ped. Ped. Ped.

a tempo a tempo

poco rit. 1. rit. 2.

ten.

mp pp dolce breit ff

Ped. Ped. Ped.

p animato f mp mp f

pp

Ped. Ped.

a tempo

poco rit. 1.

pp

Ped. Ped. Ped. Ped. Ped.

Digitized by Google

poco rit.

2.

pp

mf molto cresc.

riten.

ten.

a tempo

singend

poco rit.

ten.

einfach

pp Fine.

3.

sehr leicht und lustig

flott

mp

pp

flott

rit.

etwas langsamer, sehr gesangreich und warm

a tempo

weich *legato* *pp* *p*

Ped. * Ped. * Ped. *

f *p* *mp* *p*

Ped. * Ped. * Ped.

poco rit. a tempo *poco rit.*

1. 2.

p *pp* *pp*

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *

Tempo I.

leicht *flott*

pp *p* *pp*

p

Ped. * Ped. * Ped. * Ped.

Fine.

4.

poco rit.

Wiegendes langsames Walzertempo.

sehr warm und gebunden

espr.

pp *rit.* a tempo

poco rit. a tempo *steigernd*

mf

mp

a tempo

rit.

ten.

breit a tempo

Digitized by Google

zart und liebenswürdig, nicht langsam

leicht

rund

p *pp* *mp*

Ped. * Ped. * Ped. *

espr.

mp *mf* *p*

Ped. *

pp *p* *pp*

Ped. * Ped. * Ped. *

rit. *sögernd* *singend* **Tempo I.**

pp *mp* *pp*

Ped. *

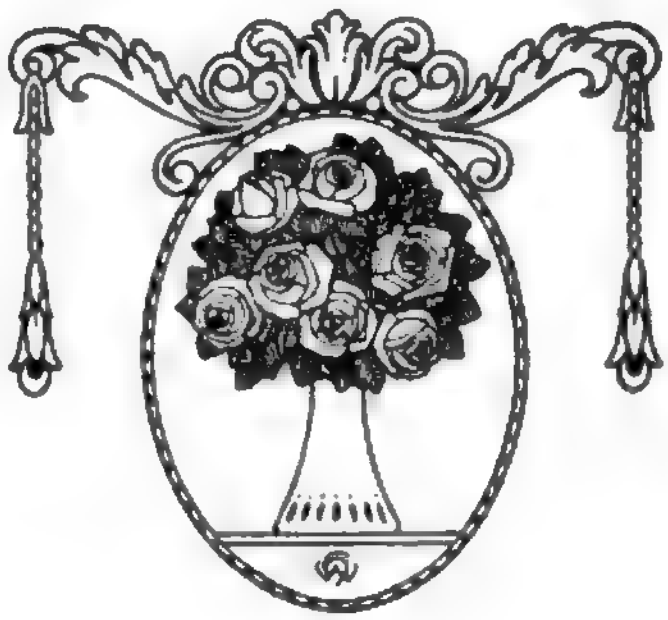
Pedale (wie zu Anfang)

espr. *mf*

breit **a tempo**

f *ff* *sfz* *ff* *ff* **Fine.**

f *ff* *p* Ped. *ff*



Digitized by Google

Gilles mit seiner Familie.

Gemälde von Watteau in der Wallace-Galerie.

Nach einer Aufnahme von W. A. Mansell & Co. in London.

Digitized by Google

Parfüm. Von Hanns v. Spielberg.

„Wenn auch die Blume starb —
Wir atmen ihren Duft."
Shakespeare.

Der Toilettentisch der Frau kann der Kunst des Parfümeurs nicht entbehren, und auch wir Männer, wenn wir uns auch ein wenig sträuben, können nicht auf sie verzichten. Über Art und Maß der Verwendung mag man sehr verschiedener Ansicht sein; selbst der Mann aber, der jedem stärkeren Parfüm gegenüber empfindlich die Nase rümpft, wird das Kölnische Wasser zu schätzen wissen, eine gute Seife — und auch die fällt in das Fachgebiet der Parfümeriefabrikation, ebensogut wie all die verschiedenen Haaröle, Brillantinen, Pomaden, Kopfwasser, Cremes, deren man sich doch nicht ganz zu entschlagen vermag. Wir alle sind ihm untertänig — dem Parfümeur.

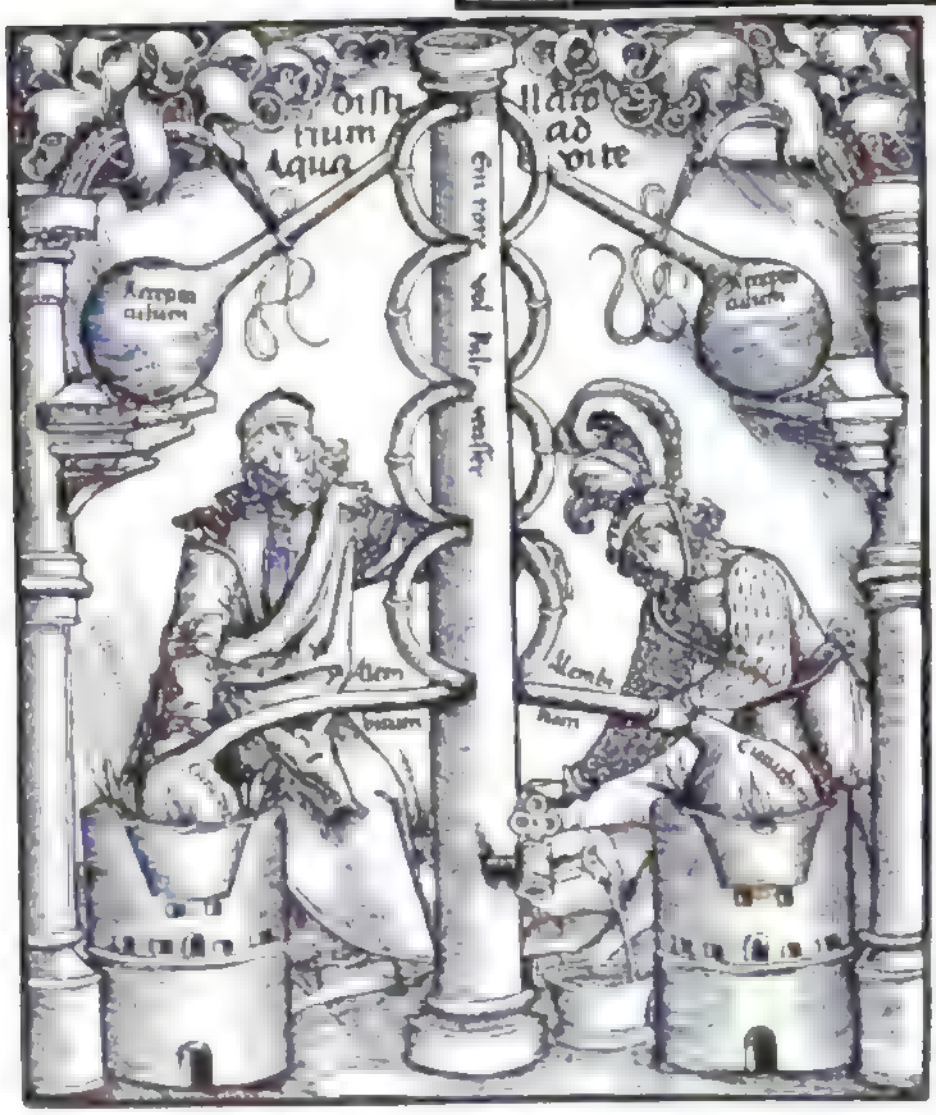
Fast will es mir scheinen: heut noch mehr als ehedem. In kulturgeschichtlichen Werken begegnet man zwar immer wieder den Schilderungen von dem ungeheuren Luxus, den das Altertum mit Wohlgerüchen trieb. Von den 120 Kindern, die bei den religiösen Prozessionen im ägyptischen Heliopolis Gefäße mit Weihrauch, Myrrhen und Safran trugen; von den „Spezereien, Balsam, Galben und Weihrauch" der Hebräer; von den parfümierten Tauben, die sich die Hellenen bei ihren Gastmählern über die Köpfe schwirren ließen; von den Salbölen in den römischen Bädern und dem Rosenregen, den Nero im Goldenen Hause auf seine Gäste niedergehen ließ; vom Sultan Saladin, der die Mauern einer Moschee mit Rosenwasser waschen ließ, bis zu den merkwürdigen Pomandern — Pomme d'ambre —, Äpfeln aus stark parfümierter Erde, die im ausgehenden Mittelalter die vornehmen Frauen in der Hand oder am Gürtel trugen. Ich glaube aber, man verallgemeinert hier auffallende Einzelerscheinungen. Der Gebrauch all jener Mittel war doch auf verhältnismäßig enge Kreise beschränkt, während das Parfüm heute fast zum Allgemeingut geworden ist. Jedes Zöfchen will auf seinem Weihnachtstisch eine Parfümflasche finden, und seit die Seife nicht mehr in den Haushaltungen selbst gekocht wird, soll auch das Stück Seife, mit dem die Bauerfrau sich die Hände abspült, seinen Wohlgeruch beweisen.

Toilettenkästchen einer ägyptischen Kaiserin.
(Original im Königl. Museum zu Berlin.)

Digitized by

Es hängt das ohne Zweifel mit Veränderungen in der Fabrikation zusammen. Gewiß gab es schon in Rom die Zunft der Unguentarii, der Salbenmacher, und im alten Orient eine fabrikationsmäßige Herstellung von Wohlgerüchen, mit der Parfümeriekunst von heute kann man ihre Leistungen aber nicht vergleichen. Ehedem war es nur eine sehr beschränkte Anzahl von Riechstoffen, die zur Verfügung stand, heut kennen wir, dank den Handelsverbindungen mit allen Ländern der Erde, mehr als 200 wohlriechende Stoffe, die in der Parfümerie verwendet werden.

Mittelalterliche Darstellung der Kunst des Destillierens. Nach dem Buche des Straßburger Arztes Hieronymus Brunschwygk aus dem Jahre 1500.



Mittelalterliche Destillierkolben.
Nach einer Darstellung aus dem Jahre 1507.

Ehedem fabrizierte man rein nach der Erfahrung, verfuhr empirisch, wobei gewiß in einzelnen Fällen außerordentlich glückliche Resultate gezeitigt wurden; heut begründet der Parfümeur seine Kunst auf den festen Boden der Wissenschaft, der Chemie, und hat damit vor allem die Gewißheit, unter gleichen Voraussetzungen auch stets ein gleiches Produkt zu erzeugen.

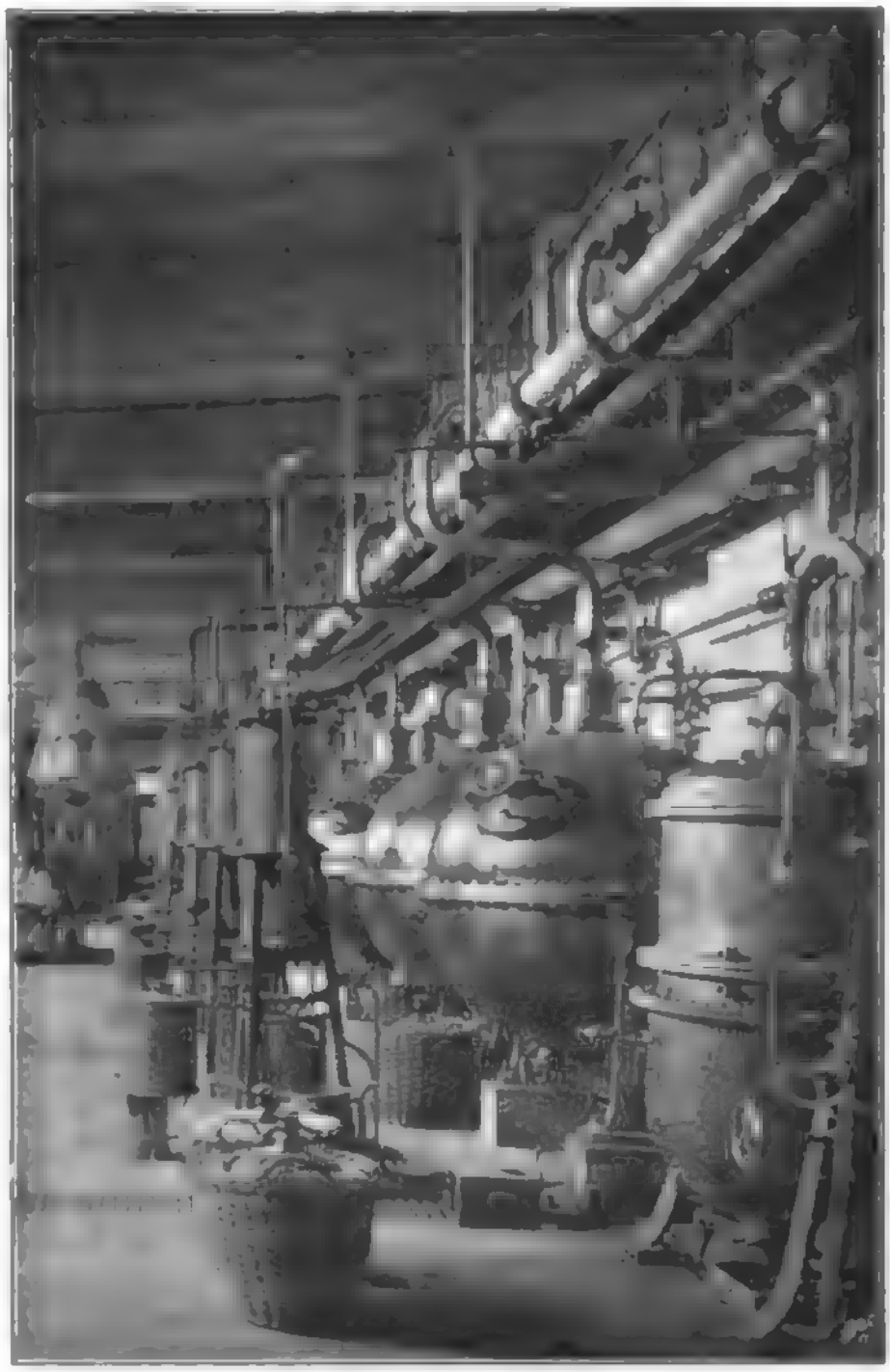
Der Name „Parfüm“ stimmt heut eigentlich längst nicht mehr. Er stammt von dem lateinischen per fumum — durch den Rauch, und also von dem Verbrennen wohlriechender Substanzen. Heut sind es in erster Linie die ätherischen Öle, die aus Pflanzen, Blüten, Blättern, auch Früchten

gewonnen werden, sind es durch Verbindung mit Fetten gewonnene pflanzliche Wohlgerüche, welche die Grundmaterialien der Parfümeriekunst darstellen; dann zeigen sich einzelne dem Tierreich entnommene Stoffe als unentbehrlich, und schließlich hat in jüngster Zeit die Chemie einige Erzeugnisse künstlich herzustellen gelehrt, die teils als Ersatz, teils zur Ergänzung der Naturgabe ausgezeichnete Dienste leisten.

Der große Garten der Parfümeure ist Südfrankreich, ist der Küstenstrich der Riviera von Marseille bis fast nach Genua. Hier liegen die eigentlichen Blumenstädte Grasse, Cannes und Nizza, in deren Umgebung sich weithin die ausgedehntesten Kulturen von Veilchen, Jasmin, Rosen, Cassie, Tuberosen, Orangen, Mimosen, fast ausschließlich für die Zwecke der Parfümeriefabrikation bestimmt, hinziehen. Gegen 15000 Menschen stehen im Dienst dieser Duftkulturen, auf denen im Durchschnitt jährlich 2 Millionen Kilo Orangeblüten, 1000000 Kilo Rosen, je 200000 Kilo Veilchen und Jasmin, 40000 Kilo Cassieblüten geerntet werden. Wobei bemerkt sein mag, um den Umfang dieser großartigen Betriebe zu kennzeichnen, daß z. B. eine Veilchenpflanzung **von 5000 Quadratmetern Land knapp 1000 Kilo Blüten ergibt.**

Hier — in diesem Sonnenlande, dessen Luft zur Blütezeit ganz durchtränkt ist mit dem Duft seiner Felder — befinden sich auch die großen Fabriken, die an Ort und Stelle die verschiedenen Wohlgerüche gleichsam einfangen, in eine gebrauchsfähige Form überführen, die dann den eigentlichen Parfümeuren die Weiterverarbeitung gestattet.

Die Mehrzahl gerade der hier gezüchteten Blüten eignet sich aber nicht zur Destillation, die sonst heut für die Gewinnung der Riechstoffe herrschend geworden ist. Man hat besondere Verfahren ersinnen müssen, um diese feinen und feinsten Düfte aus den Blüten herauszuziehen.



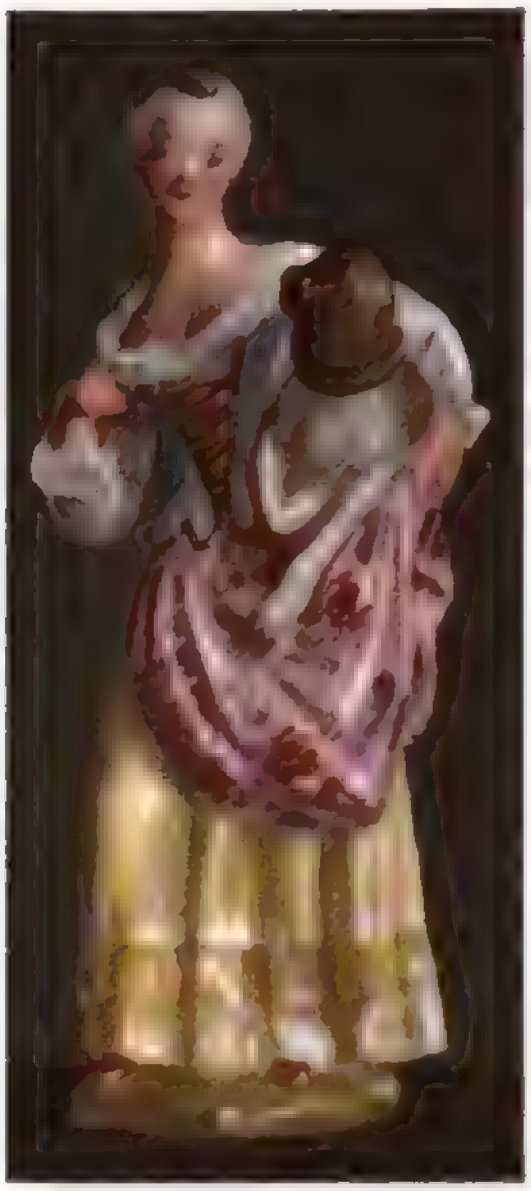
Destillationssaal von Schimmel & Co. in Leipzig-Prag.

Ein paar Worte vorweg über den Vorgang des Duftens überhaupt. Man ist heut der Überzeugung, daß das Duften durch eine unausgesetzte Absonderung winzig kleinster Partikelchen hervorgerufen wird; so winzig klein aber, daß ein Materialverlust an dem Stoff, von dem der Duft ausgeht, sich selbst durch die feinsten Wägemethoden nicht feststellen läßt. Dabei sind einzelne Stoffe von einer geradezu ungeheuren Ausgiebigkeit: so ist ein Fall bekannt, in dem ein großer Salon zwanzig Jahre lang durch wenige Milligramm Moschus parfümiert wurde, ohne daß eine wesentliche Abnahme des Duftes bemerkbar wurde.

Nun haben Fette die besondere Eigenschaft, diese denkbar kleinsten Partikelchen, die eigentlichen Riechstoffe, mit Begierde an sich zu ziehen und festzuhalten. Darauf

Digitized by Google

gründen sich die beiden in Südfrankreich hauptsächlich angewendeten Methoden der Mazeration und der Enfleurage. Bei jener werden die Blüten einige Zeit in eine erwärmte, sorgsam gereinigte und besonders präparierte Fettmasse gehängt. Bei dieser, der Enfleurage, legt man die Blüten sorgsam auf Fettschichten, die auf großen Glastafeln aufgetragen sind. Diese Enfleurage wird oft zwei bis drei Monate unter steter Erneuerung der Blütenauflage



Riechfläschchen. Dame mit Hund, dessen in Silber montierter Kopf als Verschluß dient. Meißen; um 1760. 8 cm hoch.

Der Harlekin.
Goldmontiertes Riechfläschchen.
Meißen, 1760.
5 cm hoch.

fortgesetzt, ist also ziemlich umständlich, erzielt aber die feinste — Pomade.

„Pomaden" nennt man nämlich die derart mit Duft getränkten Fette, die in großen Blechgefäßen aus Südfrankreich in alle Welt gehen, in die Parfümeriefabriken, in denen wir ihnen später wieder begegnen werden. Sie sind nicht, obgleich sie natürlich die gleichen Grundmaterien aufweisen, zu verwechseln mit jenen anderen Pomaden, welche die Parfümeriefabriken für Kopf- und Barthaare anfertigen. Wobei der Entstehung des Wortes Pomade kurz gedacht werden soll:

zur Zeit Ludwigs XV. war der bekanntlich etwas moschusähnliche Geruch faulender Äpfel, den übrigens auch Schiller gern hatte, sehr beliebt, und man rieb daher die faulenden „Pommes", die man vorher mit Gewürzen gespickt hatte, mit Fett zusammen, um eine „wohlriechende" Haarsalbe daraus herzustellen.

Die Mazeration und die Enfleurage sind noch heut die in Südfrankreich hauptsächlichst angewandten Methoden, aber neben ihnen hat die neueste Technik doch auch mit Erfolg andere Künste gezeitigt, den Blumen ihren Duft zu entziehen. Sie verwendet dazu nämlich einzelne Kohlenwasserstoffe, oder sagen wir lieber einfach: Petrol-Äther; man hat gefunden, daß dieser aus der Blüte noch andere Geruchsubstanzen aufzunehmen geeignet ist, als das Fett, und der Parfümeur kommt damit in die glückliche Lage, bei seinen Mischungen beide Produkte nebeneinander, zur gegenseitigen Ergänzung anzuwenden.

All diese Erzeugnisse bilden aber nur Bruchteile für das Parfümerie-Laboratorium. Mindestens der Masse nach überwiegen in ihm die durch Destillation mit Wasser aus Früchten, Blüten, Blättern, Rinden, Hölzern usw. hergestellten ätherischen Öle. Man darf sich unter diesen keine Fett-Substanzen vorstellen. Gerade das ist für sie charakteristisch, daß sie, auf ein Blatt Papier getropft, keinen dauernden Fettfleck hinterlassen, daß sie sich, zumal in der Wärme, schnell verflüchtigen.

Für die Parfümeriefabrikation wohl am wichtigsten ist das Rosenöl, das vor-

Digitized by Google

zugsweise — und vielfach verfälscht — aus Bulgarien kommt. In den Tälern der Maritza, der Tundsch und Strema, in der Umgegend von Kasanlik befinden sich ungeheure, von einem milden Klima und besonders glücklichen Boden begünstigte Kulturen, mannshohe Rosenpflanzungen. Seit dem XVII. Jahrhundert wird hier die Gewinnung von Rosenöl in wachsendem Maßstab betrieben, mit solchem Erfolg, daß sie das während des Mittelalters besonders berühmte persische Rosenöl fast verdrängt hat; erst neuerdings ist dieser bulgarischen Industrie in Südfrankreich — und in Deutschland eine Konkurrenz entstanden; allerdings kaum für den Großhandel.

Flaches Riechfläschchen. Meißen, um 1750. 8 cm hoch.

Im Jahre 1883 begann nämlich die Fabrik ätherischer Öle von Schimmel & Co. in Leipzig Rosenöl fabrikmäßig herzustellen. Zuerst wurden Centifolien aus der Umgegend gekauft und verarbeitet; dann legte die Fabrik bei ihrem Etablissement in Miltitz, einem Leipziger Vorort, eigene große Rosenkulturen an, für die sie die in Bulgarien hauptsächlich angebaute Rosa damascena bezog. Heut sind ungefähr 35 Hektar im Betrieb. In der Erntezeit werden die frühmorgens gepflückten Blüten sogleich in die mächtigen kupfernen Wasserblasen getan, von denen jede etwa 1500 Kilo Rosen aufnehmen kann. Die Destillation erfolgt hier unter Ausschluß all der absichtlichen oder unabsichtlichen Verunreinigungen, die in Bulgarien nicht selten sind, und das Öl ist absolut rein, ist wundervoll, aber auch entsprechend teuer. Man muß bedenken: 5- bis 6000 Kilo Blüten ergeben erst ein Kilo Öl!

Die Fabrik von Schimmel & Co. ist aber überhaupt, unter der Leitung ihres kürzlich verstorbenen Seniorchefs, des Geheimen Kommerzienrats Fritzsche, zu einer

Auf dem Rosenfeld von Schimmel & Co. in Miltitz bei Leipzig während der Ernte.

Digitized by

der größten, vielleicht zur bedeutendsten Fabrik der Welt für ätherische Öle geworden. Sie ist eine von jenen deutschen Industriestätten, um die uns das gesamte Ausland beneidet: die deutsche Wissenschaft hat hier im Bunde mit genialer technischer und kaufmännischer Begabung einen ihrer schönsten Siege zu verzeichnen gehabt.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß dazu bemerkt werden, daß die ätherischen Öle keineswegs nur für die Parfümeriefabrikation eine Rolle spielen. Ihr Verwendungsgebiet ist weit, weit größer: die Medizin bedarf ihrer, die Herstellung von Fruchtsäften und Likören, die Bäckerei sind auf sie angewiesen, die verschiedensten chemischen und technischen Betriebe verwenden sie.

Unendlich lang ist die Reihe dieser „flüchtigen Gesellen". Auf den Riesenspeichern von Schimmel & Co. sah ich die Rohstoffe, im wirklichsten Sinne des Wortes, aus aller Herren Ländern aufgespeichert, in Ballen und Fässern und Säcken und Kisten. Auch nur die wichtigsten aufzuzählen, würde ganz ungebührlichen Raum beanspruchen. So nenne ich hier lediglich die, welche für die Zwecke des Parfümeurs am meisten gebraucht werden: Das aus dem Holz der Zeder gewonnene Zedernholzöl, das Kampferöl, das Bittermandelöl, das Öl aus der florentiner Veilchenwurzel, das Patschouliöl mit seinem starken, aufdringlichen Geruch, das Öl aus dem ostindischen Sandelholz, das beliebte Ylang-Ylang der Philippinen, und, vor allem, das aus Apfelsinenschalen gewonnene Portugalöl und das Orangeblütenöl, das unter dem Namen Neroliöl geht.

Riesenräume mit riesigen Retorten, die bis zur Decke reichen, reihen sich hier aneinander; große Pressen für die Rückstände, die vielfach, z. B. für die Landwirtschaft, Verwendung finden, nehmen andere Säle ein; Mühlen und Sägen zum Zerkleinern schließen sich an. Es ist ein Getriebe von überwältigenden Dimensionen; als ich dies bewundernswerte Etablissement besuchte, wurde z. B. in einer der größten Hallen nur Sandelholz destilliert, soviel Sandelholz, daß man meinen sollte, die ganze Welt könne das gewonnene Öl in einem Jahrzehnt nicht aufbrauchen. Am meisten aber imponierte mir doch das wundervolle chemische Laboratorium der Fabrik mit dem herrlichen Bibliothekssaal, in dem die Werke der chemischen Literatur aller Sprachen — bis zur japanischen die Wände füllten: es ist das wieder ein Beweis, daß die strenge Wissenschaft uns die besten Grundlagen für die Praxis liefert. Übrigens ist die Seestadt Leipzig in neuerer Zeit geradezu eine Zentrale für die Parfümeriekunst im Großen geworden, denn sie beherbergt auch die berühmte Fabrik von Heine & Co., die mit den ausgezeichnetsten Etablissements an der französischen Riviera in der Herstellung ätherischer Öle wetteifert.

Liebespaar vor einem vasenförmigen Flakon. Riechfläschchen: Marke Zürich. 10 cm hoch.

Aber zurück zum Parfümeur, der noch vielerlei anderes für sein Schatzkästlein braucht, als ätherische Öle.

Vor allem müssen nämlich die künstlichen Ersatzmittel für einzelne natürliche Düfte erwähnt werden — Ersatzmittel, die dem Parfümeur auch wieder die chemische Wissenschaft liefert. Wir haben deren heut eine reiche Fülle: das Cumarin, welches das Aroma der Heublüten und des Waldmeisters darstellt, das Terpineol

Digitized by Google

mit dem Aroma der Fliederblüte, das künstliche Heliotropin und das Vanillin und endlich, das wichtigste: das Jonon, das zwei hervorragende deutsche Chemiker, Prof. Tiemann und Krüger, aus dem Lemongrasöl herstellen lehrten und das dem Parfümeur jetzt unentbehrlich geworden ist als teilweiser Ersatz für das Veilchenaroma. Ich sage absichtlich: als teilweiser Ersatz. Denn ein feineres Näschen findet den Unterschied zwischen all diesen künstlichen Stoffen und der Natur doch heraus; man kann sie, bei einem feinen Veilchenparfüm, nur als Beigabe benutzen, zur Verstärkung gleichsam.

Bacchusknabe. Riechfläschchen. Chelsea, um 1760. 8,1 cm hoch.

Endlich kommen für den Parfümeur aber auch Stoffe tierischer Herkunft in Frage. Ganz unentbehrlich ist ihm in erster Reihe der Moschus. Er entstammt einer Drüse des ostasiatischen Moschustieres, einem hirschartigen Tier von gemsenähnlicher Gestalt. Zu uns kommt er in verlöteten Bleikästen, die je 20 bis 30 der von den Jägern aus dem erlegten Tiere herausgeschnittenen Drüsen, der sogen. Moschusbeutel, enthalten, die etwa die Größe einer Walnuß haben und im Innern mit einer körnigen Substanz, dem eigentlichen Moschus, gefüllt sind. Moschus gehört zu den teuersten Ingredienzien; von der besten Sorte kostet das Dekagramm etwa 30 Mark. Neben diesem Stoffe braucht der Parfümeur noch das Zibet, eine Substanz aus der Drüse der Zibetkatze (und auch der Moschusratte), Bibergeil, ein Sekret des Bibers, und Ambra, dessen Herkunft lange von geheimnisvollem Dunkel umhüllt war, da man die Ambraknollen meist freischwimmend im Meere fand, ohne zu wissen, woher sie stammten; heut glaubt man in ihnen ein Sekret des Pottwales, des größten jetzt lebenden Seesäugetiers, zu erkennen.

Alle diese Stoffe tierischer Herkunft haben einen durchdringenden, in der Masse entschieden unangenehmen Geruch

Die Destillation des Lavendels in Grasse.

Digitized by Google

an sich. Erst in starker Verdünnung, in alkoholischen Lösungen, duften sie angenehm. Aber der Parfümeur braucht sie nicht nur ihres Geruches wegen und auch nicht nur, weil dieser Geruch in ausgesprochener Weise auf die menschlichen Sinne, anregend und erregend, wirkt; sie sind ihm hauptsächlich deswegen ganz unentbehrlich, weil ihre Beimischung die Pflanzenparfüms fixiert, sie festhält, vor dem Verflüchten schützt. So ist es nicht, wie man wohl vielfach annimmt, die Mode allein, und eine schlechte Mode, wie manche Leute von Geschmack meinen, daß die meisten Parfüms „nach Moschus riechen"; allerdings kann aber nicht in Abrede gestellt werden, daß die leidige unberechenbare launische Herrscherin Mode augenblicklich wieder den ausgesprochenen Moschusduft gerade bei feinen und allerfeinsten Parfüms allzusehr bevorzugt.

Blumenstrauß. Riechfläschchen. Chelsea, um 1760. 8 cm hoch.

Nachdem wir jetzt die wesentlichsten Grundlagen der Parfümeriekunst — vom Alkohol abgesehen — nacheinander erörtert haben, können wir uns endlich in einer „wohlriechenden" Werkstätte selbst umschauen. Wir werden am besten bei der ersten und vornehmsten (unter vielen sehr guten) und einer der ältesten — sie besteht 75 Jahre — Parfümeriefabrik Deutschlands, bei Gustav Lohse in Berlin, anklopfen.

Auch hier, es ist bezeichnend, empfängt uns zuerst ein ganz modern eingerichtetes Laboratorium. Die Wissenschaft gibt auch hier die sicheren Grundlagen des ganzen Betriebes. Mit den feinsten Instrumenten und Apparaten werden die ankommenden Stoffe auf ihren Gehalt, auf ihre Echtheit untersucht, werden Proben neuen Parfüms analysiert. Neben der Wissenschaft besteht freilich auch die Erfahrung bei ihrem Rechte — und die Nase. Denn es ist in der Parfümerie nicht viel anders wie beim Wein: es bleibt ein Rest, dem gegenüber auch unsere hochentwickelte Chemie versagt, wo aber der Geruchssinn, wie beim Weine der Geschmack, erfolgreich ergänzend eintreten kann. Und der Geruchssinn dieser Herren vom Wohlgeruch ist merkwürdig entwickelt, ist geradezu trainiert. Wie überall: jedes Organ des Menschen läßt sich durch Übung zu besonderen Leistungen entwickeln. Der geschulte Parfümeur vermag die rund zweihundert Düfte seines Materials mit Leichtigkeit zu unterscheiden.

Ich muß mit einigen kleinen Enttäuschungen beginnen. Einmal riechen nicht nur der Moschus, von dem ich es schon vermeldete, sondern fast alle Stoffe, die uns im Laboratorium in ganzen Flaschen, in konzentrierter Form, „zum Kosten durch die Nase" vorgesetzt werden, wenig erquicklich. Wir fangen bald an zu verstehen, wie die Kunst des Parfümeurs nicht zuletzt darin besteht, daß er jene Stoffe uns einmal in ganz bestimmten Verdünnungen zugänglich macht, und dann: nicht unvermischt.

Mädchen mit Harlekin vor einem Rebstock. Riechfläschchen. Chelsea, um 1760. 7,5 cm hoch.

Das aber dürfte die zweite Enttäuschung sein. Wenn eine unserer Leserinnen geglaubt hat, daß ihr Veilchenparfüm, ihr Flieder, ihre Reseda nur den Duft von reinem Veilchen, reinem Flieder, reiner Reseda

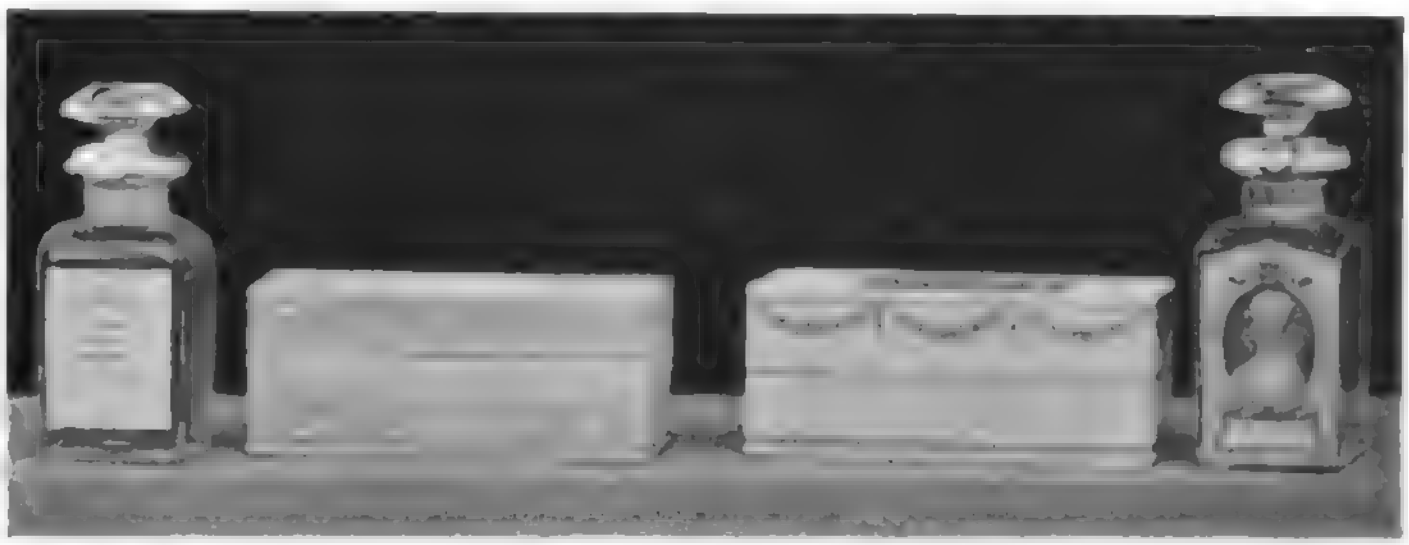
Digitized by

besäße — dann befindet sie sich in einem großen Irrtum. Und wenn eine Fabrik rühmend anzeigen würde, daß das von ihr erzeugte Veilchenparfüm „nur aus reinen Veilchen“ hergestellt wäre, dann würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach nichts als eine marktschreierische, unwahre Reklame vom Stapel lassen.

Alle Parfüms, mit ganz, ganz verschwindenden Ausnahmen, sind Mischungen, vielfach sehr komplizierter Art. Der Parfümeur muß den Duft der einen Blüte mit der anderen verbinden, den einen durch den andern verstärken, wenn er zum Ziele kommen will. Er muß das auch dann, wenn er auf die Kosten gar keine Rücksichten nehmen wollte, denn erst durch geschickte Mischungen erlangt er im fertigen Parfüm den Geruch der natürlichen Pflanze.

Liebespaar unter einem Rosenbaum. Riechfläschchen. Chelsea, um 1760. 10,5 cm hoch.

Ich kenne die Zusammensetzung der berühmten Lohseschen Veilchen nicht — das ist selbstverständlich Geschäftsgeheimnis. Aber ich weiß, wie andere, viel empfohlene Veilchenparfüms entstehen: da finden sich denn in ihnen neben dem Veilchen, der Rose, der Cassie und dem Jasmin, die die südfranzösischen Pomaden liefern, noch Veilchenwurzelöl, Rosenöl, Bittermandelöl und das künstliche Jonon. Zu einem Rosenparfüm gesellen sich außer dem alkoholischen Auszug der Rosenpomade und außer Rosenöl noch Orangenblüte, Geranium, Veilchenwurzel, Moschus und Sandelholz. Ob es bisher überhaupt gelungen ist, den zarten Duft des Maiglöckchens selbst einzufangen, weiß ich nicht. Aber Maiglöckchen ohne Maiglöckchen kenne ich: eine Mischung von Veilchen, Rose, Jasmin, Orangenblüte, Akazie, Terpineol und Ylang-Ylang-Öl ahmt den Duft recht vollkommen nach. Und da ich nun einmal beim Rezeptieren bin, will ich auch gleich das Rezept zu einem Kölnischen Wasser geben, freilich ohne Garantie, daß es an das altberühmte von J. M. Farina, gegenüber dem Jülichsplatz, das seit 1709 bekannt ist, auch nur entfernt heranreicht: „Bester, lange abgelagerter 90 % Weinspiritus 25 Liter, Neroliöl (Orangenblüte) 50 Gramm, Petitgrainöl (bittere Pomeranze) 50 Gramm, Rosmarinöl, Portugalöl (Orangenschale) 75 Gramm, Zitronenöl 180 Gramm, Bergamottöl 250 Gramm, Rosmarinöl



„Royal Bouvardia“ und „Mes Délices“, die neuesten Parfüms von Houbigant in Paris.

Digitized by Google

18 Gramm, Lavendelöl 18 Gramm." Wir alle haben wohl grade bei dem Kölnischen Wasser ein erquickendes Gefühl der Einfachheit — in Wirklichkeit ist es, wie man sieht, auch ein Parfüm von höchst komplizierter Zusammensetzung.

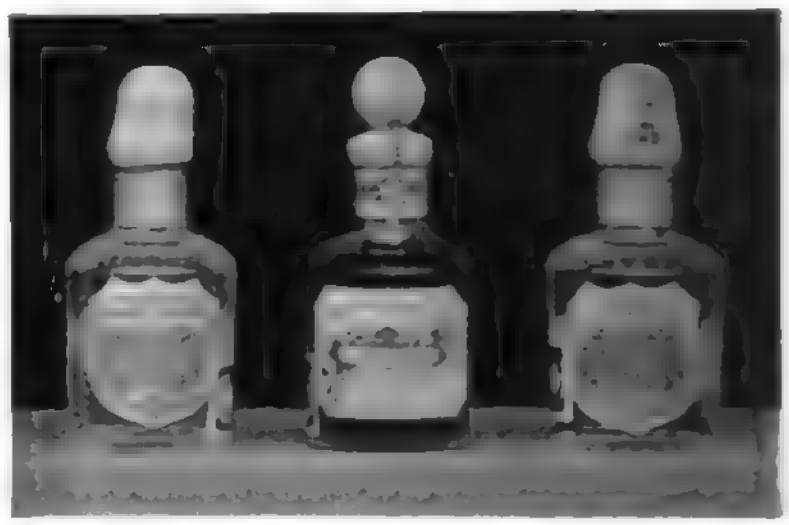
Aber kehren wir wieder in die Lohsesche Fabrik zurück.

Johann Maria Farina (1685–1766), Begründer der Firma Johann Maria Farina gegenüber dem Jülichplatz.

Wir wissen bereits, die feinsten Grundstoffe für die Parfümerie kommen aus Südfrankreich in Form von dufterfüllten Fetten, als „Pomaden". Es gilt nun zunächst, den Duft von dem Fett, das nur gleichsam Transportträger war, wieder zu trennen und ihn in anderer Weise zu fesseln, die seine Überführung in das Taschenparfüm möglich macht. Das geschieht durch mechanisch getriebene Rühr- und Schüttelwerke; sie enthalten die Pomade und sehr starken Weingeist und sind unaufhörlich in Bewegung, wobei allmählich — die Prozedur währt tagelang — der Blütenduft in den Alkohol übergeht. Dadurch entstehen dann die sogenannten Infusionen, alkoholische Waschungen, die für die weitere Fabrikation verwendet werden. So einfach freilich, wie sich das liest, ist die Sache nicht. Dem duftbeladenen Alkohol haftet z. B. immer noch, wenn er von der Pomade abgefüllt wird, ein Fettgehalt an, der entfernt werden muß. Dazu finden wir denn in der Fabrik eine Eismaschine, welche die Infusionen bei einer Kälte von 8 bis 10 Grad in bleigefütterten Gefäßen zum Gefrieren bringt, d. h. das Fett gefriert, der parfümierte Alkohol läßt sich abgießen, geht dann aber in andern Eiskästen noch durch Filterapparate.

Edler Wein muß ablagern. Das gilt auch von den Infusionen und Parfüms. Je länger sie lagern, je älter sie werden, desto mehr Schönheit entwickeln sie. Das bedingt nicht zuletzt die Überlegenheit der Erzeugnisse der großen Fabriken, rechtfertigt zum Teil aber auch deren hohe Preise.

Viel weniger schwierig als die Gewinnung der Infusionen aus den Pomaden ist natürlich die Anwendung der ätherischen Öle. Sie werden dem Weingeist zugesetzt und durch Schütteln und langes Lagern mit ihm eng verbunden. Ebenso werden aus den animalischen Grundstoffen, dem Moschus usw., alkoholische Auszüge gefertigt.



„White Rose", „Chypre" und „New Mown Hay" Parfüms von J. & E. Atkinson in London.

Einfach sieht sich endlich die Fertigstellung des Parfüms an. Sie besteht ja lediglich in der Mischung der verschiedenen Stoffe. Und doch ist sie

Kistchen und Flaschen mit Kölnischem Wasser von Johann Maria Farina, in Köln, gegenüber dem Jülichplatz.

Digitized by Google

schließlich das Wesentlichste an der Sache; ist der Prozeß, der über den Erfolg entscheidet. Hier spricht nicht die Chemie mit, hier entscheidet wieder der geschulte Geruchssinn, die vielerprobte Erfahrung, vor allem die Kunst und die genaue Kenntnis dessen, was das Publikum und die Mode verlangen.

Die Mode wird auch für die Parfüms im wesentlichen immer noch von Paris bestimmt, dessen Parfümeriefabrikation ihren alten Ruf trefflich zu bewahren gewußt hat, während die englischen Parfümerien, die einst auch Weltruf besaßen, heut nur noch in einzelnen Spezialitäten wirklich groß sind. Unsere ersten deutschen Parfümeure, wie Lohse, können in der Güte ihrer Erzeugnisse zwar mit den Parisern, von denen jetzt Houbigant und Roger & Gallet in erster Reihe stehen, vollauf wetteifern — dem unwiderstehlichen Zwang der Moderichtung vermögen sie sich aber nicht zu entziehen. Augenblicklich, ich sagte es bereits, bevorzugt die Mode die starken zusammengesetzten Gerüche. Der Moschus ist darin durchaus verdeckt, übrigens meist künstliches Produkt. Schon früher waren diese „Bouquets“ einmal sehr beliebt, und fabriziert sind sie ja stets worden — wer kennt nicht, um nur einige zu nennen, Eßbouquet, Heubouquet (New Mown Hay), Jokey-Club, Eau de mille fleurs, Frühlingsblumenbouquet (Spring flowers), Opoponax endlich, in dem Moschus, Tonkabohnen und Vanille vereint sind mit Rosenöl und dem Öl des chinesischen Opoponaxharzes, das möglicherweise mit dem biblischen Myrrhe identisch ist! Dann kam eine Zeit, in der — ich möchte sagen, erfreulicherweise — die Parfüms bevorzugt wurden, die einen Blütenduft wiedergaben: Veilchen, Rose, Maiglöckchen; nun scheint sich das Rad

Maiglöckchenparfüm mit Karton von Gustav Lohse in Berlin.

Das Pflücken von Jasminblüten in Grasse.

Digitized by Google

aufs neue zu drehen. Auch die Firma Lohse ist dieser Bewegung mit seinem feinen Bouquet Royal, mit dem Bouquet Nanoya und Bouquet Cherubim gefolgt.

Die Zusammenstellung solcher Bouquets gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Parfümeurs, denn die Düfte entwickeln in ihrer Mischung immer neue Rätsel. Während z. B. Bittermandelöl, in geringer Quantität dem Veilchen zugesetzt, den Charakter des letzteren nicht nur nicht ändert, sondern wieder andere heben sich völlig auf. Es bedarf in allen solchen Fällen einer langen Reihe von Versuchen, um etwas Brauchbares herauszufinden; das alte Wort „Probieren geht über Studieren" bewahrheitet sich dabei wieder. —

Ich habe mich absichtlich auf die Parfüms im engern Sinne beschränkt. Der Umfang der Parfümeriekunst ist damit aber bei weitem nicht gekennzeichnet. Worüber müßte ich nicht alles berichten, wollte ich meine Wanderung durch die

Bei der Ernte der Tuberosen in Grasse.

geradezu verstärkt, lassen andere Düfte in ihrer Mischung ganz neue Gerüche entstehen, ähnlich wie der Maler aus Blau und Gelb die grüne Farbe bilden kann. Wenn man z. B. Lavendel- und Nelkenöl mischt, so erhält man einen Duft, der vollständig von den Grundgerüchen abweicht — das einst hochberühmte Rondeletia; ebenso ergeben das süße, weiche Jasmin mit dem aufdringlichen Patschouli zusammen einen völlig neuen Geruch. Gewisse Düfte stehen in Harmonie zueinander, eignen sich zur Mischung; andere stoßen sich förmlich ab,

Lohsesche Fabrik fortsetzen? Da gibt es die trockenen Parfüms, die Riechpulver für Sachets; die Abteilungen, in denen Haaröle und Pomaden und Haarwasser hergestellt werden; da sieht man die Fabrikation von Räucherpapieren, von Schönheitsmitteln, unter denen immer noch die Lilienmilch, Eau de Lys de Lohse, obenansteht, von Mundwassern, von Pudern und Nagelcreme, die großartige, mit neuesten Maschinen arbeitende Fabrikation feiner Toilettenseifen. Und endlich die interessante „Aufmachung", die mit ihren originellen Fläschchen, mit ihren

Digitized by Google

„Violetta Regia“ und „Oriolys“. Parfüme von Gustav Lohse in Berlin.

glänzend ausgestatteten Kästen und Kästchen für all solche Luxusartikel eine ganz besondere Rolle spielt.

Übrigens muß ich ehrlich gestehen, daß die künstlerische Aufmachung der Parfümbehälter ehedem in einer Beziehung höher stand als heute: wo findet man jetzt noch jene köstlichen Flakons und Figürchen, in denen einst die vornehme Frau ihr Lieblingsparfüm aufbewahrte? Grad' noch, daß Museen und einzelne eifrige Sammler sie von dem Untergang gerettet haben. Die in diesem Aufsatz wiedergegebenen Prachtstücke aus der Glanzzeit von Meißen und aus Chelsea befinden sich z. B. in der einzigartigen Sammlung von Frau Maria Schoeller, geb. Dirksen, in Berlin, der wir für die Überlassung der kostbaren Sächelchen zur Reproduktion zu besonderem Danke verpflichtet sind.

Aber genug von diesen Äußerlichkeiten.

Lieber will ich noch einigen Bemerkungen Raum geben, die von einem gescheiten Engländer, Dr. Andrew Winter, stammen und sich auf die Wahl des Parfüms beziehen. Danach kommt der geistreichen Frau der Jasmin zu, der Weltdame die Magnolia, der geistig starken Frau der Moschus; die Rose ziemt dem jungen Mädchen, der Orangenblütenduft melancholischen Gemütern und Heliotrop der trauernden jungen Witwe. Ich möchte hinzufügen: Veilchen paßt zu allem. — Auch eine Parfümsprache gibt es. Sie verfügt zwar, soweit sie mir bekannt ist, nur über drei Ausdrücke, aber bei richtigem Haushalten kann man damit ja eine ganze Skala von Empfindungen wiedergeben. Der Duft der Tuberose bedeutet: „Ich habe Sie gern;“ weshalb wohl die jungen Herren eine Tuberose mit Vorliebe im Frackknopfloch tragen. Der Moschus verkündet ewige Liebe, und die weiße Rose bringt ein „Lebewohl!“

Ich schließe daher folgerichtig mit ihr, der weißen Rose — angeblich hergestellt aus Rose, Akazie, Veilchen, Jasmin, Iris, Patschouli und Moschus auf Alkohol. Ganz so kompliziert also, wie die Empfindungen grad beim Abschiednehmen zu sein pflegen.

„Ideal.“ Parfüm von Houbigant in Paris.

Digitized by Google

Gespräche mit dem Marquis de Galliffet.

Von R. Graf v. Pfeil.

Eine der wenigen Persönlichkeiten in Paris, die noch am Hofe Napoleons III., oder besser gesagt der Kaiserin Eugenie, eine Rolle gespielt und diese später in der Republik fortgesetzt haben, ist der Marquis de Galliffet. Er ist das Urbild eines altfranzösischen Edelmannes, eines Offiziers von hervorragender Tapferkeit, eines an Erfolgen jeder Art reichen Hofmannes, eines geistreichen Spötters, endlich aber auch eines glühenden Vaterlandsfreundes, dem stets Frankreichs Bestes die leitende Richtschnur war und ist. Auf unzähligen Schlachtfeldern, in der Krim, Italien, Mexiko, endlich an der Spitze des zwar unglücklichen, aber so glorreichen Reiterangriffs bei Sedan, der den Niedergang der französischen Waffen mit der Strahlenkrone unsterblicher Tapferkeit schmückte, hat der Marquis oft mit seinem Blute bezeugt, daß er dem Vaterlande jeden Augenblick gern sein Leben opfert. Wie der jugendliche General, so denkt heute noch der sonst so lebensfrohe Greis, dessen Stimme noch immer in Frankreich gern gehört wird, wenn er auch kein Amt mehr bekleidet.

Ich lernte den General 1900 in Marienbad kennen, seinem alljährlichen Sommeraufenthalt, als er unlängst erst den Posten des Kriegsministers an General Andree abgegeben hatte, der ein wenig würdiger Nachfolger seines Vorgängers war; seine Amtsführung hat dem französischen Heer, namentlich dem Offizierkorps, großen Schaden gebracht.

Der General war, als ich ihm als preußischer Regimentskommandeur vorgestellt wurde, von gewinnender Liebenswürdigkeit, wurde jedoch kühler, als nach der Vorstellung erwähnt wurde, daß ich lange in russischen Diensten gestanden hatte. Er ist kein Russenfreund, und es dauerte einige Zeit, ehe diese Kühle schwand und einer liebenswürdigen Offenheit Platz machte, vermischt mit geistreicher Unterhaltung, auf langen gemeinsamen Spaziergängen. Er bezeichnete sich selbst als Philosoph, nunmehr ohne jede Parteirichtung, der nur seinem Vaterlande dienen wollte.

Als er gelegentlich selbst das Gespräch auf Sedan brachte, einen Unterhaltungsstoff, den ich niemals berührt haben würde, erzählte er lebhaft, wie er am Vorabend der Schlacht, am Beiwachtfeuer sitzend, seine Ernennung zum Brigadegeneral erfahren habe, während neben ihm ein älterer Oberst der gleichen Division saß, welcher jedoch diese Übergehung in vornehmster Weise aufgefaßt habe. Es war die letzte, von Napoleon gezeichnete Beförderung. Den berühmten Reiterangriff, den er, durch den Tod seines Divisionskommandeurs, leiten mußte, schilderte er sehr nüchtern, wie ihm überhaupt jegliche, den Franzosen oft nachgesagte Ruhmrederei fern lag. Er war der Meinung, daß die meisten ihre Erlebnisse in der Schlacht so schildern, wie sie sie erlebt haben möchten. Es wäre wohl eigentlich keiner bei diesem Ritt auf Leben und Tod gegen dieses furchtbare Feuer zur Besinnung gekommen. Von der Tätigkeit der deutschen Reiterei an jenem Tage war er nicht sehr erbaut.

Wie viele damals in Gefangenschaft geratenen hohen Offiziere, auch Mac Mahon, kam er nach Ems; und hiervon erzählte er höchst fesselnd, nicht ohne hier und da eine heitere, um nicht zu sagen spöttische Beurteilung durchblicken zu lassen, namentlich über die deutsche Damenwelt, die sich mehr um die gefangenen Franzosen bekümmerte, als um die eigenen verwundeten Landsleute. In Koblenz kam ein verwundeter, junger preußischer Jägeroffizier an ihn heran, in bescheidenem Tone fragend, ob er den Reiterangriff mitgemacht und ein Pferd von der und der besonders auffallenden Farbe geritten habe. Höflich lächelnd bejahte Galliffet. „Dann hat Ihnen mein Hauptmann das Leben gerettet!“ erwiderte erfreut der Offizier. — „Ich bin Ihrem Hauptmann aufrichtig verbunden,“ meinte der Marquis, „aber bitte erzählen Sie, wieso er zu dieser mir unbekannten Großmut kam.“ Der Offizier schilderte nun, wie der französische Offizier, mit nur wenig Begleitern, bereits von rückwärts her, an ihnen vorbeigekommen; er habe eben seinem Zug Schnellfeuer befehlen wollen, als der Hauptmann Einhalt getan, rufend, die Tapferen hätten schon genug verloren. Galliffet reichte dem jungen feindlichen Kameraden herzlich die Hand.

Er war kaum einige Tage in Ems, als ein Abgesandter der Königin Augusta — irre ich nicht Graf Nesselrode — zu ihm kam und ihn nach Koblenz einlud. Die Königin kannte den Marquis, der als junger Offizier, bei einer Zusammenkunft König Wilhelms mit Napoleon, bei ersterem Ordonnanzoffizier gewesen war, wofür er den Roten Adlerorden 3. Klasse erhalten hatte. Es erschien ihm, namentlich seinen Kameraden in Ems gegenüber, nicht richtig, wenn er, in seiner Lage, eine derartige auszeichnende Einladung annehme, und lehnte höflich ab, sich auf seine Kriegsgefangenschaft berufend. Wenige Tage später kam Graf Nesselrode wohl ohne Auftrag noch einmal, sagte, die Königin habe jene abschlägige Antwort übel vermerkt und lüde ihn hiermit noch einmal ein. Als nun Galliffet nochmals entschuldigend bat, sein Nichtkommen zu verzeihen, machte Graf Nesselrode, von sich aus, die vielleicht nicht geschickte Bemerkung: er sie

doch Kriegsgefangener und könne in solcher Lage nicht absagen. „Eben gerade darum sage ich ab," meinte der Marquis, „wenn Ihre Majestät befiehlt, mögen mich einige Sergeanten nach Koblenz geleiten."

General Galliffet war bei mehreren oberschlesischen Magnaten, namentlich dem Grafen Henckel auf Neudeck gut bekannt, und König Wilhelm ließ ihn auffordern, seine Kriegsgefangenschaft dort zuzubringen, was er jedoch, so verlockend es auch schien, aus gleichem Grunde ausschlug.

Darauf anspielend, daß ich Kommandeur des Regiments General-Feldmarschall Graf Moltke war, erzählte mir der Marquis, mein verstorbener Chef habe ihm im Feldzuge persönlich großen Schaden zugefügt, durch einen König Wilhelm erteilten Rat. Galliffet hatte den Prinzen von Wales gebeten, sich beim Kronprinzen dafür zu verwenden, daß er, ausgetauscht gegen preußische Kriegsgefangene, als einfacher Soldat in das französische Heer eintreten dürfe, für welchen Fall er sein Ehrenwort geben würde, keine Beförderung, nicht einmal die zum Unteroffizier anzunehmen, auch niemals einen Rat zu erteilen. Er wollte nur wieder für sein Vaterland kämpfen, fügte jedoch zu mir scherzend hinzu, er sei ein ausgezeichneter Schütze und würde sicherlich einige Preußen weggeputzt haben.

Dem Kronprinzen gefiel dieser aufopfernde Gedanke ausgezeichnet, und er unterstützte ihn bei König Wilhelm, dessen Beifall er gleichfalls fand. Doch meinte der weise königliche Greis nach einiger Überlegung, er wolle doch noch Moltke um Rat fragen, was dieser wohl dazu meine. Der Feldmarschall, der fern von jeder Überschwenglichkeit der Gefühle war, besann sich keinen Augenblick und meinte, eine solche Erlaubnis sei in ihren Folgen schlimmer als ein verlorenes Treffen, denn sie würde die Begeisterung der französischen Truppen von neuem anfachen. König Wilhelm billigte diese Ansicht, und die Erlaubnis wurde verweigert.

Ich konnte nicht umhin, dem Marquis zu erwidern, daß nach dem eben Gehörten, die Bewunderung für meinen Namenschef noch stiege; eine leichte Schmeichelei, die den Marquis nicht unangenehm zu berühren schien.

Eigenartig für die damalige Auffassung der hohen französischen Offiziere erscheint nachstehende Schilderung Galliffets. Der Plan Gambettas, mit einem starken Heer in Süddeutschland einzufallen, der an der Tapferkeit Werders und dessen Truppen scheiterte, war auch den französischen Offizieren in Ems bekannt geworden, und manche von ihnen versprachen sich einen großartigen Erfolg, der schließlich auch ihre Lage berühren müsse. Man fragte sich, ob, wenn das französische Heer in erreichbare Nähe käme, sie, die Gefangenen also fast befreite, sie noch an ihr Ehrenwort gebunden seien, welches unter ganz anderen Verhältnissen gegeben war. In verschiedenen Beratungen wurde man nicht einig, und es wurde schließlich beschlossen, einen sicheren Boten an den, nach den Kriegen von 1864 und 1866 hochangesehenen österreichischen General Freiherrn von Gablenz zu senden, um dessen Meinung zu erbitten, die als maßgebend angesehen sein sollte. Ehe jedoch der Bote bei Gablenz angekommen, war die Entscheidnng an der Lisaine gefallen und die Frage überflüssig.

Bekannt ist, daß General Galliffet es war, welcher unter Mac Mahons Oberbefehl in dem blutigen Frühjahr 1871 die Pariser Kommune mit rücksichtsloser Entschiedenheit bekämpfte und besiegte. Thiers hatte ihn vor diese schwere Aufgabe gestellt, deren Ausgang namentlich darum unsicher war, weil man nicht wußte, ob die Truppen im Kampfe gegen das Volk zuverlässig sein würden. Galliffet hatte größtenteils Mannschaften unter sich, die in Deutschland kriegsgefangen gewesen, dort in Ruhe und Ordnung gelebt und den Ereignissen in Paris ferngestanden hatten.

Beim ersten Zusammenstoß mit den Kommunetruppen, irre ich nicht bei Courbevoie, ließ der General es absichtlich dazu kommen, daß jene zuerst feuerten, damit seine eigenen Truppen, durch die ihnen zugefügten Verluste, erbittert wurden, und der Erfolg lehrte, daß er damit richtig gehandelt hatte. Anfänglich unsicher in ihrer Haltung, sahen sie, nachdem das Blut ihrer Kameraden geflossen, die Pariser als ihre Feinde an und gingen, dem Beispiel ihrer Offiziere folgend, entschlossen vor. Sie nahmen Verschanzungen der Kommunarden im Sturm, machten Gefangene, und Galliffet ließ sofort einen der feindlichen Führer, der, wie er selbst zugab, französischer Offizier gewesen, an Ort und Stelle vor seinen Truppen erschießen. Dasselbe tat er später mit sämtlichen Gefangenen, die dem französischen Heeresverbande angehörten. Die Truppen wurden schließlich so scharf gegen die Meuterer, daß man sich unbedingt auf sie verlassen konnte, was sie in vielen Gefechten bewiesen. Galliffet, der nur seine Pflicht erfüllte, ist seit jener Zeit in der französischen Sozialdemokratie die am meisten gehaßte Persönlichkeit in Frankreich, was er sich sicherlich nur zur Ehre anrechnet.

Unmittelbar vor Beginn der Kommune, während des Waffenstillstandes, befehligte Marquis de Galliffet in St. Germain, und ich war damals, als Regimentsadjutant des Ersten Garderegiments, Zeuge von seiner vornehmen Denkungsweise dem bisherigen Feinde gegenüber. Auf dem Friedhof von St. Germain war einer unserer vor Paris gefallenen Offiziere, Leutnant von Raven, beerdigt, und dessen Leiche sollte nach der Heimat befördert werden. Der Regimentskommandeur, Oberst von Boehn, schrieb an Galliffet und erbat die Erlaubnis, etwa 20 Mann, unbewaffnet, nur mit Spaten und Hacke versehen, unter Führung eines Offiziers, nach jenem Friedhof senden zu dürfen, um die Leiche auszugraben und zu uns zu befördern.

Die Erlaubnis wurde in höflichster Form

erteilt. Doch fand der Offizier bereits den ausgegrabenen Sarg, mit Blumen geschmückt, vor, sowie eine französische Ehrenwache, die dem Toten die letzte Ehre erwies. General Galliffet war selbst zugegen und drückte dem Offizier sein Beileid aus.

In seinem Urteil über politische Fragen war der Marquis mir gegenüber sehr vorsichtig; doch war sichtbar, daß er kein Anhänger des Bündnisses mit Rußland war, von dem er sich wenig versprach, eine Ansicht, die heute in weiten französischen Kreisen geteilt wird. „Niemals werden wir Rußland haben, wenn wir es brauchen," meinte er. In dem Bündnis sei Frankreich das Brot, Rußland die Butter. Mich überraschte seine treffende Beurteilung des russischen Heeres noch aus seinen Erfahrungen im Krimkriege her.

Von Deutschland, dessen Heer wie den inneren Zuständen, namentlich von Kaiser Wilhelm II., sprach er mit hoher Achtung, jedoch ohne jegliche Überschwenglichkeit, namentlich was das Heer betraf, dessen innere Einrichtung und Fortschritte er sichtbar sehr genau studiert hatte. Die Tätigkeit der deutschen Reiterei im Verlauf des ganzen Feldzuges beurteilte er sehr scharf.

Noch weniger aber hielt er mit dem Urteil über die französischen Heerführer zurück. Trotzdem er deren Fehler bei verschiedenen Gelegenheiten betonte, so meinte er, daß doch viel vom Zufall abhinge, und führte hierfür ein ganz eigenartiges Beispiel an. Wäre, so meinte er, der überlegte, etwas pedantische Mac Mahon in Metz eingeschlossen gewesen, so hätte dieser vom ersten Tage an eine derartige persönliche Sorge für die Gesundheitspflege, namentlich aber für sparsame Wirtschaft mit den Speisevorräten getroffen, daß sich Metz hätte vier Wochen länger halten können. Hätte dagegen Bazaine, dessen Beschuldigung des Verrats er scharf verurteilte, die Armee von Chalons befehligt, so hätte sich dieser, jedes höfischen Wesens bare General niemals an die verderbenbringenden Wünsche der Kaiserin gekehrt, sondern wäre zum Kaiser, dem er treu anhing, in der Mitte seines Heeres, auf Paris zu marschiert, was ebenso wie ein längeres Aushalten von Metz, die ganze Kriegslage geändert hätte. „Sie waren beide keine großen Feldherren," meinte Galliffet, „aber hätten sie so wie sie waren zufällig die Rollen getauscht, so wäre es besser für Frankreich gewesen." Ich mußte zugeben, daß ich diese, mir völlig neue Auffassung der Lage entschieden teile.

Einmal stellte ich an ihn die Bitte, er möchte mir ohne Rücksicht auf die trennenden Verhältnisse, einfach Edelmann dem Edelmann gegenüber darauf antworten, ob er es für möglich hielte, daß Frankreich jemals den Vergeltungsgedanken aufgäbe und zu Deutschland in freundschaftliche Beziehungen träte. Er dachte eine Zeitlang nach und meinte dann: „Ein großer Teil, vielleicht die Mehrheit der Franzosen, würde in späterer Zeit, unter allerlei Bedingungen, vielleicht einmal den Verlust des Elsaß verschmerzen, den Lothringens niemals."

Sehr besorgt machte ihn der jährlich zunehmende Bevölkerungsunterschied zwischen Deutschland und Frankreich. Den französischen Adel betreffend, so verurteilte er scharf, daß dieser unter der Republik in so ungenügender Zahl die Laufbahn im Heere wähle und sich dadurch der Pflicht gegen das Vaterland entzöge. Der Adel habe sich in dieser Beziehung verschlechtert. — — —

Es sind hiermit nur wenige Bruchstücke aus den mich so fesselnden Gesprächen mit dem Marquis erwähnt. Abgesehen von dem Genuß der Unterhaltung mit einer der Geschichte angehörenden, so geistreichen Persönlichkeit, machte es mir auch tiefen Eindruck, mit einem Manne zu sprechen, in dem jeder Zoll vornehme Gesinnung und glühende Vaterlandsliebe erkennen ließ. Für uns ist es immerhin ein Vorteil, daß Frankreich nicht viele solcher Männer hat, wie der Marquis Gaston Alexandre Auguste de Galliffet.

Heimkehr.

O laß es noch in diesen Tagen
Still bleiben zwischen mir und Dir!
Denk: er war fort, er war verschlagen
Und kam zurück und ist nun hier.

Nein, denk, sie trugen einen Wunden
Bei Nacht vom Felde Dir ins Haus;
Du weißt gewiß, er wird gesunden,
Und harrst und fragst ihn noch nicht aus.

Rings um ihn her in Deinen Räumen
Dein lindes Wort, Dein lindes Tun,
So laß ihn noch ein Weilchen träumen
Und in verhang'nem Zimmer ruhn.

Karl Freye.

Digitized by Google

Dame in Weiß. Gemälde von Walter Georgi.

Digitized by Google

Das adlige Schützenfest.

Novelle von Richard Huldschiner.

(Schluß.)

Mit rauschender Sonnenglorie brach der erste Tag des Schützenfestes an. Am frühen Morgen schon kamen die Herrschaften aus den benachbarten Sommerfrischen auf Pferden oder in Sänften an, die Jüngsten auch zu Fuß und kehrten bei befreundeten Familien ein. Die Herren Franz und Josef von Pilgram, Brüder des Geheimrats, die in Klobenstein saßen, waren erschienen und hatten eine erregte Unterredung mit Anton und der indignierten Tante; nein, sie konnten nichts für die Familie tun. Franz, der Oberamtsrat, behauptete, zu alt zu sein, als daß er sich noch mit Bürgschaftssorgen herumärgern wollte, und der Major wies auf seine karge Pension hin. Im übrigen hätten sie den Bruder oft genug gewarnt, und nun sollte er sehen, wie er sich aus der Schlinge zöge. Natürlich würden sie zunächst schweigen, um die schwierige Situation, wenigstens bis das Fest vorüber sei, nach Möglichkeit zu salvieren. Tante Philippa sprach freilich von Sodom und Gomorrha, ja sogar von einer gewissen Rotte Korah, aber die Brüder zuckten nur mit den Achseln und gingen zu den ängstlich harrenden Mädchen.

Die Glocken läuteten schon, auf Grubeck krachten die Böllerschüsse, und von allen Seiten strömten die Herrschaften zur Kirche. Tante Philippa fuhr sich mit der Puderquaste noch einmal über das Gesicht, inspizierte die Nichten, die bleich und wortkarg herumstanden, reichte Anton den Arm und verließ an der Spitze des kleinen Zuges das Haus. Die Dienstboten kamen in großer Gala hinterdrein, und wo die Pilgram vorüberkamen, gab es lebhafte Begrüßungen.

Die Dorfkirche war fast zu eng für so viel Frömmigkeit, und Herr Dominik Anselmus Weinprechtner, der der Orgel kunstvolle Figuren und Läufe abrang, sah's mit wachsendem Ingrimm. Es rauschte von seidenen Kleidern und lebhaft bewegten Fächern, Lavendelduft stieg aus den Brokatgewändern und mengte sich mit Weihrauchwolken. Die helle Sonne flimmerte auf dem Gold der Kirchen- und Schützenfahnen. Die jungen Leute, die ihre Damen an die Bänke führten und sich dann mit Handküssen und geflüsterten Worten verabschiedeten, zogen sich der Enge halber auf den Platz vor der Kirche zurück. Dort standen sie, die Tressenhüte in der Hand, und hielten sich, obzwar ermüdet von der durchschwärmten Nacht, doch leidlich aufrecht. Der Leutnant Altlechen sah sogar etwas melancholisch drein und lachte nicht einmal, als sein Freund Aichach ihm einen gewagten Witz zuflüsterte. Aber als das Hochamt in vollem Gange war, schlichen sich die meisten von den Draußenstehenden davon.

Die Klingel des Ministranten ertönte, und alles sank in die Knie.

„Die Gannerin ist auch gekommen," sagte Flamm leise zu Funck.

„Ei, das freche Frauenzimmer!"

„Pst, der alte Gadolt schaut zu uns herüber." — —

Der Priester erteilte schon den Segen, die Orgel erhob ihre brausende Stimme in verzwickten kontrapunktischen Experimenten, alles strömte dem Ausgang zu.

Vor der Kirche formierte sich unter dem Kommando des Schützenhauptmanns Geizkofler der Zug. Die Bauern schoben sich in dichten Massen herum; uralte Leute, die sonst kaum mehr die Ofenbank verließen, saßen draußen auf einer niedrigen Steinmauer oder unter der Nische eines Hoftors sicher untergebracht. Von weit her waren die Leute aus der ganzen Gegend zusammengeströmt, die Bauern vom Ritten und aus dem Eisacktal, die Bürger aus der Stadt; wenn sie nicht mitschießen durften, so wollten sie wenigstens etwas sehen. Die Wabi Gannerin stand natürlich in der vordersten Reihe, in einem steifen Brokatgewand, das den Hals und sehr viel von der Brust frei ließ, und schaute unter der Heiliggeisthaube frech und glücklich um sich. Die Tante Philippa, hochmütig wie immer,

besah sie erst aus einiger Entfernung durch ihr Lorgnon, dann zuckte sie geringschätzig mit den Achseln und stellte sich so, daß sie sie den beiden Nichten verdeckte.

Da trat auch schon die Musik mit ihren ungeheueren Blasinstrumenten an die Spitze des Zuges. Altlechen grüßte noch einmal zu Luise herüber, gerade als das Durcheinander von Schützen, die auf ihre Plätze strebten, ihm die Aussicht benahm. Sie wurde rot und schlug die Augen nieder.

Pfenner, der Kaffeesieder aus der Stadt, der mit seinen Freunden, dem Tuchscherer Holznagl und dem Fuhrherrn Öfele, auf der Kirchhofsmauer stand, allen sichtbar als eindringliches Symbol der Lebensfreude, schwenkte begeistert den Hut.

Aber Öfele, der schon einiges getrunken hatte, murrte darüber, daß man nur zuschaun und nicht mittun dürfe.

Der Schützenkönig, Herr von Geizkofler, trabte, mit Kette und Denkmünze geschmückt, prächtig auf seinem Gaul einher und warf kühne und doch besorgte Blicke, denn im Grunde seiner Seele bangte ihn um seine Königswürde, die er ganz gewiß heut verlieren mußte. Aber die Damen, die mit Spitzentüchlein winkten, merkten nichts von seinem Zagen und bewunderten seine martialische Erscheinung. Wie eine Wolke wälzte sich hinter den Schützen das gemeine Volk daher und benahm den zurückbleibenden adligen Damen, die sich fürs erste allein gelassen sahen und erst am Abend wieder am Fest Anteil nehmen durften, bald alle Aussicht.

Der Festzug wandte sich durchs Dorf der alten Pestkapelle zu, schwenkte dann herum und zog am Galgenbühel vorbei nach dem Schießstand. Am Galgenbühel hatten sich allerhand Schaubuden aufgetan. Da war der Mann mit den abgerichteten Kanarienvögeln, die einem jeden, der einen Batzen zahlte, den Planeten weissagten, ein Bauchredner, ein Feuerfresser aus Patagonien, ein Mann, der mit den Händen kunstvolle Schattenspiele auf eine weiße Wand zu werfen wußte, die Riesendame, die 300 alte Pfund wog, das Kalb mit den sechs Füßen und noch viel anderes. Die Patrone brüllten ihre Ankündigungen umsonst in die vorbeiflutende Menschenmenge: ihre Zeit war noch nicht gekommen. —

Im Schießstand aber eröffnete Herr von Geizkofler, vor innerer Bewegung stotternd, mit kurzer Rede das adlige Schießen und brachte das Hoch auf den König aus. Der Kreishauptmann von Franzin ließ die Schützengesellschaft leben und bat sie, den Kreissekretarius von Pilgram in seiner Vertretung als Ordner anerkennen zu wollen, worauf dieser die neue Scheibe und die Preisfahne übergab. Dann gab der Schützenkönig den ersten Schuß auf die Hauptscheibe ab, traf sie aber nicht.

* * *

Pfenner, Holznagel und Öfele hatten unterdessen schon den Weg zu einem der Tische gefunden, die der Wirt Matthias Rabensteiner auf seiner Wiese unter ein paar Nußbäumen aufgestellt hatte. Es dauerte auch nicht lange, da saß die Gannerin bei ihnen, und schließlich lud man sogar den Bajazzo, der durstig vor der Zirkusbude herumlungerte, zu einem Glase Wein. Und während es drüben im Schießstand fleißig knallte, gab es hier scherzhafte Reden und dröhnendes Gelächter, und die Männer klopften der Wabi herzhaft und freundschaftlich auf die bloßen Schultern. Das erregte das Interesse eines großen Mannes mit breitem Gesicht und knolliger Nase, der sich schon eine Zeit lang in der Nähe der Gesellschaft aufhielt und, indem er die zum Fernrohr geballte Hand bald vor das eine, bald vor das andere Auge hielt, so tat, als ob er die Gegend bewundere. Als man ihn aber noch immer nicht beachten wollte, beschloß er, den ersten Schritt zu tun, kam auf die Zechenden zu, schwenkte den hohen Hut und bat um die Erlaubnis, sich ihnen zugesellen zu dürfen.

„Wo die Freude ist," sagte er süßlich, „da muß auch die Kunst sich einfinden, oder wenn Sie mir das nicht verübeln und als einen Scherz vielmehr aufnehmen wollen: wo das Aas ist, da kommen die Raben. Ich heiße Hasenklever und bin des Grafen Mansfeldt erster und größter Schauspieler."

„Ist Platz genug," sagte Pfenner und rückte mürrisch zur Seite. Die Gannerin warf verführerische Blicke, Öfele und

Holznagel nickten nur, und der Bajazzo sagte etwas von Kollegenschaft und Kameraden, was aber der Hasenklever überhörte. Er trachtete vielmehr, sich das Wohlwollen seiner neuen Freunde durch allerlei Kunststücke zu erwerben, pfiff höchst vollendet auf zwei Grashalmen und schwang ein vollgefülltes Glas auf einem Teller herum, ohne daß ein Tropfen vergossen wurde.

„Das sind brotlose Künste," sagte Öfele verdrießlich.

In diesem Augenblick kam Kaspar Löffler, der Maler, daher und hob, als er die Zechenden erblickte, erfreut die Arme: „Hoho, Wabi, Du Herzensmädchen, Du hier? — Jesus und die Brüderschaft vom feurigen Herzen . . . ja, das rechne ich mir ja zur ansehnlichen Freude an, an diesem schweren, mühevollen Tag in so fürtrefflicher Gesellschaft einen Tropfen Wein verkosten zu können —"

Und schon saß er in der Bank neben Wabi, legte den Arm um ihre Hüften und schrie nach dem Wirt. Aber man beeilte sich, ihm aus dem großen Krug, den Pfenner bestellt hatte, einzugießen.

„Vielen Dank," sagte er, „ei, das nenne ich gut getan, Herr Pfenner. Halt, nicht rühren. Bleiben Sie in dieser Stellung! Ha, so müssen Sie sich malen lassen, den Kopf zur Seite geneigt, die Augen begehrlich auf den Wein gerichtet und die Zungenspitze vorgestreckt, gleichsam als bebe sie schon gelüstig, den Göttertrank zu schlürfen."

„Man weiß nie, wie man mit Ihnen dran ist," sagte Pfenner mißtrauisch.

„Beim Styx," erwiderte Löffler ernsthaft, „Sie tun einem eifrigen Jünger der Muse erkleckliches Unrecht; in mir brennt ein heilig Feuer. Gelt, Wabi, Du weißt? . . . und wenn ich nicht mit diesem Ballett heut abend noch so viel zu tun hätte, so würde ich es mir angelegen sein lassen, mein ganzes Herze hier auszuschütten, also daß Sie allesamt erkennen sollten, wie fern es mir liegt, über meinen Nebenmenschen mich lustig zu machen."

„Und mein Geld?" fragte Öfele und streckte dem Maler seine Hand hin.

„Ich habe es noch nicht beisammen. Aber ich will Sie dafür malen, so wie Sie nun dasitzen und der Jungfer Wabi pralle Wangen tätscheln."

„Das möchte ich ihm nicht geraten haben," lachte Pfenner, „Hu, die Gräfin, seine Frau, die ist eifersüchtig. Und sie hat eine schwere Hand."

Aber da schlug Öfele erbost auf den Tisch. Holla! Ob man ihn denn ganz erzürnen wollte? Sein Geld enthalte man ihm vor und spotte noch obendrein. Er sei nicht auf den Berg gekommen, um sich die Gallensucht an den Leib ärgern zu lassen. Und wer ihn noch einmal Graf und sein Weib die Gräfin benannte, der sei sein Freund nicht mehr, und er küsse die Wabi gerade frei, wie es ihm gefalle, und wenn hundert Leute und der Bürgermeister und der ganze Merkantilmagistrat es sehen könnten. So, und dann küßte er sie wirklich, und der Pfenner auch, und Hasenklever nahm sie auf den Schoß, und Wabi spitzte verliebt den Mund.

Aber Holznagl erzählte leise dem geehrt aufhorchenden Hasenklever, warum sie Öfele den Grafen nannten. Sie waren einmal ins Brennerbad gegangen — es gibt nichts so Gutes für Podagra und Chiragra, wie das selbige Heilwasser — und hatten dem Wirt gesagt, der Öfele, der sich immer so spreize, sei ein reicher Graf und daß er ein hartes Bett haben wollte und Sand im Waschwasser von wegen der rauhen Haut und — ja was noch? — ja, alle Gläser und Teller mit großen Sprüngen . . . Eigenheiten — im Kriege angewöhnt — und wie man ihn halt mit nichts mehr ärgern könne, als indem man ihn an selbige Geschichte erinnere und an die Bretter, die er dazumal in der ersten Nacht in seinem Bett anstatt einer Matratze vorgefunden —

„Hihi," lachte Hasenklever mit breitem Grinsen:

„Ein Fichten-Brett,
ein hartes Bett,
und 's Zipperlein
noch obendrein,
das ist zuviel,
ist teuflisch Spiel . . ."

„Gott ja," sagte Löffler, „liebster Monsieur Hasenklever, ich zittere für Sie, wenn Sie dichten und mit dem Weinkrug so liebäugeln, wie eben jetzt. Wie,

Digitized by Google

wenn Sie heut abend vergessen, daß Adonis nicht wanken darf, wenn er Venus im Schoße liegt?"

„Ei, darum nehme ich die Gefahr ja gleichsam vorweg, habe die Venus jetzt auf meinem Schoß und wanke zu ihren Kirschenlippen hin, also daß ich am Abend auf der Bühne nicht in Versuchung geraten kann. — Wie? Sie wollen fort?"

„Ich muß, wenn auch mein Herze fast brechen will, vor Kummer. Ich habe mit dem Kreissekretarius Pilgram noch dies und jenes wegen der Aufführung zu bereden."

„Ei, der Pilgram," sagte Ofele, „der Alte ist nicht hier? ... Da wird man noch etwas erleben. Ich habe auch noch für so manche Fuhr' von ihm zu fordern."

„Was Du heute nur mit Deinem Geld für Sorgen hast! Man lacht Dich ja aus. Wenn die Handlung nicht sicher ist, dann gibt es überhaupt kein Treu und Glauben mehr. Da sollst Du Dich nicht grämen," sagte Pfenner, und die andern stimmten lachend ein.

„Es ist gut, es ist gut, ich habe so meine Zeichen."

Der Wirt brachte einen neuen Krug Wein, einen Kalbsbraten gab es auch und süße und grüne Krapfen und einen rinnenden Käse, der wie Mörtel aussah; unter den Bäumen war so ein recht behaglicher Schatten, und als es Mittag läutete, duzte man sich schon allseitig — und während drüben im Schießstand Herrn Geizkoflers Königstum schon lange ein Ende bereitet war, stiegen auf der Wirtswiese Lieder zum blauen Himmel auf, die weder mit den trüben Zeitläuften noch überhaupt mit menschlichen Kümmernissen etwas zu tun hatten.

Es war schon spät am Nachmittag. Luise saß bleich und schön neben Tante und Schwester und starrte auf den bunten Vorhang, der die Szene noch verhüllte. Herr von Altlechen stand eifrig schwatzend bei den Damen, und jedesmal, wenn er sich mit höflichen Worten zu Luise wandte, verbreitete sich über ihre Wangen eine leichte, liebliche Röte. Eine dumpfe Angst war in ihr, die mit einem scheuen Gefühl heimlichen Glücks um die Herrschaft rang. Gott, wie lang war so ein Tag! Was konnte man nicht alles denken und hoffen! Ach, wenn man doch immer so sitzen und seine Stimme hören könnte —

Die Tante saß kerzengerade und unbekümmert, lorgnettierte die Gesellschaft und flüsterte gelegentlich der Therese zu, sie sollte sich doch nicht so zusammensinken lassen. Anton war nirgends zu sehen. Es rauschte im Saal von Brokat- und Seidenkleidern, allerhand Pudergerüche vermischten sich. Im Licht der vielen Wachskerzen glitzerten die Edelsteine.

„Wahrlich," sagte der Leutnant, „Schönes gibt es genugsam hier zu sehen. Aber die Schönste ist doch das Fräulein Luise."

Das Mädchen senkte erschreckt die Augenlider, daß die langen Wimpern wie zwei Sammetvorhänge leichte Schatten auf die Wangen warfen, und flehte: „Das darf der Herr Leutnant nicht sagen."

„Es ist die lautere Wahrheit."

Die Delama rauschte auf der Suche nach einem Platz vorüber und schlug scherzend mit ihrem Fächer nach dem jungen Mann: „Ah, das ist ja wohl auch einer von den nächtlichen Seladonen! Wie? Nennt Er das Scheibenschießen?"

„Ich fürchte," seufzte er, „der beflügelte Gott hat mich zu seinem Ziele auserkoren. Und nicht Anton von Pilgram wird heut Schützenkönig, sondern Amor, der Schalk. Ich weiß mich nicht zu retten vor seinen Pfeilen."

Die Delama lachte wohlgefällig und nickte Luise zu. „Ja, so reden sie. Aber Du darfst nicht hinhorchen. Sie sind alle noch von gestern abend betrunken, Kind. Und dazu haben sie heute beim Essen zu viel Muskateller gehabt. Der steigt ihnen in die armen Köpfe, und dann werden sie galant."

„Aber Imma," sagte die Tante und sah empört gen Himmel, als riefe sie Gott zum Zeugen so unerhörter Taktlosigkeit an.

„Du darfst nicht schelten, liebste Philippa, er weiß ja, daß ich's nicht so ernst meine. — — Aber nun sagen Sie mir, Herr Leutnant, hat der Kreissekretarius wirklich Aussicht auf den Schützenkönig?"

„Ja. Der Geizkofler geht herum als ein depossedierter König. Und der junge

Botsch, der bis jetzt der zweitbeste auf der Hauptscheibe ist, ist bitterböse und tut, als ob er fallit wäre."

Die Tante zuckte unter dem fatalen Wort heftig zusammen, und Luise sah mit angstvollen Augen zu ihm auf. Wußte er am Ende schon etwas? Um Gott!

„Ich gönne es dem Anton," sagte die Delama, „ich wüßte mir keinen würdigeren Schützenkönig auf der Welt. Man ist ganz enchantiert von seinem ganzen Gehaben und der guten Art, womit er alles zur Räson gebracht hat. Niemals, sagen sie, ist auf einem Schießen so viel weise Ordnung gewesen, wie heut. Schade, daß Deine Leute nicht hier sind, liebste Imma, sie hätten sich an dem Triumph ihres Sohnes herzlich erbaut."

Ein Glockenzeichen ertönte, die Musik spielte ein feierliches Menuett, alles setzte sich mit Rauschen und Fächerzusammenklappen, der Leutnant zog sich einen Stuhl herbei. Die Herren suchten sich einzurichten, daß sie an den hochaufgetürmten Frisuren der Damen vorbei auch etwas von der Bühne erspähen konnten. Der Graf Mansfeldt, der dem Champagner zu reichlich zugesprochen hatte, hielt die Hände vor dem Magen gefaltet und kämpfte mit hartnäckiger Schlafsucht. Die Gräfin, die auf einem bequemen Lehnstuhl in der ersten Reihe saß, überschüttete ihn mit entrüsteten Blicken, was aber durchaus keinen Erfolg hatte. Die jungen Leute zwinkerten sich vergnügt zu. Da ging plötzlich der Vorhang in die Höhe.

Die Szene zeigte einen Wald und Felsen. Auf einem Stein im Vordergrund saß Venus in einem blaßgrünen Gewand, im hochgetürmten Haar einen funkelnden Stern, und rang die Hände um Adon, der tot, vom Eber zerfleischt, ihr im Schoße lag. Die Gefährtinnen klagten wie sie, und die Musik spielte einen gedämpften Trauermarsch, der plötzlich in Kriegsgetöse überging. Die wilden Tiere des Waldes waren im Hintergrund erschienen und führten einen Tanz auf, dessen groteske Figuren schmerzliche Trauer um den toten Hirten andeuten sollten. Alle waren sie da, der Löwe, der Tiger, das Nilpferd, der Luchs, der Bär, der Wolf, der Vogel Rock, der Adler, das Elentier; nur der Eber war verbannt auf ewige Zeiten.

Ach, wie die arme Göttin klagte um den armen Hirten! Luise fühlte ihre Tränen fließen. Sie hätte sich so gern nach dem Leutnant umgewandt, der hinter ihr saß. Sie fühlte seinen Blick und vermochte nicht ruhig zu sitzen; ach, seine Hand für einen Augenblick in der ihren fühlen zu dürfen! Aber sie hielt den schmalen Kopf unverwandt geradeaus.

Da kamen schon des toten Hirten Freunde, hingen Kränze an den Bäumen auf und tanzten, während die wilden Tiere aufgeschreckt verschwanden, einen Trauerreigen. Dann hoben sie Adonis auf und trugen ihn auf grüner Bahre dem Hintergrund der Bühne zu, wo sich der Eingang einer Grotte erschloß. Aber Venus schwor dem Toten ewige Treue. Damit schloß das erste Bild.

Über dem Lärm des Stühlerückens und dem plötzlich wieder einsetzenden Stimmgewirr erwachte der Graf Mansfeldt und schaute erschrocken um sich. Aber die alte Baronin von Ployer, die neben ihm saß, tat, als hätte sie nichts gesehen. Der Graf hüstelte verlegen. „Eine glückliche Erfindung," sagte er und zupfte an seinem Spitzenjabot. — „Dem Kaspar Löffler gebührt das Verdienst der Idee."

„Göttlich, liebster Graf, es versetzt uns recht nach Arkadien. Und wie er nur dalag, der Hirt!"

„Ja, das ist mein braver Hasenklever, einer meiner Akteurs aus Wien. Sie wissen, gnädigste Baronin, ein sehr begabter Mann, aber er trinkt ein wenig ..."

„Schade, er hat so viel Sanftes und dabei dennoch eine edle Männlichkeit —"

Ja, er hatte wirklich edle Männlichkeit, der brave Hasenklever. Er stand in dem Zimmer, das ihm und seinen Kollegen als Garderobe angewiesen war, wischte sich den Schweiß von der Stirn und trank in langen Zügen aus einem nicht zu kleinen Steinkrug. Der Graf hatte mit weißem Terlaner nicht geknausert. Aber nebenan bei den Damen saß Venus vor einem Spiegel, tupfte sich Schönheitspflästerchen auf Kinn und Brust und lauschte mit graziösem Lächeln auf die Komplimente, die Herr von Aichach ihr zu Füßen legte, während die zwei wich-

tigsten Dienerinnen der Göttin, Mademoiselle Laura und Mademoiselle Elmire, vor Zorn und Neid fast vergingen.

⁂ ⁂ ⁂

Im Saale war es heiß geworden, ein großer Teil der Zuschauer strömte ins Freie. Bei dem lebhaften Durcheinander schwatzender und lachender Menschen sah sich Luise auf einmal von den Ihren getrennt und allein am Arm des Leutnants in einer einsameren Partie des großen Parks. Hier hörte man nur aus der Ferne das fröhliche Rufen der Menge und die schmetternden Klänge der Musik. Der Wind strich leise durch das Gebüsch, ein Vogel zirpte melancholisch auf einem Baum. Nein, es war nicht recht, was sie tat. Luise fühlte es deutlich; aber, mein Gott! — Er sprach so freundlich zu ihr, ob ihr nicht gut sei, weil sie so gar nichts rede und ob sie sich nicht fester auf seinen Arm stützen wolle, da sie ganz gewiß zittere —

Nun, das konnte sie ja sagen, daß sie Kopfschmerzen hatte und daß sie heute überhaupt nicht so rechte Freude an dem Feste genieße. Aber, da waren sie ja schon fast bei der Gloriette, mein Gott, sie mußten zurück; was würde die Tante sagen! Der Leutnant aber beruhigte sie: „Die Gnaden Tante ist mit meiner Frau Tante gerade noch in lebhafter Konversation gewesen . . . ach, seien Sie nicht grausam, Schönste, bedenken Sie, daß ich nunmehr eine lange Zeit, wenn ich vor einsamen Soldatenzelten am Feuer des Biwaks sitze, nichts haben werde als die Erinnerung an diese kargen Stunden der Freude. Dann werde ich dieser stillen Nacht gedenken, da Philomele flötet."

Es war aber gar nicht Philomele, sondern ein wenig stimmbegabter Nachtvogel; aber Luise durchschauerte es; sie schloß die Augen und mußte es dulden, daß er ihre Hand drückte. Ach, sie sah es, es war Torheit, daß sie an ihm gezweifelt hatte. Er sprach so lieb, es mußte alles gut werden. „Ich will an Sie denken," flüsterte sie, „und beten, daß Gott uns vor Krieg bewahre."

„Wie ich dieses Wort gesegne!" Der Wind rauschte in den Bäumen. Lichter schimmerten durch die Büsche. Über der Wendel lagen noch fahle, rote Wolkenstreifen. Das Mädchen war gar nicht mehr traurig. Tiefe Dunkelheit nahm den Augen ihres Begleiters alle Furchtbarkeit und warf so etwas wie einen Schleier über seine Worte, die ihr sonst so geradezu und männlich kriegerisch erschienen waren, daß sie in ihrer unbewehrten Mädchenhaftigkeit sich allen Angriffen schutzlos preisgegeben fühlte. Er küßte ihre Hand und sie sah auf sein niedergebeugtes Haupt mit einer seltsamen, furchtlosen Neugierde, die ihr wie eine heiße Welle durch alle Glieder rann. Ei, warum sollte sie sich auch fürchten! Sie wäre mit ihm ja durch einen tiefen, dunklen Wald gegangen, weit, weit weg von allen Menschen . . .

„Wird Fräulein Luise wirklich an mich denken?" sagte er noch einmal. „Über ein Kurzes stoße ich zu meinem Regiment, und wenn ich mich vorher noch dem Herrn Vater vorstellen dürfte, als ein Mann, welcher zu hoffen wagt, als ein Freund — so wäre meine Glückseligkeit vollkommen."

Wieder faßte er nach ihrer Hand und führte sie zierlich, als ob er ein kostbares, leicht zerbrechliches Gefäß in Händen halte, an seine Lippen, während die Augen fragend in den ihren ruhten. Ihr Herz klopfte. Tränen schossen ihr in die Augen. Himmlische Barmherzigkeit — wenn sie doch nicht mit solchem Kummer an Gnaden Papa zu denken brauchte! Wie schön hätten solche Worte ihr noch vor zwei Tagen geklungen! Nein, sie konnte nicht sprechen, nur weinen . . . und erzürnte ihn gewiß damit; sie war so dumm und kindisch —

„Liebste," sagte er noch einmal, „will mich Maria Luise nicht einer Antwort würdigen?" Da fing sie an zu zittern, sah ihn durch Tränen an und sank besiegt in seine Arme; alles um sie her verschwand, die Musik und das ferne Stimmengewirr drüben im Hause, das leise Rauschen der Bäume, nichts blieb als ein warmes, weiches, köstliches Versinken. Und während er sie mit Küssen überschüttete, weinte sie in sein Spitzenjabot hinein, eine Beute bitteren Schmerzes und unendlicher Seligkeit, und konnte freilich nicht sehen, wie der Leutnant, der

ihren zarten Kopf an seine Brust drückte, hinter ihrem Rücken eine Grimasse machte, etwas überrascht über die Plötzlichkeit, mit der der Feind sich ergeben hatte. Nein, sie hörte nichts und sah nichts, und alle die schönen Worte, die er an sie verschwendete: „Angebeteter Engel — seraphisches Mädchen — Luise, meine teuerste Luise, ich beschwöre Dich“ gingen in der Seligkeit unter, die so unerwartet aus der Nacht tiefsten Kummers sich emporgerungen hatte.

Und dann auf einmal kam es mit Schrecken über sie: um Gott, in dunkler Nacht — allein mit einem Mann — und alle suchten sie — und da hatte sie sich schon losgerissen, schlüpfte durch die Büsche und verschwand weiß und taumelnd, wie ein großer Schmetterling drüben hinter den Wacholderhecken.

‚Nun, gleichviel,‘ sagte sich der Leutnant, ‚das ist gut gemacht,‘ wartete noch einen Augenblick, um dem Mädchen einen genügenden Vorsprung zu lassen, nahm dann eine gleichgültige, etwas hochtrabende Miene an und begab sich in den Saal zurück, wo die Gäste ihre Plätze wieder einzunehmen begannen. Luise saß schon neben der Tante, hatte den Kopf hartnäckig gesenkt und gab auf alle Fragen nach dem Grund ihres langen Ausbleibens ganz verwirrte Antworten. Um nichts in der Welt hätte sie jetzt aufzublicken gewagt. Therese langweilte sich. Puh, alle diese Menschen, und wie nur Sibylla von Superperg schnippisch gewesen war; wenn die erst wüßte —

Ein Glockenzeichen ertönte, und mit einem Schlag sank das Getöse eines vielfach verzweigten Stimmengewirrs zu einem leisen, heimlichen Summen herab. Die alte Gubernialrätin von Funck, die gerade in diesem Augenblick ihrer Tochter zugeschrieen hatte: „Bück’ Dich, Du Gans, und heb’ mir mein mouchoir auf!“ war höchst unangenehm überrascht, als die etwas taube Emma, der das Glockenzeichen und seine Wirkung entgangen war, in die allgemeine Stille mit den Worten hineinfuhr: „Ich kann ja nicht, Gnaden Maman, Sie haben mich ja so schrecklich geschnürt.“

Unter brausendem Gelächter des Saals hob sich der Vorhang.

— Venus hatte geschworen, der Liebe den Abschied zu geben, und Amor in ihrem Palast, der dem Runggelsteiner Schloß zum Verzweifeln ähnlich sah, kurzerhand eingesperrt. Drum vergaßen drunten auf der Erde die Menschen alle zarten Gefühle und befehdeten sich in grimmigen Tänzen. Die Perser sah man in Panzer gehüllt, die Äthiopier mit riesigen Bogen, ja selbst die Menschenfresser des fernen Landes Australia, die sich in Federgewändern grotesk genug benahmen, so daß mancher schlecht unterdrückte Ausruf des Entsetzens aus den Reihen der Zuschauer aufstieg. Aber Luise sah und hörte nichts, lächelte vor sich hin, drückte der Schwester die Hand und wagte von Zeit zu Zeit unter schattenden Augenbrauen einen scheuen Blick über den Saal.

Und Jupiter erbarmte sich der Welt. Er redete viel mit Hephästos, der sehr natürlich zu hinken wußte, und verzauberte Venus, also, daß sie plötzlich Gefallen an dem rußigen Schmied fand und sich holdselig lächelnd mit gewagten Sprüngen auf den Fußspitzen und koketten Wirbeldrehungen sich ihm zuwandte, indes Hephästos selber Hammer und Nägel fortwarf und vor der Göttin auf die Knie fiel. Siehe, da kam auch schon Amor geflogen und schoß seine Pfeile nach allen Richtungen der Windrose. Ein Rosenschleier verhüllte die Szene, und als er sich wieder hob, war alles verändert. Frohe Paare tanzten auf grünem Rasen einen Dankesreigen, Schuhplattler klatschten sich die Hände wund, Bellona, die auf jähem Fels lauernd gesessen hatte, floh; die Werke des Friedens zeigten sich allenthalben. Die Innungen kamen mit Emblemen und Fahnen herbei, riesige Scheiben wurden aufgestellt, ein Schützenzug entwickelte sich, und unter allgemeinem Jubel begann auf der Szene ein richtiges Scheibenschießen der adligen Schützen, bis alles im blendenden Schein eines roten Lichtes unterging, und vor dem plötzlich hervortretenden Bild der Stadt mit ihren Türmen und Dachhauben alle Künstler sich zum letzten, atemlos angestaunten Huldigungsbild vereinigten. —

Wahrlich, so war man noch nie unter-

halten worden, so lange es adlige Schützenfeste gab. Alle sagten es, und die Delama stürzte sofort auf die Gräfin los, um sie zu umarmen. „Nein, Liebste, nachdem ich dies gesehen, will ich ruhig sterben. Ich bin ganz aufgeregt vor inniger Freude," und wie sie das sagte, kam ihr Kopf recht gegen ihren Willen wieder in heftig schüttelnde Bewegung, und die zwei Straußenfedern, die sie im Haar trug, wedelten mit wie der Kopfschmuck eines lebhaften Pferdes, das vom Kutscher mit Gewalt zurückgerissen wird. Aber schon kamen andere Gratulanten, und selbst der Ex-Schützenkönig, Herr von Geizkofler, der den ganzen Tag wie ein Beleidigter herumging, fühlte sich gedrungen, etwas zu sagen, küßte der Gräfin die Hand und scharrte mit dem Fuß. Es gab eine Gratulationscour mit viel Lärm, und den Dienern, die Erfrischungen herumtrugen, wurde es schwer, ihre mit Gläsern besetzten Tabletts vor Unglücksfällen zu bewahren. Tante Philippa, die von den Mädchen getrennt war, hatte sich in eine Fensternische geflüchtet, von wo sie eifrig und vergeblich nach Anton ausschaute. Nein, wo mochte er nur so lange bleiben! Sie winkte sich einen weißhaarigen Diener heran. „Heda, guter Freund, hat Er nicht meinen Neffen, den Herrn Kreissekretarius von Pilgram gesehen?"

„Aufzuwarten, gnädiges Fräulein! Ich habe ihn noch selber in das Arbeitskabinett des Herrn Grafen geleitet."

„Und mein Herr Neffe war allein?"

„Es war noch jemand bei ihm — einer aus der Stadt, wie es mir schien; er war wenigstens zu Pferde gekommen."

„Es ist gut. Er kann gehn."

Das Herz klopfte ihr vor Angst; ach, wenn's nur was Gutes war! Aus der Stadt jemand! Doch nicht etwa — — Da kam die Ployer auf sie zu, die hatte ihr gerade noch gefehlt mit ihrem gelähmten Arm, den sie nicht sehen konnte, ohne sich zu schütteln vor Grauen.

„Meine Liebe, ich sehe Sie so verlassen — und die allerliebsten Nichten —" sagte die Ployer in gerührtem Ton, „die Eltern hätten gewißlich ihre Freude, wenn sie sie sehen könnten in diesen hellen Gewändern, die ihnen so gut lassen."

„Ach ja," sagte Tante Philippa und gab sich Mühe, ihr Zittern zu verbergen. „Leider sind wir immer noch ohne die Teuern, aber ich erwarte meinen Bruder jeden Tag." —

Ein Teil der Gäste begann schon wieder in den Park hinauszuströmen, wo es mit sinkender Nacht angenehm kühl geworden war. Diener mit Fackeln liefen durch die Büsche; auf einem Felsblock, der mitten auf dem großen Rasenplatz vor der Terrasse lag, brannte ein mächtiger Holzstoß und sandte Feuerfunken und wie Schleier wehende Rauchschwaden durch die Baumkronen, deren Tiefen seltsam rot erglühten.

Clara del Longo, die mitten in einer Gruppe junger Mädchen auf der Terrasse stand und ihre Freundin Isabella zärtlich um die Hüfte gefaßt hatte, schrie bei jeder neuen Feuergarbe, die in die Höhe stieg, vor gruseligem Entzücken auf: „Nein, seht nur, wie es raucht! Ach, liebste Isabella, möchtest Du nicht auch einmal ein großes Feuer sehen; eine ganze Stadt, wie sie brennt an allen Ecken?"

Therese zog verächtlich den Mund. Alberner konnte man schon nicht mehr sein, als diese Clara. „Zünd' eine an," sagte sie. „Du kannst es ja einmal mit Bozen versuchen."

„Wie Du gottlos bist," erwiderte Clara. „Meinst Du wirklich, ich würde eine solche Sünde auf mich laden?"

„Du wirst es jedenfalls beichten müssen, denn wenn man dergleichen nur denkt —"

„Ach geh', ich bin Dir böse."

Aber Isabella küßte sie, und da gab sie sich zufrieden. Luise lächelte nur und ließ die Augen wandern; aber die weiße Uniform mit den roten Aufschlägen und dem goldbordierten Dreispitz konnte sie nirgends entdecken. Ein paar Offiziere sah sie wohl, vom Regiment Neugebauer, und vom Regiment d'Alton, die sehr lebhaft redeten und lachten, aber der, den sie suchte, war wie verschwunden. Sie hatten rote Gesichter vom Trinken, und wie sie so in Gedanken verglich, wollte es ihr scheinen, als seien alles schreckliche Menschen und keiner könnte es aufnehmen mit dem, der so süße Worte zu ihr gesprochen hatte.

Digitized by Google

Zweikampf.

Gemälde von Prof. Franz von Stuck.

Digitized by Google

„Seht nur, wie Luise finniert," sagte die Komtesse Mansfeldt.

„Ei, sie ist verliebt," behauptete Barbara von Gufidaun. „Sie wird ja ganz rot."

Aber Therese nahm sich der Schwester an. „Es lohnt sich ja nicht, sich zu verlieben. Sie trinken ja immer und riechen dann nach Wein, wenn man mit ihnen den Deutschen tanzt."

„Wird heute wirklich Deutscher getanzt?" fragte die ältere Geizkofler erregt. „Ich finde es nicht hübsch, daß man so rohe Tänze beim Adel eingeführt hat."

Therese musterte sie ärgerlich von oben bis unten und sagte trocken: „Ach ja, ich weiß, Du bekommst das Fieber, wenn ein Kavalier Dich um die Hüften faßt."

Isabella platzte heraus, und es fehlte nicht viel, so hätte es einen Streit gegeben, trotzdem alle froh waren, daß die Geizkoflerische ihr Teil nun wegbekommen hatte.

Aber nein, nun redete man immer, und die Herren trauten sich heute gar nicht heran, weil sie alle zu viel getrunken hätten, meinte Barbara. Gewiß und wahrhaftig, Herr von Aichach hatte gewankt, als er durch den Saal ging.

Was? Aichach? Der Leutnant? Der beste Tänzer! Die Herren von der Kaufmannschaft reichten ihm nicht das Wasser. Übrigens wißt Ihr schon, wer Schützenkönig wird? Der Kreissekretarius Pilgram. Alle sagen es. Der Anselm Botsch ist ganz wild vor Neid. Gott, Luise, Du weißt gar nicht, was für einen Bruder Du hast. Ist es wirklich wahr, daß er immer noch an Ytta von Glanz denkt? Sie soll jetzt bei den Tertiarinnen in Kaltern sein. Luise, wie bist Du nur unaufmerksam. Man fragt Dich etwas, und Du antwortest etwas ganz Verkehrtes . . . O Gott, da spielte die Musik ja schon wieder — —

Ein paar Herren kamen auf die Mädchen zu, und mit einem Male wurde es grabesstill. Und keine, die zum Tanz geholt, mit ihrem Kavalier den Saal durchschritt, konnte es unterlassen, den Zurückbleibenden triumphierende und ein klein wenig hochmütige Blicke zuzuwerfen. Sogar die Geizkoflerische fand ihren Tänzer, und schließlich stand Therese allein auf der Terrasse und nagte mit den Zähnen an der Unterlippe. Sie fühlte sich vernachlässigt und mußte immer daran denken, wie gut sie es gehabt hätte, wenn der Gnaden Papa schon dagewesen wäre — ach ja, dann könnte sie hingehen und ihn leise am Ärmel zupfen und sich von ihm streicheln lassen. Ach, wenn man doch wenigstens ruhig in seinem Bett liegen und sich ausweinen könnte nach Herzenslust; nicht einmal Franz von Hochegg ließ sich sehen, und Anselm Botsch, der spöttische Mensch —

Sie schlüpfte schnell in den Saal, um die Tante zu suchen; in der Tür mußte sie an dem gräflichen Paar vorbei, das ihren Gruß kaum beachtete. Die Gräfin war sehr aufgeregt . . . „Wo nur Peter ist! Das muß er wissen. O Gott, wenn er nur nicht, wie es seine Art in allen Dingen ist, zu voreilig gehandelt hat!"

Der Graf schnupfte gelassen. „Nun ja, es kompromittiert uns alle vor dem Pöbel. Aber freilich, ich kann mein Mitleiden nicht unterdrücken. Die unschuldigen Demoiselle. Die Jüngere ist eben an uns vorbeigeschlüpft; aber ich mußte wegsehen, es bricht mir das Herz."

„Sie wissen nichts; es wäre ja entsetzlich, wenn man denken müßte, daß sie trotzdem — nein, es kann nicht sein,"

„Ich bin ganz Deiner Ansicht, maßen der Kreissekretarius erst vor einer Stunde benachrichtigt worden ist."

„Und man wußte vorher nichts?"

„Nichts. Freilich sind, wie Botsch mir sagt, schon einige Zeit Gerüchte umgegangen —"

„Und was gedenkst Du zu tun?"

„Ich überlasse alles dem Takte des jungen Mannes."

„Ach Nepomuck," sagte die Gräfin, „ich möchte der Philippa heut nicht mehr begegnen; sie ist imstande, noch Sottisen zu sagen."

„Nun beurlaube mich, Liebste, ich will sehen, ob ich nicht den Peter attrappieren kann."

Der aber stand in einem kleinen Zimmer, in dem das Büfett aufgestellt war, mit einigen leicht angetrunkenen Kavalieren, selbst nicht ganz nüchtern, und lachte über eine Geschichte, die Guido Flamm

Digitized by Google

von seinen Abenteuern bei einer Bärenjagd im Rendenatal zum besten gab.

Der junge Botsch stand wortkarg dabei. Masari brachte ihm ein Glas Wein. „Wie? Du willst nicht? Du hast Kummer? Nun, war's dieses Mal nichts, so wirst Du nächstes Mal Schützenkönig."

„Nein, das ist es nicht. Ich bin ganz getröstet. So gut wie der Pilgram schieße ich ja doch," sagte er ruhig. Aber dann brauste er plötzlich auf. „Kreuz und Türkensäbel. Aber daß gerade er es werden soll, eine Wut habe ich schon! Aber ich erhebe Protest gegen diesen Schützen. Ich mache alles zunichte, ich gehe bis an des Königs Majestät —"

„Was hat er denn? So rede doch!" rief es von allen Seiten.

„Was es gibt? Nun gut — nein, Flamm, Du mußt mich reden lassen, es ist kein Geheimnis mehr, Du bist ja auch betroffen —"

„Jesus, so schrei doch nicht so. Man muß Dich ja im Saal drin hören."

„Das ist mir gleich. Und wenn die Pilgramischen nicht gehn, so verlasse ich den Ball . . . Ich kann sie nicht mehr miteinander sehen, und wenn das Theresl zehnmal ein kluges Mädel und so weit nicht übel ist. Ja, schaut mich nur an, es ist so: Die Handlung Pilgram hat den Konkurs erklärt."

Da betrat der Graf Mansfeldt das Zimmer. Er hatte noch die letzten Worte gehört. „Ich bitte! Meine Herren, keinen Eklat! Vergönnen Sie auch mir ein Wort. In eben diesem Augenblick hat mir der Kreissekretarius eröffnet, daß ein geplanter, nicht aussichtsloser Akkord, den sein Vater vorgeschlagen hatte, durch die Böswilligkeit einiger italienischer Kreditoren gescheitert ist. Hm! So bricht ein schweres Schicksal über ein geachtetes Haus herein. Ich für meine Person möchte nur nicht unterlassen, an Ihr Kavaliersherz zu appellieren: Vergessen Sie der schwer geprüften Familie gegenüber heute, daß Sie Mitwisser der traurigen Sachlage sind. Im übrigen hat Herr Kreissekretarius von Pilgram, ein ehrenwerter Mann, wie Sie alle zugestehen werden, bereits erklärt, daß er zunächst alle Ämter beim Schießen in die Hände des Herrn Kreishauptmanns zurückgegeben hat."

Er schneuzte sich umständlich in sein rotes Taschentuch und empfahl sich. Die andern blickten betreten zu Boden. Der Leutnant Altlechen allein lachte und stand mit offenem Munde da, verlegen und erschrocken und sehr geneigt, zum erstenmal in seinem Leben sich für einen ausgemachten Dummkopf zu halten.

* * *

Aber nun strömte alles in den Saal; sogar die alten Herren rissen sich von den Spieltischen los, und Lorenz Graf Altspaur, der Deutschordenskomtur, der mit seiner alten Freundin, Frau von Embring, plaudernd in einer Fensternische gesessen hatte, führte, zierlich den Arm krümmend, seine Dame in den Saal. „Ja," sagte er, „ist nicht Don Juan d'Austria nach Paris gereist, lediglich, um Margarete von Burgund ein Menuett tanzen zu sehen — und wir, die wir es so nahe haben, sollten zögern?"

„Aber Sie werden hoffentlich nicht verlangen, Graf, daß wir mit unsern steifen Gliedern uns nun auch in die Reihe stellen?"

Altspaur lächelte, schaute seiner Freundin in das fast noch jugendlich blühende Gesicht und deklamierte warm:

„Sei so strenge Du willst, o Winter, dennoch soll meine
Flöte nicht bestaubt in der Hütte hangen, Du sollst mir
Dennoch nicht wehren, von meiner Phyllis ein Liedchen zu singen —"

Da seufzte sie, drückte ihm den Arm und sagte glänzenden Auges: „Ach, Sie haben nicht Schritt mit mir gehalten auf dem beschwerlichen Pfade zum Alter — und nun bin ich so weit voraus — —"

Ha, das Menuett aus dem Don Giovanni! Aber es schien gar kein Eifer für den Tanz zu herrschen. Eine erschreckende Neuigkeit machte die Runde. Irgendeiner hatte sie aus dem Büfettzimmer mitgebracht. Die Pilgram? Ei, es muß wohl wahr sein, man sagt es mit solcher Bestimmtheit. Und die Herren Franz und der Major von Pilgram sind schon aufgebrochen — Die Hörner bliesen, die Flöten und Geigen arbeiteten sich wacker ab, aber nur wenig Paare vermochten sich aus den tuschelnden Gruppen loszureißen. Die Delama ging aufgeregt herum und bat jeden Einzelnen himmelhoch,

Digitized by Google

doch ja nichts verlauten zu lassen, damit es keinen Eklat gebe. Die Gubernialrätin Funck erzählte jedem, der es hören wollte, wie sie es schon immer geahnt hatte: Dieses Brokatgewand, das die Philippa trug, und die drei Reihen Perlen um den Hals! Ei, meine Liebe, Gott hat verschwenderische Putzsucht noch immer heimgesucht . . .

Jetzt stand die Tante mit den beiden Mädchen ganz allein an der Orchesterestrade, das Herz bedrückt von dem aufgeregten Hin und Her, das ihnen nicht entgehen konnte, und ängstlich nach Anton ausschauend. Nur der stotternde Hans von Hochegg, der den ganzen Abend noch bei niemand Beachtung gefunden hatte und nun traurig und verlegen bald da, bald dort herumlungerte, wußte von nichts. Und als er die Pilgram-Mädchen allein sah, nicht wie sonst von flotten Kavalieren umlagert, faßte er sich ein Herz, trat an Therese heran und forderte sie zum Tanz auf. Als sie hochmütig ihm zwei Finger der Hand reichte und ihm zu seinem Platz folgte, war er so glücklich über die Ehre, die ihm widerfuhr, daß er den letzten Rest von Besinnung verlor und ihr beinahe den doppelten Kranz von Rosen abgetreten hätte, den sie unten herum um den Rock trug.

„Gott, der Hochegg!“ sagte Tante Philippa. „Zu meiner Zeit wäre das keinem Kavalier arrivieret. Und wo bleibt denn Dein Tänzer? Hat nicht Herr von Altlechen Dich zu diesem Menuett aufgezogen?“

In diesem Augenblicke kam Kaspar Löffler herbeigeeilt und trug sich als Tänzer an. „Ei, schon versagt? Nun denn, so mögen die Götter den mit ewiger Verdammnis strafen, der die Allerschönste auch nur eine allerkürzeste Spanne Zeit warten läßt.“ Und wie ein Wirbelwind stürmte er weiter. Die Flöten und Geigen sangen! Luise schloß die Augen und horchte klopfenden Herzens. Wo nur der Liebste blieb! Ach, er kann nicht lange mehr verziehen. Er ist aufgehalten worden . . . Er ist ja mit allen bekannt, und alle sind sie ihm hold und wollen mit ihm sprechen . . . Aber gleich wird er hastigen Schrittes kommen, wird sich verbeugen und sie zum Tanze führen mit festem Druck der lieben Hand. Und sie wird ihm froh ins Antlitz sehen. Hier an der Tür — hier mußte er sie gleich sehen, wenn er den Saal betrat. Und wenn sie auch die ersten Figuren des Menuetts versäumten, was tat es! Die Tante redete die ganze Zeit heftig auf sie ein, aber sie hörte nicht hin, sagte nur: jaja, und zog sie noch weiter unter der Estrade in den Hintergrund zurück.

Wie zierlich sie alle tanzten. Die weiten Röcke der Mädchen wirbelten herum, lange Bänder flatterten, in graziösem Bogen hielten die Kavaliere die Arme gespreizt . . . Was sahen sie nur so oft zu ihr herüber? War es denn eine Schande, nicht zum Tanz aufgezogen zu sein? Wenn er kam, würden sie alle beschämt zu Boden blicken müssen . . .

Aber der einzige, der kam, war Bruder Anton. Wie bleich er war! Die Tante fuhr auf ihn los: „Seit zwei Stunden suche ich Dich . . . wo bist Du nur gewesen? Nein, nein, excusiere Dich nicht, es ist in jedem Fall ein Unrecht, ich habe genug hiervon. Die Ployer hat mich recht in Grund und Boden geredet . . . ich bin ja auch nicht von Eisen — und die Luisel ist auch ohne Tänzer: nun, das muß ich sagen, es könnte nicht schlimmer sein, wenn alle Welt von unserer Lage wüßte . . .“

Luise schlüpfte schnell ins Nebenzimmer. Die Tante folgte an Antons Arm nach und bestürmte ihn immer noch mit aufgeregten Worten. Er vertrat doch den Vater und nun hatte er sich schon zwei Stunden um niemand gekümmert. Das Theresl tanzte, aber die Luise — jetzt kam der Leutnant gewiß nicht mehr, das Menuett war ja schon bei der dritten Figur.

Luise standen die Augen voller Tränen; wie ging es nur zu, daß er nicht kam! Und die Tante hatte gewiß nicht recht. Aber da fragte Anton, ob sie sehr müde seien.

Ja, gewiß, die Tante war müde, sich mißachtet zu sehen, in allen Fingern zuckte es ihr —

„Nun, dann wollen wir nach Hause,“ sagte Anton.

Luise erschrak. Jetzt nach Hause? Sie dachte doch — er hatte ja gesagt, wegen des Gnaden Papa — und Therese, die doch tanzte — —

Digitized by Google

Da streichelte er ihre blassen Wangen und sagte gedrückt: „Wir müssen nach Hause, aber hier ist nicht der Ort zu einer Aufklärung; laßt Euch damit genügen: es ist ein Brief gekommen."

Die Tante starrte ihn wortlos an. Wie? Das Allerschlimmste war geschehen? Ein Brief? Hastig hüllte sie sich in ihr Spitzentuch . . . nur fort . . . nur fort! Daß man endlich weinen konnte! Ach, wie das Luisel zitterte! Gott sei Dank, da kam Therese! „Ich sah Euch gehn," sagte sie außer Atem, „und habe dem Hochegg den Abschied gegeben; nun steht er drin und mag offensieret sein, wenn er will — — Gott, wir gehn nach Hause? Wie bin ich froh!"

Ein Diener kam vorbei, in jeder Hand ein Tablett mit Weingläsern. Anton half den Schwestern in ihre Tücher, und Therese küßte ihn. „Nein, ich habe Dich so lange nicht gesehen . . . Ihr seid alle so betroffen. Ist etwas geschehen?" Sie sah von einem zu andern und gewahrte überall kummervolle Augen, die wie an den Boden geheftet erschienen.

„Kommt," sagte Anton und reichte der Tante den Arm. Und dann gingen sie, die Mädchen voran, durch die waffengeschmückte Halle, wo viel Dienerschaft neugierig herumlungerte, die Stufen hinunter zum Vorplatz und dem hell erleuchteten Gittertor zu, hinter dem bäuerliche Zaungäste sich drängten.

„Was ist denn?" flüsterte Therese der Schwester zu. Die aber schüttelte nur wie verneinend den Kopf. Sie konnte es nicht glauben, es war nur ein Zufall, daß Altlechen das Menuett versäumt hatte . . . ach, die Musik! Noch hier draußen hörte man die Geigen so süß und lockend singen . . .

Da war der Diener mit der Fackel! Und da trat man schon auf den breiten Weg hinaus, der sich im Dunkel des Dickichts verlor. Therese sah sich um, ihr war's, als ob jemand hinter ihnen her käme; sie wollte es Anton sagen, aber es schnürte ihr die Kehle zusammen, sie brachte kein Wort heraus. Richtig, da tauchte ein Mann aus dem Dunkel auf, ein kleiner Mann, der ängstlich trippelte und den Kopf auf eine seltsame Art auf die Schulter hängen ließ. Das war ja der Buchhalter des Vaters . . . „Gott, Verklayrer, wie hat Er uns erschreckt!" Aber Anton erklärte, er hätte wichtige Briefe gebracht, und der kleine Mann verbeugte sich unzählige Male und murmelte etwas, was keiner verstand.

„Wie kommt Er herauf?" fragte die Tante voller Mißtrauen. Ach Gott, er hatte sich ja ein Pferdchen vom Mareiter geben lassen . . . wegen des Briefes von seiner Gnaden, dem Herrn Geheimrat . . . und wenn er am Ende jemand erschreckt hätte — — er hüstelte verlegen — und in jedem Falle müsse er bekennen, wenn es überhaupt gestattet sei, einer persönlichen Meinung bescheidenen Ausdruck zu geben, daß seine devote Affektion für Haus und Familie Anton Maria von Pilgram immer die gleiche sei.

Die Tränen standen ihm in den Augen, als er dies sagte, dann zog er sich spornstreichs in das Dunkel zurück. Aber da war man schon am Hause. Das Tor stand offen, im Vorsaal brannte ein Öllämpchen. Anton schickte den Diener fort, half der Tante und den Mädchen aus ihren Tüchern. „Anton," sagte die Tante und sank auf einen von den hochlehnigen Stühlen, die an der Wand entlang standen — „Anton, ist es das Schlimmste? Aber was frage ich? Ich sehe es ja selber. Ach, Anton, ich fasse es nicht, da muß doch etwas geschehen können! Ein Haus wie das von Anton Maria von Pilgram kann doch nicht so ohne weiters in Konkurs geraten? Da müßten doch alle dafür eintreten, der ganze Bozner Kommerz müßte die Sache zu seiner eigenen machen . . . o Gott, die Menschen! Was werden sie nur alle sagen! Wissen es schon alle?"

Da begann Anton zu erzählen, wie ein Diener ihn aus dem Theatersaal herausgerufen, wie Verklayrer bestaubt und erschöpft von dem weiten Ritt dagestanden und ihm einen Brief des Vaters gegeben habe, der am Nachmittag von einer Stafette gebracht sei.

„Und der Brief, Anton?"

„Unsere Befürchtungen sind zur traurigen Wahrheit geworden. Der Vater hat sich tiefbetrübten Herzens für die Anmeldung des Konkurses entschlossen. Und wie die Sache nun steht —"

Digitized by Google

„Und Du hast es dem Merkantil-cancelliere mitgeteilt?“

„Ich mußte es — ihm und dem Grafen Mansfeldt.“

„Ach Gott, und nun ist alles drüben beisammen und unser Unglück gewißlich schon in jedermanns Munde.“

Ein Ächzen kam von dem Fenster her, an dem die beiden Mädchen standen. Auf Luisens Antlitz trat eine erschreckende Bläße hervor, und mit großen Augen sah sie ruhelos von einem zum andern und preßte krampfhaft ihr Spitzentüchlein an die Brust; aber um den Mund lag immer noch ein hoffnungsvoller Zug, ein Ausdruck bebender Güte, der den andern Mut zusprechen wollte und in seiner Hilflosigkeit nur um so rührender war.

Aber Anton legte ihr mahnend die Hand auf die Schulter und sprach. Man müßte nach der Stadt übersiedeln. Gnaden Maman müßte so bald als möglich nach Hause kommen. Und wenn auch den Kreditoren Geld verloren ging, Unehrenhaftes war nicht geschehen. Es fiel auf niemand ein Makel. Nur Mut und ein aufrechtes Hoffen, und das nicht vergessen, daß mit jedem Tag, der zur Rüste ging, gar viel gewonnen sein konnte . . . und wenn auch Gnaden Papa die Seinigen nicht so bald in die Arme schließen konnte . . .

Aber die Tante vermochte es nicht zu glauben, richtete sich resolut auf in ihrem Sessel und hieß den Buchhalter näher treten. Und dann stand Verklayrer klein und kümmerlich vor ihr, in einem flaschengrünen Rock, dessen Schöße weit bis über die Knie herabhingen, mit bestaubten Schuhen und Strümpfen, verbeugte sich devot und stotterte allerhand von Merkantildekreten und Marktgesetzen und Gläubigern erster Klasse. Mit tintenbefleckten Händen rieb er an seinen Lidern.

Nun Gott sei Dank, es gab ein Pfandrecht, und alles, was die Hochzeiterin dem Hochzeiter zugebracht hatte, mußte laut tirolischer Landesrechte als eigen angesehen werden. Das durfte man schon glauben, wenn Verklayrer es sagte. Und er sagte es gleich noch auf lateinisch, und Anton nickte zustimmend. Jedem unbefangenen und ehrlich denkenden Gemüt müßte es einleuchten, daß die Ehefrau die erste Gläubigerin war . . . Nun, das war ja nicht gerade das Nächstliegende, erst mußte man doch erwarten, daß die Merkantildeputation die Verantwortung über die Zahlungsunvermögenheit einfordern würde.

„Er muß morgen gleich in der Frühe wieder in die Stadt, Verklayrer. Hat Er einen ordentlichen Gaul?“

„Die Wahrheit zu sagen, mein Rößlein trabte recht hart; aber es mag auch an meinen bescheidenen Reitkünsten liegen.“

„Nun lasse Er sich nur die Gastkammer unter Dach herrichten und etwas zu essen geben,“ sagte die Tante. „Er hat es wohl verdient um uns.“

Da hob er die alten demütigen Augen verwirrt zu der gütigen Dame empor, schaute jedem einzelnen noch hilflos in das Gesicht und zog sich rückwärts schreitend und mit vielen Verbeugungen zurück, kummervoll und glücklich zugleich über so viele Ehre und einmal über das andere allen Anwesenden alle Glückseligkeiten einer ruhsamen Nacht wünschend. Therese ging mit ihm. Aber Luise stand still in ihrer Ecke am Fenster und versuchte ihre Gedanken zu sammeln. Anton und die Tante sprachen lange miteinander, und Luise verstand nichts davon, gar nichts, als daß der Gnaden Papa nun nicht nach Hause kommen würde und daß man an Häuser und Möbel zu irgendeinem Zwecke Siegel anlegen wollte — und wenn plötzlich ihre Gedanken eigene Wege gehen wollten und der dämmernde Park vor ihr auftauchte, der Park mit den leise rauschenden Bäumen und dem roten Wolkenstreifen über der Mendel, der Park, in dem so unglaubliche Worte zu ihr gesprochen worden waren, dann fühlte sie, wie eine heiße, schmerzliche Röte an ihren Wangen aufstieg, und eine schreckliche Angst bemächtigte sich ihrer Seele. Wie? Wenn er nur d e s h a l b sich nicht mehr hatte blicken lassen?

Aber dennoch suchten ihre Augen das schwere Dunkel zu durchdringen, das jenseits des großen Fensters über dem Garten lag. Und siehe! Weit drüben, hinter den Baumgruppen stieg plötzlich eine helle Röte hervor, eine Feuergarbe entfaltete sich haushoch, knatternd verpufften die

Digitized by Google

Raketen — das Feuerwerk beim Grafen Mansfeldt . . . Da beugte sie den Kopf, ihre Arme sanken schlaff an ihrem Körper herunter, und schwer aufseufzend fiel sie vornüber.

V.

Seitlich am Haus neben einem Lattenverschlag stand Naz, der Baumann, und spaltete Holz mit aller Bedächtigkeit, die einem gedeihlichen Werke frommt. Mochten sich die Leute nur schinden, er für sein Teil war nie dafür gewesen, sich die Auszehrung an den Hals zu arbeiten. Er legte seinen Föhrenkloben auf das Gestell, rückte daran, bis er symmetrisch lag, beguckte ihn von allen Seiten, machte sich noch mit seiner Pfeife zu schaffen, und faßte heiteren Sinnes nach der Säge. Das Holz stöhnte und ächzte fast wie ein Mensch, dem Unrecht geschieht, dann wurde der Ton rauh und kurz, dann gab es mit einem Male einen metallischen Klang wie von einer Bogensehne, die absurrt — und die Holzstücke fielen links und rechts dumpf hallend zu Boden. Der Naz gab mit der Säge noch einen Deuter hinterher, als ob er sagen wollte: da, ihr habt euer Teil — da liegt nur, ihr verdammten Prügel! Und dann spuckte er auf den Boden, holte mit dem Fuß den nächsten Kloben in Griffweite heran und führte von neuem mit bedächtigem Vor- und Rückwärtsschwingen des Oberkörpers die Säge. Aus seinem linken Mundwinkel fuhr von Zeit zu Zeit ein Rauchwölklein in die Luft, und die rotgeränderten Augenlider schlossen sich dann wie bei einer Eule, die mit Nachdenken beschäftigt ist.

Aber seine Gedanken waren auch tief und weise, und wenn drüben am Hauseingang der Türklopfer einmal wieder auf die Metallplatte niederfiel, hob er den Kopf und schielte nach dem Küchenfenster. Was wohl die Jungfer Köchin dazu sagte! Was das für ein närrisches Laufen heute war! Zu tun hatten sie schon wie die Katz' im Kindbett — hehe, aber besser wurde es mit dem Bereden auch nicht mehr. Jesus, was Ihro Gnaden, das Fräulein Philippa für Augen machte, als er ihr in der Küche über den Weg gelaufen war! Nun, beim heiligen Ignatius, ihn ging's nichts an, er hatte seine Arbeit, er würde ihr heute gewiß nicht mehr in die Nähe kommen. Und wenn jetzt der Geheimrat selber dastände und vom Winterholz oder so zu reden hätte, er für sein Teil würde die Pfeife aus dem Maul nehmen, sich halt hinter dem Ohr kratzen mit dem Pfeifenstiel und tun, als ob er von nichts nicht gehört hätte. Und nach dieser Erwägung rückte er den Hut mit dem grauen Hennenfederl auf das linke Ohr, rätelte sich ein bißchen, gähnte und empfand ein kleines Interesse für ein Huhn, das einen Regenwurm ausgegraben hatte und nun mit dem lebhaft sich ringelnden Tier im Schnabel aufgeregt hin und her lief und große Mühe hatte, den Fund vor dem Neid der Schwestern zu verteidigen.

Alles gut und schön, und die Arbeit in Ehr' — aber wenn man Hunger hat! Elf Uhr ist es schon. Was treiben sie nur in der Küche! Nein, das ist keine Art, einen ehrlichen Menschen, der sich abschindet, warten zu lassen. — —

Aber gerad' in diesem Augenblick schrie die Köchin herunter, er solle zum Essen kommen, und so nahm er die blaue Schürze an einem Zipfel auf und trabte bedächtig ins Haus.

Während er aß, pflegte er nicht gern Zwiesprach zu halten; denn wer nur einen Stockzahn hat, hat eh' seine liebe Not mit Kauen, und überdies wußte die Köchin immer großmächtig viel Neuigkeiten, wenn sie nicht gerad' mit ihren Kesseln und Pfannendeckeln einen solchen Lärm machte, daß man das eigene Wort nicht verstand. Und wenn nur ein ordentlicher Brocken Fleisch in der Suppe lag. Fürs Reden war er nicht; denn was kommt dabei heraus? Allemal Ärger und G'frett, und recht behalten tut man doch nicht mit denen Weibsleuten.

Die Stubnerin erschien ab und zu und berichtete, wer gekommen und wer wieder gegangen war. „Ja, und die Gnädige schaut aus, als ob sie acht Tag gefastet hätte, und der Herr von Botsch schlägt nur immer mit der Faust auf den Tisch."

„Der wird jetzt Schützenkönig," meinte die Köchin, „wenn ja der Herr Kreissekretarius nicht mehr mag."

„Oder nicht mehr darf —"

Digitized by Google

Hm, dagegen hätte der Naz einiges zu sagen gewußt, aber davon verstanden ja doch nur die Mannsleut etwas. Also schwieg er lieber, stützte sich schwer auf den linken Arm, der wie ein Festungswall schirmend um die Schüssel lag und fischte mit der Gabel aus dem weitabgerückten Napf ein großes Stück Fleisch.

„Der Doktor Zyli ist schon gegangen," sagte die Stubnerin noch. Und daß er der Luise ein Pulver und etwas zum Schwitzen eingegeben hätte; dann fuhr sie wie der Blitz aus der Küche, weil es vom Saal her geschellt hatte.

Aber der Naz war fertig mit dem Essen, schob die Schüssel zurück, betete und hielt dann eine kurze Rede, ohne daß jedoch die Köchin ihm die Ehre des Zuhörens schenkte.

„Meine liebe Jungfer," sagte er bedächtig und zog ein paarmal an der Pfeife, „ich bin alleweil ein Lotter gewesen und bleib ein Lotter mein Lebtag. Das ist wahr und ausgemacht wie das Amen in der Kirche, indem daß ich mein Begehren nicht auf hohe Güter gesetzt habe. Aber was der eine nicht hat, hat der andere. Und ich habe Leute gekannt, die vierspännig gefahren sind und seidene Hemeter auf dem Leib hatten, und das ist nicht gelogen. Und wenn ich jetzt hingeh' und sag': Da bin ich und ich heiße Ignaz Kälbermoser, und ich will Holz machen, mit Verlaub, und ich verlang' dafür meine zwölf Kreuzer und mein Essen und viermal im Tag Wein, so krieg' ich mein' Sach' und bleib', wer ich bin. Davon kann nicht einmal der Kaiser mir etwas nehmen. Wenn mir aber der hohe Mer—kantil—magistrat heute ein Geschäft fürstellt und sagt: Naz, sagt er, das Geschäft ist Deiniges und schau zu, daß Du uns keine Schand' machst, denn Du hast das Zeug dazu, und wir vereſtimieren Dich als einen Kaufherrn — da lache ich bloß und drück' mich. Denn warum? — Weil ich der Gescheitere bin und mit Beten, Beichten und Fasten eh' schon genug für mein Seelenheil tue. Und meine Mutter — Gott hab' sie selig — hat immer zu mir gesagt: Naz, hat sie gesagt, Du hast einen rechten Kopf, und Du sollst geistlich werden. Aber indem ich solches als ein' Sach' betrachtet und geschätzet habe, die nicht für einen jeden ist und insonderheit nicht für mich, habe ich mich mehr zum wohllöblichen Stand der Tagwerker hingeneigt und bin auch etwas geworden, in aller geziemenden Bescheidenheit gesagt. Und wenn die Gnädige jetzt im Zimmer drin sitzt und ausschaut wie eine gespiebene Gerst', mit Verlaub, Jungfer Köchin, dann ist das allemal ein Ding, das mir nicht geschehen kann, und ich wasche meine Hände in Unschuld — —"

⁂ ⁂ ⁂

In dem weißen Stübchen der Schwestern herrschte tiefe Stille. Luise lag blaß von der gestrigen Erschütterung im Bett und starrte unbewegt zur niedrigen Stubendecke auf, an der die Fliegen durcheinander krochen. Therese stand am Fenster und spähte neugierig nach dem Torweg. Jedesmal, wenn ein rascher Schritt sich dem Hause näherte und der Türklopfer lärmend niederfuhr, so daß Luise erschrocken und doch voller Hoffnung sich aufrichtete, nannte sie verächtlich den Namen des Besuchers . . . „Der alte Botsch mit seinem Totenkopf — hu, der Geizkofler; er hat einen ganzen Stoß Papiere unter dem Arm — jetzt sind gewißlich schon zehn von diesen habgierigen Menschen gekommen —"

„Und sonst — von Freunden niemand?" fragte Luise.

„Ich weiß nicht, wen Du meinen kannst . . . Herrn von Altlechen vielleicht?"

Luise antwortete nicht . . .

„Ha, die Freunde!" sagte Therese geringschätzig. „Wenn Du halt Onkel Franz damit meinst . . . Der aber schreit durchs Haus, daß man sich vor den Domestiken recht genieren muß."

„Ist Verklayrer fort?"

„Ja, in aller Frühe."

Darauf legte sich Luise wieder in die Kissen zurück und sann. Nein, es war vergeblich, sich ausdenken zu sollen, was nun alles kommen mußte. Wer konnte wissen, was ihn zurückhielt! Er schrieb vielleicht gerade jetzt seinen Brief an den Vater, und es war nur ein feiner Zartsinn, der ihn hinderte, in diesem Augenblick herbeizueilen . . . aber wenn er nun

Digitized by Google

doch kam! . . . und sie lag im Bett und konnte ihm nicht entgegengehen . . .

„Schläfst Du?“ fragte Therese.

„Nein, ich schlafe nicht. Weißt Du, ich habe heut nacht geträumt, so seltsam . . . ich lag in einer tiefen Grube, und ihr schautet alle herunter auf mich . . . und da war auch ein Baum mit gelben Früchten, und ihr aßt davon. Du und die Gnaden Tante und Anton und noch einer, den ich nicht erkennen konnte — ja, und da habe ich so viele Zähren vergossen, bis Kaspar Löffler kam und mir eine Scheibe gab . . . und dann lachte einer so häßlich — — Zu Mittag stehe ich aber auf. Ach, es wird heiß sein in der Stadt . . .“

„Ei, da kommt die Delama,“ meldete Therese. „Du, der traue ich zu, daß sie voller Freude ist.“

Aber Luise verfolgte hartnäckig ihren trüben Gedankengang. Ja, es würde recht heiß sein in der Stadt; man müßte sich im Steinsaal halten oder in der großen Laube am Badhaus. Und niemals würde sie ausgehn; man mußte ja mit den Fingern auf sie zeigen. Ach, der arme Vater!

Sie horchte auf das Rasseln eines Wagens, der polternd vor dem Hause vorbeifuhr. Es mochte ein Ochsengespann sein, denn es ging so langsam, und der Mann, der den Wagen führte, schrie und schalt und schnalzte unwirsch mit seiner Peitsche. Jetzt bog er wohl um die Ecke beim Bildstöckl; denn der Lärm wurde undeutlich — und nun klang nur mehr das Rauschen des Brunnens noch herauf und das ferne Kreischen einer Säge. Die Fliegen an der Zimmerdecke schwärmten um einen dunklen Fleck, krochen übereinander, fielen gleichsam in das Zimmer hinab und schwangen sich dann in wirbelndem Durcheinander wieder in die Höhe. Luise sah ihnen gedankenvoll zu und schluckte an den Tränen, die immer wieder aufsteigen wollten.

Ach, schon heute sollte man in die Stadt hinunter! Warum diese Hast? — Wenn sie aber schwer krank war und den Doktor bat, es nicht zu erlauben? . . . Nein, nein, sie war gar nicht krank, sie war stark und konnte gleich aufstehen, — ei, sie mußte sich ja schämen, hier so zu liegen und den andern alle Arbeit zu überlassen, eine Braut darf nicht faulenzen. Hu, eine Ungeduld verspürte sie in allen Gliedern . . . wie, wenn er kam, und sie lag immer noch im Bett!

„Theresl, ich steh' auf,“ sagte sie mit plötzlichem Entschluß und, obgleich die Schwester ihr das Verbot des Arztes vorhielt und ihr die Kleider verstecken wollte, richtete sie sich auf und bat und bettelte so lange, bis Therese einsah, daß sie nicht mehr zurückzuhalten sei. Und bald war Luise angezogen, stand mit roten Ohren und fiebrigen Augen da und rückte sich einen Stuhl an das Fenster. Therese machte sich daran, ihre Kleider aus den Schränken zu nehmen und zusammenzulegen, und schwatzte aufgeregt, wie sie sich schon wehren wollte, wenn jemand ihr nicht so begegnen würde, wie sie es verlangen könnte. Ei, sie sollten sich nur in acht nehmen, alle zusammen — und die Geizkofler-Mädchen am meisten . . . Aber Luise spähte mit klopfendem Herzen den Weg entlang, hinüber zum Dorf, zum Mansfeldt-Holz hinauf, über den schmalen Fußpfad, der aus dem Walde kam, preßte aufgeregt die Hände ineinander und wartete . . .

⁂ ⁂ ⁂

Unten im Musiksaal aber redete die Delama voller Eifer auf die wie erstarrt dasitzende Tante ein . . . nein, sie wollte gewiß das Mißgeschick, das die Handlung Pilgram getroffen habe, niemand zur Last und Schande anrechnen, als dem, den es mehrenteils angehe. Unglück ist Unglück, und der Herr Bruder werde schon wissen, wie er es so weit gebracht habe . . . Man rede übrigens von nichts anderem: es sollen ja gar über 200 000 Gulden sein? Nicht? Nun sie wollte die Philippa nicht plagen . . . aber, wie würden sie es nur machen? Sie seien es ja so gut gewöhnt, mit Dienerschaft und Kutsche und allem . . . Gott, sie habe sie doch nicht beleidigt? Sie käme ja absonderlich, um sie in ihrer Betrübnis zu konsolieren . . .

Und sie saß und schwatzte und erging sich in tröstlichen Geschichten von Leuten, die auch alles Geld verloren hatten, und die dann schließlich doch wieder eigenen

Digitized by Google

Karnevalszug. Temperagemälde von Adolf Münzer.

Digitized by Google

Wagen und Pferde halten konnten. Und wie war es denn schließlich mit den della Vecchia gewesen? Sie erinnerte sich noch sehr gut des Skandals, den es gegeben hatte, als Ettore della Vecchia Konkurs machte. Und jetzt waren sie wieder obenauf. Die Philippa hätte sie nur hören sollen gestern beim Ball, als es bekannt geworden war . . .

Ja, Philippa wußte, was sie von den Menschen mehrenteils zu halten hatte, und insonderheit, was den Leutnant von Altlechen anlangte — —

„Ach, Liebste, Du mußt doch begreifen, ein kaiserlicher Offizier — — man hat das Pärchen gesehen, wie es allein im Park lustwandelte und sich gegen die Gloriette hin im Dunkeln verlor — ja allein . . . und junges Volk! Und wenn ich ihn an dem Abend noch hätte attrappieren können, so hätte ich ihm wahrhaftig auf die Schulter geklopft und ihn bekomplimentiert, daß er nun ein Bräutigam sei."

Tante Philippa nahm eine streitbare Haltung an und sagte trocken, es sei bei den Pilgram nicht wie bei denen Bauern, wo der Bursch zu seinem Mädchen von Liebessachen rede, ohne daß er zuvor beim Vater anhalte. Und Luise sei so wohlerzogen, daß sie nichts Unziemliches angehört hätte.

„Ach Gott," sagte die Delama. „Das mußt Du Dir nur aus dem Kopf schlagen. Er ist abgereist, noch gestern in der Nacht."

„Wie? Ohne sich zu verabschieden?"

„Du magst vorbringen, was Du willst. Aber ich finde, daß er recht zartsinnig gehandelt hat . . . sieh einmal, ich habe noch vor einer Stunde mit der Gräfin Mansfeldt gesprochen . . . und sie sagt es auch. Er hat sich ihr offenbart. Er hat fast gefürchtet, das Mädchen möchte sich einige Hoffnung gemacht haben, und da nunmehr alles sich geändert hat — —"

„Kein Wort mehr darüber. Man wird ihm nicht nachweinen. Ha, man versteht sehr gut, man hat aber jetzt andere Sorgen . . . Du willst gehen, nein, ich halte Dich nicht. Wir müssen einpacken, und am Abend wollen wir in die Stadt."

„Soll ich Dir meine Zofe schicken, Liebste? Sie ist recht brauchbar. Und vielleicht etwas von dem trefflichen Reichsmannschen Lebensbalsam? Es gibt nichts Besseres für die Reise. Du weißt, ich tränke ein Stück Pergament damit und lege es mir auf die Magengrube —"

Aber die Tante verbat sich alles, ließ sich unbewegt auf beide Wangen küssen und stieg, als die Delama Abschied genommen hatte, zu den Mädchen hinauf.

„Was? Du bist aufgestanden, Luise? Nun, dann komm nur mit hinunter. Wir wollen einpacken."

Die Stubnerin wurde gerufen und einer genauen Prüfung der Hände unterworfen. Als diese sich nicht allzu rein erwiesen, mußte sie sich vor den Augen der Tante waschen, auch eine frische Schürze vorbinden. Dann durfte sie die Schränke öffnen, die nach Lavendel duftenden Kleider herausheben und in die schon bereitstehenden Koffer packen. Luise saß fröstelnd trotz des warmen Sonnenscheins in einem tiefen Fauteuil mit halb geschlossenen Augen, lächelte trüb und dachte mit heimlichen Gewissensbissen daran, wie sie am Halse eines Mannes gehangen —

In der Ferne krachten Böllerschüsse . . . „Jetzt krönen sie gewiß den Schützenkönig," sagte Therese kleinlaut.

Ja, so war es wohl; alles nahm ein Ende, alle Hoffnung erwies sich als eitel Dunst und Rauch. Ach, man konnte nichts tun als weinen und beten . . .

„Ihr sollt sehen," sagte die Tante, „wie sie nun über Anton herfallen werden, da sie ihn doch zuerst nicht genug loben konnten. Ha, ich habe aber der Delama meine Meinung so recht zu erkennen gegeben. Als ob man dem Altlechen Hoffnung gemacht hätte! Die Pilgramischen haben von je gewußt, wie man einen guten Freund behandelt und aufnimmt! Wir sind nicht von gestern!"

Luise starrte sie erschrocken und verständnislos an. Aber die Tante riß der Therese einen schlecht zusammengelegten Rock aus der Hand und fuhr ergrimmt fort: „Nein, dieser Leutnant wird nicht prahlen können, man hätte ihm sonderlich geschmeichelt . . . man hat ja auch nichts erwartet von ihm; aber, daß er fortreist, ohne sich zu beurlauben, nachdem er jeden Tag, den Gott gegeben hat, in unserm Garten sich erging — dafür habe ich keine Bezeichnung."

Digitized by Google

„Herr von Altlechen ist abgereist?“ sagte Therese und schaute bald Luise, bald die Tante an.

„Man vermag es kaum zu glauben, nicht wahr? Heute in der Nacht noch; nicht einmal ein Briefchen hat er geschrieben. Nun, ein rechter Flegel. Aber man wird ihn nicht vermissen.“

„Nein, man wird ihn nicht vermissen,“ wiederholte Luise wie mechanisch. Mit den Händen umklammerte sie fest die Armlehnen ihres Sessels; es drehte sich alles vor ihr in einem tollen Wirbel. Wie aus weiter Ferne drang die Stimme der zornigen Tante zu ihrem Ohr, durch einen dichten Nebel sah sie, daß Therese erschrocken von den Knien aufsprang und zu ihr eilte. Und die Tante sprach und sprach, klagte alle Welt und jeden einzelnen heftig an . . . nein, man war nicht auf der Brennsuppe dahergeschwommen, und nichts berechtigte so einen armseligen Leutnant, sich über den Anstand und alle gute Manier hinwegzusetzen . . .

„Gnaden Tante, der Luise wird schlecht!“ schrie Therese auf einmal und sprang der Schwester bei, die mit gläsernen Augen starr ins Zimmer schaute. „Um Gott, das Riechsalz, Tante!“

Aber ehe noch die erschrockene Tante den Flakon gefunden hatte, der auf dem Toilettentisch stand, hatte sich Luise schon wieder erholt, lehnte sich tief aufseufzend in den Sessel zurück und lächelte matt.

„Es ist nichts,“ sagte sie dann, „mir wurde nur übel — von dem — Salbeigeruch . . . es ist nichts.“

⊠ ⊠ ⊠

Herr Dominik Anselmus Weinprechtner trat aus der Tür des Bauernhauses, in dem er jeden Sommer ein bescheidenes Stübchen bewohnte, auf die Straße hinaus, ein Perspektiv in der Rocktasche und in der Hand einen langen, unten mit eiserner Spitze bewehrten Haselnußstock. Er hatte eigentlich vorgehabt, im Pilgramhaus einen Besuch zu machen und seiner jungen Freundin Maria Luise allerhand Tröstliches zu sagen, wie zum Beispiel, daß der wahre Reichtum nicht in Gold und Edelsteinen, sondern in einem lauteren Gemüt bestehe, als welches köstlicher sei, denn Indiens Schätze. Aber da er eigentlich fürchtete, von Tränen, die etwa geweint würden, selbst zu unziemlichem Jammer mit hingerissen zu werden, so beschloß er, den schweren Gang noch aufzuschieben und einstweilen nur im stillen Hain zu lustwandeln, allwo Pans Allgegenwart seinem philosophischen Bestreben Festigkeit und Nachdruck wohl verleihen würde. Das Dorf lag verlassen da; denn alles, was sich regen konnte, war auf den Wiesen bei der Heumahd oder beim Schießstand drüben hinter dem Mansfeldtholz oder schon bei den Schaubuden, von wo lauter Lärm, Lachen und das Schmettern heiserer Trompeten herübertönten. Nun — mochte diese Welt eitler und kindischer Belustigungen nur mit nichtiger Tändelei über verborgene Abgründe hinwegtaumeln, er für seinen Teil horchte auf die sanften Geräusche des abendlichen Waldes. Und ganz leise, ohne daß es ihm bewußt wurde, begann er das Menuett zu summen, das des Wolfgang Amadëus Mozart neuestes Streichquartett so lieblich zierte. Ja, der war ein Teufelskerl und verstand die Stimmen der Natur. Und wenn man's nachzufühlen und zu goutieren verstand, dann war es fast, als hätte man es selbst gemacht und konnte sich als einen herrlichen Künstler absonderlicher Art bedünken.

Der Weg führte an einzeln stehenden Häusern vorüber, dann durch wogende Felder schnell in die Höhe. Weithin zogen sich sanfte Kuppen, grün oder gelb gefärbt, je nach dem Stand der Kornreife, an den Ackerrändern erhob sich da und dort ein weithin schattender Baum oder ein hohes Kruzifix auf grauem Felsblock. Der Lärchenwald darüber schob seine mattgrünen Haine wie gefräßige Zungen ins Ackerland herab, Matten wechselten ab mit steinigen Halden, dann begann abermals der Nadelwald, und darüber stiegen die Almen zur höchsten Spitze des Bergrückens hinan, wie ein frohes Volk, das am Tingtage von überall her sich sammelnd zum Königsthron wallfahrtet. Der Himmel war hoch und hell, und nur im Osten zog sich eine lange, blendend weiße Wolkenwand wie eine Brücke von den Gletschern des Zillertals bis zu den Kuppen der Welschen Berge.

Herr Weinprechtner saß andächtig auf einem Baumstumpf, freute sich der wei-

denden Rinder und ihres harmonischen Glockengeläuts, das weit unten an den Hängen der Wolfsgruben und weit oben bis über Pemmern hinaus ein Echo fand, und freute sich, so allein dasitzen zu können und göttlicher Gefühle voll zu sein. Er aß auch ein Stück Brot, das seine Rocktasche barg, und trank aus einer kühlen Quelle, nicht ohne mit verhaltener Stimme und gelindem Erröten einige bukolische Verse zu rezitieren, die er in jüngeren Jahren selbst gedichtet hatte:

„Schöne Quelle, wie klinget so lieblich dein silbernes Rauschen,
Tönt mir so fröhlich zum Ohr und ladet zum Ruhen.
Und du, Laubdach des Waldes in grünlicher Dämmerweitung,
Vergeßt der lieben gefiederten Sänger jubelnde Scharen — —
Freudige Zähren entstürzen dem Auge des dürstenden Hirten:
Siehe, da zieht mit der Herde Menalka, die Süße, daher —"

Aber er hatte noch einen weiten Weg. Er wollte über die roten Wände bis gegen Grubeck, von wo man nach Unterinn hinabsehen konnte, und begann rüstig auszuschreiten. Als er einen kleinen Wald durchquert hatte, in dem allenthalben an bemoosten Baumwurzeln feuerrote Pilze wucherten, und eine freie Lichtung betrat, hörte er schon aus der Ferne ein unholdes Lärmen, in dem er bald bäuerliches Juchzen und das schrille Toben der Schwegeln erkannte, und dann tauchte aus dem Eichengestrüpp ein seltsamer Zug auf. Voran zu Roß ein bärtiger Bauer mit rot und weißer Fahne, junge Burschen, die die breitrandigen Hüte schwenkten, und, von Ochsen gezogen, ein schwerer Leiterwagen, auf dem zwei bekränzte Kirchenglocken standen. Weinprechtner trat auf den Weg hinaus, ein wenig ärgerlich zwar über die Störung der gottseligen Ruhe des Waldes, aber im Grunde doch nicht frei von einer bescheidenen Regung der Neugierde. Jetzt kam der Zug schon näher, und unter den Vordersten erkannte er den Kuraten Meitinger mit aufgeknöpfter Sutane und einem von Freude und Hitze zugleich geröteten Antlitz.

„Hoho, Hochwürdiger, was soll's mit diesem Zug trunkener Bacchanten?" schrie er dem schon von weitem grüßenden Geistlichen zu.

„Nichts da Bacchanten," rief aber der und kam schnaufend näher. „Wir haben die Glocken von St. Valentin wieder." Und er erzählte, wie alles gekommen war, wie die Bauern, eines heiligen Zornes voll, sich aufgemacht hatten, nun da überall im Lande die Kirchen wieder aufgetan und schmähliche, gegen die Majestät der Heiligen gerichtete Gesetze von einem neuen, frommen Monarchen widerrufen worden waren, wie sie in der Stadt vor die Kreishauptmannschaft gezogen waren und den Substituten um die Herausgabe der Glocken gebeten hätten, mit dem bescheidenen, aber festen Drängen, daß man sie, wenn sie nicht gutwillig gegeben würden, mit Gewalt sich holen wolle, und wie man sie nun der Heimat glücklich zuführe.

Herr Weinprechtner ließ den Zug an sich vorüberziehen und wartete, bis die letzten im Wald verschwanden. Langsam wandte er sich dann wieder dem Dorfe zu. Schon warf die Sonne lange Schatten, die Stämme der Föhren glühten rot, die lange Wolkenbank im Osten färbte sich in leuchtender Glorie. Und als der bedächtig Wandelnde um eine Ecke bog, kamen ihm Sänften und Reiter entgegen, ein mahnendes Klopfen des Herzens nahm ihm den Atem — da erkannte er auch schon, daß es die Familie Pilgram war. Anton ritt neben der Sänfte der Tante und sah den höflich Grüßenden kaum, aber Therese, die auf einem schweren Müllerpferd ritt, nickte und winkte. Und nun kam eine zweite Sänfte heran, in der, in die Kissen zurückgelehnt, Luise saß, mit bleichen Wangen und großen Augen, die kummerverloren über den Himmel und die Wolkenröte und das abendliche Glühen der Baumstämme irrten. Da sah sie den am Wege Stehenden und streckte ihm durch das offene Fenster die weiße Hand zum Gruße hin.

„Ach, Herr Weinprechtner, ich werde keine Spinettlektionen bei Ihm mehr haben können —"

„So mag die Demoiselle nicht an meiner Affektion zweifeln."

Sie schüttelte schmerzlich den Kopf. „Ich bin sehr traurig." Und eine große Träne schlich sich über die Wange hinab und fiel in das weiße Schultertuch. Die

Träger nahmen die Sänfte wieder auf, und Herr Weinprechtner ging noch ein Stück weit daneben her, die Hand am Fenster haltend, und ob es ihm schon nicht fröhlich ums Herz war, versuchte er ein heiteres Gesicht zu zeigen. Es schien ihm, als wären des Mädchens Wangen, seit er sie zuletzt gesehen hatte, eingefallen, aber es mochte auch der trügerische Schein des Abends sein, der sanfte Mulden mit langen Schatten deckt, also daß man an Abgründe denken möchte. Die Augen waren matt und hatten einen ängstlich flehenden Ausdruck, wie man ihn oft bei Kindern sieht, die ein plötzlich auffliegender Vogel im Garten oder das Bellen eines Hundes erschreckt hat.

„Er ist so gut, der Magister, daß Er uns ein Stück Wegs geleiten will," sagte das Mädchen. Und sie dachte daran, wie man andere Jahre immer vom Berg abgezogen war; erst um Mariä Geburt und in großer Gesellschaft und zu Fuß, was viel lustiger war. Und wenn sonst die Sommerfrische zu Ende war, dann freute man sich auf die Stadt, auf die Trauben und die frischen Kastanien, nichts ließ man auf dem Berg zurück, alles Glück harrte unten in der traulichen Enge der Straßen. Heute aber war Nacht, wohin man blickte.

Sie beugte sich noch einmal aus der Sänfte heraus und sah sehnsüchtig zurück. Auf dem staubigen Weg, ein Stück weit oberhalb, kamen die Dienstboten mit großen Körben in den Händen und dem hoch bepackten Gepäckwagen. Weit drüben auf waldiger Terrasse lag das Dorf mit seinen Sommerhäusern, die sich halb im Dickicht verbargen. Und darüber am Himmel ein langer, roter Wolkenstreifen, auf dem wie himmlische Reiter kleine, feurige Zacken sich vorwärts wälzten und im klaren Äther vergingen. Herr Weinprechtner aber sprach: „Die Demoiselle darf sich nicht grämen. Sie ist jung, und was jetzund ihr Herze beschwert, wird vergehen wie dieses Abendrot, das die Berge färbt. Wahrlich, aus dem Wechsel von hellem Tag und dräuender Nacht, aus dem Dahinschwinden des rauhen Winters, da Boreas wütet — des Winters, dem immer ein Hornung folgen muß, können wir stete Hoffnung schöpfen gleich einem Wundbalsam. Und aber sage ich: Wer da vermeint, nur auf der hellen Oberfläche des Lebens nach Schätzen suchen zu dürfen, der wird arg betrogen sein. Darum glaube die Demoiselle mir altem Mann: wie der Bergmann müssen wir sein, der auch tiefinnerst in die Klüfte der Erde eindringt und dorten nach edlen Metallen schürft. Auch aus Nacht und Kümmernis können liebliche Rosen der Freude erblühen. Und so gehe Sie denn guten Mutes dahin und vergesse nicht ihrer Freunde!"

Es kam keine Antwort. Luise hatte das Gesicht in die Ecke der Sänfte gedrückt, ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Weinprechtner selber stieg es seltsam warm in den Augen auf, und er mußte mit Husten und Räuspern seine Bewegung verbergen. Gerade ging die Sonne unter. In den Tälern war schon dunstiger Schatten, aber die Bauernhäuser auf den Höhen im Osten schimmerten noch hell aus dem Grün der Weinberge und Wälder. Die Berge standen blau und fern und beugten gleichsam den Rücken, damit die Sonne über sie hinweg nach der Wolkenbank, die den ganzen Tag gelauert hatte, ihre letzten Pfeile verschießen konnte. Nun war sie dahin, die Schatten flogen höher und höher, und ein leiser Wind erhob sich, der die Eichenwipfel rauschend bewegte.

Da blieb Weinprechtner stehen, küßte des Mädchens schmale Hand, und ehe sie sich noch zu ihm wandte, war er schon auf und davon und schritt dem Dorfe zu. Er war recht unzufrieden mit dem Ausgang dieses Tages. Ach, er sah es, er war alt und ausgebrannt und hatte sein ganzes Leben lang so fern den Dingen gestanden, daß er nun nicht einmal ein paar kräftige Worte der Tröstung zu finden vermocht hatte.

Und nun wurde es Nacht; er sah, wie Frau Venus ihre Fackel aufsteckte und die Schar der Trabanten am Himmelszelt hervorkam. Die Sonne sank hinter den Bergen, mühselige Menschlein trugen ihr Leid zu Tale. Doch immer, so dachte Weinprechtner, muß eine Wagschale in die Höhe schnellen, wenn die andere zur Tiefe sinkt. Wie groß aber muß das Leid des weinenden Mägd-

leins sein, wenn es so schwere Glocken auf die Berge heben kann, so schwere Glocken und so laut sich führende Fröhlichkeit. Sie waren wohl schon im Dorf, die Bauern mit ihrem bekränzten Wagen.

Und unten auf dem Wege, da wo er aus dem Wald auf eine Stadt und Tal beherrschende Anhöhe hinausblickt, ging der Zug dem in Tiefe und Dunst nächtlich brütenden Ziele zu. Lichter schimmerten herauf, Glockengeläut drang durch das Schweigen des Abends, an den Berghängen schrillte die Zikade. Tief in Gedanken versunken, ritt Anton voraus.

Monsieur, monsieur
Maria Antoine de Pilgram
Noble patricien de Tyrol,
Conseiller Intime etc. etc.
à Vyl
Suisse.

Bozen, den 12. Hornung 1791.
Ein Tag schwermütiger Gedanken.

Mein Schatz, wenn Du von denen verschiedenen Nachrichten schon anfängst verdrüßlich zu werden, so ist es Dir wahrhaft nicht zu verübeln; auch ich bin's schon gar so überdrüssig, daß Du es gar in meinem Schreiben selbsten hast merken müssen; was soll ich Dir aber, mein Schatz, sagen? Was Tröstliches, so glaubst Du es nicht, was Langwieriges hinwiederum kränket Dich, mithin ganz in kurzem die glatte Wahrheit: Anstatt daß ich Dir ein Kapitel gebe, hätte ich eines von Dir erwartet, wenn Du den halben Teil nur meiner Zaghaftigkeit wüßtest. Ach, ich bin doch ein einfältig, furchtsames Weib, und Du bist eher imstande, die Sachen einzusehen. Dermalen ist auch nicht die Zeit, mir Vorwürfe zu machen; ich für meine Person hatte gehofft, Du werdest erkennen, was ich für Dich getan habe, als ich nun vor fast Jahresfrist nach Bozen zurückreiste und mich der Geschäfte also nachdrücklich angenommen habe, daß nunmehro alle Aussicht ist, nicht nur den Konkurs zu einem Ende gebracht, sondern auch mein ehefraulich Einbringen vor denen Kreditores gerettet zu sehen. Ich bin es auch wahrlich satt bis in den Hals; wenn uns nur Gott in Zukunft vor denen verfluchten Advokaten bewahrt!

Morgen ist bei der Justiz Session, am Freitag geht das Gutachten nach Klagenfurth an das Appellatorium. Dieses sagte mir der Präsident selbsten, weil ihm das Merkantilkollegium zum dritten Male gesagt, sie können kein Kriminalverbrechen finden. Die allzu späte Entdeckung Deiner bedrängten Lage sei zu entschuldigen, weil ein jeder auf bessere Zeiten hofft. Wegen der Bilanz hast Du mich nicht recht verstanden: Es war nicht die Rede von der letzten, diese ist schon vorhanden; daß man aber von denen vorigen Jahren nichts gefunden hat, wird Dir übel ausgedeutet. In einem jeden Handlungshaus, wo Ordnung herrscht, wird Bilanz gemacht, und Du wirst Dich wohl noch erinnern, daß ich Dich oft ermahnt habe und auch allzeit mit der Ermahnung schlechte Ehr bei Dir aufgehebt habe. Das mag aber kein Zeichen sein, daß ich üblen Humor auf Dich habe. Nur tun mir und Anton Vorwürfe wehe, weil wir meinen, sie mit nichten verdient zu haben. Auch Dein Bruder nimmt sich nunmehr der Sache mit vielem Eifer an; seit der Merkantilmagistrat gesprochen, ist er wie ausgewechselt und in allen Stücken durchaus gefällig.

Bis in der Sommerfrisch sehen wir uns, will's Gott, gewiß. Denn nunmehr bin ich sicher, daß sich das Blatt wenden muß. Wir wollen bessere Tage noch in Ruh und Zufriedenheit zubringen. Derowegen habe ich so viel getan und aufgewendet. Ein ruhiges, stilles Leben, geehrt von allen meinen Kindern, und so hoffe ich, wirst auch Du, mein Schatz, allen Bedacht nehmen, diese Ruhe nicht zu stören; auf diese Art werden wir einander mit Freuden umfangen und mit unserm Schicksal zufrieden sein. Freilich hier im Hause wirst Du es leer und verändert finden; aber die Sommerfrisch ist in altem Stand, und ich bin über alles Reden glücklich, daß sie unangetastet geblieben ist.

Deine Hereinreise denke ich mir so: meine Brüder führen Dich mit ihren Pferden bis Feldkirch; dann, wäre meine Meinung, wenn es nicht zu beschwerlich,

Digitized by Google

über den Arlenberg bis Imst zu reiten; mein Bruder soll Dir einen guten Sattel geben. In Imst hat dann Anton seinen Wagen, der Dich hierherführen kann. Indessen schicke ich durch die ordinäre Diligence ein Kist'l mit einem goldenen Aufsatz für den Schwager, ein Stück Tischzeug für die Schwester und denen Mädeln je ein Messer- und Gabelbesteck; übergib es in meinem Namen, mit dem Beisatz, daß sie unsern guten Willen allein daraus ersehen können, ihre Güte und Gefälligkeit sei niemand imstande zu belohnen. Wir müssen ja doch, so schwer es wird, erkenntlich sein für ihre Guttaten, auch möchte ich um alles in der Welt nicht, daß es einen Verschmach abgibt. Für Dich zu einem Reisegeld habe ich zwanzig Dukaten beigelegt, mehrer bin ich dermalen nicht imstande.

Jetzt noch etwas weniges von meiner Gesundheit; diese ist so beschaffen, daß ich wieder so fett bin wie zuvor, aber ohne Inkommodität, und der Doktor Moritz sagt, es sei meine größte Gesundheit und ein Zeichen, daß sich die Natur wieder ganz erholt hat. Morgen lasse ich mir Ader; es geschieht nicht darum, daß mir etwas fehlt, ich bin recht wohl auf, nur zur Vorsorg.

Mit der guten Luisl hinwiederum sorg ich sehr, daß es nicht lange mehr gut tun möchte. Sie hat einige Tage am Halsweh liegen müssen; heut ist sie zum ersten Male auf, sieht aber schon lang recht mager und schlecht aus; ach, es ist Gemütskrankheit dabei, und doch ist unmöglich zu helfen, ich kann nichts tun. Der Doktor hat ihr Mixtur und Tee gegeben, sagt aber selbsten, daß er mehrere Male bestimmte Spuren von Gemütsunruhen, bestehen sie nun in Heimweh nach dem Vater oder was es sonsten sein mag, bemerkt habe, und daß es bei dieser Lage in alle Wege durchaus unmöglich sei, daß irgend einige Arzenei etwas Vorteilhaftes wirken kann. Die zweckmäßigsten müßten an dieser Klippe scheitern, da nach allen Erfahrungen das Heimweh durch medizinische Hilfe nicht geheilt werden kann. Sie ist immer gut und spricht nicht viel, hat auch nie verraten, warum sie so schwermütig sei. Die Philippa freilich, die schon wieder ganz getröstet ist und alle Leute mit ihrem Hochmut erzürnt, wenn sie auch in dieser Zeit gezeigt hat, wieviel Gutes in ihr ist, meint, es sei die Liebe zu dem Leutnant Altlechen, der ihr im vorigen Sommer auf eine recht auffällige Art die Cour gemacht und nachher, ohne noch etwas von sich hören zu lassen, an dem Tag der Konkursansage abgereist ist. Nun, ich vermag es nicht zu glauben, maßen es unsere Luisl mir doch ganz gewiß einbekannt hätte. Sie soll mir nur nicht ins Kloster gehen wollen, sie spricht immer davon und hält viel Verkehr mit der Schwester Emerencia von den Klarissinnen. Verwehren würden wir es nicht können, wenn sie ernstlich dazu gesonnen sein sollte; denn wer sich berufen fühlt, muß seinen Weg gehen, insonderheit in heiligen Dingen. Aber schrecklich ist der Gedanke doch, und ich kann mich Tag und Nacht nicht von meinen Befürchtungen befreien. O Gott, habe ein Einsehen und tue uns nicht dieses noch an!

Das Theresl — heute kann ich's Dir ja sagen — hat die Blattern glücklich überstanden, ist schon wieder auf, geht aus und bekommt gar keine Maseln. Hat ihr auch sonst genützt, ist viel zufriedener, nicht mehr so störrisch und hat ordentlich rote Wangen. Weiß nicht, ob nicht der junge Botsch in einem kleinen Teil dran schuld ist. Er macht des öfteren seinen Besuch, den sie gar wohl erträgt. Wir haben so viel Ungemach über uns hereinbrechen sehen, daß ich gar nicht zu hoffen und es kaum niederzuschreiben mich getraue. Aber was wäre es für eine Freude, wenn das in Ordnung käme und wir einen neuen Sohn gewännen; wie würde uns das vor den Augen der ganzen Stadt heben!

Vom Vincenz ist guter Brief; wenn er nur standhaft bleibt, so wollen wir auch diesmal noch verzeihen, er hielt sich schon verloren; aber — schreibt er — man hat ihn am Abgrund gesehen, wie er hintaumelte, im Begriff, darin unterzusinken, und man hat ihn zurückgeführt; noch nie habe er das Niedrige, das Schwarze seiner Vergehungen so gesehen, so verbannt als in dem Augenblick, wo er gelesen habe: Wir verzeihen Dir.

Von Ferdinand hingegen noch immer nichts. Ich bin schwer affligieret um ihn. Wer weiß, bei denen Unruhen in Frankreich, von denen Du ja gewißlich mehr erfahren haben wirst als ich, ob nicht einige Gefahr besteht. Ich beschwöre Dich inständig, mir seinen letzten Brief zu schicken. Ich bin seit sechs Wochen ohne Nachricht von ihm.

So viel für heute, es ist schon sehr spät, und ich verspüre einige Müdigkeit.

Ich war noch im Zimmer der Mädchen, die mir diese Zettel für Dich gegeben haben, die ich einlege. Theresl ist hernach gleich eingeschlafen, aber das gute Luisl lag mit wachen Augen bleich und gleichsam fiebrig vor Kummer. Ihr Briefchen macht mir Angst. O Gott, laß alles gut ausgehen und vernichte nicht eine hart geprüfte Familie mit neuen Schlägen!

Ich umfange Dich, lebe wohl.

Maria von Pilgram.

Euer Gnaden Papa!

Ich habe die Gnade, Euer Gnaden Papa untertänig die Hände zu küssen und zu versichern, daß Euer Gnaden sich über meinen guten Humor freuen werden. O wie freue ich mich, daß sich das Gewitter verzogen hat, und daß nun keine Wolke mehr ist, wo sich die Sonne verhüllen kann; die besten Zeiten stehen uns bevor. Denn bald werden wir alle sagen können: jetzt haben wir, was wir so lange gewünscht hatten — Euer Gnaden die Ihrigen, und wir unsern Vater. O wir sprechen schon oft von dem Tag der Zusammenkunft, da eins nach dem andern hervortreten wird, zuerst die Mama, da werden wir aber nicht dürfen dabei sein, dann derjenige, welchen Euer Gnaden am liebsten haben. Darf ich es sein?

O ohne Zweifel, ich darf es sein — und dann das übrige Geschwader. O, nehmen Euer Gnaden meine gute Laune nicht zur Ungnade; denn ich weiß wohl, daß Gnaden maman viele Sorge haben. Aber es ist schon die Voraussicht auf unsere zukünftigen Freuden, wenn ich also heiter schreibe. Ich küsse noch die gnädigen Hände und bitte um den väterlichen Segen.

Euer Gnaden Papa untertänigste Tochter

Therese von Pilgram.

Euer Gnaden Papa!

Ich mache mir die gnädige Erlaubnis zu schreiben allsogleich zu nütze; denn ich bin recht glücklich, daß ich mein Herz ganz aufrichtig mit meinem Vater darf sprechen lassen und dieses um so mehr, als ich befürchte, dem Vaterherzen Kummer machen zu müssen und um alles in der Welt nicht dastehen möchte als eine ungehorsame Tochter. O Gnaden Papa, wie ersehne auch ich den Tag, da Sie in unsere Mitte eilen werden; denn dann werde ich sprechen dürfen und bitten, was mir am Herzen liegt.

Ich bin ganz gesund, lassen Gnaden Papa sich nicht durch Mamas Obsorge erschrecken. Wahrlich, ich brauche den Doktor nicht. Auch bin ich ohne Kümmernis und denke viel an Gott und Jesum Christum, der uns führet, wie es unserm Besten frommt.

Ach Gnaden Papa, alle verwöhnen mich und nehmen mir viele Arbeit ab, also daß ich nur dasitzen kann und die Hände im Schoß falten muß, und bin doch wahrlich nicht krank und immer frohen Sinnes. Ich denke immer an die letzte Sommerfrische, insonderheit da mir ist, als ob ich dieses Jahr nicht auf den Berg kommen würde.

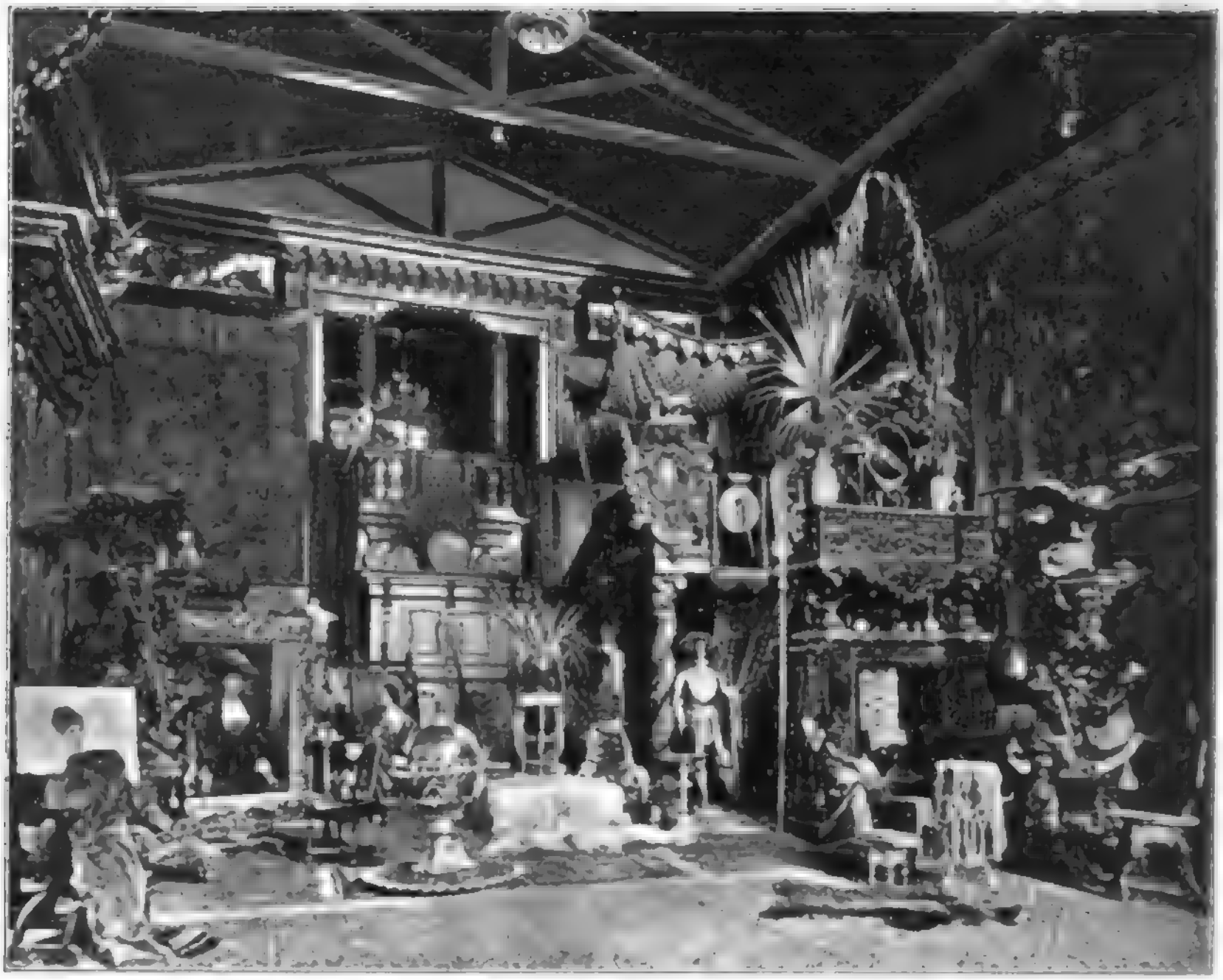
Fürchten Sie sich nicht, Gnaden Papa, es ist ein Hohes und Schönes, was mich davon abhalten mag, wenn Sie werden Ja und Amen zu meinem sehnlichsten Wunsch gesagt haben. Aber Sie sind noch nicht hier, und ich heiße mein vorlautes Herze schweigen, küsse Euer Gnaden die Hände und empfehle mich zur väterlichen Gnade.

Euer Gnaden Papa untertänigste Tochter

Luise von Pilgram.

Darunter stand mit Bleistift von der Hand der Mutter: Ich bin noch einmal im Zimmer bei der Luisl gewesen, aber sie tat, als ob sie schliefe und hatte die Augen geschlossen. Ich leuchtete mit der Lampe über ihr armes, schmales Gesicht. Da sah ich, daß die Tränen über ihre Wangen liefen. Gott gnade uns allen!

Digitized by Google



Aus Hans Makarts Atelier in Wien.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.
Erinnerungen an Hans Makart.

Von Balduin Groller.

Man tut, was man kann. Ich möchte fast um Entschuldigung bitten, daß ich nicht noch älter bin. So reicht es mit der zuverlässigen Erinnerung nur auf reichlich vierzig Jahre zurück. Auch schon etwas! Mit einiger Anstrengung könnte ich zwar auch um fünfzig Jahre zurückgreifen, mir sogar auch noch eine kleine Draufgabe gestatten, aber ich hole lieber doch nur aus bis in jene Zeit, da ich mich doch schon als Mann fühlte und den Erscheinungen und Geschehnissen bereits mit einem gewissen kritischen Bewußtsein gegenübertreten konnte.

Zu der Zeit, da ich das Universitätsstudium beginnen sollte, vollzog sich ein jäher Wechsel zum Schlimmen in den Vermögensverhältnissen meines elterlichen Hauses. Das war wenige Wochen nach Königgrätz. Als Kind war ich in ein Lehr- und Erziehungsinstitut in Dresden getan worden. Die Mittel hatten das damals noch erlaubt. In sieben Jahren hatte ich dort das Gymnasium absolviert und war gerade fertig geworden, als der Krieg ausbrach. Es gelang mir noch, mit dem letzten Zuge, der aus Dresden nach Österreich abgelassen wurde, abzukommen. Es war derselbe Zug, mit dem der sächsische Hof seine Flucht bewerkstelligte. Der Krieg war folgenschwer, aber kurz. Als alles vorbei war, ging ich an die Universität, obschon ich vom ersten Tage des Studiums ab ganz allein für mich zu sorgen hatte. Ich begann mit der Jurisprudenz. Ein Semester und — da wendet sich der Gast mit Grausen. Nun sollte es die klassische Philologie sein. Die unglücklichste Idee, die ich haben konnte! Es ging absolut nicht, und aus einem sehr merkwürdigen Grunde: ich wußte zuviel. Damals vor vierzig Jahren gab es noch einen starken Abstand zwischen deutschen und österreichischen Gymnasien. Seither ist das anders geworden. In Deutschland wurden damals die klassischen Sprachen mit vielleicht übertriebener Sorgfalt gepflegt, in Österreich mit zu geringer. Was mir nun die Professoren

Digitized by Google

erzählen wollten, das wußte ich längst von der Prima her.

Also wieder nichts. Ich sattelte von neuem um. Nun erst hatte ich mein Herz entdeckt. Ich hörte Philosophie bei Robert Zimmermann und Kunstwissenschaft bei Conze, Eitelberger und C. von Lützow. Die genannten Professoren hatten nicht zu viele Hörer und würdigten mich eines persönlichen Verkehrs. Zimmermann zog mich in sein Haus und las mir immer seine Literaturberichte vor, die er für das Londoner „Athenaeum" verfaßte. Er war darauf gekommen, daß ich auch schon schrieb, — es mußte sein, — und er verschmähte es nicht, dem blutigen Anfänger an die Hand zu gehen. Eitelberger von Edelberg, der geniale Organisator des österreichischen Museums, ließ mich mittun bei der Bearbeitung kunstwissenschaftlicher Quellenwerke, und Carl von Lützow wurde mir geradezu ein väterlicher Freund. Wie sich das machte, das hatte im Anfang allerdings einen etwas komischen Beigeschmack. Es war in der ersten Vorlesung, die ich bei ihm hörte. Ich war noch nicht einmal inskribiert. Das Kolleg hieß „Archäologische Disputationen". Es ging dabei so zu, daß er der Korona, die im Kreise um ihn saß und stand, irgendeine antike Plastik vorwies und dann die Aufforderung ergehen ließ, daß einer der Hörer eine motivierte Meinung abgebe, worauf er selbst zum Schluß die erforderliche Erläuterung erteilte. Das Auditorium bestand nur zum geringen Teile aus Studenten; die außerordentlichen Hörer herrschten vor. Es waren Hofräte aus dem Kultusministerium darunter, Lehrer, Kunstfreunde und Künstler, Dilettanten 2c. Als ich das erstemal dabei war, wollte sich niemand zum Worte melden. Es gab eine Verlegenheitspause. Plötzlich stolperte ich unter allgemeinem Gelächter mitten in den Saal hinein zu Füßen des Professors. Ich hatte von hinten einen kräftigen Stoß erhalten. Ein junger Künstler, der unbegrenztes Vertrauen in mich setzte — er ist allerdings wenige Jahre darauf zu Paris im Wahnsinn verstorben — hatte ihn mir versetzt, nachdem frühere sanftere Mahnungen erfolglos geblieben waren. Nun wollte ich doch den fatalen Eindruck verwischen und begann zu reden und redete, bis die Stunde abgelaufen war. Die Zuhörer entfernten sich, mich aber hielt der Professor zurück. Er wollte wissen, woher ich sei der Fahrt usw. Ich hatte nämlich ungarische Stiefelhosen an und sprach mit — sächsischem Akzent. Am Ende unserer Unterredung war ich als Mitarbeiter an seiner „Zeitschrift für bildende Kunst" engagiert.

So geriet ich schon durch den täglichen Verkehr mit Professor Lützow mitten in das Kunstgetriebe hinein.

Es gab damals edle Jahrgänge auf unserer Akademie, die edelsten, die sie vielleicht überhaupt zu verzeichnen hatte. Einen besonderen Ruf hatten die Engerth- und die Zimmermann-Schule vermöge der Talente, die sich da zusammengefunden hatten. Aus der ersteren leuchteten hervor Eduard Charlemont und Franz Rumpler. Noch waren sie Schüler der Akademie, und doch wurden sie schon zu den führenden Künstlern in Österreich gerechnet. Noch günstiger stand es um die Schule des Landschafters Albert Zimmermann. Zu ihr gehörten Eugen Jettel, J. E. Schindler, der nun schon sein Denkmal in Wien hat, Robert Ruß, Rudolf Ribarz, der später eines Meuchelmordversuchs halber verurteilte und im Zuchthaus verstorbene J. J. Kirchner, Paál, Titscheiner, Hlavacek u. a. Wie die jungen Leute damals schon erkannt und geschätzt wurden, dafür nur zwei Beispiele. Jettel hatte schon viele Bilder gemalt, verkauft nur eines; Kreidefelsen von Dieppe mit zwei Eselchen als Staffage. Es war ein ganz kleines Bild von ungemein feiner Stimmung. Ein Sammler hatte das Bild gekauft, der den jungen Künstler großmütig unterstützen wollte. Ein Jahr später brachte er es mit anderen Sachen zur öffentlichen Versteigerung und erzielte dabei genau das Zehnfache des Preises, den er dafür angelegt hatte. Das zweite Beispiel war Eduard Charlemont. Er kam mit seinem ersten Bild „Der Antiquar" heraus, und die gesamte Kritik war darin einig, daß nur ein Maler auf den Beinen sei, der das so könnte, und das sei — Meissonier!

Als nun Makart nach Wien hereinplatzte, da waren es vornehmlich diese „Jungen", an die er sich anschloß, insbesondere aber an Jettel und Charlemont, zufällig gerade auch meine allerintimsten Freunde. Und so trat denn auch ich sozusagen schon am ersten Tage seines Wiener Aufenthaltes mit ihm in Beziehung, die eine dauernde wurde. Statt auf der Akademie, verbrachte ich nun durch Jahre meine freie Zeit im Makartschen Atelier, und das um so lieber — er selbst ist persönlich immer ein bißchen langweilig gewesen, ein bißchen sehr! — als er sehr bald Eduard Charlemont, der nicht nur ein glänzendes Talent, sondern auch ein Prachtmensch war, ganz in sein Atelier aufnahm. Makart hatte bald so viele Aufträge bekommen, daß er sie unmöglich allein bewältigen konnte. Er brauchte eine Hilfskraft und engagierte als solche den jungen Akademiker. Wenn er die ganze Welt abgesucht hätte — er hätte keine bessere Wahl treffen können. Charlemont konnte kolossal viel. Viel, viel mehr, als Makart selbst. Bei ihm gab es keine Schulter, die an der unrechten Stelle saß, und wenn er eine Hand zeichnete, dann war es eine Hand und nicht nur so eine Hand im allgemeinen, sondern die ganz bestimmte, förmlich psychologisch belebte Hand, die zu der Gestalt und nur zu der Gestalt, die er eben malte, gehörte. Und wenn er einen Kopf malte, dann war es ein Kopf, an dem man seine Freude haben konnte. Er arbeitete ganz wie der große kleine Menzel bald mit der rechten, bald

mit der linken Hand, meist mit der linken, und jeder Strich saß mit erstaunlicher Sicherheit.

Und ein gutes Werk tat Makart mit diesem Engagement auch. Denn dem armen Charlemont ging es recht schlecht. Uns allen im engeren Zirkel ging es damals nicht glänzend, Makart natürlich ausgenommen, aber der durfte von unseren Nöten nichts erfahren, ebenso die anderen nicht, die schon irgendwie gelandet waren. Unsere kleinen Finanzoperationen vollzogen wir in aller Stille ganz unter uns. Es sah aus, als sei immer dieselbe Fünfguldennote unterwegs. Einmal hatte sie der, einmal jener, das war der ganze, recht unerhebliche Unterschied. Bildhauer Viktor Tilgner, dem ich einmal ein eigenes Kapitel widmen werde, gehörte mit zu der nötigen Gesellschaft. Am schlechtesten erging es aber damals Charlemont. Er hatte Zeiten, während denen er monatlich genau ausgerechnet ganze sechs Gulden für seine Ernährung aufwenden konnte.

So kam denn das Engagement bei Makart sehr gelegen. Hundert Gulden sollte er monatlich erhalten. Soviel Geld hatte er überhaupt noch nicht beisammen gesehen. Die Gerechtigkeit gebietet aber, hervorzuheben, daß es zu einer eigentlichen Hilfsarbeit überhaupt nicht kam — gewisse, für beide nicht gerade sehr rühmliche Fälle ausgenommen, auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Makart äußerte sich mir gegenüber schon wenige Tage nach Charlemonts Einzug mit vollem Freimut. Er brauche eine Hilfskraft allerdings wie einen Bissen Brot, er würde sich aber in die Haut hinein schämen, einen Künstler wie Charlemont dazu zu degradieren. Das sei überhaupt das größte malerische Talent, das ihm vorgekommen sei, und es wäre eine Gewissenlosigkeit, es im Taglohn zu mißbrauchen. Er sähe nun, daß es mit der Hilfe überhaupt nicht ginge, und so bliebe ihm nichts anderes übrig, als n o c h schneller zu malen. Er half also dem jungen Mann aus den Nöten, ließ ihn in seinem Atelier arbeiten, was er wollte, und vertraute darauf, daß sich alles übrige finden werde. Und es fand sich. Makart wurde schon dadurch zum Wohltäter Charlemonts, daß er ihn zu sich ins Atelier nahm. Dort mußte Charlemont bemerkt werden. Er war im Handumdrehen ebenfalls mit Aufträgen überhäuft. Er malte Deckengemälde, dekorierte Boudoirs und fertigte handgroße Bildnisse in miniaturenhafter Durchführung und klassischer Vollendung an. In wenigen Jahren war er ein gemachter Mann und zog nach Paris, wo er dann bis zu seinem Lebensende blieb. Nur eben das Sterben selbst erledigte er wieder in Wien. Als er in Paris auftauchte, ward er sofort die Sensation des Tages. Er lebte gleich auf großem Fuße, richtete sich sein Palais ein, legte sich eine Equipage zu, auf der ein Mohr als Leiblakei eine ganz gute Figur machte, — und schließlich brachte er es materiell eigentlich doch zu nichts. Er starb arm.

Ich sagte weiter oben, Makart sei nach Wien „hereingeplatzt". Ja, es gab einen großen Knalleffekt. Nicht nur deshalb, weil er so plötzlich, förmlich über Nacht berühmt geworden war. Das war damals so Stil. So war es mit Michael Munkácsy, dem gewesenen Tischlergesellen, als er in Paris für seinen „Letzten Tag des Verurteilten" die große goldene Medaille erhielt. Das war wie ein Märchen. Es wurde mit ihm gleich soviel internationalen Wesens gemacht, daß der Pariser „Figaro" in einem Leitartikel mit einem Schein von Berechtigung die scherzhafte Bemerkung machen konnte, es bleibe nun rein nichts anderes übrig, als daß ihn die Ungarn zu ihrem König ausriefen.

An demselben Tage, an dem ich die Geschichte von der goldenen Medaille in der Zeitung las, erhielt ich eine Depesche von ihm. Ich hatte ein paar Tage vorher beim Kunstverein wegen der Ausstellung eines Bildes von ihm interveniert. Es war die „Morgenröte": ein ruppiger Schusterjunge, der beim Morgengrauen in seiner Dachkammer aufwacht, sich dehnt und streckt und reckt und rüttelt bis in die große Fußzehe und dazu gähnt. Der Bengel gähnt so prachtvoll, daß jeder, der vor das Bild hintritt, mitgähnen möchte. Das Bild sollte sechshundert Gulden kosten, und das Telegramm besagte, daß es nun sechstausend kostete. Es wurde nach Düsseldorf verkauft, aber weil der Kunsthändler sich ein wenig Zeit gelassen hatte, mußte er statt der sechstausend Gulden sechstausend Taler bezahlen. Und nur ganz wenige Jahre vorher hatte man ihn aus der Wiener Akademie mit Glanz hinausgeworfen! Mit Recht allerdings! Er hatte einem lebensgroßen gipsernen Christus in der Akademie eine fesche Husarenuniform angemalt. Professor Führich, der große Nazarener, bewirkte dann seine sofortige Relegierung.

So kamen zu derselben Zeit mit einem Schlage in die Höhe Franz Defregger mit seinem Speckbacherbild; Jan Matejko, der mit seinem leidenschaftlich bewegten „Warschauer Reichstag" förmlich ein Loch in die Welt schlug, so Ed. Kurzbauer mit seinen „Ereilten Flüchtlingen".

Am knalligsten von allen trat Hans Makart auf. Bei ihm aber war es nicht nur die künstlerische Qualität seines Sensationswerkes, das so ungemessenes Aufsehen erregte. Es kamen noch gewisse Nebenumstände hinzu, die dem Getöse eine mächtige Resonanz liehen. Die Moral war wieder einmal bedroht, Zucht und Sitte gefährdet, die Tugend in Gefahr! Weite Kreise, die sich um die Kunst niemals gekümmert hatten, redeten mit und erhitzten sich. Die ganze Welt war in „für und wider" rebellisch geworden; alles stritt und alles kämpfte. Man weiß, daß die Schöpfung, die diesen Rummel verursachte, Makarts Bild „Die Sieben Todsünden" — gelegentlich auch „Die Pest in Florenz" benannt — war. Ein wüstes Bacchanal von unerhörter

Kühnheit, orgiastischer Genuß und Taumel, ein Knäuel lasterhafter Schönheit, das Ganze in eine unerhörte Pracht der Farbe getaucht, und über allem eine schwüle, berückende, einheitliche Stimmung, koloristische Reizungen, wie sie in dieser Art nie zuvor gesehen worden sind. So groß das Entzücken auf der einen, so groß war die Empörung auf der andern Seite. Ein Erzbischof trat mit Eklat aus dem Kunstverein aus, der das Bild zur Ausstellung brachte, und ihm folgten viele andre.

Und da geschah das Wunderbare. Der Kaiser, selbst religiös und klerikal gesinnt, aber der Kunst immer unbefangen gegenüber, berief Makart nach Wien und räumte ihm ein prächtiges, von einem Garten umgebenes Atelier ein und daneben ein eigenes, hübsches Wohnhaus. Es verdient betont und hervorgehoben zu werden, daß unter der Regierung Kaiser Franz Josefs Hof und Regierung in Österreich der Kunst gegenüber niemals einen engherzigen Standpunkt einnahmen. Die staatlichen Unterstützungen flossen zwar immer recht spärlich, aber man respektierte die künstlerische Freiheit.

Aus seinem Atelier hatte Makart im Handumdrehen eine Sehenswürdigkeit von Wien gemacht, so auch aus seiner Wohnung, in die aber nur die Allerintimsten Zutritt hatten, während das Atelier bald beinahe wie ein öffentliches Museum besucht wurde. Die Leute machten Augen. So was hatten sie doch noch nicht gesehen. Makarts Begabung gravitierte ja ganz nach der dekorativen Seite hin, er war ein unvergleichliches Tapeziergenie. Wie er in dem ihm überlassenen leeren Hohlraum Galerien baute, Treppenanlagen führte, Balustraden aufrichtete, wie er indische Stoffe und persische Teppiche verwendete, und wie er alles und jedes zu einem koloristischem Hymnus zusammenstimmte, darin war er wohl einzig in seiner Art. In diesem Atelier flammte der Glanz der Hochrenaissance zum letzten Male glorreich auf. Dann kam das lange Abflauen und schließlich der wilde und im wesentlichen doch erfolgreiche Kampf der Sezession wider sie.

In diesem Raum entstanden in rascher Folge seine großen Sensationsbilder, die Abundantia-Darstellungen, die Romeo und Julia-Bilder, die Catterina Cornaro, der Einzug in Antwerpen usw. usw. Sensationsbilder von damals. Heute ist der Lärm geschwunden, und war er früher vielleicht auch zu groß, so ist auch die heutige Stille, die um sie lagert, zu tief, um ganz gerecht zu sein. Es war doch auch nicht bloße Prunksucht, die in der phänomenalen Ausstattung und Ausschmückung des Ateliers ihre Befriedigung suchte. All das hatte seinen tieferen künstlerischen Sinn. Die purpurne Pracht war mit Bedacht entfaltet, die unsäglich reizvollen Goldtöne wogten nach kluger Berechnung durch den Raum. Sie schufen aus dem Atelier zugleich eine koloristische Stimmgabel für die Gemälde, die da entstanden. Was sich in dieser sprühenden, glutvollen Umgebung koloristisch behaupten sollte, das mußte schon von Haus mit entsprechender innerer Leuchtkraft bedacht werden, und das mußte dann auch nun um so mehr aufleuchten, wenn es in eine kältere und nüchternere Umgebung gelangte. Die künstlich aufgestapelte Farbenfreudigkeit und Kühnheit mußte jedoch förmlich mit Naturnotwendigkeit auch ihre Nachteile im Gefolge haben, mußte sie zumal bei der ungeheuer raschen Produktion haben, zu der Makart unablässig gedrängt wurde. Er hatte ja seine Modelle, aber Tag um Tag sah ich mit Staunen zu, wie oberflächlich er es mit dem Modell nahm und wie er die Hauptsache doch immer ohne Modell, der augenblicklichen Inspiration folgend malte. Damals war die Begeisterung in mir stärker als das kritische Gefühl, und ich bewunderte in erster Linie die künstlerische Freiheit und Unabhängigkeit beim Schaffen; aber die souveräne Geringachtung des Modells erfüllte mich doch auch damals schon mit Staunen und Befremden. Bitterer noch rächten sich die Hast und die farbensprühende Umgebung auf der anderen Seite, auf Makarts ureigenster Domäne: der der Farbe. Er mußte gleich sehr stark auftragen. Das erforderte gebieterisch die „Stimmgabel". Und dann forderte es die Hast. Die pastos bemalten großen Leinwandflächen hätten Zeit haben müssen, schön langsam einzutrocknen. Darauf konnte er sich nicht einlassen; er konnte nicht warten. Er hatte keine Zeit und keine Geduld, nach Art der alten, gediegenen Meister mit Bedacht Rechnung zu tragen dem gemütlichen Tempo, das die solide Öltechnik erfordert. Er trieb daher einen verschwenderischen und für die Zukunft seiner Bilder geradezu verhängnisvollen Aufwand von Kopallack, Siккativ, von Asphalt und Mastixfirnis und allen sonstigen erdenklichen Mitteln, um ein vorzeitiges und förmlich naturwidriges Eintrocknen der Farbe zu bewirken. Er erhöhte damit den Glanz seiner Gegenwart und wütete gegen seine Zukunft. Von allen Seiten ertönen heute die Klagen: Die Makartschen Bilder springen und reißen.

Wenn Makart sich müde gearbeitet hatte, setzte er sich mit mir zur gewohnten Schachpartie. Wir spielten beide skandalös; konnten's eben nicht besser, dachten aber, es sei sehr schön und gut. Das war dann auch die Zeit der Dämmerung, da er redselig wurde. Tatsächlich konnte er redselig werden, obschon er für einen großen Schweiger galt. Er war eine timide und schüchterne Natur und verhielt sich in größerer Gesellschaft immer schweigsam. Plötzlich zu den Spitzen der Gesellschaft hinaufgehoben, fühlte er sich nun durch das ehrliche Bewußtsein seiner allerdings sehr mangelhaften Bildung bedrückt wie von einer Last. Darum schwieg er. Einmal hatten sie ihn bei einem Bankett als Kavalier zur Gallmeyer hin-

gesetzt. Zwei Stunden waren schon vergangen, er hatte noch kein Wort gesprochen. Da wandte sich die fesche Pepi an ihn und sagte: „So, Herr Professor, wollen wir jetzt nicht von etwas anderem reden?!“

Beim Tête-à-tête mit einem vertrauten Freunde konnte er aber doch gesprächig werden. Nur war es eben kein besonderer Genuß, ihm zuzuhören. Er sprach leise und ausdruckslos mit ewig verschnupfter Stimme im gleichen einschläfernden Tonfall. Syntax und Periodenbau waren nicht seine starke Seite, und die Sätze, die er sprach, hätten, um druckfähig gemacht zu werden, erst heftig umredigiert werden müssen, ganz im Gegensatz zu seinem glänzenden Rivalen Hans Canon, der immer sprach wie ein Buch. Es war eine Aufgabe, der Redseligkeit Makarts standzuhalten. Man langweilte sich ehrlich, wenn man ihm zuhörte, weil er selbst an dem, was er sprach, keinen inneren Anteil zu nehmen schien. Er wurde nicht warm, wenn er von seinen Bildern sprach, noch weniger, wenn er, sei es zustimmend oder ablehnend, über jene anderer Künstler oder über Kunstfragen überhaupt sich äußerte. Nur ein Thema gab es, bei dem er lebhafter werden konnte, das war die dekorative Ausstattung von Räumen oder Persönlichkeiten. Da konnte sein Auge aufleuchten, und da begann er auch mit den Händen zu agieren, gleichsam um durch die Gebärde zu erläutern, wie er sich das dachte. Er fühlte sich auch dann erst ganz in seinem Elemente, wenn er dekorativ arbeiten konnte. Das richtige Arbeitsfieber kam bei ihm mehr zum Ausbruch, wenn er sich mit der endlosen Arbeit der Atelierausstattung, mit der Ausgestaltung des berühmten, von ihm geleiteten Festzuges, den Entwürfen zu den Festwagen und den Kostümen der Teilnehmer beschäftigte, als bei der Förderung seiner großen Bilder. Eine große Anzahl jener Kostüme, insbesondere der weiblichen, hat er eigenhändig nicht nur entworfen, sondern auch zugeschnitten. Es war förmlich imposant, ihn da an der Arbeit zu sehen. Er wählte die seltensten und kostbarsten Brokate, Sammete und Seidenstoffe, ließ sie sich in ganzen Stücken zuschicken und schnitt dann mit wahrem Feuereifer hinein. Ein gelernter Zuschneider hätte da jedenfalls ökonomischer hineingeschnitten, sich vorher erst ausgerechnet, wie die Abfälle möglichst gering ausfallen könnten. Damit hielt sich Makart nicht auf. Er schnitt zu und darauflos, wie's gerade kam, aber mit untrüglicher Sicherheit und mit einer Genialität, um die ihn jeder gelernte Zuschneider hätte beneiden dürfen. Was dann die Geschichten kosten sollten, darüber zerbrach er sich den Kopf nicht.

Überhaupt stand er der Geldfrage kühl gegenüber. Er hatte eine leichte Hand fürs Geldausgeben, und wenn ein größerer Posten einging, so verursachte das bei ihm keine besondere fröhliche Gemütsbewegung. Er war in Geldsachen einfach Grandseigneur. Allerdings blieben die Folgen nicht aus. Als er starb, blieb nicht auch ein seigneuriales Vermögen zurück. Sein einziger Sohn mußte Photograph werden, um sich in der Welt fortzubringen.

Nicht nur das Geld ließ ihn kalt, sondern auch jegliche äußere Auszeichnung. Nach seinen ersten großen Erfolgen hatte ihm der Kaiser den Orden der Eisernen Krone verliehen. Mit diesem Orden war damals noch — seither ist darin eine Änderung eingetreten — je nach der Klasse die Erhebung in den Ritter- oder in den Freiherrnstand verbunden. Allerdings mußte darum angesucht werden. Makart hat das nie getan und niemals hat er irgendeinen Orden angelegt, außer wenn er direkt zum Kaiser gehen mußte. Das war auch die einzige Gelegenheit, wo er einen Frack anzog. Er haßte den Frack nicht im allgemeinen, nur für sich wollte er ihn nicht haben, überhaupt nicht die übliche scheußliche Herrentracht. Er hatte eine dürftige, kleine Gestalt, und sein dekoratives Gewissen sträubte sich dagegen, sie nach dem Gesetz der herrschenden Herrenmode noch mehr zu verschandeln. So hatte er sich eine eigene Tracht zurechtgelegt, eine Art polnischer Nationaltracht, aber ohne Schnüre, die er konsequent bis an sein Lebensende beibehielt: weite Pumphosen und hohe Stiefel mit in Falten gelegten Schäften, dazu ein bequemes, nicht in die Taille geschnittenes Sacco. Auch für die Gala blieb das Kostüm dasselbe, nur ward für den Anzug Tuch oder Sammet von feierlichem Schwarz gewählt — sonst war Braun die übliche Farbe — und für die Stiefel Lackleder. Auch so wirkte seine Figur noch immer nicht stattlich, aber sie war doch auf das denkbar vorteilhafteste herausstaffiert. Von hinten gesehen eine hübsche Knabenfigur und von vorn doch halbwegs der Vorstellung von dem modernen Tizian entsprechend. Es ergab sich wirklich kein Mißverhältnis, wenn man sich ihn vorstellte, wie er auf der Leiter stand, um an einem seiner großen Bilder zu arbeiten.

Makart war vom ersten Tage seines Wiener Aufenthalts an ein berühmter Mann in Wien; infolge seiner Tracht wurde er auch ein bekannter Mann. Sonst hätte er ziemlich unbeachtet durch die Straßen wandern können, so aber stießen sich die Leute an: dort geht der Makart! — Hans Canon, sonst wahrhaftig kein Anhänger Makarts, leistete diesem in der Kostümfrage doch Gesellschaft. Auch er trat nunmehr nur noch mit Pumphosen und in hohen Stiefeln auf. Körperlich und im Temperament war er das reine Widerspiel zu Makart — eine mächtige, ungemein eindrucksvolle Erscheinung, immer in leidenschaftlicher Erregung, förmlich mit blutunterlaufenen Augen bereit, seine Partner mit glühender Beredsamkeit entweder zu seinen kunsttheoretischen Anschauungen zu bekehren, oder sie gewalttätig niederzuschlagen.

Er ließ also auch keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er sich mit der schandbaren, von der modernen „Zivilisation" vorgeschriebenen Männertracht unmöglich abfinden könne. Immerhin hatte er aber erst von Makart die Anregung empfangen müssen. Das war ja auch die Tragik seines Lebens und Schaffens, daß es immer andere waren, die zuerst seine Gedanken hatten. Weh' ihm, daß er ein Enkel war. Er war ein Epigone und ward ein Eklektiker. Keiner durchforschte so tiefgründig wie er die Techniken eines Tizian und eines Rubens; in diesen Techniken blieb er aber dann auch stecken. Die kritische Begabung und die Fähigkeit der Rezeptivität in ihm war groß, aber an Produktivität und ursprünglicher innerer Kraft war er arm trotz der großen Gebärde, mit der er der geehrten Mitwelt so glänzend zu imponieren wußte. Daher denn auch der tiefe Haß bis ans Ende wider den sorglos, kritiklos, mühelos aus dem vollen schaffenden, glücklicheren Rivalen Hans Makart. In der Kostümfrage stieg er ihm aber doch sofort nach, allerdings nicht ohne dabei seine individuelle Note zu betonen. Rock, Hose und Stiefel wurden adoptiert, die Weste aber verwarf er als freier Künstler. Ein weiches, faltiges Rohseidenhemd sollte unmittelbare Wirkung üben. Mit der Krawattenfrage und mit der Hutform hatte sich Makart nicht aufgehalten und sich in diesen Punkten einfach unterworfen. Canon aber entfaltete Genie in der Krawatte, und was die Kopfbedeckung betraf, so mußte es ein riesenhafter Panama, ein Kalabreser von ungewöhnlichen Dimensionen oder eine malerische Pelzmütze sein. Haupttrumpf war eine knallrote Leibbinde mit langen Fransen. Die bildete gewissermaßen das höchste Licht in der Landschaft und lockte mit energischer Gewalt den Blick immer wieder auf sich. Wie alles an Canon, war auch sein Bauch mächtig, und wie die Franzosen gelegentlich im Vorübergehen das malende Wort gebrauchen: „elle porte sa buste en l'offrant", so konnte man auch da sagen, er trug seinen Bauch en l'offrant.

Trotz seiner geringeren und jedenfalls geräuschloseren künstlerischen Kraftentfaltung vermochte sich Canon sozial neben Makart durchaus ebenbürtig zu behaupten. Makarts Hof war größer, der Canons war echter. Er war der ständige Jagdgenosse des Oberhofmeisters Fürsten Konstantin Hohenlohe und des Kronprinzen Rudolf. Ungewöhnlich wie in allem war er auch als Jäger in einem Punkte geradezu eine Spezialität. Er ging auf Gemsen mit der Pistole. Jäger werden zu beurteilen wissen, was das heißt. Und dabei war er ein erfolgreicher Schütze. Da trotzdem bei einem Pistolenduell sein Gegner unbeschädigt aus der Affäre herauskam, so kann man sich vorstellen, daß dieser wandelnde Vulkan zuzeiten auch gutmütig sein konnte.

Wenn nun auch die Beziehungen dieser beiden Löwen der Gesellschaft und der Kunst zueinander naturgemäß ziemlich gespannt waren, so ergaben sich doch zahlreiche Gelegenheiten der Begegnung, wobei dann Canon immer gern die Miene wohlwollender Überlegenheit aufsteckte. Es war aber keine Perfidie dabei. Canon war ehrlich überzeugt von seiner Überlegenheit und behandelte Makart demgemäß. Er redete in den Schweigsamen Bände hinein über das kunstphilosophische System, das allein diesen noch hätte retten können. Wirklich und gewaltig überlegen war er ihm in der Trinkfestigkeit. Einmal gab es ein intimes künstlerisches Symposion. Makart war in kürzester Frist „fertig". Bei dem vielen Zutrinken und der ungeheuren Beredsamkeit Canons war ihm todübel geworden. Canon nahm sich seiner mit väterlicher Milde an. Er brachte ihn zu seinem Fiaker hinaus und trug dem Kutscher mit allem Nachdruck auf, auf seinen Passagier wohl acht zu haben und ihn zu Hause pünktlich abzuliefern. Nach einer halben Stunde war der Kutscher zurück. Canon erkundigte sich sorglich, ob alles glücklich abgelaufen sei. Sollte etwas im Wagen, etwa die seidenen Sitzpolster, beschädigt worden sein, so werde er natürlich den Schaden im vollen Umfange ersetzen. Vergnügt und listig lächelnd antwortete der Kutscher: „Nix is g'schehn, Eu'r Gnaden, — i hab' eahm's Futtersackel umg'bunden." Armer Makart!

Beide, sowohl Canon wie Makart, haben in ihrem künstlerischen Tätigkeitsbereich Dinge begangen, die, sportlich ausgedrückt, durchaus nicht fair waren. Zumal Canon, der sich in Tagen der Verlegenheit mancherlei Kniffe gestattete, die nicht nur nach sportlicher, sondern auch nach gewöhnlicher bürgerlicher Auffassung durchaus nicht zulässig waren. Makart hat sich nur ein einzigesmal durch einen drängenden Kunsthändler zu einer Mogelei verleiten lassen, aber die Sache war wahrhaftig schlimm genug. Ich war der einzige Unbeteiligte, der davon wußte, und heute bin ich von allen, die wußten und die es anging, der einzige Überlebende. Ich habe lange geschwankt, ob ich die Geschichte erzählen sollte, schließlich entschied doch der kategorische Imperativ. Ich schreibe, nicht um Makart zu verhimmeln, sondern um die Wahrheit über ihn zu sagen und um in diesem immerhin wichtigen Falle für eine posthume Kritik seiner Werke eine reinliche Scheidung zu ermöglichen und zugleich auch eine Erklärung für etwas, was sonst ein unerklärliches Rätsel bliebe.

Makart hatte einmal infolge einer Halsentzündung durch acht Tage seine Wohnung nicht verlassen dürfen. Eigentlich war es nicht eine richtige Halsentzündung — die Diagnose hat sich später als falsch herausgestellt —, sondern die Anmeldung der furchtbaren Krankheit, an der er später zugrunde gehen sollte. Er blieb also in seinem Wohnhause, das in demselben Garten

stand wie sein Atelier. Ich habe schon kurz angedeutet, daß auch dieses einstöckige Haus mit unvergleichlich künstlerischem Geschmack eingerichtet war. Makart konnte nicht müßig gehen. Da er nicht in sein Atelier hinüberdurfte, wollte er in seiner Wohnung malen, die aber für diesen Zweck schon der Lichtverhältnisse halber nicht taugte. Er malte doch. Ein Zimmer hatte es ihm besonders angetan, vielleicht das ungünstigste von allen. Denn es hatte am wenigsten Licht, aber es wob eine wunderbare dämmrige Stimmung von feinstem Ton darin. Die Wände waren nicht mit Tapeten, sondern mit abwechselnd dunkelblauen Samt- und Seidenstreifen bekleidet; ringsherum bis zur Mannshöhe ebenholzschwarze Lambrequins, Tisch und Schränke aus Ebenholz mit Elfenbein-Intarsien, prachtvolle einflüglige Türen mit Stufenanlage und reicher Bekrönung. Dieses ernst, fast düster gestimmte Interieur malte er, und als er es beisammen hatte, stellte er als Staffage die Lichtgestalt der wahnsinnigen Ophelia hinein.

Das Bild ward ausgestellt und sofort verkauft. Ein überseeischer Krösus und Amateur zugleich sah und verliebte sich in das Bild. Zu spät; es war schon verkauft. Der Mann ließ sich nicht abschrecken und bestellte eine Wiederholung. Makart lehnte ab. Der Mann ließ nun erst recht nicht locker. Er steckte sich hinter einen Kunsthändler, der — Preis Nebensache — Makart bestimmen sollte, das Bild noch einmal zu malen. Der Kunsthändler — beinahe ein Analphabet, aber der geriebenste Geschäftsmann und zweifellos der feinste Kenner von Bildern und Antiquitäten, der mir überhaupt im Leben vorgekommen ist, — nahm Makart in die Arbeit, und zwei Monate später hatte der eigensinnige Liebhaber das sehnlich begehrte Bild.

Makart hatte aber keinen Strich daran gemalt; nur seinen Namen hatte er daraufgesetzt. Er konnte damals eine solche Arbeit gar nicht übernehmen, da er gerade mit den Abundantia-Bildern für den Dumbaschen Speisesaal über Hals und Kopf beschäftigt war. Das Problem wurde so gelöst, daß Eduard Charlemont eingespannt wurde. Das Originalbild war nicht zur Stelle und konnte nicht als Vorlage dienen. Es gab nur eine dürftige Photographie, die aber insofern genügte, als sie Aufschluß über die Stellung der Figur gab. Alles weitere war überflüssig. Charlemont setzte sich einfach in das blaue Zimmer und malte dort dasselbe Interieur. Anders ging's ja nicht trotz des schlechten Lichtes. Im Atelier hätte er nicht malen können, weil dort Leute ein- und ausgingen, und doch niemand das Bild sehen durfte. Ich zählte nicht mit, da ich zum Hause gerechnet wurde, und so habe ich denn die ganze Zeit bei Charlemont gesessen und habe mit steigendem Interesse die Wiedererstehung des Bildes verfolgt.

Juristisch aufgefaßt war der ganze Vorgang ein Betrug. Ich möchte noch genauer spezialisieren und hierbei von einer laesio enormis nach römischem, von einer Übervorteilung über die Hälfte des Wertes nach unserm Rechte sprechen. Nur ging hier einmal ausnahmsweise die Übervorteilung auf Kosten des Verkäufers. Denn darüber war und ist gar kein Zweifel möglich, daß das Charlemontsche Bild in jedem Betracht mehr als doppelt so viel wert war als das Makartsche. Da war der wundervolle Generalton beibehalten und doch der Zeichnung und der Form ihr volles Recht eingeräumt. Dem Makartschen Trugschluß — Farbe ohne Form — war aus dem Wege gegangen und die koloristische Wirkung im innigsten Zusammenhang von Form und Farbe erreicht. Wenn heute einem Forscher und Kenner dieses zweite Bild vor Augen käme, er müßte in Unkenntnis der Entstehungsgeschichte ganz konfus werden. ‚Ja, was wollten nur die Leute damals,' müßte er sich denken, ‚Makart hat nicht zeichnen, nicht modellieren können?! So seht doch her! Das hätte kein niederländischer Kleinmeister besser machen können. Welche entzückende Treue und Gewissenhaftigkeit in der Wiedergabe der Details und der Durchbildung der Form, und dann die Solidität der Technik! Makart soll flüchtig gewesen sein,' würde er urteilen, ‚er soll in der Wahl seiner technischen Mittel ein weites Gewissen gehabt haben, — ein grundloseres Geschwätz hat es wohl nie gegeben.'

Es hat sich öfter ereignet, daß der Zufall so eine Art Wettbewerb zwischen Makart und Charlemont herbeiführte, aber immer war es dann Charlemont, der als Sieger aus der unbeabsichtigten Konkurrenz hervorging. Am augenfälligsten offenbarte sich das, als einmal sowohl Makart wie Charlemont ein Bildnis Sr. Exzellenz des Grafen Edmund Zichy, des damaligen „Kunstgrafen" von Wien, zu malen hatten. Beide malten ihn in seiner prächtigen Magnatentracht, in der er mit seinem mächtigen, wallenden, schneeweißen Barte eine sehr eindrucksvolle Figur machte. Makart machte ein großes, effektvolles Staatsbild aus dem Porträt, Charlemont ein Kabinettsstückchen auf einem Brett, kaum größer als eine Hand. Aber neben dem großen Bild war das kleine das große Kunstwerk, und nicht nur neben dem großen, sondern überhaupt. Es war zeichnerisch und malerisch, in Auffassung und psychologischer Durchbildung einfach ein Meisterwerk. Graf Zichy war Kenner. Von da an setzte er sich, wo er nur konnte, für den jungen Mann ein. Er tat auch noch ein übriges, nachdem er für die Charlemontsche „Aufzucht", wie er sich ausdrückte, Interesse und Vertrauen gewonnen hatte. Charlemont hatte einen jüngern Bruder Hugo, der als Kartenstecher im militär-geographischen Institut in Verwendung stand. Graf Zichy gab die Mittel her, jährlich zwölfhundert Gulden, um auch ihn zum Maler ausbilden zu lassen.

Hugo Charlemont ist heute ein berühmter Maler. Der dritte der Brüder, Theodor, ist ein namhafter Bildhauer.

Auch Graf Zichy hat sich übrigens einmal an einer Mogelei beteiligt. Es wurde damals an dem kunsthistorischen Museum für die Sammlungen des Kaiserhauses gebaut. Ein junger Schriftsteller schrieb einige Artikel über gewisse wichtige und grundsätzliche Fragen, die dabei ins Spiel kamen, und unterbreitete sie vor der Veröffentlichung dem Grafen zur Begutachtung. Der Graf las sie aufmerksam durch und dann strich er resolut — nichts von dem Texte, wohl aber den Namen des Autors und setzte seinen eigenen hin. Das war ein frommer Betrug und ein guter und nützlicher. Die Artikel des noch ganz unbekannten jungen Menschen wären unbeachtet geblieben; die des Grafen Edmund Zichy, des Kurators des österreichischen Museums, der mächtigsten Autorität für Kunstsachen im Reiche, taten ihre Wirkung. Und das war die Hauptsache.

Mit Makart ging es inzwischen immer mehr bergauf. Die Bestellungen wurden immer zahlreicher, die Vorwürfe immer größer, der Glanz immer höher, seine dominierende Stellung immer unbestrittener. Und doch, und doch! Ich war damals ein unbedingter und begeisterter Anhänger der Makartschen Kunst, aber die volle, die letzte und restlose Befriedigung wollte sich auch bei mir nicht einstellen. Ich wartete und hoffte auf sie von Bild zu Bild, und sie kam nicht. Ich fühlte mich förmlich unglücklich darüber. Schon damals dämmerte die Ahnung auf, die später Überzeugung wurde, daß, wenn Makart mit einem Meteor verglichen werden konnte, es nicht nur um des plötzlichen hellen Aufleuchtens war, sondern auch um des Sinkens willen. Seine soziale Lebenslinie führte aufwärts, die künstlerische abwärts. Als sein erstes Werk wird allgemein seine „Pest in Florenz“ angegeben. Das war auch sein größter und sensationellster Erfolg. Vorher hatte er aber noch ein Werk geschaffen, das weniger bekannt geworden ist, die „Modernen Amoretten“ für den Speisesaal des Grafen Pálffy. Das ist sein eigentliches Erstlingswerk, und gerade dieses bezeichnet seinen künstlerischen Höhepunkt. Auch darin keine reine Vollkommenheit und keine vollkommene Reinheit, — dazu hat es zuviel des Ungesunden, ja direkt Krankhaften und Perversen, — aber es lag über dem Werk ein koloristischer Zauber von einem so starken, berückenden Reiz, wie er ihn selber kaum jemals wieder erreicht, geschweige denn überboten hat. Ich zweifle, ob überhaupt jemals irgendein Maler irgendeiner Zeit ihn in diesen eigentümlich sinnlichen koloristischen Reizungen überboten hat. Seine späteren Werke waren umfangreicher, prunkvoller, aber zu jener wenn auch dekadenten, so doch bezaubernden und förmlich betäubenden Farbenpoesie erhoben sie sich nie mehr. Der äußere Glanz war immer wieder da, aber die Tiefe nicht und nicht die geheimnisvoll dämmernde Poesie. So kann auch von einer eigentlichen Entwicklung Makarts, von einer Vervollkommnung und mählichen Ausreifung seiner wunderbaren Fähigkeiten nicht gesprochen werden. Über seine Erstlingswerke hat er sich in all seiner erstaunlichen Produktivität niemals erhoben.

Hans Makart.
Nach einer Aufnahme des K. K. Hofphotographen Victor Angerer in Wien.

Und so kann man sagen, so tragisch auch sein früher Tod war, für seine Kunst und für seinen Ruhm ist er nicht zu früh gestorben.

Das zeigte sich sehr bald. Sofort nach seinem Tode wurden Makartsche Bilder unverkäuflich. Eine Kunsthandlung, die sich ein großes Lager Makartscher Bilder zugelegt hatte, ist damit einfach hängen geblieben. Die große „Heroische Landschaft“, ein Galeriebild „Der Frühling“, die „Fünf Sinne“, Studienköpfe, Bildnisse, dekorative Stilleben in schwerer Menge haben da durch Jahre und Jahrzehnte die Rolle von Ladenhütern gespielt, obschon sie gern tief unter den Erstehungskosten abgegeben worden wären.

Als wir ihn begraben hatten, mußte ich noch mithelfen bei der Inventuraufnahme in seinem Atelier, und für den Versteigerungskatalog schrieb ich noch die Vorrede. — Das Schicksal hatte da recht grausam eine Art ausgleichender Gerechtigkeit geübt. Es hatte ihm bei Lebzeiten vielleicht etwas mehr der Triumphe gewährt, als ihm gebührt hätten. Dafür bestrafte es ihn nach dem Tode und beschied ihm geringeren Nachruhm, als ihm von Rechts wegen für sein künstlerisches Wirken hätte zukommen müssen.

Digitized by Google

Hariri. Von Albert Roderich.

Hariri zog wieder unerkannt
Einmal durch das Land
In Erwartung neuer Abenteuer.
Und im Gedenken dessen,
Daß, wenn er in den Schenken
gesessen,
Er getroffen dort Leute zuweilen,
Die seinem Witze Beute erteilen,
War er in Balsora zur Schenke
gegangen,
Hoffend, hier neue Schwänke
zu fangen.
Und wie er dort saß
Und trank und aß,
Da trat auf des Wirtes Geheiß
Ein Mann in der Gäste Kreis.
Arbed ben Abi,
ein Märchenerzähler,
Ein Sprichwortwähler,
Ein Geistesfruchtschäler,
Der sollte,
Die Gäste zu unterhalten,
Seine Talente entfalten.
Und erstaunt hört Hariri
den schlichten Mann,
Wie er eine von seinen
Geschichten begann,
Mit der richt'gen Betonung
Der schlanken Reime,
Und mit der wicht'gen Schonung
Der Gedankenkeime.
Hariri hörte mit Behagen
Seine eigenen Verse sagen.
Und das Publikum ringsherum
Nickte zufrieden
Und schickte verschieden,
Bald laut, bald schwächer,
Rufe des Beifalls
hin zu dem Sprecher.
Als nun in seinem getreuen Berichte
Von Hariris Geschichte
Arbed kam zu einem Ereignis,
Das erläutert war durch ein
Gleichnis,
In welchem etwas ward kund getan
Von einem Hund
und einem Hahn,
Da erscholl in der Nähe
Ein richtiges Hahngekrähe,
Und darauf folgte schnell
Lautes Hundegebell.
Ein Mann, der stand
Seitwärts an der Wand,
Als ob er sich nicht getraute hervor,
Der brachte diese Laute hervor.
Und als er merkte,
Daß man über ihn lache,
Da verstärkte
Er seine Sache
Und begann rasch nachzuahmen
Die Stimmen der Tiere
verschiedenster Namen:
Des Löwen Brüllen,
Das Wiehern des Füllen,
Das Miauen der Katzen,
Das Zwitschern der Spatzen,
Die Stimme der Kamele,
der Wüstenwanderer,
Und noch vieler anderer.
Und das Publikum
Ringsherum
Schrie vor Vergnügen
Und tobte und lobte
Und verlangte nach mehr.
Und der Mann schien der Leute
Begehr
Gern sich zu fügen.
Und als Arbed dazwischen wieder
Wollte beginnen Hariris Lieder,
Da schrien die Gäste ihn nieder.
Nun übermannte
Hariri der Zorn,
Und er rannte nach vorn,
Und mit lautschallender Stimme

Machte er Luft seinem Grimme:
„O Ihr Leute der Sinnesverwirrung,
Ihr Beute der Geschmacksverirrung,
Ihr laßt Euch lieber ergötzen
vom Bellen des Hundes,
Als Euch von Worten erhellen
des Dichtermundes,
Und lieber als ein Gedicht, ein feines,
Ist Euch das Grunzen
eines Schweines.
Das ist was Gemeines!"
Da rief Arbed ben Abi wichtig:
„Das ist richtig!"
Und einer der Gäste rief:
„Nicht schlecht!"
Und ein anderer:
„Der Mann hat recht!"
Aber voller Wut waren die meisten:
„Wie kann er sich erdreisten?!"
„Abbitte leisten!"
Und der Mann
mit den Stimmen der Tiere
Schrie für viere:
„Er hat mich schwer beleidigt.
Kommt keiner her,
der mich verteidigt?"
Und umringt von der Menge
Kamen Hariri und Arbed ins Gedränge,
Und ehe sie sich recht besonnen,
Was mit ihnen begonnen,
Da lagen geschoben
Und in die Höhe gehoben
Von der nichtsnutzigen Masse
Die beiden in der schmutzigen Gasse.
Und als sie sich emporgewunden,
Sprach Hariri:
„Mein Gesicht ist zerschunden."
Und Arbed rief, jammernd
Sein Knie umklammernd:
„Ich glaube, meine Knochen
Sind alle zerbrochen!
O, daß Allah die Menschen dort
Strafe mit Unheil und Hindernissen,
Auch mein neuer Fes ist fort
Und mein Kaftan zerrissen.
Und," sprach er, zu Hariri gewandt,
„Die ganze Schuld trägt
Dein Unverstand,
Was brauchst Du die Menschen
zu beleidigen?!"
„Ich wollte den Hariri verteidigen,
Den Dichter Deiner Makamen,
Gegen das Tiernachahmen.
Im übrigen aber berichte,
Woher hast Du seine Gedichte?"
„Von einem Gefährten,
Einem Schriftgelehrten.
Doch was ist uns an dem
Manne gelegen,
Daß man uns seinetwegen
Traktiert mit Schlägen?
Du hast, von keinem gefragt,
Deine Meinung gesagt,
Und durch Dein vorlautes Predigen
Hast Du den Schaden
Auf mich geladen
Und mußt mich entschädigen.
Und zu härterer Buße Vermeidung
Zahlst Du für die
zerrissene Kleidung,
Ich will Dich billig bedienen,
Drei Zechinen;
Dann schenk' ich, freundschaftlich
gesprochen,
Dir den Schmerz in meinen Knochen."
Und Hariri,
fröhliche Miene machend,
Sprach lachend:
„Ich Narr, ich wollte
mit zornigen Lehren,
Die Menschen von ihrer Narrheit
bekehren,
Dafür hab' ich als Strafgericht,
Ein zerschunden Gesicht,

Digitized by Google

Aber mehr zahl' ich nicht."
„Dann muß ich Dich
vor den Kadi führen,
Der wird Dich schon strafen
nach Gebühren."
Und zum Kadi sind gegangen
die beiden,
Und nachdem sie berichtet
ihre Leiden,
Begann er zu entscheiden,
Und er sprach, zu Hariri gewandt,
Mit drohender Hand:
„Mög' Allah in Gnaden
die Zunge mir lösen
Zum Schutz der Guten,
zum Schaden der Bösen!
Unbefragt hast Du
Deine Stimme erhoben,
Um gegen die Menschen
im Grimme zu toben.
Magst Du die Töne
der Tiere nicht hören,
Was brauchst Du andern
das Schöne zu stören?
Und deshalb sei Dir zugemessen —"
Der Kadi stockte hier indessen.
Er sah den Hariri sich etwas bücken,
Und hinter des Arbed ben Abi
Rücken
Ein Goldstück zeigen
des Richters Blicken.
Da hat sich der Kadi
zu Arbed gewandt
Mit drohender Hand:
„Mög' Allah mir die Rede wenden,
Daß ich gerecht kann die Fehde enden!
Er läßt mich in seiner Gnade
nicht wanken,
Ich fasse gerade einen Gedanken.
Arbed, ich muß Dir offenbaren,
Wärst Du nicht eitel und unbescheiden,
Mit den Versen noch lange fortgefahren,
Als die Tiere schon im Gange waren,
Du hättest Euch beiden
die Leiden können ersparen.
Und wenn Du fragst, warum?
Du hast damit gereizt das Publikum,
Und dieses ist für Dich
das Schlimme —"
Hier stockte wieder
des Richters Stimme,
Denn er sah, wie Arbeds Hand,
Halb verborgen im Gewand,
Ihm Zeichen gab
mit der Finger Regung,
Wie von Münzenbewegung.
Und der Kadi fuhr fort
Mit diesem Wort:
„O, daß der Prophet
Mir zur Seite steht,
Und mich wandeln läßt auf Pfaden,
Ihm wohlgefälligen, graden!
Arbed ben Abi, sage mir an,
Wie nanntest Du vorhin den Mann,
Des Verse Dich gebracht
zu Schaden?"
„Hariri heißt er, gerechter Richter."
„Vielleicht ist er kein schlechter Dichter,
Aber es waren seine Makamen,
Die ausgestreut des Unheils Samen,
Und diesen Spruch
muß ich verkünden:
Wo der Hariri immer sei,
Schaff' ihn mir herbei,
Dann soll er büßen
für seine Sünden,
Und was Dir seine Lieder stahlen,
Er soll Dir alles wieder zahlen."
Da zeigte der Dichter
ein fröhlich Gesicht,
Und neigt vor Arbed ben Abi sich
und spricht:
„Im Namen Hariris — zu dienen,
Hier hast Du drei Zechinen."

Digitized by Google

Blick über die Arena auf Verona. Aufnahme von Riccardo Lotze in Verona.

Der Campo Santo der Herren della Scala zu Verona.

Von Dr. Georg Biermann-Leipzig.

An einem Herbstabend stand ich einmal auf der höchsten Mauer jener Arena von Verona, in der das hinsinkende stolze Römerreich sich im Norden Italiens noch ein großes bedeutsames Denkmal gesetzt hat. Von San Fermo drangen die letzten Glockentöne an mein Ohr, längst war die Sonne im Westen versunken. Langsam goß der aufsteigende Mond Silberlicht über die Dächer der Häuser da unten, hüllte die ragenden Zinnen der Feste von San Pietro drüben jenseits der Etsch in weißes Nachtgewand und schloß geisterhaft die starken Zeugen einer jahrhundertealten Geschichte in das tiefe Schweigen des Schlafes.

Da wurde eine Vision vor mir lebendig, die plötzlich Leben aus dem Grabe erstehen ließ. In diesen hohen Mauern des alten Amphitheaters fing die Geschichte von vorne wieder an, die Vergangenheit ward von neuem lebendig: Gladiatoren da unten im Sande; Theoderich, der Recke des deutschen Heldenliedes, Ezzelino, der grausame, verschlagene Ränkeschmied, Johann von Vicenza, der bleiche fanatische Mönch, der Rotbart Friedrich, dessen Schicksal und mit ihm das Geschick der deutschen Kaisermacht in Italien bei Legnano besiegelt war — und endlich kamen auch sie daher von ihren Denkmälern bei Santa Maria della Scala, die stolzen Herren dieses Namens, Cangrande an der Spitze; er, die eine Sonne in dem Dunkel mittelalterlicher Greueltaten, der einzige Lichtpunkt in dem tollen Wirrwar der Zeit, er, der Freund und Beschützer der Ghibellinen, der dem heimatlos irrenden Sänger der göttlichen Komödie Heim und Schutz gewährte, ein Fürst des Geistes und ein Held des Schwertes. Und hinter ihm zogen die schmachbedeckten Erben seines Namens ein, die Cansignorio und Mastino della Scala, mit Bruderblut an den Händen, das Auge starr vom Entsetzen feiger Tyrannenfurcht. Dann trug man mit Triumphgeschrei den Löwen von San Marco herbei, der das traurige Wahrzeichen für ewig verlorene Bürgerfreiheit dieser Stadt wurde. Und ganz zuletzt erschien der kleine Korse, der hier einen

Digitized by Google

Tag des Triumphes erlebt hatte, Bonaparte, aus dessen Mienen es wie Wetterleuchten einer neuen Zeit zuckte.

Die Bilder der Vergangenheit waren lebendig geworden und hatten den Hauch von Totenerde herbeigetragen. Bleich stand über dem Hügel von San Pietro der Mond, der mit geisterhaftem Scheine diese alten Trümmer der Römerzeit, die spärlichen Überreste vom Palaste des Gotenkönigs erhellte, der im Leben so viel Sonne gebraucht hatte und doch in finstrer Nacht gestorben war. Auch über dem Campo santo glitten die Mondesstrahlen zitternd dahin, winkten hinauf zu den Bildern jener Fürsten, die sich hier ein Denkmal gesetzt, das mit vernehmlichen Worten aus dem stummen Marmor die Kulturgeschichte einer widerspruchsvollen Zeit verkündet.

Es war eine Vision, die ich da oben erlebte, die in wenigen Momenten die ganze lange Geschichte dieser Stadt lebendig machte, schön und grauenvoll zugleich. Es war das Verona, dessen herber und wehmütiger Reiz sich speziell dem Deutschen so unvergeßlich einprägt, das Verona, mit dessen Namen der Liebling des frühen Mittelalters, Theoderich, und das Schicksal der deutschen Kaisermacht in Italien enger als mit irgendeiner zweiten Stadt verknüpft sind, was in dem einen Augenblick wieder lebendig geworden war. Blut hat den Boden des Etschtales gefärbt, wie kaum ein anderes Stück italischer Erde. Von Norden sind die Völker und die Kaiser in dies heißbegehrte Land hinabgestiegen, zu dem von Urzeiten her Verona der Schlüssel war. Wertvoll wie sein Besitz, so grauenvoll und unaufhörlich waren deshalb die Kämpfe, die diesem gegolten haben. Und in dieser jahrhundertelangen kriegdurchtobten Zeit hat diese Stadt nur zwei einzige Glanzpunkte gehabt: Der eine liegt vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung in den Tagen des niedergehenden Römerreiches, als die kleine, mauerumgürtete Hügelstadt der Kreuzpunkt jener gewaltigen Heerstraßen war, die Rom mit dem Norden, Osten und Westen seines Weltreiches verbanden; der andere aber ruht noch

Die Scaligergräber mit dem Palast. Aufnahme von Alinari in Florenz.

Digitized by Google

Die Scaligergräber mit der Kirche S. Maria Antica. Aufnahme von Alinari in Florenz.

tief im Mittelalter, als Cangrande della Scala Verona zum Mittelpunkt einer stolzen Fürstenmacht und zum Sitz einer hohen Geisteskultur erhob, gegen die selbst das Florenz jener Zeit, das noch nicht vom Glanz der Medici durchleuchtet war, bescheiden zurücktreten muß; nicht zu denken des übrigen Italiens, über dessen Kultur uns Dante deutlichere Aufschlüsse gegeben hat, als es die Bücher alter Chronisten vermögen.

Die Geschichte jener Städte Norditaliens, angefangen beim Mailand der Visconti, Brescias, Vicenzas, Paduas, Veronas gewährt im großen gesehen in jenen Tagen des Überganges von den Triumphen der stark gewordenen Kommune, an deren Mauern das Ideal des imperium mundi so kläglich scheiterte, bis zu dem Augenblick, wo ein starker Fürst in seinen Händen alle Fülle der Macht auf einmal vereinigt, überall das gleiche Bild. Über dem Kampf der Geschlechter im Innern der Städte erscheint als höhere Losung das erbitterte Ringen zwischen Kaiser und Papst; das erst gibt dem Klang der Schwerter die rechte Weihe. Was vordem nur dem Machtvorrang im Innern der Stadtgemeinde gegolten hat, wächst sich plötzlich — zwar nirgends ganz unvermittelt — zum höheren weltgeschichtlichen Prinzip aus: „Hie Guelf — hie Waiblinga“ hier päpstlich — hier kaiserlich. Der Kampf um den Machtvorrang im Innern erscheint als ein Teil jener höheren Idee, die der Fluch und das Weh des deutschen Mittelalters gewesen ist. Dieser Kampf der Geschlechter gab aber anderseits Mittel und Wege für den einen Mächtigen, der eines Tages doch die Fülle aller Macht in seiner Hand vereinen mußte. Und nun verstummt wohl auf Augenblicke der heiße Zwiespalt im Innern, der Streit öffnet die engen Tore der Städte und geht hinaus vor die Mauern der aufstrebenden Nachbargemeinde, die es zu unterwerfen gilt. —

Digitized by Google

Grabmal des Can Grande.
Aufnahme von Alinari in Florenz.

Die Geschichte dieser Kämpfe nachzuerzählen, fehlt hier der Raum. Ich habe es an anderer Stelle in großen Zügen zu tun versucht. (Verona. Leipzig 1904, Verlag von E. A. Seemann.) Es ist nur ein Bild unendlichen Wirrwars, das sich allenthalben enthüllt. Es sind die furchtbaren Geburtswehen einer neuen Zeit, die einem da blutig und leibhaftig vor Augen treten. Selbst die Kunst, die doch sonst allüberall die beste und feinfühligste Interpretin für den Geist der Zeiten ist, versagt hier völlig, es sei denn, daß die Phantasie stark genug ist, aus dem Bilde halb geköpfter Geschlechtertürme und finsterer, trutzig ragender, festungsähnlicher Paläste, in die der Sonnenstrahl nur halb gedämpft durch niedrige Fensterhöhlen eindringt, oder aus dem Gewirr enger, schmutziger Gassen sich die Zustände damaliger Zeit auszumalen.

Für diese älteste Geschichte von Verona besitzen wir eine vortreffliche Illustration in dem Drama des großen Briten, die deutlicher und handgreiflicher ist als alle Chroniken aus jener Zeit, in denen doch immer nur das alte Lied von Mord und Plünderung und menschlicher Entartung anklingt. Schade nur, daß das ergreifende Liebesdrama zwischen der blonden Giulietta und dem schwarzgelockten Romeo nicht auf historischen Dokumenten beruht, es gäbe sonst keine lebendigere Illustration für das ganze, tiefe Elend dieser in Zwiespalt zerrissenen Zeit.

Es ist merkwürdig: Der Historiker, der die Geschichten jener Stadtgemeinden schreibt, wird überall auf die gleichen Erscheinungen stoßen. Rollen und Namen wechseln zwar, ob man aber von den ersten Medici oder den ersten Veroneser Scaligeri zu berichten hätte, die Bedingungen, aus denen ihre Fürstenmacht erwuchs, sind auffallend dieselben. Vom Volk berufen, das Volk zu leiten, zum Amt des Podestà bestimmt, wächst ihr Einfluß in dem Maße, wie es ihnen gelingt, sich das Vertrauen des Volkes zu erhalten. Was sich in der Geschichte des alten Florenz im XV. und XVI. Jahrhundert abspielt, hat sich rund hundert Jahre früher in Verona zugetragen, und auch das ist kulturgeschichtlich bemerkenswert, daß sich gleichzeitig in beiden Fällen mit der Machtentwicklung eine Blüte höchster Kultur vorbereitet, die in Verona selbst doppelt wunderbar anmutet, weil Cangrande della Scala, der ihr vornehmster, ja, fast möchte man sagen, einziger Repräsentant ist, um hundert Jahre rund seiner Zeit und dem ganzen übrigen Italien vorauseilt. Kennzeichnet sich in ihm schon der Gipfelpunkt des höchsten

Digitized by Google

Reiterſtandbild des Can Grande.

ſtaatlichen Ruhmes, der der engen Feſte an der rauſchenden Etſch beſchieden war, um wie viel mehr nicht auch der Höhepunkt italiſch-mittelalterlicher Kultur überhaupt. Im Jahre 1311 zwanzigjährig, tritt er als jüngſter der drei Söhne Albertos della Scala die Regierung an, mitten in einer Zeit furchtbarer Wirren, wo das Guelfentum wieder übermächtig ſein Haupt erhebt, das in den Städten Brescia, Padua, Cremona und Treviſo die Gewalt in Händen hatte.

Digitized by Google

Nur Vicenza und Mantua hielten zu dem jungen Ghibellinen von Verona. Es ist ein herrlicher Moment in der Geschichte dieses jungen Fürsten della Scala, der davon berichtet, wie Cangrande an der Hochzeitstafel seines Neffen Francheschino sitzt und ihn die Nachricht ereilt, daß die Paduaner im Begriffe stehen, Vicenza zu erobern. Der Borgo S. Pietro war bereits in ihren Händen. In vier Stunden ist Cangrande in Vicenza, platzt über die erschreckten Paduaner herein und schlägt sie vollständig aufs Haupt, worauf diese solches Entsetzen faßte, daß sie durch Venedigs Vermittlung jämmerlich um Frieden bitten (1314). Und so geht es weiter. Draußen im Felde ein lichter Held, in Soncino 1318 feierlich zum Haupt der Ghibellinenliga proklamiert, daheim ein Fürst, den der Glanz eines heiteren Musenhofes umstrahlt. Was Ezzelino nicht gelungen war, sich eine große Macht zu schaffen, Cangrande durfte sich rühmen, Herr über Mantua, Vicenza, Padua, Treviso und Belluno zu sein. Auf dem Höhepunkte seiner Laufbahn, noch nicht vierzig Jahre alt (1329), ereilt ihn der Tod.

Wir müssen noch auf einen Augenblick bei ihm verweilen, dem Dante einen Teil seiner Gesänge gewidmet, bei ihm, den er mit dem stolzen Titel eines „magnifico e vittorioso signore“ belegt hat. Auf dem Magnifico liegt für uns der Nachdruck. Als Krieger und Herrscher ist er edel und groß gewesen; das Volkslied jener Tage singt sein begeisternd Lob, der Kaufmann verkündet es, der, geschützt von seinem Herrscherwort, seit langem zum erstenmal wieder ruhig und ungefährdet seine Straße ziehen kann. In einer stahlgepanzerten Zeit geboren, ist er zugleich der erste Condottiere, ein stolzer Vorläufer jener selbstbewußten Schlachtenlenker gewesen, aus deren Geist heraus der Gattamelata Donatellos, der Colleoni des Verrocchio geboren ist. Als Magnifico aber steht er einzig da, und es gibt im ganzen Trecento keine Gestalt, die sich diesem edlen Beschützer der Künste an die Seite stellen könnte. Was hätte Cangrande für Italien werden können, wenn sein Leben nicht so kurz gewesen, wenn sein ruheloser Tatendrang nicht so oft von den deutschen Kaisern durchkreuzt worden wäre! Hier im tiefen Mittelalter noch finden wir zum ersten Male einen Musenhof, der eine köstliche Vorahnung jener Edelsitze des Geistes, des Ferrara der Isabella d'Este, des Florenz des prächtigen Lorenzo ist. Hier fand Dante seine zweite Heimat; hier sang Ferreto de Ferreti, ein Vorläufer des Florentiners Luigi Pulci. Von ihm erfahren wir, daß Deutsche, Franzosen, Flamländer und Engländer am Scaligerhofe lebten, mit denen der große Can über Philosophie, Astrologie und Theologie disputierte, und einen ganz besonderen Reiz hat es, in diesem Kreise auch den Pfadfinder der modernen Malerei, den Florentiner Giotto wiederzufinden, der mit Altichiero zusammen im Palaste Werke weltlichen Inhaltes gemalt hat, die leider alle verloren sind. In Altichieros köstlichen Fresken, die man heute nur noch in Padua in ihrer ganzen Bedeutung kennen lernt, obwohl auch Verona noch in jener Anbetung der Cavalliritter in S. Anastasia ein wertvolles Zeugnis seiner Hand besitzt, lebt vornehmlich der ritterliche Geist dieses Fürsten fort. Bedeutsam ist dabei, daß wir hier zum ersten Male das Gebiet der streng kirchlichen Kunst verlassen sehen und dafür eine ritterlich höfische Kunst ahnen, die man in anderem Sinne auch Volkskunst nennen darf. Das ist kunstgeschichtlich vor allem die Lehre, die wir dem Grabmonumente des Scaligerfürsten entnehmen, jenem Denkmale des Toten, das für alle Zeiten den Eindruck des Lebenden hinterlassen hat. In diesem Monumente hat sich nicht nur der Geist des Fürsten selbst verkörpert, wichtiger und bedeutsamer erscheint dem Kulturhistoriker, daß in dem Monument ein ganzes Zeitalter seinen Ausdruck gefunden hat, in dem zum ersten Male unter der Fürsorge eines feinsinnigen Herrschers wahre und echte Kultur erwacht ist.

Es ist hier nicht der Ort, der allmählichen Entwicklung dieses spezifisch Veroneser Fürstengrabes nachzugehen, für die es in der Etschstadt selbst zahlreiche und sprechende Zeugen gibt. Über dem Eingange der von ihm gestifteten, kleinen Kirche von S. Maria antica, gegenüber

dem alten, aus Backsteinen gemauerten, festungsähnlichen Scaligerpalaste befindet sich das Grabmonument des großen Lombarden. Zwei Hunde mit dem Wappen der Scaliger in den Klauen tragen den Sarkophag. Über ihm auf verhangener Bahre schlicht und edel, die Hände über dem langen Schlachtschwert gekreuzt, ruht der Tote. Vier Säulen mit zierlichen Kapitellen tragen das Giebeldach, das nach oben zu trapezartig ausläuft. Auf diesem Aufsatz kehrt noch einmal die Gestalt des Fürsten wieder. Diesmal ist Can zum Leben neu erwacht; trotzig und stark, das Schwert in die Höhe gestemmt, sitzt er im vollen Ritterhabit auf seinem Streitroß, dessen feine Glieder der weite Turniermantel umhüllt. Eine feinsinnige Symbolik, die den Toten noch einmal hoch oben in vollem, kraftsprühenden Leben zeigt! Und der Sarkophag selbst, der die Gebeine des Entschlafenen umschließt, gibt die Illustration zu diesem Heldenleben. In der Mitte der vorderen Langseite ein dem Grabe entsteigender Christus, zu den Seiten in gotischer Umrahmung eine betende Madonna und ein schwebender Engel. Zwischen diesen und den begrenzenden Eckpfeilern sind vier figurenreiche Reliefdarstellungen eingelassen, die in eine obere und eine untere Hälfte geteilt sind. Sie verkünden den Inhalt dieses Heldenlebens. Unten sieht man je eine durch Burgen und Wälle, Türme und Mauern geschützte Stadt, deren Namen die großen Erwerbungen künden, die Cangrande bei Lebzeiten gemacht: Belluno, Feltre, Padua, Vicenza. Darüber in der oberen Reihe der Felder die Illustrationen zu diesen Taten. Über Vicenza ein im Galopp mit gezücktem Schwert gegen seinen Gegner ansprengender Ritter, über Padua der erbitterte Kampf von Bewaffneten. Auf den beiden anderen Feldern Szenen mit den Huldigungen der unterworfenen Städte vor ihrem Fürsten. In diesen Reliefdarstellungen liegen kulturhistorische Werte verborgen. Hier ist zum ersten Male die Richtung strengkirchlicher Kunst verlassen. Wir verspüren den frischen Hauch des kriegerischen Alltaglebens. So sind diese Darstellungen Pendants zu jenen, leider verloren gegangenen Schilderungen Giottos und Altichieros im Palaste des Fürsten. Volkskunst im besten Sinne des Wortes tritt

Sarkophag des Can Grande. Aufnahme von Riccardo Lotze in Verona.

Digitized by Google

uns hier entgegen; das ist das bedeutsame Moment, von dem dies stolze Fürstendenkmal kündet, dessen künstlerische Größe in dem schöpferischen Gedanken des unbekannten Bildners lebt, der in diesem Totenmonument ein Denkmal des ewig Lebenden geschaffen hat. In diesem Sinne überragt es auch die beiden andern großen Fürstendenkmäler, die Tomba Mastinos und die des Cansignorio, die diesen Gedanken wohl rein formal übernahmen, aber im innersten Wesenskern nur eine Ironie auf das Leben jener Dargestellten gaben, deren Ruhm sie nach dem Willen ihrer Besteller schon bei Lebzeiten bis in unsere Tage hinein verkünden sollten.

Mastino II. della Scala! Er war mit seinem Bruder Alberto der Erbe jener, von seinem Onkel Cangrande hinterlassenen Herrschaft. In diesen Beiden offenbaren sich mit furchtbarer Deutlichkeit zuerst die grausigen Vorboten des Untergangs, dem das stolze Haus geweiht erscheint: Blasse Tyrannenfurcht, Grausamkeiten, Verrat, der vor der Schwelle des eigenen Palastes nicht Halt macht. Gleich der Anfang ihrer Regierung ist blutbefleckt. Die natürlichen Söhne Cangrandes werden zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Was Cangrande mit eisernem Herrscherwillen niedergezwungen, jetzt steht es von neuem auf. Zwar weiß sich Mastino noch durch Verrat in den Besitz von Brescia zu setzen, so daß selbst der Florentiner Geschichtsschreiber Villani die Bemerkung macht: „Nie waren Tyrannen von solcher Macht in Italien“ und Mastino sich mit dem stolzen Gedanken trug, in Kürze König von ganz Italien zu sein. Jedoch der Mißgunst der Zeit war er nicht gewachsen. Mit Riesenschritten geht es bergab. Zwar unterliegt er nicht kampflos; auch sein Leben ist ein fortwährender Waffengang. Und gerade in dem Augenblicke, als mit der Heirat seiner Tochter Regina mit Barnabò Visconti, jener einzigen, edlen Frauengestalt aus dieser Fürstendynastie, deren Andenken noch in der Mailänder „Scala“ heutigentages fortlebt, ein neuer Strahl der Hoffnung für sein wankendes Reich aufleuchtet, muß er das Auge schließen (1351), um seinen drei Söhnen die Herrschaft abzutreten. Unter diesen interessiert uns hier nur Cansignorio, weil sein Andenken in dem drit-

Grabmal Mastinos II. Aufnahme von Alinari in Florenz.

Digitized by Google

Sarkophag Mastinos II. Aufnahme von Riccardo Lotze in Verona.

ten großen Scaligermonument fortlebt. Der schwache, ausschweifende Alberto, Mastinos Bruder, hatte bei dessen Tode zugunsten seiner Neffen verzichtet. — Lastete schon auf Mastinos Leben der bittere Fluch jeder Tyrannenherrschaft, die sich ständig von Verrat umlauert glaubt, so daß er eines Tages seinen Verwandten, den Bischof Bartolommeo della Scala eigenhändig ermordete, um wie viel schwerer auf jenem Cansignorio, der seinen älteren Bruder Cangrande, der zuerst die Herrschaft führte, mit einem Dolchstoß niederstreckte. Es war nicht der erste Brudermord in dieser Familie, die durch solche Taten den Stempel baldigen Unterganges an der Stirne trägt, und es sollte der letzte nicht sein. Auch Alberto Alboin, der dritte der Brüder, fiel der Tyrannenfurcht Cansignorios zum Opfer und ließ im Kerker sein Leben. Von jetzt an folgt Brudermord auf Brudermord, bis Antonio, der letzte der Scaligeri, der über Verona geherrscht, eingeschlossen und von allen verlassen, im Castelvecchio das Heer seiner Feinde erwartet. In einer Oktobernacht gelingt es ihm, nach Venedig zu entkommen, wo ihn im folgenden Jahr, 1388, der Tod dahinrafft. Seine Gattin aber, jene berüchtigte Samaritana da Polenta, lebte noch einige Jahre von den Almosen, die ihr die stolze Republik von San Marco gnädig gewährte.

Hundertachtundzwanzig Jahre hat die Scaligerdynastie in Verona geherrscht. Ihr Ursprung ist in Dunkel gehüllt. Wahrscheinlich entstammte sie einer alteingesessenen Kaufmannsfamilie, an deren Beruf noch die Leiter in dem Wappen des Fürstenhauses erinnern mag. Der berühmte Name dieses Hauses aber lebt noch heutigen Tages fort. Jeder kennt z. B. das Wiener Geschlecht derer von Scala. Inwieweit diese Familie genealogisch mit dem Veroneser Fürstenhaus zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen, auch nicht, ob jener berühmte Gelehrte des XVII. Jahrhunderts, der Professor Scaliger, der als eine Zierde der Universität in Leyden genannt wird und dessen Bild man in dem alten Senats-

Digitized by Google

saal der Alma mater dieser Stadt sieht, ein Sproß unseres Hauses gewesen ist. Möglich schon; denn nur die direkte Linie des Veroneser Herrscherhauses ist mit dem Sohne jener Samarinta da Polenta ausgestorben.

Wir haben das Schicksal jenes Hauses della Scala, dessen Andenken stets durch den großen Cangrande in der frühen Geschichte Italiens geheiligt sein wird, in großen Zügen kurz verfolgen müssen, weil uns sonst der Geist jener köstlichen Fürstengräber verschlossen bleiben müßte, denen wir uns noch kurz zuwenden wollen.

Architektonisch zeigt das Denkmal Mastinos II., das sich der Fürst noch bei Lebzeiten errichten ließ, einen neuen Gedanken. Denn es erhebt sich als selbständiger Bau frei auf dem Platze. Auf vier Säulen ruht die Platte, auf der der Sarkophag steht, dessen plastische Darstellungen wieder ganz auf den streng kirchlichen Ton gestimmt sind, den wir bei Cangrandes Monument verlassen sahen. Das ist kulturhistorisch bedeutsam. Uns mutet dieses Denkmal an wie der Ausdruck eines bösen Gewissens, das durch eine fromme, gottgefällige Tat Erleichterung für schwere Sündenschuld zu finden hofft. Wohlgemerkt, es ist jener Mastino, der der Exkommunikation verfiel, weil er seinen Verwandten, den Bischof Bartolommeo eigenhändig erdolcht hatte. Auf seiner Grabinschrift nennt sich der Fürst „Fidei Christi sine sorde sequitor", ein Spottvers auf das Leben dieses Tyrannen. Engel stehen zu Füßen und Häupten der Bahre. Auch an den Fronten des freistehenden Giebeldaches finden sich biblische Darstellungen, Szenen des Alten Testaments. Oben erscheint auch diesmal der Entschlafene wieder in voller Rüstung, mit heruntergeschlagenem Visier, die Lanze in der Hand. Aber wie ungleich künstlerischer mutet jene lebendurchglühte Gruppe auf dem Monumente des großen Can an! Stilistisch sehen wir zwar im einzelnen — einer eingehenden Beschreibung überhebt uns die Abbildung — mancherlei Fortschritte, die im Zusammenhang mit der übrigen norditalienischen Plastik dieser Zeit für den Kunsthistoriker vielbedeutende Hinweise gewähren. Während die Gotik im Denkmal des „großen Lombarden" erst ganz schüchtern anklingt, redet hier die ausgesprochene Gotik Oberitaliens bereits in laut vernehmbaren Tönen. — In dieser Beziehung bedeutet das dritte jener großen Scaligerimonumente, das Denkmal Cansignorios, die letzte Steigerung, die die Gotik im Freigrab überhaupt gezeitigt hat. Es steht in der Nordostecke des mit jenem kunstreichen Schmiedewerk umgitterten Platzes. Sein Meister ist uns durch die Inschrift überliefert als Bonino da Campione. Ein protziger Glanz, der über die Wahrheit dennoch nicht hinwegzutäuschen vermag, ist über diesem Denkmal ausgebreitet, das schlimmer noch als das Monument Mastinos eine Lüge an der Person und dem Leben dieses durch doppelten Brudermord gezeichneten Scaligerfürsten ist. Es wird von ihm erzählt, daß er das Volk grausam bedrückte, um die Kosten zu seinem Monumente, dessen Entstehung er wohl hin und wieder von den Fenstern des gegenüberliegenden Palastes beobachtet haben mag, zu erpressen. So sollte es an Glanz alles bisher Dagewesene übertreffen. Und diese Forderung eines protzigen Glanzes scheint hier in der Tat erfüllt. Dafür können wir aber den Meister unschwer verantwortlich machen, der oft genug mit innerer Unlust an diesem Werke gearbeitet haben mag, das auch ihm wie eine höchste Ironie auf das Leben des Auftraggebers vorgekommen sein muß. An Stelle der viereckigen Grundkomposition haben wir hier ein Sechseck, was von vornherein eine reichere Breitenausdehnung gestattete. Diese Grundanlage wird noch durch ein äußeres Sechseck umzogen, das durch kunstreiches Gitterwerk verbunden ist, auf dessen sechs Pfeilern sich reich ornamentierte Tabernakel erheben, unter denen je ein Heiliger in kriegerischer Gewandung steht. Von Karyatiden getragen, ruht unter dem mittleren Giebeldach der reich ausgestattete Sarkophag, auf dem, auf Kissen gebettet, von Engeln bewacht, der Entschlafene liegt. Das Ganze überkrönt auch diesmal die Reiterfigur des Fürsten, künstlerisch dem Standbild auf dem Mastinomonument noch beträchtlich unterlegen. Schlimmer noch als auf dem letzt-

Grabmal des Can Signorio. Aufnahme von Alinari in Florenz.

genannten Denkmal hat beim Cansignorio-monument die Heuchelei Gestaltung genommen, die im einzelnen zu sehr in das hohle Pathos einer nichtssagenden Phrase ausgeartet ist, als daß wir dies Zeugnis italienischer Plastik wirklich für eins der großartigsten halten könnten, wie man das wohl getan hat. Der große bezwingende Gesamteindruck, den Cangrandes Monument ausstrahlt, ist hier nicht zu finden, so sehr die Plastik im einzelnen die höchste Bewunderung verdienen und einen Hochstand der Bildhauerkunst zu dieser Zeit auf Veroneser Gebiet ver-

Digitized by Google

raten mag, der leider in der Folgezeit nirgends mehr erreicht werden sollte. —

Die Zeit der Scaliger ist für die stolze Feste am rauschenden Adige künstlerisch das gewesen, was das Zeitalter des prächtigen Lorenzo ein Jahrhundert später für Florenz bedeutet. Die Vollkraft der Veroneser Künstler erschöpft sich in der Folgezeit allein in der Malerei und da nur im strengen Gewande christlich-katholischer Weltanschauung. Ganz spät erst begegnen wir wieder jenem Geiste, durch den die Regierung des großen Can geadelt ist, als Paolo Caliari in Verona schafft. Aber der zieht der Sonne Venedig zu. Eine historisch bedeutsame Lehre enthüllt auch die Geschichte der Etschstadt eben durch jenen stolzen Fürsten aus dem Hause der Scaliger, nämlich, daß nur der Glanz politischer Macht auch die Blüte der Kultur mit sich führt, mag sie nun ihre Stärke einem kräftigen, kunstsinnigen Fürstenhause oder einem mutig aufstrebenden, bürgerlichen Gemeinwesen verdanken. An den Namen der Scaliger knüpft eine der bedeutsamsten Epochen in der Geistesgeschichte des Mittelalters an, und nirgends findet man diesen Geist auch in seiner heterogensten Form so kristallisiert, wie eben in jenem wundervollen Campo Santo, der die Gebeine dieser Fürsten umschließt.

Die Söldner.

Von

Ernst Zahn.

Zwei Söldner zogen aus Welschland heim
Über den Felsenpaß.
Es brauste der Sturm, es sauste der Schnee
Ohne Unterlaß.
Die zweie hatten so manche Schlacht
Zusammen gefochten aus,
Die zweie hatten noch nie zuvor
Bestanden so bitteren Strauß.

Es brauste der Sturm. Es sperrte der Schnee
Haushoch der beiden Bahn.
Ihr Atem leuchte, es stockte der Fuß,
Murrend hielten sie an.
Schwer sank das Gewaffen aus starrer Hand,
Sie schlugen den Mantel fest
Und ließen sich nieder und dachten zu ruhn,
Rücken an Rücken gepreßt.

Da fing, als sie saßen, die weiße Last
Wie in Mauern sie ein,
Und müd' war der eine und lehnte das Haupt
An einen nahen Stein.
Und wie er so lag und der Schlaf ihn zwang,
Klang es durch Sturm und Graus,
Klang es wie Läuten. Da lacht' er wirr:
„Ei, schon sind wir zu Haus!"

Aber, der ihn entschlummern sah,
Auf fuhr sein Schlachtkamerad:
„Weiß wohl, das ist der letzte Zug,
Den ich im Leben tat!"
Heimat, Heimat, ich kenne Dich,
Herrlich und grausenvoll!
Wilde Heimat, ich grüße Dich,
Nun, da ich sterben soll!"

Es brauste der Sturm, es sauste der Schnee.
Stumm schlief der eine Gesell,
Lang stand der andre und hoch, den Blick
Wie von Siegesfreude hell.
Und als er sank, da kam die Nacht,
Und des Sturmes Zürnen schwand,
Und aus der Tiefe leuchtete still
Ihr gewaltiges Heimatland.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Theodor Storms Briefe in die Heimat. Herausgegeben von Gertrud Storm (Berlin 1907, Karl Curtius). — Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. Herausgegeben von Josef Ettlinger (Berlin 1908, F. Fontane & Co.). — Jakob Schaffner, Die Laterne und andere Novellen (Berlin 1907, S. Fischer). — Helene Voigt-Diederichs, Aus Kinderland (Jena 1907, Eugen Diederichs). — Heinrich Sohnrey, Robinson in der Lindenhütte (Berlin 1908, Martin Warneck).

Aus ihren Gräbern reden noch einmal zu uns die beiden Theodore unsrer neueren Dichtung — Theodor Storm und Theodor Fontane. Der eine mit Briefen; der andre mit poetischen und kritischen Arbeiten. Und geheime Fäden ziehen sich von Buch zu Buch; die vertrauten Gesichter steigen empor und grüßen uns; aus der trüben irdischen Verkleidung schält sich immer klarer ihr Wesenskern. Beide haben sich eine kurze Zeit im Leben nahegestanden; beide haben übereinander sehr charakteristische, sie selber hell beleuchtende Worte gesagt; beide sind sich bei aller gegenseitigen Schätzung doch ihrer Gegensätzlichkeit bewußt gewesen. Storm ist in Hademarschen gestorben; Fontane in Berlin. Darin liegt alles. Berlin lächelte ein wenig ironisch über Schleswig-Holstein meerumschlungen, und Schleswig-Holstein hatte zutiefst ein gründliches Mißtrauen gegen Berlin. Fontane verzog ein wenig die Lippen über die „Husumerei“ Storms, die Familiensimpelei, die Teekanne und den Lokalpatriotismus; Storm dagegen sprach glatt und derb von Fontanes „Frivolität“. Er meinte etwas ganz Richtiges, aber er vergriff sich im Wort.

Es sei mir erlaubt, um den Gegensatz der beiden Dichter aufs schärfste herauszuarbeiten, an früher Gesagtes anzuknüpfen und die Linien, die sie umgrenzen, etwas zu verstärken, wenn bei solcher Kontrastierung das einzelne auch — eben durch seinen Gegensatz — schroffer hervortritt, als es in seiner natürlichen Umgebung, der harmonischen Gesamtpersönlichkeit, geschieht. Steigert man nach diesem Verfahren das Ausschlaggebende, das zugleich das Trennende ist, in Storm und Fontane, so bieten sich die Gegensätze in größter Klarheit dar. Storm, wie es auch kommen und wohin er auch zielen mochte, war immer positiv gerichtet; der Weg, den Fontane ging und den er besonders zuletzt mit Eifer beschritt, führte dagegen zu einem mehr oder minder ausgeprägten Skeptizismus und konnte schließlich, in seiner folgerichtigen Verlängerung, nur im Nihilismus münden. Am Ende jeder Stormschen Entwicklung hätte immer ein Bekenntnis gestanden; am Ende der Fontaneschen stand ein Achselzucken. In Storm regierte mehr die dunkle Gefühlsmacht; in Fontane die Helligkeit des Verstandes. Storm hatte Liebe: Fontane Liebenswürdigkeit. Storm glaubte und vertraute, und wenn er zweifelte, so brachte diese. „Zweifel in ehrlicher Männerfaust“ ihn vorwärts und sprengte schließlich die Pforten der Hölle; Fontane war eher ein wenig mißtrauisch, reservierte sich immer ein heimliches Fragezeichen, und sein Zweifel, der nicht Höllentore sprengte, sondern nur leise bohrte, bewirkte bei ihm nicht Vormarsch, sondern Rückzug. Storm konnte grob und rücksichtslos sein, Fontane war stets höflich und zu Konzessionen bereit. Storm war leidenschaftlich und griff an; Fontane war wohlwollend und tolerierte. Dem Holsteiner floß das Stimmungsvolle am leichtesten aus der Feder, dem Märker nach eigenem Geständnis das Geistreiche. Der eine haßte, der andre hatte Abneigungen. Der eine war aktiv, stritt und handelte; der andre hielt sich am liebsten passiv und war Zuschauer. Storm sagte: „Ja — also!“; Fontane: „Ja — aber!“ Als Storm mit der Kirche und ihren Lehren nicht mehr mitkonnte, zog er alle Konsequenzen („Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern“) — gläubig in seinem Unglauben. Fontane im gleichen Falle hätte ironisch gelächelt: Wozu? Storm hätte sich für eine Überzeugung köpfen lassen; Fontane nicht. Mein Tod, hätte er gedacht, ändert ja doch nichts!

Es ist begreiflich, daß besonders ältere Menschen dabei völlig auf Fontanes Seite treten werden. Und vorgetragen mit dem ganzen Charme der Fontaneschen Plauderkunst entzückt diese „Weltklugheit“, dieser lächelnde, feine Skeptizismus, der da sagt: Regt Euch doch nicht auf, Ihr macht die Welt ja doch nicht anders! Nur ist nicht zu leugnen, daß eine Jugend mit solcher Weltanschauung erbärmlich sein müßte. Daß aus solchem Geist nie eine Großtat hervorgehen, weil sich solch ein Geist doch niemals über der Sache selbst vergessen kann. Und man versteht die dumpfe Auflehnung Storms gegen Fontane: Die Auflehnung einer leidenschaftlichen, gefühlsmächtigen Natur gegen eine zu helle, nüchterne, ironisch-überlegne.

Da gibt es von Fontane ein berühmtes Gedicht. Als er an seinem 75. Geburtstag die Scharen musterte, die brieflich oder persönlich gratulieren, wundert er sich. Nicht die Arnims, Bredows, Rochows, Quitzows, die Itzenplitze und die übrigen Mannen des

märkischen Adels sind da, die er, der Preußendichter, besungen hat, sondern erschienen ist nur vollzählig der „prähistorische Adel": Abraham, Isaak, Israel. Und so geht er zu Tisch: „Kommen Sie, Cohn!"

Gewiß illustriert dieses humorvolle Gedichtlein sehr gut bestimmte Zustände. Nur Befangenheit kann leugnen, daß man im preußischen Adel vielfach auf eine schlimme Unterschätzung geistiger Werte stößt, daß dagegen im Judentum ein eingewurzelter Respekt vor jeder geistigen und schöpferischen Kraft lebt. Aber davon einmal abgesehen: es muß doch hinzugesetzt werden, daß in diesem speziellen Falle die Sache nicht ganz so einfach lag, wie sich nach dem Fontaneschen Gedicht vermuten läßt. Denn der Fünfundsiebzigjährige war längst nicht mehr der Mann der Kreuzzeitung, der preußische Helden besang, er war schon längst der Mann der Vossischen Zeitung, der mit Ironie und Skepsis nach rechts und links sah. So wär' es immerhin begreiflich gewesen, wenn sich der märkische Adel aus demselben leichten Mißtrauen heraus, das in Storm gegen Fontane lebte, zurückgehalten hätte. Auf der anderen Seite hat es niemals einen Schöpfer gegeben, dessen Geistesrichtung dem feineren jüdischen Wesen so entgegenkam wie die Fontanesche. Vielleicht weil es nie einen Schöpfer gegeben hat, der zuletzt so viel Berliner war. Ein einziges Gran Berlinertum mehr — und der Poet wäre im Feuilletonismus ertrunken. In seinen letzten Romanen und Gedichten streift er dieses Feuilleton ständig mit dem Rockärmel; mehr und mehr löst sich jede Form auf; seine Altershyrik, so scharmant sie ist, rührt an die äußersten Grenzen, die der Versdichtung gezogen sind, und jeder junge Vollblutlyriker wird sich bei allem Entzücken instinktiv gegen diese Lyrik wehren. Es ist Plauderlyrik, und das ist eigentlich ein Widerspruch in sich selbst. Es wäre fürchterlich, wenn das jemand nachzumachen versuchte. Aber es macht auch keiner nach. Denn Fontane, den alle Dichter doch preisen und hochschätzen, hat charakteristischerweise im ganzen Umkreis der schöpferischen deutschen Literatur keinen Fortsetzer und Geisteserben. Er hatte zu wenig Mutterboden im Verhältnis zu Storm. Ohne Storm ist unsre neuere Dichtung nicht denkbar. Ohne Storm kein Liliencron; ohne Storm des weiteren kein Frenssen. Aber ohne Fontane? Wo sind die Erben seines Geistes? Selbst unsre neue Balladendichtung knüpft nicht an ihn an, sondern an Strachwitz oder auf der andern Seite an Liliencron. Wer sich jedoch an Fontane gebildet hat, das sind unsre feinsten rezeptiven Talente, voran der Direktor des Hofburgtheaters Paul Schlenther, der nicht umsonst vom Dichter selber zu einem seiner Nachlaßpfleger ernannt ward. Sein Stil hat sich an dem Fontaneschen wundervoll geschmeidigt.

Ich glaube gern, daß mir mancher Fontane-Verehrer (und wir alle sind es doch schließlich) nur mit Widerstreben so weit gefolgt ist, und es soll noch einmal betont werden, daß ich mit Absicht manches schärfer unterstrichen habe, um die Richtung dieses Geistes im Gegensatz zu der des Stormschen stark zu kennzeichnen. Unzweifelhaft, das läßt sich heute schon erkennen, war der Geist des Märkers unfruchtbarer, als der des Schleswig-Holsteiners. Auf Storm lauerte gerade die entgegengesetzte Gefahr. Ich will sie mit dem Namen eines Storm-Schülers nennen: mit dem Namen Heinrich Seidel. Das heißt: die Gefahr, sich an die Husumer Teekanne zu verlieren, in engster Enge, Familiensimpelei, Philistrosität unterzugehn. Er stand in einer Epoche seines Schaffens nahe davor. Er rettete sich und ward immer herber. Vom lyrisch-weichlichen „Immensee" zu „Aquis submersus" und zum „Schimmelreiter" ist ein weiter Weg. Trotzdem: ein eigentlicher Erzähler war Storm so wenig wie Fontane. Der eine konnte fast nie den Lyriker, der andre fast nie den Feuilletonisten, den Causeur verleugnen. Der eine gab der Stimmung zu sehr nach, der andre dem Geistreichen. Ob man in fünfzig Jahren von beiden noch Prosa lesen wird, bezweifle ich. Aber ganz gewiß stehen in hundert Jahren noch Verse von ihnen. Und da ist Storm der glücklichere. Fontane nennt ihn einen Liebeslyriker ersten Ranges. Er war es, obwohl er hin und wieder einen fast zu schweren Flügelschlag hatte. Er bewunderte an Mörike so, was ihm selbst fehlte. Jedenfalls bleibt er einer der besten, die wir besaßen. Fontane dagegen war eigentlich gar kein Lyriker. Innere Leidenschaft war ihm nicht gegeben. Während in Storms Versen und Novellen die Liebe „Krone des Lebens" und höchste wirkende Kraft ist, nur in ihr und durch sie die reichste Wesensentfaltung sich vollzieht und die Ehe nach seiner gut germanischen Auffassung eben der Einzelpersönlichkeit erst die Vollendungsmöglichkeit gibt, ist Theodor Fontane nach eignem Geständnis gleich allen seinen Personen „nicht auf die Liebe gestellt". In seinen Romanen, die fast durchweg Eheromane sind, was in Deutschland die Ausnahme, in Frankreich die Regel ist, regiert nie die Leidenschaft; die Liebe wird kaum als Nebenfaktor in Rechnung gestellt, und die Ehe ist ein Übereinkommen, eine Pflicht, eine Versorgung oder dergleichen. Er hat ein sehr charakteristisches Gedicht geschrieben. Er erzählt von einer Frau, die alles für den Mann tut. Jede Strophe aber hat den Refrain: „Und alles ohne Liebe!" Sich in das Leben schicken, seiner Pflicht leben ... das ist das Preußische an Fontane. Den Preußendichter hat man ihn genannt. Storm empörte sich, als er zum erstenmal das „abscheulich-partikularistische" Preußenlied („Ich bin ein Preuße") mitsingen mußte. Er war für Idstedt und Volk, er haßte alles „Feudale", das zu diesem „Volk" nicht gehören wollte, wie die Pest. Fontane dagegen war für Zieten und Seydlitz.

Die Kirche von Marissel.

Gemälde von Camille Corot.

Digitized by Google

hatte für das Feudale eine heimliche Schwäche (wie sie nach dem Zeugnis des Auslandes selbst der mokanteste Berliner für jede Hofkutsche besitzen soll) und entzückte sich an schönen alten Adelsnamen, an den märkischen sowohl wie noch mehr an den schottischen, an Percy und Douglas. Er hat zuletzt auch über diese ganze Douglasballadenpoesie skeptisch gedacht. Was soll all der Lärm? Es klappre zu viel, sei „spektakulös", das Beste sei doch das „Mignon"- und „Harfnerlied" — er fühlte, daß die Ballade gegen das Höchste der Lyrik, gegen Goethe und Mörike und Storm und Klaus Groth nicht ankomme. Trotzdem: seine schönsten balladischen und episch-lyrischen Stücke werden alles andre von ihm überleben. Sie zeigen den besten Kern seiner Persönlichkeit, die vielleicht weiter sah als die Stormsche, aber gefühlsmäßig enger begrenzt war. Nur einmal fielen diese Grenzen — in dem unsagbar schönen Lied des „James Monmouth". Es ist das Herrlichste, was er geschrieben hat, aber es ist auch fast unfontanisch.

Gehen wir von den Persönlichkeiten auf die Nachlaßbücher über. Schon äußerlich verknüpfen sie sich. Es ist charakteristisch, daß beide Dichter nicht einem Sohne, sondern einer Tochter den Nachlaß überantworteten. Storms Tochter Gertrud erzählt, sie hätte in Fontanes Briefen an seine Familie gelesen und hätte dabei an ein in Mappen geordnetes Briefpaket gedacht, das ihr Vater ihr einst übergeben hätte. Es waren die Briefe, die Theodor Storm während der Jahre 1853 bis 1864 von Potsdam und Heiligenstadt aus nach Hause schrieb. Denn bekanntlich war der jung verheiratete Husumer Advokat, der aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl machte, von den Dänen aus Schleswig-Holstein verwiesen worden und in preußische Dienste getreten. Unter dem Titel: „Theodor Storms Briefe in die Heimat" sind diese Episteln aus der Fremde nun von Gertrud Storm veröffentlicht worden (Berlin 1907, Karl Curtius).

Der Vergleich mit Fontanes Familienbriefen drängt sich von selbst auf. Und man wird am besten sagen: dem Empfänger, der Familie, werden Storms Briefe lieber und wertvoller gewesen sein; dem Fernerstehenden, dem Publikum, sind Fontanes Briefe unvergleichlich interessanter. Wenn sich diese zu entzückenden Plaudereien auswachsen, die man mit Vergnügen lesen würde, auch wenn sie eben nicht von Theodor Fontane stammten, erhalten jene ihren Wert nur dadurch, daß man weiß, sie sind von Storm geschrieben. Storm hatte viel Familiensinn und war ein schlechter Briefschreiber; Fontane hatte wenig Familiensinn und war ein Briefkünstler. Das Leitmotiv des Schleswig-Holsteiners ist die ewige Sehnsucht nach der Heimat; er hatte, wie Fontane von ihm sagte, den „altgermanischen Zug, das Leben in der Heimat als Glück, das Leben in der Fremde als Unglück anzusehen". Rührend, aber auch etwas eintönig sind diese Heimwehklagen aus der Verbannung. Und wenn gar Frau und Kinder mal verreist sind, dann ist der Strohwitwer traurig und lebt erst wieder auf, wenn er alle seine Lieben um sich hat. Umgekehrt Fontane. Man hat immer das Gefühl, daß er aufatmet, wenn er Frau und Kinder los ist. „Als glücklicher Familienvater befind' ich mich eigentlich konstant in der nervösen Aufregung einer Besatzung, die jeden Augenblick einen Angriff erwartet, und ich darf sagen, daß ich nunmehr (nach Eurer Abreise) das Gefühl der Ruhe, des Ungestörtseins dankbar genieße." Er hatte auch keinen Sinn für Familienfeierlichkeiten. Dagegen Storm — welche Weihnachtsseligkeit überfällt ihn jedes Jahr! Mit welcher Freude sucht er Geschenke für die Kinder aus! Wie bastelt er, um ihre Augen leuchten zu sehen! Welch ein Kinderfreund ist er überhaupt! Seine Kinder wibbeln durch all seine Briefe, und man versteht, daß dieser Mann so reizende Märchen- und Weihnachtsspiele in Versen schreiben konnte. Dagegen war es Fontane völlig versagt, mit Kindern umzugehen. Er hatte die Gabe nicht. Er hatte dazu nicht genug Liebe, nicht genug Selbstverleugnung, nicht genug Naivität. Er schrieb selbst an Kinder geistreich ...

Man vergleiche ferner, wie verschieden sich Storm und Fontane zu Dienstboten stellen. Fontane will nichts davon hören und rät allenfalls seiner Frau, zu tolerieren, was zu tolerieren ist. Storm bittet in seinen Briefen nicht ein-, sondern zehnmal seinen Vater, doch mit seinem früheren Mädchen „ein bißchen gut zu tun", ihr Liebes zu erweisen, sie zu unterstützen. Im übrigen zeigt er sich in den Briefen „weich, aber zähe", klagt reichlich viel, ist immer der gute Sohn, Vater und Gatte, rechnet besorgt und klug, steigt bis zu Butter- und Gemüsepreisen, Schweineschlachten und Grützwurst, Schinken und braunen Kuchen hinab, klettert als Naturfreund auf Bäume, stellt Maulwurfsfallen und kauft sich eine Wachtel, freut sich der Rotkehlchen und der heimatlichen Spreen und „familiensimpelt", kurz gesagt, mit Wonne. Aber ich leugne nicht, daß mir das gefällt. Wahrscheinlich hätte Frau Fontane die reizendsten und geistreichsten Plauderbriefe besonders als junge Frau mit innigstem Vergnügen hingegeben, wenn ihr Theodor ihr einmal solch einen herzlichen Simpelbrief geschickt hätte!

An literarischen Urteilen sind die Episteln nicht reich. Von einer Bekanntschaft mit Eichendorff wird berichtet, von Mörike geschwärmt, Freytags „Soll und Haben" lobend erwähnt, Heyses „La rabiata" gerühmt, von dem „immer treuen" Geibel gesprochen. Im ganzen: nur ein Buch für die gläubige Storm-Gemeinde. Keins für Fernerstehende. —

Wie hier mehrfach der Name Fontanes anklingt, so grüßt uns der Name Storms

über einem Gelegenheitsgedicht in einem Bande, den Joseph Ettlinger „Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane“ zusammengestellt hat (Berlin 1908, F. Fontane & Co.). Man findet in diesem Bande außer der klugen Ettlingerschen Einleitung, die sich sorgfältig vor einer Überschätzung der Fontaneschen Hinterlassenschaft hütet, eine Erzählung „Mathilde Möhring“, eine Reihe von Gedichten und Gelegenheitsversen, eine Anzahl literarischer Studien und Eindrücke. Die als Roman bezeichnete Erzählung macht uns mit dem Gemmenprofil Mathilde Möhrings bekannt, und man folgt dieser entschlossen aufstrebenden Kleinbürgerstochter, ohne daß man sich doch für ihre kühle Klugheit recht erwärmen könnte. Man gönnt ihr gewiß jede Position, die sie sich im Leben erringen wird, aber damit hat sie auch ihren Lohn dahin, und es ist nichts, was uns mit tieferem Interesse an sie bindet. Die Gedicht-Nachlese nimmt manches von Fontane selbst Ausrangierte wieder auf und bringt in Versen aus der letzten Zeit einiges, was autobiographischen und bestätigenden Wert hat. Immerhin nichts, was poetisch bedeutend genug wäre, um in das Gedichtbuch nachträglich noch eingereiht zu werden. Von den „Literarischen Studien“ nenne ich den Aufsatz über Willibald Alexis als das Beste, was Fontane kritisch gesagt hat. Daneben sind etwa die Rezensionen über Kellersche Werke beachtenswert, weil sie zeigen, wie wenig der Märker das eigentlich Große an dem Schweizer begriff. Überhaupt — Fontane als Kritiker ist eins der merkwürdigsten Kapitel. Fast zwanzig Jahre hat er beruflich in der Vossischen Zeitung das Richtschwert geschwungen, und doch hat es nie einen Menschen gegeben, der weniger Kritiker war. Er wußte eigentlich nie, was er sagen sollte; deshalb sagte er stets Ja — aber, war der geborne „Konzessionsfritze“ und gestand brieflich seiner Tochter, daß er ein neues Stück, welches er nett gefunden hätte, auch mit allen andern Prädikaten hätte belegen können. Er sei immer unsicher ... Aber ein Kritiker, der „immer unsicher“ ist, ein Kritiker, der sich nie recht herauswagt, der nicht in Haß und Liebe reagiert, der nicht seinen Namen tausendmal in die Schanze schlägt, der sich mit seiner ganzen Persönlichkeit nicht für oder wider eine Sache einsetzt, der nicht von seinem Herzen genau so vorwärtsgetrieben wird wie der Dichter, der überhaupt auf den Gedanken kommt, daß er sich Feinde verschaffen könnte, der sein Publikum durch den eigenen felsenfesten Glauben nicht zum Glauben zwingt, der in Haß oder Liebe nicht den durchschlagenden, glatt spaltenden Küraſſierhieb hat, — solchen Kritiker sollte man aufknüpfen. Denn er wird nie ein Führer sein. Lessing heißt noch immer nicht der wohlwollend-tolerierende Diplomat, sondern „der tapfere Landsknecht“ des XVIII. Jahrhunderts. Und Fontanes Kritiken zu sammeln, war ein Schwabenstreich. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird etwas ähnliches aus der Einleitung heraushören, die Paul Schlenther seinerzeit zu den Causerien über das Theater verfaßt hat. Und die literarischen Studien und Eindrücke dieses neuen Nachlaßbandes stehen zwar höher als diese Theaterkritiken, bestätigen im ganzen aber doch das darüber gefällte Urteil. —

Doch nun sollen die Lebenden nicht länger warten. Und gleich zuerst hab' ich da ein Buch zu nennen, das wegen einer kleinen Geschichte, die es enthält, des höchsten Ruhmes wert ist. Ich meine den Novellenband von Jakob Schaffner „Die Laterne und andere Novellen“ (Berlin 1907, S. Fischer). Er wird eingeleitet von einer Erzählung „Grobschmiede“, und sie ist das Schönste, was ich seit langem gelesen habe. Mit einer schalkhaften Innigkeit, einer treuherzigen Wärme, einer festen Behaglichkeit wird der durchaus nicht ungewöhnliche Stoff ausgebreitet und vorgetragen, daß man in allen Tiefen entzückt ist; die ganze Herzlichkeit unsrer liebsten deutschen Meister dringt dabei auf uns ein, und am Ende hat man das Gefühl, daß man etwas wundervoll Frohes und Schönes erlebt hat. Während man doch nur gehört hat, wie sich ein Grobschmiedgesell ein Herz faßt und der widerspenstigen Meisterstochter einen Antrag macht. Den Mut dazu kriegt er durch die Geschichte, die seine Großmutter ihm aus der eignen Jugendzeit berichtet. Wie in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ der Vater dem Sohne erzählt, was seine Mutter einst für ein heißes und köstliches Mädchen gewesen ist, so erzählt hier die Großmutter dem Enkel, damit er für sich daraus lerne, von dem Trotz und der heißen Verwirrung ihrer zwanzig Jahre. Und herrlich, wie sie von der Maskerade spricht. „Vom alten Herrn Maire hatte ich eine ausgetragene Hose an den Knien abgeschnitten und über die Strümpfe gezogen. Ich brauchte sie gar nicht erst unter den Gummizug zu nehmen, sie saßen von alleine fest; wir waren allerwege ein gutbesorgter Jahrgang. Du mußt nur die Angele ansehn, Jean Jacques, so hast Du mich mit zwanzig Jahren.“ Würde diese Erzählung in den Werken Gottfried Kellers stehen, so würden wir sie zu dem Schönsten rechnen, was dem Meister gelang. Nun segelt sie unter der Flagge Jakob Schaffners — aber sollen wir uns deshalb weniger tief vor dieser Staatsnovelle beugen? Hut ab vor ihr und vor dem Manne, der so etwas zustande bringt!

Auch sonst sind in dem Bande Proben eines starken Talentes versammelt, und es fällt auf, daß Jakob Schaffner nicht nur im Klaren und Fröhlichen, im schalkhaft Treuherzigen, im Altfränkisch-Schnörkelhaften zu Gottfried Keller steht, sondern daß er weiter auch jenen Zug zum Phantastischen, ja Grausigen hat, dem der Züricher Staatsschreiber ab und zu nachgab und der z. B. den ge-

schmacklosen Gedichtzyklus vom Lebendig-Begrabenen verschuldet hat. In der „Begegnung", im „Kilometerstein", in der „Escherschen" wird von Jakob Schaffner diesem Hange mehr oder minder gefrönt, doch wir lieben es auch bei ihm mehr, wenn er uns in den starken Werktag zu den aufrechten, besinnlichen Menschen führt und sie in ihrer ganzen Wesensfülle vor uns hinstellt. Schon um der „Grobschmiede" halber verdient dieser Dichter, der uns wieder einmal die ganze Herrlichkeit und Schönheit unsrer Muttersprache zum Bewußtsein bringt, ein hohes Postament.

Helene Voigt-Diederichs, die Holsteinerin, legt uns diesmal Skizzen „Aus Kinderland" vor (Jena 1907, Eugen Diederichs), — Skizzen, in denen sie all das holde Leben, die ernsthaften Torheiten, die krausen Vorstellungen, die Freuden und Leiden wahrscheinlich ihrer eignen kleinen Schar eingefangen hat. Und in solchen perspektivelosen Skizzen, die uns ein Stück Wirklichkeit geben, ist Helene Voigt-Diederichs ja stets ausgezeichnet, während ihr die eigentlich kompositorischen Gaben zu fehlen scheinen. Mit Vergnügen folgt man ihr hier in die Kinderstube, horcht auf das Schwatzen der Plappermäulchen, erlebt die tausend kleinen Wunder mit, die jede Stunde diesen kleinen Menschlein bringt, und wenn einem selber gar so liebes junges Gemüse grünt, fühlt man mit Freude eigne Erfahrungen hier bestätigt. Aber wie selbst der kinderfreundlichste Normalmensch dem fabelhaft intensiven Ansturm dieser kribbelnden Menschlein nur eine gewisse Zeit standhalten kann, so dürfen auch dieser Aufnahmen aus dem Kinderzimmer nicht zu viele werden, wenn unsre Aufmerksamkeit nicht erschlaffen soll. Helene Voigt-Diederichs hat das gefühlt; nur ein dünnes Bändchen hat sie damit gefüllt, und gegen den Schluß hin erlahmt das Interesse dennoch schon. Jedenfalls sei diese schmucke Gabe aus Kinderland besonders jungen Eltern herzlich empfohlen.

Da wäre nun noch ein Buch von Heinrich Sohnrey übrig. Sohnrey ist der Klassiker der Dorfbibliotheken. Ein Wort, das ihn nicht kränken, sondern eher erfreuen wird. Man weiß ja, daß er all seine Kraft an die große Aufgabe gesetzt hat, der immer weiter um sich greifenden Landflucht entgegenzuarbeiten. Auch seine Erzählungen sollen in erster Linie dazu mithelfen, sie sollen dem Bauern seine Arbeit und seine Scholle lieb machen, sie sollen den Dörflern die Augen öffnen für den ganzen „Zauber" und die „Poesie" des Landlebens, für die Schönheit der alten Tracht, für das Glück, das in dem treuen Beharren auf dem „gottgeweihten Wurzelboden" liegt. Sie schildern das Landleben also weniger, als sie es verherrlichen. Sie malen alles Dörfliche ins Sinnige, Gemütvolle, Poetische. Sie stellen es dar, nicht wie es ist, sondern wie es dem gebornen Dorfkinde erscheint, das seit zwanzig Jahren in der Stadt sitzt und Heimweh nach der Jugend hat. Dann mag es einen wohl bedünken, als wäre dazumal da draußen alles Sonne und Segen gewesen, gute schlichte Menschen hätten fröhlich in ihrer Armut ihr Brot gegessen, und statt der lauten und verderbten Welt, die einen jetzt in der Stadt umbrause, hätte da draußen Reinheit, Unschuld und Gottesfriede geherrscht wie im Paradiese. Man sieht: diese ganze Vorstellung ist sentimental, nicht naiv. Es ist die Vorstellung eines Städters; die Vorstellung eines Bauernfreundes, nicht eines Bauern. Und vom Standpunkt der reinen, voraussetzungslosen Kunst betrachtet, sind Sohnreys Werke auch gewiß nicht von sondrer Bedeutung.

Und doch — man soll sie nicht schelten! Es ist doch viel Gutes und Reines, Gesundes und Frohes, Echtes und Rechtes darin, und ich wüßte keine bessere Kost für weite Schichten des Volkes. Wer ein Ideal rein und unbefleckt in der Brust trägt, wer daran glaubt und dafür arbeitet, wie Sohnrey, vor dem wird man nicht nur alle Hochachtung fühlen, sondern der gibt aus seinem guten, treuen Glauben heraus doch auch immer seinen Schriften eine innere Kraft mit, die allen Kunstfehlern zum Trotz menschlich bezwingt. Und alle, die noch einen heißen Glauben an unser herrliches Volk im tiefsten Herzen tragen, werden sich immer wieder auch von der Welt Heinrich Sohnreys mal einfangen lassen, werden für eine Stunde lächelnd vertrauen und mit reiner Seele wie Kinder horchen und nicken.

In solcher Stimmung liest man sich auch in sein eben herausgekommenes neues Buch „Robinson in der Lindenhütte" hinein (Berlin 1908, Martin Warneck), und man liest so lange, bis mal etwas gar zu zuckerig wird, oder der alte Totengräber allzu sentimental erzählt. Sohnrey backt sein Brot „für sinnige Gemüter und gesunde Zähne", wie er selbst sagt. Das Traurige oder gar Tragische liegt ihm nicht; am schönsten entfaltet er seine Gaben im humoristischen Idyll. Eine Geschichte von den klugen Gänsen, die er in einem früheren Buche hatte, war ganz allerliebst. Und schließlich gibt auch der „Robinson" manches, was den sinnigen Gemütern und gesunden Zähnen willkommen sein wird. Dieser liebenswürdige Erzähler ist für die deutsche Literatur nicht wichtig, wohl aber für große Teile des deutschen Volkes.

Der Traum. Gemälde von Puvis de Chavannes.

Illustrierte Rundschau.

Die Sammlung Moreau-Nélaton in Paris. — Goldschmiedearbeiten von Nicolaus Trübner-Heidelberg. — Zu unsern Bildern.

Die größte und wertvollste Stiftung, die seit vierzig Jahren dem Louvre überwiesen worden ist, hat im Musée des Arts décoratifs eine vorläufige Aufstellung gefunden und ist vor wenigen Monaten eröffnet worden. Die prachtvolle Sammlung von 189 Werken der französischen Malerei des XIX. Jahrhunderts, die der Kunstmaler Moreau-Nélaton geschenkt hat, füllt eine seit langem fühlbare Lücke im Louvre aus. Erst jetzt ist es möglich geworden, hier einen vollständigen Überblick über die Entwicklung der Malerei des XIX. Jahrhunderts bis zu den Anfängen des Impressionismus zu gewinnen, die Maler von 1830 erschöpfend kennen zu lernen, u. a. Manets Werdegang von seinen ersten Anfängen an zu verfolgen. Da die Bestimmung besteht, daß ein lebender Künstler im Louvre nicht vertreten sein darf, so kann die Stiftung Moreau-Nélaton, in der auch Sisley und Monet stark vertreten sind, leider noch nicht der Gemäldegalerie des Louvre einverleibt werden, obwohl das sehr wünschenswert wäre. Trotzdem der Wunsch so nahe liegt, den gesamten Gemäldebestand des Louvre an Werken des XIX. Jahrhunderts nach chronologischen und ästhetischen Gesichtspunkten in einer durchlaufenden Reihe von Sälen miteinander zu vereinigen, ist an die Verwirklichung dieses Gedankens in absehbarer Zeit nicht zu denken. Immerhin muß man dankbar sein, daß Moreau-Nélatons großherziges Legat in so kurzer Zeit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Man kann jetzt die Entwicklung aller Meister der französischen Kunst aus der letzten Vergangenheit im Louvre selbst verfolgen. Von Corot waren dort bisher fast nur Gemälde aus seiner reifsten Zeit zu sehen, die schwärmerischen Phantasien über die reichen Waldungen von Fontainebleau. Wollte man den Realisten der Frühzeit kennen lernen, so mußte man die nicht immer leicht zugänglichen Privatsammlungen durchstreifen. Wie anders ist das jetzt geworden! Schon die Stiftung Thorny-Thierry im Jahre 1903 füllte in dieser Richtung eine Lücke aus; nun kommt die Sammlung Moreau-Nélaton hinzu, die abermals 37 Gemälde von Corot enthält, Bilder aus seiner Frühzeit

Digitized by Google

An der Schleuse von Bougival. Gemälde von Sisley.

und eine beträchtliche Reihe von Figurenbildern. Stellt man alle diese Bilder chronologisch zusammen, dann sieht man deutlich, wie Corot aus Dughet und Franz Millet herauswuchs. Mit neidvoller Bewunderung erlebte er in sich die rauschende Kraft und das wuchtige Temperament Ruisdaels nach. Doch seine Seele war zu zart, seine Sinne waren zu fein für die Schwere dieses behäbigen Holländers. Dem van der Meer dagegen, der aus der Umarmung Spaniens den Holländern eine neue Welt gewann, die duftiger, weicher und differenzierter war, schlug sein Herz lebhafter entgegen; an ihm reckte er sich in die Höhe. Seine Figurenbilder, sein schönes Selbstporträt aus dem Jahre 1825, das er seinen Eltern von seiner ersten Italienfahrt heimbrachte, sind Dokumente dafür. Daheim in Paris war Hubert Roberts Name von gutem Klang; auch Corot hatte in seinen Jünglingsjahren diesen Mann geliebt, der mit so vielem Eifer sich in das Detail vertiefte, der für seine Bilder so pittoreske Vorwürfe fand und diese Vorwürfe in ein sinnvoll bescheidenes Format preßte. In Pau malte er redliche Naturstudien, die in der Farbe so außerordentlich viel Charme fanden, so viel Ton und Wert. In ihnen sind fertige Gedanken in logischer Konsequenz abgehandelt; jedes Bild wirkt wie eine in sich geschlossene Tonsymphonie. Das sind die Anfänge seiner Entwicklung. Später wurde er zum Träumer und Schwärmer. Aus dieser seiner bekanntesten Schaffensperiode, die seinen Weltruhm begründet hat, bieten wir als Einschaltbild das Gemälde „Die Kirche von Marissel", das Corot 1866 gemalt und 1867 den Parisern im Salon gezeigt hat. Durchsichtig ist die Luft; die entlaubten Bäume zittern leise im Winde, und die Farben sind milde und duftig hingehaucht. — Der Tiermaler Constant Troyon ist in dieser Sammlung mit drei Bildern vertreten, von denen auf S. 934 die markige Szene „Durchschreiten der Furt" reproduziert ist, die Troyon 1855 malte und die Moreau-Nélatons Vater erwarb. — Manet ist durch das so sehr berühmte „Déjeuner sur l'herbe" vertreten. Das Neue auf diesen Bildern ist augenfällig. Der Schleier der Romantik, durch den die Früheren die Welt gesehen, riß er sich von den Augen, sah die Welt natürlicher und ohne zugeschliffene Brillengläser. Natürlichkeit ... Als dieses Wort erst einmal gefallen war, nahmen Manets Schrittfolger es auf und eroberten mit dieser Fahne der Kunst einen neuen Bezirk. Dem Lichtleben und dem Luftweben haben sie nachgespürt; sie brachten damit eine neue Naturanschauung zur Diskussion und eine Weiterentwicklung der Technik. Man täuscht sich, wenn man glaubt, schon Manets Bilder seien lichtdurchströmt; seine Körper zeigen schwarze Schatten, und seine Töne sind durchaus nicht ohne Schwärze. Erst Monet, Sisley und Pissaro arbeiteten nur mit reinen Farben. Daß auch sie aus einer Tradition herauswuchsen, lehrt die Kollektion Moreau-Nélaton ebenfalls überzeugend. Beider Anfänge berühren sich deutlich mit Corot und Chintreuil. Man kann verfolgen, wie dort, wo die Fontainebleauer aufgehört hatten, die Impressionisten einsetzten, wie ganz allmählich sich ihre Palette aufhellte; von Jahr zu Jahr schritten sie weiter der Sonne entgegen, und endlich trug ihre Kraft sie in ein strahlendes Lichtreich. „La diligence" von Camille Pissaro stammt aus dem Jahre

Selbstbildnis. Gemälde von C. Corot.

Digitized by Google

Durchschreiten der Furt. Gemälde von Troyon.

1870, „Die Klatschrosen" von Claude Monet aus dem Jahre 1873 und „Bateaux à l'église de Bougival" von Alfred Sisley aus dem gleichen Jahre. Die drei Meister waren damals annähernd gleichaltrig; alle im Beginn der dreißiger Jahre. Die Bilder sind also nicht in ihre frühesten Anfänge zu setzen, sondern an den Anfang ihrer reifen Zeit. Schon haben sie sich von dem zarten, weichen Duft der Fontainebleauer ein wenig entfernt. Selbstbewußt arbeiten sie sich weiter in die Höhe, und schon beginnen sie die Farben zu zerlegen, die Farben in Zäpfchen nebeneinander zu setzen, um das Flimmern und Zittern von Luft und Licht zu erreichen. Sie lösen alle Linien auf und mühen sich mit der Farbe Form zu geben; auch die erdigen Töne haben sie schon abgeschworen. Und doch ist noch ein weiter Weg von diesen Bildern bis zu jenen aus ihren letzten Jahren, denen man hin und wieder auch auf deutschen Ausstellungen begegnet. — Moreau-Nélaton war jedoch nicht einseitig. Neben den bisher genannten Werken enthält die Sammlung noch drei Meisterwerke von Carrière, ein schönes Bild von Daumier, sechs Gemälde von Decamps und elf Meisterwerke ersten Ranges von Delacroix, ferner sind Chassérian, Diaz, Fantin-Latour, Fromentin, Géricault und noch manche andere vertreten. Eine Vision von Pierre Puvis de Chavannes bedarf noch besonderer Erwähnung. Es ist der Entwurf für einen Fries im Pantheon und stammt aus dem Jahre 1877: Der Traum. Ein Jüngling liegt schlafend am Ufer eines Sees; er sieht im Traum die Liebe, den Ruhm und den Reichtum auf sich zuschweben und seine Sehnsucht mit irdischen Glücksgütern stillen. Wir stellen eine Reproduktion dieses Gemäldes an die Spitze dieser Rundschau. Die Photographien, die Herr Berne in Paris nach einigen Bildern dieser schönen Sammlung angefertigt hat, sind so vorzüglich, daß sie dem deutschen Leser einen guten Begriff von den Schönheiten der Originale zu übermitteln vermögen. — Ein Meister der Goldschmiedekunst, dessen Energie so gut die historischen Stile beherrscht, als er die berechtigten und innerlich gesunden Forderungen der Modernen vertritt, ist Nikolaus Trübner in Heidelberg. Trübner ist in einem Haus aufgewachsen, wo schon zwei Generationen vor ihm, sein Vater und Großvater, die Goldschmiedekunst erfolgreich gepflegt haben. Sein Bruder, der Maler Professor Wilhelm Trübner, ist den Kunstfreunden füglich bekannt. Bei den Arbeiten, die wir von Nikolaus Trübner vorführen, muß man berücksichtigen, daß — man mag sich dagegen sträuben wie man will — die Richtung, die das Kunstgewerbe einzuschlagen hat, nicht allein von den ausübenden Künstlern bedingt wird, daß sie vielmehr zu einem guten Teil auch von dem mehr oder weniger geläuterten Geschmack der Auftraggeber oder Käufer abhängig ist. So war beispielsweise für das Tafelsilber der badischen Städte zum goldenen Ehejubiläum des verewigten Großherzogs der Rokokostil vorgeschrieben. Für den Erfinder des Entwurfs, Kunstgewerbeschuldirektor Karl Hoffacker in Karlsruhe, war es eine schwere Aufgabe, dieser Forderung gerecht zu werden und damit gleichzeitig eine originale Schöpfung zu verbinden. Wie trefflich dies gelungen ist, zeigt das Mittelstück des Tafelsilbers, die große Jardiniere mit den beiden von Hermann Volz

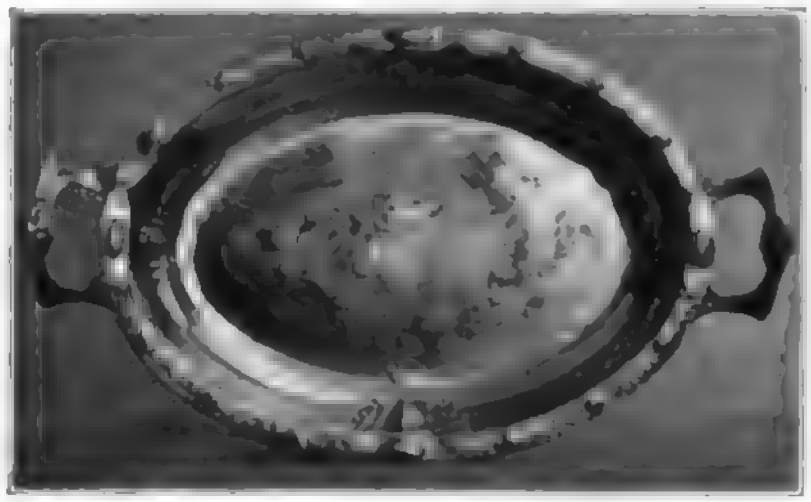
Die Klatschrosen (Argenteuil). Gemälde von Claude Monet.

Digitized by Google

modellierten, die Krone haltenden Putten. Rokokomotive sind geradezu spielend aufs glücklichste mit moderner Linienführung vereinigt zu einem phantasievoll empfundenen, vollendeten Werk. Dieselbe Schwierigkeit war bei der Gestaltung des Diptychons zu überwinden, das als Geschenk der Universität Heidelberg in modern-gotischer Auffassung ebenfalls zum goldenen Ehejubiläum des Großherzogs von Trübner zu entwerfen war. Das monumentale, durch Elfenbeineinlagen und Halbedelsteine gezierte Schaustück ist in ganz getriebener, schwer gediegener Technik hergestellt. Die klar disponierte Arbeit er-

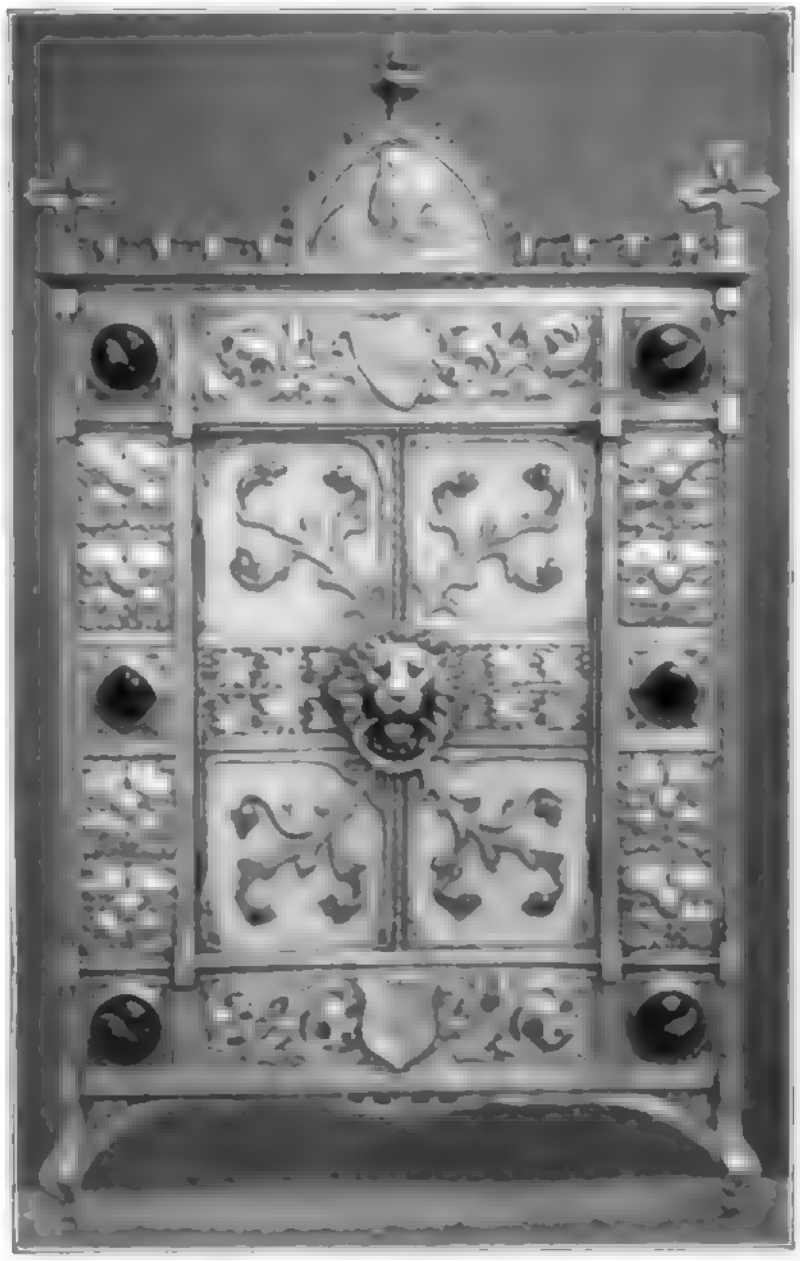
Schale auf silbervergoldetem Träger.
Von Hofjuwelier N. Trübner in Heidelberg.

zielt eine vornehme Wirkung. Auf ganz anderen Bahnen wandelt Trübner mit zwei weiteren Stücken; sie gehören durchaus der modernen Richtung an. Zunächst der Pokal, ein von dem in Heidelberg lebenden Prinzen Wilhelm von Sachsen-Weimar für Mannheim gestifteter Rennpreis. Über einem Marmorsockel erhebt sich der getriebene Pokal in allen seinen Teilen gleichmäßig kräftig gearbeitet. Den Abschluß am Fuß bilden die Falken, das sächsische Wappentier, als Bekrönung ist das auf den Wohnsitz des Stifters hinweisende Heidelberger Schloß gewählt. Die gute Verteilung des Marmors, der Halbedelsteine, der silbernen und vergoldeten Partien ergeben auch in ihrer Farbenwirkung ein harmonisch ausgebildetes Ganzes. Ein wiederum in seiner Technik völlig anders geartetes Werk sehen wir in der ovalen Schale mit dem Fischmotiv. Ihre Ausführung ist in der neuen Ziseliertechnik gehalten; die Fische sind nach Plakettenart hauptsächlich von der Rückseite herausgetrieben und haben von obenher nur ganz geringfügige Nacharbeitung erfahren. Die weiche Behandlung des Wassers und der Fische ist trefflich gelungen; die Gesamtwirkung wäre vielleicht noch erhöht, wenn die beiden Ornamentstücke zwischen der Fläche der Schale



Schale. Von Nikolaus Trübner.

und ihrem oberen Rande auf der Längsseite weggefallen wären. Außerdem geben wir ein der französischen Geschmacksrichtung sich näherndes Prachtstück, eine von der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin hergestellte Schüssel in Verbindung mit einem silber-vergoldeten Träger auf schwarzpoliertem Holzsockel. Louis Seize-Motive beherrschen die delikate Arbeit. — Daß gerade in Heidelberg die Bedingungen zum Gedeihen der Goldschmiedekunst besonders günstig liegen, kann man nicht sagen, es fehlt hier natürlich mehr als in einer Großstadt kaufkräftiges Publikum. Einst war das anders, als hier noch die prachtliebenden pfälzischen Kurfürsten residierten, als Otto Heinrichs



Diptychon. Entworfen und ausgeführt von N. Trübner in Heidelberg. Geschenk der Universität Heidelberg zur goldenen Hochzeit des Großherzogpaares.

Digitized by Google

Tafelsilber. Mittelstück. Ausgeführt von Hofjuwelier R. Trübner in Heidelberg.

und seiner Nachfolger Kennerschaft die glänzende Kunst der hugenottischen Réfugiés in Heidelberg gefördert hat; davon spricht noch eine erhaltene Goldschmiedeordnung vom Jahre 1563. Wenn trotzdem Trübner sich auch hier mit seinen Treibarbeiten, seinem eigensten Schaffensgebiet, sich nicht nur durchzusetzen, vielmehr auch gut einzubürgern verstand, wenn man sich in seiner Werkstätte jederzeit an einer ganzen Reihe eigenartiger Arbeiten erfreuen kann, so beweist dies doch, daß originale künstlerische Arbeit von einem treuen Kreis von Abnehmern seiner engeren Heimat wie der Rheinlande gesucht und geschätzt wird. Ob sich aber kunstvolle Leistungen gegen die Flut der aufdringlichen Fabrikware auf die Dauer werden halten können, das hängt nicht nur von den Kunstfreunden ab, vielmehr davon, daß uns wieder mehr Männer geschenkt werden, deren Energie und künstlerische Begabung ebenso hoch entwickelt ist wie ihre peinlich solide Technik; so wie bei Meister Nikolaus Trübner.— Unser Heft schmücken vier mehrfarbige Kunstbeilagen, deren Farbentöne einen harmonischen Zusammenklang ergeben. Das Titelbild „Siesta“ stammt von Prof. Josef Block, die kleine Holsteinerin mit ihrem charakteristischen Goldhäubchen von F. Peters-Weber; ein prächtiges Stilleben steuert Karl Hochhaus bei; von fesselndem Reiz ist das Interieur „Frühlingsabend“ von Professor Paul Hoecker. Das Heft bringt außerdem das Watteausche Gemälde des lautenschlagenden „Gilles mit seiner Familie“, einen köstlichen Besitz der Londoner Wallace-Galerie, und die Bronzestatuette der „Phryne“ von Prof. Hugo Kaufmann. Ein phantastischer Vorwurf, kühn und mit einer gewissen diabolischen Überlegenheit dargestellt, liegt dem originellen Gemälde „Zweikampf“ von Prof. Franz von Stuck zugrunde. Auf die Zeit der Künstler-Ressourcen weist Walter Georgis pikante „Dame in Weiß“ hin; einen Gegensatz dazu bringt die anmutige Mädchengestalt auf dem Bilde „Das grüne Sofa“ des Engländers John Lavery. Nach einer stimmungsvollen Landschaft von Carl Spitzweg macht das Temperagemälde von Adolf Münzer, das einen „Karnevalszug“ der jungen Münchner Künstlerschaft darstellt, den Beschluß. H. v. Sp.

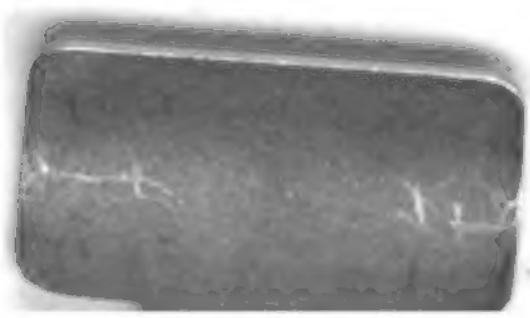
Pokal. Mannheimer Rennpreis, 1905. Gestiftet von Prinz Wilhelm von Sachsen-Weimar. Von R. Trübner in Heidelberg.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatshesten, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

ID 20450



Digitized by Google

Digitized by Google